Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

68

Digitized by Google

Digitized by Google

830.6
P94

Digitized by Google

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertdreiundfünfzigster Band.

Juli bis September 1913.

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.
1913.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

des

153. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

	Seite
Baudissin, Wolf. Wilh., Nationalismus und Universalismus	385
Behne, Adolf, Die ästhetischen Theorien der modernen Baukunst	274
Bonus, A., Ravenna	253
Conrad, Herm., Margarethe von Valois	90
Daniels, Emil, Ludwig Börne und E. Th. Amadeus Hoffmann	217
Delbrück, H., Besprechung von W. Wilson, Der Staat	124
—„— Nachwort zu S. Krebs, Freie Bahn in der Bildung	529
—„— Jul. Bachem, Erinnerungen eines alten Publizisten und Politikers	533
Drews, Arthur, Succos „Toyokuni"	519
Fellinger, R., Die Unabhängigkeit der Richter bei den deutschen Sondergerichten	441
Franz, Erich, Besprechung von G. Fittbogen, Neuprotestantischer Glaube	335
Fuhrmann, M., Besprechung von M. E. v. Rheinbaben, Du meine Heimat	160
—„— S. Lagerlöf, Eine Herrenhofsage	358
—„— M. E. delle Grazia, Gottesgericht und andere Erzählungen	358
—„— K. v. Golowin, Moderne Heiden	358
—„— J. Jobst, Nimm das Leben wie den Tag	361
Glasenapp, G. v., Antike Mysterien-Gottheiten und russische Vornamen	15
Gneisenau, Drei Briefe von und über Gneisenau, veröffentlicht von J. Gotthardt	106
Güldenstubbe, M. v., Die Freiheit des Einzelnen im heutigen Staat	71
Gürtler, H., Besprechung von Kinder- und Hausmärchen, von Grimm 2 Bände	350
—„— J. K. A. Musäus, Volksmärchen der Deutschen	350
Hagen, M. v., Bismarcks Staatsstreichgedanken bei seinen parlamentarischen Kämpfen um die Kolonien	121
Harnack, Adolf, Besprechung von A. v. Ungern-Sternberg, Der traditionelle alttestamentliche Schriftbeweis	119
Harnack, Agnes, Die sozialdemokratische Jugendliteratur	60
Harnack, Otto, Ueber die Grundlagen der Aesthetik als Wissenschaft	1
Hartmann, Alma v., Besprechung von Maurice Maeterlinck, Vom Tode	331
Havenstein, M., Besprechung von M. Dauthendey, Der Geist meines Vaters	345
—„— W. Harlan, Das Nürnbergisch Ei	347
Hohohm, M., Torstenssion als Vorgänger Friedrich des Großen im Kampf gegen Oesterreich	423

265380 Digitized by Google

Seite

Jäger, G., Besprechung von H. Levy, Die Grundlagen des ökonomischen Liberalismus in der Geschichte der englischen Volkswirtschaft . . . 342
Janell, W., Die Schulschauspiele und ihr Untergang 133
Kayser, R., Bejamin Franklin und der Amerikanismus 465
Kestner, F., Weiteres über die angeblichen, unerwünschten Folgen der Sozialpolitik 537
Kihn, H. A., Besprechung von T. Tamm, Die Hingstberger 356
Korodi, L., Besprechung von K. Müller-Popritz, Deutsches Orient-Jahrbuch 1913 132
—„— R. Honigberger, Bericht über den Versuch einer Statistik der in Bukarest lebenden Siebenbürger Sachsen 132
Korwan, A., Besprechung von H. Driesch, Ordnungslehre 114
—„— Fortschritte der Psychologie und ihre Anwendungen, herausgegeben von K. Marbe 119
—„— Dschuang Dsi, Das wahre Buch vom südlichen Blütenland, deutsch von R. Wilhelm 329
—„— Carlo Spanzini, Die Fortschritte der Völkerpsychologie von Lazarus bis Wundt 330
—„— M. Frischeisen-Köhler, Jahrbücher der Philosophie 331
—„— Besprechungen von A. Drews, Geschichte des Monismus im Altertum 516
Krebs, Siegfr., Freie Bahn in der Bildung 526
Lucka, Emil, Spinoza und Fichte 193
Matthaei, Ad., Besprechung von R. J. Campbell, Zehn Predigten, übersetzt von M. Pick 338
—„— H. Weinel, Jesus 340
—„— A. Fischer, Mehr Praxis als Reform unserer Bildung 341
—„— O. Uttendörfer, Das Erziehungswesen Zingendorfs und der Brüdergemeinde in seinen Anfängen: **Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. LI** 342
—„— C. v. Zestrow und Th. Steinmann, die Geheimreligion der Gebildeten 516
—„— Ph. H. Wicksteed Zeitlichkeits- und Ewigkeitsreligion 517
—„— Th. Engert, Jesus im Banne des Modernisteneides 517
—„— P. Feine, Einleitung in das neue Testament 518
—„— Arbeiten des Bundes für Schulreform Nr. 6. 530
—„— J. Schnitzer, Savonarolas Erzieher und Savonarola als Erzieher . 532
—„— E. Schubert, die evangelische Predigt im Revolutionsjahr . . . 534
Müller-Freienfels, R., Moderne Dichtung und moderne Kultur . . 479
Prahl, K., Die Soldatenkatechismen von E. M. Arndt 450
Prellwitz, G., Besprechung von H. Riemann, Pierrot im Schnee . . . 143
—„— H. Mayr, Gleichnisse und Legenden 150
—„— R. M. Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge . . 151
—„— A. Supper, Die Mühle im kalten Grunde 153
—„— Johanna Wolff, Hanneken 153
Rachel, H., Besprechung von H. Sieveking, Georg Heinrich Sieveking . 126
Sakmann, P., Diderot 296
Schacht, R., Illustrierte Bücher 134
—„— Neue Romane 153
Scheffer, Thassilo v., Besprechung von Deutsche Erde, Band II, H. v. Krause, Unter der wendischen Krone 131
—„— Deutsche Erde, Band III, H. Ritter, Rheinisches Grenzland . . . 131
Schiele, G. W., Brot und Blut 39
Schmidt, Ferd. Jak., Die evangelische Kirche und ihre nationale Mission 488
Schneidewin, M., Eine neue Volksausgabe von Goethes Werken . . 143
Scholz, Heinrich, Goethe und der Katholizismus 138
—„— Wandlungen im Wesen der Universität seit 100 Jahren 316
Schüßler, Wilh., Neudeutschland und Oesterreich 400
Smith, Francis, Die letzten Kämpfe der Florentiner gegen das Kaisertum 284
Weidenmüller, Otto, Rudolf Hildebrands Vermächtnis 80
West, Robert, Zwei Denkschriften des Direktors der Berliner Nationalgalerie 245

Digitized by Google

Seite

West, Robert, Eine neue Kunstgeschichte 413
Wiedenfeldt, K., Besprechung von E. Rotschild, Kartelle, Gewerkschaften und Genossenschaften nach ihrem inneren Zusammenhang im Wirtschaftsleben 535
Zeller, G., Besprechung von W. Weisbach, Impressionismus 521

Besprochene Werke.

Arbeiten des Bundes für Schulreform Nr. 6. Das Wesen der Bildung, die Schultypen, die Vorbildung für das Lehramt . . . 530
Bachem, Jul., Erinnerungen eines alten Publizisten und Politikers . . 533
Bode, Wilh., Stunden mit Goethe, IX. Bd., Heft 3 138
Börnes Werke, Historisch-kritische Ausgabe in 12 Bänden, herausgegeben von Ludwig Geiger 217
Campbell, R. J., Zehn Predigten, übersetzt von M. Pick 338
Dauthendey, M., Der Geist meines Vaters 345
Davidsohn, R., Geschichte von Florenz, III. Band 284
Teledda, G., In der Wüste 158
*** Deutsche Weltpolitik und kein Krieg 548
Drews, A., Geschichte des Monismus im Altertum 516
Triesch, H., Ordnungslehre 114
Engert, Th., Jesus im Banne des Modernisteneides 517
Feine, P., Einleitung in das neue Testament 518
Fischer, A., Mehr Praxis als Reform unserer Bildung 341
Fittbogen, G., Neuprotestantischer Glaube 335
Fred, W., Margarethe von Valois. Memoiren, Briefe und sonstige Dokumente ihres Lebens. 2 Bände herausgegeben 90
Frischeisen-Köhler, W., Jahrbücher der Philosophie 331
Gerlach, Der Landarbeiter und sein landwirtschaftlicher Betrieb . . . 42
Goethes Werke, Neue Volksausgabe von Ed. Engel veranstaltet . . . 143
Golowin, K. v., Moderne Heiden 358
Grazia, M. E. delle, Gottesgericht und andere Erzählungen 358
Gregorovius, Ferd., Wanderjahre in Italien, Auswahl in zwei Bänden 253
Grimms Kinder- und Hausmärchen, 2 Bände 350
Grünfeld, E, Die japanische Auswanderung 183
Handbuch der Kunstwissenschaft, herausgegeben von Fritz Burger . 413
Harlan, M., Das Nürnbergisch Ei 347
Haupt, Albrecht, Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen 253
Haushofer, K., „Dai Nihon", Betrachtungen über Groß-Japans Wehrkraft, Weltstellung und Zukunft 183
E. T. A. Hoffmanns Werke in fünfzehn Teilen, neu herausgegeben von Georg Ellinger 217
Honigberger, R., Bericht über den Versuch einer Statistik der in Bukarest lebenden Siebenbürger Sachsen 132
Jaszi, O., Die Ausgestaltung der Nationalstaaten und die Nationalitätenfrage 562
Jobst, J., Nimm das Leben wie den Tag 361
Justi, Ludwig, Der Ausbau der Nationalgalerie, zwei amtliche Denkschriften 245
Krause, H. v., Unter der wendischen Krone 131
Kurth, Jul., Die Mosaiken von Ravenna 253
Lagerlöf, S., Eine Herrenhofsage 358
Levy, J., Die Grundlagen des ökonomischen Liberalismus in der Geschichte der englischen Volkswirtschaft 342
Liefmann, M., Kunst und Heilige 253
Ludwig, M., Das Reich 154
Maeterlinck, M., Vom Tode 331
Marbe, K., Fortschritte der Psychologie und ihre Anwendungen, herausgegeben 119
Mayr, H., Gleichnisse und Legenden 150

Digitized by Google

Seite

Möller van den Bruck, Die italienische Schönheit 253
Müller-Popritz, K., Deutsches Orientbuch-Jahrbuch 1913 132
Musäus, J. K. A., Volksmärchen der Deutschen 350
Oncken, H., Der Kaiser und die Nation 163
Rachfahl, F., Kaiser und Reich 163
Religion in Geschichte und Gegenwart, Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung 253
Reventlow, Herrn Dames Aufzeichnungen 159
—„— Ellen Olestjerne 159
Rheinbaben, M. E. v., Du meine Heimat 160
Riemann, H., Pierrot im Schnee 148
Rilke, R. M., Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge 151
Ritter, H., Rheinisches Grenzland 131
Rotschild, E., Kartelle, Gewerkschaften und Genossenschaften nach ihrem inneren Zusammenhang im Wirtschaftsleben 535
Schnitzer, J., Savonarolas Erzieher und Savonarola als Erzieher . . 532
Schubert, E., Die evangelische Predigten im Revolutionsjahr 534
Sering, M., Die Grundbesitzerteilung in den großen Reichen 52
Sieveking, H., Georg Heinrich Sieveking 126
Succo, F. Utagawa Toyokuni und seine Zeit 519
Supper, A., Die Mühle im kalten Grunde 153
Spanzini, Carlo, Die Fortschritte der Völkerpsychologie von Lazarus bis Wundt 330
Spranger, E., Wandlungen im Wesen der Universität seit 100 Jahren . 317
Tamm, T., Die Hingstberger 356
Thom, A., Lindeleid 156
Ungern-Sternberg, A. v., Der traditionelle alttestamentliche Schriftbeweis 119
Uttendörfer, O., Das Erziehungswesen Zinzendorfs und der Brüdergemeinde in seinen Anfängen. Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. LI 342
Watson, Seaton, Die südslawische Frage im Habsburger Reiche . . . 549
Weinel, H., Jesus 340
Weisbach, W., Impressionismus 521
Wicksteed, Ph. H, Zeitlichkeits- und Ewigkeitsreligion 517
Wilhelm, R., Tschuang Tsi, Das wahre Buch vom südlichen Blütenland, verdeutscht 329
Wilson, W, Der Staat 124
Wolff, Johann, Hanneken 153
v. Zastrow C. und Th. Steinmann, Die Geheimreligion der Gebildeten 516

Politische Korrespondenz.

Delbrück, Das Kaiserliche Jubiläum 161
—„— Das Beamtentum unter Wilhelm II 164
—„— Die Armee- und Steuervermehrung 166
—„— Gerhart Hauptmanns Festspiel 171
Daniels, E., Die Krisis des Balkanbundes. — Der japanisch-amerikanische Konflikt 174
Korodi, L., Der Kabinettswechsel in Ungarn. — K. und k. — Rumänien dies- und jenseits der Karpathen. — Anlehnung an die germanische Kultur 362
Daniels, E., Die Katastrophe Bulgariens. — Die Japaner in China, die Amerikaner. — Die französische Militärreorganisation . . . 367
—„— Der Friede von Bukarest. — China und Mexiko. — Eine Flugschrift über Deutschlands auswärtige Politik. — Oesterreich-Ungarn und die Südslawen 543
Delbrück, Bebel der Demagog 556
Korodi, L., Neue Deutschenhetze in Ungarn. — Der stille Schulkrieg in Oesterreich 561

Digitized by Google

Ueber die Grundlagen der Aesthetik als Wissenschaft.

Eine akademische Rede.

Von

Professor **Otto Harnack.**

Das Thema, das ich in dieser Stunde zu behandeln beabsichtige, ist aufzustellen nicht unnötig. Die Berechtigung der Aesthetik als Wissenschaft ist in neuerer Zeit oftmals angegriffen worden. Und zwar von zwei Seiten her.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde in der deutschen Geisteswissenschaft die theoretische Richtung von der historischen abgelöst. In der Literatur- und Kunstwissenschaft erhielten Literatur- und Kunstgeschichte die überragende, zuletzt die fast einzig maßgebende Stellung. Man begann zu meinen, unsere Forschung müsse sich auf die Erkenntnis des tatsächlichen Verlaufs der Vergangenheit beschränken und auf eine Beurteilung verzichten, weil für diese nur willkürliche Maßstäbe angewandt werden könnten, die keine innere Berechtigung hätten. Bei dieser Anschauung hat man eine Wissenschaft der Aesthetik überhaupt nicht mehr anerkannt. Man vergaß aber dabei, daß auch schon jede Ordnung der erforschten historischen Tatsachen die Anwendung bestimmter Maßstäbe in sich schließt, daß die einfachen historischen Konstatierungen des Aufstieges und des Niederganges der Kunst, ihres Aufblühens und ihres Verfalls tatsächlich schon ein Urteil in sich schließen, daß andererseits, wenn man auf jedes Urteil verzichten wollte, die Geschichte bloß eine wirre Anhäufung von Einzelheiten darbieten würde, die kein Interesse erregten und aus der nichts zu lernen wäre. Man ließ überhaupt außer Acht, daß jede Wissenschaft, auch die historische, nach allgemeinen Erkenntnissen streben muß, um unserem Geist Befriedigung zu geben.

Digitized by Google

Die andere Sphäre, von der sich Opposition gegen eine wissenschaftliche Aesthetik erhoben hat, ist die der Künstler und Dichter gewesen. Nachdem lange Zeit hindurch ein friedliches Verhältnis zwischen Theorie und Ausübung der Kunst geherrscht hatte, kam im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine rein subjektivistische Auffassung der künstlerischen Tätigkeit auf, welche in dem Kunst- oder Dichtwerke nichts anderes sehen wollte, als eine persönliche Aeußerung des schaffenden Individuums, die nach irgendwelchen Gesetzen oder Normen messen zu wollen widersinnig sei. Für diese Auffassung war die Aesthetik nur eine willkürliche despotische Macht, welche das freie Kunstschaffen einengen und ersticken wolle. Es wurde aber hierbei übersehen, daß, so gewiß der Künstler oder Dichter das Recht hat, sich um keinerlei Aesthetik zu bekümmern, so doch andererseits niemand das Recht hat, dem menschlichen Geist zu verbieten, seine Denktätigkeit auf irgendein Gebiet, sei es auch auf das Gebiet der Kunst, auszudehnen, daß der forschende Geist eine Schranke überhaupt nur dort anerkennt, wo er selbst zum Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit gelangt ist. Man übersah aber auch ferner, daß die Aesthetik es ja durchaus nicht nur mit den Schöpfungen der Kunst zu tun hat, sondern daß sie jede Lebens- und Naturerscheinung, die uns zu einem Urteil des Wohlgefallens oder Mißfallens veranlaßt, ihrer Betrachtung unterwirft, — wie ja überhaupt unter der unendlichen Fülle von Eindrücken, die uns zu einem ästhetischen Urteil auffordern, die Urteile über Kunstwerke oder Dichtungen nur vereinzelte Fälle darstellen. —

Wenn wir demnach die Berechtigung einer wissenschaftlichen Aesthetik gegenüber jenen doppelten Angriffen aufrecht erhalten, so wollen wir andererseits nicht verkennen, daß die Aesthetik selbst nicht ohne Schuld gewesen ist an der Feindschaft, die sich gegen sie erhob. Leider hat aber auch hier das im Leben nicht seltene Mißverhältnis stattgefunden, daß die Hauptangriffe erst losbrachen zu einer Zeit, als man schon im besten Zuge war, die Grundfehler zu beseitigen. Diese Fehler rührten daher, daß die Aesthetik jener Zeit, wie das nicht anders sein konnte, unter die Herrschaft der spekulativen Philosophie gekommen war, daß sie infolgedessen davon überzeugt war, a priori feste Begriffe des Schönen und feste Normen für jede Kunstübung aufstellen zu müssen. Eine solche Aesthetik konnte in der Tat zu einer unerträglichen Last für das fernere Schaffen wie auch für das unbefangene Empfinden des Schönen werden.

Digitized by Google

Indessen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat ja in unserer gesamten wissenschaftlichen Auffassung der Glaube an absolut gültige Theorien und Doktrinen der Ehrfurcht vor der Erfahrung, vor der empirischen Erforschung der Tatsachen weichen müssen. Für uns ist heute jede Wissenschaft selbstredend auf den Empirismus gegründet, und spekulative wissenschaftliche Deduktionen reden eine Sprache, die uns fremd und unverständlich geworden ist. Auch die Aesthetik hat sich diesem Umschwung nicht entzogen. Für sie fiel aber dieser Fortschritt zusammen mit einem Zurückgehen auf die schon vormals durch Kant gelegten Grundlagen der Aesthetik, die inzwischen verlassen worden waren, — wie ja überhaupt die gesamte neuere Philosophie sehr entschieden wiederum an Kant angeknüpft hat.

Kant hat in seiner „Kritik der Urteilskraft" als Erster den entscheidenden Schritt getan, das ästhetische Empfinden und das daraus sich ergebende Urteil als eine selbständige, eigenartige Funktion unseres Innenlebens zu verkündigen. Er hat die Befriedigung, die im ästhetischen Empfinden liegt, als ein interesseloses Wohlgefallen bezeichnet, nach unserem Sprachgebrauch etwa: ein Wohlgefallen ohne Bezug auf eine Zweckbestimmung. Weder die Erfüllung eines ideellen moralischen, noch eines physischen materiellen Zweckes, noch auch eine Befriedigung des Verstandes ruft das ästhetische Wohlgefallen hervor, sondern dieses Wohlgefallen ruht vollständig in sich und hat an sich selbst genug. Allerdings erklärt Kant, daß wir das Schöne als ein *Symbol* des Sittlichen betrachten können; aber jede *reale* Verbindung zwischen beiden leugnet er entschieden. Durch diese in ihrer Einfachheit selbstverständlich scheinende und doch von niemand vorher gefundene Feststellung befreite Kant mit einem Schlage das ganze ästhetische Lebensgebiet und die ganze ästhetische Richtung in unserem eigenen Innenleben von der Dienstbarkeit, in der sie bisher gestanden hatten. Dichter und Künstler jener Zeit begrüßten diese Lehre mit Entzücken; Goethe und Schiller fanden sich in ihr zusammen, und in Rom wurde sie den bildenden Künstlern durch einen Schüler Kants verkündigt.

Wir sehen, daß bei dieser Betrachtung der Aesthetik durchaus von dem ästhetischen Empfinden, wie ja schon der Name dieser Wissenschaft besagt, nicht etwa von dem Schaffen ästhetischer Werte ausgegangen wird. Und dies kann auch nicht anders sein. Denn derartige allgemeine Grundbestimmungen können nur von den allgemeinen, regelmäßig zu beobachtenden Phänomenen ausgehen, und

Digitized by Google

ein solches allgemeines Phänomen ist die Aufnahme eines ästhetischen Eindrucks, für die jedenfalls nur sehr wenige — bedauernswerte — Menschen unzugänglich sind. Dagegen das künstlerische Schaffen, das Erzeugen selbständiger, dauernder ästhetischer Werte ist nur wenigen verliehen. Dazu kommt ferner: das ästhetische Empfinden kann, wenn auch nicht eigentlich erklärt, so doch beobachtet, beschrieben, in gewisser Art mit unseren psychophysischen Hilfsmitteln sogar gemessen werden. — Das künstlerische Hervorbringen dagegen entzieht sich, gerade in seinem entscheidenden Punkte, jeder Beobachtung — es ist ein Mysterium. Wohl kann ein Dichter, ein Künstler über die Grundsätze, die ihn bei der Ausführung seiner Werke leiten, wertvolle Mitteilungen geben; es gibt sogar einige, jedoch nur sehr wenige Künstler, die sich selbst in der Schaffenstätigkeit beobachtet und über sich reflektiert haben; im ganzen aber schließt die Produktion und Reflexion einander aus; und jedenfalls ist der wesentlichste Moment, der Akt der eigentlichen künstlerischen Konzeption, etwas Unbewußtes, von dem keine Rechenschaft gegeben werden kann.

Die Aesthetik als Wissenschaft geht demnach von der Untersuchung der Empfindungen aus, die das ästhetische Urteil hervorrufen. Diese Empfindungen des Wohlgefallens sind selbstredend von den rein physischen Annehmlichkeiten zu unterscheiden. Wenn z. B. viele Personen angeben, daß die grüne Farbe ihren Augen besonders angenehm sei, so ist darin kein Urteil über irgendwelchen ästhetischen Wert der grünen Farbe ausgesprochen, sondern es ist nur eine physiologische Tatsache konstatiert. In das ästhetische Gebiet wird eine Empfindung erst dadurch erhoben, daß unsere Phantasie, die Grundkraft des ästhetischen Schaffens und Genießens aufgerufen wird. Kein ästhetischer Genuß kommt zustande ohne die Mittätigkeit der Phantasie des Genießenden. Die Eindrücke von Farben oder Tönen, die unser Gesicht oder Gehör aufnimmt, werden erst durch die Phantasie zu einer Einheit, zu einem Gesamteindruck vereinigt, so daß sie das Wohlgefallen des ästhetischen Eindrucks erregen.

Gegenüber dem Kunstwerk ist aber diese Tätigkeit der Phantasie keine so freie und selbständige, wie bei unserer ästhetischen Betrachtung der Natur, die sich nach unserer persönlichen Wesensart oder nach allgemeinen Traditionen richtet. Gegenüber dem Kunstwerk fühlt sich unsere Phantasie auf die Bahn gewiesen, die der schaffende Künstler ihr vorgezeichnet hat. Er übt die Suggestion auf uns, daß wir in einer Folge von Gesprächen eine dramatische Handlung,

Digitized by Google

vielleicht eine große historische Katastrophe erkennen, daß wir in Pinselstrichen und Farbflecken das Bild des Lebens, das er selbst geschaut hat, durch unsere von ihm gelenkte Phantasie wiederfinden, daß wir in dem toten Marmor das Leben empfinden, das er in ihn hineingeschaffen hat. Trotzdem, — wer diese Kraft der Phantasie nicht in sich mitbringt, für den bleiben Töne, Worte, Farben, Linien nur Einzelwahrnehmungen, wortlos, sinnlos, unerfreulich, vielleicht sogar störend und lästig.

Eine eigene Kraft ist es, die hier wirksam ist, und wir haben schon in dem durchschlagenden Worte Kants gehört, daß diese Kraft in keinerlei anderer Dienstbarkeit steht, daß sie nur in sich selbst ihre Befriedigung, ihr Wohlgefallen findet. Es liegt auf der Hand, daß dieses Wohlgefallen, das von keiner verstandesmäßigen oder zweckvollen Erwägung geleitet wird, an sich etwas durchaus Subjektives, Individuelles ist. Da entsteht natürlich die Frage: ist es überhaupt möglich, allgemein giltige Sätze über die Gegenstände und Anlässe dieses Wohlgefallens aufzustellen, ist es möglich die Verschiedenheit der ästhetischen Empfindungsweisen unter gemeinsame Gesichtspunkte zu bringen?

Nun — die Erfahrung zeigt, daß es sehr wohl möglich ist —, daß in Wirklichkeit die Verschiedenheit der Empfindungen und Urteile bei weitem nicht so groß ist, wie man zunächst erwarten möchte. Denn wir glauben allerdings, in unserem Innenleben frei und selbständig zu sein; aber tatsächlich unterliegen wir den geheimnisvoll wirkenden Mächten der Gemeinschaft, deren Walten in äußerlich-roher Form sogar durch die Statistik sich nachweisen läßt. Die Menschheit ist ein Baum, an dem der Einzelne ein Blatt ist, und auch die Empfindungen, die uns als die allerpersönlichsten erscheinen, sind doch genährt von dem gemeinsamen Saft, der sich in alle Zweige und Blätter verbreitet. Wenn für eine Kunstweise, für die das Verständnis eine Zeitlang verschlossen war, wie für die Musik Richard Wagners, für die Dichtung Gerhard Hauptmanns, für die Plastik Rodins oder für die Malerei Manets, plötzlich die Aufnahmefähigkeit, bald sogar der Enthusiasmus erwacht, so fühlen wir deutlich, wie ein Strom gemeinsamen Empfindens durch unzählige Individuen geht, von dessen Wogen die Verschiedenartigkeit der Einzelpersonen verschlungen wird. Es ist einerseits die Suggestionskraft, die von einer großen künstlerischen Persönlichkeit ausgeht, die Unzählige mit einemmal als ihren Glücksspender anschauen und verehren, — es ist aber andererseits auch die Gemeinsamkeit bestimmter

Digitized by Google

Kulturbedingungen und Zustände, welche die Individuen zur Erkenntnis und zur Schätzung eines bestimmten Kunststils, einer bestimmten Richtung des Schaffens hintreibt. Daß hierbei auch öfters starke suggestive Täuschungen unterlaufen können, daß eine solche Bewegung plötzlich wieder ins Nichts sich verlieren kann, lehrt freilich auch die Erfahrung. Doch das steht auf einem anderen Blatt. Hier handelte es sich nur darum zu zeigen, daß in dem von vornherein individuell erscheinenden ästhetischen Empfinden tatsächlich ein starker Gemeinschaftsfaktor wirksam ist. Kraft dieses Gemeinschaftsfaktors ist es sehr wohl möglich, allgemeine Aufstellungen über die Ursachen und Bedingungen der ästhetischen Befriedigung zu geben, und hierauf beruht die erfahrungsmäßige psychologische Aesthetik, die dem Charakter unserer heutigen wissenschaftlichen Arbeit entspricht.

Der erste, der schon vor vierzig Jahren es unternahm, eine experimentelle Aesthetik zu begründen, ist der Philosoph und Naturforscher Fechner gewesen; er nannte dies die Aesthetik „von unten", im Gegensatz zu der spekulativen Aesthetik „von oben". Damals stand er mit diesem Versuch noch vollständig isoliert da, und es wurde fast als eine Sonderbarkeit betrachtet, wenn er bestimmt formulierte Fragen und bestimmte Raum- und Zeitmaßverhältnisse einer möglichst großen Anzahl von Beurteilern vorlegte und das Geschmacksurteil der Mehrheit zu ermitteln suchte. Tatsächlich krankten auch diese Versuche daran, daß Fechner das Schöne viel zu ausschließlich formal auffaßte, d. h. an bestimmte feststehende Formen, die eben ermittelt werden könnten, für gebunden hielt. Es fehlte ihm die Einsicht dafür, daß der ästhetische Eindruck für uns vor allem durch Lebensäußerungen entsteht und daß die Bedeutung und Berechtigung der einzelnen Form vor allem darin besteht, der angemessene Ausdruck für die jeweilige Lebensdarstellung zu sein. Es läßt sich beispielsweise nicht allgemein entscheiden, ob ein fünfaktiges Drama oder ein einaktiges vorzuziehen ist, sondern es wird für den einen dramatischen Stoff die Fünfteilung, für den anderen die einheitliche Form das angemessene sein. Die Form entsteht organisch zugleich mit der künstlerischen Durchbildung des Inhalts.

Die neueste experimentelle Psychologie, die auf physiologischer Grundlage ruht, hat dann die Aufgabe von einer anderen Seite anzugreifen unternommen. Sie hat versucht, die Wirkung der ästhetischen Eindrücke, besonders auch von Kunstwerken, physiologisch festzustellen. Mit dem Pneumographen werden die Veränderungen der Atmung, mit dem Sphygmographen die der Blutzirkulation geprüft und be-

Digitized by Google

stimmt. Man hat diese Versuche an größeren Versammlungen, z. B. an Schulklassen, mit Vorzeigen von Bildern, Vortrag von Versen usw. ausgeführt und gewisse allgemeine Ergebnisse wohl gefunden. Doch bin ich nicht der Meinung, daß dadurch die eigentlich ästhetischen Wirkungen konstatiert werden. Denn zunächst spielen die allgemeinen seelischen Affekte, wie Spannung, Erregung, Enttäuschung, bei solchen Eindrücken eine große Rolle; wenn man aber auch diese durch möglichst gleichförmige, regelmäßige Veranstaltungen der Vorführungen aufs geringste beschränkt, so bleiben dann doch die rein stofflichen Einwirkungen, die an sich gar nicht ästhetischer Art sind, die aber bei den einzelnen Individuen sich äußerst verschieden gestalten, je nach den vorgeführten Gegenständen und den Assoziationen, die sich an sie in den einzelnen Seelen anknüpfen. Was den einen vollkommen gleichgültig läßt, kann den anderen durch eine Erinnerung an eigene oder fremde Erlebnisse, durch Anklang an einen früheren ähnlichen Eindruck aufs stärkste bewegen. Man müßte eine ungeheure Zahl von Beobachtungen haben, um diese Fehlerquellen auszuschalten und die davon unabhängige wirklich ästhetische Einwirkung festzustellen. Und was ist schließlich erreicht, wenn man auch eine Skala gewisser Erregungsstärken nach gewissen Eindrücken festgestellt hat! Es dürften wohl noch ungezählte Jahre vergehen, ehe man dahin gelangt, die Nuancen der ästhetischen Wirkung von Goethes Iphigenie oder vom Tasso durch die Unterschiede in Puls- und Atembewegungen festzustellen.

Verlassen wir diese künstlichen Wege und wenden wir uns dem Gebiet der natürlichen Erfahrungen zu, auf dem wir tagtäglich unser eigenes Wohlgefallen an der Wirkung des Schönen erleben und das Wohlgefallen anderer mit erleben!

Die erste und festeste Grundlage der Aesthetik ist für jeden sein eigenes ästhetisches Empfinden. Niemand sollte es je verleugnen, niemand sich die Freude am ästhetischen Genuß durch Zweifel und Kritik anderer verkümmern lassen. Anders steht es freilich mit der eigenen Ablehnung und Kritik auf dem ästhetischen Gebiet. Man wird gut tun, auf diese kein allzu großes Gewicht zu legen; denn fortschreitende Vertiefung in Eindrücke, die uns zuerst fremdartig, ja abstoßend schienen, kann mit der Zeit zur Anerkennung, ja schließlich auch zum Genuß führen und damit unser Leben wertvoll bereichern. Aber wer ästhetische Maßstäbe und durchgreifende Urteile gewinnen will, wird selbstredend nicht nur von seinem eigenen ästhetischen Empfinden ausgehen. Er wird Empfinden

Digitized by Google

und Urteil der Gemeinschaft, des Lebenskreises, des Volkes, in das er gestellt ist, beobachten und in seinen Ursachen zu begreifen suchen. Nicht nur Ausstellungen und Aufführungen kommen da in Betracht; jedes Stadtbild, jedes Landschaftsbild, jede Volksmelodie, jedes Volkslied hat hier seine bestimmte Bedeutung, die durch die Art ihrer Beurteilung charakteristisch sein kann für den Geschmack eines Volkes oder eines Zeitalters. Bei den Urteilen über eigentliche künstlerische Neuschöpfungen muß ja freilich mit der oft überwuchernden Macht der Mode gerechnet werden. Von ihr wird sich, wer einige Erfahrung besitzt, nicht schnell irre führen lassen. Ihre innere Nichtigkeit pflegt sehr bald hervorzutreten. Dagegen läßt sich sagen: wenn künstlerische Werke anfänglich auf Unverständnis oder Ablehnung stoßen, wenn sie aber dann allmählich oder auch in plötzlichem Umschlag zur Anerkennung gelangen, so pflegt dieses Urteil nicht mehr umgestoßen zu werden. Es geht dann als ein unveräußerlicher Bestandteil in die Geschichte über und braucht nicht mehr von neuem gebildet und begründet zu werden, vielmehr: es bildet das Urteil der künftigen Geschlechter nach sich, d. h. nach der fortdauernden lebendigen Wirkung, die von dem Werke ausgeht.

Hiermit sind wir bei der dritten Hauptgrundlage des ästhetischen Urteils angelangt: bei der Stimme und Bedeutung der Geschichte. Gewiß ist auch in dem Urteil der Geschichte vieles schwankend und der Nachprüfung, der Veränderung und auch Umwälzung unterworfen. Aber andererseits gewinnen im Fortgang der Geschichte bestimmte Kunstwerke eine diamantene Klarheit und Unzerstörbarkeit ihrer Wirkung. Es bilden sich Urteile über sie heraus, welche von dem Wechsel der Zeiten, der Geschmacksrichtungen, der Weltanschauungen vollkommen unabhängig sind. Wo ist jemals ein Zweifel daran geäußert worden, daß die Ilias und die Odyssee unübertreffliche epische Dichtungen seien? Und wenn man vielleicht sagen wollte, daß dies Urteil durch den Geschmack der Gelehrten und Altertumsfreunde bestimmt sei, so kann man doch bei dramatischen Werken die unmittelbare tatsächliche Wirkung von der Bühne herab jederzeit von neuem prüfen. Der „König Oedipus" des Sophokles ist noch heute nach mehr als zweitausend Jahren trotz des fremdartigen Stoffes der stärksten dramatischen Wirkung absolut sicher. Man hat ihn mit den dürftigsten Mitteln, mit bescheidenen schauspielerischen Kräften aufgeführt, und er hat trotzdem die Hörer hingerissen und überwältigt. Es liegt dies an der Vorzüglichkeit der Komposition, des dramatischen Aufbaues. Derartige Werke sind

Digitized by Google

tatsächlich zeitlos; man kann auf sie ein Wort der Aegypter anwenden: „Alles hat Respekt vor der Zeit; aber die Zeit hat Respekt vor den Pyramiden."

Auf dem Gebiet der bildenden Kunst möchte ich nun zwar nicht die Pyramiden nennen; aber ich möchte auf ein Wandgemälde hinweisen, auf das Abendmahl des Lionardo da Vinci. Dies Werk erfreut sich der größten Popularität; es gehört zu den Bildern, welche am allermeisten durch die vervielfältigenden Künste verbreitet worden sind. Zugleich aber ist dieses Werk, als Komposition betrachtet, auch seit Jahrhunderten der Gegenstand der höchsten Bewunderung der Künstler und der Aesthetiker. Es ist mir schlechterdings kein Urteil bekannt geworden, das sich von diesem Hymnus allgemeinen Lobes abgesondert hätte. Und noch mehr! Die kirchlichen Forderungen und Aufgaben bringen es ja mit sich, daß der Stoff dieses Bildes noch oftmals von Malern dargestellt worden ist und immer von neuem dargestellt wird. Ich wüßte nun nicht, daß jemals das Urteil ausgesprochen worden wäre, das Abendmahl des Lionardo da Vinci sei durch eine spätere Darstellung dieses Stoffs übertroffen worden. Wir sehen an diesem Beispiel, in welchem Sinne es tatsächlich klassische Werke gibt. Nicht in dem Sinne, daß irgendwie und wann festgestellte Formen einwandfrei wiederholt werden, sondern in dem Sinne, daß eine bestimmte Aufgabe, die sich der Künstler gestellt hatte, restlos gelöst worden ist, daß ein Stoff diejenige Form gefunden hat, die ihm nicht nur wahrhaftes Leben, sondern auch ewiges Leben verliehen hat. In der unauslöschlichen Freude an diesen Werken vereinigen sich die Zeitalter und die Generationen über alle Schranken der bestimmenden und einengenden Verhältnisse hinaus; ihre Schöpfer sind die Genossen einer jeden Zeit, und wenn wir uns heute ihnen dankbar und freudig nähern, so fragen wir nicht, ob sie vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden geschaffen haben. Sie haben für alle geschaffen! Es ist freilich eine unbestreitbare Wahrheit, die Schiller in einem bekannten Distichon ausgesprochen hat, daß es besser sei, Wenigen zu gefallen als Vielen; aber Schiller spricht diese Wahrheit erst aus, nachdem er vorher die Frage vorausgeschickt hat: „Kannst Du nicht allen gefallen durch Deine Tat und Dein Kunstwerk?" Den Vielen zu gefallen ist freilich schlimm; allen zu gefallen aber ist das Höchste; es erzeugt den Zusammenklang der Menschheit in einer ihrer höchsten Beseligungen.

Aus diesen allgemein gültigen Werken entnimmt nun auch die Aesthetik mit der größten Sicherheit die allgemeinen Erkenntnisse,

Digitized by Google

welche wohl mit einem allzu anspruchsvollen Namen als Kunstgesetze bezeichnet werden, die aber in der Tat nichts anderes sind, als die Bedingungen und erregenden Anlässe unseres ästhetischen Wohlgefallens. An dem „König Oedipus" lassen sich die Ursachen der dramatischen Wirkung noch heute studieren, wie an dem Abendmahl des Lionardo die Grundbegriffe der Flächenkomposition. An den Gedichten Homers hat Lessing die Lebensbedingungen der epischen Darstellungsweise nachgewiesen; wohl den höchsten Triumph aber feierte seine theoretisch-stilistische Geistesarbeit, als er zeigte, daß selbst in so verschiedenartigen Dichtungen, wie es das Drama der Antike und das Drama Shakespeares sind, trotzdem die gleichen Grundbedingungen der dramatischen Komposition obwalten. So gewinnen wir aus der Betrachtung dieser Standard-Werke die Grundlinien einer empirischen Aesthetik, die sich immer von neuem in der Erfahrung bewährt.

Aber eben darum wäre es durchaus falsch, wenn wir dabei stehen bleiben und uns darauf beschränken wollten. Wie jede Wissenschaft ihre Theorien und Hypothesen stets bereit sein muß, auf Grund neu beobachteter Tatsachen zu korrigieren, so auch die Aesthetik. Und wenn auch die menschliche Natur in den Grundzügen ihrer ästhetischen Anforderungen dieselbe bleibt, so erweitert sich doch das Gebiet des ästhetischen Erlebens und Genießens fortschreitend.

Vor allem sind es auf den gesamten Gebieten künstlerischen Schaffens die genial schöpferischen Individualitäten, die neue Möglichkeiten zeigen und zur Wirklichkeit machen. Was früher unausführbar schien oder was überhaupt nicht geahnt werden konnte, tritt vor uns zuerst als ein großes Wagnis hin und geht trotzdem bald in das allgemeine Bewußtsein als ein selbstverständlicher Besitz über. In fortlaufender Entwicklung zeigt uns das z. B. die Geschichte der Musik vom 18. zum 19. Jahrhundert. Den Zeitgenossen Mozarts erschien die Musik im „Don Juan" und in der „Zauberflöte" als ein schwer faßbares Wagnis; dann trat Beethoven als ein schwer zu bewältigendes Problem vor die Menschheit hin; endlich wurde Richard Wagners Musik mit höchster Leidenschaft als vollkommen unmöglich bekämpft; heute ist alles, was diese großen Genien schufen, längst zur dauernden Erweiterung des Reiches ihrer Kunst geworden.

In denjenigen Künsten, die unmittelbar das Leben widerspiegeln wollen, sind es bisweilen ganze Lebensgebiete, die lange Zeit für die Künstler unnahbar und unfruchtbar schienen, — durch eine geniale Kraft aber plötzlich bemeistert werden. Was vorher

Digitized by Google

nach allgemeinem Urteil für „unpoetisch“ oder „unmalerisch“ gehalten wurde, wird plötzlich zum Anlaß eines Triumphs für einen überragenden Dichter oder Maler, und sofort ist dann eine Legion von Nachahmern bereit, um die kühne Eroberung in eine bequeme Alltagsbeschäftigung zu verwandeln. Kurz alles, was wir gewohnt sind, als ästhetische Normen, als Kunstgesetze zu bezeichnen, muß stets gewärtig sein, durch das Genie erweitert, modifiziert zu werden. Goethe, der streng daran festhielt, daß es Gesetze gebe, die aus der Natur jeder Kunst entspringen, sagt dennoch: „Die Kunst wirkt nach Regeln, über die sie sich mit dem Genie einverstanden hat.“ —

Aber nicht nur das Auftreten der genialen Kräfte, sondern auch die Veränderung der realen Schaffensbedingungen stellt die Kunst vor neue Aufgaben und erweitert dadurch ihr Gebiet. Als im fünfzehnten Jahrhundert die Oeltechnik in der Malerei aufkam, wurden dadurch sogleich ganz neue koloristische Probleme aufgestellt. Als man im neunzehnten Jahrhundert anfing, gewaltige Bauwerke aus Eisen zu errichten, wurden der Architektur ganz neue formale Aufgaben gestellt, und die ästhetische Empfindung mußte sich, entsprechend der Natur dieses Materials, an andere Proportionen gewöhnen, als ihr vorher ästhetisch befriedigend erschienen waren; aber sie konnte es auch mit Recht; denn es gibt keine absolut schöne Proportion, sondern die Schönheit der Proportion hat ihre Gültigkeit nur im Zusammenhang mit der Natur des jeweilig angewandten Materials.

In der Dichtkunst ist es vor allem die fortschreitende Ausbildung der Sprache, die dem Dichter fortwährend neue Möglichkeiten des Ausdrucks bietet, zugleich aber auch neue Forderungen an ihn stellt, daß er diese Möglichkeiten ausbeute. Durch die Tätigkeit unserer großen Dichter hatte sich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Sprache so gewaltig entwickelt, daß der Dichter eine lächerliche Figur geworden wäre, der etwa um 1800 so gedichtet hätte, wie man es fünfzig Jahre früher getan hatte. Nicht um einzelne veraltende Ausdrücke und Wendungen handelt es sich hier, sondern darum, daß die Sprache eine ganz neue Kraft gewonnen hatte, sich den wechselndsten und feinsten Nuancen des Innenlebens anzupassen, während man sich früher nur mit fertigen allgemeinen Wendungen und Schlagworten begnügt hatte.

Endlich ist es aber auch die Umwandlung der Welt- und Lebensanschauung, welche das Gebiet des ästhetischen Empfindens und künstlerischen Schaffens erweitert. Als die antike Kultur durch die des Christentums abgelöst wurde, so wurden damit ganz neue

Digitized by Google

Sphären des Gefühlslebens eröffnet. Es wäre sinnlos, zu erwarten, daß ein antiker Künstler in einem Antlitz die verzückte Ekstase zum Ausdruck gebracht hätte, wie sie etwa Murillo seinem Antonius von Padua oder Tizian der auffahrenden Maria verliehen hat; denn diese Seite der Entfaltung des Empfindungslebens war der Antike überhaupt nicht bekannt. Ich will allerdings nicht leugnen, daß es in seltenen Fällen vorkommen kann, daß ein Künstler in seiner Individualität die Empfindungsweise einer späteren Zeit gleichsam vorausnimmt und in seinen Werken zum Ausdruck bringt; dann wird er aber nicht auf das ästhetische Empfinden seiner Zeit einwirken, sondern er wird ein Unverstandener sein, bis ihn die Nachwelt zu Ehren bringt.

Friedrich Hebbel konnte um 1850 mit seinen Dramen durchaus nicht die verdiente Anerkennung erringen, weil der Realismus, der schon vor der Tür stand und den der Dichter instinktiv vorausahnte, in der allgemeinen Anschauungsweise doch noch nicht zum Durchbruch gekommen war. Man war noch ganz und gar von dem dramatischen Stil Schillers beherrscht und empfand in Hebbels Dichtweise etwas ästhetisch Unbefriedigendes. Heute hat sich längst die Erweiterung des ästhetischen Empfindens vollzogen, die Hebbels Poesie ohne Widerspruch in sich aufgenommen hat. Und welche Bereicherung hat überhaupt unserer ästhetischen Welterfassung der realistische Charakter unserer heutigen Kultur gebracht! Nicht in dem Sinn, daß wir auf die künstlerische Formgebung und Stilisierung verzichtet haben, aber in dem Sinne, daß wir gelernt haben, die ästhetische Auffassung, welche die Grundlage dafür ist, auf immer weitere Gebiete der Wirklichkeit anzuwenden. Als Menzel sein prachtvolles Gemälde: das „Eisenwalzwerk" geschaffen hatte, fragten Unzählige: wie ist es möglich, daß man so etwas malen kann? Heute fragt niemand mehr so. Als Ibsen in seinen „Gespenstern" die tiefste seelische Zerrüttung und trostlose Verzweiflung auf durchaus naturalistischer Grundlage dargestellt hatte, erzeugte das zuerst fast ausnahmslos das höchste Entsetzen; heute sagen wir uns zweierlei: erstens, daß Ibsen, indem er so das Leben auffaßte und darstellte, der Sprecher dessen war, was die Zeit, in der er lebte, unbewußt verlangte, — und zweitens, daß er es verstanden hat, diese erschütternde Auffassung des Lebens in eine ihr vollkommen entsprechende und sie in das Reich des ästhetischen Empfindens erhebende Darstellung zu bringen. Keine Aesthetik des Dramas würde heute mehr für zureichend betrachtet werden, in der sich für Ibsens „Gespenster" kein Raum fände. So

Digitized by Google

ist die Erweiterung unseres ästhetischen Empfindens zugleich ein fortschreitender Sieg unseres Geistes über den Rohstoff, den das Leben uns entgegenbringt. —

Alle diese Tatsachen können schließlich nichts anderes als unseren anfänglichen Satz erhärten, daß die ästhetische Theorie nicht der Erfahrung vorauszugehen, sondern sich aus der Erfahrung zu entwickeln hat.

Wenn wir nun auf diese Art die Maßstäbe unserer ästhetischen Urteile auf die Errungenschaften der Vergangenheit stützen, zugleich aber beständig bereit sind, diese Grundlage durch neue Erfahrungen immer weiter auszudehnen, so befinden wir uns im glücklichen Besitz eines stets sich vermehrenden, niemals abnehmenden Reichtums. Keine neue Erfahrung kann uns dazu bringen, die Grundsätze, nach denen Werke von dauernder Wirkung geschaffen worden sind, zu bekämpfen, zu verleugnen; sie bleiben uns und bewähren sich immer von neuem. Aber zugleich gewinnen wir aus dem Emporkommen neuer genialer Kräfte, neuer Kulturbedingungen und Bedürfnisse die Empfänglichkeit und die Achtung für neue künstlerische Erkenntnisse, nach denen Werke neuer, vorher nicht geahnter Art geschaffen werden. Die großen künstlerischen Schätze der Vergangenheit verbleiben unser Besitz — und wir schreiten einer Zukunft entgegen, die uns neue Gaben verheißt. Wir können nur verarmen, wenn wir selbst unsere Augen verschließen, sei es für die Vergangenheit, sei es für den Fortschritt. Ein solches Verschließen der Augen steht dem einzelnen Liebhaber des Schönen natürlich frei, für den schaffenden Künstler kann es zeitweise sogar unumgänglich sein. Dem Aesthetiker ist es durch seine Aufgabe streng untersagt. So wie der Historiker nach unparteiischer Objektivität zu streben verpflichtet ist, ebenso auch der Aesthetiker. Gewiß, auch er wird als Mensch seine Neigung und Abneigung gegenüber einzelnen Erscheinungsformen des Schönen stärker oder schwächer empfinden; aber in seine wissenschaftliche Betrachtung dürfen sich diese Affekte nicht eindrängen. Und mag diese Pflicht auch bisweilen als schwer empfunden werden, im Ganzen führt ihre Erfüllung doch nur dazu, die Empfindungsfähigkeit für jede Art des Schönen zu steigern und das Leben mit immer neuem Genuß zu bereichern.

Was am meisten heute der Ausbildung einer wissenschaftlichen Aesthetik entgegensteht, das ist der wilde Kampf der Meinungen, der sich aus dem leidenschaftlichen und eifersüchtigem Streben der künstlerischen Richtungen in die Tagesliteratur überträgt und ihre

Digitized by Google

bald zum Himmel erhebenden, bald in den Staub ziehenden, von Parteiintereſſen diktierten Urteile hervorbringt. Daß der Schaffende einſeitig und gegen den Andersgearteten unbillig iſt, das iſt faſt eine pſychologiſche Notwendigkeit zu nennen; daß ſich aber an dieſer Einſeitigkeit auch die beteiligen, deren Amt die unparteiiſche, leidenſchaftsloſe Beurteilung wäre, das muß als ein ſchwerer Mißſtand unſerer heutigen äſthetiſchen Kultur betrachtet werden. Richtig die tatſächliche Wirkung einer künſtleriſchen Leiſtung abzuſchätzen, iſt heute in der Regel erſt möglich, wenn das Getöſe dieſes Kampfes in der Tagesliteratur verklungen iſt. Hier vor allem heißt es für den wiſſenſchaftlichen Aeſthetiker feſt ſtehen, und ſolange allein auf ſein eigenes perſönliches Urteil hören, bis ein allgemeines Urteil ſich tatſächlich ausgebildet hat.

Niemand wird leugnen können, daß in unſerer Zeit eines früher nicht gekannten Haſtens und Drängens, Ringens und Uebertäubens die Stellung und Aufgabe der reinen, nur von ihrem Wahrheitsſinn geleiteten Wiſſenſchaft immer ſchwerer geworden iſt. Aber nur deſto notwendiger im allgemein-menſchlichen Sinn iſt ſie geworden. Es muß in dieſem allgemeinen Getümmel auch eine Sphäre der Kultur geben, die vor ihm geſichert iſt, in der der menſchliche Geiſt Raum hat, Güter zu ſchaffen, deren Kraft und Wert unabhängig iſt und frei iſt von dieſem toſenden und verwirrenden Treiben. In jenen Zeiten, da noch in den äußeren Beziehungen der Menſchen das allgemeine Fehdeweſen herrſchte, ſchuf man geheiligte Aſyle, vor denen der mörderiſche Kampf jederzeit Halt machen mußte; — die Wiſſenſchaft iſt heute das Aſyl unſeres Geiſtes.

Digitized by Google

Antike Mysterien-Gottheiten und russische Vornamen.

Eine religionsgeschichtliche Studie

Von

Gregor von Glasenapp.

Die Stellung eines Friedensrichters, die ich Jahrzehnte hindurch im südlichen Rußland bekleidete, veranlaßte mich, den Vornamen, die bei den russischen Bauern vorkommen, meine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Nicht — welche Namen das sind, war interessant festzustellen: man weiß ohne dies, daß es immer die Namen von Heiligen der griechisch-orthodoxen Kirche sind; aber wie die einzelnen Namen sich unter dem Volke verteilen, welche Namen am beliebtesten sind, kurz, die sich abstufende Häufigkeit der verschiedenen Namen, das ist es, was denjenigen zu ganz nebenbei und im Stillen betriebenen statistischen Untersuchungen reizen kann, der, wie der Friedensrichter eines ländlichen Distriktes, eine tagaustagein wechselnde Menge von Personen aus derselben Gegend vor sich sieht, der die Leute an ihren Namen aufruft, dann wieder die Namen niederschreibt, sie auf Zitationszetteln, Bittschriften und Protokollen immer von neuem zu lesen bekommt. Da außerdem der Friedensrichter die Immission der Bauerwirte in ihren Besitz zu vollziehen und nach den Familienlisten die Auswahl der Geschworenen fürs Bezirksgericht zu kontrollieren hat, so sagt er sich, daß auf diese Weise die Vornamen und Patronymika fast der gesamten männlichen Bevölkerung an seinen Blicken vorbeidefilieren, in seinem Archiv ihm zu Gebote stehen, und er fragt sich, ob eine kleine Statistik über die bestimmten zwischen den Namen bestehenden Zahlenverhältnisse — denn erst Zahlen beweisen — nicht sonst noch zu beachtenswerten Schlußfolgerungen führt? Besonders die jährlich dem Justizministerium vorzustellenden

Digitized by Google

„systematischen" Verschläge bieten die günstigste Gelegenheit, bei nochmaliger Durchsicht der Akten ein wenig Statistik zu treiben. Dabei ist zu beachten, daß jeder Russe nur einen Namen hat, die Standesregister also nicht mit Namen geziert werden, mit denen niemand genannt wird und von denen sich daher auch nicht mutmaßen läßt, ob sie beliebt sind. Dadurch erhalten solche Feststellungen in betreff der Russen eine viel höhere Bedeutung als inbetreff anderer Nationen.

Obgleich nun der Blick des Friedensrichters sich nicht auf das ganze Reich erstreckt, sondern nur auf den Wohnraum von einigen hunderttausend Seelen, und sich doch die Gesetzmäßigkeiten um so deutlicher herauszuheben pflegen, je größer die zur Verfügung stehenden Zahlen sind; trotzdem also das Objekt der Beobachtung lokal ziemlich beschränkt ist, wird man nicht ohne Teilnahme der Frage nachsinnen, weshalb dort unter der christlichen Bevölkerung bestimmte Namen — und zwar betrachten wir jetzt nur die Männernamen — öfter vorkommen als andere?

Nun will ich jedoch nur Ergebnisse bieten und niemanden mit vielen und dabei ganz unnötigen Zahlen plagen; denn was meine Namenstatistik zunächst zeigt, ist so selbstverständlich, daß es sich ohne weiteres begreifen läßt, und wir nicht bei denjenigen Vornamen deutend zu verweilen brauchen, die beim russischen Volke am allerbeliebtesten sind — offenbar nicht nur in meinem Distrikte, sondern auch sonst.

Da sind die im Herrscherhause vorkommenden Namen: Alexander, Nikolai, Wladimir, Konstantin; ihre Häufigkeit ist ebenso natürlich wie in Preußen die der Namen Friedrich und Wilhelm, in Oesterreich: Franz, Ferdinand, Joseph und Leopold. Gleicherweise erklärlich ist es bei einem christlichen Volke, daß die Namen hervorragender Männer aus dem Neuen Testamente und teilweise auch aus dem Alten, ganz besonders jedoch die der bekanntesten Apostel: Petrus, Paulus, Johannes, Thomas, Jakobus usw. oft wiederkehren. Ferner wird man es verstehen, wie gewisse Namen, die ihrer Entstehung und begrifflichen Bedeutung nach ein spezifisch christliches Gepräge tragen, auch solche, die, obzwar früher entstanden, doch kirchlich ausgelegt wurden (wie Theodor, Theophil), und deren erste Träger zum Teil bei der Verbreitung und Befestigung des Christentums im Oströmischen Reiche eine hervorragende Rolle gespielt haben, beim russischen Volke (zumal bei der Geistlichkeit) beliebt werden mußten und ihre Beliebtheit kraft der Tradition auch jetzt noch behalten

Digitized by Google

haben. Solcher Namen gibt es ziemlich viele; da sind: Gregoreos, Anastasios, Stephanos, Christophoros usw.

Daß schließlich der bloße Klang eines Namens, also ein phonetisches Moment, die Wahl des Namens, an dem ein Kind genannt werden soll, mitunter nahe legt, darf man gewiß annehmen; doch fehlen mir hier die bestimmten Anhaltspunkte, um meine Statistik zu verwerten. Daher glaube ich im Obigen die Kategorien von Namen bezeichnet zu haben, die wir im Voraus aus der ganzen Menge aussondern, weil es ohne weiteres leicht ist einzusehen, weshalb sie so häufig sind.

Welche Namen kommen nun aber unter den dann übrigbleibenden, nicht ganz so beliebten, doch nach am öftesten vor?

Meine Statistik aus dem südlichen Teile des Gouvernements Kiew zeigt, daß demnächst dort die häufigsten Namen sind: Dmitri, Denis, Sidor, Mitrofan (Дмитрій, Денисъ, Сидоръ, Митрофанъ).

Ob sich nun wohl ein Grund, wenigstens als wahrscheinliche Meinung, dafür ermitteln ließe, weshalb (nächst den früher hervorgehobenen, vorherrschenden) gerade diese Namen die bevorzugtesten sind?

Indem wir an diese Frage herantreten, haben wir die Momente zu erwägen, die bei den südrussischen Bauern die Namengebung bestimmen; und um nicht irre zu gehen, müssen wir hier — wie eigentlich bei jeder Verwertung der Statistik — diejenigen Beweggründe der Wahl auszuscheiden suchen, die von der Willkür abhängen, und zusehen, ob sich dann für das Uebrige eine Regel entdecken läßt, die uns weiter leitet. Nun sorgt ja für eine gewisse Stabilität im Bestande der Vornamen allenthalben das alte, schon im Evangelium nach Lukas (Kap. 1,61) vorgebrachte Argument: „Ist doch niemand in deiner Verwandtschaft, der also hieße!“ und im Uebrigen ist es der Willkür der Eltern überlassen, aus der Zahl der Heiligen ihrer Kirche dem neugeborenen Kinde einen Namen zu wählen; und der kleinrussische Bauer macht hin und wieder von diesem Rechte den eigensinnigsten Gebrauch. Ich kannte einen Bauern, der selbst Nikita hieß und seinen vier Söhnen den Namen Iwan gegeben hatte. Ein anderer hieß Gervasius (kleinrussisch: Irwatzkó) und hatte seine fünf Söhne Taras taufen lassen, so daß man sie immer als den ersten, zweiten usw. unterscheiden mußte. — Jedoch bei weitem in den meisten Fällen kommt es den Eltern nicht so sehr auf den Namen an und sie können sich auch nicht so schnell

Digitized by Google

entschließen — (die Namengebung erfolgt ja gleich nach der Geburt des Kindes und nicht erst bei der Taufe) —, sie haben zu dem Geistlichen das Vertrauen, daß er gerade das Richtige treffen wird, und überlassen ihm die Wahl des Namens. Der Geistliche wiederum strengt deswegen auch nicht seine Phantasie an, sondern will vor allem gerecht sein; er hält sich also an eine Regel: er wählt im Kalender einen Namen aus der Zahl derer, die als die Schutzheiligen des Geburtstages an dem betreffenden Datum verzeichnet sind.

Wer z. B. am 29. Juni vormittags geboren wird, bekommt den Namen Pawel; wer am Nachmittag geboren wird, muß Peter heißen; denn (argumentieren die Bauern): „Pawel war der ältere von beiden". Die Wahl des Geistlichen ist jedoch insofern beschränkt, als es unter den Namen der Heiligen eine große Anzahl gibt, die bei den Leuten nicht populär sind; ja, bei weitem die meisten werden nie gebraucht. Wenn ein Kind einen solchen Namen bekäme, so könnte man im Dorfe darüber lachen; und was fürchtet der kleinrussische Bauer mehr als dies! Wir erinnern uns der Szene aus Gogols Erzählung „der Mantel" („Schinel"), wie dort die Namen der Schutzheiligen des betreffenden Tages vorgelesen und von den Verwandten des Kindes einer nach dem andern für „unmöglich" erklärt werden. — Diese kommen also nicht in Betracht; und unter den verhältnismäßig wenigen dann übrigbleibenden Namen des Tages wird gewählt. Die meisten Namen kommen zwar nur einmal im Jahre vor. Es gibt aber unter den etwa 1200 Männernamen auch ziemlich viele, die an mehreren Tagen wiederkehren, weil es mehrere Heilige gegeben hat, die denselben Namen trugen; es gibt z. B. 65 Heilige namens Joan (Johannes).

Um mich über diesen Punkt genauer zu belehren, ging ich einmal in Kiew in die Lawra und kaufte mir in einer dortigen Buchhandlung, wo die von den Mönchen des Klosters gedruckten Bücher zu haben sind, ein vollständiges, mit historischen Notizen versehenes Verzeichnis der von der griechisch-orthodoxen Kirche anerkannten älteren Heiligen mit der Angabe des Tages, der jedem einzelnen geweiht ist. (Daß einem Heiligen mehr als ein Tag geweiht ist, kommt nur in ein paar Fällen vor.) Dies Buch gewährte einen bequemen Ueberblick.

Angesichts dieser Sachlage muß man folgern: Je mehr Tage im Jahre den Namen eines Heiligen tragen . . . , richtiger gesagt: je mehr Heilige eines Namens es gibt, deren jedem je ein Tag geweiht ist, desto größer sind die Chancen für ein neugeborenes

Digitized by Google

Kind, diesen Namen zu erhalten, desto häufiger wird also wahrscheinlich dieser Name unter der Bevölkerung vorkommen. Umgekehrt wäre somit unserer Statistik zufolge vorauszusetzen, daß es besonders viele Heilige mit den Namen: Dmitri, Denis, Sidor und Mitrofan gegeben hat.

Diese Annahme bestätigt nun das Heiligenverzeichnis in der auffallendsten Weise: der Name Dmitri kehrt an 8 Tagen des Jahres wieder, der Name Denis sogar 13 mal; auch Sidor und Mitrofan sind jeder durch mehrere Heilige vertreten, wenn auch ihre Zahl nicht so groß ist und von einigen anderen Namen erreicht wird.

Läßt man also wiederum diejenigen Namen beiseite, deren häufiges Vorkommen, wie wir früher fanden, an sich schon erklärlich ist, so sind die aus der Statistik sich ergebenden obigen vier Namen zugleich diejenigen, die in der griechisch-katholischen Kirche von der größten Zahl von Heiligen vertreten werden.

Demnach wissen wir jetzt, woher diese Namen heutzutage so häufig sind, und fragen uns, was man etwa weiter aus diesem Umstande lernen kann? Zunächst: woher es so viele Heilige gegeben hat, die gerade diese Namen trugen?

Um hiernach zu forschen, muß man sich zeitlich in die Vergangenheit: in die ersten vier oder fünf Jahrhunderte der christlichen Aera, und räumlich in das Territorium des Oströmischen Reiches versetzen; denn dort lebten und wirkten damals die ersten Heiligen. Ihre Zahl ist groß. Die verhältnismäßig wenigen, in späteren Jahrhunderten dazugekommenen Heiligen, erhielten fast ausnahmelos die Namen früherer; sie brachten also zum Bestande der Namen fast nichts Neues hinzu.

Fragt man, woher die Namen der Heiligen der ersten christlichen Jahrhunderte in der byzantinischen Welt — denn um sie handelt es sich — entnommen sind, so erklären sich historisch aus der Entstehung des Christentums jene oben aufgezählten Kategorien der dem Neuen und Alten Testament entnommenen, sowie auch der spezifisch christlichen oder wenigstens einer christlichen Deutung fähigen Namen. Die übrigen Namen der Heiligen konnten nur solche sein, die bei der damaligen Bevölkerung des römisch-griechischen Reiches gebräuchlich waren, also nicht-christliche, meist dem griechischen Altertume entstammende Namen. Denn in den hier in Betracht kommenden Ländern herrschten griechische Sprache und Kultur.

Digitized by Google

Zu solchen der griechischen und helleniſtiſchen Periode entlehnten Namen gehören auch wirklich jene vier (Dmitri, Denis, Sidor, Mitrofan), die sich bei unserer Statistik als die verbreitetsten ergaben. Daher wird man in dubio folgendermaßen weiter schließen müssen: Wenn die Tradition aus jener alten Zeit von ganz besonders vielen Heiligen berichtet, die diese vier Namen trugen, so müssen diese Namen, die in jenen Ländern früher entstanden sind, als das Christentum seinen Einzug hielt, auch bei der vorchristlichen Bevölkerung des griechisch-römischen Weltreiches besonders häufig vorgekommen, also besonders beliebt gewesen sein.

Jetzt lautet demnach die nächste Frage: Wie läßt es sich erklären, daß gerade in der Zeit, wo das Christentum im griechisch-römischen Imperium Eingang fand — also in den letzten Jahrhunderten vor der endgültigen Christianisierung —, obige vier Namen unter der nicht-christlichen Bevölkerung besonders häufig vorkamen?

Für die jetzt zu machenden Angaben berufe ich mich zum Teil auf das Werk von Adolf Harnack: „Die Mission und Ausbreitung des Christentums", 1902, S. 304—308. — Die Heiligen und Märtyrer der ersten vier Jahrhunderte konnten — wenn man von den Namen Petrus und Paulus absieht — nur solche, wie man zu sagen pflegt, „heidnische", meist griechische, römische und ägyptische Namen tragen, weil andere, auch Alt- und Neutestamentliche, bis dahin in der Christenheit überhaupt nicht in Gebrauch waren. Das beweisen u. a. eine Liste von 87 christlichen Bischöfen vom Jahre 256 und die zahlreichen Festbriefe des Bischofs Athanasios aus dem vierten Jahrhundert; erst als man allmählich weniger der Lehre Jesu gemäß zu denken und zu leben begann, legte man mehr Gewicht darauf, sich durch christliche Namen von den „Heiden" zu unterscheiden. Der Begriff des Schutzheiligen begegnet uns erst seit Chrysostomos (Ende des vierten) und Theodoret (Anfang des fünften Jahrhunderts); und damals besaßen die Schutzheiligen eben selbst schon meist griechische Namen.

Versuchen wir also über diese Namen einen Ueberblick zu gewinnen! Um Personennamen aus ihrer Zusammensetzung genetisch zu erklären, kann man folgende naheliegende Einteilung machen: Einige Namen bedeuten direkt Gegenstände; z. B. Scipio = der Stab, Catullus = das Kätzchen, Stephanos = der Kranz, der erste christliche Märtyrer. Alle übrigen Namen zerfallen in zwei Klassen; die erste bezeichnet Eigenschaften (Zugehörigkeiten), entweder als einfache Adjektiva; so hieß z. B. der Vater des Platon:

Digitized by Google

Aristos = der Beste oder als Nominalkomposita; z. B. der bekannte Historiker heißt Polybios = „viel Leben habend" (das ist nach der indischen Terminologie ein Bahuvrihi-Kompositum); es zeigt an, daß der Träger des ganzen Namens das besitzt, was die Teile zusammengenommen ausdrücken, und die Teile des Namens sind irgendwelche Appellative. Die zweite Klasse umfaßt im Gegensatze zu diesen sozusagen profanen Namen die theophoren Namen: solche, die eine Bezeichnung der Gottheit (also etwas nur einmal Daseiendes) in sich enthalten, wo also die Gottheit zum Träger oder zur Stütze des menschlichen Personennamens wird. Das Wort „Theophoros" selbst, der Name eines christlichen Heiligen, gibt gleich ein Beispiel ab; überhaupt aber sind theophore Namen bei vielen Kulturvölkern die allergebräuchlichsten. Bei den Semiten sind es die Gottesnamen Baal (Bel), El, Jahwe (abgekürzt: Jah) und Allah, die uns in unzähligen Männernamen begegnen: Hannibal, Hasdrubal, Maharbal, Elaeogabal (Heliogabalus), Abdallah (= Knecht Gottes); ferner Israel, Ismael, Nathanael, Josiah, Hiskiah usw.

Bei den Indern ist die Menge theophorer Namen zahllos: z. B. Brahmagupta, der von Brahma geschützte, Çivananda, die Freude des Gottes Çiva, Kalidasa, der Diener der Göttin Kali. Bei den Römern fehlen die theophoren Namen natürlich gänzlich; denn wie sollte das Unpersönliche zum Träger der Personenbezeichnung werden? In um so reicherer Fülle haben die Griechen theophore Namen gebildet; man denke etwa an Hermogen (der von Hermes erzeugte) und Heliodor (die Gabe des Helios). Diese Namen sind wie Brahmagupta, Kalidasa usw. Komposita, in denen der erste Teil als ein casus obliquus mit dem zweiten Teile als Nominativus zu verbinden ist (also sind es nach der indischen Terminologie Karmadaraya-Komposita). Es gibt aber auch theophore Namen, wie Apollonius (von Apollon), Heraklius (von Herakles) und viele andere, — wo an den Namen der Gottheit einfach eine adjektivische Endung gehängt ist, die dann die Zugehörigkeit zur Gottheit bezeichnet.

Zu den theophoren Namen von griechischem Gepräge gehören nun auch jene vier, die uns die Statistik lieferte: Demetrius, Dionysius, Isidor und Metrofan.

Wenn also Eltern ihren Kindern Namen gaben, die die Bezeichnung einer bestimmten Gottheit in sich schlossen, so bedeutet schon die Wahl des Names ursprünglich einen Kultus dieser Gottheit, die doch dadurch geehrt und angerufen werden sollte und zu

Digitized by Google

deren Gefolgschaft man sich damit bekannte. Auch bei uns wird ein religionsfeindlich und materialistisch gesinnter Mann schwerlich seinen Sohn Christlieb, Traugott oder Fürchtegott nennen.

Es gibt unter der Zahl der Heiligen der griechisch-katholischen Kirche viele, die solche „heidnische" theophore Namen tragen; nur daß jeder andere theophore Name solcher Art bloß durch eine oder höchstens zwei Personen vertreten ist, die von uns gefundenen vier Namen aber durch eine ganze Reihe. Die Heiligen waren nur ein Teil von sämtlichen Christen, „sed ignotis perierunt mortibus illi". Die Christen scheuten sich in der ältesten Zeit durchaus nicht, theophore Namen zu führen; daher sagt ein moderner Schriftsteller: „Die Märtyrer starben, weil sie sich weigerten, die Götter zu verehren, deren Namen sie trugen".

Um so mehr dürfen wir daher folgern, daß in den letzten Jahrhunderten vor dem endgültigen Siege des Christentums gerade diese vier Namen im Oströmischen Reiche auch bei der nicht-christlichen Bevölkerung besonders häufig vorkamen, und daß daher auch diejenigen Numina, deren Namen mit ihnen zugleich genannt und in Erinnerung gebracht wurden, damals in besonderer Achtung gestanden und viele Anhänger gehabt haben. Diese Folgerung leitet uns also dazu an, diejenigen Gottheiten und somit auch diejenigen Einzelkulte festzustellen, denen sich die Bewohner des Weltreiches, soweit sie noch nicht bekehrt waren, zugewandt hatten, als sich das Christentum bereits in ihrer Mitte auszubreiten begann. Damit werden dann eben die Glaubensformen gefunden sein, die mit der neugestifteten Religion noch eine Weile gleichzeitig zu existieren imstande waren.

Ueberraschend ist hier das Zusammentreffen dessen, was aus gegenwärtigen Tatsachen durch Folgerung erschlossen worden, mit den überlieferten historischen Daten.

Nämlich indem wir uns anschicken, kurz an längstbekannte Resultate der religionsgeschichtlichen Forschung zu erinnern, frappiert uns gleich bei dem ersten, was zu erwähnen ist, die Uebereinstimmung dieser Ergebnisse mit der südrussischen Statistik der verbreitetsten und beliebtesten Männernamen. Denn wenn wir nach den damals im Oströmischen Reiche vorzugsweise verehrten Gottheiten fragen, so sind vor allen Demeter und Dionysos zu nennen.

Unter dem Namen Demeter hatten seit uralten, seit vorhomerischen Zeiten die Hellenen die Gottheit verehrt. Und in Eleusis,

Digitized by Google

bei Athen, wo dem Mythos zufolge die Göttin nach langem Irren die Spur ihrer geraubten Tochter Kore (die Jungfrau oder Persephone) auffand, hatte man das Heiligtum gestiftet, das die in die Mysterien Eingeweihten oder Einzuweihenden jährlich zum Gottesdienste versammelte. Alle Griechen, auch Frauen, Kinder und Sklaven, jeder überhaupt, der nicht Barbar war, hatte zu den Weihen Zutritt, nahm die damit verbundenen sittlichen und kultischen Verpflichtungen auf sich und hatte Teil an der Verheißung der Sündenvergebung und einer unsterblichen Fortdauer nach dem Tode.

Zur Trinität der Eleusinischen Mysterienreligion (d. h. zu den drei göttlichen Personen eines Wesens) gehörten nun Demeter und Kore, die **megalai theai** „μεγάλαι θεαί" (oder wie Herodot [Buch VIII, 65] sagt: die Muttter und die Jungfrau) und dann noch Dionysos, der in Thrazien auch als Zagreus und Sabazios verehrte Gott, von dessen Leiden, Sterben und Wiedererweckung die Legende das erzählte, was wahrscheinlich neben der Legende von Demeter bei den Mysterien in dramatischer Form dargestellt wurde.

Im eigentlichen Griechenland und Makedonien hat schon zur Zeit des Pausanias, des Periegeten (etwa 173 n. Chr.) und dann in der folgenden Periode bis nach Konstantin, wie sich nachweisen läßt, außer diesen Mysterienkulten (die übrigens auch in Rom unter dem Namen der Mysterien der Ceres bekannt und längst eingeführt waren), kaum noch eine andere nicht-christliche Religion Anhänger besessen. Von Zeus als oberstem der Olympischen Götter ist in den letzten Zeiten des Paganismus in Griechenland ebensowenig etwas zu merken wie von Jupiter in Italien. Diese Numina, wie die meisten früheren, existierten selbst in der Stadt Rom nur noch als Repräsentanten eines von wenigen gepflegten Staatskultus und als alte Bestandteile der Sprache, aber nicht mehr als Gegenstände der Verehrung für den lebendigen religiösen Sinn des Volkes. Man hatte sie allgemach vergessen; und jener angeblich „natürliche Entwicklungsgang", bei dem der ursprünglich höchste Gott unter vielen Göttern allmählich zum einzigen Gotte des Volkes wird, fristet sein Dasein nirgendsonst als in den Köpfen gewisser Religionsphilosophen.

Uebrigens unterschied man außer dem hier gemeinten noch einen „orphischen" Dionysos, dem ebenfalls an verschiedenen Orten, z. B. in Athen, später auch in Rom, gesonderte Mysteriendienste gewidmet wurden (Quellenangaben und interessante Mitteilungen darüber bei Ernst Maaß: „Orpheus" München 1895).

Digitized by Google

Fragen wir — wieder mit einem Blicke auf unsere Namenliste — nach den sonst noch im Weltreiche herrschenden Gottheiten, so ist Isis zu nennen, die alte ägyptische Göttin, die schon längst in vorchristlicher Zeit bei der Bevölkerung Italiens bekannt geworden war, später auch in Nord-Afrika und vielen anderen Gegenden des Reiches bis in das heutige Bessarabien hinein Aufnahme gefunden hatte.*)

Ebenso wie der Demeter und dem Dionysos waren auch der Isis nebst ihrem Sohne Osiris überall, wo sie Tempel hatten, Mysterien-dienste geweiht, die ihrem religiösem Gehalte nach mit jenen alt-griechischen viel Aehnlichkeit gehabt zu haben scheinen, wenn auch die Zeremonien und das Schaugepränge verschieden waren. Durch die Schrift des Plutarch über „Isis und Osiris" und durch das elfte Buch der „Metamorphosen" des Apulejus von Madaura, der selbst ein Eingeweihter war, sind wir über den Isisglauben genauer unterrichtet als über die übrigen Mysterienreligionen, und wissen auch von ihr, daß sie durchaus monotheistisch war. Mit allen Götternamen, deren viele aufgezählt werden, heißt es, haben die Menschen von jeher immer nur ein und dasselbe göttliche, allmächtige, allgütige Wesen gemeint; jetzt nenne man es am zutreffendsten Isis.**)

Unabläßiges Streben nach sittlicher Vervollkommnung wird denen zur Pflicht gemacht, die nach verschiedenen Prüfungen in mehreren Stufen die Weihen erlangen; Vergebung der Sündenschuld aus Gnaden und ein ewiges Leben im Jenseits werden ihnen verheißen.

Wer darauf geachtet hat, daß unsere ersten theophoren Namen: Demetrius, Dionysius und Isidor („die Gabe der Isis") alle drei auf Mysterienreligionen aus den letzten vorchristlichen Jahrhunderten zurückführten, wird bei flüchtigem Hinhören auf das Wort „Mitrofan" vielleicht im ersten Augenblicke an die Mithrasmysterien denken, die in der betreffenden Zeit nicht nur neben jenen anderen Mysterien verbreitet waren, sondern schließlich außer dem Christentum allein

*) Die Ostgrenze des Isisdienstes in Europa dürfte vorläufig dadurch fixiert sein, daß Prof. Fr. Knauer 1891 in Akkerman, eine beim Ausgraben eines Kellers gefundene Steinplatte entdeckte, deren griechische Inschrift auf ein dortiges Heiligtum der Isis schließen läßt.

**) Apulejus, Metam" XI, 5 „Eu adsum, spricht Isis, — rerum naturae parens . . . deorum dearumque facies uniformis . . . cujus numen unicum multiformi specie, ritu vario, nomine multijugo totus veneratur orbis . . . quam appellant vero nomine reginam Isidem."

Digitized by Google

noch Anhänger fanden, so daß das allerletzte Ringen um die Herrschaft allein zwischen dem Christentum und der Mithrasreligion auszumachen war. Auch die Aehnlichkeiten in manchen Glaubenslehren und kultischen Bräuchen, die das Christentum mit dieser Religion verbanden, waren noch hervorstechender als das, was die anderen Mysterienreligionen mit dem neuen Glauben gemeinsames besaßen, und wurden von manchen Apologeten, z. B. von Tertullianus, auf eine vom Satan eingegebene Nachäffung der christlichen Mysterien zurückgeführt.*)

Allein ein Blick auf den Namen Mitrofan lehrt, daß er nicht von Mithras abzuleiten ist; denn hier haben wir es ja nicht mit dem indischen मित्र: Mitras zu tun, sondern mit dem iranischen Mithras, der zwar ebenfalls die Bedeutung „Freund" hat und ebenfalls zugleich einen Sonnengott bedeutet (Mithra ist im Aveſta einer von den Yazatas, von den „Ehrwürdigen"; und Mitra ist im Veda einer von den „Adityas", den zu Aditi, d. h. zur Sonne gehörigen); aber Mithra wird als iranisches Wesen mit der aspirierten dentalen tenuis (th), nicht mit dem einfachen „t" gesprochen. Die Aspiration, das „h", ist nun an der Aussprache dieses Wortes im Iranischen haltbarer gewesen als der T-Laut selbst, so daß im späteren Persisch daraus „mihra" geworden ist und das entsprechende persische Wort jetzt „mihr" مهر heißt und ebenfalls das Stammwort für „Freund", „freundlich" und „Freundschaft" (z. B. „mihraban") مهربان geblieben ist.

Außerdem aber sind die Russen in Hinsicht der Aussprache des des Griechischen sogenannte Itazisten; also ein „i" in einem direkt aus dem griechischen genommenen Namen weist oft auf ein griechisches „éta" η zurück. Der griechische Niketas heißt russisch Nikita. Sobald man also den Namen Metrophanes ausspricht („der von der Mutter zur Erscheinung gebrachte" μήτηρ, φαίνω), erkennt man sofort, daß hier die phrygische Göttin Kýbele (oder Kybébe), die große Göttermutter, gemeint ist („megála máter" sagte man übrigens meistens), die in vielen Gegenden des Reiches Verehrer zählte, und zwar schon von alters her; denn bereits gegen Ende des Hannibalischen Krieges war der Kultus dieser Gottheit als der „magna deum mater Idaea"

*) Tertullianus, de praescriptione haereticorum 40: „Tingit diabolus quosdam, utique credentes et fideles suos, expositionem delictorum de lavacro repromittit: et si adhuc memini, Mithra signat illic in frontibus milites suos; celebrat et panis oblationem et imaginem resurrectionis inducit. . . .".

Digitized by Google

aus Pergamon offiziell in Rom eingeführt worden; ihr Symbol, einen schwarzen Stein, hatte man herübergebracht, und ihre Priester, die Gallen, vollzogen jährlich unter geräuschvollen Zeremonien im Frühling den Gottesdienst. Auch dieser Kultus hat noch bis ans Ende des vierten Jahrhunderts gedauert, und wenn er sich auch bei den gebildeten Leuten, wie es scheint, nicht so allgemeiner Achtung erfreute wie die Religionen der Demeter, des Dionysos und der Isis, — wenn wir auch über den geistigen und sittlichen Gehalt der ihm zugrunde liegenden Lehre weniger genau unterrichtet sind, so wissen wir doch, daß es sich hier ebenfalls um eine monotheistische Mysterienreligion handelte, daß die Gläubigen erst nach Erduldung vorgeschriebener Prüfungen eingeweiht wurden und daß ihnen dabei Reinigung von der Sünde, Tilgung der Schuld für das Diesseits und Jenseits versprochen waren.

Die Prozedur der Sühne und der Aufnahme in den engeren Kreis der Geweihten hieß in der Religion der großen Göttermutter das „Taurobolium". Dabei stand der Empfänger in einer mit einem durchlöcherten Deckel bedeckten Grube und wurde von dem Blute eines über dieser Grube getöteten Stieres überströmt, was dann für ihn eine Wiedergeburt bedeutete, deren Wirkung sich bald auf 20 Jahre erstrecken sollte, bald auch wieder ihn zu einem „**taurobolio criobolioque in aeternum renatus**" machte (Codex Inscr. Lat., VI, 510). Das Blut scheint man hierbei wie bei gewissen Mithraszeremonien (Eucharistien) auch als „**nama cunctis**", „das für alle vergossene Naß" bezeichnet zu haben. Den Namen dieses Mysteriums hat man versucht von „Artemis Tauropolos" oder auch „Tauropolis" abzuleiten; und sicher ist, daß beim schließlichen Todeskampfe der vorchristlichen Religionen die **Magna Mater** eben wegen des geheimnisvollen Reizes ihrer Bluttaufe zusammen mit Mithras die größte Widerstandskraft bewiesen hat. Uebrigens kommt der Name Metrophanes unter den Heiligen der orientalischen Kirche doch weniger häufig vor als die übrigen drei Namen unserer Statistik.

Aber wohin sind wir hiermit geraten? Wohin hat uns die Folgerung aus der Beliebtheit gewisser Taufnamen an der Kette logischer Schlüsse geführt? — Zurück, in die Mitte jener geheimnisvollen größten Heidengötter, die dem vordringenden Evangelium noch vor dem Untergange der Alten Welt einen letzten, geringen Widerstand entgegensetzten; zurück, in die Mitte der Götter, die damals die Prediger des neuen Glaubens als die ärgsten Feinde des leben-

Digitized by Google

digen Gottes bekämpften, deren Religion sie als Glaubensformen und Kultusformen vernichtet haben — in die Mitte der Götter, die schließlich dennoch in dem Klange so gebräuchlicher christlicher Rufnamen fortleben, uns entgegentönen, sich in der Welt der Gegenwart widerspiegeln, so daß sie zwar nicht als Götter aber doch in der Person vieler Heiligen und endlich jetzt noch in unserer Mitte als lebendige Menschen angerufen werden und auf diese Weise eine gewisse Unsterblichkeit genießen. Eine Göttergesellschaft ist es, in die uns die Taufnamen der russischen Bauern einführen. Die eleusinischen Mysterien sind noch nicht völlig tot — wie man einst dem Kaiser Julianus berichtet hatte — und noch in die helle Jetztzeit herein erschallt ein gedämpftes Echo aus der Versammlung des Demeterfestes, aus den Megalesien und den Tempeln der Königin Isis.

Also die historisch verbürgte Tatsache, daß in den letzten Jahrhunderten diese Mysterienreligionen (nebst der des Mithras) die einzigen Glaubenslehren waren, die neben dem Christentum bei der Bevölkerung des Weltreiches Anhänger fanden, trifft mit den Folgerungen zusammen und gibt die Antwort auf die eingangs gestellte Frage: weshalb bei den südrussischen Bauern gewisse Männernamen häufiger vorkommen als andere?

Aber sollen wir uns damit begnügen, das Faktum einfach akzeptieren und nicht noch zu begreifen versuchen, woher das so sein mußte? Wahrlich, auf dem Boden jeder Frage, die gelöst worden, liegt eine weitere, noch Beantwortung heischende Frage für den grübelnden Denker bereit, und es ist dem Einzelnen überlassen, an welchem Punkte der Nachforschung er Halt macht, indem er das zuletzt Gefundene als hinreichend selbstevident hinnimmt, es wenigstens als vorläufigen Stellvertreter der vollen Wahrheit gelten läßt.

Man kann das, wonach hier gesucht wird, verschiedentlich formulieren, und wenn wir das **punctum saliens** so auffassen, daß wir fragen: welche zum Wesen der Religion selbst gehörigen Züge hatte das sich damals ausbildende Christentum mit jenen Mysterienreligionen gemeinsam, durch die es dem religiösen Sinne und Bedürfnisse der damaligen Bewohnerschaft des Weltreiches besser genügte als die vorausgehenden, teilweise noch gleichzeitigen griechisch-römischen Glaubens- und Kultusformen? — so ist das nur *eine* Art der Beantwortung neben anderen, und Martin Luthers Spruch: „Bessermachen ist nicht verboten", bleibt hierbei unvergessen. Es ist aber eine Art der Beantwortung, bei der man kurz sein kann und sich weder auf weitausgedehnte religionsphilosophische oder gar dog-

Digitized by Google

matische Betrachtungen zu stützen, noch den Schwerpunkt in die Fülle historischer Einzeldaten zu verlegen braucht.

Zur Orientierung muß zunächst gefragt werden:

Was ist Religion?

Meine Antwort lautet:

Es gibt eine Seelenregung, die, obzwar ihrem Wesen nach einheitlich, sich, wie die meisten, für die Beobachtung in dreifacher Art äußert: als Vorstellung, Gefühl und Streben (Wollen). — Sie äußert sich in der Vorstellung, daß es außer der empirischen, unseren Sinnen zugänglichen oder ihnen zugänglich zu machenden Welt noch eine andersartige, ihr entgegengesetzte Wirklichkeit, ein darüber hinausgehendes Sein und Wirken gibt; — ferner in der Vorstellung, daß zwischen uns, den Subjektiven jener Seelenregung, die wir uns als in der diesseitigen, bekannten Wirklichkeit existierend wahrnehmen, und jener jenseitigen Wirklichkeit, jenem höheren Weltlauf keine unüberbrückbare Kluft besteht, und daß daher mit dem Abschlusse des körperlichen Lebens durch den Tod nicht jede Möglichkeit weiteren Daseins abgeschnitten ist; schließlich besteht sie in der Vorstellung, daß das Verhalten des Menschen in dieser Welt für jene Welt nicht gleichgültig d. h. nicht wirkungslos ist.

Zugleich besteht jene Seelenregung in dem Gefühle, daß die uns umgebende Sinnenwelt und dies irdische Leben seinem eigenen Wesen zufolge uns nicht immer und gänzlich Befriedigung gewährt, nicht allgenugsam ist; ferner in dem Gefühle, daß das Ende, das der Tod bringt, unerfüllte Erwartungen hinterläßt, die nur in der jenseitigen Welt — der wir uns hier zwar entgegengesetzt, aber doch verwandt wissen — ihre Ergänzung finden könnten; ferner in dem Gefühle, daß — sofern im Vergleich zu jener Welt dies Leben das flüchtige, seinen Schluß findende, also vergängliche, ungenügende, unvollkommene ist — jene andere Welt, als die einzig übrigbleibende, auch die machtvollere, eigentliche, wertvollere, endgültige sein muß.

Und wie aus der Vorstellung und dem Gefühle (der Wertmessung des Vorstellens für das Wollen) sich folgerichtig ergibt, äußert sich jene Seelenregung drittens vor allem in dem menschlichen Streben, zwischen dieser und jener Welt eine Verbindung herzustellen: hinüberzuwirken und sich ihr anzuähnlichen; sei's daß der Mensch sich während seines Lebens mit jener, ja doch gleichzeitig bestehenden, anderen Wirklichkeit in Wechselbeziehung zu setzen und sie teilweise schon im Diesseit zu finden sucht — sei's daß er

Digitized by Google

die Zukunft der Seelen nach dem Tode im Auge hat; in beiden Fällen geht das Streben des Menschen auf eine irgendwie gedachte, totale oder partielle Vereinigung oder auf den Akt des beständigen sich Vereinigens mit jener jenseitigen, dauernden, höheren Wirklichkeit, d. h. das Streben geht auf eine innigere, vollkommnere Verknüpfung als sie ohne unser Zutun erfolgen würde oder vorhanden wäre.

Die hier beschriebene Seelenregung ist die Religion ihrem Wesen nach.

Die Probe, daß dies zutrifft, ist so anzustellen: Man nehme die Religionen in der formellen Ausgestaltung, die sie im Leben der Völker erhalten haben, und zwar die Religionen, von derem tieferem Gehalte wir Kenntnis besitzen, über die wir urteilen können, und lasse alles das an ihnen weg, was sie voneinander trennt, was an ihnen verschieden ist, also nicht zu ihrem Wesen gehört; — was dann nachbleibt, das ihnen Gemeinsame, ist der eben geschilderte Seelenvorgang: ein funktionell einheitliches inneres Phänomen, das nur für unser Raisonnement in der psychologischen Analyse sich als dreiteilig darstellt.

Daß dann die Religion in ihrer formalen Ausgestaltung zum Spezialglauben der einzelnen Menschen und Völker an das Medium erinnern muß, durch das sie bei diesem Prozesse hindurchgegangen, nämlich an die Menschennatur mit ihrer Erbärmlichkeit und Bosheit, und daß ihr auch tatsächlich mehr oder weniger solche unvermeidliche Erdenreste immer ankleben, — ist zu selbstverständlich, als daß man sich dabei lange aufzuhalten brauchte. Es kommt eben daher, weil zur Menschennatur nicht bloß der religiöse Sinn, sondern noch andere Triebe gehören; und diese machen sich dann an der Phänomenologie des religiösen Bewußtseins bemerkbar.

Ich habe jedoch im Obigen die Religion nur als etwas Subjektives definiert. Ist auch damit das hervorgehoben, was ihr Wesen ausmacht, so bliebe doch unser Verständnis der Religion einseitig, wenn wir sie nicht noch in eine andere Beleuchtung stellten und das aus ihrem Wesen notwendig Hervorgehende als gesondertes Objekt uns vergegenwärtigten.

Wo irgend die Religion als etwas Subjektives, als seelische Lebensbestimmtheit existiert, dort manifestiert sie sich bald mehr, bald minder auch als etwas Objektives: als Inbegriff zusammenhängender Glaubens- und Kultusformen, ja schließlich oft als ein

Digitized by Google

Lehrganzes, das von seinen Trägern, den religiös gestimmten Seelen, scheinbar losgelöst für sich dasteht, dem man gelegentlich sogar (wie dem Koran nnd Veda) eine vorweltliche Existenz zuschrieb, an das man jedenfalls glauben und das man als Glaubensinhalt verehren kann.

Ich brauche mich hier nicht in Betrachtungen darüber zu vertiefen, daß die Religion als etwas Subjektives und die Religion als etwas Objektives einander ebenso konträr gegenüberstehen, wie der Begriff des Vorgangs (der Aktualität) dem Begriffe des beharrenden Seins gegenübersteht; wie der Funkionenbegriff — dem Substanzbegriffe; wie die Wirklichkeit des Erlebnisses — der Möglichkeit (der Potenz), von der man etwas erwartet. Gewiß, nicht von Zahl und Inhalt importierter heiliger Schriften und kultischer Observanzen, sondern von der Kraft und Richtung der Herzensregungen lebendiger Menschen hängt Erweckung und wahrhafter Fortschritt in der Religion ab. Aber so überwiegend auch die Bedeutung ist, die die Religion als etwas Subjektives, als Seelenvorgang besitzt, — darf man doch die hohe Wichtigkeit der Religion als etwas Objektives nicht verkennen: Der Einheitspunkt, der die unlösliche Zusammengehörigkeit beider Seiten der Sache beweist, gibt sich darin zu erkennen, daß ja dasselbe, was jetzt als etwas Objektives, als verpflichtende Lehre, Vorschrift, Zeremonie, Bekenntnisformel vor uns steht, einstmals etwas Subjektives war, das von religiös bewegten Gemütern, meist von besonders hochgearteten Persönlichkeiten, psychisch durchgemacht wurde. Sollen wir uns diesen Schatz an inneren Erlebnissen uns ähnlich gestimmter Seelen entgehen lassen? Sollen wir — statt jeder einzeln von vorne anzufangen — ihn nicht vielmehr als akkumulierten Kulturerwerb kostbarster Art begrüßen, ihn als ein Bindemittel für die in einer Glaubensform einigen Menschengruppen verwerten, ihn im Kultus und zur Erinnerung in bestimmter Lehre fixieren; damit jeder aus den wechselnden Stimmungen, Depressionen und Erschütterungen, die der Lebenslauf seinem religiösen Sinne bringt, immer wieder zu diesem sicher ruhenden Horte zurückkehren, sich an ihm erbauen und von neuem im Glauben befestigen kann? Ich weise nur kurz darauf hin, daß die ganze Religionsgeschichte aller Zeiten und Völker uns das Bild des Oszillierens zwischen diesen Gegensätzen, ja des Ringens dieser beiden noch unausgeglichenen Momente: des Subjektiven und des Objektiven in der Religion vorhält. Man hat von einem Kampfe der Mystik mit der Dogmatik gesprochen.

Digitized by Google

Jetzt sind wir vorbereitet, wieder einen Blick auf die Geschichte des klassischen Altertums zu werfen und vor allem die Besonderheiten des Lebens der Religion bei den Griechen und Römern ins Auge zu fassen. Dabei frappiert vor allem ein Grundzug den philosophischen Forscher: So diametral auch die altrömische Religion der griechischen in der Gottesvorstellung, die einen Kardinalpunkt bildet, entgegengesetzt ist: beide, Römer und Griechen, stimmten darin miteinander überein, daß sie den Hauptwert auf das Wesen der Religion — nicht auf die jeweilige Form — legten; daß ihnen mithin vorzüglich wichtig erschien die Religion als etwas Subjektives: als etwas innerhalb der menschlichen Seelen sich Ereignendes, das die Formen erst aus sich wie etwas Sekundäres und Zufälliges schafft. Daher das Fehlen des Glaubenshasses und der Glaubenshetze in Hellas und Rom; daher die Achtung des Griechen und des Römers vor der fremden Religiosität, so ungewöhnlich sie auch bisweilen eingekleidet sein mochte; daher die Berichte griechischer und römischer Historiker und Geographen: bei diesem und jenem Barbarenvolke werde der Zeus verehrt unter diesem Namen, die Artemis unter jenem usw. usw. Tacitus identifiziert die germanischen Götter mit römischen, Plutarch die ägyptischen mit griechischen. Das eine und nämliche in den Herzen sich manifestierende Göttliche erschien eben nur als ein mannigfaltiges und wurde von den Menschen unter verschiedenen Namen angerufen. Numina sunt nomina, sagten die Römer. Dies ist die ursprünglich gemeinsame Religionsauffassung der indogermanischen Völker, die schon deutlich und oft im Veda ausgesprochen wird; z. B. Rig-Veda I, 164, 46: „Was Eines ist, die Dichter nennen es mit vielen Namen; sie nennens Agni, Yama, Mataricvan." — Die Religion als etwas Objektives mußte dabei in der Wertschätzung zurücktreten: Theologie, Dogmen und verpflichtende Bekenntnisformeln gab es für niemanden. Nicht als ob es der Religion der klassischen Völker an Formen des Glaubens und Kultus gefehlt hätte: diese Träger des Göttlichen und Unterpfänder überirdischer Werte sind dem schwachen Sinnenwesen, das sich homo sapiens nennt, allerorten unentbehrlich. Aber die Formen wurden ungemein leicht gewechselt, sobald einem Griechen oder einem Römer ein fremder Kultus oder eine neue Glaubensauffassung ansprechend vorkam und imponierte; und sprachlos vor Erstaunen, ihren eignen Ohren nicht trauend, hätten diese Alten unsereinen angesehen, der ihnen vorwirft: in solchem Glaubens- und Kultuswechsel bekunde sich doch ein Ungenügen an der „eigenen" Religion,

Digitized by Google

die jedem heilig sein müsse, ja ein Verrat und eine Treulosigkeit gegen sie.

Heilig war für die Alten der aus dem eigenen Innern dringende lebendige Born der Religiosität: die Stimme Gottes im Herzen; und auf alle Formen des Glaubens und Kultus fiel von ihr nur ein erborgter Schimmer der Heiligkeit, insofern sie Objekte der Religiosität wurden. Worauf es ihnen ankam, das war der Zug zu jener „natura superior" hin, die im Menschen selbst wohnt und von der Cicero sagt (de inv. II, 161): „Religio est, quae superioris cujusdam naturae, quam divinam vocant, curam caerimoniamque offert." Dem Griechen und Römer schien es selbstverständlich, daß in Fragen der Religion der Mensch immer ein Suchender, d. h. ein nach Höherem Strebender bleibt (nicht ein schon Fertiger ist); daß er das Bessere von rechts und links annimmt, wo immer er es auch antreffe, wenn es nur seinem eigenen religiösen Sinne kongenial ist.

Allein die geringe Bewertung der Religion als etwas Objektives mußte bei den Griechen und Römern auch Nachteile im Gefolge haben: Auch jener frische innere Born der Religiosität gehört zu den intermittierenden Gewässern und konnte selbst dem kraftvollen antiken Menschen nicht (wie etwas jeden Augenblick Hervorsprudelndes) das Kleinod eines bewährten religiösen Lehrinhalts ersetzen, der ein für allemal in hochangesehenen, ja heiligen Schriften niedergelegt ist. Was aus dem Charakter der antiken Religionsauffassung folgen mußte, ließ nicht auf sich warten; und für denjenigen, der einen Hauptvorzug einer Glaubensform in der gleichbleibenden Unerschütterlichkeit von Lehre und Kultus sieht, stellt sich der Zustand im Weltreiche bald dar als ein wildes und wüstes Durcheinander von Namen angerufener Götter und in bunter Reihe einander ablösender kultischer Bräuche.

Woher dennoch in den ältesten Zeiten, über die wir zu urteilen wagen, das religiöse Leben der Griechen und Italiker ein einigermaßen harmonisches und einheitliches Gepräge bewahrte, ist leicht zu begreifen: Die vorwärts drängende Beweglichkeit des religiösen Triebes als solchen fand zuvörderst ihre Grenze hier und dort an ethnischen Eigentümlichkeiten, wurde teilweise paralysiert durch die Besonderheit des Volkscharakters, der überhaupt in allen Lebensformen, also auch in den religiösen, pietätvoll das Althergebrachte und Bewährte festhielt; ein anderes Hindernis der Dissimilation religiöser Formen lag in dem Mangel leichter Kommunikation, die

Digitized by Google

im Völkerverkehr einen lebhaften Ideenaustausch hätte zustande bringen können. Den deutlichen nationalen Stempel bewahrte die hellenische und italische Religion in jenen frühen Jahrhunderten also nicht deswegen, weil etwa in ihrer Eigenart das Prinzip dazu lag, sondern weil die Gelegenheit zum Wechseln fehlte. Sie sollte bald kommen. Die politische Einheit des Imperiums brachte auch die Verbesserung der Verkehrsmittel und Sicherheit des Verkehrs mit sich. Fremder Kultus und Glaube wurde bekannt und man nahm ihn an. Schon vier Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung ist die Verehrung der Demeter (als Ceres) nach Rom verpflanzt worden; und auch die Hellenen fanden bald Gefallen an ägyptischen und thrazischen Kulten. Dann ereignete sich etwas anderes: die Entvölkerung Italiens und Griechenlands infolge beständiger Kriegführung und anderer Ursachen: die Ausfüllung der entstandenen Lücken in der Bewohnerschaft durch zahllose importierte Sklaven, die bald freigelassene und schließlich vollberechtigte Bürger wurden; endlich das Eindringen und die Ansiedlung verschiedener barbarischer Völker aus dem Norden und Osten in den Grenzen des Reiches. Zuletzt deckte der Name Römer und Grieche nicht mehr den früheren Begriff. — Diese vielen Fremden brachten neue Sitten und auch in religiösen Dingen eine andere Sinnesart mit sich hinein in die Reste der bisherigen Bevölkerung. Die unversiegbare Spannkraft des genuinen religiösen Triebes, die sich unaufhörlich in schöpferischer Selsterneuerung der religiösen Formen bezeugte, war ihnen nicht so eigen, wie den alten Bewohnern von Hellas und Italien; hinwiederum das Bedürfnis nach bestimmter Vorschrift religiöser Pflichten, nach bestimmten Gnadenmitteln und Verheißungen und nach der Stütze, die jede feste äußere Organisation dem menschlichen Wankelmute bietet, kurz: nach dem, was ich die Religion als etwas Objektives (ruhend Daseiendes) genannt habe, muß bei diesen fremden Elementen, wenigstens bei den aus Aegypten und dem semitischen Orient kommenden, vorwaltend gewesen sein. Von Staats wegen blieb dabei der Grundsatz der Gewissensfreiheit noch im allgemeinen erhalten: was nicht die politische Ordnung und gute Sitte verletzte, war alles in der Religion erlaubt. Jedes Glied in einer Familie mochte sich einen aparten Glauben wählen und ihn beliebig wechseln.

Es ist leicht zu begreifen, wie das so im Weltreiche entstehende Völkerchaos auch zu einem Chaos der verschiedensten Glaubens- und Kultusformen führte. Man hat das die Theokrasie genannt. Das Alte hatte man nicht abgeschworen, nicht verdammt, sondern einfach

Digitized by Google

aus der Erinnerung verloren; und was jetzt beisammen war, trug den Charakter des Buntscheckigen und Unsteten: ein wechselndes Gemisch heterogener Götternamen und inkongruenter Riten. Daß solche Zustände von vielen als Haltlosigkeit und wirkliche Gefährdung der Religion empfunden werden mußten, ergibt sich daraus, daß die religiöse Seelenregung nicht stehen bleibt als isolierte Idee und Tendenz des einzelnen Subjekts, sondern erfahrungsgemäß zu einem Sehnen und Trachten wird, das viele vereinigt, wodurch dann der gemeinsame Glaube im sozialen Leben seine einigende Kraft kundgibt. Was man als Wahr erkannt zu haben glaubt, soll möglichst vielen eine Wahrheit werden. Der Weg zum Schöpfer führt die Menschen durch die Schöpfung, und was sie mit Gott vereinigen soll, das einigt sie vor allem erst mit ihren Brüdern.

Wie sollten aber selbst die wahrhaft religiös gestimmten Personen dort, wo in Glauben und Kultus alles durcheinanderflutete, sich organisieren und zwecks der Gottesverehrung zu geschlossenen Gemeinden zusammentreten? Selbst die Anhänger von Philosophenschulen und Moralsystemen fügten sich in manchem der Autorität des Meisters und gemeinsamen Vorschriften der Lebensführung. Wie stark mußte nicht in weiten Kreisen die Sehnsucht geworden sein, Religion zu besitzen, nicht bloß als etwas innerlich zu Erlebendes, Geschehendes, sondern auch als etwas für sich Daseiendes, haltbar Objektives?

Aus dem Dilemma kommt das denkende Bewußtsein des Menschen nie heraus: wirklich ist und bleibt nur das Geschehende, der Vorgang, eben das Wirken. „Actus purus" heißt: Gott bei Scotus Erigena. Denn wie käme ihm sonst Wirklichkeit zu! Selbstzweck ist nur, daß etwas geschieht; nicht ein ruhendes „Sein" hat den Wert des Selbstzwecks; und dennoch bedarf unser Denken der beharrenden Ausgangs- und Zielpunkte, die es von jeher als „Sein", als „Daseiendes", als Substanz zu fassen versucht hat.

Worauf mußten unter solchen Umständen die Blicke der Bewohner des Weltreichs sich richten, die nach der Religion als etwas Objektivem ebenso dürsteten wie nach der monarchischen Staatsform, der sie sich blindlings anvertrauten? Was sie suchten, fanden sie zum ersten gerade in jenen ausgesprochen monotheistischen Mysterienreligionen, die zum Teil (wie die der Demeter und des Dionysos) seit alters unter ihnen bestanden, aber bisher nur verhältnismäßig kleine Gemeinden vereinigt hatten (zur Zeit der Perserkriege spricht

Digitized by Google

Herodot, III, 65, von etwa 30000 in Eleusis eingeweihten), jetzt hingegen sich auszubreiten begannen, so daß auch in Rom der Kult der Isis und zuletzt, im Jahre 70 n. Chr., der Mithrasdienst eingeführt wurde. Dort, in diesen Religionen, gab es eine Theologie, wenn wir auch wenig von ihr wissen; es gab feste Verheißungen der Sündentilgung und des ewigen Lebens, verpflichtende moralische Vorschriften, Bekenntnisse, Sühnezeremonien und Einweihungen, es gab weitere Gemeinden der Glaubenden und engere der Geweihten, in die nicht ohne weiteres jeder hineingelangte und die ein Gemeindeglied selten wieder verließ. — Die übrigen Gottheiten als **emeriti** verblaßten und waren zum Teil von der Erde an den Sternhimmel fortgezogen, wo sie als Planeten (Weltelemente „στοιχεῖα τοῦ κόσμου“: Galater 4, 3 und 9; 2. Petri 3, 10 und 13) noch eine Weile in Ehren standen.

Und **zum zweiten** fanden diejenigen, die sich nach der Religion als etwas Objektivem sehnten, den sich immer mehr ausbildenden Christenglauben vor, der, schon weil er historisch vom Judentum ausging, das, was man suchte, mitbrachte. Der bestimmte Lehrgehalt, zu dem sich die Glaubenden bekannten, die an den Glauben geknüpften festen Verheißungen der Sündenvergebung und Unsterblichkeit, die Mysterien (Sakramente), endlich die geschlossenen, im Glauben einig zusammenhaltenden hierarchisch organisierten Gemeinden: das alles war hier ebenfalls vorhanden; und es ist genugsam bekannt, daß sowohl als Streitende wie als Triumphierende die Kirche stets die Bedeutung der Religion als etwas Objektives stark, oft nur zu stark betont hat.

Mag man in gewisser Hinsicht auch beides: einerseits den Hang, sich von Despoten regieren zu lassen, der schon dem Kaiser Tiberius den Ausruf des Ekels auspreßte: „Sie drängen sich ja zur Sklaverei“,*) und andererseits den Hang, die Bekenntnisse nachzusprechen, den Dogmen zu gehorchen und darum Andersgläubige zu verfolgen, bei den jetzigen Bewohnern des Weltreichs für Symptome der Erschlaffung und mentalen Desorganisation halten: — sicher hatten die antiken Religionen ihr Verhängnis selbst in sich getragen, und die hohe Wertschätzung der Religion als etwas Objektives war das-

*) Tacitus, Annales, III, 65: Memoriae proditur Tiberium, quotiens curia egrederetur, Graecis verbis in hunc modum eloqui solitum: „o homines ad servitutem paratos!“ Scilicet etiam illum qui libertatem publicam nollet, tam projectae servientium patientiae taedebat.

Digitized by Google

jenige, was die hier aufgezählten Mysterienreligionen (nebst der des Mithras) mit dem Christentum gemeinsam boten, es war das, was damals einem gemeinsamen subjektiven Bedürfnisse entgegenkam, und die Erklärung dafür abgibt, woher in den letzten Jahrhunderten vor der endgültigen Christianisierung, unter den übrigen fast nur die Religionen und die Namen der Demeter, des Dionysos, der Isis und Magna Mater Anbeter fanden; woher also auch die Christen jahrhundertelang besonders oft diese Namen führten, unter diesen Namen häufiger als unter anderen in die Reihe der Schutzheiligen der Kirche erhoben wurden und woher sie jetzt noch als solche in einer statistisch deutlich wahrnehmbaren Weise die Wahl der Männernamen unter den südrussischen Bauern beeinflussen.

Wir sind jetzt am Ziele; der Zusammenhang ist aufgedeckt; aber sollen wir nicht noch einen Schritt darüber hinaustun und auch ex silentio Folgerungen zu ziehen versuchen, indem wir fragen, weshalb unter den von der Statistik gefundenen Taufnamen, die auf große Mysteriengottheiten zurückweisen, der Name Mithra nicht vorkommt? Bedarf nicht auch diese Ausnahme einer Erklärung, um das übrige Ergebnis sicher zu stellen.

Erwägt man lediglich die früher von uns angeführte Tatsache, daß die Religion des Mithras von denen, die neben dem Christentum noch ihr Leben fristeten bis zuletzt die stärkste, daß der Entscheidungskampf der Anhänger Jesu mit den Mithrasdienern der heftigste war, so könnte man sich in Voraussetzungen ergehen und sagen: Die übrigen Götter waren, wie ein Feind, der willig die Waffen gestreckt hat, den Christen nicht so zuwider, daß sie die Erinnerung an sie in ihren eigenen Taufnamen zu vermeiden brauchten; nur der Kampf mit Mithra, der schwerste, hinterließ einen so bitteren Nachgeschmack, daß sein Name als Bestandteil eines Christennamens nicht geduldet wurde. — Das hieße jedoch, obgleich die Vermutung nichts Unwahrscheinliches enthält, die Sache oberflächlich behandeln, denn weshalb sollen wir uns mit Vernunftschlüssen begnügen, dort wo uns historische Tatsachen zu Gebote stehen?

Wir haben es hier vorzugsweise mit der Bewohnerschaft der griechischen Hälfte des Weltreiches zu tun, in der hellenische Kultur und Sprache alles beherrschte, und unsere vier Namen: Demetrios, Dionysios, Isidoros und Metrophanes bedeuten griechische Wortbildungen. Nun ist jedoch von der Geschichtsforschung festgestellt worden, daß der Mithraskultus, obgleich er sich anfangs griechisch geschriebener Liturgien und heiliger Schriften bediente, gerade bei der

Digitized by Google

griechischen oder hellenisierten Bevölkerung weder in Europa noch in Phrygien, Syrien und Aegypten Eingang gefunden hat. (Dagegen an der ganzen Nordgrenze bis nach Schottland sind eine Menge Mithraeen gefunden worden.) Nur zwei späte Inschriften aus dem Piraeus und aus Memphis legen Zeugnis ab von Mithraeen, die an diesen Handelsplätzen offenbar von Fremden erbaut waren. In ganz Griechenland bis in das nördliche Thrazien sind keine Spuren des Mithrasdienstes zu entdecken (vergl. Cumont: „Die Mysterien des Mithra", 1903). Und was die bei den Ausgrabungen gefundenen Inschriften lehren, bestätigt auch der griechische Sprachschatz: solche mit Mithra zusammengesetzte Namen, wie man sie nach Analogie der übrigen erwarten könnte: Mithriokles, Mithrodoros, Mithrion und Mithrophilos sind überhaupt nicht zu finden. Dabei widerstrebte das Wort an sich selbst weder in phonetischer noch in inhaltlicher Beziehung der Einverleibung in theophore Namen; aber alle diese Namen sind persische, nicht griechische Komposita und begegnen uns in der Geschichte Irans; dort kommt z. B. vor; Mithradates, Mithridates, Mithradrujas, Mithrabaios, Mithrobarzanes, Mithrobuzanes usw.; ebenso häufig sind indische, mit „Mitra" zusammengesetzte Personennamen: Mitradharman, Mitrabahus, Mitrapati usw., und im Epos Ramayana begegnen wir dem berühmten Viçvamitra.

Die ganze griechische und hellenistische Welt hatte offenbar kein Bedürfnis, den Mithras bei sich aufzunehmen, weil für alles das, was er brachte: die Zeremonien des Mysteriums, die Lehren vom Jenseit und die Vereinigung der Eingeweihten zu geschlossenen Gemeinden, bei den Griechen schon früher hinlänglich gesorgt war, und zwar vor allem durch die Mysterien von Eleusis, dann durch manche andere, weniger frequentierte aber ähnliche Kulte (Orpheus, die Kabiren von Samothrake usw.) und endlich durch die schon früh bei den Griechen beliebt gewordene Kybele (nebst Attis) und Isis (nebst Osiris). Dem Charakter der Hellenen entsprach es, daß sie alles, was sie in ihren Kulturkreis zogen, sich auch ganz assimilierten, mit ihrem Geiste durchdrangen, das Halbfertige zur Vollendung brachten. Die Religion des Mithras jedoch, hervorgegangen aus dem der griechischen Religion in vielem überlegenen zarathustrischen Weltsysteme, trug in Lehre, Kultus und der von ihr inspirierten Kunst bereits ein zu festes Gepräge von iranischer Provenienz, als das sie sich der Hellenisierung geschmiegt hatte. Man ließ sie also beiseite. Wo aber der Gott selbst nicht seinen Einzug gehalten hatte, woher

Digitized by Google

sollten dort die den Mithras in sich schließenden theophoren Namen kommen! Und wenn die Christen überhaupt keine mit Mithras zusammengesetzten Namen bei der übrigen Bevölkerung vorfanden, konnten sie natürlich auch selbst keine solche Namen annehmen.

Damit dürften wir den Grund festgestellt haben, weshalb im Verzeichnisse der von der orientalischen Kirche anerkannten Heiligen Mithras keine Spur hinterlassen hat.

Dies sind die Reflexionen und Folgerungen, auf die ein Friedensrichter in Südrußland durch statistische Studien über die unter den Bauern vorkommenden Männernamen geführt werden kann; Reflexionen, die die Gegenwart mit dem grauen Altertume verknüpfen.

Digitized by Google

Brot und Blut.

Von

Georg Wilh. Schiele.

Wo sich Freunde der inneren Kolonisation zusammenfinden, da entstehen öfters zwei Parteien. Der Ruf der einen ist: „Hie Kleinsiedlung an und für sich!“ Der Ruf der anderen ist: „Lösung der Landarbeiterfrage; wo bekommen wir Arbeitskräfte her, das ist die Hauptsache.“ Daraus entsteht die Gefahr, daß sich die Leidenschaften einer Unterfrage bemächtigen, nämlich der über den Wert oder Unwert des Großgrundbesitzes. Dieser Streit kann dem Werke nur nachteilig werden. Denn es darf weder grundsätzlich gegen den Grundbesitz, noch bloß für ihn getan werden, sondern muß seine notwendige Form erhalten nur aus dem was das gesamte Volk für sein Gedeihen bedarf. Darum ist es gut, daß wir jetzt die wissenschaftlichen Gesellschaften haben, in deren Kreis sich die Richtungen kennen und verstehen lernen zum Heile des Ganzen, nämlich die von Herrn Regierungspräsident v. Schwerin gegründete Gesellschaft für innere Kolonisation und die Studienkommission, welche von der Gesellschaft für exakte Wirtschaftsforschung eingesetzt ist und an deren Spitze Herr v. Batocki und Professor Ehrenberg stehen. Denn es würde der inneren Kolonisation gehen, wie dem Riesen in der Sage, dessen Hälften, sobald vom Schwertschlag getrennt, einander wie bittere Feinde bekämpften, wenn wir nicht immer wieder versuchen, die Aufgabe in ihrer Ganzheit uns vor Augen zu stellen. Das soll im Folgenden versucht werden.

Das menschliche Leben als Massenerscheinung steht zur Welt der materiellen Dinge in einem Gleichgewicht an Zahlen. Aus einer gewissen Quantität Unterhaltsmittel erhält sich eine gewisse Quantität Menschenleben, Volk geheißen, und dies Volk wiederum ist genötigt, jene Unterhaltsmittel herzustellen. Dieser Kreislauf von

Digitized by Google

Zahlen heißt Volkswirtschaft. Das Zahlenverhältnis ist veränderlich. In früheren Generationen war in Deutschland mehr Menschenleben als fruchtbare Arbeitsgelegenheit, es wurde darum Leben an fremde, ferne Arbeitsgelegenheiten abgegeben; jetzt hat uns die Weltwirtschaft ein solches Uebermaß von fruchtbaren Arbeitsgelegenheiten zugeworfen und die intelligente Arbeit der Vorfahren uns ein solch reiches Erbe davon vermacht, daß das Leben nicht reicht. Um anschaulich zu sein, wollen wir ein Gleichnis wählen. Die materielle Wirtschaft vergleichen wir einem gegebenen Raumgefäß und das Leben einem flüssigen Inhalt, der hineingegossen wird; sagen wir Wasser oder Blut. Entweder das Blut ist überreichlich und geht nicht in das Gefäß Wirtschaft hinein, sondern strömt über: Auswanderung. Oder das Blut reicht nicht, um das Gefäß zu füllen, sondern es bleibt ein leerer Raum im Gefäß: Menschenmangel. Ein anderes Bild. Die Wirtschaft gleicht einem Acker, der eine bestimmte Menge an menschennährendem Korn hervorbringt, der aber auch eine bestimmte Menge arbeitendes Leben für seine Saat und Ernte verlangt. Blut verlangt Brot, und Brot verlangt Blut. Das Gleichgewicht ist gestört, wenn Brot fehlt oder wenn Blut fehlt. Zweck und Ziel der Wirtschaft ist das Leben. Volkswirt ist ein Wirt, der Leben produziert. Wir jetzigen Deutschen sind zwar stark in der Produktion von Eisen- und Textilwaren, aber nicht mehr in der Produktion von Leben. Wir verfehlen also den Zweck der Volkswirtschaft. Ist das wahr? Man könnte dem entgegenhalten, daß doch das deutsche Volk heute einen stärkeren Prozentsatz des Wachstums hat, als jemals bisher. Aber es gilt zu unterscheiden zwischen Volk und Bevölkerung. Einst wuchs die Bevölkerung wenig, aber das Volk wuchs und gab Leben nach außen ab. Heute wächst die Bevölkerung viel stärker, aber zum Teil durch Sinken der Sterbeziffer, zum Teil durch Einwanderung. Die Wachstumskraft des Volkes, d. h. desjenigen Teiles vom Volke, der den Nachwuchs zu bringen hat, nimmt ab, ja die Stammherde selbst nimmt ab. Dies ist darum so gefährlich, weil unsere Bevölkerung weiter wachsen muß. In dem Maße als die großen Kulturvölker mit ihrer Schifffahrt und ihren Schienenwegen immer größere Teile der Erde für die Weltwirtschaft eröffnen und urbar machen, werden die alten Kulturländer zu großen Städtezentren dieser Weltwirtschaft. Ganz besonders auch Mitteleuropa. Es ist über uns als ein unabwendbares Schicksal aufgehängt die immer weitergehende Vergroßstädterung des deutschen Volkes. Daraus folgt ein ungeheurer Menschen-

Digitized by Google

bedarf. Das Gefäß Wirtschaft wächst mit Macht und zieht das Leben herein, deutsches oder fremdes Leben, was eben erreichbar ist. Zugleich bedeutet diese Vergroßstädterung für den verstädterten Teil des Volkes ein Sinken der Wachstumskraft, der Geburtenziffer. Um so mehr liegt das Schicksal der Zukunft bei dem Landvolk, und zwar bei dem besitzarmen und besitzlosen Landvolk. Hier gerade wohnt die menschenproduzierende Kraft eines großen Kulturvolkes. Kann es denn aber bestritten oder verschwiegen werden, daß eben hier in diesen untersten Räumen der Volkswirtschaft es am Leben fehlt, daß diese nicht mehr gefüllt werden mit Kulturblut, sondern mit fremdem Blut. Es gilt, sie wieder mit deutschem Blut zu füllen.

Wie geschieht das? Auf den untersten Stand der Landbevölkerung, also den des Landarbeiters, des besitzlosen und besitzarmen, kommt es an. Mit welchem Blute er sich fülle, ist eine Frage des Wettbewerbs, zunächst gegenüber dem Ausländer. Es gibt zweierlei Wege, den deutschen Arbeiter gegen den Ausländer zu schützen, entweder durch Belastung des Ausländers — das will Amtsrat Kaysers Kulturzoll auf ausländische Arbeitskraft —, oder durch Entlastung des Einheimischen, indem man seine Existenzweise so bevorteilt, daß er sich dem Arbeitgeber billiger anbieten kann, als der Ausländer. Das würde denselben Erfolg haben. Nun kommt aber noch der zweite Wettbewerb. Nämlich der mit der städtischen Arbeit. Die Existenzweise des kleinen Mannes auf dem Lande muß so bevorteilt werden, daß sie bei der Umwerbung des Einzellebens den Wettbewerb mit der städtischen Arbeit aushalten kann. Wenn das gelingt, wird dann das deutsche Leben auch imstande sein, diese ihm bereiteten Räume zu füllen? Wir antworten zuversichtlich: Ja. Denn das menschliche Leben ist von fast unbegrenzter Vermehrungsfähigkeit, wenn ihm nur die Räume offen gehalten werden — Wirtschaften, Existenzmöglichkeiten —, dahinein es sich ergießen kann. Wir richten also unseren Fleiß auf die Frage: wie machen wir es, daß die Existenzweise des kleinen deutschen Mannes auf dem Lande konkurrenzfähig sei.

Die Eigenwirtschaft des kleinen Mannes.

Der natürliche Vorteil der ländlichen Existenzweise des kleinen Mannes gegenüber der städtischen liegt darin, daß es auf dem Lande möglich ist, eine kleine Eigenwirtschaft zu haben, sei es auf Eigenland, sei es auf Pachtland. Niemals wird man die ländliche

Digitized by Google

Existenzweise konkurrenzfähig dadurch machen, daß man den Geldlohn hebt. Denn der muß immer hinter dem städtischen herhinken. Das liegt in der Natur der Sache. Aber weil auf dem Lande der kleine Mann einen Teil des Unterhaltes selber produzieren kann, und mehr noch als den eigenen Unterhalt, weil er Produzent, ein kleiner Wirt für den Markt sein kann, so ist sehr wohl diese Existenzweise konkurrenzfähig und kann auch in der Hochkultur dicht neben der raffiniertesten Geldwirtschaft der Städte bestehen, wenn der Volkswirt sich nur bemüht, diese Eigenproduktion recht zu bevorteilen. Dabei kann der Barlohn billig sein und bleiben, was sehr nützlich ist; denn davon hängt die Konkurrenzkraft des einheimischen Arbeiters gegenüber dem Ausländer ab. Es sollte also keinen Landarbeiter geben, der nicht auch Landwirt wäre, der nicht eigenes Land oder gepachtetes oder sonstiges Land bewirtschaftete. Der kleine Mann auf dem Lande *soll* Produzent sein, das ist seine Stärke, und seine Produktion *soll* vorteilhaft und leicht sein, damit er dadurch ausgleicht, was er an Geldlohn gegenüber dem städtischen Arbeiter schlechter steht. Er soll Fleisch, Kartoffeln produzieren, aber er soll, was sich zunächst paradox anhört, seine wirtschaftliche Aufgabe auch finden in der Aufzucht von Menschenleben, er soll auch Kinder produzieren, und zwar mit Vorteil, was uns am Ende noch beschäftigen wird. Zu alledem braucht er Land, zum Wirtschaften und zum Wohnen. *Land also, wieviel, in welcher Form, auf welchem Wege, darin besteht das Problem.* Es ist aber nicht nötig, daß dies Land zur Eigenwirtschaft nur immer Eigentum wäre, es kann auch Pachtland und, wie man zu sagen pflegt, auch sonstiges Land sein, nämlich Deputatland oder Kompetenzland sein. Hierüber gibt Professor Gerlach's*) Bericht Aufschluß. Es geht daraus hervor, daß zu einem großen Teil für unseren Landarbeiter die Grundlage der Existenz, nämlich das Land, fehlt.

Häusler und Einlieger.

Die bisherigen Versuche zur Erhaltung und Vermehrung der landarbeitenden Bevölkerung sind Kleinsiedlungsversuche gewesen, d. h. man stellte sich die Aufgabe, den Landarbeiterstand aufzubessern, dadurch, daß man ihn mit eigenem Haus und Land zu begaben ver-

*) Prof. Gerlach: Der Landarbeiter und sein landwirtschaftlicher Betrieb. Thünen-Archiv 1913, 8. Ergänzungsheft.

Digitized by Google

suchte. Eingeleitet wurde diese Bewegung dadurch, daß Stumpfe, wie man sich ausgedrückt hat, Mecklenburg entdeckte, d. i. die seit 60 Jahren betriebene Häusleransiedlung im mecklenburgischen Domanium. Stumpfe zog daraus die Folgerung, daß, wenn man in Preußen gleiches leisten wollte, man 400 000 neue Stellen schaffen müßte. Damals schien es als wenn in der Arbeiteransiedlung die Lösung der Arbeiterfrage überhaupt läge. Neben die Bauernansiedlung, welche bislang von der Königlichen Ansiedlungskommission in großem Stile betrieben war, trat als gleichwichtige Aufgabe die Kleinsiedlung. Nun aber haben sich die Mecklenburger noch einmal selber entdeckt (Prof. Ehrenberg) und haben gefunden*), daß die mecklenburgische Kleinsiedlung (8500 Büdner, 12000 Häusler in 60 Jahren) wohl ein Mittel ist zur Bekämpfung der Landflucht im allgemeinen, aber nicht zur Vermehrung des Landarbeiterstandes. Sie ist in der Hauptsache Ansiedlung gewerblicher Arbeiter gewesen, sie hat den Bestand an freien, besitzlosen Landarbeitern nicht vermehrt, sondern vermindert, ja ihn stellenweise ausgeschöpft, sie kommt von selbst zum Stillstand, wenn der Stand der Besitzlosen ausgeschöpft ist. Soll sie fortschreiten, so muß der Stand der besitzlosen Arbeiterbevölkerung (Einlieger) so lebenskräftig sein, daß er sich aus sich vermehrt. Wir müssen also noch tiefer in das Volk hineinsteigen. Die innere Kolonisation hat mit der Bauernansiedlung begonnen, darauf erkannte man, daß das nicht genügt, daß der Bauer noch kein Volk ausmacht ohne den Arbeiter, und beschloß Kleinsiedlung. Nun gilt es einzusehen, daß auch dieses Stückwerk bleibt, wenn es nicht gelingt, den Stand des besitzlosen untersten Arbeiters auf dem Land zu bevorteilen. Dort liegt das Schicksal der inneren Kolonisation.

Das Instverhältnis.

Es sind nun zweierlei Existenzweisen des kleinen, besitzlosen Mannes denkbar und nachweisbar. Er kann wohnen entweder bei seinem Arbeitsherrn und auch von diesem Land zur Eigenwirtschaft erhalten (Instleute, Deputatisten), oder er kann bei seinesgleichen, dem Häusler, wohnen als Einlieger und von der Gemeinde das Land erhalten (mecklenburgische Kompetenzen), oder auch im freien Verkehr das Pachtland finden. Dagegen haben als verfehlt zu gelten alle Versuche, einen anderen größeren Mietsherrn einzu-

*) Bericht an die Studienkommission. S. o.

Digitized by Google

führen, etwa den Kreis oder eine Siedlungsgesellschaft, weil in dieser Form das Mietsverhältnis für die Vermieter zu teuer ist.

Das Wohnen beim Arbeitsherrn im Instverhältnis ist im Osten die Regel, und die Arbeitgeber des Ostens behaupten vielleicht mit Recht, daß dieses Verhältnis sich keineswegs überlebt habe, sondern auch von dem Arbeiter selbst bevorzugt würde, weil es bei geringstem Risiko die größte Menge an Gewinn in der Eigenwirtschaft für den Arbeiter abwirft; der Instmann stehe sich besser als der freie Einwohner. Das stimmt aber, wie mir scheint, nur so lange, als das Vertragsverhältnis zwischen Herrn und Arbeiter friedlich fortdauert. Und diese Fortdauer haben die großen Arbeitgeber bei ihrer Beurteilung immer im Auge. Wenn aber dieser Frieden bricht, so muß der Arbeiter mit seiner ganzen Eigenwirtschaft umziehen, und das ist der Ruin der Eigenwirtschaft. Darum entfaltet sich der Segen dieses Instverhältnisses nur zwischen einem besonders guten Arbeiter und einem besonders guten Herrn; versagt schon, wenn einer von beiden ungerecht und zänkisch ist. Wenn wohlgesinnte Herren dies Verhältnis loben, so urteilen sie nach sich und ihren ausgewählten Arbeitern. Beide aber sind Ausnahmen. Die Regel sieht anders aus. Die Regel ist Streit, Umziehen, Verwüstung der Eigenwirtschaft. Dagegen leben die Kenner des Westens der Meinung, daß die Befreiung des besitzlosen Arbeiters aus dem Wohnverhältnis beim Arbeitsherrn gerade dasjenige ist, was die Not des Ostens heilen könne. Sie wünschen daher „freies Wohnen" für den Arbeiter entweder im Eigenhaus oder als Mieter bei seinesgleichen. Ist das richtig, so ist im Osten die Kleinsiedlung erst recht nötig. Denn dort fehlt es eben an dem Häusler, der den Einlieger aufnehmen kann. Ob sie aber auch in großem Stile möglich ist?

Die Kleinsiedlung steht und fällt natürlich mit dem Landhunger des Arbeiters. Nun behaupten wiederum jene Kenner des Ostens, daß wohl der Pole, aber nicht der Deutsche landhungrig sei. Dagegen die Kenner des Westens behaupten gerade, daß der Deutsche landhungrig sei. Demnach wäre im Westen deutsche Kleinsiedlung möglich, im Osten aber müßte sie kümmern. Man darf den Landhunger auch nicht überschätzen. Das Richtige aber wird wohl sein, daß der Deutsche im Osten nur weniger landhungrig zu sein scheint, weil der Defekt an Leben so groß ist, daß das Phänomen Landhunger nicht sichtbar werden kann. Dann würde eine künstlich angelegte Kleinsiedlung nur den Rest von Menschenleben aus den untersten Ständen wegnehmen. In solchen Gegenden ist erst

Digitized by Google

recht die Frage der inneren Koloniſation in erſter Linie nicht eine Kleinſiedlungsfrage, ſondern eine Landarbeiterfrage. Die Kleinſiedlung kann nicht gelingen, wenn man ſie nur an und für ſich betreibt, wenn man nicht die ganze Exiſtenzweiſe des Arbeitsmannes auf dem Lande in den Plan einfaßt. Wir wollen verſuchen, im Folgenden beides zu erwägen und parallel zu behandeln und ſtellen die Fragen:

A.: Was braucht der Kleinſiedler zur Kleinſiedlung?

Antwort: 1. Geld, 2. Land, 3. Rechtsform, 4. Arbeitsgelegenheit.

B.: Was braucht der beſitzloſe Landarbeiter für ſeine Exiſtenz?

Antwort: 1. Wohnung, 2. Pachtland, 3. Arbeitsgelegenheit.

Beides deckt ſich zum Teil: Wohnung (B. 1.) findet der beſitzloſe Arbeiter bei ſeinesgleichen in der Kleinſiedlung (A. 1. 2. 3.). Pachtland (B. 2.) zu ſchaffen iſt dieſelbe Aufgabe, wie Siedlungsland zu ſchaffen (A. 2.). Sichere Arbeitsgelegenheit iſt für den einen ſo wichtig wie für den anderen.

1. Geld.

Zur Kleinſiedlung gehört Geld, eigenes und fremdes, Spargeld und Kreditgeld. Für dieſe Frage iſt intereſſant der Beitrag für die Studienkommiſſion von Verbandsdirektor Seelmann über die Mitwirkung der ländlichen Genoſſenſchaften bei der Kleinſiedlung. Er weiſt darauf hin, daß die Sparkraft des kleinen Mannes ſich ſehr ſteigert, wenn gute Spargelegenheit da iſt und vor allem ein Sparziel. Das Sparziel, was am ſtärkſten lockt, iſt auch in Oſtpreußen die eigene Scholle. Es werden ſelbſt in den ärmſten Gegenden Oſtpreußens überraſchende Summen geſpart. Der landwirtſchaftliche Arbeiter ſpart in 14 Jahren mehr als 1000 Mk. Ich kann aus eigener Erfahrung als Arzt hinzufügen, daß ich in der Provinz Sachſen ganz einfache Landarbeiter kenne, die im Laufe der Jahre z. B. für ein krankes Kind mehr als 1000 Mk. haben aufwenden können und noch ebenſoviel an Erſparniſſen hinter ſich hatten. Wenn man vom Einzelfall übergeht auf das Ganze, ſo iſt zu beachten, daß die Einlagen in den deutſchen Sparkaſſen ſich jährlich um 800 Millionen vermehren, wovon doch mindeſtens die Hälfte Spargeld kleiner Leute ſein wird. Die Sparkraft des kleinen Mannes iſt alſo ſtark genug, den ganzen rieſigen Wohnungsbedarf des deutſchen Volkes in Stadt und Land (800 Mill. jährlich) zu finanzieren, einſchließlich einer inneren Koloniſation, ſo groß und ſchön, wie wir ſie

Digitized by Google

uns nur malen mögen. Gleichsam wie in dem kahlen, braunen und dürren Südwestafrika das Grundwasser in reichster Menge wenige Meter unter der Erde steht — es bedarf nur einiger tausend Eisenrohre, um das Wasser auf die Oberfläche zu heben, dann wird es dort grünen und fettes Vieh wird weiden —, so auch hier: es bedarf nur der richtigen Form, um diese große Kapitalkraft der kleinen Einzelunternehmung zuzuführen. Das Geld ist da: es muß nur der direkte Weg vom Sparkapital des kleinen Mannes zum Eigenhaus des kleinen Mannes geschaffen werden.

In der nordamerikanischen Volkswirtschaft wird ein großer Teil des Wohnungsbedarfes befriedigt durch die Kraft der kleinen Einzelunternehmung. Der Arbeiter selber tritt dort als Bauherr und Bauunternehmer auf. Daher das Ueberwiegen des Kleinhauses und des Kleineigentums. Es gibt da einen klaren, einfachen Geschäftsweg für die Unternehmung des kleinen Mannes. Dagegen der deutsche Arbeiter, wenn er sein Geld in eine öffentliche Sparkasse getragen hat, sieht sein Geld nicht wieder in seine eigene Wirtschaft oder in eine ähnliche Kleinunternehmung als Kreditgeld zurückkehren, sondern die Einlagen unserer Sparkassen gehen wohl zum allergrößten Teile an mittlere oder größere Unternehmungen in Form größerer Summen. Dieser Umstand ist einer von den Fehlern in unserer Wohnungsversorgung, wodurch die Kleinunternehmung unterdrückt wird und das deutsche Volk gezwungen wird, in Mietskasernen zu wohnen. Denn die Befriedigung des Kleinwohnungsbedarfes einmal in Form von lauter Großunternehmungen gedacht, muß notwendigerweise bei dem Vielfamilienhaus, der Mietskaserne, enden. Will man Kleinhäuser, Vermehrung des kleinen Grundeigentums in Stadt und Land, so muß das vorhandene Sparkapital für die kleine Unternehmungskraft erreichbar gemacht werden. Hier ist die Aufgabe, in der städtische Wohnungsreform und innere Kolonisation sich die Hand geben.

Wie kann man aus den Einlagen der öffentlichen Sparkassen die zweiten Hypotheken finanzieren?

Das geht in Verbindung mit der Lebensversicherung. So lautet einer der weittragenden Kappschen Gedanken, die zur Gründung der öffentlichen Lebensversicherung geführt haben. Die deutsche Form des Sparens in öffentlichen Sparkassen, soll verbunden mit ihrem Korrelat, der öffentlichen Lebensversicherungsanstalt, den einzelnen kleinen Mann in den Stand setzen, sich seinen eigenen Herd zu gründen. Und zwar in folgender Weise: Angenommen, er will ein Grundeigentum

Digitized by Google

von 8000 Mark in einer Vorstadt oder auf dem Lande gründen (einen halben Morgen Land und ein Haus mit 1 bis 2 Mietswohnungen) und hat dazu an baren Ersparnissen 1500 Mark. Da braucht er zunächst eine erste Hypothek, die soll er, soweit Kapital da ist, aus der öffentlichen Sparkasse seiner Heimat ohne Umschweife erhalten. Jede solche Sparkasse muß den Grundsatz betätigen: erst die Einheimischen, dann die Auswärtigen, erst die Kleinen, dann die Großen. Dann aber braucht er auch eine zweite Hypothek. Braucht doch auch die Großunternehmung zweite Hypotheken und kann ohne sie nicht bauen. Viele kleine Einzelunternehmungen sind übrigens sicherer als wenige Großunternehmungen. Zweite Hypotheken dürfen nun von unseren kommunalen Sparkassen nicht gegeben werden, und mit Recht. Wenn aber der Baulustige in gleicher Höhe wie die zweite Hypothek beträgt, eine Lebensversicherung bei einer öffentlichen Lebensversicherungsanstalt eingeht und die Police der Sparkasse verpfändet, so erhält die Sparkasse doppelte Sicherheit, erstens in dem Bauwert und zweitens in dem Wert der Police. Dies und die in den Prämienzahlungen liegende verstärkte Amortisation macht das Geschäft der zweiten Hypothek so sicher wie das der ersten, und es wäre wohl zu wünschen, daß die starke Kreditquelle der öffentlichen Sparkasse auf diese Weise nutzbar gemacht würde, um den Kleinhausbau, die Vermehrung des kleinen Grundeigentums in Stadt und Land zu befruchten. Es wäre das jedenfalls besser als andere Vorschläge, die bisher gemacht sind. Als im Reichstag der preußische Wohnungsgesetzentwurf besprochen wurde, ist von bedeutenden Abgeordneten die Meinung ausgesprochen, daß zu einer wirklichen Besserung des Kleinwohnungsbaues es notwendig werden würde, neue Kreditquellen zu eröffnen, und die Redner haben dabei auf Reichskredit oder Staats- oder kommunalen Kredit hingewiesen. Es wäre aber gefährlich, öffentliche Gelder auf zweite Hypothek zu geben. Denn soviel Geld angeboten wird, soviel Baulust wird hervorgelockt. Das würde nur eine ungesunde und unwirtschaftliche Vergeudung von Volkskapital geben auf Fälle, wo es nicht hingehört; und dabei ist die Verteilung von Kredit das Verantwortlichste, was es in der Volkswirtschaft gibt. Wie soll denn die richtige Verteilung vor sich gehen? Wenn Geschenke verteilt werden sollen, so ist die Antwort sehr schwer auf die Frage: welcher Einzelne darf ein Geschenk erhalten. Darum soll überhaupt nichts geschenkt werden. Es ist höchst ungesund und verwerflich, wenn man der Kleinsiedlung helfen will mit künstlich verbilligtem Kredit.

Digitized by Google

Sondern nur das soll gegeben werden, was Jedermann ohne Ansehn der Würdigkeit und Bedürftigkeit gegeben werden kann, sofern er eben ein Kleinhaus bauen will. Dann muß aber für die Gabe der zweiten Hypothek verstärkte Sicherheit und verstärkte Amortisation verlangt werden. Das geschieht eben durch die Verbindung mit der Lebensversicherung. Es ergibt sich aus dieser Bedingung eine Auslese der ernsthaften Anwärter auf Grundeigentum. Solange das den Sparkassen noch nicht erlaubt ist, könnten die Kreise und die Stadtgemeinden einspringen, indem sie bei ihrer örtlichen Sparkasse eine Anleihe zur Beförderung des Kleinhausbaus aufnehmen, das Geld bei der Sparkassenverwaltung lassen und ihm die Bestimmung geben, auf zweite Hypotheken gegen Verpfändung einer Lebensversicherung im örtlichen Bezirk verwendet zu werden.*) Da das Werk der Kleinsiedlung ja immer nur langsam Schritt für Schritt gehen darf, so sind schon kleine Summen, z. B. in einem Kreise eine Anleihe von 100000 Mark für mehrere Jahre ausreichend. Das Risiko des Kreises oder der Stadtgemeinde wäre unter diesen Bedingungen ganz gering.

Auf solche Weise könnte in den Städten das arme deutsche Volk sich aus den Mietskasernen befreien, und auf dem Lande könnte Kleinsiedlung vor sich gehen, beides ohne Geschenk und Opfer des Staates, nur durch die eigene Kraft des Volkes.

Weil es nun aber diesen Weg nicht gab, so hat es bisher besonderer Einrichtungen bedurft, damit der Kleinsiedlung Kredit zugeführt werde.

Die eine Kreditquelle sind die Landesversicherungsanstalten**). Das Geld, was diese haben (1,5 Milliarden Vermögen), ist ja auch zur Hälfte Spargeld des kleinen Mannes (Zwangsersparnis), und es ist nur in der Ordnung, wenn ihm dieses wieder zugeführt wird. Wie geschieht das aber? Fast nie direkt an den einzelnen Versicherten. Die Anstalt Hannover hat den Versuch gemacht, auf Rentengüter die zweite Hypothek direkt an den Einzelnen zu geben; es ist ihr das vom Reichsversicherungsamt untersagt worden. Im übrigen geschieht es nur an Kommunen, Genossenschaften, Vereine oder an Arbeitgeber. Interessanterweise spielt die Vergebung an ländliche Arbeitgeber zum Bau von Arbeiterwohnungen die Haupt-

*) Näheres hierüber: Archiv für innere Kolonisation 1913 Juni-Heft Schiele: Finanzierung zweiter Hypotheken.

**) Hansen, die Seßhaftmachung von Landarbeitern durch die Mittel d. Landesversicherungsanstalten, Thünen, Archiv V. 1.

Digitized by Google

rolle in den östlichen Provinzen (in Schlesien 4 Millionen Mark); in den westlichen Provinzen dagegen werden einerseits von den Arbeitgebern nur selten solche Gelder erbeten, andererseits lehnen die Versicherungsgesellschaften (Schleswig-Holstein, Hannover) es direkt ab, ihre Gelder so zu verwenden. Bisher sind von den gesamten, zu Arbeiterwohnungen verliehenen Geldern [360 Millionen] immer nur kleine Teile auf das Land gekommen, und von den auf dem Lande gegründeten Stellen wird außerdem in jedem Bericht bezweifelt (soweit es nicht Arbeitgeberwohnungen sind), ob wirkliche Landarbeiter und nicht vielmehr Handwerker dort angesiedelt sind. Es fehlt also noch viel, daß diese Zwangssparkassen des Volkes ihre volkswirtschaftliche Aufgabe im Kappschen Sinne erfüllten und ihre Kredite denen wieder zuwendeten, von denen diese wirtschaftliche Kraft genommen worden ist. Sie sollten gerade zielbewußt verwendet werden, die Reproduktion des Lebens zu befruchten, da wo sie zu Hause sein muß in der kleinen Einzelunternehmung auf dem Lande. Das könnte auch hier erreicht werden durch die Verbindung von zweiter Hypothek und Lebensversicherung.

Die andere Kreditquelle ist der Rentenbankkredit, der für die Versorgung der ersten Stelle benutzt wird. Allgemein ist die Klage über die Kursverluste, die bei dem Verkauf die Siedlung belasten. Diese Kursverluste werden um so größer werden, je fleißiger gesiedelt wird. Denn sie entstehen aus dem Mißverhältnis von Angebot und Nachfrage des Kapitals. In England, wo man auch mit Rentenbriefen besiedelt hat, stand in der Zeit des Burenkrieges das Siedlungswesen wegen des Falles der Rentenpapiere vollständig still. An und für sich ist es nun eine Selbstverständlichkeit, daß sich eine große volkswirtschaftliche Arbeit, wie das Siedeln, richten muß nach dem Ausmaß der vorhandenen wirtschaftlichen Kraft, in diesem Falle nach dem vorhandenen ersparten Kapital, das zur Anlage drängt. Die gesamte Bauunternehmung in Stadt und Land erlebt solche Schwankungen, je nach dem vorhandenen, von der Industrievermehrung übrig gelassenen Sparkapital. Aber fraglich ist, ob gerade für die Kapitalversorgung der Kleinsiedlung dieser Umweg über ein Staatsrentenpapier praktisch ist. Gründliche Kolonisation würde viel mehr Rentenpapiere auf den Markt werfen als aufgenommen werden können. Wenn aber ein kurzer lokaler Weg vom Sparkapital zur Kleinunternehmung existierte, so würde gerade dieser Teil der Volksarbeit von den Schwankungen des Kapitalmarktes, d. i. des Großkapitals und der Großunternehmung, sehr unabhängig

Digitized by Google

sein. Es ist die Stärke des kleinen Mannes, daß ihn die Weltverhältnisse zuletzt erreichen.

Während in Preußen zur Kreditversorgung des Kleinsiedlungswesens solche Leviathane wie die Landesversicherungsanstalten und der Rentenbankkredit in Bewegung gesetzt werden, gibt es im Mecklenburgischen Domanium seit 1850 ein Besiedlungsverfahren viel einfacherer Art. Die erste Hypothek erhält der Siedler aus einer Art Kulturrentenkasse, die zweite beschafft er selbst aus privater Hand. Dies einfache Verfahren hat in 60 Jahren 8500 Büdnereien und 12000 Häuslereien aufgebaut in dem kleinen Mecklenburg; jährlich entstehen gegenwärtig 200. Daraus muß geschlossen werden, daß die Kreditfrage doch nicht das Entscheidende ist.

Land.

a) Kaufland: Hansen sagt: „Nicht offen ausgesprochen in den Berichten, aber in Wirklichkeit die Kernfrage darstellend, ist die Tatsache, daß es vielenorts an dem verfügbaren Boden für die Seßhaftmachung der an sich so dringend nötigen Arbeiter mangelt.“ Das ist gewiß richtig.

Die Mecklenburgische Ansiedlung von 12000 Häuslern und 8500 Büdnern in 60 Jahren ist nur dadurch möglich gewesen, daß in jedem Dorf ein Vorrat von Land gewesen ist, der es der Landesverwaltung möglich machte, die Ansiedlungswünsche je nach dem auftretendem Bedarf zu befriedigen. Nämlich die Mecklenburgischen Bauern waren bis vor kurzem nicht ganz freie Bauern, sondern Erbpächter des Landesherrn. Bei jedem Besitzwechsel konnte die Landesverwaltung von der Hufe Land für die Zwecke der Verpachtung und des Verkaufs an Kleinsiedler zurückbehalten. Daraus erklärt sich auch der reiche Vorrat an Kompetenzen und an Siedlungsstellen. An Land fehlt es dort nicht. Also hat das alte feudale Recht dazu gedient, ein höchst modernes Bedürfnis, nämlich das nach Beweglichkeit und Verteilbarkeit des Bodens, zu befriedigen. Dagegen schlägt unser starres Hypothekenrecht den gesamten Grund und Boden in schlimmere Fesseln als es jemals das feudale Recht getan hat. Darauf hat Professor Sering im preußischen Landesökonomiekollegium zuerst hingewiesen. Von einem einmal verschuldeten Objekt, und welches Objekt wäre in unserer geldwirtschaftlichen Zeit nicht verschuldet, ist kein kleinstes Stückchen abzutrennen, und auch das Ganze ist unteilbar, wenn nicht einer kommt, der die ganze Schuld auszahlen kann. Daraus entsteht unser schwer-

Digitized by Google

fälliges preußisches Besiedlungsverfahren, das wo eine kleine Abtrennung von 50 – 100 Ar wünschenswert wäre, jedesmal ein enormes Kapitalschwungrad in Gang setzen muß, nämlich indem das ganze Objekt gekauft wird und also eine ganz unverhältnismäßige wirtschaftliche Anstrengung gemacht wird. Es ist nicht vernünftig, daß, um Kleinsiedlungen in die Welt zu setzen, es keinen anderen Weg gibt, als eine Kapitalbewegung von mindestens 100000 Mk. Angenommen, es wäre ein anerkanntes Bedürfnis, daß auf jedes Rittergut 10 Kleinsiedlungen und auf jeden Bauernhof 1 Kleinsiedlung geschaffen werde, so müßten, so wie wir heute arbeiten, sämtliche Rittergüter und Bauernhöfe einer Provinz oder des Staates gekauft, abgeteilt und wieder verkauft werden. Da das unmöglich ist, so betreibt man die inselmäßige Kolonisation, wie Kapp sie genannt hat: man kauft ein Gut, wo es gerade erreichbar ist, und verteilt es. Damit schafft man aber immer an einem Ort zu viel und am anderen zu wenig, nämlich nichts. Darum sagt Professor Gerlach: „Für die Durchführung der inneren Kolonisation genügt nicht die Aufteilung großer Güter."

Wir brauchen vielmehr ein Abtrennungsverfahren, und zwar ein einfaches. bequemes und schnelles, damit die Abtrennung kleiner Parzellen überall leicht, bequem und schnell möglich ist, wo der Bedarf eines Siedlungslustigen auftritt. Es sind dazu verschiedene Wege denkbar. Justizrat Dr. Baumert hat darüber auf dem internationalen Hausbesitzertage, wo über das Heimstättenrecht verhandelt wurde, gesprochen und in dem Grenzboten 1912, Nr 49, einen Gesetzentwurf veröffentlicht. Ein anderer, sehr beachtenswerter Vorschlag ist von Herrn v. Batocki gemacht worden, nämlich ein Vorkaufsrecht des Staates bei allen privaten Gutsverkäufen. Freilich die Preisregulierung, die Herr Senatspräsident Flügge dazu vorgeschlagen hat, würde zu einer unberechenbaren, willkürlichen Konfiskation führen und würde, weil sie nur die trifft, welche verkaufen, wie die Wertzuwachssteuer zu einem Hindernis des Verkaufs werden, zu einer Benachteiligung derer, die verkaufen müssen, zu einer Bevorteilung derer, welche nicht verkaufen brauchen, der großen, reichen Besitzer. Aber in der Form, die Herr von Batocki seinem Vorschlag gegeben hat, scheint dies Vorkaufsrecht möglich und nützlich zu sein. Nur wird wieder für einen kleinen, einfachen Zweck ein zu gigantisches Mittel in Bewegung gesetzt. Dagegen denke man sich, es würden, wie die mecklenburgischen Bauern alle Erbpächter des Domaniums sind, so alle Gutsbesitzer

Digitized by Google

Preußens angesehen als Erbpächter des Staates, so könnte man ihnen beim Besitzwechsel, sei es Verkauf, sei es Vererbung, wohl eine kleine Abtrennung (ein Fünfzigstel der Fläche z. B.) zum angemessenen Preise zumuten; das wäre leichter zu tragen, als ein Vorkaufsrecht mit willkürlicher Preisschätzung, wie Flügge vorschlägt, die in eine Vermögenskonfiskation umschlagen muß. Auf solche Weise könnte im Osten bald das Gemeindeland, Pachtland, Kompetenzland geschaffen werden, was dort fehlt.

Heute ist das Abtrennen ungemein schwer, das Zusammenkaufen ungemein leicht. Nun aber liegt die Kulturgefahr gerade darin, daß zuviel zusammengekauft wird. Das erwerbsmäßige Parzellierungsgeschäft nennt man Güterschlächterei und Wucher; und doch ist diese Arbeit der Güterschlächter, wenn sie noch so wucherisch ist, volkswirtschaftlich angesehen, segensreich und lobenswert gegen das, was alle Säulen des Staates, Fideikommißbesitzer, staatlich verwaltete Stiftungen, der Fiskus höchstselbst und endlich auch die Großfinanz und die Großindustrie tun, das Bauernlegen, das Zusammenkaufen. Friedrich der Große hat gesagt: „So jemand einen Bauer aus dem Lande jaget, ist er so kriminell, als ob derselbe einen Soldaten aus Reih und Glied jagen wollte." Das gilt jetzt erst recht. Je höher der Reichtum in Deutschland steigt, um so höher wird der Boden über seinen Ertragswert bezahlt werden, um so häufiger wird der Luxusbesitzer den Landwirt verdrängen. Dem müssen Grenzen gesetzt werden. Professor Sering*) weist darauf hin, daß jährlich 26 000—48 000 ha zu Fideikommissen gemacht werden, aber nur 10 000 ha jährlich mit kleinen Rentengütern besetzt werden. Was wäre solche Kolonisation anderes als eine Krokodilsträne, geweint über der ungehinderten geldwirtschaftlichen Verwüstung unseres Landes und Volkes. Wir brauchen mehr. Es muß der Schaden ausgeglichen werden, der durch jeden Zusammenkauf an der Reproduktion des Volkes geschieht.

b) Pachtland: Nun aber haben wir gehört, daß nicht nur der Kleinsiedler Land braucht, sondern auch der Einlieger. Jener will Eigenland. Dieser will Gebrauchsland. Eins ist so nötig wie das andere.

Mecklenburg hat auch dieses vorgemacht. Dort gibt es in jedem Dorf nicht nur Kaufland für die Siedlungslustigen, sondern auch Kompetenzland für die Einlieger. Wenn es diese Kompetenzen

*) Max Sering, Die Grundbesitzverteilung in den großen Reichen.

Digitized by Google

nicht geben würde, so würde es keine Einlieger geben, und wenn es keine Einlieger gäbe, so würde es überhaupt keine Kleinsiedlung geben. Diese Lehre wird auch gestützt durch die Autorität eines der bedeutendsten Kenner der inneren Kolonisation, des Herrn Präsidenten Metz, der im Archiv für innere Kolonisation (Oktober 1912) die Aufmerksamkeit hinlenkt auf das, was der Einlieger, der freie, besitzlose Arbeiter braucht und verlangt, nämlich daß er neben Wohnungsgelegenheit auch billiges Pachtland vorfinden muß, um die kleine Eigenwirtschaft zu führen, die über das Sein und Nichtsein des kleinen Mannes entscheidet, daß also die erste und richtigste Aktion der inneren Kolonisation darin bestehen muß, Gemeindepachtland für den Besitzlosen zu schaffen. Interessant, daß er aus seiner reichen Erfahrung gerade soviel verlangt, als in den mecklenburgischen Gemeinden vorhanden ist, nämlich 5 % der Dorfflur.

Rechtsform.

Wenn Geld und Land da ist, so braucht es eine Rechtsform für die Siedlungsarbeit. Die Form lebt durch den treibenden Geist. Wir fragen also: Wer soll der Kolonisator sein?

Vor drei Jahren, als durch die Pläne der ostpreußischen Landschaft (Kapp) der inneren Kolonisation ein neuer Anstoß gegeben war, hatte der damalige Landschaftsminister entschieden: Von den Kreisen soll die Initiative zur Besiedlung ausgehen. Aus den der Studienkommission eingereichten Berichten geht nun hervor, daß die Kreise überall versagt haben. So sagt Regierungsrat Riechert in seinem Beitrag: „Die Hoffnung des Erlasses vom 10. 8. 09, daß die Kreise und Kommunen die Ansiedlung der Landarbeiter in die Hand nehmen würden, hat sich leider nur in minimalem Umfange verwirklicht. Desgleichen erklären die großen Siedlungsgesellschaften, die Königliche Ansiedlungskommission, die ostpreußische, die pommersche Ansiedlungsgesellschaft, daß die Kleinsiedlung von ihnen nur gelegentlich innerhalb der großen Besiedlung unternommen werden könne, aber nicht im einzelnen und überall, weil ihnen das zu teuer wird. Kleinsiedlung kann nur durch kleine Lokalgenossenschaften geleitet werden. Nun aber sind solche kleinen gemeinnützigen Genossenschaften vollkommen angewiesen auf ehrenamtliche Leitung. Sie stehen und fallen mit der Begeisterung, des Mannes, der an der Spitze steht. Man muß große Hochachtung vor den Männern haben, die an der Spitze dieser Gesellschaften stehen. Aber „Ehrenamt ist Nebenamt" (Heidenhain).

Digitized by Google

Autoritäten des Genossenschaftswesens sagen kurz und klar, daß die gemeinnützigen Genossenschaften für das ländliche Siedlungsgeschäft nicht taugen, weil, wenn der erste Eifer erkaltet, sie wieder auseinanderlaufen. (Landrat Bertold, Regierungsrat Riechert.)

Auch die gemischtwirtschaftliche Unternehmung hat man ins Auge gefaßt. Nach meiner bescheidenen Meinung sind solche schwerfälligen Gesellschaften alle untauglich, das Werk der Kleinsiedlung zu betreiben. Was so oft geschieht, geschieht auch hier, man macht die mühseligsten Anstalten, weil der kurze und einfache Weg noch nicht gefunden ist. Kolonisator kann niemand anders als der kleine Mann selber sein. Er braucht nur eine einfache, aber vollkommene Form gemeinen Rechts, die jeder einzelne Siedlungslustige in Bewegung setzen kann. Das individualwirtschaftliche Interesse des kleinen Mannes vermag mehr, als alle gemeinnützigen Gesellschaften und hohen Behörden zusammen. Schließlich leistet der Wille alle Dinge, nicht der Verstand, der Wille aber des kleinen Mannes, der für seine Familie einen Herd will, ist heißer als der Eifer der Gemeinnützigkeit und ausdauernder, ja auch scharfsichtiger, als der Verstand der hohen Herren. Er allein weiß Zeit und Maß der Kleinsiedlung. Sein Wille muß die eigentliche Triebkraft sein. Man muß nur das einfache Triebwerk ausdenken, in das diese Kraft eingespannt werden kann. Wenn man Heidenhains Bericht über die Kleinsiedlungsgenossenschaft Straßburg liest, so sollte man meinen, daß der deutsche Arbeiter und Kleinsiedler ein hilfloses Baby wäre, das niemals allein laufen lernt. Sie können weder allein Land beschaffen, noch Geld, noch können sie allein bauen, ja selbst wenn sie von der Gemeinnützigkeit in die Welt gesetzt sind, so können sie doch nicht allein weiter leben und bleiben noch viele Jahre der Mutter Gemeinnützigkeit an der Schürze hängen. Nun aber braucht man gar nicht nach Amerika zu gehen, um den deutschen Arbeiter kolonisieren zu sehen — von der gewaltigen Kleinsiedlung Nordamerikas ist ja ein sehr großer Teil deutsche Leistung —, sondern bloß nach Mecklenburg. Dort ist der Siedlungslustige selber der Kolonisator. Er setzt das Triebwerk in Bewegung, ohne seine Initiative gibt es keine Kleinsiedlung. Er erlangt Land von der Landesverwaltung, Kredit erster Stelle von einer öffentlichen Anstalt, die zweite Hypothek schafft er selber von Privaten herbei, er baut selber, wie er will, und ist dann ganz und gar sein eigener Herr. So ist es möglich, daß genau nach der Nachfrage die Kleinsiedlung fortschreitet, Schritt für Schritt, Haus für Haus, bald in

Digitized by Google

diesem Dorf, bald in jenem Dorf, wann und wo es die Initiative des Siedlungslustigen bestimmt. Ist das nicht das einzig Richtige? Dieses Verfahren heißt Selbsthilfe, jenes andere heißt Gemeinnützigkeit, ist aber nur zuviel, ist Wohltätigkeit, ist Caritas. Von den amerikanischen Kleinhausunternehmungen und Kleinsiedlungsunternehmungen, die den größten Teil des amerikanischen Wohnbedarfs befriedigen, heißt es im Bericht von John Nolen an den 11. internationalen Wohnungskongreß: **there is no philantropy, no charity,** but **only a straight short business way.** Diesen einfachen Geschäftsweg auch bei uns zu bauen, das ist die Aufgabe.

Nun aber noch eins: In Preußen klagen alle Beteiligten, daß das Kleinsiedeln zu teuer ist. Das Bauen ist so teuer, der Rentenbankkredit so teuer. Trotz 800 Mk.-Prämie, trotz ehrenamtlicher Leitung steht das Endprodukt so hoch im Preise, daß man es dem Arbeiter eigentlich kaum mit gutem Gewissen anbieten kann. Dagegen in Mecklenburg, o Wunder! hat das ganze ansehnliche Kleinsiedlungswerk dem Staate keinen einzigen Groschen gekostet, keine Zeichnungen von gemeinnützigen Kapitalien sind nötig gewesen, nur eine Verwaltungsarbeit, wie sie des Staates verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist, und doch der größte Erfolg? Scheinen die Mecklenburger klüger zu sein als die Preußen? Aber der Urgrund liegt nur in der richtigen Form, die jeder Kraft ihren natürlichen Anteil am Werk zuteilt, dem Staat, der Gemeinde und der Einzelkraft. Wir sollten auch eine Form gemeinen Rechts für jedermann schaffen durch ein richtiges Ansiedlungsgesetz.

Die Hauptsache an solchem Ansiedlungsgesetz freilich muß sein eine bessere Verteilung der öffentlich rechtlichen Lasten. (v. Batocki, Freiherr von Zedlitz.) Aus allen Berichten hört man, daß darin das eigentliche Hindernis einer gesunden Selbstbesiedlung des Landes durch das Volk liegt. Es findet sich in den Berichten einmal das Stichwort: „möglichst wenig Kinder". Keiner will Menschen anpflanzen, denn Menschen bringen Lasten, Armenlasten, hauptsächlich aber Schullasten. Der Forstfiskus kann doch keine Arbeiter ansiedeln, die nachher wo anders auf Arbeit gehen, die Bauerngemeinde wird doch nicht so dumm sein, Arbeiterfamilien zu füttern und zu beschulen, die zum Rittergutsbesitzer auf Arbeit gehen und der Rittergutsbesitzer ganz und gar, der auf seinem Gute Leute ansetzte, die wo anders auf Arbeit gehen, den kann man eigentlich unter Kuratel stellen. Wie im Kleinen so im Großen: eine energische innere Kolonisation wird die Steuerlasten nur ver-

Digitized by Google

mehren. Wenn nun die Neuangesiedelten keine Landarbeit machen wollen, sondern wöchentlich in die städtischen Fabriken gehen und ihre Kinder dahin schicken, so werden durch die innere Kolonisation die Lasten des Landes nur vermehrt.

Welche Verkehrtheit! Das lebendige Menschenleben ist das kostbarste Rohmaterial der Kultur, der Reichtum der Städte baut sich aus seiner Arbeit auf. Er kann nur vom Lande kommen, weil die Städte mehr Leben verbrauchen, als sie selbst ersetzen. Aber auf dem Lande, wo es nachwachsen muß, werden diese Pflanzen nicht gehegt, vermehrt, sondern womöglich ausgerodet. Das muß anders werden. Das Menschenaufziehen muß auf dem Lande für alle Beteiligten zu einem guten Geschäft gemacht werden, denn die wahre Aufgabe des Landes ist Menschen hervorbringen*).

Wenn dieses schwerste Hemmnis der inneren Kolonisation, die Regulierung der öffentlichen Lasten, aus dem Wege geräumt ist, so wird es möglich, in dem Ansiedlungsgesetz dem Siedler ein handfestes Recht auf Ansiedlung und auf Bauen zu erteilen. Jetzt hat der kleine deutsche Grundeigentümer weder in den Städten noch auf dem Lande ein Recht auf Ansiedlung und Bauen — auch ein Wunsch, worin städtische und ländliche Wohnungsreform sich begegnen — sondern nur die Erlaubnis, sich eine Konzession zu erbitten, was ihm viel Zeit und Wege kostet und immer wieder die Behörde verführt, unvernünftige Baulasten hygienischer oder sonstiger Art zu verlangen. Wo soll da die Unternehmungslust der Kleinsten herkommen?

Arbeitsgelegenheit.

Nun endlich das Wichtigste: Was nützt dem einfachen Landmann Geld und Land und Ansiedlungsrecht, wenn er keine Arbeitsgelegenheit vor sich sieht. Die Fruchtbarkeit der Arbeitsgelegenheit entscheidet, ob Kleinsiedlung möglich ist oder nicht. Da entsteht nun ein sehr wichtiger Unterschied zwischen Bauernansiedlung und Kleinsiedlung. Dem Bauern gibt man seine Arbeitsgelegenheit mit in dem Lande, das er zu seinem Hofe zugewiesen erhält. Darum ist hier die fürsorgliche, pflegliche Behandlung der Ansiedlung möglich und nötig. Peinlichste Verwaltungsarbeit kann in der Güte und Größe des Landes die volle Arbeitsgelegenheit garantieren. Wer aber kann einem Arbeiter, der nur einen Morgen Land erhält und

*) Schiele, Die Schullasten und die Verödung des Landes, Pr. Jahrb. 1913, Band 151.

Digitized by Google

der auf Lohnarbeit ausgeht, Arbeitsgelegenheit garantieren? Keiner kann das. Nur er selbst allein kann es auf die Hoffnung hin, immer Lohnarbeit zu haben, und auf seine eigene Verantwortung hin wagen. Solche Hoffnung und Aussicht ist eine ganz persönliche Sache. Darum kann man und soll die Kleinsiedlung nicht als Herrgottsspielerei von oben her betreiben, sondern soll den kleinen Mann selber zum verantwortlichen Mann, zum Kolonisator, machen.

Es ist aber das Wagnis, Eigentum zu übernehmen, für einen, der von der freien Lohnarbeit hauptsächlich leben muß, wahrhaftig nicht klein. Darum wird auch immer wieder die Erfahrung betont, daß die besitzlosen Lohnarbeiter ihre Freiheit und Freizügigkeit dem Land- und Hausbesitz vorziehen, und rechnerisch angesehen, haben sie wohl recht damit. Es kann trotzdem sein, daß sie landhungrig sind und gern einen eigenen Herd für ihre Familie haben möchten, aber sie wagen es nicht, dürfen es vielleicht nicht wagen, weil die Arbeitsgelegenheit, von der sie leben, nicht sicher genug ist. Die Unsicherheit und geringe Auswahl an Arbeitsgelegenheit, die Abhängigkeit von dem Wohlwollen eines Einzigen ist der Hauptgrund dafür, daß mancher brave Mann in die Städte wandert, wo die Arbeitsgelegenheit mannigfaltig und darum sicherer ist. Will man den kleinen Mann für die eigene Scholle begeistern, so tue man alles, um ihm die Arbeitsgelegenheit sicher zu machen. Dies entscheidet das Schicksal der inneren Kolonisation.

Die Geschichte hält uns den Spiegel unserer Zeit vor im Bilde der altrömischen Kultur. Die antike italische Landwirtschaft ist in dem augusteischen Zeitalter zugrunde gegangen — als Arbeitgebergewerbe an der Konkurrenz des ausländischen Getreides, das in den Großstädten unter dem Preise verteilt wurde, wie jetzt bei uns das Fleisch, als Arbeitnehmergewerbe durch die Konkurrenz der Sklavenarbeit. Unser Import ausländischer Arbeiter ist, wirtschaftlich angesehen, genau dasselbe, was jene Sklavenarbeit war. Er muß die Landwirtschaft als Arbeitnehmergewerbe ruinieren. Darum, so unbequem es ist, will ich immer wieder an die Meinung von Amtsrat Kayser erinnern: Aus der inneren Kolonisation wird nie etwas werden, wenn wir nicht dem einheimischen Arbeiter die Arbeitsgelegenheit auf deutscher Erde sichern (durch Belastung und Entlastung). Wie können wir wagen, dem Lohnarbeiter heute zum Ansiedeln zuzureden, da ihm doch morgen das Brot, von dem er lebt, die lohnende Arbeit, weggenommen werden kann? Sieht er aber sichere Arbeitsgelegenheit, so geht das Ansiedeln ohne alle Hilfe und

Digitized by Google

Kunststücke von selber. Wer lebendiges Blut machen will, der muß Brot schaffen, und wer Brot schafft, der schafft auch Blut. Darin besteht die wahre Aufgabe der Volkswirtschaft, daß sie aus Brot Blut, das ist lebendiges deutsches Leben, schafft.

Zum Schluß wollen wir noch einmal zusammenfassen, welche Mahnungen zur Tat sich aus dem Vorhergehenden zu ergeben scheinen.

1. Geld.

Die städtischen und Kreissparkassen sowie die Landesversicherungsanstalten werden in den Stand gesetzt, Summen von 500 bis 5000 Mk. als zweite Hypotheken auszuleihen, vorausgesetzt, daß der Kreditnehmer mit dem entsprechenden Betrag bei einer öffentlichrechtlichen Lebensversicherungsanstalt versichert ist, und sein Recht verpfändet.

2. Land.

a) Das Angebot von Siedlungsland wird überall ermöglicht, dadurch, daß ein bequemes Abtrennungsverfahren in die Hand des Grundeigentümers gelegt wird, der an einen Siedlungslustigen einen Teil seines Besitzes veräußern will.

b) Gemeindepachtland wird geschaffen durch ein Abtrennungsverfahren, das von der Landeskulturbehörde bei jedem Verkauf ohne Einwilligung der Verkaufsparteien eingeleitet werden kann.

c) Gegen die Zusammenlegung.

Wer eine vorhandene Ackernahrung durch Kauf und Zusammenlegung oder Leerstehenlassen vernichtet, zahlt an die Gemeinde (Schullandfonds) eine Buße von 10 % des Kaufes.

d) Jede Dorfgemeinde ist verpflichtet, Schulland, (Kompetenzland, Pachtland für kleine Leute) in der Höhe von $^1/_{20}$ der Dorfflur nachzuweisen.

e) Jede städtische Gemeinde bis zu 10 000 Einwohnern ist verpflichtet, ein an kleine Leute zu verpachtendes Gemeindeland (Schulland) im Werte von 1000 Mk. auf den Kopf jedes Schulkindes nachzuweisen.

f) Dies Schulland darf nur zur Verpachtung in kleinen Parzellen an kleine Leute benutzt werden und als Bauland für Kleinhäuser abgegeben werden.

3. Rechtsform.

a) Ansiedlungsrecht.

Jeder Grundeigentümer hat zum Bauen, Ansiedeln ein Recht, wenn er die durch baupolizeiliche oder Ortsstatute aufgelegten Be-

Digitized by Google

dingungen erfüllt hat. Solche Statuten dürfen nur das Notwendigste verlangen und müssen die kleine und kleinste Unternehmung ermöglichen.

b) Oeffentlich-rechtliche Lasten:

Die Schullast wird Staatslast. Jede Schulgemeinde erhält für den Kopf des Schulkindes 50 Mk. Staatszuschuß. Sie hat für den Kopf jedes Schulkindes ein Schulland im Werte von 1000 Mk. nachzuweisen.

4. Arbeitsgelegenheit.

Die Arbeitsgelegenheit auf deutscher Erde gehört dem deutschen Arbeiter, darum zunächst einen mäßigen Kopfzoll auf den Gebrauch der ausländischen Arbeitskraft.

Digitized by Google

Die sozialdemokratische Jugendliteratur.

Von

Dr. Agnes Harnack.

Der sozialdemokratische Parteitag, der im Oktober 1891 in Nürnberg zusammentrat, nahm ohne weitere Besprechung folgenden Beschluß an: „Da die Sozialdemokratie eine ihrer edelsten Aufgaben damit erfüllt, durch gute, den Volksklassen zuzuführende Lektüre die Menschheit für eine bessere Zukunft zu erziehen, möge der Kongreß beschließen, den befähigten Mitgliedern der Partei es zur Pflicht zu machen, ein Augenmerk mehr wie bisher darauf zu richten, daß eine Jugendliteratur zustande kommt, welche in unterhaltender Weise, dem Wesen der Kindheit entsprechend, den Geist und das Fühlen der Jugend zugunsten des Sozialismus weckt und bildet. Wir beantragen, dieses Unternehmen dadurch zu organisieren, daß eine Kommission ernannt wird, welcher die Pflicht obliegt, dafür zu sorgen, daß nach Möglichkeit Literatur in diesem Sinne geschaffen, resp. daß solche in anderer Sprache erscheinende Werke in unsere Landessprache übersetzt und diese Literatur agitatorisch der Jugend zugänglich gemacht wird."

Dieser Beschluß fiel auf fruchtbaren Boden; wie Pilze nach dem Regen schossen die Erzeugnisse der sozialdemokratischen Jugendliteratur in die Höhe. Kein Alter blieb unberücksichtigt. Ein Bilderbuch: „Arm und Reich, der Arbeit ABC" lehrte in kurzen Merkversen schon die Vier- bis Siebenjährigen die Hauptgrundsätze des Klassenkampfes. Den Kindern, die eben lesen gelernt hatten, gab man das „Märchenbuch für die Kinder des Proletariats" in die Hand; da finden wir Michel, der mit einem wunderkräftigen Schwert — es trägt die Inschrift: Proletarier aller Länder, vereinigt euch — den Riesen Kapitalismus und den Drachen Militarismus niederschlägt und andere Geschmacklosigkeiten ähnlicher Art. Aber

Digitized by Google

bei diesen niedrigen, künstlerisch wertlosen Erzeugnissen blieb es nicht; sehr bald fanden sich eine Reihe ernster Pädagogen und Schriftsteller, die die Sache der Jugendliteratur in die Hand nahmen; der „Bildungsausschuß" der Partei widmete ihr seine besondere Aufmerksamkeit, und es entstanden in Deutschland und Oesterreich eine Reihe von Büchern, die, wenn es in diesem Falle möglich wäre, von der Tendenz abzusehen, nach Inhalt und Form hohes Lob verdienen. Ein Einleitungsgedicht zu einem dieser Bände gibt etwa das Programm dieser Literatur:

Ich lad' euch, meine jungen Gäste,
Ihr Kinder dampfumwölkter Zeit,
Zu einem stillen Sonnenfeste
Ruhvoller Herzensheiterkeit . . .
Wie bleich ihr seid! Auf euren Wangen
Mit fahlen Fingern zuckt die Not,
Die Brust durchzittert ein Verlangen
Nach Frühlingswein und Festtagsbrot.
Kommt her, wir wollen euch erquicken,
Mit edlen Gaben euch erfreun,
Den Dunst der häßlichen Fabriken
Mit einem Schönheitsstrahl zerstreun.
Trinkt aus dem schimmernden Pokale,
Lauscht auf der großen Künstler Spiel,
Setzt mit den Weisen euch zum Mahle,
Erkennt mit Lust des Forschers Ziel! . . .
Kommt her! Die Frist kann nimmer währen,
Bereitet eure Herzen heut!
Zum Fest an künftigen Altären
Erklingt ein lachend Maigeläut!

(Karl Henkell.)

Wirklich ist das, was geboten wird, reich und vielseitig. Neben guten, meist biographischen Erzählungen und Schilderungen aus dem Berufsleben, neben kurzen programmatischen Artikeln der Parteigrößen aller Länder haben unsere besten Schriftsteller, haben Lessing, Goethe, Schiller, Fichte, Richard Wagner das Wort; unter den Lyrikern finden wir Storm, Möricke und Heine, dazu Märchen von Leander und von Maeterlinck und gute Reproduktionen nach älteren und modernen Meistern. Besonders wertvoll erscheinen mir einige Bücher, die in das Leben der Natur einführen, wie etwa: Brand: „Ullenbrook" und Grottewitz: „Sonntage eines großstädtischen Arbeiters" und: „Unser Wald". In allen dreien finden wir Feinheit in der Auffassung des Landschaftsbildes und großes pädagogisches Geschick,

Digitized by Google

zur Naturbeobachtung anzuregen. Auch eine große Gedichtsammlung wird den jungen Proletariern in die Hand gegeben; es ist die zweibändige Anthologie „Von unten auf", die von Franz Diederich gesammelt und im Vorwärtsverlag herausgegeben wurde. Ueber 200 Autoren, darunter zirka 50 Ausländer, erheben ihre Stimme und sprechen vom „Arbeitsjoch", vom „goldnen Kalb", von den „Zertretenen" und von der „heiligen Arbeit" für den Völkerfrühling. Neben Goethe und Schiller stehen auch hier Männer des Proletariats, von denen einige, wie Krille und Lessen, ihre Gedichte auch in eigenen Sammlungen für wenige Groschen den jungen Parteigenossen in die Hand geben. — Aber alle diese Bücher erreichen doch nur einen verhältnismäßig kleinen Leserkreis. Der Großbetrieb der sozialdemokratischen Jugendliteratur steckt in ihren Zeitschriften, und durch sie wird der breiteste und entscheidendste Einfluß ausgeübt. Eine ganze Reihe von sozialdemokratischen Zeitungen bringt besondere Beilagen für die Jugend; so das „Hamburger Echo", die „Dortmunder Arbeiterzeitung", die „Dresdner Volkszeitung" und die in Stuttgart erscheinende „Gleichheit". Wichtiger aber als diese etwa alle vier Wochen erscheinenden Blättchen sind die selbständigen Zeitschriften, die allwöchentlich in Tausenden von Exemplaren ihren Weg zu den 14—18jährigen Arbeitern und Arbeiterinnen nehmen. Im April 1906 wurde die „Junge Garde" (Redakteur Ludwig Frank) begründet, mit dem Programm: Schutz den jungen Händen gegen die Ausbeutung, Schutz den jungen Köpfen gegen die Verdummung"; ihre Auflageziffer erreichte nahezu 11 000. Schon ein Jahr früher, am 1. Januar 1905, hatte sich der „Verein der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter Berlins" in der „Arbeitenden Jugend" ein eigenes Organ geschaffen, das nach einigen Wechseln Max Peters redigierte; auch hier wurde eine Auflage von zirka 10 000 Exemplaren abgesetzt. Beide Zeitschriften stellten Ende 1908 ihr Erscheinen ein, da sich alle Arbeitskräfte auf die neugegründete „Arbeiterjugend" konzentrieren sollten, die vom Januar 1909 an erschien. Sie wird herausgegeben von der „Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands", einer Kommission, die aus Vertretern des Parteivorstandes, der „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" und aus jugendlichen Arbeitern selbst besteht. Das Blatt erscheint alle 14 Tage und hatte im Jahr 1910 bereits 40000 zahlende Abonnenten. Das Abonnement kostet vierteljährlich 50 Pf. Der Inhalt der „Arbeiterjugend" ist ungemein reichhaltig, und, was sich auch immer gegen sie sagen läßt: den Vorwurf, langweilig

Digitized by Google

zu sein, kann man ihr nicht machen. In buntem Wechsel folgen sich naturwissenschaftliche, historische, literarhistorische und belletristische Beiträge; dazu kommen Gespräche über Tagesfragen, Plaudereien über die Lebenshaltung der jugendlichen Leser, eine Rubrik, betitelt „Vom Kriegsschauplatz", meldet alle Fälle von Zusammenstößen der Jugendbewegung mit der Polizei; eine andere, „Der Pranger der Lehrlingsschinder" alle Fälle von Lehrlingsmißhandlungen. Jede Nummer bringt Gedichte, Sprüche, einen „Briefkasten" und vorzügliche Erläuterungen von Fremdwörtern. Fast alle Beiträge sind in der Form außerordentlich geschickt, fließender, klarer Stil, wirkungsvolle Darstellung, eine Sprache, die sich, wo es der Gegenstand erfordert, oft zu starkem Pathos erhebt, machen die Lektüre anziehend und interessant.

Welche Weltanschauung trägt nun diese Zeitschrift ihren Lesern vor? Die Frage beantwortet sich durch einen Blick auf das Inhaltsverzeichnis der abgeschlossenen Bände. Eine Rubrik „Philosophie" existiert nicht; Namen wie Kant oder Fichte werden nicht genannt; aber unter dem Gesamttitel „Naturwissenschaftliches" finden wir allein im ersten Band Aufsätze über „Die Entwicklungslehre und ihre Bedeutung", „Charles Darwin und seine Lehre", „Vom Urtier zum Menschen", „Affe und Mensch" und „Versteinerungskunde und Abstammungslehre". Alle diese Aufsätze bemühen sich, eine „natürliche Schöpfungsgeschichte" darzustellen, etwa mit der Einleitung: Wie die ersten Menschen entstanden sind, das ist uns allen dereinst in der Schule gelehrt worden. Aber nicht in der Naturgeschichtsstunde — und hier allein hätte es doch geschehen müssen, weil nur Naturforschung aussageberechtigt zu dieser Frage ist — sondern im Religionsunterricht wurde uns von der Entstehung der ersten Menschen berichtet. Jedoch, anstatt uns mit den Anschauungen und Ergebnissen bekannt zu machen, zu denen die moderne Naturwissenschaft besonders im Laufe der letzten fünfzig Jahre geführt hat, zog man es vor, uns unter Benutzung einer mehrere tausend Jahre alten orientalischen Dichtung, des sogenannten mosaischen Schöpfungsberichts zu erzählen, daß die Menschen vor etwa 6000 Jahren von einem außerhalb und über der Natur stehenden göttlichen Wesen aus einem Erdenkloß am sechsten Tage seines Schöpfungswerkes geschaffen worden seien (A. J. Jahrgang 1909 S. 184. Vergl. hierzu das von der sozialdemokratischen Jugendpresse vielfach empfohlene Buch: Moses und Darwin von A. Dodel, Stuttgart 1896.) Aus der Entwicklungslehre soll die Jugend Idealis-

Digitized by Google

mus schöpfen: „nicht niederdrückend wirkt diese Erkenntnis, sondern geradezu erhebend und begeisternd für die Mitarbeit an der Höherentwicklung des Menschengeschlechts, die ja eine Konsequenz der Entwicklungslehre ist. Sie erfüllt uns endlich mit fröhlicher Zukunftszuversicht insofern, als sie uns hoffen läßt, daß all die Unvernunft, Ungerechtigkeit und Unzulänglichkeit, die wir fast überall im privaten und gesellschaftlichen Leben der heutigen Menschen vorfinden, nicht ewig bestehen werden, sondern nur Entwicklungsstufen sind zu höheren, vollkommeneren Formen menschlichen Zusammenlebens."

Hinter dieser dürftigen und wenig fruchtbaren Darstellung der Entstehung der Menschheit treten alle tieferen philosophischen Probleme, alles metaphysische Denken zurück; neben ihr gelten nur noch praktische Fragen, und hierbei steht die Klassenfrage naturgemäß im Mittelpunkt. Das Ziel aller Erziehung ist der klassenbewußte Proletarier, der den Bourgeois haßt und verachtet. Es heißt da etwa nach einer Schilderung des Studentenlebens der Bourgois-Söhne: „Ich führe das alles der proletarischen Jugend nur vor Augen, um ihr zu zeigen, daß auch die jungen Bourgeoissöhne ihre Jugendorganisationen haben, daß auch darin nicht die Fortbildung und die Aufklärung sondern die Verstumpfung und die Völlerei gepflegt wird, und daß sie damit nur das Beispiel der Alten nachahmen". (Jahrg. 1909 S. 183.) Aengstlich wird vermieden, dem jungen Proletarier einen Einblick in die Weltanschauung und den Gesichtskreis anderer Stände zu geben; in dem von der Parteileitung herausgegebenen Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften von 1911, welches viele vorzügliche Bücher, aber auch sehr zahlreiche parteitendenziöse Hinweise enthält, steht z. B. bei Nr. 704 (Novellen von Ernst Zahn) „Feinsinnige Erzählungen, die empfohlen werden können, obwohl die Lebensauffassung, die sie atmen, nicht immer mit der proletarischen übereinstimmt." Der Name „ein Proletarier", soll für jeden seiner Träger ein Ehrenname sein: „Ihr seid Angehörige des Proletariats. Vor zwanzig Jahren hat es keinen geringschätzigeren Ausdruck gegeben, als „ein Proletarier", nur ein „Arbeiter". Wenn man Euch heute fragt, wer ihr seid, dann sagt ihr: wir sind junge Proletarier! Und ihr sprecht dieses Wort aus mit Stolz und in dem Bewußtsein, daß ihr damit alles sagt, um dessentwillen heute das Leben noch einen Wert hat" (A. J. 1909, S. 242). Von diesem Klassenbewußtsein soll die Lebensführung in jedem einzelnen Punkt getragen werden, und es fallen dabei Worte und Ermahnungen von hohem pädogogischen

Digitized by Google

Wert. Da werden in einem ausgezeichneten Artikel von Hulda Maurenbrecher (A. J. 1910, S. 10) der jungen Arbeiterin Warnungen und Ermahnungen über „Putz und Schmuck" gegeben, in einem anderen, von derselben Verfasserin (A. J. 1909, S. 160) über den rechten Stolz (1910, S. 90); unter den Gesichtspunkt der Klassentüchtigkeit wird auch der Kampf gegen die Schundliteratur und gegen den Alkohol gestellt: „zum Kampf gehört ein offenes Auge und ein klarer Kopf. Wollt ihr wackere Mitkämpfer sein, so verbannt den Alkohol, der den Blick trübt und den Verstand umnebelt! Mag der bürgerliche Karriereschnaufer sich schon als Schüler und Student durch unerschöpfliche Fluten Bieres auf seine dereinstige staatserhaltende Tätigkeit vorbereiten — der junge Proletarier öffne sein dürstendes Hirn den unerschöpflichen Fluten befreienden Wissens!" (A. J. 1909, S. 182).

Aber die wichtigste Begleiterscheinung des gestärkten Klassenbewußtseins ist die Ablehnung jeglicher Autorität außer der von der Partei gegebenen, die sich ja aber nur als die stärkste Ausprägung des eignen Wollens darstellt. „Hast Du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz", das ist der Klang, der uns lauter oder leiser aus allen Spalten dieser Zeitung entgegentönt. „Dir hilft kein Gott, Du mußt Dir selber helfen" (A. J. 1909, S. 79). Das Märchen von einem Gott, der über der Welt steht, ist gründlich abgetan. Es heißt da etwa zum Erdbeben von Messina: „Erschlagen aber liegt inmitten der gräßlich verstümmelten Leichen die christliche Weltanschauung mit ihrem Glauben an die allmächtige Liebe und väterliche Barmherzigkeit ihres Gottes. Wenn es diesen Gott der Frommen gäbe, der nach ihrer Ansicht jedes Haar auf unserem Haupte zählt und den Sperling auf dem Dach schützt, so müßte man doch annehmen, er habe dem Untergang dieser blühenden Stadt ohnmächtig zugeschaut, oder ihn gar — die Frommen mögen diese Lästerung verantworten — selbst veranlaßt." Derselbe Artikel (A. J. 1909 S. 38) schließt mit dem Appell: „Prüfe Dich selbst! Wirf ab, was Du als unmöglich, widernatürlich, als überlebt in Deiner Weltanschauung erkennen mußt! Wage zu denken!" Bücher, die einen „religiösen Einschlag" haben, werden nur empfohlen für reifere Kinder, die dem religiösen Drum und Dran schon mit einer gewissen Kritik gegenüberstehen." (Nr. 529 des „Verzeichnisses empfehlenswerter Jugendschriften.") Mit der Religion wird natürlich auch die Kirche, ihre Vertreter und ihr Unterricht abgelehnt, und zwar in allerschärfster Form; der Prediger ist der

Digitized by Google

Diener der bürgerlichen Parteien, denen zu Gefallen er redet, seine Lehren sind objektiv und häufig auch subjektiv unwahr; (man vergleiche hierzu den Aufsatz „Ihr tretet nun ins Leben ein", A. J. 1909, S. 78), das ganze Institut dient zur „Niederhaltung der Arbeiterklasse" (Jahrg. 1910, S. 382). Noch stärker als die Verachtung der Kirche macht sich die Verunglimpfung der Schule geltend. Rückschauend auf die Volksschulzeit wird den Kindern gesagt: „Die Schuljahre, die so schön, so glücklich sein könnten, sie sind Euch zur Qual geworden, weil Euch statt lebendigen Wissens nur toter Formelkram geboten wurde, weil statt anregender, fröhlicher Selbsttätigkeit langweiliger Drill dort herrscht" (Jahrg. 1910, S. 97). An anderer Stelle, nachdem in einer langen Rechnung der Volksschule vorgehalten wurde, was sie ihren Schülern gelehrt und was sie nicht gelehrt hat, finden wir die Zusammenfassung: „Kurz, Ihr wißt, weshalb Ihr die Schule, die Euch ein so dürftiges, nutzloses, im besten Falle veraltetes Wissen, so sinnlose Lebensgrundsätze eingeprägt hat, ohne Bedauern verlaßt. Je mehr Ihr das wißt, je klarer Euch die Berechtigung Eurer Genugtuung über das Ende der Schulzeit zum Bewußtsein kommt, desto brennender muß Euer Bedürfnis, desto stahlharter Euer Wille sein, nachzuholen, was die Schule versäumt und an Euch gesündigt hat" (A. J. 1910, S. 97). Einer noch strengeren Kritik verfällt die Fortbildungsschule: „Erhöhte Nutzbarmachung der Arbeitskraft im Interesse des gewerblichen und landwirtschaftlichen Unternehmers und Zurückgewinnung großer, für die sozialdemokratischen Bestrebungen gewonnener Volksklassen im Interesse des Fortbestandes der bürgerlichen Klassenherrschaft, das sind die Beweggründe, aus denen heraus man zur Schöpfung der modernen Fortbildungsschule kam" (A. J. 1909, S. 122). Es wird ihr ferner der Vorwurf gemacht, daß sie „fromme und willenlose Untertanen statt freie und selbstbewußte Staatsbürger" bilde (A. J. 1909 S. 146). Und wie die Arbeit in den Schulen, so wird die Berufsarbeit bei den Lehrherren oder in der Fabrik dem jungen Arbeiter verleidet. Ein bitterer Artikel richtet sich gegen das Sprichwort, daß Handwerk einen goldenen Boden habe, und unzählige kleine Berichte erzählen von der Ausbeutung und den Mißhandlungen, denen die Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter in ihrem Beruf ausgesetzt sind und gegen die von Staats wegen gar nicht oder nur ungenügend vorgegangen würde.

Denn der Staat wird natürlich verantwortlich gemacht für alle sozialen Schäden und Krankheitserscheinungen. Hier ist nun aller-

Digitized by Google

dings in der Darstellung Vorsicht geboten; es werden daher die Staatstheorien der Partei und ihre Stellung zu Zeitfragen, wie Reichsfinanzreform, Reichstagsauflösung und zu den übrigen politischen Parteien, meist in Gesprächsform „politisches Zwiegespräch zwischen einem Jungen und einem Alten" abgehandelt. Mit Vorsicht, aber doch unmißverständlich, tritt auch der Antimilitarismus in zahlreichen Aufsätzen und belletristischen Beiträgen hervor. Ueberhaupt steht natürlich das Belletristische, sei es in Vers oder in Prosa, und ebenso alles Historische, durchaus im Dienste der Parteitendenzen. Ueberall zeigt schon die Auswahl der Themen, daß eine strenge Sichtung gehalten wird und nur solche Erscheinungen behandelt werden, die sich parteipolitisch ausbeuten lassen. An geschichtlichen Aufsätzen finden wir: „Das Feudal- oder Lehnswesen", „Junkerwirtschaft vor 500 Jahren", „Gracchus Babeuf", „Aus den Zeiten der preußischen Märzrevolution", „Bauernleben in der guten alten Zeit". Schillers Leben wird bis zur Abfassung des Don Carlos ausführlich behandelt; von Heine und Freiligrath werden Lebensbeschreibungen gegeben und zahlreiche Gedichte abgedruckt. Im übrigen werden die Leser nachdrücklich hingewiesen auf die „proletarische Poesie" und reichliche Proben von ihr abgedruckt. „Das feinste innerste proletarische Seelenleben kann nur von dem geborenen Proletarier belauscht werden, weshalb nur der geborene Proletarier den proletarischen Roman, das proletarische Drama schreiben, das proletarische Seelenleben mit seinen verborgensten Feinheiten lyrisch wiedergeben kann" (A. J. 1910, S. 295). Die jungen Leser, die dichterischen Beruf in sich fühlen, werden daher ermahnt, sich dieser Aufgabe anzunehmen: „Hier liegen die köstlichsten, ungehobenen Schätze, während das bürgerliche Empfindungsleben bereits bis auf die Wurzeln abgegrast ist." (A. J. 1910, S. 296)

Damit ist zwar der Kreis noch nicht völlig geschlossen, in dem sich die „Arbeiter-Jugend" und mit ihr die gesamte Jugendliteratur der sozialdemokratischen Partei bewegt — es ließe sich noch sprechen von der erfreulichen Art, wie sie den Natursinn ihrer Leser, die Freude auch an einem schlichten Landschaftsbilde pflegt, wie sie es versteht, durch kurze, wirkungsvolle Erzählungen, Biographien und Bilder aus dem Leben ihre Ideen eindringlich zu predigen, wie sie neben den eigentlichen Parteimännern Schriftstellern wie C. F. Meyer, Liliencron, Fontane u. a. Raum gewährt — aber das Vorstehende wird doch genügen, um ihre Arbeitsweise zu kennzeichnen. Daß sie Erfolg haben muß, das sieht man schon beim flüchtigen Durchblättern

Digitized by Google

eines Bandes; alles sprüht von Leben, alles ist aktuell, im guten wie im schlechten Sinne, und vor allem: sie haben den „Ton", einen Ton der gleich weit von Schulmeisterei und Bevormundung wie von Salbung oder Sentimentalität entfernt ist; — durch Zufall kam mir auf der Königl. Bibliothek statt eines sozialdemokratischen Jugendjahrbuches ein ebenso betiteltes „bürgerliches" Mädchenbuch in die Hand. Es konnte einen übel und traurig machen mit seiner verlogenen, süßlichen Sentimentalität, dem läppischen „Briefkasten", den teils neckischen, teils tragischen Novellen mit der obligaten Schlußverlobung. Wahrlich, hier war kein „Klang der aufgeregten Zeit" zu spüren, und niemand darf sich wundern, wenn die Sozialdemokratie die Lauge ihres Spottes über solche Bourgeois-Literatur ausschüttet. Stärker aber noch als durch ihre positiven Werte ist der Erfolg, den sie sich durch ihre Kritik sichert: Kein Alter als das zwischen 14 und 18 ist so bereit zu verbrennen, was es angebetet hat; kein Alter ist so empfänglich für die glatt aufgehende Rechnung einer „natürlichen" Weltanschauung, und kein Alter ist weniger imstande zu erkennen, daß hinter dem tönenden Optimismus und Idealismus der Partei der Materialismus lauert, für den Futterplatz und Futtermenge doch die Faktoren sind, die letztlich über den Menschen entscheiden. Hier liegen die unendlichen Gefahren, hier die vollständige Unmöglichkeit, mit diesen Jugendpflegern zusammenzugehen. Während man von unserer Seite sich bemüht, die Kluft zuzuschütten, die Klassen und Stände trennt, wird sie auf der anderen Seite planmäßig weiter aufgerissen; während wir wissen, daß eine vorurteilsfreie Erkenntnis der Tatsachen, wie sie geschichtlich geworden sind, das Herzstück aller Bildung ist, werden drüben Trümmerstücke aus allen Wissensgebieten zusammengetragen und die Tatsachen nach der Theorie kommandiert; während wir glauben, daß alle Erziehungsarbeit untrennbar vom Begriff der Autorität ist, wird dort jede bestehende Autorität dem Götzen „Partei" geopfert.

Wir können nicht mit ihnen gehen — also müssen wir ihnen entweder das Feld räumen, weil wir ihre Ueberlegenheit anerkennen, oder wir müssen gegen sie kämpfen. Aber wie kann das geschehen? wie können wir ihrer Jugendliteratur Bücher und Zeitschriften entgegenstellen, die von vergiftenden Einflüssen frei sind, die nicht niederreißen, sondern aufbauen und die trotzdem so interessant und anziehend sind, daß sie in die breiteste Masse unserer Proletarierjugend eindringen? Zur Beantwortung dieser Frage muß man weit ausholen. Wir sprechen bei der Gegenpartei oft von „Götzen-

Digitized by Google

dienst" und „Parteikult" — das sind harte Worte, aber sie sind doch in unserer Vorstellung verknüpft mit dem Bilde von Menschen, die für eine Idee leben und sterben, sich ganz in ihren Dienst stellen und persönliches Glück, Ehre und Bequemlichkeit klein erachten für den Ruhm, sie zu fördern und zu erhöhen. Wenn etwas bei der Lektüre der sozialdemokratischen Jugendliteratur Eindruck macht, so ist es die Erkenntnis, daß hier ungezählte Männer und Frauen angespannt und opfermutig arbeiten, um ihrem Idealbild Wirklichkeit zu geben. Diese Männer und Frauen kennen die proletarische Jugend; sie sind zum Teil aus ihr emporgewachsen, aber viele von ihnen, die aus anderen Kreisen kamen, haben sich auch bewußt in ihre Gedanken- und Gefühlswelt hineingearbeitet, weil sie getrieben waren von dem heißen Wunsch, den Kindern unsres Volkes zu helfen. Sie verstehen ihre Sprache, sie können sie selber sprechen — und darum konnten sie ihnen auch eine Literatur schaffen. Bei uns „Bürgerlichen" ist das ganz anders. Wir haben sehr viele Menschen, die genau wissen, wie eine solche Literatur inhaltlich beschaffen sein müßte, aber sehr wenige, die diesem Inhalt eine Form finden können. Noch immer gilt von uns das schlimme Wort, „daß wir über die Lebensbedingungen der halbwilden afrikanischen Völkerschaften besser unterrichtet seien als über die unserer eigenen untersten Volksschichten", und am zutreffendsten ist es gewiß gerade für das halberwachsene Alter, das in allen Lebensschichten am schwersten zu kennen ist. Darum sind wir im literarischen Verkehr mit ihnen so farblos, von einer so leblosen Unanfechtbarkeit, weil wir uns in ihrer Sprache nur mit Unsicherheit zu bewegen vermögen und über ihre Gedankenwelt viele theoretische Vorstellungen, aber wenig praktische Erfahrung haben. Wir möchten ihnen gern von Vaterlandsliebe und Königstreue sprechen — aber wir fürchten, den Ton zu verfehlen und mit dem Wort „Hurrapatriotismus" verfehmt zu werden; wir wollen etwas sagen davon, daß der Gewinn der ganzen Welt nicht den Schaden an einer Seele gutmachen kann — aber wir sind dabei von der heimlichen Sorge erfüllt, daß es nur ja nicht „pfaffenmäßig" klingen soll. Solange wir nicht über diese beiden entscheidenden Punkte mit unseren Lesern sprechen können, solange wird uns die Sozialdemokratie überlegen sein und uns mit ihrer Hoffnung auf den Völkerfrühling die Jugend immer wieder einfangen und berauschen. Es gilt daher, diesem Gefühlsrausch eine verstandesmäßige Betrachtungsweise gegenüberzustellen. Wir verfallen häufig in die Gefahr, der Jugend nach dieser Seite hin

Digitized by Google

zu wenig zuzumuten. Gewiß soll fröhliches Spiel, unbefangene Heiterkeit und vor allem ein gesunder Humor in unseren Blättern ihre Stelle haben; aber religiöse und patriotisch-politische Probleme müssen ernst, ja schwer behandelt werden, damit der Leser den Eindruck gewinnt: hier liegen Fragen, die sich nicht mit einem Satz beantworten lassen, sondern deren Lösung sich jeder einzelne Mensch durch Gedankenarbeit und unabläßige Selbsterziehung neu erwerben muß. Wo es irgend angeht, müssen wir solche Fragen in das Licht der Geschichte rücken und so allmählich das Mißtrauen besiegen, das die Sozialdemokratie gerade dieser Wissenschaft entgegenbringt. — Große Aufgaben, hohe Ziele — aber wer wird sie uns erarbeiten? Gewiß haben wir einzelne Männer und Frauen, die bereits mit der ganzen Kraft ihrer Persönlichkeit in dieser Arbeit stehen und schöne Erfolge erzielen; aber diejenigen, die in ihrer Tätigkeit über einen engsten Kreis hinausgewachsen sind, kann man fast noch an den Fingern aufzählen. Die wohlwollende Sympathie, die ihrer Arbeit von zahlreichen Zuschauern geschenkt wird, kann wenig fördern; was wir brauchen, ist ein Heer von arbeitsfröhlichen Helfern, die die Freuden und Sorgen, die Hoffnungen und die Gedanken der proletarischen Jugend zu ihren eignen machen. Große Aufgaben, hohe Ziele — wer wird sie uns erarbeiten?

Digitized by Google

Die Freiheit des Einzelnen im heutigen Staat.

Von

Max von Güldenstubbe.

Was ist die Aufgabe des Staates?

Wenn wir an der Hand dieser Frage die innere Geschichte der europäischen Kulturstaaten in den letzten zwei Jahrhunderten überblicken, so finden wir, daß man die Aufgabe des Staates in älterer und neuerer Zeit sehr verschieden aufgefaßt hat, daß die innere Arbeit des Staates in Gesetzgebung und Verwaltung sehr beträchtlicher Verschiebungen unterworfen worden ist und dabei in ihren Zielen und in den Grenzen ihrer Wirksamkeit im Laufe der Zeit eine ganz gewaltige Erweiterung erfahren hat.

Bis ins 18. Jahrhundert beschränkten sich die Staaten mehr oder weniger auf ihre nächste und dringendste Aufgabe, d. h. auf die Aufrechterhaltung der äußeren und inneren Sicherheit und die Aufbringung der dazu erforderlichen Mittel, mit anderen Worten: auf Kriegswesen, Gericht, Polizei und Besteuerung. Für wirtschaftliche Fragen interessierte sich der Staat im wesentlichen nur, soweit dadurch das fiskalische Interesse berührt wurde. Und wo der Humanismus des philosophischen Jahrhunderts auf die Staatsverwaltung zu wirken begann, handelte es sich zunächst nur um ein gelegentliches dilettantisches Hineintappen in das Wirtschaftsleben des Volkes, um die modische Liebhaberei einzelner aufgeklärten Regenten.

Das Bildungswesen, die ganze geistige Erziehung vollzog sich unter sehr geringer Mitwirkung des Staates. Die Sorge für das niedere und mittlere Schulwesen war hauptsächlich der Kirche, der Stadtgemeinde, Schulstiftungen und privater Unternehmung überlassen. Wirklich öffentliche Anstalten waren eigentlich nur die Hochschulen, und an den Hochschulen, wenigstens an den protestantischen,

Digitized by Google

herrschte volle Lehr- und Lernfreiheit, sofern kein Anlaß zu politischem oder kirchlichem Aergernis gegeben wurde. Der Staat war nur soweit interessiert, als sein Bedarf an Theologen, Juristen, Aerzten, Professoren gedeckt war. Eine bestimmte Art von Bildung oder nur Bildung überhaupt wurde niemandem aufgenötigt. Dem Einzelnen, der danach suchte und begehrte, stand der Bildungsweg ganz offen und war durch keine Programme, Examina und Diplome versperrt.*)

Der heutige Staat bietet uns ein davon sehr abweichendes Bild. Er will den ganzen Menschen für sich in Beschlag nehmen, rechtlich, wirtschaftlich, geistig, er strebt die Erziehung immer entschiedener zu einer Staatssache zu machen, die Menschen bis in ihre innerste Tiefe für seine Zwecke auszunutzen und abzurichten.

Wie weit der Staat dabei ins wirtschaftliche Leben eingreift und eingreifen soll oder darf, diese Frage will ich als zu weit führend beiseite lassen, auch die Ziele und Grenzen der Sittenpolizei mögen unerörtert bleiben, ich will nur den Einfluß des Staates auf das geistige Leben, namentlich die Jugenderziehung, ein wenig beleuchten.

Wir haben die allgemeine Schulpflicht und, wo sie bisher noch fehlte, wird ihre Einführung vorbereitet. Sie besteht im Zwang, die öffentlichen Volksschulen zu besuchen oder wenigstens den Erwerb einer gleichen Bildung nachzuweisen. Das Schulwesen wird immer durchgreifender für den Staat zu monopolisieren gesucht, die örtlichen Körperschaften, welche Schulen unterhalten, zu bloßen Zahlern herabgedrückt. Vorgeschriebene Schultypen, verbindliche Programme, Prüfungsordnungen, Berechtigungsatteste uniformieren die mittleren und höheren öffentlichen Schulen. Auch die Privatschulen, soweit sie daneben geduldet sind, werden durch die Verhältnisse genötigt, sich in ihren Einrichtungen den staatlichen Schulen anzupassen.

Einen großen ausgleichenden Einfluß hat auch die Wehrpflicht, sie unterwirft einen wichtigen Abschnitt der Bildungsjahre der ausschließlichen erzieherischen Einwirkung des Staates.

Die Lehrer und alle, die öffentlich geistige Arbeit leisten, sind durch staatliche oder den staatlichen nachgebildete Schulen gegangen und haben durch Bestehen der vorgeschriebenen Prüfungen sich Be-

*) Vgl. im Dezemberheft 1910 des Pädagogischen Anzeigers für Rußland meine „Betrachtungen eines Nicht-Pädagogen über das Bildungswesen im 18. Jahrhundert und heute".

Digitized by Google

rechtigungsscheine erworben. Sie tragen den Stempel des Staates und haben die ihnen unterstellte Jugend und das Volk weiter abzustempeln. Selbst wo sie gegen die bestehende Staatsordnung ankämpfen, tun sie es in den angelernten Formen, die Kette, die sie zerrissen haben, klirrt ihnen doch leise nach.

Diese Ausgleichung der Verschiedenheiten trifft auf stärkere Hindernisse nur auf dem Gebiet des Glaubens und der Sprache, sofern hier abweichende Sondergebilde innerhalb der Staatsgrenzen bestehen, welche, wie die Erfahrung lehrt, einer völligen Ausebnung nachhaltigen Widerstand entgegensetzen. Beträchtliche Minderheiten anderen Glaubens oder anderer Sprache sind darum für jeden Staat politisch unbequem. Wenn der moderne Staat dennoch die Glaubensfreiheit — oder die Gewissensfreiheit, wie man sie herkömmlich nennt — grundsätzlich anerkennt, so ist das wohl durch schreckliche Erfahrungen vergangener Zeiten bedingt, es erscheint aber fraglich, ob die Radikalen, wenn sie über alle staatlichen Machtmittel zu verfügen haben, auf die Dauer vor dieser Schranke stehen bleiben werden. Gleichwohl gilt noch heute die Achtung der Gewissensfreiheit für eine interkonfessionelle Anstandspflicht und der Gewissenszwang für unzulässig.

Wann aber wird die Sprachenfreiheit*) als internationale Anstandspflicht anerkannt werden? Vorläufig wetteifern noch alle Staaten in hartem Sprachenzwang, und nur wenige Mitglieder der herrschenden Völker empfinden das als eine häßliche Vergewaltigung des Schwächeren, als eine drückende Unfreiheit, welche das innerste Wesen der darunter Leidenden schmerzvoll berührt. Und als hauptsächliches Werkzeug des Sprachenzwanges dient wiederum die öffentliche Schule.

Die Möglichkeit, die persönliche Eigenheit frei sich gestalten und entfalten zu lassen, wird immer mehr eingeengt. Das Bestreben geht dahin, die geistige Entwicklung des einzelnen Menschen immer entschiedener dem Willen des Staates, d. h. der leitenden Männer, zu unterwerfen.

Dabei spricht man fortwährend von Freiheit und vergleicht stolz den heutigen konstitutionellen Rechtsstaat mit dem absoluten Polizeistaat des 18. Jahrhunderts und dem Feudalstaat des „finsteren Mittelalters."

*) Vgl. die Sprachenfreiheit von Karl Reinhold. Leipzig, Duncker & Humblot 1891.

Digitized by Google

Für das Leben des Einzelnen bedeutet diese politische Freiheit wenig. Er hat von Zeit zu Zeit einen Zettel in ein Stimmfaß zu werfen. Aber was er darauf schreibt, — ja, wie weit geht denn da seine freie Wahl? Er muß in der Regel zwischen zwei Namen wählen, die nicht er ausgesucht hat. Auch wie er sich zu entscheiden habe, ist durch seine Lebensverhältnisse, seinen Bildungsgang, der ihm auch schon vorgezeichnet war, durch die Umheit (Milieu), in der er lebt, meist schon vorbestimmt.

Aber diese Zettelsammlung bildet eine Grundlage des heutigen Staates? Ja, freilich, — doch wie wirkt dies Staatswesen auf die Freiheit des Einzelnen? Von den Kulturaufgaben, den Kulturleistungen, von der Verfassung und Verwaltung will ich hier ganz absehen, ich frage nur, wie wirkt das alles auf die freie Entwicklung der einzelnen Persönlichkeit? Ich frage nicht einmal, welchen Nutzen bringt die Freiheit und muß Freiheit sein? Ich frage nur, wie gedeiht im modernen Staat die geistige Freiheit, der freie Wuchs der Persönlichkeit, die Freiheit der Bildung?

Im 18. Jahrhundert, zur Zeit des fürstlichen Absolutismus, als es noch keine politische Freiheit gab, war die Bildung noch Privatsache. Der staatliche Zwang haftete an Aeußerlichkeiten, allenfalls forderte er die äußerliche Zugehörigkeit zu einer anerkannten oder zur herrschenden Kirche. In den inneren Kreis der geistigen Persönlichkeit reichte er nicht, die unpolitische Freiheit des Privatmannes ließ er unberührt. Die Freiheit der Bildung, der geistigen Ausbildung des Einzelnen war groß zur Zeit des fürstlichen Absolutismus, sie ist in sehr enge Grenzen eingeschlossen zur Zeit des heutigen Staatsabsolutismus.

Das heutige Verkehrswesen, die gewerbliche Massenproduktion, der Schulzwang und die uniformierte Schule, die allgemeine Wehrpflicht, die wirtschaftlichen und Steuergesetze, der ganze allgegenwärtige Staat, dessen zudringlicher Fürsorge niemand entrinnt, alles das wirket auf Ausgleichung der Besonderheiten, Auslöschen des selbständig Persönlichen, Erzeugung einer menschlichen Fabrikware, Vergesellschaftung des Einzelnen.

Bei dieser allgemeinen Sozialisierung ist das letzte Wort der Sozialismus. Und die Konsequenz in der Weiterverfolgung und Durchführung eines herrschenden Irrtums, der sich wie eine geistige Epidemie über die Völker gelegt hat und ihr Denken in eine bestimmte Richtung zwingt, ist eine furchtbare Macht, der schwer zu widerstehen ist.

Digitized by Google

Nur der Individualismus kann bedeutende Anlagen zur Reife bringen, wie allein freie individuelle Arbeit ein Kunstwerk schafft, während die Fabrik nichts anderes als gleichmäßige Massenware liefern kann. Die organisierte Herde wird nur Herdenmenschen hervorbringen, vielleicht möglichst gute Durchschnittsware, brauchbare Werkzeuge für geistige Handlangerarbeit.

Die Menschheit braucht aber auch leitende Männer, überragende Persönlichkeiten, welche der Massenarbeit die Wege weisen. Blickt man in die Geschichte, so erkennt man, daß Männer die Geschichte machen.

Was wäre das politische Deutschland, wenn man Luther, Friedrich und Bismarck streichen wollte? Was wäre das geistige Deutschland, wenn wir außerdem noch Goethe und Schiller, wenn wir die großen Denker von Kant bis Schopenhauer mit allen ihren Nachwirkungen uns wegdenken könnten? Freilich haben die Großen ihre Mitarbeiter, „wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun". Aber aus der Zusammenhäufung von tausend Kärrnerseelen macht man keinen König. Ein König wird geboren, auch im Reiche des Geistes.

Ist aber das heutige Schulwesen, sind überhaupt die modernen Staatseinrichtungen geeignet, hervorragende Fähigkeiten zu entwickeln, leitende Männer zu erziehen, den rechten Mann noch in voller Kraft an die rechte Stelle zu bringen?

Werfen wir zunächst noch einmal einen Blick auf die heutige Schule. Der Typus ist staatlich verordnet; was von Klasse zu Klasse gelehrt und gelernt werden soll, was bei Aufnahme und Abgang zu fordern ist, wird, soweit irgend möglich, „von oben" bestimmt. Aber der Geist läßt sich trotzdem nicht in Paragraphen einfangen, und die Geister sind schließlich verschieden. Man tut ja sein Mögliches im Reglementieren und Unifizieren, doch alle Paragraphen können dem Unterricht nur von außen beikommen, und ihre Befolgung kann nur äußerlich nachgeprüft werden. Das Uniformieren ist darum unvermeidlich auch ein Veräußerlichen, ein Herabdrücken der Bildung, eine übermäßige Wertschätzung der Kenntnisse, darum ein Anhäufen von Gedächtniskram, ein Antrieb zum Auswendiglernen und -lernenlassen.

Nicht einmal das Gedächtnis gewinnt dabei. Ueberfüllt man es, so stumpfet man es ab, viel Auswendiglernen macht vergeßlich. Das treuste Gedächtnis haben solche Menschen, die wenig oder gar

Digitized by Google

keine Schulkenntnisse in sich aufgenommen haben. Zu viel Bücherlesen und Bücherlernen kann auch geistig kurzsichtig machen.

Nicht auf das Ansammeln von Kenntnissen kommt es an, nicht auf formale Dressur. Die Mahnung an die Schüler soll lauten: „Lerne deine Augen auftun und die Welt verstehen, soweit es uns Menschen gegeben ist.“ Wer das nicht, wer das nicht recht gelernt hat, der ist ungebildet, der ist nur geschult oder gelehrt. Verständnis ist alles, Kenntnisse sind nur Mittel zum Zweck.

Aber wie die geistigen Anlagen verschieden sind, so gibt es auch verschiedene Wege, um das Ziel der Schule zu erreichen. Ein Lehrfach, das für den einen von Leben erfüllt ist, bleibt dem anderen tot. Was dem einen ein Sprungbrett ist, um sich in die Höhe zu schwingen, ist dem anderen ein Sumpfloch, in dem er untersinkt. Gerade hervorragende Begabungen sind oft einseitig und passen nicht in die allgemeine Schablone, in der uniformierten Schule ist für solche kein Platz. Die Schule rechnet ja nur mit vorschriftmäßigen Normalschülern, wer über das Maß in die Höhe ragt, Kopf ab! Fort mit ihm! Er hat ja nicht in allen Fächern die geforderten Durchschnittsnummern.

Darum freie Bahn in der Bildung, sowohl der einzelnen Schule als dem einzelnen Schüler, sofern er das Zeug dazu hat. Das würde dem heute krankenden Schulwesen die Genesung bringen. Die berufenen Aerzte sind verschiedener, ja entgegengesetzter Meinung, und wo ist ein Gericht, dessen Spruch entscheiden könnte? Darum gebe man einer jeden Richtung freie Bahn, dann würde im allgemeinen Wettlauf der freudigsten Arbeit von selbst das Heilsamste sich zur Geltung bringen.

Um das zu ermöglichen, müßte allerdings das ganze Examenwesen einer grundstürzenden Aenderung unterzogen werden, d. h. nur eine gewisse Höhe geistiger Reife gefordert, dabei der Bildungsweg freigestellt und der Vorrat an Kenntnissen als nebensächlich betrachtet werden.

Wenn ich von Freiheit der Bildung gesprochen habe, so meine ich natürlich nur den freieren Spielraum bei Bearbeitung oder Bevorzugung dieser oder jener Unterrichtsmittel, — einer Lockerung der Disziplin, einem Parlamentarismus der Schüler will ich damit keineswegs das Wort reden. Eine straffe sittliche Zucht kann sehr wohl mit einer weitgehenden Wahlfreiheit in der geistigen Ausbildung verbunden sein, einer Wahlfreiheit, die nur dann einen Sinn hat, wenn sie mit ernster pflichttreuer Arbeit verbunden ist.

Digitized by Google

Wie steht es nun mit den heutigen Staatseinrichtungen? Sind sie geeignet, gebundene Kräfte auszulösen, angeborene Gaben zu voller Reife zu bringen?

Wenn der junge Mann seine allgemeine Vorbildung in der Schule oder trotz der Schule beendet, das Fachstudium und alle Prüfungen hinter sich hat, die Wehrpflicht erfüllt ist und über alledem kostbare Jahre dahingegangen sind, folgt auch für den Begabtesten, der vielleicht zu den größten Leistungen befähigt sein würde, eine endlose Zeit mühseliger Handlangerarbeit, und wer kann mit Bestimmtheit sagen, ob überhaupt noch entdeckt werde, daß im Kärrnerkleide vielleicht ein Königskind steckt? Aber durch welche Mittel verbürgt man, daß die Hochbegabten schon in jungen vollkräftigen Jahren zu leitenden Stellungen gelangen? Solche Mittel wären aufzusuchen, sie müssen gefunden werden, sollen nicht für das Volk seine besten Kräfte verloren gehen.

Auch der ganze Geist der heutigen Staatsverfassungen zielt dahin, die Menge zur Geltung zu bringen, den Einzelnen, der hervorragen möchte, in die Menge hinein, unter die Menge hinab zu stoßen. Die politische Entwicklung verläuft auf der schiefen Ebene steiger Demokratisierung. Ein Staat, der dabei noch nicht bis auf den Grund hinab geglitten ist, gilt für rückständig. Das bedingungslos Demokratische gilt als das Normale, das allgemein gleiche Wahlrecht als die eigentlich vernunftmäßige, einzig moderne Grundlage des Staatswesens. Daß aber die demokratischen Einrichtungen nicht dazu geeignet sind, wirklich bedeutende Männer emporzuheben, leitende Geister an die Spitze zu bringen, lehrt das bei steigender Demokratisierung sinkende Niveau der Parlamente, die geistige Oede aller heutigen politischen Versammlungen.

Früher glaubte man, durch Hinzuziehung immer weiterer Mitarbeit die Leistung zu häufen, vielleicht gar progressiv zu steigern, wobei dann dem prophetischen Blick des demokratischen Schwärmers als ideales Ziel erschien, das ganze mündig gewordene Volk ohne Ausnahme zusammen arbeiten zu lassen und dadurch ungeahnte Riesenleistungen hervorzubringen. Die politischen Früchte, die man seither geerntet hat, sprechen für das Gegenteil. Mit der Summierung sinket die durchschnittliche Intelligenz, sie fällt fast auf Null, wenn die ganze Menge gemeinsam handeln soll.

Aber diese tut es wohl überhaupt nicht, kann es nicht eigentlich tun. Wo es so erscheint, ist das gemeinsame Handeln der Menge nur ein geschickt vorbereitetes Spektakelstück, während in Wirklich-

Digitized by Google

keit einer handelt. Wer aber so auf die Menge wirken will, muß ihre gemeinen Instinkte ganz verstehen, ihnen schmeicheln und sie für seine Zwecke ausnutzen. Das entspricht aber in der Regel nicht dem Geschmack wirklich bedeutender Menschen.

Nur in ganz seltenen großen Augenblicken der Geschichte läuft es wie ein zündender Blitz durch alle Seelen, die Volksmenge, die bisher dumpf dahin gelebt hat, empfindet plötzlich, was die Stunde gebietet, das Genie, der Held, der sie weitsehend gemacht hat, wird von ihr emporgerissen und reißt sie mit sich fort.

Dauernde Einrichtungen dürfen jedoch niemals im Hinblick auf das Außergewöhnliche geschaffen werden. Hier muß man rechnen mit der Trägheit und Dumpfheit der Menge, mit der Gleichgültigkeit auch der Gebildeten, mit der Unlust zu langweiliger Alltagsarbeit. Die Arbeit für das Gemeinwesen wird immer auf Einzelnen ruhen, diese sind die Bedingung des Erfolgs, auf die Tüchtigkeit des leistungsfähigen Einzelnen kommt es überall an.

Und dabei bestehen tatsächlich Einrichtungen, welche darauf hinaus laufen, den begabten Einzelnen an seiner freien Entwicklung zu hindern, ihm die Gelegenheit zu erfolgreichem Handeln zu nehmen, ihn niederzudrücken. Man will das Ganze erhöhen und zerbricht die Werkzeuge, die einzig dazu tauglich sind. Man knechtet den Geist des Einzelnen und hebt die Dummheit der Menge auf den Thron.

Aber wie soll dem abgeholfen werden? Etwa durch einen neuen —ismus, durch Aufstellung eines neuen Systems? Nein, vielleicht dadurch, daß man aufhört, systematisch zu sein.

Wir heutigen Menschen sind krankhafte Systematiker, systemtoll. Wenn wir erst in der Erziehung, Bildung, Verwaltung, Gesetzgebung von der Sucht des Systematisierens geheilt sind, wenn wir alle unsere Prinzipien, Doktrinen, Theorien, Programme usw., alle —ismen in den Ofen geworfen haben, wenn wir nicht mehr darauf achten, unter welchem Namen die Dinge gehen, wie sie klassifiziert und numeriert sind, sondern ausschließlich, wie sie wirken und weiter zeugen, dann wird alles besser werden.

Das würde dann aber auch das Ende der politischen Parteien sein, dieser Sekten, welche sich Dogmen gebildet haben und diese papierenen Götzen mit blindgläubigem Fanatismus anbeten. Von jedem Gebildeten wird verlangt, daß er auf ein bestimmtes politisches Programm eingeschworen sei, wie manche Staaten von jedem die

Digitized by Google

Zugehörigkeit zu einer Ortsgemeinde oder zu einer bestimmten Konfession fordern. Es täte Not, diese geistige Paßkontrolle abzuschaffen.

Die Grundzüge eines zukünftigen Neuen zu entwerfen, werde ich mir nicht anmaßen. Ich meine aber, jenes Neue wird undemokratisch, unliberal, kurz systemfrei, —ismusfrei sein. Es wird dem Einzelnen größere Freiheit gewähren, der begabten Eigenheit (Individualität) mehr geistigen Ellbogenraum verbürgen. Freiheit der Bildung, Sprachenfreiheit, Gewissensfreiheit, überhaupt mehr Freiheit des Einzelnen, seine Emanzipation von der Massenknechtschaft.

Einzelfreiheit gegen Staatsallmacht, das sollte das Feldgeschrei sein, je entschiedener, um so besser, denn nur unbedingte Grundsätze haben Stoßkraft, sind allgemein verständlich. Wenn einmal das Ziel nahe ist, werden die Einschränkungen durch die Verhältnisse sich schon von selbst ergeben.

Der einzelne Kämpfer schiebt und drängt in der Richtung, von welcher seine Zeit abgewichen ist und in welcher er ihr Heil sieht. Und wenn die selbständig denkenden Einzelnen erst vereint nach einer Richtung schieben, sind sie stärker als die Menge und können die Entwicklung in eine veränderte Richtung drängen, denn das Parallelogramm der Kräfte zeichnet die Bahn der Geschichte.

Digitized by Google

Rudolf Hildebrands Vermächtnis.

Von

Dr. Otto Weidenmüller.

Literatur*):

1—4 von Rudolf Hildebrand.

1. Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt. [1] Leipzig 1867, [5] 1896.

2. Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. Gesammelte Grenzbotenaufsätze von R. H., hrsg. G. Wustmann. Leipzig 1896.

3. Gedanken über Gott, die Welt und das Ich. Ein Vermächtnis. Hrsg. Georg Berlit. Jena 1910. (Zitiert: Vermächtnis).

4. Grimms Wörterbuch, Bd. 4 (G—gestüm), 5 (K).

5. Adolf Matthias, Geschichte des deutschen Unterrichts. (Handbuch des deutschen Unterrichts I, 1). München 1907.

6. Konrad Burdach, Rede bei der Enthüllung von Hildebrands Denkmal. Bamberg 1895.

7. R. M. Meyer, Literarhistorische und biographische Aufsätze (Deutsche Bücherei 118/19) Bd. II, 5—17: R. H. Berlin o. J.

„Ihn leitete bei jedem Wort, das er lehrend schrieb und sprach, der tief eingewurzelte Trieb zur nationalen Pädagogik", so sprach Konrad Burdach bei der Enthüllung von Rudolf Hildebrands Denkmal auf dem Leipziger Johannisfriedhof im Jahre 1895, und einer seiner Schüler hat für seine gesamte Lehrtätigkeit das schöne Wort „nationale Seelsorge" geprägt. Nicht anders hat auch er selbst nach zahlreichen Aeußerungen sein ganzes Lebenswerk aufgefaßt: nach dem Vorbild Herders, dessen Humanitätsideal er ganz zu seinem eigenen gemacht hatte, wollte er mit seinen gelehrten Studien dem Leben des Volkes dienen, wollte über den begrenzten Kreis des Gelehrten hinaus „die

*) Erich Westermann, Grundlinien der Welt- und Lebensanschauung. B. H. s. Leipzig 1912 konnte leider nicht mehr verwertet werden.

Digitized by Google

Willen richten" auf das, was ihm groß und wertvoll dünkte, wollte Leben suchen und Leben wecken.

Als Rudolf Hildebrand (geb. 13. März 1824, gest. 28. Oktober 1894) vor dem Abschluß seiner Universitätsstudien stand, galt er seinen Freunden als der große, deutsche Dichter der Zukunft, anderen als der Philosoph, seinem Lehrer Moriz Haupt als scharfer Kritiker. Wenn man jetzt sein Lebenswerk übersieht, erkennt man, daß alle drei Urteile etwas Wahres enthielten, daß alle diese Richtungen aber in den Dienst eines Uebergeordneten traten, des Gedankens der Erziehung. Und darum ist es kein Zufall, daß sein erstes Buch von allgemeinerer Bedeutung, die Frucht seiner Unterrichtstätigkeit an der Leipziger Thomasschule, neben seinem Haupttitel „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule" den Zusatz enthält „und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt"*). Zunächst natürlich wollte er den Lehrern des Deutschen das Gewissen schärfen, sie von der Raumerschen Bevorzugung des klassischen Altertums befreien und „die starken Wurzeln der Bildungskraft deutschen Unterrichts, die er in der Muttersprache und ihrem eindringlichen und gemütreichen Betriebe sah", besonders ihnen zeigen**); aber seine vier Leitsätze (mit der Sprache ist auch der Lebensgehalt der Sprache zu erfassen; es ist nichts zu lehren, was der Schüler aus sich selbst finden kann; das Hauptgewicht ist auf die gesprochene, nicht auf die geschriebene und gesehene Sprache zu legen; das Hochdeutsche ist nicht als Fremdsprache, sondern im Anschluß an die Volkssprache zu lehren) und besonders ihre Ausführung an Beispielen weisen weiter: mit der verstandesmäßigen Erfassung des Lebens ist es nicht getan: Gemüt und Phantasie, wie sie einst so reich im Leben der Sprache erblüht sind, sollen ihr Recht wieder bekommen, in der Schule wie im öffentlichen Leben.

Im öffentlichen Leben aber begann damals im Gefolge des Pessimismus der Materialismus seinen Siegeszug. 1855 erschien Büchners Kraft und Stoff, 1863 Karl Vogts Vorlesungen über den Menschen, 1868 Haeckels Natürliche Schöpfungsgeschichte. Die Art, wie diese Geistesrichtung „das größte Rätsel unsers Daseins, das Verhältnis zwischen uns und der Welt"***) behandelte, mußte Hildebrand nach seiner ganzen Anlage weit von sich weisen und ihn zum

*) In der 1. Auflage noch: „. . . und von etlichem ganz Andern, das doch damit zusammenhängt"

**) Matthias, S. 374.

***) Grimms Wörterbuch, Artikel „Gedanke", Sp. 1964.

Digitized by Google

Widerspruch reizen. So gern er das öffentlich getan hätte (und eine Zeitlang gehörte er wirklich zur Redaktion der Leipziger Allg. Zeitung, „um mir meinen Weg zu bahnen — als Volksprediger, der in das Treiben des Tages eingriff“*) so nahm ihn doch, schon seit 1851, die opferreiche Tätigkeit am Grimmschen Wörterbuch zu sehr in Anspruch. Aber gerade in dieser Tätigkeit, die ihn fast 40 Jahre lang immer mehr in ihren Bann ziehen sollte, fand er Gelegenheit genug, für seine Weltanschauung einzutreten; verband sie sich doch mit der Erfüllung des höchsten Wunsches, den der Zwanzigjährige in sein Tagebuch eingetragen hatte: als Deutscher vor allem zu wirken. Und wie ernst hat er es damit genommen! Schon seine kleineren Beiträge „glänzen (nach Herman Grimms schönem Wort) wie köstliches Gestein inmitten des übrigen schlichten Mauerwerks hervor“, sind nie bloß Zettelmaterial, sondern zu einem lesbaren Ganzen zusammengearbeitet, in das sich die unglaublich reichen Zitate aus Schriftstellern und Dichtern bekräftigend einfügen. Seine umfassende Belesenheit machte Artikel wie etwa „Knecht“, „Korn“, „Kraut“, „Kehren“, „Kochen“, „Gehen“ zu kulturgeschichtlichen Abhandlungen, die man stets mit Genuß und Gewinn liest. Sein ganzes Wissen und seine ganze Liebe aber wandte er den teilweise sehr umfangreichen Auseinandersetzungen über „Körper“, „Gedanke“, „Gefühl“, „Gemüt“, „Genie“ und besonders „Geist“ zu. Die Behandlung des letztgenannten Wortes (sie umfaßt in dem doch recht eng gedruckten Wörterbuch über 100 Spalten!) wird stets als eine staunenswerte Leistung gelten. Wie er von der sinnlich-anschaulichen Bedeutung des Wortes ausgeht und auch in seinen feinsten, scheinbar stoffleersten Verzweigungen diesen Zusammenhang aufzuzeigen sich bemüht, wie er nachweist, daß unsere Dichter in dem Kampf zwischen Materie und Geist nach der höheren Einheit, dem Leben, der Bewegung streben, wie er zum Schluß die vielfältigen Beziehungen des Geistes zu Stoff, Natur, Welt und Ich als eine fortwährende Auseinandersetzung mit dem Stoff bezeichnet, der in immer wachsenden Kreisen seinen geistigen Mittelpunkt umgibt, wie er dann diese maßgebenden Mittelpunkte wieder in neuen, höhern Einheiten sich sammeln und erhöhen läßt (Mensch, Familie, Staat, Welt, Gott), wobei die Vorstellung vom Kreis, „in dem das ganze Rätsel beschlossen liegt“, eine mystische Rolle spielt: dies alles war in seiner kritischen Feinheit, ethischen Tiefe und dichterischen Phantasie ein

*) Vermächtnis 296.

Digitized by Google

denkbar kräftiger Protest gegen die materialistische Geistesrichtung der Gründerzeit, ein Bekenntnis zu den Idealen der letzten Jahrhundertwende. Freilich, man könnte mit einigem Recht einwenden, dergleichen gehöre kaum in ein Wörterbuch, ganz abgesehen von der Ausführlichkeit, die den Rahmen des Werks zu sprengen droht. Hildebrandt selbst hat sich im Vermächtnis (S. 266) über seine philosophischen Auseinandersetzungen in diesem Artikel so geäußert: „Was da vorgeführt steht, ist natürlich zunächst ein Schlag ins Wasser: was können denn die Philologen damit anfangen! Aber auch die Philosophen! Und doch führt Kants erkenntnistheoretischer Idealismus aus sich selbst mit Notwendigkeit auch nur dazu!" Zunächst! Das gibt uns den Aufschluß: Hildebrand wollte mit diesen aus der Wortforschung durch mystisches Dunkel ins Gebiet der Ethik emporleitenden Gedanken Zukunftssaat säen, und das geht eben auf dem Gebiete des Geistes nur durch persönliches Bekenntnis, durch den Einsatz innerster Ueberzeugung*).

In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre wurde Hildebrands Mitarbeit am Wörterbuch mehr leitender Art. Ehe er dann, von 1887 ab, in seiner „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" sich ein neues, eigenes Arbeitsfeld schuf, gewann er Zeit, in einer Reihe von Artikeln für die Grenzboten seines Freundes Wustmann sich von allerlei ihn bedrängenden Gedanken zu befreien. (Der Freund gab sie 1896 unter dem treffenden Titel „Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen" heraus.) Kultur- und Zeitgeschichtliches, Aesthetisches, Ethisches behandelt er hier in behaglich erzählendem, gemütvollem Ton. Seine schönsten Eigenschaften treten in diesen Gaben seiner Mußestunden zutage: seine Güte, die es „am liebsten Allen recht machen möchte" (Vermächtnis 282), seine feine Beobachtungsgabe („Wie man von Tieren lernen kann"), seine Andacht zum Unbedeutenden, verbunden mit dichterischer Schaukraft, die liebende Sorge um sein Volk („Wunschzettel an den Zeitgeist", „Richard Wagner und Aufregung" u. a.), seine herzliche Menschenliebe, die in den schönen Aufsätzen: „Etwas vom Leben", „Etwas vom Sterben", „Wie Wahr und Gut zusammenhängen" den Lehren des Frankfurter Philosophen einen unerschütterlichen Optimismus entgegensetzt.

*) Hildebrand würde manche Gedanken des ursprünglichsten Philosophen unserer Zeit, des Franzosen Henri Bergson, als die Bestätigung und Erfüllung seiner Ansichten begrüßt haben.

Digitized by Google

Aber was der Sonntagsphilosoph hier bot, waren nur Ausschnitte aus einem viel umfassenderen Ganzen, von dessen Vorhandensein nur Eingeweihte wußten. Erst im Jahre 1910, 15 Jahre nach Hildebrands Tod, hat Georg Berlit die „Gedanken über Gott, die Welt und das Ich" als „ein Vermächtnis" des Toten aus dem Nachlaß herausgegeben. Wir können dem Herausgeber nur dankbar sein für den Entschluß, diese Aufzeichnungen, „denen das Imprimatur des Verfassers fehlt" (Einführung S. 32), geprüft, geordnet und ausgewählt zu haben: wichtige Züge im Bilde des feinen und guten Menschen Hildebrand vertiefen sich; das Ringen eines einsamen Edelmenschen tritt in Sieg, Niederlage und Ergebung vor unser ergriffenes Herz.

Durch den Tod der geliebten Gattin (1874) hatte Rudolf Hildebrand den liebsten Genossen im Austausch der Gedanken verloren. Doch war dies nur ein Grund, um seit 1878 Hefte zu zu führen, in die er alles ihn innerlich Bewegende eintrug. Nein, er hatte Größeres damit vor, etwas, das über seine bisherigen Arbeiten hinausgehen sollte. „Nur auf mehr äußere Freiheit und größere innere Ruhe warte ich, um mehr an Tag zu geben, am liebsten in bezug auf das Heiligste, an dem ich täglich arbeite. Einstweilen habe ich mir seit Jahresfrist Hefte angelegt, in denen ich zwischen Kolleg und Wörterbuchsarbeit hinein Einfälle eintrage, um sie fester zu haben als nur im Gedächtnis, und es ist schon ziemlich viel darin, meist in der Sonntagsfrühe in Hast geschrieben, es sind wie Pfeile, die ich schnitze für den Kampf, und Wundsalbe zugleich, und einzelne Friedenspunkte für den letzten Frieden, nach dem es in mir drängt." *) Die Klagen über den Mangel an Zeit, über die Hast der Niederschrift, über die Unmöglichkeit, Gedankenreihen in Muße bis zu Ende zu verfolgen, wiederholen sich im Vermächtnis oft, und es bleibt wunderbar genug, daß trotzdem ein gewisser Abschluß erreicht ist.

Das Werk ist in Tagebuchform gehalten; auch die Eintragsdaten fehlen nicht. Das macht es zuweilen schwer lesbar; aber durch die Einteilung in elf Bücher ist einige Uebersicht in den weitschichtigen Stoff gebracht. Metaphysische, ethische, politische, ästhetische Fragen, philosophische Zeitströmungen, Schaden und Nutzen der Wissenschaft, Erziehungsfragen und vor allem (Buch 7, 9, 11) das Ich und sein Verhältnis zur Welt: dies sind die Kreise, die Hilde-

*) Einführung zum Vermächtnis, S. 33. 34.

Digitized by Google

brands rastloses Sinnen durchforscht, durchlebt. Es sind nicht nur seine Bekenntnisse, es setzt auch scharfe Hiebe, und neben rührenden Offenbarungen stehen unwirsche Wünsche, sonderbare Einfälle, verworrene Andeutungen.

Seine bekannte Abneigung gegen jede Art von System veranlaßt ihn zu dem Ausspruch: „Will man mein Denken einmal irgendwo unterbringen im Fachwerk der Schule, so stecke man mich unter die Eklektiker. Denn es ist mein entschiedener Glaube, schon seit lange, daß die Wahrheit . . . am sichersten zu haben ist in dem, was in den verschiedensten Weltanschauungen übereinstimmt.“*) So schließt er sich wohl an den phantasievollen Fechner oder den milden Lotze an, freut sich gelegentlich, auch einmal mit Mach übereinstimmen zu können, findet Treffendes bei Spinoza, liebt und verehrt vor allem Kant, aber seine eigentliche Neigung gehört, wie wir nachher sehen werden, mehr den dunkeln Grüblern als den großen Klaren. Sein Kampf gilt vor allem dem Pessimismus, der ihm als Folge eines übertriebenen Kritizismus erscheint, und den er auch in der Unzufriedenheit der Wissenschaft darüber, daß sie zu keinem Ende kommen kann, wiederfindet. Ferner wendet er sich häufig gegen den Monismus und natürlich gegen den Materialismus. Auch der Atomismus wird bekämpft als besonders in der Geisteswelt gefährlich, wenn ihm auch das Atom als Arbeitsbegriff gerechtfertigt erscheint. Einen oft belustigenden Krieg führt er mit dem Ding an sich und denen, die ihm nachjagen. Dieser „ärgerliche Bodensatz des ausgetrunkenen Fasses der kritischen Philosophie“,**) dies Abstrakt aller Abstrakten, mußte ihm, dem Priester der Anschaulichkeit und des Denkens in Bildern, besonders mißfallen. Auch über die Folgeerscheinung dieser Isolierjucht, den Solipsismus, ergießt er häufig die Schale seines Zorns. Diese Neigung, sich am liebsten ganz aus der Welt herauszustellen und sie dann bloß verstandesmäßig aus sich heraus neu zu erzeugen, galt ihm als ein abzulehnendes Erbe Hegelschen abstrakten Denkens ohne Anschauung, und die Anmaßung, die dies bloß verstandesmäßige Wissen von der Welt zur Schau trug, war ihm in tiefster Seele verhaßt. „Bloßes Denken sieht am Ende nur nichts; nur mit Liebe, mit höchster, tiefster Empfindung gepaart, kommt es zum Ziele oder nähert sich ihm.“***) Diese Einheit hatte zuletzt das 18. Jahrhundert gebracht; es hatte daher auch auf dem Gebiete der

*) Vermächtnis, S. 282.
**) Vermächtnis, S. 231.
***) Vermächtnis, S. 261.

Digitized by Google

Ethik die entscheidenden Anregungen gegeben. „Sein Selbst zum Selbst der Welt erweitern", dies Goethesche Wort variiert Hildebrand immer wieder. Nur handelnd erkenne sich der Mensch, im Zusammenhang mit anderen Ichen, die zueinander und zu dem Ziele strebten, in dem alle sich erst fänden, zu jenem Dritten, das keiner allein, abgeschlossen gegen die anderen, erreichen könne. Was aber einzig die Kraft zu solchem Streben gebe, sei der große Glaube an die letzte Uebergewalt des ewigen Rechten, also Gottes!*)

Auf diesem 40jährigen Suchen nach dem rätselhaften Dritten, dem Leben, vermischt sich ihm immer mehr Denken und Empfinden, Bewußt und Unbewußt, Diesseits und Jenseits. Was er in den tief ausgefahrenen Geleisen des Denkens nicht finden kann, sucht er mit den Mystikern, Leibniz und Herder in den dunkeln Untergründen des Empfindens, der inneren Anschauung, und zwar, interessant genug, unter mathematischen Bildern. So gebraucht er für die Ehe gern das Bild der Ellipse, deren Brennpunkte schließlich zu einem Mittelpunkt zusammenrinnen. So gelangt er zu dem häufig gebrauchten Bilde vom Kreis (mystisch gewendet schon im Artikel „Geist", s. o. Absatz 3) und dessen „Vertretung" durch seinen Mittelpunkt. Dieser den Kreis vertretende Mittelpunkt nimmt nun zugleich am Leben eines neuen, höheren Kreises teil, und so ergibt sich der neue Begriff des Zugleich, dessen sich Hildebrand gerne bedient. Was dieser Begriff für ihn bedeutet, mögen zwei Einträge klar machen, zunächst einer mit der Ueberschrift: Das Nichts in uns (Vermächtnis S. 257): „Der erfüllte Raum und unser Ich können zusammenfallen in Eins, womit die Unermeßlichkeit zugleich Punktform gewinnt — tollster Widerspruch!? — Also in uns zugleich Allgegenwart des Raums und zugleich Aufhebung des Raums, welches beides eben nicht zweierlei, sondern ein und dasselbe ist." Und an anderer Stelle (ebd. 230) wird ihm „dies merkwürdige Zugleich, dies Zusammenfallen vom Innern der Welt und uns, das täglich in vielseitigster Gestalt sich aufdrängende Haupträtsel (ebd. 267), am deutlichsten an dem, was der Künstler dem ihm Gegebenen hinzutut, an seiner Weiterführung des Vorgefundenen. . . . Denn daß dies vom Künstler Hingestellte auf die anderen ebenso wirkt, wie die ganz vom Ich abhängige Wirklichkeit wirken würde, . . . ist nur begreiflich aus einem letzten Quellpunkt für alle, in oder an dem der Künstler am meisten heimisch sein muß."

*) Vermächtnis, S. 71, 95, 126, 312.

Digitized by Google

Das diesen Gedanken zugrundeliegende Bild von den Kreisen, die um ihre Mittelpunkte schwingen und durch sie in höheren Kreisen vertreten werden, geht in gerader Linie auf mystische Vorstellungen zurück. Hildebrand war ja mit den Werken der Mystiker wohl vertraut, und so kann es nicht wundernehmen, daß (von Meister Eckhart ganz zu schweigen) sich im „Cherubinischen Wandersmann"*) ganz ähnliche Gedankenreihen finden. Ich glaube, die vier folgenden „geistreichen Sinnreime" werden ohne weitere Bemerkung dafür sprechen.

II, 24 Der Mittelpunct.

Wer jhm den Mittelpunct zum wohnhauß hat erkiest,
Der siht mit einem Blik was in dem Umbschweif ist.

II, 183 In der mitten siht man alles.

Setz dich in Mittelpunct, so sihstu alls zugleich,
Was jetz und dann geschicht, hier und im Himmelreich.

III, 28 Der Kreiß im Puncte.

Als Gott verborgen lag in eines Mägdleins Schoß,
Da war es, da der Punct den Kreiß in sich beschloß.

IV, 158 Daß große ist im kleinen verborgen.

Der Umbkreiß ist im Punct, im Saamen liegt die Frucht,
Gott in der Welt: wie Klug ist der jhn drinne sucht!

Auch auf Swedenborg und dessen Anschauung von einer spiralförmigen Weltbewegung mag in diesem Zusammenhang hingewiesen werden. Hildebrand zitiert ihn schon als Primaner.

1893, als fast Siebzigjähriger, schreibt er gelegentlich eines Eintrags: „Ja, das ist mystisch, jawohl, aber es wird auch Zeit dazu", und an anderer Stelle erwähnt er, daß es „ins Mystische geht, das der Zeitgeist so haßt, als den Hauptfeind der Wahrheit" (Vermächtnis, S. 74, 443). Dies Mystische nimmt nun einen breiten Raum ein in dem abschließenden 11. Buch des Vermächtnisses, dem „Schlüssel". Immer wieder ist er infolge seiner Abneigung gegen jede Art von Bindung, System und Prinzip zurückgescheut vor einer letzten Fassung, aber trotz der Hast, mit der er so viele Einträge abfassen muß, treibt ihn das Alter zu einem Abschluß Endlich (Vermächtnis, S. 418) rafft er sich auf und symbolisiert, was er seit 40 Jahren in sich herumgetragen, die Rätsel-

*) Angelus Silesius, Cherubinischer Wandersmann. Nach der ersten Ausgabe von 1657 herausgegeben von G. Ellinger (Hallische Neudrucke 135—138). Halle 1895.

Digitized by Google

frage nach dem Verhältnis zwischen Stoff und Geist — in der „bewegten Scheibe oder der bewegten Billardkugel"! Dabei fällt dem bestimmenden Mittelpunkt (der nicht faßbar ist!) die Rolle des Geistes, allem übrigen die des Stoffes zu. Man wird sich erinnern, daß er am Schlusse seines Artikels „Geist" schon einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen hat (s. o. Absatz 3). Aber das gewonnene Bild genügt ihm nicht. Nachdem er in den aneinandergereihten Punkten paralleler Scheiben die Linie als die Vertretung dieser Punkte gefunden und dabei dem Punkt mehr Geistigkeit als der Linie, der Fläche mehr Stofflichkeit als der Linie zuerkannt hat, erscheint ihm das „Zugleich über und in" am vollkommensten verwirklicht im Kegel. So handelt er denn auf den letzten 30 Seiten „von der Spitze des Kegels und vom Kegel überhaupt". Hier gehen alle seine Bestrebungen Hand in Hand. Der Philosoph und der Sprachforscher, der Dichter und der Mensch, der den Sinn des Lebens in mathematischen Bildern sucht, nicht ohne oft über den Mangel an Kenntnissen in höherer Mathematik zu klagen. „Hier kommt das letzte und tiefste Geheimnis in mathematischem Bilde zur Vorstellung: das ist kein Vorstellen mehr, sondern metaphysisches Fühlen. Was man bei diesem (mathematisch nicht ausführbaren) Sprung vom Stoff des Kegels zur vergeistigten Spitze erringt, ist — Nichts (für den suchenden Verstand), — Alles (für die lebendige Wirklichkeit). Bricht man dem Kegel die Spitze ab, so nimmt man ihm das Leben, treibt man das Leben auf die Spitze, so verflüchtigt es sich überhaupt. . . . Die belebende Spitze in ihrem Verhältnis zum Kegel ist . . . das schönste Bild für Leben in Liebe und sicher wirkendem Dasein, auch als Bild für wirkliche Lebensverhältnisse brauchbar. . . . „Alles dreht sich um ihn", sagt man im Leben von einem maßgebenden Manne: man sehe nur das Bild an, um zu sehen, wie das hier besprochene Verhältnis genau ausgedrückt ist. . . . Dieser führende Geist aber . . . braucht Vertretung, beim Kegel die Achse, in der „Pyramide des Staates" die Beamten, die vom leitenden Geist „durchdrungen" sein sollen, und von ihnen hat jeder wieder seinen Wirkungskreis." *) Hieran schließt sich ein längerer Exkurs, in dem angenommen wird, ein Punkt löse sich von seiner Beziehung zur Kegelspitze und fliege in der Tangentenrichtung ins Leere. Das wäre dann das seit so langer Zeit gesuchte Atom. Aber als solches bleibe es ja nur stofflich, werde nicht geistig.

*) Vermächtnis S. 430, 432—34.

Digitized by Google

Hätte es auch Geist, so könne es als „der Kraftpunkt des neuesten Hylozoismus“ weder mehr „an sich“, noch Atom sein, da es ja Wirkungen ausstrahle. So bleibe also nur übrig, anzunehmen, daß kein Hinausschleudern, sondern ein Hinaustreten in ein größeres Leben eintrete. So kommt der halbträumende, mystische Denker Hildebrand zu dem letzten Bild: alle diese Kegel sind nur Stücke einer Kugel, in deren Mittelpunkt die Spitzen aller dieser Kegel zusammenrinnen. Deren Inneres, die zahllosen Iche stehen in Vertretung des gesuchten Innersten der entstehenden Kugel.

Hildebrand klagt selbst am Schluß*): „Ach, das klingt alles so abstrakt, abstrus, ich *sehe* es aber vor mir und *fühle* es in mir.“ Wie er hier — mit bewußter Verwendung der von ihm sonst so eifrig gemiedenen Fremdwörter! — das bloß Verstandesmäßige, Konstruierte dieser Bilder erkennt, dabei aber doch mit aller Entschiedenheit das Berechtigte seiner inneren Anschauung betont, die er durch lange Jahre als das Festeste und Sicherste in sich gefunden hat, so zwingt er uns selbst auf seinen seltsamsten Abwegen Achtung und Ehrfurcht ab. Wie bei Beethovens letzten Quartetten, kann man hin und wieder ein Kopfschütteln nicht unterdrücken, aber die Ehrlichkeit des Ringens, die Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, den hohen Ernst, den heißen Wunsch, sich und anderen einen Schritt weiter zu helfen, muß jeder als verehrenswert anerkennen. In seinem Vermächtnis kommt der eingangs erwähnte Grundzug in Hildebrands Wesen, die „nationale Seelsorge“, am stärksten unter all seinen Werken zum Ausdruck, und es ist gewiß kein Zufall, daß Hildebrand im Jahrhundert der Naturwissenschaften an den echt deutschen Hang zur Mystik anknüpfen mußte, der schon im 14. und 17. Jahrhundert aus der Ratlosigkeit des äußeren Lebens wieder in das eigene Innere führte. Mit vollem Recht und im Einklang mit seiner ganzen Anschauung setzte er darum an die Spitze seines Vermächtnisses den Spruch aus Goethes Zueignung:

Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

*) Vermächtnis S. 467, Anm. 28.

Digitized by Google

Margarethe von Valois.

Von

Hermann Conrad.

Margarethe von Valois. Memoiren, Briefe und sonstige Dokumente ihres Lebens, herausgegeben von W. Fred. 2 Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1912.

Der Geist des Uebermenschentums der Renaissance, der böse Engel neben dem guten der Begeisterung für die Weisheit und Schönheit der Alten und der Kunstliebe, tritt uns zerstreut in unzähligen Novellen, Dramen, Korrespondenzen und Memoiren entgegen. Eine allseitige Durchleuchtung desselben haben wir in dem Briefwechsel Aretinos zu erwarten, dessen Uebersetzung uns die Firma Eugen Diederichs in Jena in ihrem „Zeitalter der Renaissance" in Aussicht gestellt hat. Ob aber dieser Geist noch einmal in solcher Verdichtung, sozusagen in nuce, dargestellt ist wie in der Selbstbiographie und den Briefen der Margarethe von Valois, der Tochter Katharinas von Medici und Heinrichs II. von Frankreich, ist zweifelhaft. Sie hatte diesen Geist in vollen Zügen, wenn auch nicht immer mit Behagen, eingesogen aus der Quelle, von der die Gestaltung unserer sittlichen Persönlichkeit, sofern nicht starke Widerstände der angeborenen Natur es hindern, am meisten ausgeht: von der Mutter. Katharina war, durch ihre einseitig starke Verstandesbegabung, die immer nur die nächsten Ziele des eigenen Vorteils zu erkennen und gewandt zu erreichen vermochte, von Natur bestimmt, eine überzeugte Jüngerin Machiavels, ihres florentinischen Landsmannes, zu werden.

Wo das eigene Wohl- und Bessergehen der einzige Gegenstand des Strebens ist, wo Moral überhaupt, und speziell die christliche Moral, mit ihrer Rücksicht auf den Nächsten als Beschränkung der Handelnsfreiheit für lächerlich gilt und alles erlaubt ist, gibt es auch keine sittliche Verpflichtung, und vor allem wird die allerunbequemste,

Digitized by Google

die Pflicht der Wahrhaftigkeit und der Treue, über Bord geworfen. Wie es damit stand, mußte Margarethe, wie in hundert ferneren Fällen, auch in allernächster Nähe erfahren. Dieselbe Katharina, die Margarethens Verbindung mit Heinrich von Navarra wider deren Willen durchgesetzt und mit großem Gepränge gefeiert hatte, konnte ihre Gesinnung in wenigen Wochen so ändern, daß sie ihre hochgeborenen protestantischen Gäste in der Bartholomäusnacht hinmetzeln ließ und ihre Tochter aufforderte, zu erklären, daß der selbst in seinen Pariser Hochzeitstagen der Frauenliebe hingegebene und nur nicht in Margarethe verliebte Heinrich unvermögend sei, damit ihre Ehe getrennt werden könnte — eine Zumutung, welche die junge Frau, die auch nicht ohne „verborgenen Sinn" war, in einer geschickt zweideutigen Antwort ablehnte.*)

So ist denn auch der durchgehende Grundzug der Memoiren wie der Korrespondenz **Verlogenheit**, eine so spontan fließende, durch alle Zeilen sickernde Verlogenheit, daß man daran zweifeln muß, ob die Schreiberin Wahres von Falschem überhaupt noch zu unterscheiden vermochte. Freilich, wie hätte sie ihren eigenen, doch auch berechtigten Egoismus gegenüber dem tyrannischen Willen ihrer Mutter und der impulsiven Bösartigkeit ihres Bruders Heinrichs III. befriedigen können ohne die Fähigkeit zu verhüllen und zu täuschen? So ist denn gleich das Motiv, das sie zur Aufzeichnung ihrer Memoiren nach ihrer Versicherung veranlaßt, in Wirklichkeit ein vorgegebenes: ihr Freund Brantôme, sagt sie in der Einleitung, habe in seinen Memoiren ein so günstiges Bild von ihr entworfen, daß sie sich in dem Bewußtsein ihrer Unvollkommenheit aufs tiefste beschämt fühle. Sie könne nicht dulden, daß ihre Person in solcher Gestalt auf die Nachwelt übergehe, und werde daher selbst ein Gemälde von sich liefern, das der Wirklichkeit mehr entspreche. An sich wären diese Worte wohlberechtigt gewesen einer maßlosen Lobhudelei gegenüber, deren Widrigkeit nur dadurch etwas gemildert wird, daß sie an eine machtlose, in der Gebirgseinsamkeit der Auvergne lebende Verbannte gerichtet ist. Aber sie **sollen** nur edel und geistesfrei **klingen**, um das Wohlwollen des Lesers ihr zuzuziehen: in Wirklichkeit hat sie außer ein paar Lügen, die zur Selbsterhaltung in einer so verkommenen Familie und an einem sittlich so verwahrlosten Hofe unerläßlich waren, nichts Ungünstiges über sich berichtet. Von den vielen Liebesverhältnissen, die das Hauptinteresse

*) Margarethe von Valois, I, 70 (Memoiren).

Digitized by Google

ihres sonst ziemlich leeren Lebens bilden, hören wir nicht ein Wort. Sie ist eine gehorsame Tochter ihrer Mutter und eine ergebene Untertanin ihres königlichen Bruders nach ihren Reden, die sie nicht hindern, häßliche, ja fluchwürdige Handlungen von beiden zu berichten, freilich immer ohne persönliche Interessiertheit, ohne je das entsprechende sittliche Urteil zu fällen. Durch dieses Verhalten gibt sie ihrer eigenen Persönlichkeit, die ja im Grunde freundlicher und an den Schandtaten jener, wenn auch nicht immer ganz unschuldig, doch nicht mittätig war, allerdings das allergünstigste Relief. Und das ist der Hauptzweck ihrer Biographie: von ihrem nichts weniger als fleckenlosen Leben ein gereinigtes Bild zu geben, und nicht der anfänglich angegebene, der nur ihre Bescheidenheit fälschlich betonen soll.

Ein Nebenmotiv war gewiß auch Schriftstellereitelkeit, die allerdings nicht unberechtigt war. Das überschwengliche Urteil Brantômes über ihre schriftstellerische Begabung ist vielleicht die einzige ungemischte Wahrheit in dem Margarethe darstellenden Kapitel seiner Memoiren. Klassisch gebildet, wenn auch nicht gelehrt wie ihre Großtante, die ältere Margarethe von Valois, scheint sie ihre Stilbegabung an den besten Mustern des Altertums entwickelt zu haben und übertrifft jene Verwandte bei weitem an darstellender Kraft, wie ein Vergleich des Heptameron mit ihrer Selbstbiographie und ihren Briefen zeigt. Dort plackt sich der Leser auf holperiger Straße dahin, mit vielfachem Ausblick in schmutzige Winkel; hier schreitet er mühelos auf herrlich geebneten Wegen durch eine schöne Landschaft. Margarethens Schreibweise ist frei von dem stillosen, gekünstelten Schmuck ihrer Epoche, klar und plastisch auch in der Schilderung der Seelenvorgänge; wenn ihr Geist auch nicht übervoll von neuen Gedanken ist, so kann man doch den geistigen und gesellschaftlichen Takt des besterzogenen Weibes dauernd bewundern, das niemals trivial oder langweilig wird, selbst auf den konventionellen Gedankenpfaden ihrer Liebesbriefe. Wenn nicht hin und wieder der schöne Fluß der Rede durch übermäßig lange ciceronianische Perioden gestört würde, könnte man den Stil klassisch nennen. Ihre Erzählungen von merkwürdigen Vorgängen am französischen und navarreser Hofe lesen sich wie Novellen, klar, einfach, mit ihrem herausgearbeiteten Höhepunkt kompositionell tadellos und durchweg fesselnd. Die letztere Eigenschaft kommt daher, daß sie gar nicht imstande ist, einen nackten Bericht zu geben, Handlungen zu schildern, ohne uns eine Anschauung von dem Seelenzustande der Handelnden zu geben.

Digitized by Google

Wenn diese Erzählungen auch sicher nicht in allen Einzelheiten als historische Quellen verwertet werden können — denn diese Einzelheiten sind offenbar zum Teil ausgeschmückt und geschickt placiert zu ihrem eigenen Vorteil und zur besseren Wirkung des Ganzen —, so sind doch die Menschenbilder, freilich auch nur zum Teil, richtig und meisterhaft ausgeführt. Das Bild von Katharina von Medici, die wir hier nicht bloß in ihren politischen Bestrebungen, sondern in ihrem Privatleben kennen lernen, ist unübertrefflich; ebenso das von Heinrich III., während das ihres älteren Bruders, Karls IX., mit dem sie eine gegenseitige Neigung verband, entschieden verschönt ist. Das Beste von allem, was sie geschrieben hat, ist die Schilderung ihrer Reise nach den Niederlanden, die sie vorgegebenermaßen aus Gesundheitsrücksichten, in Wirklichkeit zu politischen Zwecken unternahm: das durchdringende Interesse, das sie den ihr ganz neuen Kulturverhältnissen widmet, die lebhafte Zeichnung der Menschen, die glänzende Darstellung erinnern an die betreffenden Schriften des Enea Silvio Piccolomini. Die in dieser Ausgabe vorliegende Uebersetzung von Friedrich Schlegel wird auch in diesem Teile der Bedeutung der Schriftstellerin vollkommen gerecht.

In den Liebesbriefen merken wir auf jeder Seite, daß die Sprache u. a. auch erfunden wurde, um die wahren Empfindungen zu verbergen. Welcher Art die Liebe dieser königlichen Phryne war, darüber gibt es keinen Zweifel. Davon durften aber ihre Briefe nichts wissen; denn Briefe sind Urkunden, die in jener Zeit oft von der einen Hand in die andere gingen. So hat sie offenbar die Absicht, in den Briefen an Herrn von Chanvallon, dem sie einen Sohn schenkte, dieses Verhältnis als ein Musterbeispiel für jene himmlische Liebe aufzustellen, deren „Wonne allein der Seele vorbehalten ist" (II, 155). Das klingt ganz nach Plato: einmal nennt sie ihn auch (S. 168), und andere Stellen zeigen, daß sie etwas von ihm gewußt hat (S. 153 f.). Aber ihre Kenntnis ist eine sehr oberflächliche; daß ihre Briefe so in Platonismus getaucht wären wie die zeitgenössische italienische Lyrik oder die Sonette Sidneys, Spensers und Shaksperes, davon ist keine Rede. Es ist vielmehr das Seelengefüge des mehrfach erwähnten Petrarca, das sie mit ihrer Liebesdialektik und ihren gemachten Empfindungen ausfüllt. Und sie bringt es stellenweise komisch weit in der Fiktion dieser Seelenliebe, „deren Dienst nichts anderes heißen" soll, „als mit der Vernunft dem Fleisch gebieten. Meine Liebe nun aber", schreibt sie dem durch praktischen Platonismus auch nicht hervorragenden

Digitized by Google

Geliebten, „in ein ganz anders geartetes Wesen kommend, fand Eure Seele verdorben durch niedrige Liebschaften, die sie bisher beherrscht hatten. Sie hatte also nicht nur die lasterhaften Begierden Eures Fleisches zu bekämpfen, sondern auch Eure von so vielen Versuchungen besiegte Seele. Und so hat meine Liebe denn die Tugend vergessen." (S. 151.) Also der Schuldige ist eigentlich er. Indessen wird seine Schuld gemildert durch einen früheren Brief, der die Antwort enthält auf seinen Vorwurf, daß sie „sogar an den Tagen ausbleibe, die den heiligen Liebesopfern bestimmt sind, einer Zeit, wo unsere Seelen, in den Feuerhimmel entrückt, mit eigenen Augen die einzigersehnte und aufs letzte beseligte Vision schauen dürfen." (S. 144.) Denn sie hat ja „Sorge, nicht die Augenblicke zu versäumen, die bestimmt sind, ihr (der Natur) so angenehmen Tribut zu zollen". Man sieht, sie ist eine übersinnliche sinnliche Freierin, die ihre Liebe zurechtfrisiert, damit „sie der Nachwelt als leuchtender, schöner Stern erhalten bleibe." (S. 151.) Ja, die Nachwelt spielt in den Schriften der Renaissance eine große Rolle; jeder Dutzend-Lyriker verspricht seiner Dame ein ewiges Leben und sich selbst jenen Nachruhm, in welchem er mit den Klassikern des Altertums wetteifern möchte. Aus einer Reihe von Briefen erkennen wir, daß Herr von Chanvallon ihre Liebe nicht in der Weise vergilt, wie sie es nach ihren Worten wenigstens verdient, d. h. die allgemein üblichen Seitensprünge macht, denen das vielseitige Begehren der Schreiberin gleichfalls unterworfen war. Und es geschieht ebenfalls für die Nachwelt, wenn sie mit elegischer Resignation ihre unerschütterliche Treue seiner Liebllosigkeit entgegenstellt. Aber auch hier fällt sie aus der Rolle, wenn sie einen solchen elegischen Brief mit den Worten schließt (S. 136): „Leb wohl, du Quelle meines ewigen Unglücks! Könnt' ich nur ebenso schnell meinem Leben „Leb wohl!" sagen; nach Euch verabscheue ich es am meisten." Da die Frisur nicht konsequent durchgeführt wird, so kann sie ihr bei der Nachwelt nichts helfen; im Gegenteil: das Bild der Wirklichkeit ist nicht vollständig übermalt, die ursprünglichen Farben schimmern durch, und der Widerspruch zwischen dem Originalbild und der Uebermalung erregt Widerwillen.

Was die eheliche Treue betrifft, so scheint nach ihren Memoiren die ihrige tadellos gewesen zu sein, während sie immerfort von außerehelichen Verhältnissen ihres Gemahls berichtet, die er gleich nach der Hochzeit in Paris und später während ihres mehrjährigen Zusammenlebens in Béarn in der Tat gehabt hat. Soweit freilich

Digitized by Google

geht ihre Verlogenheit nicht, daß sie sich über das ausschweifende Leben Heinrichs mit einer sittlichen Entrüstung äußerte, zu der ihr eigenes ihr nicht die geringste Berechtigung gegeben hätte. Tatsache war: sie waren ohne eine Spur von gegenseitiger Neigung zusammengegeben worden und führten nach der Art vieler italienischer Herrscherhäuser und vor allem des lasterhaften Hofes der Valois nebeneinander ein unabhängiges Liebesleben. Während Heinrich sich nicht durch ihre Untreue beleidigt fühlte, sondern darüber scherzen konnte, behandelte sie die seinige mit vollkommener Gleichgültigkeit. Nur einmal (Brief an Heinrich von Navarra aus dem Jahre 1582*) II, 183 ff.) empörte sie sich, als Heinrich von ihr verlangte, daß sie ein Hoffräulein, die Fosseuse, welche im Begriff war, ihm ein Kind zu schenken, in ihre Gemächer aufnehmen sollte, damit so die Entbindung verborgen bleiben könnte; und bei dieser Gelegenheit rühmte sie sich „der Liebe und Treue", die er von ihr erfahren habe.

Wie leicht man es am französischen Hofe mit der ehelichen Pflicht nahm, zeigt ein Beispiel, das Margarethe selbst in den Memoiren erzählt. Eines Tages machte sie mit mehreren Hofdamen einen Besuch in einem Frauenkloster. Gleich nachdem sie das Haus betreten hatte, kam Heinrich III. mit Heinrich von Navarra in den Hof und erkannte die Kutsche seiner Schwester; und ihr Bruder sagte zu ihrem Manne: „Seht, da steht der Wagen Eurer Frau, und hier wohnt Bidé; er ist krank. Ich wette, sie ist bei ihm". Er schickte einen Begleiter ins Haus, um nachzusehen, und dieser Sklave sagte natürlich nicht, was wahr, sondern was dem Könige angenehm zu hören war: „Die Vögel waren drin, sind aber ausgeflogen." Darauf eilt der König zurück ins Schloß und berichtet der Mutter Katharina von dieser Entgleisung seiner Schwester. Als Margarethe zu ihrem Gemahl kommt, lacht dieser und sagt ihr, sie solle nur zu ihrer Mutter gehen, da würde sie etwas Angenehmes zu hören bekommen; er freilich glaube nicht daran. Auf dem Wege dahin begegnete sie dem Herzog von Guise, der, wie der ganze Hof, von dem Könige gehört hatte, daß sie ihrem Geliebten im Kloster einen Besuch gemacht habe, und ihr die ganze Geschichte erzählte. Und als sie zu ihrer Mutter ins Zimmer trat, machte diese sie mit echt italienischer Leidenschaftlichkeit, die keine Rücksicht kennt, vor dem ganzen weiblichen Hofstaat herunter. — Geheime Besuche darf man wohl den Liebhabern machen, aber sie dürfen nicht bekannt

*) Leider ist in dieser Ausgabe das Datum der meisten Briefe nicht angegeben.

Digitized by Google

werden. — Vergeblich berief sich Margarethe auf das Zeugnis einer ihr ganz unbekannten Dame und zweier mit dem Könige vertrauten Kavaliere, welche die Fahrt nach dem Kloster mitgemacht hatten. Das Wutgeschrei Katharinas wurde immer lauter. Als dann Margarethe sagte, „sicher habe der König ihr diesen Dienst geleistet", reinigte sie diesen mit einer Lüge, indem sie behauptete, ein Kammerdiener habe im Vorbeigehen gesehen, wie sie Bidés Zimmer betreten habe, und der habe es ihr hinterbracht. Margarethens Verdacht war wohl gegründet auf die Kenntnis des Verhältnisses, in welchem der König zu ihr und ihrem Gemahl stand. Diesen haßte er und hielt ihn sozusagen an seinem Hofe gefangen; sie mochte er nicht, weil sie sich seinem Wunsche nicht fügte, ebenfalls die Feindin und Verräterin ihres Gemahls zu sein. —

Einmal hatte sie allerdings ihren Gemahl verraten. Das war 1573, als die königliche Familie ihrem Bruder, dem damaligen Herzog von Anjou, späteren Heinrich III., der zum Könige von Polen gewählt worden war, bis nach Beauvais das Geleit gab. Auf dieser Reise wurde ihr von einem katholischen Edelmann hinterbracht, daß ihr Gemahl nach der Champagne entfliehen wollte, wo ihn Truppen erwarteten. Sie ging sofort zum Könige (damals Karl IX., dem sie ergeben war) und Katharina und machte ihnen unter der Bedingung, daß sie ihrem Gemahl nichts Böses zufügen sollten, Mitteilung von dem Fluchtplane, der dann unter der Hand, ohne daß Heinrich von den geheimen Maßnahmen etwas ahnte, vereitelt wurde. Das erzählt sie selbst in aller Ruhe (I, 71 f.) mit der ihr wie ihrer ganzen Familie eigenen sittlichen Stumpfheit. Später freilich wurde ihr Verhältnis zu ihrem Manne, wie sie nicht unterläßt hervorzuheben, ein besseres: sie hat selbst zu seiner Flucht mitgeholfen. Und es wäre ja auch kaum zu verstehen, wenn sie, die relativ Harmloseste ihres Geschlechts, tyrannisiert von einer lieblosen, argwöhnischen Mutter und von ihren despotischen Brüdern, abhängig von verächtlichen Kreaturen, den „Mignons" (männlichen Buhlen) zweier Könige, von Spionen umgeben und in täglicher Gefahr, um einer Verleumdung, eines grundlosen Verdachtes willen die härteste Behandlung zu erfahren, das Leben in der Hölle dieses Hofes vorgezogen haben sollte der Gesellschaft eines gewandten, munteren und, wenn auch leichtfertigen, doch nichts weniger als böswilligen Mannes. —

Sie hatte also sicher recht, wenn sie glaubte, daß ihr königlicher Bruder durch seine mutwillige Verdächtigung, die allein schon

Digitized by Google

den entsetzlichen Geist dieser Familie kennzeichnet, sie von ihrem Gemahl trennen wollte. Aber immerhin hatte diesen Streich der König ihr gespielt, und man mußte ihn so behandeln, als ob er durch fremde Einflüsterungen getäuscht worden wäre. Heinrich von Navarra schickte also die beiden Kavaliere und das Fräulein von Montigny zum Könige, den sie in unanfechtbarer Weise darüber aufklärten, daß er „irrtümlich" seine Schwester des Ehebruchs verdächtigt habe. Und da nun solch ein erbärmlicher Mensch, wenn das Glück in einer seiner tollen Launen ihn auf einen Thron gesetzt hat, wenigstens äußerlich den Schein des Königlichen wahren muß, so blieb ihm nichts anderes übrig, als seiner vor dem ganzen Hofe infam beschimpften Schwester Genugtuung zu geben. Katharina rief sie zu sich und erklärte ihr, in ihrer Lüge fortfahrend, sie sehe nun ein, daß ihr Kammerdiener (dem sie also mehr getraut haben müßte als ihrer eigenen Tochter) sie belogen habe, und sie werde ihn fortjagen. Vergeblich aber suchte sie den König, der im Zimmer nebenan lauschte, zu schützen. Margarethe, welcher ihr Gemahl den ganzen Hergang erzählt hatte, blieb dabei, daß diese Anschuldigung vom Könige ausginge. Der kam dann schließlich selbst hinein und bat ebenso inständig, wie er sie roh beschimpft hatte, um Entschuldigung.

Hierher, um das Leben in dieser Familie zu kennzeichnen, gehört noch eine andere Geschichte. Eines Tages bittet der Herzog von Alençon den König, seinen Bruder, um einen Urlaub von ein paar Tagen, um nach St. Germain auf die Jagd zu gehen, und erhält ihn. Ehe er aber aufbrechen kann, in der Nacht, machen des Königs Mignons diesem klar, daß der Herzog mit dieser Reise sicherlich hochverräterische Absichten habe — weiß Gott, welche: vielleicht hatte er irgendwo Truppen geworben zu einer Empörung gegen den König. Sie versetzen den törichten Mann in solche Furcht, daß er tatsächlich seinen Thron für gefährdet hält und seiner Leibwache befiehlt, den Prinzen und seine obersten Diener zu verhaften. Glücklicherweise sucht er vorher seine Mutter auf, um ihr von seinem Verdacht Mitteilung zu machen; an der Wut des Königs erkennt sie, daß das Leben ihres anderen Sohnes in Gefahr ist, wirft den Schlafrock um und geht mit ihm zu dessen Gemächern. Der König pocht scharf an die Tür des Schlafzimmers, die sein Bruder sofort öffnen läßt. Unter drohenden Reden läßt er von der Leibwache die Diener abführen und die Schränke hinaustragen zur Untersuchung. Er selbst durchstöbert das Bett nach hochverräterischen Briefen, er findet nichts. Da aber sieht er, wie der

Digitized by Google

Herzog einen Brief in der Hand zerknüllt. Trotz heftigen Widerstrebens muß er ihn hergeben: es ist ein Liebesbrief. Die Scham über diese Enttäuschung macht den Wüterich nur noch zorniger. Vergeblich verlangt der Herzog zu wissen, wessen man ihn beschuldige. Der König befiehlt nur dem Hauptmann der Wache und einigen schottischen Schützen, ihn in seinem Zimmer zu bewachen und niemand zu ihm zu lassen. Der Prinz denkt sogleich an seine Schwester, welche, wie er, der Gegenstand fortwährender Verdächtigungen des Königs und der Belästigungen von seiten der königlichen Lieblinge und Mätressen ist, und bittet die Mutter, daß sie seine Haft teilen dürfe, was diese gewährt. Die Begegnung der Geschwister am Morgen nach dieser Nacht ist von Margarethe (I, 208) pathetisch geschildert: beide sehen sie den Tod vor Augen, und Margarethe verspricht ihrem Bruder, wenn er allein hingerichtet werden sollte, sich das Leben zu nehmen. Nun schicken sie den Hauptmann der Leibwache zum König mit der Bitte, ihnen mitzuteilen, was sie begangen hätten, um eine derartige Behandlung zu verdienen. Sie können nichts erfahren: der König weiß ja selbst von nichts. An demselben Morgen läßt die Königin Mutter, die um das Schicksal ihrer beiden Kinder sehr besorgt ist, die angesehensten und ältesten Berater des Königs, den Kanzler, die Marschälle, Prinzen und höchsten Adligen zu sich rufen und teilt ihnen das Vorgefallene mit. Darüber erstaunt und erschrocken, sind sie alle der Ansicht, die Königin-Mutter „müßte dem Könige das Unrecht, das er sich selber antäte, vorstellen". Katharina nimmt sie alle mit zum Könige, und da sein Verdacht nur auf die sinnlosen Einflüsterungen seiner Kreaturen gegründet ist und keine Spur von tatsächlichem Anhalt hat, so muß er ja, wenn er nicht als ein vollkommen Irrsinniger dastehen will, sein Unrecht einsehen und gutmachen. Danach wird die Wache aus dem Zimmer des Prinzen zurückgezogen, und die Königin geht zu ihren Kindern: „Dankt Gott", sagt sie, „daß er Euch aus dieser großen Gefahr errettet, ich habe jetzt den Moment erlebt, in welchem ich an Eurem Leben verzweifelte." Darauf folgte eine feierliche Versöhnungsszene in Gegenwart des ganzen Staatsrates, die von beiden Seiten nur gespielt wurde; denn der seiner Schwäche und vielfachen Schuld bewußte König konnte ebensowenig seinen Argwohn, zumal gegen den kriegerischen Herzog von Alençon, aufgeben, als seine Geschwister die unerhörte Mißhandlung vergessen und ein Vertrauen in des Königs haltlose Natur in sich erzeugen konnten, das sie nie gehabt

Digitized by Google

hatten. Der König sagte, „sein Eifer für die Ruhe des Staates habe ihn zu seinem Schritte verleitet", eine Kränkung habe er nicht beabsichtigt. Bei der allgemeinen Aufregung hatte der Hof das Mittagessen vergessen. Dafür wurde nun ein großes Versöhnungs-Souper mit Ball gehalten, an dem die Geschwister teilnehmen mußten. Was die Worte des Königs bedeuteten, bewies dieser gleich danach, sobald seine Ohrenbläser Gelegenheit hatten, ihm vor der Rache des Prinzen Angst zu machen: er gab der Leibwache strikten Befehl, den Prinzen nicht aus dem Schloß hinauszulassen und dafür zu sorgen, daß außer den Kammerdienern keiner von den Leuten des Prinzen nachts im Palast verbliebe. Da der Prinz nun einsah, daß die versöhnlichen Worte seines Bruders, wie er nach mancherlei ähnlichen Erfahrungen voraussetzen durfte, an seiner Gesinnung nichts geändert hatten, daß er tatsächlich mit dem Tode bedroht war, mußte er fliehen; und Margarethe leistete ihm trotz der eignen Gefahr, in der sie schwebte, aufopfernde Beihilfe. In einem zerrissenen Bettsack, der zur Reparatur aus dem Schloß geschafft wurde, ließ sie durch einen vertrauten Diener Stricke einschmuggeln, an denen sich der Herzog von Alençon nachts mit ihrer und ihrer Kammerfrau Hilfe aus ihrem Fenster hinabließ. Der Strick war viel zu lang und dick, als daß er hätte mitgenommen werden können; er mußte also wieder emporgezogen werden, um im Kamin verbrannt zu werden, und verursachte soviel Rauch und Flamme, daß dadurch beinahe die Entdeckung noch in der Nacht herbeigeführt worden wäre. Als das Verschwinden des Prinzen am Morgen offenbar wurde, rettete sich Margarethe, wie das nicht anders möglich war, durch dreistes Lügen.

In diesen Erzählungen Margarethens wird manches zu ihren Gunsten gefärbt sein, wie man sich denn auf die Wahrhaftigkeit einer Person, für welche diese Eigenschaft keinen ihr erkennbaren Wert hat, niemals verlassen kann. Aber wir dürfen Heinrich III. auch nicht für einen typischen Uebermenschen halten, etwa von der Verstandesschärfe, dem Mut und der Willenskraft eines Cesare Borgia: wie der vorliegende Fall beweist, machte ihn das Bewußtsein seiner nach allen Seiten verübten Nichtswürdigkeiten und die es begleitende Angst vor eigener Schädigung und gerechter Vergeltung halb irrsinnig.

Zweierlei Erscheinungen aber machen sich bei diesem kleinen wie bei den größten Uebermenschen bemerkbar, eine objektive und eine subjektive: die Unsicherheit, das haltlose Inderluftschweben der

Digitized by Google

eigenen Persönlichkeit und die Ausbildung einer von aller Menschlichkeit entblößten Gesinnung, eines wahren Raubtiersinnes. Sie erstreben die Macht auf allen Wegen, ohne Rücksicht auf das Wohl oder Wehe Anderer; und haben sie die Macht erreicht, die armen Narren, dann können sie sich ihrer nicht erfreuen; denn jeden Augenblick kann sie ihnen von anderen Uebermenschen, die allein oder im Bunde stärker, die schlauer oder glücklicher sind, entrissen werden. Ein Genuß aber, dessen Störung man jeden Augenblick erwarten kann, ist keiner. Nach dem zeitweise erfolgreichen Raubtierkampf eines meist nicht langen Lebens erfolgt der Widerschlag des ungeheuren Unrechts, das sie den Anderen angetan, des ingrimmigen Hasses, den sie gesät haben, und sie sterben in machtlosem Elend: so ging es Cesare Borgia, so dem größten Uebermenschen, der je gelebt, Napoleon.

Wer ein normal veranlagter Mensch ist, also auch die spezifisch menschliche Fähigkeit hat, fremdes Leiden in gewissem Grade als eigenes zu empfinden, der schmeichle sich nicht, ein Uebermensch zu sein: eine solche Eigenschaft würde der Verwirklichung seines Machtstrebens immerfort im Wege stehen. Was sollte ein Uebermensch mit der edlen Männlichkeit eines Heinrichs V. von England anfangen, der nach außen hin, wo es sich um die Größe seines Vaterlandes und das Glück seines Volkes handelte, zwar übermenschlich hart sein konnte, aber, bescheiden wie er war, nichts für sich, sondern alles für sein geliebtes Volk und Vaterland tat? Wozu sollte ihm der Gerechtigkeitssinn unseres Friedrich des Einzigen dienen, der rein aus dem Mitgefühl mit der unterdrückten Schwäche hervorging, als Herrschaftsprinzip vorbildlich wurde und unser Preußen zum „bestregierten Lande" der Welt machte? Der erste Diener seines Volkes, der gleichsprechenden „Herde", zu sein, müßte ihm ebenso sinnlos wie verächtlich vorkommen. Bei normaler menschlicher Begabung kann niemand zum Uebermenschen werden: der braucht eine verkrüppelte: bloß Verstand und Willenskraft, d. h. dieselben Eigenschaften, welche heute bei entsprechender Umwelt den Verbrecher machen, von dem sich der Uebermensch der Renaissance in nichts unterscheidet. Von der Höhe unserer heutigen Kultur gesehen, waren, wie Cesare Borgia, so auch Katharina von Medici und ihre Söhne Karl IX. und Heinrich III., Verbrecher, deren mitleidsloser Egoismus durch keinen inneren Widerstand beschränkt wurde, weder durch die Moral, die Rücksicht auf das fremde Recht und das Wohl der Gesamtheit, noch selbst durch die natürlichen

Digitized by Google

Regungen der Blutsverwandtschaft. Wie Cesare Borgia seinen Bruder erdolchte, so hätte auch Heinrich III. sich nicht bedacht, den Herzog von Alençon, der ihm gefährlich schien wegen seiner militärischen Tüchtigkeit und seiner mittelbaren, durch Margarethe aufrecht erhaltenen Verbindung mit dem verhaßten Bearner, durch Meuchelmord beseitigen zu lassen, wenn er nicht geflohen wäre. Das Charakteristische der Stellung der Uebermenschen zu den übrigen ist die vollkommene Aufgabe der Solidarität mit ihnen, die Verachtung der „Herde". Daß es in dieser Herde sehr verschiedene geistige Qualitäten, und in der weit überwiegenden Masse niedere Qualitäten gibt, ist selbstverständlich und allbekannt, und diejenigen, die sich selbst eine höhere zutrauen, haben darum die allergeringste Ursache, solche Alltagswahrheit mit Hohn in die Welt hinauszuschreien. Denn sie sollten wissen, daß wir Menschen durch unsere Natur nun einmal zum Herdenleben bestimmt sind und daß bei der Gleichheit der Interessen der Einzelnen ein solches Zusammenleben auch in der primitivsten und numerisch schwächsten Gesellschaft undenkbar ist ohne das Gefühl der Solidarität, wie sie sich in den gemeinsamen Anschauungen, Sitten und Gesetzen darstellt. Sie sollten ferner wissen, daß die Kultur nur aus dem Herdenleben erwachsen konnte. Der Einzelne kann wohl durch seine besondere Geistes- und Willensmacht der vorhandenen Kultur eines Volkes einen kräftigen Stoß vorwärts geben; darin hat aber Schiller ewig recht, daß der „ungesellige Wilde" niemals Kultur hätte schaffen können, weder geistige, noch sittliche, noch materielle. Dadurch, daß der Uebermensch nun im Drange seines kulturfeindlichen Egoismus seine Solidarität mit der ihn umgebenden Menschheit aufgibt, vereinsamt er sich künstlich und sinkt innerlich in die ungesellige Wildheit zurück. Da er niemandes Recht achtet und, wo sein Interesse es gebietet, unbarmherzig Leiden um sich verbreitet, so wäre es sinnlos von ihm, anzunehmen, daß andere Gewaltmenschen, zumal wenn sie in so stattlicher Zahl nebeneinander leben wie im Renaissancezeitalter, seine Errungenschaften unangetastet lassen, ihm nicht auch mit Genugtuung Leiden bereiten werden. Um sich vor den von allen Seiten drohenden Gefahren zu schützen, muß er dem Argus nacheifern und sich niemals einschläfern lassen. Irgendeinem anderen Menschen und selbst den nächsten Angehörigen unbedingt zu vertrauen, wäre unerhörter Leichtsinn. Von dieser Art ist das Leben am Hofe der letzten Valois. Margarethe erzählt mit unerschütterlichem Gleichmut eine große Anzahl von Beispielen hierfür: jeder jagt für sich und ent-

Digitized by Google

reißt dem Mitbewerber die Beute, wenn er kann; der besonders gefährliche Nebenbuhler wird vernichtet, wenn es möglich ist. Wir können uns hier mit den vielen Missetaten, Betrug, Verrat, Vergewaltigung, Meuchelmord, im einzelnen nicht beschäftigen. In der königlichen Familie sehen wir wohl, daß Katharina die tyrannische Ruchlosigkeit ihrer Söhne stützt und treibt, aber doch nur, weil sie ihre eigenen Interessen dadurch gefördert glaubt: von unbedingtem Vertrauen zwischen Mutter und Kindern wie zwischen den Geschwistern ist keine Rede. Wir sehen diese glänzende Gesellschaft zusammen fröhlich schmausen, tanzen, scherzen, aber das alles ist nur äußerer Schein: der innere Mensch haust einsam, wie ein Raubtier, in seiner Höhle.

Auch Margarethe, obgleich von Natur nicht bösartig, hat etwas von dieser Gesinnung mit der Muttermilch eingesogen und in ihrer entsetzlichen Umwelt genährt: es ist abstoßend, mit welcher Gleichgültigkeit sie die Anstiftung der Bartholomäusnacht durch ihre Mutter Katharina erzählt, dann so tut, als ob sie von dem Geschrei und Schießen dieser entsetzlichen Nacht nichts gehört hätte, und nur erregt wird, wenn sie bei dem Morden im Königlichen Schloß selbst ins Gedränge kommt. So stürzt sich ein Heinrich von Navarra nahestehender verwundeter Hugenott in dessen Schlafzimmer und Bett, in dem indessen Margarethe allein liegt; sie springt heraus, er ihr nach und klammmert sich an sie, um Schutz flehend; er besudelt ihr Hemd über und über mit seinem Blute, so daß sie es in seiner und des verfolgenden Leibwächters Gegenwart wechseln muß. Sie läßt ihn in „ihr Kabinett" bringen, wo sie ihn gepflegt und geheilt haben will. Als sie dann ihrem Gemahl, dessen Unverletzlichkeit mit Hängen und Würgen durchgesetzt war, ins Zimmer des Königs nachgeht, wird im Vorsaal ein hugenottischer Ritter in ihrer unmittelbaren Nähe mit einer Hellebarde durchstoßen. Sie sinkt in Ohnmacht; als sie, wieder zu sich gekommen, dann ins Zimmer ihrer Schwester, der Herzogin von Lothringen, flieht, findet sie dort hilfeflehend den ersten Edelmann und den Kammerdiener ihres Gemahls; sie eilt zurück zum Könige, wirft sich ihm zu Füßen und erhält beider Leben geschenkt. Also barbarisch ist sie nicht; so kann sie sich auch nicht entschließen, nach dem Wunsch Katharinas ihren Mann als impotent hinzustellen; denn sie weiß, daß ihre Mutter ihn dann eines Tages mit einer eben aus Rom angelangten Ehescheidungsurkunde überraschen, und daß dann sein Leben keine Nadel wert sein wird. Aber furchtbar ist, wie sie immerfort die

Digitized by Google

Notwendigkeit der Erhaltung der katholischen Religion betont, die denn doch mit dieser Menschenschlächterei nicht in Verbindung gebracht werden sollte, und daß sie für den infamen Massenmeuchelmord selbst kein Wort des Mitleids, geschweige denn der Empörung hat. Sie erzählt auch ohne Anstand (II, 133) von dem Gutachten dreier französischer Bischöfe und der anderen am Hof befindlichen Prälaten, wonach „dem Krönungseid zufolge kein Eid gültig sein könnte, den der König den Ketzern geleistet; jener Krönungseid erließe ihm von selbst die den Hugenotten gegebenen Versprechungen". Sie erklärt also die beständigen Wort- und Treubrüche ihrer beiden königlichen Brüder für wohlberechtigt. Sie bedauert auch, daß der unberechenbare Karl IX. noch kurz vor der Bartholomäusnacht einige von den hugenottischen Edlen, wie Coligny, zu deren männlichem Ernst und vornehmer Gesinnung er allerdings aus seiner Tiefe emporblicken konnte, gern gehabt hätte: diese „Füchse" hätten ihn mit Heuchelei und falschem Spiel für sich gewonnen. (!) Charakteristisch für sie ist auch die geradezu begeisterte Liebe für Karl IX., der vor ihrer und aller Menschen Augen nach der Bartholomäusnacht anderthalb Jahre seelisch und körperlich dahinsiechte. Wäre sie nicht jedes feineren sittlichen Gefühls bar gewesen, so hätte sie ihn ebenso verdammen müssen, wie ihn die Mit- und Nachwelt verdammt hat.

Der echte Uebermensch in der Renaissance, wie Cesare Borgia und viel seinesgleichen, muß den Glauben an einen Gott und die Religion überhaupt für ebenso sinnlos halten wie die Moral, oder er benutzt jene als Maske, wie der Papst Alexander Borgia, um unter dieser Hülle ungehinderter seinen Wolfsinstinkten fröhnen zu können. Daneben gibt es schwächlichere Typen, welche tatsächlich den Glauben an Gott haben und einer bestimmten Religionsform fest anhängen. Zu ihnen gehörten Katharina von Medici und ihre Kinder, deren Seelen sie geformt hatte. Interessant ist es nun, zu sehen, wie sie sich ihr Verhältnis zu Gott vorstellen. Als die Fosseuse, die Geliebte Heinrichs von Navarra, in dem Schlosse, in welchem Margarethe mit ihrem Gemahl wohnt, entbunden wird, schreibt diese (II, 262): „Gott gab, daß sie uns eine Tochter gebar, die auch nicht lebte." Das ist eine sehr gewöhnliche Autosuggestion des Egoismus eines oberflächlichen Menschen, der ohne weiteres den Höchsten als persönlichen Bundesgenossen voraussetzt und annimmt, daß Gott das, was zu seinem Vorteil geschieht, auch ihm zuliebe gefügt habe. Für Margarethe ist die Existenz eines unehelichen Kindes ihres Gemahls keine Annehmlichkeit; wer weiß, welche Nachteile für sie an diese Existenz sich knüpfen

Digitized by Google

können: darum, obwohl sie doch keinerlei Ansprüche auf Heinrichs eheliche Treue erheben kann, läßt es Gott sterben; daß dieselbe Fügung für die Mutter wahrscheinlich ein großes Leid ist, dieser Gedanke spielt bei ihr keine Rolle: es ist selbstverständlich, daß Gott ihre Interessen besser wahr nimmt, als die des Hoffräuleins. Weniger harmlos ist der Gebrauch des Namens Gottes in Verbindung mit der Schlächterei der Bluthochzeit. In Katharinas Namen, die vorher vergeblich ihren Einfluß auf Karl geltend gemacht hat, beredet der Marschall von Rais ihren schwankenden Sohn zu dem Verbrechen, und jene läßt dem Marschall sagen, schon während des Königs Minderjährigkeit hätten die Hugenotten unter Condé versucht, ihm seine Krone zu rauben; deren Erhaltung verdanke er Gott. Jetzt wollten sie dasselbe tun, und es gäbe keinen anderen Weg, es zu verhindern, als ihre Vernichtung, und — das unausgesprochene logische Bindeglied — da nun Gott ihm die Krone erhalten wolle, so müsse diese ins Werk gesetzt werden. Hier empört sich die natürliche Sittlichkeit gegen die Annahme, daß Gott einem so erbärmlichen Fürsten die Krone erhalten wolle auf einem derartigen Wege und auf einem anderen nicht erhalten könne. Da Katharina weiß, daß schon ein einzelner Mord nach der Lehre ihrer Kirche eine Todsünde ist, kann sie unmöglich den lieben Gott zum Billiger des Massenmordes machen. Das also ist eine nichtswürdige Heuchelei, und da sie doch nach ihren Worten eine wirkliche Gottesgläubige ist, so begreift man nicht, wie sie die göttliche Strafe für eine Heuchelei, die zu einem so ungeheuerlichen Verbrechen führen soll, ebensowenig fürchtet wie die Strafe für ihre anderen massenhaften Verbrechen. Für diesen verruchten Mißbrauch des göttlichen Namens, wie für die Möglichkeit eines gläubigen Uebermenschentums, finde ich nur eine Erklärung: es ist das Bewußtsein, daß man jede Missetat durch Bußübungen und Opfer vor Gott ungeschehen machen kann. Das Gewissen der gläubigen Uebermenschen ist eben weiter nichts als ein Soll- und Haben-Konto, und ihr Verhältnis zu Gott eine Geschäftsverbindung, deren Gegenstand der Handel zwischen Sünde und Gnade ist. Natürlich ist solchem materialistischen religiösen Standpunkt die furchtbare Verantwortlichkeit des kalvinistischen Gläubigen, der allein auf sich selbst gestellt ist und hilflos Gott gegenübersteht, aufs äußerste verhaßt. Daher muß der Protestantismus ausgerottet werden

Das war das nächste sichtbare Ziel, und etwas anderes als den nächsten sichtbaren Vorteil, kennt der bloße Verstandesmensch

Digitized by Google

nicht. Unfähig zum Mitempfinden wie er ist, kann er der Rücksicht auf das fremde Recht, das fremde Leiden keine Stelle in seinen Erwägungen einräumen; und da er keine Phantasie besitzt, kann er jene schönen Zukunftsbilder, die der Idealist in sich erzeugt und im Leben zu verwirklichen strebt, wenn sie ihm von anderen entgegen gebracht werden, nur als Wahngebilde unirdischer Schwärmerei verächtlich von sich weisen. Und doch ist für den Fortschritt der Kultur, für die Ausbreitung des Menschenglücks jener phantasiereiche Idealismus die eigentliche Quelle; er kann, vom praktischen Verstande, den er mit nichten ausschließt, gelenkt, wie die Blütezeit Deutschlands unter dem großen Zweigestirn, Bismarck und Wilhelm I., zeigt, gewaltige erdenschwere Erfolge erzielen.

Für die Uebermenschlein auf Frankreichs Königsthrone spielte das Recht der Anderen, das zu glauben, was sie innerlich befriedigt, keine Rolle. An eine Versöhnung der Protestanten durch Gleichberechtigung dachten sie nicht: wohl schlossen sie hin und wieder Frieden mit den Hugenotten, wenn die eigene Not es forderte, aber niemals ohne die feste Absicht, unter günstigeren Umständen den Vernichtungskampf fortzusetzen. Sie hätten ja zu einem dauernden Frieden leicht kommen können, da die Hugenotten doch weiter nichts als freie Religionsübung verlangten, und notwendig kommen müssen, wenn sie die unmittelbaren Wirkungen der unablässigen Bürgerkriege vor sich sahen, das grenzenlose Elend des Volkes und ihre eigene politische Ohnmacht: doch das Mitleid war ihnen durchaus fremd, und weitausschauendes politisches Denken gab es nicht neben dem augenblicklich spornenden Triebe. Aber wie sie nach dem einen Naturgesetz durch ihre verruchten Taten unverschuldetes Leiden weithin verbreitet hatten, so kehrten sich nach dem anderen die Folgen dieser Taten schließlich gegen sie: Karl IX. erlag der Seelenkrankheit der Gewissensbisse und der Angst, welche vermittelst entsetzlicher Halluzinationen ihm den Schlaf nahm, und Heinrich III. wurde ermordet. Sie gingen an ihrem Ich-Irrsinn, ihrem Uebermenschentum zugrunde — mit Recht, wie Cesare Borgia.

Digitized by Google

Drei Briefe von und über Gneisenau.

Werner von Haxthausen (geb. 1780) war der vierte von den acht Söhnen des Freiherrn von Haxthausen auf Bökendorf im Paderbornischen; sein jüngster Bruder war August, der ein berühmtes Werk über die russischen Agrarverhältnisse geschrieben hat und, eng befreundet mit den Gebrüdern Grimm, ihnen wertvolle Beihilfe leistete bei ihren Forschungen in der deutschen Volkskunde und namentlich auch bei der Sammlung der Kinder- und Hausmärchen. Die ganze Familie Haxthausen, außer den acht Brüdern noch neun Schwestern, teilten den liebevollen Sinn für alles Vaterländische und Volkstümliche und half sammeln, was von Resten alter Volksüberlieferung zu finden war, Märchen, Sagen, Lieder und Weisen. Werner von Haxthausen war Gründer des Tugendbundes in Halle, war beteiligt an der Dörnbergschen Verschwörung gegen den König Jerôme im Jahre 1809 und mußte flüchten. Es wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. 1811 bis Frühjahr 1813 war er in England. In diesen Zeiten des Kampfes und der Prüfung wurde er befreundet mit den Führern der Patrioten, im besonderen mit Gneisenau und dem hannoverschen Minister Grafen Münster, mit mit denen er im Jahre 1812 in London zusammen war, als Gneisenau Preußen verlassen hatte, um von außen den Stoß zu führen, der die Erhebung und Befreiung auslösen sollte. Den Krieg 1813 machte Haxthausen, wie sein vorgenannter Bruder, im Korps Wallmodem gegen Davoust an der Niederelbe mit und verließ beim Friedensschluß die Armee als Major.

Aus seinem Nachlaß stammen die nachfolgenden Briefe, die uns von Herrn Religionslehrer Gotthardt in Medebach i. W. zur Veröffentlichung übergeben worden sind. Der erste berichtet, nachdem die Verbündeten im November 1813 bis an den Rhein gelangt sind, über den Siegeszug der Schlesischen Armee.

Digitized by Google

Gneisenau an Werner von Haxthausen.

„Mein theuerer Freund.

Ihre herzlichen Glückwünsche zu unseren Fortschritten habe ich mit Innigkeit gelesen. Das, was Sie mir über meinen Antheil daran sagen, so angenehm es mir von Freundes Hand ist, indem es mich von Ihrem günstigen Vorurtheil für mich überzeugt, kann ich mir jedoch nur zum Theil anmaßen. Die Pläne, die unsere Armee verfolgte, waren sehr einfach. Es gehörte nur einige Entschlossenheit dazu, deren Ausführung zu unternehmen. An jener Eigenschaft fehlt es meinem alten Feldherrn nicht, also kostete es mir keine Mühe, ihn von der Ausführbarkeit jener Pläne zu überzeugen. Das übrige hat die hohe Tapferkeit der Truppen gethan, die bei mißlichen Momenten den Ausschlag gab. Das Glück kam uns insofern zu Hülfe, daß die irrigen Ansichten des Kronprinzen und dessen falsche Bewegungen den französischen Kaiser in Irrthum führten und er uns entfernt glaubte. Eine zweckmäßige Bewegung des Kronprinzen würde ihn bald von unserer Nähe überzeugt haben. Uebrigens habe ich an Müffling und Rühle ein paar tüchtige Gehülfen. Ich will Ihnen daher gern bekennen, daß alle die Ehre, die man mir erzeigt, mich verlegen macht und ich das Domine non sum dignus mit voller Seele ausspreche. Aber so vertheilt das eigensinnige Glück seine Gaben!

An Clausewitz habe ich mehreremale geschrieben und vorzüglich nach jedem Succeß; ob er meine Briefe erhalten hat? Auch an Frau von Clausewitz habe ich unlängst einen langen Brief geschrieben. Es scheint mir fast als ob solcher nicht seine Bestimmung erreicht habe.

Lassen Sie sich wieder einmal als Courier zur großen Armee schicken, damit ich das Vergnügen habe, Sie zu sehen und Ihnen so manches Interessante erzählen zu können. Ihr Onkel hat mir Hoffnung gemacht, daß er bald herüber kommen werde. Es ist dies sehr nöthig, denn in Frankfurt wird auf eine leichtsinnige Weise verfahren und niemand kehrt sich an Recht und gerechte Ansprüche. Mit den kleinen Tyrannen werden Friedensschlüsse nach einem Leisten gemacht und ihrer Willkühr Glück und Vermögen ihrer Unterthanen überlassen.

Gott erhalte Sie. Gedenken Sie mit Wohlwollen Ihres treuergebenen N. v. Gneisenau.

Höchst bei Frankfurt a. M., den 4. XI, 1813."

Digitized by Google

Dieser Brief enthält, verglichen mit den sonstigen Briefen Gneisenaus aus dieser Zeit, nicht gerade etwas positiv Neues, zeichnet uns aber mit den einfachsten Strichen ungewollt ein unübertreffliches Selbstporträt des Verfassers. Die strategische Situation, von der der Brief handelt, der Plan, den der Verfasser als „sehr einfach" bezeichnet, ist jenes Manöver, das wir Nachlebenden als den genialsten, strategisch entscheidenden Zug dieses Krieges bezeichnen: das Ausweichen der Schlesischen Armee vor Napoleon nicht rückwärts, zurück über die eben überschrittene Elbe, sondern um die Franzosen herum, westwärts an die Saale, nach Halle (8. Oktober). Bernadotte hielt diese Richtung für zu verwegen, wollte nicht mit und wich nordwärts aus. Diese fehlerhafte Bewegung des Kronprinzen von Schweden ist es, von der Gneisenau spricht, die Napoleon auf die falsche Spur lockte, so daß er drei Tage lang die Stellung der Schlesischen Armee in seinem Rücken nicht einmal bemerkte. So wurde es möglich, daß sich die Schlesische Armee westlich von Leipzig, ohne daß die Franzosen die Bewegung auch nur störten, mit der Großen Armee vereinigte.

Graf Münster an Werner von Haxthausen.

Der Anfang dieses Briefes mit Ort und Datum ist nicht erhalten. Der Inhalt wird die Erklärung geben. Er muß Ende August oder Anfang September 1815 in Paris geschrieben sein.

„. . . Hindernisse in den Weg legen. Mögen ihm von ihnen immer nicht zu trauen seyn und er nie wanken. Dein Auftrag wegen der Comissionsglieder nach Berlin war übrigens äußerst wichtig und schwierig und ich hoffe, Du wirst Gelegenheit gefunden haben zum Guten einiges beizutragen. Es kommt auf diese Comission unendlich viel an.

Der Ueberbringer dieses ist der Graf Anton Stollberg, den ich leider erst in den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Paris recht nahe habe kennen lernen, mich aber in den wenigen Stunden wechselseitigen herzlichen Vertrauens überzeugt habe, welch herrliches kräftiges Gemüth in ihm lebt. Er muß einer der unsrigen werden, oder vielmehr er ist es gewissermaßen schon, da er mit denselben Absichten unseres engen Kreises ein Aehnliches begonnen, sein Bruder hatte ihm später etwas gesagt; ich habe ihm, da sein mir ausgesprochener Zweck bestimmter ist als unser allgemeiner, gerathen, er möge mit den wenigen Seinen beitreten! Weit entfernt, ihnen

Digitized by Google

entgegen zu seyn, von unserer Seite, schienen Sie nur noch kräftigere Zwecke zu haben, deren Ausführung viele gewiß sehnlichst wünschten! Ich bin sehr für seine Aufnahme, wenn Du es auch bist, so kann er ja, soviel ich mich unserer Statuten erinnere, aufgenommen seyn. Du wirst bald sehen, wie sehr er unser Vertrauen verdient. Seine früheren Verbindungen, die er noch unterhält und seine Lage macht ihn uns äußerst wichtig. Er wird Dir auch über Gneisenaus verderblichen Ehrgeitz und über die Lage der Dinge Auskunft geben können. Was ich Dir übrigens oben geschrieben, weiß ich von jemand anderem, der das Vertrauen Gneisenaus besitzt und ihn und sein Beginnen mit Bewunderung anstaunt! Sehr leid thut es mir für Dich, lieber Freund, daß Du in Gneisenau Dich geirrt hast, ich kenne, wie schmerzlich es ist, Freunde für besser gehalten zu haben, als sie sich nachher ausweisen. Er hat übrigens eine ziemlich starke Parthie. Den alten Blücher braucht er mit Wirkung gegen das Ansehen des Königs und gegen Hardenberg, dessen Sturz er als erstes Erforderniß zur Ausführung seiner gigantischen Pläne ansieht. Dieser ist zwar schwach, wie wir ihn kennen, indessen hält er die ganze schlechte Maschiene doch auf eine bewundernswürdige Art so gewissermaßen zusammen, und ehe nicht das Ganze organisiert wäre, glaube ich, würde man schwer einen finden, der es noch so könnte. Dieß sei übrigens auch zur Berücksichtigung Deiner individuellen Lage gesagt, denn Solms und durch ihn Du, seyd nur durch Hardenberg angestellt; wie es wäre, wenn er fiele, weiß ich daher nicht.*) An Deiner Stelle würde ich die Verbindung mit Gneisenau doch möglichst unterhalten trotz allem oben Gesagten. Es kann auch seyn, daß Gneisenaus Wirken durch eine Gegenparthie neutralisiert wird, die ohne jene bestimmt höchst schädlich ist und seyn würde. So wie das ätzende Mineral (unleserlich) ohne die noch verderblichere Kochsalzsäure nicht genossen werden kann, aber gegeneinander wirkend das gute Kochsalz giebt. Am besten wäre es, wenn man Gneisenaus Ehrgeitz eine andere edlere Tendenz geben könnte, und dieß könnte nur geschehen durch das Vorhalten eines anderen Zieles, welches leichter, wenn auch nicht so rasch könnte erreicht werden, und die Ueberzeugung von der Unausführbarkeit seines wirklich schlechten Plane, wodurch er in der öffentlichen Meinung schrecklich herabsteigen würde, sobald sie hell ans Tageslicht treten und die sowohl deshalb als wegen tausend anderen Gründen unausführbar

*) Graf Solms-Laubach war Oberpräsident der neuerworbenen Rheinprovinz geworden nnd Haxthausen als Regierungsrat in Köln angestellt.

Digitized by Google

sind, demohngeachtet aber das größte Unglück über unser Vaterland bringen können. Hätte man ihn für was Gutes gewonnen, die kräftige Natur würde unendlich wirken. Noch ist nichts verloren, und sein öffentlicher Ruhm nur hie und da etwas angehaucht. Könntest Du Dich nicht durch Dobschütz oder Sacken, oder Solms als Courier nach Paris schicken lassen? Vielleicht gelänge es Dir, wohlthätig auf ihn einzuwirken. Auf jeden Fall wäre es Dir höchst interessant und auch für Deine individuelle Lage nützlich. Glaube nicht, daß der Wunsch, Dich wieder zu sehen, so mit Antheil an dem Rath hat, als Du wohl lieber Freund berechtigt bist zu vermuthen und komme, wenn Du immer kannst. Willst Du an Gneisenau schreiben, so kannst Du es natürlich nur in Deiner Angelegenheit, aber thue es doch, wenn Du durchaus nicht kommen kannst. Noch eines lieber Werner, vermeide ja Dich auffallend wie Du es einst in Berlin, oder sonst wohl gethan, zu kleiden, oder Dich durch besonderes Benehmen auszuzeichnen; es ist mir schon ein paar mahl geschehen, daß man mich gefragt, ob Du nicht diesen Hang hättest: so unbedeutend es ist, so könnte es von Feinden benutzt werden um Deine so wesentlichen Eigenschaften zu verdunkeln. Du mußt in diesem Rathe Deinen Dich von Herzen liebenden Freund erkennen.

In Württemberg scheint man sich ziemlich gut benommen zu haben, ich hoffe nur, der Adel nimmt den gehörigen Antheil an diesem Benehmen. Grüße den alten Laßberg recht herzlich von mir und heitze ihm deshalb auf sicheren Wege ein, wenn es nöthig seyn sollte. Ich höre Baumbach ist in Holländische Dienste getreten und geht nach Batavia, das ist für Hessen sehr böß. Zu dem großen Plane Gneisenaus gehört es auch, dieß Land zu schlucken; er glaubt, der Churprinz sei sehr geneigt, gegen ein Stück Geld zu entsagen. — Seines Sohnes gedenkt man nicht. Das wäre eine kleinliche Ansicht, so wie die, daß ein Fürst sein Land nicht verschachern darf. Ich weiß jenes aus derselben sicheren Quelle. Die höchste Vorsicht brauche ich Dir wohl nicht anzuempfehlen. Am besten würdest Du thun, diesen Brief zu verbrennen.

Nun lebe wohl und heiter und gedenke deiner Freunde mit Liebe.

P. S. Wenn für Baumbach noch irgend etwas anderes zu thun wäre, so wünschte ich, er bliebe in Deutschland. Schreibe ihm darüber und frage ihn auch, ob er einen Brief an Herrn C. Pankuys haben will, der wie ich glaube, als General-Gouverneur nach Batavia geht, ich kenne ihn sehr viel, und er ist ein guter Kerl.

Nochmals lebe wohl M(ünster).

Digitized by Google

Wenn doch das erste Blatt dieses Briefes, das Haxthausen offenbar dem Wunsch des Schreibers entsprechend, verbrannt hat, erhalten wäre! So ungefähr mag man ja den Inhalt erraten. Der Plan Gneisenaus, gegen den Münster sich sträubt, ging offenbar auf eine große Machterweiterung Preußens, vielleicht über ganz Deutschland, zum wenigsten über Norddeutschland. Gneisenau war, wie ein Brief an Boyen vom 18. Februar 1815 zeigt, schon imstande, Gewaltiges ins Auge zu fassen, und wenn der Wiener-Kongreß Preußens Ansprüche ungenügend befriedigt hatte, so tröstete er sich damit „also wollen wir uns beruhigen und das Andere zu einem neuen Akt aufsparen". Daß er aber gerade im Herbst 1815 Neugestaltungspläne für Deutschland gewälzt habe, ist nicht bekannt. Damals handelte es sich nur darum, im zweiten Pariser Frieden Frankreich das Elsaß abzunehmen und darin war Gneisenau mit allen anderen preußischen Staatsmännern, dem König und Hardenberg, wie auch dem Grafen Münster einig. Daß Gneisenau jemals den Staatskanzler Hardenberg habe stürzen wollen, ist ganz unglaubwürdig, und damit wird überhaupt einiger Zweifel an der Zuverlässigkeit des Münsterschen Schreckbildes geweckt. Auch die Behauptung, Gneisenau gebrauche den alten Blücher gegen das Ansehen des Königs, ist direkt zu widerlegen durch Briefe Gneisenaus an Hardenberg und Blücher selbst (28. und 29. Juli 1815), worin er das brüske Abschiedsgesuch Blüchers beklagt, davon abrät und die Haltung des Königs verteidigt. Aber die Welt war damals so voller Argwohn, daß Gneisenau Blücher mitteilen konnte (15. August): „Gegen die unter Ew. Durchlaucht Befehlen stehende Armee ist man bemüht, die unsinnigsten Verleumdungen zu verbreiten. So erzählt man, sie sei in offenbarer Wiedersetzlichkeit gegen den König, kenne keinen Gehorsam, könne dem Staat sehr gefährlich werden, bedrohe die Regierung, der Geist des Jakobinismus herrsche in ihr."

Einen Niederschlag dieser Ausstreuungen finden wir noch in dem nunmehr folgenden, 11 Jahre später geschriebenen Brief.

Gneisenau an Werner von Haxthausen:

„Mein lieber Werner!

Das Kind ist gestorben, die Gevatterschaft hat ein Ende. Wer mehr als ich könnte die Wahrheit dieses alten Sprüchwortes erfahren haben. Früherhin als unser Staatskanzler noch lebte, konnte ich manchem verdienten Mann durch mein Fürwort einen Dienst

Digitized by Google

leisten, seitdem jener todt ist, bin ich nur selten im Stande bei einer Civilbehörde etwas zu bewirken, ja man scheint mir die Gunst des Staatskanzlers hie und da nachzutragen, da man nicht weiß, wie sehr oft ich mit diesem mich in Widerspruch, ja einigemal sogar in Zwietracht mich befunden habe, wo aber immer wieder dessen Liebenswürdigkeit und Edelsinn den Frieden stiftete.

Daher ist es gekommen, daß ich immer noch nicht Ihr früher an mich gerichtetes Schreiben beantwortet habe, da ich wenigstens Ihnen keine Dienste in der darin enthaltenen Angelegenheit zu leisten vermögend war und ich nicht gern in einem Briefe die feindseligen Verhältnisse, die meinem Fürwort entgegen standen, entwickeln möchte: ich wollte weder Sie noch mich preisgeben. Ueberdies vermeinte ich, mich über Ihren Austritt aus dem Dienste trösten zu können, da man mir Ihre ökonomische Lage als über die Maaßen unabhängig geschildert hatte und ich daraus den Schluß zog, daß Sie einmal mit dem Landleben befreundet sich glücklicher in Ihrer Unabhängigkeit fühlen würden, als Sie solches vielleicht selbst nicht vermutheten. Es scheint mir, als ob ich hierin falsch von mir auf Sie geschlossen hätte oder irrig unterrichtet wäre.

Ihrem Begehren gemäß fertige ich Ihnen demnach das über Ihren Eintritt in unseren Dienst sprechende Zeugniß aus und wünsche nur, daß Ihnen solches für Ihre Wünsche wirksam seyn möge.

Es thut mir leid, daß Ihre Anwesenheit in Berlin gerade in meine Abwesenheit von da trifft. Es wäre mir höchst angenehm gewesen, mit Ihnen wieder zu leben und mich mit Ihnen über die Ereignisse der letzteren zehn Jahre zu unterhalten; warlich Tacitus hat keinen solchen Stoff zu bearbeiten gehabt.

Ich meinerseits lebe hier so ziemlich zufrieden in meiner ländlichen Einsamkeit und trage nur ein wehmütiges Andenken über den Verlust einer geliebten Tochter und den Verdruß über die schlechten landwirtschaftlichen Zeiten in mir, letzterem ist indessen durch Einschränkungen zu begegnen. Was dumme oder übelwollende Menschen über meine politischen Gesinnungen sagen, kümmert mich nicht. Ich bin mir bewußt, und Sie selbst wissen dies aus unserem früheren Umgang, stets ein guter Royalist, und ein Feind der französischen Revolution gewesen zu seyn. Daß es nöthig wurde, einige Resultate derselben und zwar auf unblutigem Wege uns anzueignen, wer vermag dies zu läugnen! Daß die Herren auf der anderen Seite hierin zu weit gingen und noch Schlimmeres vorhatten, ist nicht meine Schuld. Ich habe es an Warnungen nicht fehlen lassen. Es ist

Digitized by Google

übrigens heut zu Tage schwer, die Linie zwischen Absolutismus und Jakobinismus genau und richtig zu ziehen. — Ich getraue mir, aus Friedrichs des Zweiten Gesetzgebung und seinen hinterlassenen Werken, aus unserer neuen Gesetzgebung und den Kabinetsordren einen ganz artigen jakobinischen Codex auszuziehen, der einen wohl nach Spandau bringen könnte. So hängt alles nur vom Wechsel der Zeit ab. Durch die Entwicklungen derselben ist die französische Revolution ein Hurkind der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts geworden. Ich weiß, zu wem ich rede. Sie sind ein so aufgeklärter Katholik, daß ich Ihnen ein Bißthum bei uns zugedacht habe. Die Liebe hat mir hierbei einen Streich gespielt und ich trage dies Ihrer Frau Gemahlin Zeitlebens nach, obgleich ich vernommen, daß sie eine sehr liebenswürdige Frau ist; aber wie gesagt, ich weiß, zu wem ich spreche und will Obiges nicht als eine captationem in benevolentiam gesagt haben, weil Sie Katholik sind, obgleich mir an Ihrer benevolentia sehr, sehr viel gelegen ist.

Nun leben Sie wohl und möge Ihre Zufriedenheit durch nichts ferner gestört werden. Bleiben Sie mir dabei hold und gewogen und zählen Sie stets auf meine Ihnen gewidmete treue Freundschaft

Ihr treuergebener Freund und Diener
Gr. N. v. Gneisenau, F. M.

Erdmannsdorf bei Hirschberg, den 7. November 1826.

Ihre Zeugnisse reiche ich hierbei zurück. Aber warum haben Sie auch zwei Vorwürfe gegen sich, einmal daß Sie ein alter Freiherr, und dann daß Sie ein Geächteter des Königreichs Westphalen sind?"

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Hans Driesch, Ordnungslehre. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena, 1912. 355 Seiten.

Driesch, der geistvolle Vertreter des Neovitalismus, auf dessen naturphilosophische Schrift „Naturbegriffe und Natururteile" ich schon vor einer Reihe von Jahren in meinem Aufsatz „Vom Darwinismus zum Vitalismus" in diesen Jahrbüchern beifällig hinwies, hat es unternommen, mit vorliegendem Werk „ein System des nichtmetaphysischen Teiles der Philosophie" zu schaffen, und zwar „mit besonderer Berücksichtigung der Lehre vom Werden". Wie es ja von Driesch als Neovitalisten auch nicht anders zu erwarten, will er damit nicht etwa „die Möglichkeit einer Metaphysik leugnen, sondern künftige Metaphysik vorbereiten helfen". Er will „den Weg für eine Metaphysik klar und frei machen, ihre Arbeit erleichtern", und dies dadurch, daß er ihr übersichtlich vorlegt, was sie selbst, als Metaphysik, nun ihrerseits zu verarbeiten hat.

Indem er die „Philosophie" definiert als die Lehre, „daß jenes bewußte mir gegenüber Haben, jenes Erleben von bestimmtem Geordneten da sei und was es sei und bedeute", teilt er sie ein: erstens in „Selbstbesinnungslehre" als „letzter Grundlage aller Philosophie", bei der sich das „Ich besinnt auf die letzten unzerlegbaren Weisen, in denen es bewußt erlebt", um sie zunächst in ihrem bloßen Da- und Sosein nur aufzeigend oder beschreibend zu wissen; zweitens in „Ordnungslehre" oder in die Lehre von den Ordnungsformen dessen, was ich mir gegenüber habe, und drittens in „Erkenntnislehre", die vor der Frage steht: „Wie kommt es, daß ich weiß, daß ich auch um mein Wissen weiß, und bedeutet etwa mein Wissen um das Gewußte und um mein Wissen noch anderes, als daß es nur mein Wissen ist?" Dabei entspricht diese Erkenntnislehre der üblichen „Erkenntnistheorie" nur, sofern sie auf „Metaphysik" bezogen wird und dieser selbst; auch unterscheidet Driesch sie scharf von der „Ordnungslehre" welche, der üblichen „Logik" und „Kategorienlehre" verwandt, seiner Meinung nach gar nichts mit echter Erkenntnis, d. h. mit dem Wissen, um ein echtes „Wirkliches" zu tun habe, vielmehr bestehen bliebe, selbst wenn es keine

Digitized by Google

„Erkenntnis" gäbe und der Standpunkt des sogenannten „Solipsismus", von dem aus eben die Ordnungslehre betrieben wird, endgültig wäre. Es gelte deren Gebiet „rein und vollständig" zu entwickeln.

Diese Entwickelung beginnt in der „Allgemeinen Ordnungslehre" mit den „Ur-Setzungen" Etwas, Sein, Dieses, Nicht-Dieses usw., geht dann zum „Sosein" über und endet im ersten Hauptabschnitt mit der Setzung „Werden". Darauf bezieht sie sich auf die „Ordnung des Naturwirklichen", erörtert erst den Begriff Natur, die allgemeinen Ordnungssetzungen als Natursetzungen, das Gefüge der Natursetzungen, das Werden des Naturwirklichen und seine Verknüpfung, das Naturgesetz, die Erfahrung, die Uriormen des Natur-Werdens und stellt danach die besonderen Forderungen der Lehre von der Einzelheitsverknüpfung auf, woran sich Untersuchungen über Einheitsfolgeverknüpfung schließen. Während die Einzelheitsverknüpfungslehre von der Bewegungsverknüpfung, der Verknüpfung der Veränderungen im Raum überhaupt, von der Urdinglichkeit und der Gesamtheit des Dinglichen handelt, befaßt sich die Lehre von der Einheitsfolgeverknüpfung u. a. mit den Begriffen „zweckmäßig" und Entwickelung, mit der Möglichkeit überpersönlicher Einheiten, mit der Frage nach der Einheit des Naturwirklichen und mit dem sittlichen Urteil, wobei dem Leser der Ordnungslehre Vorarbeit für die Metaphysik besonders merklich wird, ebenso wie bei den noch folgenden Teilen, die als Abschluß der Naturordnungslehre die Möglichkeit von Schöpfung, das Beharrliche im allgemeinen und eine „höchste" Natursetzung in Erwägung ziehen. Nachdem auch das „Schöne" der Ordnungslehre eingeordnet ist, wird die Lehre von der Ordnung der Eigenerlebtheit erteilt, darauf eine Uebersicht über das Gefüge der Ordnungslehre sowie der Wissenschaften gegeben und zum Schluß die Frage nach Erkenntnis als der Ordnungslehre Ausgang hingestellt.

Als für die Metaphysik von höchster Bedeutung möchte ich aus all diesen Darlegungen bzw. „Setzungen" der Ordnungslehre u. a. nur hervorheben, daß die Lehre von der Einheitsfolgeverknüpfung zur Kennzeichnung des von ihr untersuchten Werdens den Begriff „Ganz" oder auch das Begriffspaar „das Ganze — die Teile" braucht und daß, wenn bei jedem Einzelvorgang innerhalb einer Einheitverknüpfung Etwas überhaupt „wird", dieses in bestehenden „Intensitätsdifferenzen", in bestehenden „Potentialen", also in Raumgegebenheiten vorbereitet ist; wenn aber das als möglich vorbereitete Werden nun nicht nur „Summe in Summe" umwandelt, sondern „Summe in Ganzes", wenn es nicht zu „Homogenem" führt, sondern zu in seiner Verteilung „Heterogenem", zu einer Erhöhung des Mannigfaltigkeitsgrades, indem es eben eine in deutlichster Form einheitliche Mannigfaltigkeit aus einer in deutlichster Form nicht einheitliche Mannigfaltigkeit schafft, dies nicht irgendwo im Raum vorbereitet ist: Solche Einheitsfolgeverknüpfung gibt es im Bereiche des Belebten, des sogenannten „Organischen", und zwar jedenfalls insoweit, als das Geschehen

Digitized by Google

im organischen Einzelwesen, dem „Individuum", in Frage kommt. „Mögliches", d. h. durch Raumursächlichkeiten vorgebildetes Geschehen soll dabei (nach Driesch persönlicher Ansicht) durch den Einheitswerdebestimmer (die „Entelechie") zeitweise am Wirklichwerden gehemmt („suspendiert") und nur zugelassen werden, wo und wann es einheitsfördernd sein könne. Erwähnenswert ist nebenbei auch seine Unterscheidung „vorgebildet-zweckmäßiger" und „neubildend-zweckmäßiger" Vorgänge und sein Hinweis, ein bloßes Immer-zusammengesetzter-Werden dürfe nicht „Entwickelung" heißen; in solchem Falle rede man besser von „Häufungsbildung" (Kumulation). Echte Entwickelung (Evolution) werde nur dargestellt durch die Reihenfolge der Zustände eines nach der Form der „Einheitsverknüpfung" werdenden Naturganzen.

In der Tatsache der Fortpflanzung der Lebewesen, darin also, daß diese „tätig" Ausgangspunkte neuer Einzelformgestaltung bilden, erblickt Driesch weiterhin den eigentlichen Grund dafür, daß wir nach „überpersönlicher Ganzheit" im Bereich der Lebewesen fragen. Allgemein biologisch handele es sich da um die Frage nach dem Gesetz der Stammesgeschichte (Phylogenie), bezüglich deren wir wohl vermuten könnten, daß sich in ihr ein als Entwickelung sich äußerndes Ganzheitswerden nach der Form der Einheitsverknüpfung zeige, während es sich bei der Menschheitsgeschichte insonderheit vorerst um die Frage drehe, ob es überhaupt irgend eine auf eine überpersönliche Einheitsfolgeverknüpfung hinweisende Ganzheit in der Menschheitsgemeinschaft gäbe. Die Sittenlehre wenigstens müsse, wenn das Denken seine sittlichen Aussagen irgendwie auf festen Boden stellen wolle, auf ein künftiges überpersönliches Einheitsziel bezogen werden. Das Denken müsse annehmen, daß sich das von ihm denkmäßig angenommene überpersönliche, sich entwickelnde Zukunftsganze mit seinem sittlichen Fühlen derart decke, daß wirklich die von seinem Fühlen gutgeheißenen, sein Gewissen befriedigenden „Maximen" in der Richtung auf ein sich entwickelndes Ganzes liegen. Die letzte und höchste Setzung der Lehre von der Einheitsfolgeverknüpfung könnte alsdann die Setzung des Welteinheitsbestimmers, des „Demiurgos" sein, der freilich nicht Herr des „Zufalls" wäre.

Im Hinblick auf den „Zufall" sieht Driesch nämlich, daß der Ordnungslehre, der Naturordnungslehre insonderheit, keine Mittel zu Gebote stehen, die Frage zu lösen, ob es eine „höchste Natursetzung" gibt. Sie finde den echten „Sach-Begriff" Natur nicht, ganz vornehmlich nicht, weil so Vieles eben als „zufällig" ihr entschlüpfe, im Rahmen der Urdinglehre sowohl als der Lehren von der Einzelheitsverknüpfung und der Einheitsverknüpfung, welch letztere ganz im Allgemeinen und Unbestimmten die Zufälligkeit der Einzigkeiten (Individuen), der Lebeeinzelwesensarten nicht meistern könne und welche ferner lehre, daß auch das einheitsverknüpfte Werden als solches ein Werden ganz anderer Art neben sich sehe, das den Einzelwesen-Einheiten Krankheit und Tod bringe, dementsprechend also die Einheitswerdebestimmer im lebenden Einzelwesen den Zufall des

Digitized by Google

einzelheitsverknüpften Werdens nur teilweise bannten. Und endlich seien auch der „überpersönlichen Einheit" die in sich einheitsverknüpften lebenden Einzelwesen, die eigentlichen „Personen" nicht ausnahmslos dienstbar. Auch sie seien den überpersönlichen Zielen gegenüber zufällig, ihnen entgegen, woher denn das „Böse" stamme. Diese unwiderstehliche Tatsächlichkeit des Zufälligen bereite also ganz gewiß der Beantwortung der Frage nach einer wirklich obersten Naturfetzung in rein denkmäßig erklärendem, d. h. entwickelnd mitsetzendem Sinne die größte Schwierigkeit. Dazu komme noch: die höchste ordnungsmäßige Wirklichkeitssetzung, die Setzung des „höchsten Wesens", solle ja alles Naturmäßige mitsetzen, auch alle an Werden beteiligte Wirklichkeit, ja eben auch alles Werden als solches; sie soll also auch den Demiurgos und auch den Weltschöpfer — seinen Nachweis zugegeben — eben als Schöpfer, als Werdebestimmer, als Werdegrund zu entwickeln gestatten. Alles Werden in seinen verschiedenen Arten solle ja aus ihr folgen, und zwar mit allen seinen Kennzeichen, ebenso wie aus dem Begriff des regulären Polyeders das Wesen der fünf einzelnen Arten von regulären Polyedern folge. Diese Strandung der Ordnungslehre auf der Untiefe des Zufalls erscheint mir in metaphysischer Hinsicht ganz besonders bedeutsam, nämlich als Anzeichen, daß der Natur bzw. der Welt kein rein logisches Wesen zugrunde liegt.

Von ebenso großer metaphysischer Tragweite sind des Verfassers Angaben der „Letztbestandteile der Eigenerlebtheit", so u. a. seine Verneinung der Frage, ob mein bewußtes Wissen jeweils ein echtes Werdeergebnis einer echten, in der Zeit ablaufenden, bewußt erlebten Tätigkeit Meiner ist, die ich dann berechtigter Weise mein Denken nennen kann. Er findet nichts von einem eigentlich bewußten Tun in sich als dem Wissen werdend vorangehend, sondern nur ein bewußtes Haben — freilich ein Haben mit mancherlei Zeichen, einem Vergangenheits-, Ersonnenheits-, Zukunfts-, Erledigungs-, Endgültigkeits-, Aufmerksamkeitszeichen usw. Auf Grund dieser bewußt vom Ich gehabten Zeichen und dessen im Geist der Ordnungslehre gestellten Forderung, daß es auch im Reiche der Eigenerlebtheit ein in sich folgeverknüpftes Werden gebe, setzt nun seine Ordnungslehre mit Bewußtsein die „Seele", als ein Beharrliches, welches im echten Sinne „wird", dessen Werdens Einzelzustände vor das bewußte Ich treten. Von ihr lasse sich sagen, sie „denke" in der Tat im Sinne einer Tätigkeit und ihre Ergebnisse setze sie „mir" vor, wobei „denken" und späterhin „wollen" freilich ganz Anderes bezeichnen sollen, als wenn man sage „ich denke", d. h. habe Endgültiges und „ich will". Die Seele sei somit ein Behältnis echten Werdens. Dieses Werden aber sei un-bewußt, also auch Denken als Tätigkeit. Dieser Ausdruck setze jedoch nur ein Nicht-A; er bedeute nur: die „Seele" ist sicherlich nicht bewußthabend, so wie „Ich" bewußt habe. Es werde also hierbei weder an die „petites perceptions" des Leibniz, noch an Hartmanns „Unbewußtes" gedacht, dessen Begriff des „Unbewußten" übrigens gar kein reiner Ordnungs- sondern ein Erkenntnis-

Digitized by Google

.Begriff sei. Immerhin finde ich es sehr, sehr bemerkenswert, daß auch Drieschs Ordnungslehre diesem letzteren Begriff so nahe führt, daß vor einer Verwechselung gewarnt werden muß! So lehrt dieselbe denn auch vom „Wollen" dessen Nichtbewußthaben, weil was das Ich von ihm bewußt habe nur Körperempfindungen seien und eine „determinierende" gegenständliche Vorstellung mit Zukunftszeichen, welche im praktischen Leben, im Gegensatz zum künstlichen Versuch, wohl auch einen Gefühlston und eine sehr starke Ichbetonung aufweise. Dann aber werde weiter nichts als die „Handlung" erlebt mit dem besonderen Zeichen des von mir Getanseins. Das dazwischenliegende „Handeln selbst" werde nicht erlebt. So wäre es also wiederum die mir nicht-bewußte „Seele", die im Sinne eigentlichen Tätigseins „will", ebenso wie sie im Sinne eigentlichen Tätigseins „dachte". „Ich" hingegen erlebe bloß gewisse Augenblicke der werdenden Seele, und diese Augenblicke stelle sie vor „mich".

Mit dieser letzten Setzung, der Seele, hat nun Drieschs Ordnungslehre ihr Ende erreicht und damit erscheint jetzt schließlich die „Ordnung" selber als der „Seele" Eigentümlichkeit. So sagt denn auch Driesch, daß die Seele das Ordnung Besitzende und vor das bewußte Ich Stellende, das Denken aber das sich ihrer Eigenordnung Bewußtwerden der Seele sei. „„Ich" kann also Ordnung halten, weil meine „Seele" ordnen kann; „ich" setze aber andererseits ordnungshaltend „meine Seele"." Bei diesem Endergebnis und dieser „letzten Tat" der Ordnungslehre bleibt nun aber noch wohl zu beachten, daß das „Ich" im Geiste dieser Lehre die Seele zunächst nur für sich, d. h. „für das Ich seiend", nicht also irgendwo losgelöst (absolut) seiend setzt; als seiend nur im Sinne von Gültigkeit zugunsten von Ordnung, und daß hierdurch immer noch nichts „erkannt" werden soll, mit Bezug auf losgelöstes Sein, auf Erkennbares alles vielmehr erst noch im Rahmen des „als ob" vor sich geht.

„Wie aber nun, wenn erkannt werden könnte? Wie wenn die Ordnungslehre herauskommen könnte aus dem „für mich gelten"", d. h. aus dem methodologisch gebotenen Solipsismus, den sie somit von Anfang bis zu Ende festgehalten hat? Dieser „großen Frage", die sich auch Driesch unausweichlich aufdrängt, versucht er, wie oben bemerkt, im Schlußabschnitt seines Buches, wenn auch nur „tastend", nachzugehen und zwar insoweit, als er die Gründe, sofern sie zum Teil Gründe der Ordnungslehre selber sind, anführt, weshalb ich aus der Lehre von einem Für-mich-sein herauskommen möchte. Da er es dann aber doch nicht mehr als seines Werkes Aufgabe betrachtet, darzulegen, was denn nun wirklich ein „Zur Erkenntnis-Kommen", ein „Aus der Ordnungslehre Herauskommen" bedeutet, so bleibt es im Wesentlichen bei jener Frage und dem Leser die Erwartung, daß ihm Driesch die hier nicht erteilte Antwort wohl nicht allzulange vorenthalten, sondern recht bald in einer anderen Schrift geben werde.

Nebenbei mag noch gesagt sein, daß der Verfasser selber das vorliegende Werk nicht als ein Lehrbuch, wenigstens nicht als ein „Lehrbuch

Digitized by Google

für Anfänger" angesehen haben möchte, und m. E. mit Recht, denn Inhalt sowohl wie Schreibweise machen das Buch hierzu ungeeignet, da sie Vorkenntnisse erfordern und philosophisch geschultes Denken.

Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen unter Mitwirkung von Privatdozent Wilhelm Peters herausgegeben von Karl Marbe. I. Band, I. Heft. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.

Diese neuerschienene Zeitschrift will der Wissenschaft und der Praxis in gleichem Maße dienen und zu diesem Zweck zunächst und vielleicht immer nur Untersuchungen und theoretische Erörterungen bringen, die experimentell und statistisch fundiert sind, denn nur auf Grund dessen, meint der Herausgeber, hätte die Psychologie bis heute wissenschaftliche Tatsachen und fruchtbare Theorien zutage gefördert. Sind der Zeitschrift damit auch Grenzen gesteckt, die das ganze Gebiet des Seelenlebens nicht umfassen, sofern sich hiervon gar manches dem Experiment und der Statistik zunächst und vielleicht für immer entzieht, so kann die Psychologie immerhin auch noch innerhalb dieser Grenzpfähle mit einem gewissen Erfolg und mit Nutzanwendung auf andere Wissenschaften und die Praxis betrieben werden; das ist nicht zu bestreiten! Deshalb kann man auch der ersten Abhandlung meistenteils beistimmen, mit der die Zeitschrift eröffnet wurde und worin Marbe selber die Bedeutung der Psychologie für die Naturwissenschaft, Medizin, Sprachwissenschaft, Philologie, Literaturwissenschaft, Aesthetik, Geschichte, Pädagogik, Jurisprudenz, Nationalökonomie und Philosophie darlegt, woran er dann noch einige praktische Forderungen betr. Aenderung der Stellung der Psychologie in unserem gegenwärtigen Unterrichtssystem und einer umfänglicheren Vertretung derselben an unseren Universitäten knüpft. Nur dort, wo er die Bedeutung der Psychologie für die Philosophie auseinandersetzt, dürfte sich lauter Widerspruch erheben, insofern er hier zum Schlusse der Philosophie hauptsächlich nur noch als Erkenntnistheorie Wert beilegt.

Bad Homburg v. d. H. Anton Korwan.

Theologie.

Arthur Frhr. von Ungern-Sternberg, Der traditionelle alttestamentliche Schriftbeweis „De Christo" und „De evangelio" in der alten Kirche bis zur Zeit Eusebs von Cäsarea. Halle, Max Niemeyer, 1913.

Das Werk „Die alte Christenheit und das Alte Testament" muß noch geschrieben werden. Vorarbeiten liegen bereits vor; aber manches muß noch gesammelt und durchdacht werden, bevor eine Gesamtdarstellung gegeben werden kann. Hier müßte in einem ersten Hauptteil von der prinzipiellen Stellung der jugendlichen Christenheit zum Alten Testament und der jüdischen Religion gehandelt werden. Man hätte zu zeigen, daß es in der

Digitized by Google

Christenheit mindestens fünf ganz verschiedene Beurteilungen des A.T.s gegeben hat, bis sich die scheinbar einfache, in Wahrheit sehr komplizierte Stellung fixierte, welche die altkatholischen Väter gefunden haben. Aus dieser Stellung ergeben sich dann die Prinzipien der Auslegung von selbst. In dem zweiten Hauptteil käme das A.T. als Quelle der religiösen Erbauung in Betracht, also der Einfluß, den es auf die Art und das Wachstum der Frömmigkeit ausgeübt hat. In dem dritten Hauptteil müßte die Bedeutung des Buchs als Beweisurkunde für die christliche Religion dargestellt werden, und zwar a) sowohl in bezug auf den geistigen Monotheismus und die monotheistische Welt- und Geschichtsbetrachtung, als auch b) auf die Lehren von Christus und der Kirche als der neuen Menschheit. In dem vierten Hauptteil endlich wäre der Einfluß zu untersuchen, den das Buch auf die soziale Ethik und die ethische Kasuistik der Christen sowie auf die Bildung kirchlicher Gebräuche gehabt hat. In diesem Umfange von einem hellen Kopfe weitblickend durchgeführt, würde das Werk einen wichtigen Fortschritt unserer religionsgeschichtlichen Erkenntnis bedeuten.

Einen brauchbaren Baustein für dieses Werk hat der Verfasser vorstehender Untersuchung geliefert, indem er Teil III, Abschnitt b, behandelt hat. Man darf sagen, daß er die Aufgabe, wie er sie sich gestellt, zwar recht umständlich, aber dafür auch vollständig gelöst hat. Das gesamte Quellenmaterial von den ältesten Schriften des Neuen Testaments bis zu Eusebius hat er mit unverdrossenem Fleiß und pünktlich untersucht. Mit Recht hat er mit Justin, Irenäus und Tertullian begonnen, hat dann die späteren Zeugen folgen lassen und erst am Schluß die älteste Literatur mit ihrem spärlicheren Material in den Kreis der Betrachtung gezogen. Als Resultat der Untersuchungen ergibt sich, daß es von den frühesten Zeiten her in der Christenheit einen mündlich fortgepflanzten Komplex von alttestamentlichen Beweisstellen de Christo und de evangelio gegeben haben muß. Schriftlich kann derselbe nicht fixiert gewesen sein — dieser Nachweis ist sehr wichtig —; aber er hatte doch eine gewisse Struktur in bezug auf die Hauptthemata und die zu ihnen gehörigen Sprüche — eine Struktur, die eine bestimmte Verkündigung von Christus und „dem neuen Volke" voraussetzt, obschon man sie nicht einfach mit der Struktur des altrömischen Symbols identifizieren kann. Das feste Element ergibt sich grundlegend aus einer Vergleichung des Verfahrens und der Zitate bei Justin, Irenäus und Tertullian, die hier voneinander wesentlich unabhängig sind. Sie haben zusammen ca. 370 einschlagende Zitate, von denen $^2/_5$ ihnen gemeinsam sind, während je $^1/_5$ jedem besonders zukommt. Diese Feststellung und die sorgfältige und vorsichtige Behandlung des Problems nach vorwärts und rückwärts, die sich anschließt, ist dankenswert. Aber leider hat der Verfasser keine Untersuchung darüber angestellt, woher der Komplex kommt, bezw. welchen Einfluß auf diesen christlichen Schriftbeweis etwa schon der jüdische gehabt hat. Er kennt diese Frage natürlich, aber er will sie hier nicht aufwerfen (s. S. 295 f.). M. E. hätte er sie nicht verschieben dürfen;

Digitized by Google

denn sein Thema war erst nach dieser Untersuchung erschöpft. Nun hat er zwar die Aufgabe gelöst, wie er sie sich gestellt hat; aber die Begrenzung läßt sich schwerlich rechtfertigen. Doch dürfen wir wohl annehmen, daß er uns den fehlenden Teil nicht dauernd schuldig bleiben wird.

Im einzelnen habe ich kaum etwas auszusetzen. Die Gnostiker mußten bei dieser Untersuchung beiseite bleiben; allein Marcion wäre doch wohl heranzuziehen gewesen, da er das A.T. als Weissagungsbuch für den jüdischen Christus gelten läßt. Richtig ist das Urteil über Tertullians antijüdische Schrift; fein sind die Beobachtungen über den „wissenschaftlichen" Schriftbeweis bei den Alexandrinern, vor allem bei Eusebius, und seinen Zusammenhang mit dem alten Schriftbeweis; neu und lehrreich sind die Nachweise über die Unabhängigkeit des Schriftbeweises Cyprians von Tertullian; aufklärend endlich sind die ausführlichen zusammenfassenden Darlegungen über den Charakter und Gehalt des Schriftbeweises (S. 226 bis 268). Hier ist dem im Grunde doch einförmigem Thema viel Mannigfaltiges und wirkliches Leben abgewonnen.

Eine Erstlingsschrift darf umständlich sein; aber nachdem der Verfasser den vollgültigen Beweis erbracht hat, daß er es sich sauer werden läßt und methodisch und gründlich arbeitet, wird er sich bei den folgenden Untersuchungen kürzer fassen müssen, um die Leser nicht zu ermüden.

Berlin. Adolf Harnack.

Geschichte und Politik.

Bismarcks Staatsstreichgedanken bei seinen parlamentarischen Kämpfen um die Kolonien.

Auch Bismarcks parlamentarische Kämpfe um die Erwerbung unserer Kolonien[1]) liefern mancherlei Material, das die trotz allen Widerspruchs sich immer mehr bestätigende Delbrückschе Thеse[2]) von den Staatsstreichgedanken des Altreichskanzlers selbst für die erste Hälfte der 80er Jahre zu stützen vermag. Zwar läßt sich eine in diese Zeit zurückgehende Tendenz, den ungefügen Reichstag zu beseitigen durch Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts[3]), mit dem Bismarck wegen der für die Kolonialpolitik erforderlichen Bewilligungen zum ersten Male auch in der auswärtigen Politik schlechte Erfahrungen machen sollte, nicht mathematisch beweisen. Allein, der Historiker, der sein Augenmerk auf diese zur Erklärung des 20. März 1890 ausschlaggebende Frage richtet, wird auch bei der Lektüre der kolonial-

[1]) Vgl. meinen Essay im „Neuen Deutschland" vom 10. Mai 1913.

[2]) Preuß. Jahrbb. 126 (1906), dazu Egelhaaf, Bismarck 389 ff, auch Matter, Bismarck et son temps III, neuerdings Ullmann, Internationale Monatsschrift VI (1911) 346 ff u. Delbrück, Preuß. Jahrbb. 147 (1912) 1 ff, 341 ff.

[3]) Vgl. darüber Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" (kleine Volksausgabe), II 78 und Marcks, Versuch einer kritischen Würdigung, Berlin 1899, S. 137.

Digitized by Google

politischen Aeußerungen Bismarcks manchmal verständnisvoll aufhorchen und seine Beobachtungen nicht zu verschweigen gewillt sein.

Allerdings ist Bismarck niemals wieder so deutlich geworden, wie schon im Oktober 1881, wo er offenbar[4]) die weitestgehenden Pläne gehabt hat, wie: Rückkehr zum alten Bundestag unter Beibehaltung des Militär- und Zollbündnisses und unter Aufgabe des Reichstages, den er im selben Jahre Schäffle gegenüber[5]) dem Schwarzenbergschen „Versuch mit dem Kremsierer Reichstag" verglich. Sicherlich aber nahm er auch später und besonders bei den kolonialen Debatten die Reichstagsopposition viel zu tragisch. Sah er doch gerade in den parlamentarischen Kämpfen um seine Kolonialpolitik eine „Episode in dem Rückgang", den Deutschland seit 1870 im Patriotismus erlebt habe; gab er doch selbst zu, daß er für die Zukunft des Reiches deshalb pessimistische — „hypochondrische" — Gedanken hege![6]) Aber sein Pflichtgefühl (und sein Temperament — wollen wir hinzufügen) gestattete ihm nicht, zu „wrangeln", sich's bequemer zu machen und einen „Figuranten von Reichskanzler" zu „spielen". Darum drohte er am 26. November 1884 dem Zentrum, das mit seiner Obstruktionspolitik vergeblich versuche, die Regierung mürbe zu machen: „Es wird etwas anderes mürbe, das ist der gemeinsame Boden, auf dem wir uns bewegen". Nicht viel später sprach er anläßlich der am 15. Dezember 1884 erfolgten Ablehnung des von ihm dringend verlangten dritten Direktorpostens im Auswärtigen Amte von einer Auflösung des Reichstages, die ihm erst Professor Marquardsen ausreden mußte.[7]) Und als die Reichstagsmajorität dem Kanzler wegen der Ausweisung einiger russischer und galizischer Polen aus Preußen die Bewilligung seines Etats verweigern wollte, da drohte er, die „Reichsbude zuzumachen", da das Fundament untergraben sei.[8]) Wie ernst ihm diese Drohungen waren, zeigt auch die Aeußerung zu Mittnacht[9]) aus dem Jahre 1885, daß er bereit sei, wenn er „einmal für die Monarchie fürchten müßte, . . . kalten Blutes die Lunte an das Faß zu legen", da der Reichstag „entbehrlich" sei. Bringt man mit diesen Aeußerungen noch die Hödurreden[10]) vom 2. und 13. März 1885 und einen damals viel beachteten, offenbar hochoffiziösen Artikel der Nationalzeitung vom 8. August 1885 über den „Stand des Parteiwesens" in Verbindung, der in dem Satze gipfelte: „Ein Ende der Misere des Parteiwesens kann nur durch einen Entschluß der Krone bewirkt werden", so ist soviel klar: Bismarck glaubte auch damals schon, daß der blinde Hödur, der blöde fortschrittliche Urwähler, „das Stimmvieh aus

---

[4]) Hohenlohe-Schillingsfürst. Denkwürdigkeiten II 320.
[5]) Aus meinem Leben (Berlin 1905) II 175.
[6]) Bismarcks Reden (ed. Kohl) 64 f., 83 ff., 114.
[7]) Oncken, Bennigsen II 522.
[8]) Reden XI 310.
[9]) Erinnerungen an Bismarck, N. F. 44.
[10]) Im gleichen Sinne: Grenzboten 1886 II 256.

Digitized by Google

den Richterschen Ställen mit dem Fortschrittsbrette vor dem Kopfe"[1]) — mit dem „Nürnberger Spielzeug", dem Wahlrecht, das er ihm geschenkt, nichts anzufangen wisse.[2])

Mag aber Bismarck auch nach alledem schwere Bedenken und wenig Vertrauen wegen der Zukunft des Reichstages und des Bestandes der deutschen Einheit gehabt haben[3]), mag er immerhin in seiner Enttäuschung über die partikularistische Obstruktion des Reichstages, den er einst als Symbol der Reichseinheit geschaffen hatte, allerhand reaktionäre Pläne geschmiedet haben! Sicherlich steht dem entgegen seine beständige Sorge, daß der Reichstag durch seine Haltung nur sein und des Reiches Ansehen im Ausland schädige[4]), vor allem aber sein Glaube an die Jugend[5]), die die alte, vom Parteikampf von 1848 her erfüllte und von seiner Notwendigkeit gewissermaßen überzeugte Generation ablösen müsse, um schließlich die Kinderkrankheit des ganzen Fraktionswesens, des Fraktions- und Parteizwistes völlig zu überwinden und nur noch mit den Augen des Historikers zu begreifen[6]). Denn dieser Glaube war doch zu gleicher Zeit ein Glaube an seine Reichstagsschöpfung. Dazu kommt seine Erklärung[7]), daß er nichts Besseres an die Stelle des allgemeinen Wahlrechts setzen könne, an dem ihn immer nur die Heimlichkeit der Abstimmung als „ungermanisch" mißfiel, sowie die Bemerkung[8]), daß er sich als der schuldige Urheber des Wahlrechts vor der Nation bekenne, daß er es als sein Kind vertrete und daß er versichern könne: „Im Schooße der verbündeten Regierungen ist von einer Anfechtung des gültigen Wahlrechts in keiner Weise die Rede". Nach Rottenburgs Erklärung[9]) versprach sich Bismarck von der Abschaffung des Reichstagswahlrechts deshalb keinen Erfolg, weil er es für besser hielt, alle schlechteren Stoffe aus einem Geschwüre zutage treten als unter der Haut weiter fressen zu lassen. Einer Abordnung deutscher Studenten in Kissingen rief er daher im Jahre 1891 zu[10]): „Wachen Sie über der Reichsverfassung, selbst wenn sie Ihnen später hier und da nicht gefallen sollte. Raten Sie zu keiner Aenderung, mit der nicht alle Beteiligten einverstanden sind!" Und in den „Gedanken und Erinnerungen" erklärte er

---

[1]) M. Busch, Tagebuchblätter III 44.
[2]) Egelhaafs Deutung (a. a. O. 336 Anm.) scheint gesucht, um Delbrücks Schlüsse abzuschwächen. In Wirklichkeit ist es gleich, ob Bismarck mit dem Nürnberger Spielzeug den Reichstag oder das zu seiner Zusammensetzung von ihm eingeführte Wahlrecht meinte, das er später doch seinen schwersten Fehler genannt haben soll, an dessen Korrektur er gern die letzten Jahre seines Lebens gesetzt haben möchte.
[3]) Vgl. auch Reden XII 214, 234.
[4]) Reden XI 468 ff.
[5]) Reden XI 113 f.
[6]) Reden XI 113, XIII 43.
[7]) Reden XI 16.
[8]) Reden XII 300.
[9]) Deutsche Revue 1906 IV 277.
[10]) Reden XIII 42.

Digitized by Google

(a. a. O.) endlich programmatisch-epilogisch das Wahlrecht „nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch für ein berechtigtes Prinzip".

Diese Gegenüberstellungen mögen für den Augenblick verwirren. Zwar entzieht es sich noch unserer näheren Kenntnis, inwieweit sich Bismarcks Staatsstreichgedanken für die erste Hälfte der 80er Jahre wirklich verdichtet haben. Sicher aber ist, daß die zitierten Anhaltspunkte von den danach erwähnten Gegenargumenten des gestürzten Bismarck nicht widerlegt werden können. Denn im 147. Band dieser Jahrbücher hat der Herausgeber auf S. 6 ff. plausibel zu machen verstanden, daß der Kanzler am Ende seiner Regierung das Wahlrecht nicht prinzipiell, sondern nur praktisch durch ein Ausnahmegesetz gegen die — sozialdemokratische — städtische Arbeiterschaft, die ganz anders als die ländliche dem Einfluß ihrer Arbeitgeber entzogen ist, sowie durch die Oeffentlichkeit der Abstimmung zu korrigieren beabsichtigte. Dadurch sollte die Macht der Sozialdemokratie und des Liberalismus im Sinne des konservativen Grundzuges der Reichsverfassung eingeschränkt werden. Wenn Bismarck trotzdem später — nach seinem Rücktritt — von einer gewaltsamen Aenderung der Verfassung abriet, so tat er es wohl hauptsächlich in der Erkenntnis der Gefahren eines derartigen Staatsstreiches für eine traditionslose Regierung, wie es der „neue Kurs" damals doch noch war. In der Zeit der parlamentarischen Kämpfe um die Erwerbung unserer Kolonien fühlte er indes den Augenblick zu einem so folgenschweren Schritte, wie er ihn kurz vor seinem Sturze zur Bekämpfung der Sozialdemokratie für geboten hielt, offenbar noch nicht gekommen. Denn auch in der Frage des Reichstagswahlrechts und der Reichstagsauflösung blieb er, wie einmal Frhr. v. Zedlitz und Neukirch treffend bemerkt hat[1]), seiner Jagddevise treu: nur schießen, wenn der Bock für einen Treffschuß breit steht!

Berlin. Maximilian v. Hagen.

Der Staat. Elemente historischer und praktischer Politik von Woodrow Wilson, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Autorisierte Uebersetzung von Günther Thomas. Berlin und Leipzig, Hermann Hillger Verlag. 488 S.

Der Wert dieses Werkes liegt in der Person des Verfassers. Es ist eine vom amerikanischen Standpunkt geschriebene populäre Staatsbürgerkunde. Gegen die historische wie philosophische Einführung und Begründung würde ich an vielen Stellen etwas einzuwenden haben, aber, wie gesagt, das kommt nicht in Betracht. Der Schwerpunkt liegt in der Tatsache, daß der Verfasser jetzt der mächtige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika ist. Für die Haltung, die Herr Wilson nunmehr in der Praxis vermutlich einnehmen wird, lassen sich wohl aus diesem Buche mancherlei Schlüsse

[1]) Im „Tag", Ausgabe B vom 26. Januar 1911.

Digitized by Google

gewinnen, aber dazu dürfte eine intimere Kenntnis von dem Stande und den Fragen der amerikanischen Politik nötig sein, als sie mir zur Verfügung steht, und ich habe schließlich von der temperamentvollen Rede, mit der der neue Präsident, entgegen der seit einem Jahrhundert bestehenden Gepflogenheit, den Kongreß eröffnete, einen stärkeren Eindruck gehabt, als von der Lektüre dieses ziemlich umfangreichen, aber in einer bewußten Nüchternheit gehaltenen Buches. Jene Rede zeigte einen sozialpolitischen Idealisten, das Buch bloß einen Professor, der sich bemüht, die Ergebnisse seiner Studien einer breiten Menge verständlich darzustellen.

Der interessanteste Absatz des Werkes für deutsche Leser dürfte vielleicht sein, wo der Verfasser die schädlichen Wirkungen des föderativen Systems der großen Republik auseinandersetzt, um so bemerkenswerter, als Herr Wilson ja Demokrat, d. h. Vertreter des Föderalismus gegenüber den mehr unitarisch gesinnten Republikanern ist. Der Absatz lautet: „In einigen Punkten berührt diese Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit der Gesetze die höchsten und größten Interessen unseres nationalen Lebens in geradezu verhängnisvoller Weise. Das gilt vor allen Dingen für das Gebiet der Ehe; diese Lebenswurzel sozialen Gedeihens wird von vernichtender Zersetzung bedroht. Nicht nur, daß die Ehefesseln, die noch in einigen Staaten ihre alte Stärke behalten haben, in vielen stark gelockert worden sind, so daß die alte, konservative Auffassung, wonach das Familienleben als das Herz des staatlichen Lebens so eifersüchtig geschützt wurde, in Vergessenheit zu geraten droht; es hat sogar die Mannigfaltigkeit auf dem Gebiet der Ehegesetzgebung in den verschiedenen Staaten die skandalösesten Vorkommnisse bei der betrügerischen Erlangung von Scheidungen und beim Eingehen falscher Ehen ermöglicht. Auch die Steuergesetzgebung ist in den verschiedenen Staaten eine so verschiedenartige, daß eine normale und gesunde wirtschaftliche Entwicklung teilweise dadurch schwer beeinträchtigt wird. Durch besondere Steuern werden bestimmte Berufe aus einigen Staaten ganz vertrieben, in anderen durch besondere Ausnahmegesetze künstlich gezüchtet, und in manchen Gegenden dienen schlecht gewählte oder schlecht angewandte Steuersysteme dazu, die Industrie zu behindern und die Anlage vom Kapital auszuschließen. Auch die Verschiedenheit der Staatsgesetze in bezug auf Korporationen hat die Interessen von Handel und Industrie vielfach in Verwirrung gebracht und schwer geschädigt, nicht nur, weil einzelne Staaten weniger sorgfältig in der Errichtung und Beaufsichtigung von Korporationen als andere sind und so ihre eigenen Bürger benachteiligen, sondern auch, weil schlecht oder wenig beaufsichtigte Korporationen eines Staates in einem anderen Geschäfte treiben und diesen somit zu schädigen vermögen.

„Auch auf dem Gebiet des Strafrechts hat die Buntscheckigkeit der Gesetzgebung dahin geführt, die Verbrecher dorthin zu ziehen, wo die Gesetze milde sind oder lax gehandhabt werden, und gerade diejenigen Prinzipien, die auf Grund unserer sozialen Erfahrungen für die Ueberwachung der

Digitized by Google

gesetzlosen Klassen aufgestellt worden sind, unwirksam zu machen. Dasselbe gilt für die Kreditgesetzgebung, in welcher Hinsicht durch besondere Ausnahmen und Erschwerungen des gerichtlichen Vorgehens hier und da das sehr empfindliche Instrument des Kredits, auf dem zum nicht geringen Teile das geschäftliche Gedeihen der Nation beruht, stark beschädigt worden ist.

„Im Hinblick auf solche Zustände sollten solche Angelegenheiten zum Besten des Landes einheitlich und einfach für die ganze Union geregelt werden, und zu diesem Zweck ist von eifrigen Reformern befürwortet worden, solche Gebiete, für die eine einheitliche Gesetzgebung wünschenswert erscheint, durch ein Verfassungsamendement dem Kongreß zu überweisen.

„Aber man kann auch leicht das Maß dieser Reibungen und der Verwirrung übertreiben. In den meisten Fällen läßt sich das Uebel mehr auf Einzelheiten und auf die Praxis selbst, als auf Grundsätze oder den eigentlichen Inhalt der Gesetzgebung zurückführen, und es erscheint daher dem Juristen größer als dem Laien." Delbrück.

Georg Heinrich Sieveking, Lebensbild eines Hamburgischen Kaufmanns aus dem Zeitalter der französischen Revolution, von Heinrich Sieveking. Berlin 1913, Carl Curtius XII, 547 S.

Es ist nicht so sehr der Urenkel, der hier aus lange verschollenen Papieren das Lebensbild des Ahnen aufbaut, es will vielmehr ein Historiker die Vergangenheit reden lassen und erfüllt so mit überschauendem Geiste und feinem Verständnis die schönste Aufgabe der Biographie, aus dem Einzelschicksal und über dieses hinaus ein ganzes Zeitalter lebendig zu machen. Und in der Tat, so erfreuend es ist, in jenem reichen und klugen Hamburger Kaufmann einen ungewöhnlich klaren und regen Geist, einen reinen und stets über den Alltag hinausstrebenden Menschen, einen warmen Menschenfreund und Patrioten kennen zu lernen — er war nie Wegweiser und Führer, sondern immer nur getragen von Zeit und Umständen, und nur in deren breiten Rahmen und umgeben von einer reichen Schar Mitlebender hat sein Bild den rechten Platz. Gerade die Fülle der Gesichte, wie sie in diesem Buche vorgeführt wird, läßt uns einen tiefen Einblick tun in die Zustände und Stimmungen der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, jener Zeit, die wie wenige begnadet war mit reichem Blühen und Erleben und voll des stärksten Wandels auf allen Gebieten. Und wie lebendig schwingt das alles in den Menschen mit, die hier miterlebend zum Worte kommen! Es sind keine führenden Geister — Männer wie Klopstock, Lavater, Goethe, Jacobi, die Stolbergs, Baggesen, Reinhold erscheinen nur nebenher —, aber eine erstaunlich reiche Zahl von Männern und Frauen mit hellem Blick und lebendiger Anteilnahme. Selten mögen wohl an der Spitze eines Handelshauses zwei Männer gestanden haben

Digitized by Google

wie Kaspar Vogt und Sieveking, die in so reiner, alles Geschäftliche veredelnder Herzensfreundschaft einander zugetan sind und die zugleich geistig so hoch stehen, so von Idealen, von weiten literarischen und wissenschaftlichen Interessen erfüllt sind. Wie viele einsichtige, gedankenreiche und schriftgewandte Menschen auch sonst in der Geselligkeit und Geschäftswelt: die Familie Reimarus, vor allem die prächtige „Doktorin" Sophie Reimarus und ihr Bruder Hennings, dann Poel und Kramer, die Kaufleute und Senatoren Hudtwalcker, Amsinck, Schuback! Eine Fülle von Lichtern fällt auf Zustände und Menschen aus den Aeußerungen so hellsehender Zeitgenossen. Und mehr noch: das Fühlen, Denken und Wünschen ihrer Zeit findet überaus regen Ausdruck in diesen doch so geschäftsklugen und nüchternen Hamburgern, die auch damals gutes und reichliches Essen und Trinken zu den geschätztesten Dingen zählten. In ihrem Tun und Reden lebt der Geist der Aufklärung mit ihrer mitteilsamen Lebensphilosophie, ihrem optimistischen Idealismus, die Welt durch Vorstellung und Wort restlos begreifen zu können, ihrem Glauben an die Güte und Vernunft der Menschen, ihrer leidenschaftlichen Hingabe an Ideale. Wir sehen Männer, an eigenen Worten sich berauschend, unter Freudentränen einander umarmen, und keine festliche Gelegenheit bleibt ohne hochgetragene Deklamationen, in denen die heiligsten Gefühle angerufen werden. Die französische Revolution schien die Erfüllung alles dessen zu bringen, was schwärmend erträumt wurde: die ideale Gestaltung des menschlichen Lebens in einem Begeisterungsrausch, den Sieg der Aufklärung und des Guten. Am Jahrestage des Bastillesturms gab Sieveking in seinem Gartenhause ein Erinnerungs- und Freudenfest, wobei ein von ihm gedichtetes Freiheitslied zu Tränen rührte, und die erhabene Freude gemeinsamen Edelsinns alle umfaßte. Die französische Revolution galt unbedingt als Sache der gesamten Menschheit, „Schwester" Frankreich war die Vorkämpferin unter den Völkern, und Sieveking sang: „Hebt den Blick! Der ganzen Erde galt der Kampf und floß das Blut, daß sie frei und glücklich werde, aufgeklärt und weis' und gut!" War doch das Nationalgefühl jener Zeit ein ganz anderes als das heutige, so leicht zum Chauvinismus ausartende. War es doch die alle Schranken überbrückende Ueberzeugung der Gebildeten, daß zwischen allen nach Gutem und Schönem strebenden Menschen eine Gemeinschaft sei, in der die Nationen nur Sprach- und Kulturabteilungen darstellten. Und zwar galt jene als die höchste: Der Hamburger fühlte sich ebenso durch das Freiheit erkämpfende Frankreich angezogen wie durch das absolutistisch-bureaukratisch regierte Preußen abgestoßen und er hätte um 1795 wahrlich nicht geschwankt, wessen Herrschaft vorzuziehen sei, wenn seine hochgeschätzte republikanische Selbständigkeit hätte verloren gehen müssen. Ein echter Vertreter jener Zeit ist Karl Friedr. Reinhard — durch Napoleon in den Grafenstand erhoben —, der Sievekings Schwägerin „Sinchen" Reimarus heiratete: der im Innern kerndeutsche Schwabe ist glühender Anhänger und Diener Frankreichs in seinen wechselnden Phasen

Digitized by Google

von der Revolution bis zum Bürgerkönigtum, und der weichlich schwärmende Jüngling bekleidete während der Schreckenszeit eine hohe Stellung im Pariser Ministerium.

Bei Sievekings Sohn Karl ist zu erkennen, wie in der jüngeren Generation der Umschwung von jenem hoffnungsfreudigen Nationalismus zur Romantik, zum Problemsuchen, von der Vertrauensseligkeit zum ernsteren Glauben, von der Menschheitsschwärmerei zum Volksbewußtsein, zum Nationalismus eintritt. Frankreichs Freiheitsideal hat sich als Trug erwiesen, die Stimmung schlägt für England um, 1808 fällt ein Franzosenfreund in Hamburg geradezu unangenehm auf. Die Stadt hatte es selbst wiederholt bitter empfinden müssen, daß die freiheitverkündende französische Republik in der Praxis recht materiell sein konnte. Hamburg konnte mit Rücksicht auf das Reich und die kriegführenden Mächte den französischen Gesandten (Reinhard) 1795/96 nicht anerkennen, Sieveking übernahm es, die Feindschaft Frankreichs und das auf die Hamburgischen Schiffe gelegte Embargo abzuwenden, indem er auf eigene Hand eine Gesandtschaft nach Paris auf sich nahm und hier schwere Wochen in den schwierigsten Verhandlungen verbrachte. Es kostete jetzt und auch später erhebliche Geldopfer, um das Wohlwollen Frankreichs und dessen Eintreten für Hamburgs Unabhängigkeit zu gewinnen; die Sache war offenbar aufgebauscht, um Geld zu erpressen. Auch für Bestechungen mußte die Kaufmannschaft eine große Summe zuschießen; neben dem unersättlichen Barras haben auch die Damen Tallien und Bonaparte an diesem Fischzug teilgenommen. Wenig Sympathien haben auch die Emigranten sich errungen, die 1795, wohl infolge der Eroberung Hollands, in Scharen nach Hamburg kamen; dort gründeten Lameth und der Herzog v. Aiguillon ein Handelshaus, der Herzog v. Rochefoucauld aber verkaufte Matratzen.

Sieveking nahm als Mitinhaber (seit 1777), dann als mehr und mehr alleiniger Leiter des großen und vielseitigen Voghtschen Handelshauses, in dem er aufgewachsen war, eine hervorragende Stellung in der Kaufmannschaft ein. Er stand auch geschäftlich in regsten Beziehungen mit Frankreich, hat namentlich in Assignaten viel getätigt, das Jahr des Baseler Friedens war auch für die Firma das erfolgreichste. Danach ging es, wesentlich im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen, abwärts; bei Sievekings plötzlichem Tode (25. Januar 1799, erst 48jährig) war die Lage schon sehr verschlechtert, und die Kontinentalsperre mit der nachfolgenden Einverleibung der Nordseeküste brachte solche Verluste, daß das Haus im April 1811 schließen mußte.

Sieveking ist trotz seines Ansehens nicht in den Senat gekommen; so ausgesprochene Parteimeinungen, wie er sie mit Selbstbewußtsein zu vertreten pflegte, taugten nicht für eine Versammlung, die ängstlich die mittlere Linie hielt, die übrigens als Korporation weder Weitblick noch Initiative bewies, so treffliche Mitglieder sie auch zählte. Sieveking war jedoch öffentlich reichlich beschäftigt, einmal durch städtische Ehrenämter, wie die

Digitized by Google

Leitung des Werk- und Zuchthauses, ferner als hervorragendes Mitglied der Kommerzdeputation, der Vertretung des „Ehrbaren Kaufmanns", also gleichsam des kaufmännischen Senats, und der Patriotischen Gesellschaft, die vornehmlich die soziale Fürsorge im Staate Hamburg auf sich genommen hatte. Joh. Georg Büsch, Sievekings Lehrer und Freund, hat hier bahnbrechend gewirkt, die Gesellschaft hat eine allgemeine Armenanstalt, eine allgemeine Versorgungsanstalt (Versicherungsstätte und Sparkasse) und endlich ein (Fortbildungs-) Schul- und Arbeitshaus gegründet. Hier wurden die Quellen der Verarmung und die Abhilfsmittel untersucht, und es ist interessant, wie die beiden Geschäftsfreunde sich die Abwehr der Verarmung dachten: Voght durch eine Ersparnis- und Pensionskasse der arbeitenden Klassen für das Alter, Sieveking durch Einlagen bei gutem Verdienst für Zeiten verminderter Erwerbsfähigkeit (Arbeitslosigkeit, Krankheit). Auch sonst entsprangen dem gemeinnützigen Wirken gute neue Gedanken: Der heute in Hamburg so großartig verwirklichte Begräbnishain wird von Sieveking angeregt, eine abgestufte Erbschaftssteuer als gerechteste Staatssteuer warm empfohlen, mancherlei Vorschläge für Rationalisierung der Handelstechnik vorgebracht. Ueberall vertritt er den Geist einer maßvollen, nicht radikal umstürzenden Aufklärung. Er will die Freimaurerei von hierarchischem Beiwerk und geheimnisvollen Symbolen gereinigt, den Zwang der Zünfte ebenso wie den staatlichen Gewerbeschutz mit Monopolen, Schutzzoll und Prämien beseitigt wissen, an ihrer Statt empfiehlt er genossenschaftliche Ausgleichs- und Unterstützungskassen. Sieveking tritt gegen merkantilistische Maßnahmen ein und ruft ganz manchesterlich: Gebt der Handlung Freiheit, und es wird bald alles ins Gleichgewicht kommen! — aber eine Bevorzugung des lastentragenden Bürgers vor dem Fremden erschien auch ihm angebracht.

Dieser Mann, der ohne geordneten Schulunterricht seit dem 16. Lebensjahre der praktischen Handlung angehörte, hat es doch zu einem zusammenhängenden Gedankensystem über Staatswirtschaft, Handel und Geldwesen gebracht und ihm oft überraschend klaren und glücklichen Ausdruck gegeben. In einer — übrigens freundschaftlichen — Polemik mit Büsch über Münzwesen sagt er sehr hübsch: „Bei dem Streit mit einem so helldenkenden Kopf ist immer ein Gewinn: was man an ihn verliert, ist für die Wahrheit so gut als gewonnen, was man ihm abgewinnt, ist ein wohlerworbenes Eigentum, dessen Besitz so leicht nicht streitig gemacht werden wird." Sieveking hat auch zweimal Denkschriften über die Assignaten an die französische Volksvertretung gerichtet. Er schlug 1792 vor, die Assignaten das einzige Nationalgeld Frankreichs für den inneren Verkehr sein zu lassen, Gold und Silber aber und die mit dem Bilde eines Verräters besudelten Münzen auszuschalten; allerdings warnte er, die Assignaten über eine gewisse Zahl zu vermehren, wodurch ja nachgehends die französische Regierung den Kurs so entwertet hat. Die Liebe zu Frankreich und seiner erhabenen

Digitized by Google

Verfassung trieb Sieveking zu seinen Vorschlägen, zum Lohn wollte er nur in das Protokoll der Nationalversammlung eingetragen werden als ein um „das Vaterland" wohlverdienter Mann.

Geistvoller, aber weniger beständig als Sieveking erscheint sein Freund und Teilhaber Caspar (von) Voght, eine überaus fesselnde Erscheinung. Er hat, später fast ganz vom Geschäftsleben zurücktretend, nach englischem Vorbild eine große Musterwirtschaft in Flottbeck schon vor Thaers epochemachender Anregung eingerichtet, und zwar nicht des Gewinns halber, sondern aus gemeinnützigen Absichten; er führte den Fruchtwechsel und die kaufmännische Buchführung in die Landwirtschaft ein und hat mit seiner Praxis auch auf Thünen befruchtend eingewirkt.

Aus dem vielen Bemerkenswerten in diesem Buche, das eben mehr eine Sammlung von Zitaten, von Essays, denn eine durchgeführte Lebensbeschreibung sein will, sei nur noch einiges herausgegriffen. Ein Einblick in das derzeitige Preußen mit seiner in den Augen von Ausländern abschreckenden Verwaltung und Rechtspflege: ein sehr talentvoller, aber leidenschaftlicher Beamter, der Kriegsrat Glave, wird im letzten Lebensjahre Friedrichs in einem einseitigen und ungerechten Verfahren zu zweijähriger Festungsstrafe verurteilt, seine Appellation ohne Urteilsspruch auf Kabinettsbefehl hin mit Verschärfung zur Karrenfesselung beantwortet. Außerordentlich günstig und hoffnungsvoll erscheinen dagegen die Verhältnisse Polens, wo Glave nach verbüßter Haft ehrenvolle Anstellung fand. Bei ihm, der sich auch durch seine Bauernfreundlichkeit Mißwollen und Verfolgung zugezogen hatte, meldeten sich 100 Familien ostpreußischer Bauern, um bei ihm angesiedelt zu werden und polnische Freiheit gegen preußische Sklaverei einzutauschen. Es sei auch hingewiesen auf die höchst sachkundigen und überzeugenden Ausführungen auf S. 398—404 über die Stellung der Juden im Handelsleben, anknüpfend an die bezeichnende Tatsache, daß die Juden die für den Hamburger Handel so verhängnisvollen napoleonischen Zeiten am besten überstanden und damals vergleichsweise emporkamen. Doch wird bestritten, daß sie je die Leiter des dortigen Wirtschaftslebens gewesen sind, und Sombarts Auffassung von dem alles überragenden Einfluß der Juden auf die kapitalistische Entwicklung mit guten Gründen als zu weitgehend erwiesen.

Wenn etwas an dem inhaltreichen und anregenden Werke zu erinnern wäre, dann nur eine Sache der äußeren Anordnung: man vermißt den chronologischen Faden, und dem hätte sich vielleicht am besten abhelfen lassen, wenn das sechste Kapitel mit der Schilderung des Handelshauses Voght und Sieveking mehr an den Anfang gestellt worden wäre und, da es ohnehin zum Teil chronologisch durchgeführt ist, dem Leser das wünschenswerte Gerüst für die allgemeine Orientierung geboten hätte.

Dr. Hugo Rachel.

Digitized by Google

Geographie und Deutschtum.

Deutsche Erde, Bücher der Heimat, herausgegeben von Eva von Arnim. Berlin 1912 bei Fontane & Co.

Bd. II: H. von Krause, Unter der wendischen Krone. 448 S.

Bd. III: Hermann Ritter, Rheinisches Grenzland. 533 S.

Bereits im vorjährigen Augustheft habe ich an dieser Stelle nachdrücklich auf das große vaterländische Unternehmen dieser Bücherserie, die allmählich alle deutschen Gauen schildernd umspannen soll, hingewiesen. Damals lag der erste Band „Das Jülicher Land" von Hermann Ritter vor. Inzwischen ist nun das große Werk, das wir dem Fontaneschen Verlag nicht genug danken können, weiter fortgeschritten, und zwei neue Bände zeigen uns, daß das anfangs gespendete Lob dieser wirklich nationalen Tat gegenüber auch heute beibehalten, ja eher noch verstärkt werden muß. Hermann Ritter, der Verfasser des ersten Bandes, hat in dem dritten sich dem damals behandelten Gebiet nachbarlich angeschlossen. Heute wandert er mit uns durch Altluxemburg, Altlimburg, die Wallonie und Aachen. Was also in meiner ersten Anzeige gesagt wurde, wird hier klar bewiesen, daß man nämlich bei dem Begriff „Deutsche Erde" sich nicht sklavisch und pedantisch an politische Grenzen binden wollte. Liegt doch ein Teil der hier behandelten Gebiete in Luxemburg, Belgien und Holland und gehört nur innerlich zu „des heiligen römischen Reiches deutscher Nation", wobei es doppelt interessant ist, zu verfolgen, wie sich unter verschiedener Oberhoheit zerstückelte Teile eines einst gemeinsamen Ganzen verschieden und doch ähnlich entwickelten. Im Einzelnen führt uns Ritter durch das Felsenland an der Sauer, dann geht es hinüber nach Vianden, Neuerburg usw. durch die Goldeifel nach Malmedy bis Elsenborn, und überall weiß der Verfasser aus Gegenwärtigem Vergangenes lebendig zu machen. Auch das strittige Zwischenländchen Moresnet wird in Späterem gestreift. Der Hauptteil ist Aachen gewidmet; das Wurmrevier und das jenseitige Limburger Land in Deutsch-Belgien bilden den Beschluß. Den Lesern des ersten Bandes brauche ich nicht die Vorzüge der Ritterschen Darstellung hier nochmals zu unterstreichen. Liest sich doch das Buch so fesselnd, daß man ordentlich von warmer Sehnsucht nach diesem Stückchen entlegenen Vaterlandes gepackt wird. —

Der zweite Band der „Deutschen Erde" stammt aus der bewährten Feder H. von Krauses. Er mußte in zwei Teile zerfallen, von denen zunächst der erste vorliegt, da „Mecklenburg", dem er gewidmet ist, für einen Band gar zu viel Stoff bot. So ist hier zunächst das Strelitzer Land und in dem umfangreicheren Großherzogtum die Gegend zwischen Schwerin und Gadebusch und jene zwischen Wismar und Doberan geschildert. Auch Helene von Krause schreibt einen ausgezeichneten Stil, und, selbst eine geborene Mecklenburgerin, weiß sie die stillen Schönheiten ihrer Heimat in das richtige Licht zu stellen und uns lebhaft für dies kerndeutsche Land zu

Digitized by Google

interessieren. Gegenüber den vorigen Bänden tritt das Historische vor der fast impressionistischen Schilderung ein wenig mehr, aber keineswegs zu viel hervor. Die Gewissenhaftigkeit und der sorgsame Fleiß der Herausgeberin, Eva von Arnim, bürgen dafür, daß bei aller individuell verschiedenen Gestaltungsart dennoch in allen Bänden der „Deutschen Erde" ein einheitlicher Stil gewahrt wird. Mit großem Interesse kann man also dem zweiten mecklenburgischen Teil und der ganzen Weiterentwicklung des großzügigen und verdienstvollen Unternehmens entgegensehen.

Berlin. Dr. Thassilo von Scheffer.

Deutsches Orient-Jahrbuch für 1913 von Karl Müller-Popritz. Verlag von Hans Hübner in Prien am Chiemsee. Preis 3 Mark.

Das Jahrbuch ist für den „Nah-Orient" bestimmt, d. h. für Rumänien, die Türkei, Syrien, Palästina und Aegypten, enthält geschichtlich-politische, volkswirtschaftliche und touristische Aufsätze, endlich ein Orient-Adreß- und -Nachschlagebuch. Ein Aufsatz des Bukarester evangelischen Pfarrers R. Honigberger, eines gebürtigen Siebenbürger Sachsen, gibt eine Uebersicht über die in Rumänien lebenden Deutschen; er schätzt deren Zahl auf insgesamt 40 000, von denen etwa 17 400 der evangelischen und 18 400 der katholischen Kirche angehören. Von den in Bukarest lebenden Deutschen sind 8000 evangelisch und 9000 katholisch. Die Juden sind hier nicht mitgezählt. Das Bild ist also nicht vollständig, da die Juden gerade im Orient für das Gebrauchsgebiet der deutschen Sprache als Vermittler für den Verkehr nach Mitteleuropa ein sehr wichtiges Element sind.

Bericht über den Versuch einer Statistik der in Bukarest lebenden Siebenbürger Sachsen. Erstattet von Pfarrer R. Honigberger. Bukarest 1912, Buchdruckerei Romania.

Die Schrift Honigbergers wurde aus Anlaß der 25jährigen Jubiläumsfeier des Vereins der Siebenbürger Sachsen „Transsylvania" zu Bukarest herausgegeben. Das Wachstum der siebenbürgisch-sächsischen Kolonie in Bukarest zeigt folgende Uebersicht; es lebten dort

im Jahre	1786	etwa	200	Siebenbürger	Sachsen
„ „	1830	„	500	„	„
„ „	1850	„	1600	„	„
„ „	1870	„	2000	„	„
„ „	1890	„	3000	„	„
„ „	1912	„	5000	„	„

Am stärksten war die Zunahme nach 1849 und nach 1870. Das hängt mit den Wirren zusammen, die die ungarische Revolution mit sich brachte, und nach 1870 mit dem wirtschaftlichen Niedergang, der sich in mehreren sächsischen Gebieten Siebenbürgens infolge des Zollkrieges mit Rumänien einstellte. — Die deutsche Erziehung der Kinder ist den Volks-

Digitized by Google

genossen in Bukarest bekanntlich unter sehr günstigen Voraussetzungen möglich. Die Bukarester Deutschen haben eine ausgebaute Oberrealschule, eine zehnklassige höhere Mädchenschule, höhere Handelsschule usw. (im ganzen 244 Schüler und Schülerinnen). Nebenbei bemerkt: die ungarische Hauptstadt Ofenpest, in der über 100 000 Deutsche wohnen, hat nur seit einigen Jahren eine kleine deutsche Volksschule, die jedoch von Kindern ungarischer Staatsbürger deutscher Abstammung nicht besucht werden darf. In Konstantinopel ist — im Gegensatz zu Ungarn — die deutsche Schule frei von jeglicher Beschränkung durch die türkische Regierung. Lutz Korodi.

Literatur.

Die Schulschauspiele und ihr Untergang.

Im Juniheft dieser Zeitschrift, S. 467—497, hat Geh. Reg.-Rat Bünger-Aurich in trefflicher Weise von den Schulschauspielen der Humanistenzeit gehandelt und die Gründe für ihren Untergang aufgezeigt. An diese Darlegungen knüpfte der Verfasser die Aufforderung, in Rücksicht des „Tiefstandes der neuesten deutschen Dramaturgie" den Versuch zu machen, „die bewährtesten Stücke" jener Schulschauspiele „zu überarbeiten": es dürfte in der Zeit des „Kientopps" „doch nicht erfolglos sein, wenn die höhere Schule selbst wieder ihre Schutzbefohlenen mit besserer Nahrung auf diesem Gebiete versorgte" (S. 496 f.). Da darf ich nun darauf aufmerksam machen — man verzeihe, daß hier gewissermaßen pro domo geredet werden muß —, daß der Versuch, eins der besten jener Stücke, den „Julius Redivivus" des Nikodemus Frischlin, wieder aufleben zu lassen, vor kurzem gemacht worden ist: das eben bezweckte die Neuherausgabe jener Komödie, die, von dem Unterzeichneten besorgt und mit Einleitungen, darunter auch von Gustav Roethe, versehen, im Jahre 1912 bei Weidmann erschienen ist, übrigens mit der Widmung an das Gymnasium zu Steglitz zu seinem 25jährigen Bestehen. Der Inhalt des auch von Geh. Rat Bünger gestreiften Werkes Frischlins, der zu den begabtesten Dichtern seiner Zeit gehörte, ist in Kürze folgender: Caesar und Cicero, die gefeiertsten Alten, kommen herauf aus dem Reich der Schatten nach Straßburg, sehen, fragen und staunen ob der gewaltigen Fortschritte, die Deutschland in 1600 Jahren gemacht hat. Als Vertreter des deutschen Wehrstandes tritt ihnen entgegen der ehrenfeste Hermann, ein Namensvetter des großen Cheruskers; als Vertreter des Lehrstandes der Humanist Eobanus Hesse, eine geschichtliche Persönlichkeit. Die besondere Bewunderung der beiden Römer erregen die Feuerwaffen und die Buchdruckerkunst, um deren Ausgestaltung oder Erfindung die Deutschen das Hauptverdienst haben. Germaniens Größe erhält einen wirksamen Hintergrund durch den Kontrast, den die Schilderung des Niederganges der romanischen Völker bietet, als deren Vertreter ein Französisch sprechender savoyischer Krämer und ein italienischer Kaminfeger eingeführt werden.

Digitized by Google

Geschrieben ist das Ganze in engster sprachlicher Anlehnung an klassische Autoren, vor allem an Caesar und Cicero selbst: das entspricht der Auffassung der Humanisten und bedeutet zugleich eine Huldigung für die Alten, deren unvergängliche Bedeutung ebenso gepriesen wie des Vaterlandes Größe und Ansehen gerühmt wird.

In der Tat erscheint diese „Komödie" besonders geeignet, etwa in der von Geh. Rat Bünger angeregten Form eine Wiederbelebung zu erfahren, und wenn dafür das Interesse gebildeter Kreise durch jenen Artikel wachgerufen wäre, so müßte es dankbar begrüßt werden.

Bemerkt sei endlich noch, daß auch von diesem Stück eine zeitgenössische Uebersetzung erschienen ist, und zwar von dem Bruder des Autors selbst, dem Magister Jakob Frischlin, „lateinischem Schulmeister zu Waiblingen", dessen treuherzige Verse auch heute noch wirksam sein würden.

Berlin-Steglitz. Dr. W. Janell.

Illustrierte Bücher.

Der Kunst der Illustration geht es wie anderen künstlerischen Mischgattungen auch: die dogmatisierende Aesthetik verdammt sie und Leute von anerkannt sicherem Urteil und Geschmack nehmen sie mit offenen Armen auf. Auch hier trifft eben Lessings Ausspruch: Manches scheint in der Theorie unannehmbar, das in der Praxis sich sofort überzeugend geltend macht. Freilich, nicht jedes Buch läßt sich illustrieren. Die Wahlverwandtschaften oder der Werther z. B. würden durch Illustrationen entstellt werden, nicht etwa, weil sie zu „erhaben" wären, oder es an „kongenialen" Zeichnern fehlte, sondern weil ihr Geschehen hauptsächlich auf psychischem Gebiet abläuft und eine Illustration, die es doch normalerweise nur mit dem Sichtbaren, durch die Mittel der bildenden Kunst Darstellbaren zu tun hat, deshalb hier nur überflüssig und störend sein würde. Ebensowenig eignen sich Bücher, wie Walter Scotts Romane oder Otto Ludwigs Heiteretei, dazu, wenn auch aus anderen Gründen. Hier nämlich wird der Zeichner durch den stark detaillierenden Text gezwungen, gleichfalls eine stark detaillierte Zeichnung zu geben, die er, um nicht unkünstlerisch zu wirken, notwendig zum Bilde abrunden muß. Gerade aber diese Abrundung scheint dem Geist der Illustration zuwider zu sein. Wenn ich lese, will ich nicht gezwungen sein, alle Augenblicke ein Bild eingehend zu betrachten, das mir dann obendrein nur das eben Gelesene wiederholt und deshalb langweilt. Ueberall dagegen, wo sich der Erzähler bei Aeußerlichkeiten, wie Oertlichkeit, Tracht, Aussehen der Personen, ohne sie zu vernachlässigen, doch nur andeutend verhält, bedeutet bei der Unbestimmtheit unserer meisten Bildvorstellungen eine Unterstützung der Phantasie durch Illustration unzweifelhaft einen Gewinn. Nur wird sich der Künstler davor zu hüten haben, daß er nicht durch allzuviel Detail die Phantasie des Lesers vergewaltigt und ihn bei der Lektüre stört. Deshalb ist es auch

Digitized by Google

mißlich, ganz fremdartige Dinge zu zeigen, betrachten und lesen sind eben grundverschiedene Tätigkeiten. Der Illustrator wird immer nur der Begleiter sein, der dort auftritt, wo die Phantasie des Lesers eine Anregung für eine bildliche Vorstellung gebrauchen kann, oder wo eine gewisse Stimmung festgehalten werden soll.

Allerdings besteht auch die Möglichkeit, in kleinen ausgeführten Bildern ein Kapitel zu resumieren, wie es z. B. im 18. Jahrhundert die Regel war, wo die wenigen feingestochenen Bildchen eines geschätzten Meisters den Wert des Luxusbändchens wesentlich erhöhten, allein diese Art der Illustration rechnet man besser zum Buchschmuck, ebenso wie die rein dekorativen Zeichnungen mancher modernen Luxusbände, die gleichfalls, ob sie auf den Text direkt Bezug nehmen oder nicht, im wesentlichen mehr Dekoration als Inhalt sein wollen.

Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß der Illustrator weniger Maler als Zeichner ist und daß die Skizze hier mehr tut, als das ausgeführte Bildchen. Daß aber die oben aufgestellten Grundsätze richtig sind, beweist uns niemand einfacher als Wilhelm Busch. Wir sehen hier deutlich, wie ein Dichter seinen Text illustriert haben will. Niemals geben Text und Bild dasselbe, sie unterstützen sich vielmehr gegenseitig. Das Aeußere der Hauptperson wird nicht mit Worten geschildert, weil das der Zeichner besser und schneller kann, und der tut es nicht detailliert, sondern nur mit ganz wenigen Strichen, weil diese Andeutung dem Leser genügt. Interessante Beispiele liefern auch unsere Witzblätter, sofern sie nicht, sehr zum Schaden ihres künstlerischen Niveaus, unter der verderblichen Praxis leiden, daß zu dem schon fertigen Bilde erst der Witz gemacht werden muß.

Der Ruhm der deutschen Illustration des 19. Jahrhunderts wird immer Menzel sein. Seine Geschichte Friedrichs des Großen bildet einen Markstein in der Entwicklung. Ob er eine Situation andeutet, ob er über den durchsichtigen Text durch eine Landschaft, eine reitende Patrouille eine warme Stimmung breitet, ob er den Geist der Zeit heraufbeschwört durch ein architektonisches Detail, immer ist er anregend, vertiefend, bereichernd, niemals in all seiner Meisterschaft aufdringlich oder störend.

Ihm ebenbürtig ist von Deutschen nur ein Meister des beginnenden 20. Jahrhunderts: Max Slevogt. Was dieser uns in den Lithographien zum Lederstrumpf geschenkt hat, bezeichnet ihn ohne Widerspruch als den reichsten Geist unter den Malern unserer Epoche. Wenn je das Wort Dürers: Ein guter Maler ist inwendig voller Figuren, wieder Anwendung findet, so ist es hier. Neben dieser erstaunlichen Fülle von immer neuen Wendungen, von konzentriertester Gewalt der Zeichnung, von schlagender Wirkung besteht von Zeichnern nur noch Daumier, der aber viel zu monumental ist, um grade ein guter Illustrator zu sein. Bei Slevogt ist alles Improvisation, alles, zaubert er hervor aus dem vollen Schatze bildnerischer Erfahrung. Gruppen in den abenteuerlichsten Stellungen, laufende, jagende, schwimmende Indianer, kletternde, kauernde, fliehende

Digitized by Google

Jäger, scheuende Pferde, kämpfende Tiere, Massenszenen, alles belebt die Phantasie des Lesers, macht den Text ungeheuer reich und eindrucksvoll, und das alles mit den einfachsten, harmlosesten Mitteln. Und wie meisterhaft versteht er es, durch die kleinen, unendlich lebensvollen Initialzeichnungen die Stimmung des Kapitels anzuschlagen, wie wird der Geist immer wieder hingelenkt und zwanglos gebannt in die Weite der Prärie, die verschlungene Enge des Urwalds, die Primitivität der Blockhäuser und die idyllische Stille der Seen. Gewiß findet sich hier und da ein Bild, das undeutlich wirkt, das bei einiger Ueberlegung, bei sorgsamerer Ausführung als einzelnes gewonnen hätte, aber man soll und darf nicht von einem alles verlangen, und größere Ruhe hätte uns um die Frische des Augenblicks gebracht, hätte uns Bilder gegeben, statt begleitender Zeichnungen. Auch die Illustrationen zu Rübezahl und Ali Baba gehören hierher. Wie reizend ist dort der zappelnde Schelm am Galgen mit den entsetzten Spießern darunter, oder das „blutscheue" Kammerkätzchen, oder die verwelkten Rübenfräulein. Weniger glücklich dagegen scheinen mir die Illustrationen zu Sindbad dem Seefahrer, das Riesenhafte des Vogel Roch z. B. oder des großen Fisches kommt nicht genügend heraus, ist wohl überhaupt schwer deutlich zu machen. Auf die seinerzeit so großes Aufsehen erregenden Bilder zur Ilias, die ihrer kühnen Realistik wegen noch heute für manchen ungenießbar sind, kann hier nicht eingegangen werden, da es sich hier mehr um einen vom Text losgelösten Bilderzyklus handelt.

Der Lederstrumpf, den jedes Kupferstichkabinett besitzen sollte, ist für gewöhnliche Sterbliche leider nicht erschwingbar, und die kleinen, billigen Ausgaben des Verlags geben nicht entfernt einen Begriff von dem Reichtum der großen. Auch die Märchen sind, mit Ausnahme des Rübezahl, zu teuer, um in weitere Kreise zu gelangen. Mit um so größerer Freude mache ich daher auf den Verlag von Hermann und Friedrich Schaffstein, Köln a. Rh., aufmerksam, der als „Schaffsteins grüne Bändchen" eine Reihe von Quellen zur Geschichte und Geographie, als „Blaue Bändchen" eine Reihe Gedichte, Kinderlieder, Märchen, Erzählungen und Lebensbilder bringt. Jedes dieser textlich ausgezeichnet bearbeiteten Bändchen kostet solid kartoniert 30 Pfg., in Leinen gebunden 60 Pfg. Von diesen hat Slevogt nahezu ein Dutzend illustriert und damit wiederum den Beweis erbracht, daß unsere größten Künstler doch immer im Volkstümlichen wurzeln. Denn das sind keine sorglosen Nebenarbeiten, sondern höchst wundervolle Dinge, ja die Berichte Cortez' über seine Eroberung Mexikos enthalten mit das Schönste, was Slevogt überhaupt gezeichnet hat. Und wie reizend sind seine Tierzeichnungen zu „Hühnchen und Hähnchen", wie prächtig seine Katzen und Mäuse, mit welchem Humor sind seine Füchse gezeichnet. Und wie wundervoll reich an überquellender Erfindungskraft, an spielender Grazie seine Dekorationen sind, kann, wer es nicht von dem leider wenig verbreiteten gestiefelten Kater her weiß, aus den Titelumrahmungen sehen, die das Bändchen „Von Blumen und Bäumen" zieren. Auch die übrigen Illu-

Digitized by Google

straloren des Verlags Alex Eckener, Hans von Hayek, Schmidhamer, Neuenborn, leisten Anerkennenswertes, und im ganzen kann man sagen, daß derartig Gutes zu so wohlfeilen Preisen selbst in England nicht geboten wird.

Nach Slevogt verdient dann noch Alfred Kubin genannt zu werden. Er wurde zuerst bekannt durch Blätter phantastischen Inhalts, in denen meistens die Vision ungleich wertvoller war als die Ausführung. Da war ein Angsttraum: das Bett des Schlafenden steht winzig klein auf dem leeren Marktplatz und die hohen, nüchternen Häuser und der ragende Stadtturm kippen und drohen auf das Bett zu stürzen, oder man sah den Krieg, einen rohen, häßlichen Gesellen, der mit ungefügen Füßen ganze Bataillone zerstampft, oder ein seltsames Ungeheuer, die Gefahr, die mit ungeschlachten Händen nach den Schiffen in einer Felsbucht tastete. Einer solchen Begabung mußten die Novellen Edgar Allans Poes besonders gut liegen, die dann im Verlag von Georg Müller in neuer Uebersetzung erschienen sind (zuletzt König Pest und andere Novellen, 6,50 Mk.). Das geheimnisvoll Schaurige, undefinierbar Grausige, das auch in Kubins selbst illustriertem höchst lesenswerten und als Problemstellung überaus interessanten Roman „Die andere Seite" (gleicher Verlag, 6 Mk.) hervortritt, geht auch von diesen Zeichnungen aus. Am packendsten wirken seine nächtlichen Straßenbilder mit jenem schauermärchenhaften Grauen in den schwarzen Winkeln oder auf den fahl beschienenen Flächen der erschreckend kahlen Häuser, aber auch von seinen Gestalten geht jener seltsame Reiz aus, den wir an Menschen empfinden, vor denen wir uns ängstigen ohne doch etwas Bestimmtes anführen zu können. Noch anziehender sind seine jüngst erschienenen Illustrationen zu Hauffs Märchen, die wunderschön ausgestattet im gleichen Verlag herausgekommen sind. Die Menge Katzen, die alle erhobenen Schwanzes zum Hause der Frau Ahavzi eilen, der kleine Muck vor den drei Hofbedienten neben der hohen, breitblättrigen Staude, der hartherzige Peter auf der Hand des Riesen, Said auf dem Delphin, der Jude Abner vor dem Sklavenaufseher, der Zwerg Nase mit der Gans im Park sind höchst reizvoll, und Labakans Ritt über die Brücke oder die Zeichnungen zur Höhle von Steenfoll verraten in der sicheren Komposition einen bedeutenden Fortschritt über die früheren Werke hinaus. Auch zeichnerisch sind die Hauff-Illustrationen besser als die früheren Werke.

Wie weit sich jüngere Kräfte, wie Preetorius, Christophe u. a., aus der rein dekorativen Art der Zeichnung zu wirklichen Illustratoren auswachsen werden, müssen wir abwarten. Wenn das Bewußtsein vom besonderen Werte illustrierter Bücher, das in Frankreich und England durchaus nicht nur bei luxuriös veranlagten Bibliophilen vorhanden ist, auch bei uns wieder erwacht, wenn auch das Volk wieder zur Freude am illustrierten Buch kommt, die es noch vor siebzig Jahren hatte, so werden wir sicher ausgezeichnete Leistungen bekommen. Das Stoffgebiet ist ja groß genug, wer schenkt uns z. B. einen neuen Don Quijote, oder einen Ariost, wer

Digitized by Google

illustriert unsere Volksbücher neu? Und noch ein Gutes wird die Verbreitung der Illustration bringen, man wird die Bücher, auch wenn sie mehr als ein Ullstein-Band kosten, kaufen, denn ein illustriertes Werk muß man besitzen, um Freude daran haben zu können, und damit werden wir zu neuer Wertschätzung des eigenen Buches überhaupt gelangen.

Dr. R. Schacht.

Goethe und der Katholizismus.

In seinem letzten Stundenheft*) hat Wilhelm Bode, der Weimarer Schriftsteller und Goetheforscher, Texte und Stimmen zu einem Thema gesammelt, das als ein Teilstück der großen Frage „Goethe als religiöser Charakter" Aufmerksamkeit und Beachtung verdient. Er hat die Schätzung Goethes im Katholizismus und die Schätzung des Katholizismus bei Goethe durch Beiträge aus fremder und eigener Feder erhellt, Unbekanntes hervorgezogen, Bekanntes bequem zusammengestellt.

An erster Stelle spricht der Franziskaner Expeditus Schmidt über die Katholiken und Goethe. Es ist ein programmatischer Aufsatz mit historischen Seitenblicken. Ein Aufsatz, der sich durch Ruhe und Sachlichkeit, Umsicht und Ueberblick empfiehlt Schmidt ist frei genug, um die Reserve, mit der man, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen, Goethe, sein Leben und sein Werk, auf katholischer Seite im günstigsten Falle empfindet, zuzugeben. Er geht noch weiter und verdeutlicht diese Haltung als die folgerichtige Entwicklung des katholischen Prinzips, das, einmal anerkannt, in der Tat so wirken und alle Schätzungen der unbedingten Anerkennung der Kirche und der in ihr pulsierenden Gotteskräfte rücksichtslos ein- und unterordnen muß.

Diese Empfindung teilt übrigens der Katholik mit dem frommen, dezidierten Protestanten alten und älteren Stils, und beide können in ihrer Reserve höchst respektable Erscheinungen sein. Wer wirklich ein Absolutes empfindet, das sich raumzeitlich begrenzen läßt, wie der ernste Katholik in seiner Kirche und der ernste Protestant der älteren Ueberlieferung im Evangelium und Schatz der reinen Lehre, handelt nur reinlich und konsequent, wenn er das Unbedingte, das ihn hier bindet, scharf und pünktlich unterscheidet von jeder bedingten Offenbarung menschlichen Wesens und menschlicher Art. Und es ist immer noch größere Kraft, sich im sicheren Gefühl eines Unbedingten abzugrenzen und einzuschließen, als mit den ewig Schrankenlosen in ewiger Unbestimmtheit zu leben und schließlich im Bedingten unterzugehen. Die protestantische Kirche, im ganzen und großen, steht noch heute auf diesem Punkt und ist in ihrer Stellung zu Goethe äußerlich kaum von der deutsch-katholischen Kirche unterschieden.

*) Wilhelm Bode, Stunden mit Goethe, IX. Band, 3. Heft. Berlin, Mittler 1913. Preis 1 Mk.

Digitized by Google

Aeußerlich. Innerlich scheint mir doch ein starker Unterschied zu bestehen. Schmidt deutet selbst diesen Unterschied an. Er folgt aus der Trennung von Leistung und Leben, Werk und Mensch, die dem Katholiken aus seiner Kirche vertraut, dem Protestanten fremd, ja, wo es sich um die Seele handelt, eigentlich unerträglich ist. Der Katholik ist durch die Lehre vom Priestertum dazu erzogen, den objektiven Gehalt einer Leistung ganz abzutrennen von der Person, von der die Leistung ausgegangen; er ist, um es schroff zu sagen, imstande, das Werk zu lieben und den Menschen zu hassen oder mindestens abzulehnen. Wir Protestanten können das nicht, oder sollten es wenigstens so nicht können. Sicherlich findet solche Trennung auch unter Protestanten oft genug statt, und sie wird sich auch nie ganz umgehen lassen, wo ein Leben so reich an Entfaltungen und Gegensätzen ist, wie bei Goethe. Aber es kommt darauf an, wo die Trennung einsetzt, ob im Zentrum oder an der Peripherie. Steht sie am Anfang, so ist sie in jedem Falle ein unprotestantisches Prinzip. Schätzen im protestantischen Sinne heißt von innen nach außen denken, heißt das Aeußere durch das Innere deuten, nicht das Aeußere vom Inneren trennen. Wenn also, um ein Beispiel zu gebrauchen, die Reinheit der Iphigienendichtung auf protestantischer Seite empfunden wird, so wird die Reinheit des Iphigeniendichters auf dieser Seite mitempfunden, und zwar grundsätzlich, nicht nur tatsächlich: was einen großen Unterschied macht.

Auch wird es selbst einem Altprotestanten immer noch eher möglich sein, in einem großen Menschen mit großen Fehlern und größeren Begnadungen den göttlichen Funken zu empfinden, als einem Katholiken der Gegenwart, dem für solche Empfindungen grundsätzlich die Heiligen seiner Kirche vorgeschrieben sind. Die Freiheit, das Göttliche still und rein und ohne lärmenden Heldenkult in höheren Menschen anzuschauen, ist die Kraft, die den Neuprotestantismus, den zukunftsfähigen Neuprotestantismus vom Altprotestantismus unterscheidet und allein unterscheiden sollte. Nicht daß wir das Unbedingte vergessen und uns ans Fließend-Bedingte verlieren, ist der Vorsprung, um den es sich lohnt — er würde ein arger Rücksprung sein —, sondern daß wir das Unbedingte als ein Leben in uns entdecken, das uns erhöht, entschränkt, befreit und uns nach und nach fähig macht, es in abgestuften Graden an allem menschlich Ernsten und Großen dankbar und furchtlos mitzufühlen.

Soweit kann ein Katholik nicht kommen, ohne sich mit seiner Kirche in Widerspruch zu setzen; ob es der protestantischen Kirche gelingen wird, dieser Freiheit den Raum zu schaffen, den jede Freiheit fordern darf, die Vertiefung, Verschärfung des Lebens und nicht Planierung und Zerstreuung ist, wird die Zukunft entscheiden. In jedem Falle muß diese Frage auf protestantischem Boden als eine offene Frage behandelt werden; oder wir sind selbst römisch geworden. An die Möglichkeit freier Goethe-Schätzung innerhalb der protestantischen Kirche glauben heißt von der geistigen Seite her an die Zukunft der protestantischen Kirche glauben.

Digitized by Google

Und warum sollte nur der außerkirchliche Protestantismus eine geistige Zukunft haben?

Wir kehren zur Hauptfrage zurück und lassen uns gern von unserem katholischen Schriftsteller bestätigen, daß das Baumgartnersche Goethebuch, auch in der neuen Bearbeitung von Stockmann, ein jesuitisches Tendenzwerk ist, das nicht sowohl nach literarischen, als nach kirchlich-pädadogischen Gesichtspunkten gearbeitet ist und von hier aus verstanden sein will.*) Ferner ist es uns lehrreich zu hören, daß der Kulturkampf eigentlich schuld daran sei, daß Goethe in der katholischen Kirche heute noch so wenig erkannt ist. Nur wird es erlaubt sein zu bemerken, daß dieser Kampf nun so weit zurück liegt, daß die Erkenntnis reifen könnte und daß es Zeit wird, daß sie reift, wenn die Begründung durchdringen soll.

Und noch ein Letztes. Wenn Schmidt bemerkt, daß die bekannte Aeußerung Goethes, nach der sich Fausts Erlösung durch das Zusammenwirken der eigenen Kraft und der hinzukommenden göttlichen Gnade vollzieht, nur der katholischen Anschauung entspreche, so ist das richtig und doch so falsch, daß es nicht unbemerkt bleiben darf. Es ist unzweifelhaft wahr und richtig, daß die Aufteilung des Erlösungsprozesses in ein göttliches und ein menschliches Handeln, vom religiösen Standpunkt betrachtet, katholisch und gänzlich unprotestantisch ist. Das protestantisch-religiöse Bewußtsein schreibt hier dem göttlichen Eingreifen alles, dem menschlichen Vermögen gar nichts zu. Es leugnet jeden menschlichen Anteil an dem Reinigungswunder der Religion, und zwar mit einer Entschiedenheit, die nie zu bestimmt, zu entschieden sein kann. Das neue Verständnis der Religion steht und fällt mit dieser Empfindung. Darum ist es noch heute unmöglich, an diesem Punkte herumzukorrigieren, ohne das Tiefste preiszugeben, was wir der Reformation verdanken; und wenn ein milder, moderner Protestantismus sich hier zu Konzessionen entschließt, so führt er uns, ohne es zu wissen, hinter die Reformation zurück. Die Reformation hat den Begriff der religiösen Leistung, von dem das katholische Denken ausgeht, furcht- und rücksichtslos zertrümmert, und wenn etwas groß ist in ihrer Erscheinung, so ist es die zähe Energie, mit der sie den Kampf hier aufgenommen und bis ins Aeußerste durchgekämpft hat. Die Reformatoren haben gesehen: Religion ist Gottbegnadung, und sie haben weiter gesehen, daß der Gedanke der Gottbegnadung, ernsthaft, tief und gründlich erfaßt, keine Einschränkungen oder Halbierungen zuläßt, daß man ihn entweder ganz oder gar nicht denkt. Religion ist, daß wir Beschenkte sind und, in der Anschauung dieses Beschenktseins, uns mit unserer Gott-

*) Ich bemerke ausdrücklich, daß der Verfasser den Ausdruck „Tendenzwerk" aus naheliegenden Gründen vermieden hat; aber indem er die kirchliche Pädagogik zur Entlastung des Buches aufruft, führt er eben den Faktor ein, den wir als Tendenz empfinden und bei einer rein literarischen Schöpfung nicht zulassen.

Digitized by Google

ähnlichkeit gegen den Reichtum, der uns zuteil ward, als Bettler und Toren empfinden können.

Es ist nicht jedermanns Ding, so tief in die letzten Bezüge des Lebens zu dringen. Aber es ist auch nicht jedermanns Ding, sich da am freiesten zu fühlen, wo die große Abhängigkeit herausbricht, die alle kleinen Unabhängigkeiten, alle menschlichen Freiheiten verschlingt. Die meisten Menschen werden unfrei, wenn sie sich abhängig fühlen sollen; einige werden um so freier, je abhängiger sie sich fühlen — dürfen. Und am freiesten da, wo sie ganz abhängig sind. Die meisten Menschen kennen nur das eine Leben, das wir machen; einige kennen ein zweites Leben, ein größeres Leben, das uns macht, und wissen, daß das Leben da anfängt, wo dieses zweite Leben beginnt. Die meisten begnügen sich mit dem Willen, mit dem man sittlich leben kann; einige haben hineingesehen in eine letzte Dimension, die weit, weit über dem Willen liegt, wo die sieben Seligkeiten der Seele und die reinen Keime des Lebens wohnen, die kein Verstand der Verständigen dichtet und keine Tat der Tätigen hervorbringt. Und eigentlich wissen wir ja wohl alle, daß das Leben, je höher hinauf, um so unfreiwilliger wird; aber es nun so rund zu sagen, so unbefangen auszusprechen, wie es erlebt und erlitten wird — dagegen sträubt sich das Freiheitsgefühl. Vielleicht doch nur aus Unachtsamkeit. Vielleicht nur, weil es zwei Dinge verwechselt, die nicht scharf genug unterschieden werden können: das glückliche Leben, das wir, in gewissen Grenzen, immer in unseren Händen tragen, und das selige Leben, das uns in seinen Händen trägt. Jeder ist seines Glückes Schmied; aber noch keiner hat sich die Seligkeit geschmiedet: sie muß ihn finden, oder er findet sie nie.

Wenn sie ihn aber gefunden hat und er ihrer nicht unwürdig ist, wird er, nach dieser großen Begegnung, tapferer, tätiger, tüchtiger sein, als je zuvor, und in der Energie des Handelns hinter keinem zurückbleiben wollen. Jede Bewegtheit wirkt fort als Bewegung, und es versteht sich, daß die größte Bewegtheit die größten Bewegungen hervorbringen muß. Das führt auf den zweiten, entscheidenden Punkt. Der Katholizismus irrt, wenn er glaubt, das Goethesche Wort bedingungslos für sich beanspruchen zu können. Als Aussage über die empirische Religion ist es so protestantisch wie möglich. Die Reformatoren haben verlangt und scheiden sich mit diesem Verlangen von jedem faulen Mystizismus, daß der gottbegnadete Mensch im höchsten Grade tätig sei. Wenn wir der Liebe, die uns zuerst geliebt hat, Gegenliebe schuldig sind, so wird diese Gegenliebe frei — nicht in müßigen Kontemplationen, sondern in der Bereitschaft, den Brüdern zu dienen und sich selbst mit den Kräften hochzubringen, die der neue Sinn und die neue Fühlung unserer innersten Existenz notwendig aus sich erzeugen müssen. Die Reformation hat die religiöse Leistung vertilgt; aber indem sie sie vertilgt hat, hat sie die religiöse Arbeit entdeckt, die alle formalen Kräfte der religiösen Leistung in sich enthält, nur losgelöst von der beschränkten Empfindung, als ob die Anspannung dieser

Digitized by Google

Kräfte einen Anspruch an Gott begründen könne. Nicht, daß wir etwas von Gott erwarten, ist der Sinn der Arbeit im Protestantismus, sondern das begleitende Bewußtsein ist dies, daß Gott etwas von uns erwartet, nachdem er uns über alles Erwarten über uns selbst hinausgehoben.

Dann aber ist auch Goethes Wort gut protestantisch; denn es müßte erst erwiesen werden, daß er hier in der strengen Sprache der Theologen und Dogmatiker spricht, ehe man ihn, wegen dieses Wortes, für das katholische Dogma in Anspruch nimmt. Und dieser Beweis ist nicht zu führen, um so weniger, als korrektes dogmatisches Denken niemals Goethes Sache war und er, wie wir wissen, der Selbsttätigkeit in menschlichen und in göttlichen Dingen nur deshalb so große Aussichten eröffnete, weil er wußte, er hatte sich selbst nicht gemacht, und weil er wußte, daß die schöpferischen Kräfte wie freie Kinder Gottes sind, die zu uns kommen und sagen: da sind wir! —

In einem zweiten Aufsatz spricht Hugo Lämmerhirt über Goethe im katholischen Gesangbuch. Anknüpfend an die bemerkenswerte Entdeckung, daß das erste Wanderer-Nachtlied: „Der du von dem Himmel bist" von 1812—1873 im Bremischen Gesangbuch gestanden hat, teilt er aus dem katholischen Gesangbuch des Münchener Freiherrn von Mastiaux eine Ostermette mit, in der die Osterchöre des Faust mit geringfügigen Abstrichen und Aenderungen verwendet sind und zusammen mit versifizierten Stücken des 94. Psalms ein feierliches und würdiges Ganze bilden.

Der Versuch des Freiherrn von Mastiaux stammt aus der Zeit der ersten kräftigen Bemühungen um deutsch-katholische Kirchenfeiern, als deren bescheidenen Ertrag man die deutschen Gesangbücher der katholischen Kirche bezeichnen kann. Das Gesangbuch des Freiherrn von Mastiaux ist 1810/11 erschienen und mehrmals aufgelegt worden, so daß Goethes Chöre in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in bayrischen Kirchen vielfach beim Frühgottesdienst des Ostersonntags gesungen worden sind. Heute singt man sie längst nicht mehr. Und wenn die katholische Kirche einst Goethesche Chöre geduldet hat: „von dem eigentlichen Goethe und seinen eigensten Gesinnungen hat sie sich nichts angenommen." „Sie schließt unsere großen Dichter von ihrer Sphäre aus."

Das tut die protestantische Kirche doch wohl nicht. Freilich, auch sie hat Goethe nicht in ihr Gesangbuch aufgenommen, aber sein Bestes in ihre Gesinnung, in ihre Predigt — hoffentlich! Und Gesinnung ist mehr als Gesang und Gesangbuch.

Ein letzter Aufsatz Wilhelm Bodes macht uns kurz mit den bedeutendsten Katholiken bekannt, denen Goethe begegnet ist, denen er nahe und näher trat und deren Bilder dem Büchlein beigegeben sind: der Freiherr von Dalberg, die Fürstin Gallitzin in Münster, Friedrich Leopold Graf von Stolberg und Sulpiz Boisserée, der vortreffliche Kenner altdeutscher Kunst und die hervorragendste Kraft von katholischer Seite, die in Goethes späteres Leben hineingewirkt hat. Es ist der Mann, gegen den sich Goethe

Digitized by Google

noch zuletzt als Hypsistarier bezeichnet hat und der überhaupt auf das Religiöse in Goethe wohltätig und förderlich eingewirkt hat. Seinem Einfluß ist indirekt auch das Rochusbild zu danken, das Goethe Anfang 1816 für die Bingener Kapelle entworfen hat und das, in der Bearbeitung von Heinrich Meyer und Ausführung von Luise Seidler, noch heute in der Bingener Kirche zu sehen ist. Eine hübsche Abbildung ist beigegeben. Man sieht den Heiligen, wie er, schreibend, voll tätiger Milde und Menschenliebe, die letzten Goldstücke seines Beutels vor einem bettelnden Kinde ausausschüttet — einer, der Menschen froh machen will, wär's auch zunächst nur mit vergänglichem Glück: Religion die Erscheinung der schenkenden Liebe, die sich freut, daß sie schenken darf, und nicht fragt, für wie lange sie schenkt, da sie für jedes neue Verlangen neue Güter und Gaben bereit hat.

Besonders wertvoll sind die Erinnerungen an die Fürstin Gallitzin, die Goethe im November des Jahres 1792 in Münster gesehen hat. Er hat die Begegnung in die „Kampagne in Frankreich" aufgenommen, und die Worte, die er hier für sein eigenes Verhältnis zur Religion gefunden, sind so echt, so eigen und schön, daß sie den Abschluß bilden sollen.

Man hatte die Fürstin vor Goethe gewarnt. Sie solle sich nicht betrügen lassen. Er könne alles und könne sich auch gelegentlich so fromm stellen, daß man ihn für religiös, ja für katholisch halten könne.

Dazu Goethe, mit merklicher Betonung, der Fürstin frei und bestimmt ins Gesicht: Ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte; mir fällt nicht schwer, mit einem klaren, unschuldigen Blick alle Zustände zu beachten und sie wieder ebenso rein darzustellen. Jede Art fratzenhafte Verzerrung, wodurch sich dünkelhafte Menschen nach eigener Sinnesweise an dem Gegenstand versündigen, war mir von jeher zuwider. Was mir widersteht, davon wend' ich den Blick weg, aber manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in seiner Eigentümlichkeit erkennen: da zeigt sich denn meist, daß die anderen ebenso recht haben, nach ihrer eigentümlichen Art und Weise zu existieren, als ich nach der meinigen.

„Ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte." Dieses Bekenntnis liefert den Schlüssel zu Goethes ganzer Religion. Wer Goethes Religion enträtseln will, muß es mit diesem Schlüssel versuchen.

Heinrich Scholz.

Eine neue „Volksausgabe" von Goethes Werken.

Eine solche hat jetzt, im Verlage von Hesse & Becker, Leipzig, Eduard Engel veranstaltet in 18 Bänden, die übrigens in nur fünf nicht allzu starke und noch handliche Bände zusammengebunden sind. Der Preis von 8 Mark für diese 5 Bände in Leinwand, mit etwas teuereren Abstufungen bei noch gewählteren Stoffen des Einbandes, ist natürlich so lockend wie möglich.

Digitized by Google

Eine „Volksausgabe“ der Goetheschen Werke ist in Wahrheit ein Gedanke, an den sich viel mehr Schwierigkeit anhängt, als man es zunächst ahnt. Eduard Engel hat sich mit der Herstellung einer solchen Ausgabe als einem Lieblingsgedanken lange getragen und ihn aufs fleißigste vorbereitet, hatte ihn aber fallen lassen, als er von dem bevorstehenden Erscheinen des sog. „Volks-Goethe“ hörte, den die Goethe-Gesellschaft im „Insel-Verlag“ (Leipzig, 1911) herausgebracht hat. Hinterdrein hat er nun aber ersehen, daß diese Ausgabe auf ganz anderen Grundsätzen aufgebaut ist, als die er selbst immer für die wichtigsten gehalten hatte, und bietet nunmehr seine Gegenausgabe, zu der durch das Entgegenkommen der Verlagshandlung zufällig auch aufgefordert zu werden er noch das besondere Glück gehabt hat. „Geld“ ist für Wertpapiere und Manuskripte immer ein viel angenehmerer Kurs als „Brief“.

Eduard Engel bietet jedenfalls eine Ausgabe, die vorzüglich zu nennen ist, aus drei Gründen: erstens wegen der äußerlichen Seite ihrer Aufmachung und ihres Preises, zweitens wegen der Einleitungen oder Vorbemerkungen zu den einzelnen selbständigen Stücken; der aus seiner deutschen Literaturgeschichte und noch mehr aus seinem Werke „Goethe, der Mann und das Werk“ bekannte hervorragende Goethekenner hat diese Einleitungen (und so auch die allgemeinen biographischen, ferner auch die erklärenden Anmerkungen) nach Inhalt und nach Maß in bester Sachkenntnis und taktvollster Ueberlegung von Fall zu Fall behandelt; drittens, weil die ganze Arbeit, die er dabei geleistet hat, auf das fühlbarste mit der Liebe zu der großen Persönlichkeit und der großen Sache durchtränkt ist, und er Schritt für Schritt in Tausenden von Einzelentscheidungen, ob aufzunehmen oder nicht, die Sorgfalt und Geduld bewährt hat, die innerste Stimme seiner Gesamtstellung zu seiner Aufgabe immer wieder aus den Erwägungen für und wider, gleichsam als die letzte Resultante, hervorzulocken.

Eine „Volksausgabe“ von Goethe ist nun aber, doch, wie oben gesagt, ein mit manchen Fragen und Bedenken belastetes Werk. Was ist in diesem Falle der Sinn von „Volk“? „Goethes Werke sind nichts fürs Volk“ — das ist ein altes, nicht unbegründetes Urteil. „Das Volk“ wird dabei gedacht als der große Haufe der „kleinen Leute“ von ehemaliger Volksschulbildung, der Kleingewerbetreibenden in Stadt und auf dem Lande und der bäuerlichen Bevölkerung. Eine für diese verständliche und passende Auswahl aus Goethe dürfte noch längst nicht den zehnten Teil der Engelschen ausmachen. Anders dürfte die Sache schon werden, wenn man die vielen Hunderttausende der Industriearbeiter hinzuzieht. Diese, seit Jahrzehnten in den großen Kampf für Hebung ihrer Lage hineingezogen, sind dadurch beträchtlich geweckt und gewitzigt, und geistige Interessen sind in vielen von ihnen schon mehr als bloß aufgedämmert. Die außerhalb der großen Hauptpartei der Arbeiter in anderer Zusammenfassung nach demselben Ziele streben, wie die christlichen Arbeitervereine, erleben an sich durch dieses ihr

Digitized by Google

Streben eine ähnliche Schulung. Und nun kann ja, in der Liebe und Erkenntnis der Goetheschen überragenden Größe im gesamten deutschen Schrifttum, das Verlangen erwachsen, dem „Volke“ — nicht, wie es schon ist, sondern wie man wünscht, daß es werden möchte, und hofft, daß es werden könnte — den Goethe als Nahrung zu bieten. Werden kann geistigerweise in unserer Zeit aus dem „Volke“ schon etwas ganz anderes, als es jemals gewesen ist, teils weil, auch aus Ehrgeiz, ein Bildungstrieb in ihm entzündet ist, teils weil Bildungsmittel ihm viel wohlfeiler als je geboten werden können, teils endlich, weil in den höheren Schichten der Nation ein vielfaches Interesse erwacht ist, das Volk allmählich durch eigene Betätigung Höherstehender für diesen Zweck zu höherer Bildung emporzuziehen. In der Idee eines „Volksgoethe“ ist dann offenbar auch der Gedanke enthalten, daß Goethe selbst, in passender Auswahl dem Volke in die Hand gegeben, allmählich in dieser Richtung wirken soll. Da müßte denn freilich in einer gänzlich neuen Anordnung des Lehrstoffes der Gesichtspunkt des Aufstieges vom Leichteren zum Schwereren maßgebend werden.

Eine so große Auswahl wie die der 18 Engelschen Bände würde aber auch dann noch längst nicht herauskommen. Es ist nicht auszudenken, daß, was in dem angegebenen Sinne „Volk“ ist, eingeschlossen was durch Fortschritt aus ihm werden könnte, zu Leuten, die den Goethe systematisch studierten, emporwachsen könnte. Goethes Werke sind dazu viel zu sehr aristokratischer Geisteshöhe entwachsen, und auch wo er sich, wie z. B. in den Volksszenen des Egmont und in einem großen Teil des Götz v. Berlichingen, wunderbar in die Volksseele hineingedacht hat, nimmt das Volkstümliche doch an der dichterischen Idealisierung alles Stoffes und an dem Eingeordnetsein in künstlerische Zwecke teil. Leute aus dem Volk, die sich vorgesetzt hätten, der Darbietung aus Goethe, wie sie ihnen in die Hände gegeben ist, gewissenhaft zu folgen, würden, bis auf die wenigen Ausnahmen, wo wunderbarer Mutterwitz mit ihrem Bildungsgange und ihrer sozialen Stellung kontrastierten, wirklich verdreht werden, weil Wollen und Können gar nicht in Einklang bei ihnen zu bringen wären, gleichwie unmusikalische Veranlagungen sich vergeblich um musikalische Leistungen bemühen.

Es kommt noch Eines hinzu. Was dem Volke der Gegenwart in Wahrheit am allermeisten fehlt, das ist, wonach es an und für sich den natürlichsten Drang hat, eine ihm verständliche wohl geordnete Systematik der menschlichen Dinge, des Sinnes des Lebens, wie sie ihm einst in dem Katechismus vorlag. Katechismusunterricht hat es auch noch heute in der Jugend erhalten, wo nicht der Zeitgeist zufällige Durcharbeitungen biblischer Stoffe vorgezogen hat; aber eine für das Leben andauernde Ueberzeugungskraft ist meist aus dieser Mitgift gewichen und hat so diese selbst entwertet, weil soviel aus der Kritik in den oberen Regionen auch dem Volke ange-

Digitized by Google

flogen ist, daß es sich sagt: „das mag ja alles recht schön sein, aber sein tut es in Wirklichkeit doch nicht so, es ist noch niemand aus dem Jenseits wiedergekommen, der uns von ihm erzählen könnte". Hier wäre die erste Lücke in der Volksbildung auszufüllen, und der Ersatz, der in dieser Beziehung zu geben wäre, würde bei weitem der allerwichtigste sein. Nun ist zwar auch Goethe der Träger eines großen und vielleicht auch dem Volke verständlich zu machenden Lebenssystems, aber er ist es im wesentlichen als Dichter, er schafft auf dessen Hintergrunde oder in dessen Rahmen, er exponiert es nicht ausdrücklich, nicht in genauer Verkettung seiner Teile. Die Hilfe in den nächsten Nöten kann Goethe also dem Volke nicht angedeihen lassen, das eigentliche Rückgrat in eine höhere Bildung des Volkes schwerlich einsetzen.

Im Jahre 1913 merkt man auch sehr besonders stark, daß Goethes Grundgesinnung durchaus anders ist als die, die sonst als die wichtigste und edelste gefeiert wird, die vaterländische und völkische, übrigens auch, daß diese ebenso wesentlich verschieden ist — nach einer anderen Seite hin — gegen die wirklich, streng und eigentlich christliche. Es ist vielleicht nicht unmöglich, alle drei miteinander zu vereinen, aber nur so, daß dann jede viel von der Vollkraft, die sie in ihrer Einseitigkeit hat, würde abgeben müssen. Aber, wie es jetzt geschieht, diese drei Gesinnungsarten von drei Seiten ruhig über den Plan loszulassen und es dem Volke zu überlassen, wie es sich in so unstimmigen Elementen zurechtfinden soll, das heißt doch nicht, die jetzige geistige Verworrenheit lichten. Da müßte erst eine Predigt vorangegangen und zu allgemeiner Wirkung gekommen sein, die ohne alle Schönrednerei, in schlichtester Wahrhaftigkeit und hüllenloser Ehrlichkeit den wahren Stand der Widersprüche, wenigstens Unausgeglichenheiten unseres gegenwärtigen Lebens, darlegten und die Ansprüche und Rechte aller drei richterlich abwöge. Wenn das vollbracht und in die Erkenntnis des Volkes eingeführt wäre, dann würde die Muse, der die Leitung nicht in die Hand gegeben ist, in der Begleitung nunmehr sicher geleiteter Menschen ihres wahren Berufes herrlich walten können.

Und noch eine Frage: Wollen wir „dem Volke" Goethe — zu lebenslangem ausgiebigen Gebrauch, wie es gedacht ist — in die Hand geben zu dem Zwecke, daß es durch Goethe Welt und Leben tiefer verstehen lerne und durch neue geistige Freuden den Wert seiner Existenz erhöhe, oder zu dem Zwecke, daß es sich in die große Persönlichkeit Goethes und seine großen Werke immer allseitiger einlebe und vertiefe? Ganz offensichtlich ist das erste die Hauptsache. Denn Welt und Leben umfängt alle Geschlechter; Goethe ist doch nur Eine bestimmte Person, die einer bestimmten Zeit angehört hat und deren Persönlichstes vielen Geschlechtern nach ihm zum Aneignungsversuch als ein wesentliches Stück ihres geistigen Seins aufzudrängen man schwerlich eine günstige Aussicht, vielleicht nicht einmal ein Recht hat. Dennoch ist er ja wirklich eine ganze Welt im kleinen, wie so leicht kein zweiter unter den ganz Großen, er hat allen Inhalt des Mensch-

Digitized by Google

lichen dauernd in sich gehegt oder doch durch seine Person tief verarbeitet hindurchgehen lassen. So ist es wohl begreiflich, daß, was an sich das zweite ist, für die eigentlichen Liebhaber Goethes zum ersten werden kann.

Die Engelsche Goethe-Ausgabe zeigt sich aufs stärkste von dem Gedanken beherrscht, daß nichts fehlen dürfe, was irgendwie das Wesen Goethes beleuchte, irgendein Stück seiner Eigenart zum Ausdruck bringe. In der Erwägung, was dem Gedanken an Goethe und was dem an „das Volk" zu geben sei, hat Engel offenbar den Gedanken an Goethe weit bevorzugt. Er hat es in seiner Goethe-Liebe nicht ertragen können, daß in der Inselverlags-Ausgabe so sehr viel fehlte, was er persönlich nie an seinem Goethe-Bilde vermissen möchte, wichtige Gedichte dutzendweise, die meisten Sprüche in Vers und Prosa, der Reinecke Fuchs, die römischen Elegien usw. usw. Engel hat recht: ohne das alles eine Goethe-Ausgabe? Nein, das geht ja nicht. Aber mit einer Goethe-Volksausgabe ist das etwas ganz anderes. Dem „Volke", dem man zuerst den Goethe zugänglich machen will, kann man doch nicht sogleich den ganzen Goethe (mit Abzug selbstverständlich alles Fachmännischen und auch alles offensichtlich Minderwertigen, wie z. B. der meisten Gelegenheitsverschen für Stammbücher) aufpacken wollen. So stellt sich heraus, daß Herrn Prof. Engel für seine große, weitschichtige Arbeit der Sonderung des dem „Volke" zukommenden Teiles des gesamten Goetheschen Schrifttumes sich ein ganz anderer Begriff „des Volkes" festgesetzt und zugrunde gelegt haben mußte, als den wir oben zunächst voraussetzen zu müssen geglaubt hatten. In der Tat sagt er sogleich auf Seite 1 seiner „Vorbemerkungen", „das deutsche Volk" sei von ihm gedacht im weitesten Sinne dieses Wortes als die Weniggebildeten, die Mittelgebildeten und die Höchstgebildeten. Der Gegensatz zum Volke sind ihm die Gelehrten, insonderheit die Goethe-Philologen.

Nun fällt auf diese Goethe-Ausgabe ein ganz anderes Licht. Wir hatten zuerst denken müssen an den Gegensatz des „niederen" Volkes und der „Gebildeten" und hatten unwillkürlich daraus große Schwierigkeiten für die Verwirklichung der Idee eines Volks-Goethe aufsteigen fühlen. Für diesen wäre die „Inselverlags-Ausgabe" mehr auf dem rechten Wege gewesen, nur daß auch diese sodann noch viel zu viel bot. Jetzt aber finden wir an Stelle eines Grundbegriffes, der zu Unlösbarkeiten führen mußte, als Engels Voraussetzung einen anderen in den ganzen Plan eingesetzt, der uns allen eine höchst erwünschte Goethe-Ausgabe bietet, der der Goethe-Liebe keine schmerzlichen Verzichtleistungen zumutet und der uns doch von einem großen Ballast des Ueberflüssigen befreit. Nur bleibt die Frage, wie soll es dann mit dem Gedanken eines Volks-Goethe für das „niedere Volk" stehen? Nun, zunächst wird es auch in diesem begabte und strebsame Naturen geben, die aus innerem Drange den Weg zu diesem Engelschen Goethe finden werden und die an ihm viel Freude und Nutzen haben können. Keinen Schaden werden sie haben, wenn sie als ein Stück ihrer guten Begabung zugleich den gesunden Takt besitzen, das, wovon sie fühlen,

Digitized by Google

daß es für sie zu hoch ist, einstweilen fallen zu lassen; und die allgemeine Stimme, welches die Hauptschöpfungen Goethes sind, wird ja auch zu ihnen dringen. Wollte man aber von dem Begriff eines eigentlichen „Volks-Goethe" einmal ohne jede Selbsttäuschung Anwendung machen, dann sollte man sich für das erste halbe Menschenalter begnügen mit einer einbändigen Ausgabe, die die Gedichte mit sehr weitgehender Ausscheidung, außerdem den Götz von Berlichingen, Hermann und Dorothea und die allerschlagendsten und verständlichsten Sprüche in Vers und Prosa enthielten, vielleicht noch, mit recht volkstümlich gehaltenen Erklärungen, den Egmont und den ersten Teil des Faust. —

Vorzüglich zu rühmen ist an E. Engels Ausgabe noch, daß sie auch den „Urfaust" bringt, und zwar in einer dem Bedürfnis des Lesers sehr entgegenkommenden Weise unter den Text des ersten Teiles gesetzt; übrigens mit Recht diese Dichtung auch einmal zur Probe und zur Erhöhung des Eindruckes von etwas ganz Ursprünglichem in Goethes Urorthographie, während Rechtschreibung und Interpunktion sonst natürlich durch die ganze Ausgabe hindurch die gegenwärtig übliche ist. Sehr glücklich ist ferner der Gedanke, daß in einer Goethe-Ausgabe auch eine Auswahl aus den Briefen, den Tagebüchern und den Gesprächen nicht fehlen sollte; diese Auswahl füllt bei Engel den größten Teil der beiden letzten Bände, in Summa ungefähr 300 Seiten. Auch die Zeittafel für Goethes Zeitalter, Leben und Werke (Bd. 18, [S. 168—182]) ist eine höchst dankenswerte Zugabe.

Die „Laune des Verliebten" und die „Mitschuldigen" fehlen, die beiden ersten Dramen Goethes! Aber die Absicht, sie fehlen zu lassen, ist gerade für E. Engels Auffassung sehr charakteristisch. Konnte er sich überall nicht entschließen, auch unscheinbare Stückchen vom wahren und echten Goethe fallen zu lassen, so ist er hier leichten Herzens ganz strenge: denn der Dichter dieser ersten Dramen war ja noch gar nicht zu sich selbst erwacht, er war noch gänzlich befangen in den Banden einer französischen Kunstüberlieferung, die zu zersprengen dann sein „Götz" eine noch gewaltigere Tat war als Lessings Kritik und Dramatik von derselben Tendenz.

Am Druck ist es mir persönlich eine herzliche Freude gewesen, daß die Lettern keinerlei der ganz überflüssigen und verdrießenden modernen Abänderungen von ihrem guten alten Typus aufweisen.

Prof. Dr. Max Schneidewin.

Pierrot im Schnee. Von Henriette Riemann. 2. Tausend. Berlin 1913. Erich Reiß Verlag.

Mit wirkungssicherer schriftstellerischer Kunst werden bestimmte Krankheitserscheinungen des modernen Menschen, der modernen Gesellschaft gezeichnet; mit scharf eindringender psychologischer Beobachtung und mit einer Poesie, die Stil und die eine gewisse Größe hat.

Digitized by Google

Das Buch ist eine Abrechnung mit dem geistreich-hohlen, glänzend-wertlosen Wesen herzenskalter, dekadenter Naturen, die auf die Lebenserscheinungen anstatt mit warmer, junger Erlebniskraft mit kaltem, spottendem Intellekt antworten; die, obwohl stärkste Arbeiter, nicht sich noch Anderen Glück schaffen können, — überhaupt nichts *schaffen* können, sondern immer nur zerstören; deren Ich immer nur als Eitelkeit da ist und nie als gesunde Gegenkraft gegen hereinbrechende lockende Einflüsse. Der Held, über den die zerstörenden Kräfte der Verneinung immer mehr Gewalt gewinnen („Es gibt kein Glück" sagt er, „die drei Antriebe menschlichen Handelns heißen Hunger, Unbefriedigtsein, Uebersättigung. Die Freuden, die das Leben bietet, sind Neugierde, Rausch und Arbeit.") der Held geht zugrunde. Das Buch erregt meine Bewunderung. Und dennoch war es mir ein Martyrium, darin weiterzukommen, und ich habe es nicht regelrecht zu Ende bringen können. Das liegt erstens daran, daß die Verfasserin für ihren Helden weder Liebe noch Güte noch Mitleid hat. Sie führt ihn durch seine Sünden und in seinen Untergang mit einer Herzenskälte, die der seinen vollkommen ebenbürtig ist. Ja sie hat eine gewisse grausame Freude an seinen Sünden, an seinen Leiden, an seinem Zugrundegehen. Und zweitens liegt es daran, daß diese unbarmherzige Spiegelung von dekadenten Erscheinungen, die eine Abrechnung sein soll, die Atmosphäre dieser Fäulniserscheinungen auf eine solche Weise in sich hineinzieht, die den Atem benimmt oder vergiftet.

Es gibt zwei Arten, sittliche Fäulniszustände zu schildern. Die eine läßt den Leser miterlebend durch alle Fäulniserscheinungen hindurchgehen und führt ihm das *Gesetz* darin zum Bewußtsein und die Notwendigkeit des Untergangs, — und er *ruht* im Gesetz und in der Notwendigkeit und damit in der Reinheit und Gesundheit, und er wird *stärker* am Willen zum reinen Gesetz. So tut die große, reine Kraft der Wahrhaft-Schaffenden!

Die andere Art belehrt vielleicht zwar (wie hier) den Leser: „Das ist Fäulnis, und ist zu verurteilen", zieht aber dennoch, vielleicht unbewußt, die Atmosphäre der Fäulnis in sich hinein, läßt sie mit einem unbewußten Behagen auf sich und den Leser wirken und führt ihn nicht wie einen Gesunden hindurch, sondern wie einen Angesteckten. Sie schafft ihm nicht Gelegenheit, aus selbstvollem Gleichgewicht Stellung zu nehmen, im Gesetz und in der Reinheit zu ruhen, die eigene Gesundheit freudig zu fühlen und Gesundheit zu *wollen*.

Darin liegt das Geheimnis davon, daß manche Schilderung von dekadenten Erscheinungen gesunde Gegenkraft in uns weckt und manche nicht. Es handelt sich um höchstes Kunstgesetz, — das aber, wie immer die vornehmsten Kunstgesetze, nicht eigentlich im Aesthetischen ruht, sondern tiefer im Urpersönlichen. Da, wo das Aesthetische und Sittliche eins ist.

Digitized by Google

Gleichnisse und Legenden von Hetta Mayr. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Die verfeinerten Kunstmittel des l'art pour l'art: ein sehr bewußter, kunstvoller, sehr gegenständlicher Ausdruck, der sich selbst ungemein wichtig nimmt, eine Sprache, die sich fühlend in die Dinge hineinschmiegt und alles lebendig macht, eine sorgsam tastende Psychologie von höchster Differenziertheit, — diese verfeinerten Kunstmittel und dazu die Seelenart, die der geistigen Strömung entspricht, der jene Kunstrichtung angehört — denn das l'art pour l'art ist ja nicht Laune und Zufall, sondern psychologische Notwendigkeit einer bestimmten Seelenart in unserer Zeit —, sie haben sich in dem Geiste der Verfasserin mit einer Mystik gepaart, die ihre Glut, wie es scheint, der katholischen Kirche entnimmt, und haben in diesen „Gleichnissen und Legenden" reizvolle, seltsame, bizarre kleine Dichtungen geschaffen, die den Menschen schildern, der jenseits von Gut und Böse wohnt, ihn und die Lebensgesetze seiner Welt. Im Grunde gilt es der Verfasserin den allgegenwärtigen Gott. Nun ist es leicht, und ist es in dieser Geistesströmung üblich, den Allgedanken zu feiern, indem man ihn so denkt, daß er die sittliche Verantwortung aufhebt. Da ist Gott eine träumende Weltseele, das All selber etwas wie eine mütterliche Pflanze, und auch die Menschen sind wie Pflanzenwesen und haben nur zu wachsen; Stille und unbewegter Gleichmut sind dieser Menschen höchste Tugend. Lodert es aber in ihnen wie Flammen, so gibt es doch keine Sünde, „die nicht in dieses Gottes Angesicht gezeichnet stünde", und damit ist schon alles vergeben. So zeichnet, im wesentlichen, Hetta Mayr ihre Menschen. Eine ganz andere Welt aber ist es, wenn man den allgegenwärtigen Gott meint in dem Sinne, daß er, der schaffende Geist, die Welt, die er in sich trägt, durch Gut und Böse hinaufentwickelt zu Freiheit und zu Liebe und zu Geist, zum Abbilde seines Geistwesens, und daher vor seinem Menschen mit heiliger sittlicher Forderung steht. Da ist auch keine Sünde, die nicht in dieses Gottes Angesicht geschrieben stünde, aber dort steht sie als Heiligkeit, und zu einer Heiligkeit ist sie eine Forderung an den Menschen. Kraftentfaltung durch Kampf ist hier der Sinn des Lebens. Der Geist des Buches wurzelt in jener ersten Auffassung und hebt sich hinüber, reckt sich inbrünstig hinüber in diese zweite. Es müßte alles noch reicher, noch schlichter, noch quillender, stiller und stärker, noch sonnenhafter sein. Es ist alles noch ein wenig dünn, und kühl, und erarbeitet, manchmal gekünstelt, oft bizarr, — aber dennoch ist an einzelnen Stellen schon ein Leuchten von ganz großer, seltener Art. Besonders in der zweiten der Legenden, „Fides' Pilgerfahrt". Besonders schön und wirkungsvoll gelingt es immerhin der Dichterin, die Weisheit der Kühle und der Ablehnung, die Güte der Ablehnung, wie sie sich als notwendig ergibt im Dasein kühler, stolzer Naturen, herauszuarbeiten.

Aber was versteht die Dichterin unter Legenden? Man darf nicht hin und her schwanken zwischen eigentlicher und gleichnishafter Darstellung!

Digitized by Google

Man darf nicht die Dichtung anfangen wie eine realistische Erzählung und dann sie stückweise ins Gleichnishafte emporschleudern, so daß der Blick plötzlich in eine ganz andere Sphäre muß, und die Erzählung, würde sie weiter realistisch genommen, wüst und wirr und sinnlos würde. (In der letzten schönen Legende, die dadurch die schwächste ist, wirkt das sehr störend.) Man muß sich die eine goldene Linie suchen, auf der die Erzählung zugleich lieblich farbige Erdhaftigkeit behält und zugleich ein Gleichnis schweigender Unendlichkeiten wird, sie muß man suchen — und darauf bleiben.

Rainer Maria Rilke. Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Leipzig, im Inselverlag. 1910. 2 Bde. in Leder geb. 10 Mk., in Pappe 6 Mk.

Man rühmt das bedeutende Werk als den „Roman unserer Zeit". Und in der Tat findet in dem hochinteressanten seltsamen Gebilde, das durch die reife, seltene Kunst seines poetischen Ausdrucks so wundersam anziehend ist und um seines seelischen Gehaltes willen so unendlich abstoßend, — es findet darin eine Seite im Wesen unserer Zeit einen klassischen Ausdruck. Es ist aber Gott sei Dank nur eine Seite! Das Werk ist der Roman des modernen Neurasthenikers, der ohne Kraft der Gegenwehr, ohne den Willen zur Gegenwehr, hilflos preisgegeben ist der ganzen Flut von zerstörenden Einflüssen der Umwelt, — und der immer nur die zerstörenden Einflüsse aufnimmt und ganz taub und unempfindlich ist für alles Bauende, Helfende, Rettende, Nährende, Wärmende, — das es eben doch auch in der Welt gibt. Er könnte das alles nur als lästig empfinden und fühlt sich unendlich viel vornehmer in seiner Seeleneinsamkeit. Wenn man ihm Liebe gab, schon wie er ein Knabe war, verursachte ihm das Pein, und er entzog sich dem. Es ist erstaunlich, wie ganz und gar in dem Buche Gott fehlt! Nicht nur als Name, sondern als Wesen und Wirklichkeit. Alles, was Erneuerungskräfte quillen läßt; was dem Menschen den herrlichen Willen erzeugt, der „über allen seinen Kräften thronen" soll; was das Gewirr von hereindringenden, hindurchschießenden und umhertaumelnden Wahrnehmungen und Eindrücken, Gedanken und Empfindungen zu einer einheitlichen Welt zusammenschließt, zu einem Menschen voll Ichkraft und sittlicher Verantwortung: es ist, als ob der Dichter des Stundenbuches das alles nicht einmal von ferne kennte! Ein Bündel zusammengehäufter Leiden ist sein Held, und die graue Oede seiner Welt wächst ihm zu Häupten, und damit ist's aus. Nirgends ein Trostblick, nirgends ein fester Punkt. Eine wogende Wüste von grauer Oede die Welt.

Es ist die äußerste Not der Seelenvereinzelung, der Seeleneinsamkeit voll Kälte und Hochmut, der kraftlosen Selbstbespiegelung und Selbstzersetzung, der eitlen Seelendürftigkeit im Wesen des modernen Menschen, die in der Zeichnung dieses Helden Gestalt gewinnt. Dabei gewinnt man ihn lieb: unendlich mitleiderregend ist er in seiner Hilflosigkeit, in seinem Abgeschnittensein von allen nährenden Quellen! Man wünscht ihm einen

Digitized by Google

verständigen Erzieher, der ihn lehrt, sich selbst ein Ziel zu setzen damit, daß er sich erzieht; sich selbst zu vergessen, nur auf das Leuchtende zu blicken und es mit allen Kräften zu wollen. — Ach wie fern, wie fern bin ich dem Verständnis des Dichters, wenn ich also wünsche! Denn er feiert diese wehrlose Schwäche, diese hochmütige Kälte, diese eitle Dürftigkeit, feiert sie mit der ganzen unvergleichlich herrlichen Kunst seiner Sprache, mit seinem ganzen überschüttenden Reichtum des poesievollen Ausdrucks, seiner zauberischen Melodienschönheit.

Darin auch ist das Buch ein Zeichen der Zeit, daß es, stolz auf innere Armut, bewußt allen Reichtum in die Form legt. Solche Menschen und ihre Kunstwerke sind wie Kristalle: in der Schönheit der Form unvergleichlich, und innerlich kalt.

Auch das ist Gott sei Dank nur eine Seite im Wesen unserer Zeit, wenn auch eine sehr mächtige.

Der melodische Wohllaut in der Sprache Rilkes macht es, daß seine Dichtung gefährlich lockend ist auch für die, die eigentlich zu seiner Welt nicht gehören. Denn nun ist es doch nicht so, daß es einfach zwei geistige Strömungen gäbe, die einen wären beglückt in kalter Formenschönheit, wollten nicht mehr und könnten nicht mehr, — die anderen suchten quillende Herzenswärme und heilig wollende Ichkraft voll Gegenwehr und Verantwortung. Wäre es so, dann könnte man ja zufrieden sein. Dann suchte und fände wohl jeder das Seine.

Aber junge Menschen, männliche und weibliche, die ganz voll Ehrfurcht und innigem Vertrauen aufschauen zu dem Weltgeheimnis, und Reichtum hoffen und ihn fassen könnten, sie trinken in ihre dem Schönen weit geöffneten Seelen die Dichtungen Rilkes, berückt durch ihren Wohllaut, und trinken Seelendürftigkeit und Herzenskälte mit in sich hinein, merken es nicht, — und werden doch beeinflußt.

„Das Lied von Abelone ist das schönste Gedicht auf der Welt", jubeln sie begeistert und zitieren, schönheitstrunken:

„Sieh dir die Liebenden an,
Wenn erst das Bekennen begann,
Wie bald sie lügen."

Und daß in diesen melodischen Worten mutlose Ungläubigkeit wohnt, ja daß der Geist der Kalt-Negativen, der ewige innere Werte zerstört, darin das Haupt reckt, das merken sie nicht. Sie hören nur die Musik!

Denn das ist das Seltsame und Gefährliche bei Rilke, daß bei ihm Herzensarmut wie Gemütsinnigkeit klingen kann und Oberflächlichkeit ganz wunderbar tief! „Sehet die Liebenden, Wenn das Bekennen begann, Wie bald sie lügen! Wie tief ist das! Nicht wahr? Das schönste Gedicht der Welt!" Man muß intellektuell ganz wach bleiben, um den Sinn dieser Worte zu verstehen; und das Melodische seiner Sprache macht, daß die meisten nicht intellektuell ganz wach bleiben können.

Digitized by Google

Auguste Supper. Die Mühle im kalten Grund. Roman. Verlag Eugen Salzer in Heilbronn.

Dies ist eines starken Menschen schlichtes, schönes, starkes Buch, das in den großen, einfachen Wirkungen der Volkserzählung redet und es dennoch wagen darf, von dem Leisesten, Zartesten und Vornehmsten zu sprechen, was es auf dieser Erde gibt: von den heimlichen, schweigenden Schmerzen einer feinen Frauenseele, die sich an einen viel gröberen Mann gebunden sieht. Fast vergehen muß sie in ihrem Leiden, die zarte, innige, seelenvolle Frau, im „kalten Grund" neben dem wilden rohen Manne, dem Müller. Bis unter der schaffenden Hand des Schicksals eine große Kraft der Mütterlichkeit in ihrer Seele erwacht und sich durcharbeitet und von nun an alles Leiden ein Werden wird.

Echtes Weibes-Sein, selbstverleugnend-selbstvolles, verwandelndes, erlösendes leuchtet wundertief vor uns auf. Ebenso versteht es der Herzensreichtum der Dichterin, in dieser volkstümlichen Welt voll erdhaft kräftiger bunter Gestalten das Wesen echten Künstlertums vor uns aufzutun, in schlichter Poesie und unendlich ergreifend.

Hanneken. Ein Buch der Armut und Arbeit von Johanna Wolff. Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Die rührende Geschichte einer armen Kindheit und einer schweren Jugend. Besonders die Erzählung der Kindheit zeugt von einer überaus feinen und klugen Seelenkenntnis und innigen Beobachtung. Alles wird auf der Linie des Kinderbewußtseins gezeichnet: sprunghaft, jetzt wie mit Schlaglichtern den Weg stückweise hell beleuchtend, jetzt wieder ganz ins Dunkel tauchend, unwissend und ahnungsreich. Wahrscheinlich wohl hat die Dichterin aus der Erinnerung erzählt. So mag es wohl in einem reifen Menschen noch haften, wenn ein reich begabtes Kind so erlebt hat. Weisheit und hohe künstlerische Reife ist in dieser Art zu erzählen, und eine herb-süße Poesie der Heimatstimmung webt über dem Ganzen, — die halb traumhafte Erinnerung einer fernen, armen, doch geliebten, doch glanzumflossenen Kinderheimat.

Auch die Schicksale des jungen, heranwachsenden Frauenwesens, sehr interessante Dokumente der Zeit aus dem Leben der arbeitenden Frau, werden klug und feinsinnig und mit wahrer Poesie erzählt.

Gertrud Prellwitz.

Neue Romane.

Man kann nicht verlangen, daß die großen Kunstwerke wie Pilze aus der Erde schießen, besonders da man ja auch nicht immer gestimmt ist, sich mit großer Kunst zu beschäftigen. Freuen wir uns also, wenn wir, was jetzt häufiger der Fall ist als vor zwanzig Jahren, deutsche, gut geschriebene moderne Bücher bekommen, die unser Bedürfnis nach neuer

Digitized by Google

Lektüre angenehm und geschmackvoll befriedigen, auch wenn sie nicht den höchsten Ansprüchen genügen. An erster Stelle nenne ich da, auch weil es ein sehr aktuelles Buch ist, den Roman „Das Reich" von Max Ludwig (erschienen bei Albert Langen, München). Der Hauptmann Hegenau, den die Friedenstätigkeit im Heere nicht ausfüllt, übernimmt das heruntergekommene Stahlwerk seines Vaters, stellt nach vielen Versuchen unter unermüdlicher Arbeit einen neuen vorzüglichen Stahl her und schlägt alle Konkurrenten. Das wäre just nichts Sonderliches, wenn es auch wohltut, einmal wieder einen Roman zu haben, in dessen Mittelpunkt weder eine problematische Natur, noch ein Künstler oder Offizier steht. Aber dieser Held ist dem Dichter mehr als eine beliebige Persönlichkeit, er ist ihm zum Ideal derer geworden, die „das Reich" retten können. Das Reich nämlich, „ein Bündel von Bünden, die sich gegenseitig in den Bauch stechen", ist in argen Geldnöten zu einer Zeit, da das Ausland immer unfreundlicher wird. Eine Besitz- und Nachlaßsteuer wird abgelehnt. Was soll aus dem Reiche werden? Die Regierung, anstatt „die Schreibhand soweit zu krümmen, daß sie eine Faust wird", zögert und sucht unentschlossen nach Kompromissen. Die Konservativen sind zu voll und zu alt, die Genossenschaftler zu leer und zu jung, die Römlinge scheiden aus. Die Rettung ist nur bei den „Aufwärtsstrebenden, Wagemutigen, den Eroberern. Sie haben einen Weg mit dem Reiche, sie haben es schon größer gemacht als es war. Sie sollten die Führer der anderen werden". Ein solcher Aufstrebender, vorsichtiger aber zäher Eroberer ist Hegenau. Ihm, den alles lebendige Wirken auch im kleinsten befriedigt, dient als Folie der im Alltagsdienst lässige Bernloh, ein ungebändigter und schwacher Charakter, der sich als Friedensapostel betätigt und gegen die Rüstungen arbeitet. Neben diesem steht der Werkführer Brunn, der vom Evangelium des Genossenschaftsbundes schwärmt, das alle Armen und Bedrängten erlösen soll, und der natürlich gleichfalls an den Weltfrieden glaubt. Ihm entgegnet Hegenau die für die Lebensanschauung des Autors charakteristischen Worte: „Es gibt ein einziges Evangelium, jetzt und immer, und es heißt: ich will, aber ehe man die Arme braucht, sollte man wissen, was man will. Ihr denkt wie Kinder von Großen denken: Wartet nur, bis wir groß werden ... Jedes Luftbläschen im flüssigen Erze steigt für sich an die Oberfläche und wartet nicht erst auf die anderen. Warum machen das Ihre unterdrückten Menschen nicht? Der Herrensinn fehlt, das sich selbst in die Höhe stoßen. Noch immer hat jeder Soldat des Lebens den Feldherrnstab im eigenen Tornister und brauchte keine Genossenschaft, daß sie ihm noch eine Krücke hineinsteckt. Die soziale Frage muß jeder allein lösen. Die Arbeiterpartei ist nützlich als Standespartei. Alle anderen Ansprüche aber wird sie verlernen müssen und wird sie verlernen." Zur Illustrierung dieser Worte dient dann der Gegensatz zwischen dem aufstrebenden intelligenten Arbeiter Sallach und dem unfähigen, beständig klagenden Krotten, der die Schlacke repräsentiert, „die niemals begreifen wird, daß es nur an ihr liegt, wenn sie nicht feuer-

Digitized by Google

flüssig wird, ein Weltprozeß, den wohl kein Chemiker ändern wird." Die Aufstrebenden aber müssen Gelegenheit haben, sich zu betätigen, und einen Lohn ihrer Arbeit sehen, weniger aus moralischen Rücksichten, als weil es zum Heil des Ganzen ist, weil auch der Fabrikherr nichts erreichen kann ohne tüchtige Arbeitskräfte. Aus dieser Selbstsucht heraus, „die die Welt so nötig hätte und die er in allen Arbeitern erwecken möchte", setzt Hegenau für die besonders Eifrigen Gewinnanteile aus, während Sallach und Brunn, die bei den Versuchen für den neuen Stahl geholfen haben, bevorzugte Posten erhalten. Aus der gleichen Selbstsucht sorgt der Fabrikherr auch für die Wohnungen der Arbeiter, nicht um den Ansprüchen jener humanitär gesinnten sozialen Dilettanten aus der Stadt zu genügen, sondern „weil er alles sauber sehen muß". Jenen aber, die von allem schwatzen und nichts wie schnell keimende Unzufriedenheit säen, ruft er zu: „Was werden das für Katzen, die man mit Schokolade füttert? . . . Die Liebe ist nur ein Teil des Lebens, und ich bezweifle sehr, ob es der bedeutendste ist. . . . In der Treibhausluft der Stadt ist das unnatürliche Mitleid groß geworden, das am liebsten den Staat auf sich gründen möchte. Wir leiden an allzuviel Weichheit. Wir brauchen die Kraft und die Milde. Die Kraft aber muß über der Milde und den Gefühlen stehen." Der Erfolg ist bei Hegenau. Durch geschicktes Auftreten, durch selbständiges Prüfen und Zugreifen weiß er die Arbeiter zu gewinnen, im passenden Augenblick auch zu beschämen, so daß es der Konkurrenz nicht gelingt, ihm die besten, die um das Geheimnis des Stahls wissen, zu entziehen. Und nun, als er endlich festen Boden unter den Füßen hat, sieht er sich auch wieder nach den Reichsangelegenheiten um. Er gründet einen Bund all derer, die den Staat nicht für ihren Feind ansehen, einen Bund, der nicht Standesinteressen vertritt, sondern eine Art ausgleichendes Laufgericht bilden soll, in dem alle Gegnerschaft zurückgestellt werden soll, bis es rund um das Reich wieder ruhig ist. Aber die Regierung hat die rechte Zeit versäumt und so lange mit der Heeresvorlage gewartet, bis die Annahme der Deckungsvorschläge sehr zweifelhaft geworden ist. Abermals werden Nachlaß- und Vermögenssteuer abgelehnt. Der Reichstag wird aufgelöst. Der Ausfall der neuen Wahlen macht das Ausland sicher, daß die Zeit zum Handeln gekommen ist. Weder die Genossenschaftspartei, die überall verkündet, daß die Kriegsgegner in der Mehrheit wären, noch die Friedensapostel vermögen einzusehen, daß der Friede nur zu erhalten ist dadurch, daß man sich entschlossen zeigt. Die Heeresvorlage fällt zum zweitenmal, und Hegenau, der als Mitglied des Herrenhauses öffentlich zu einer Sammlung auffordert, die dem Ausland zeigen soll, daß man nicht ohne weiteres gewillt ist, sich allen seinen Wünschen zu beugen, vermag nicht den Eindruck zu verwischen, den der Gegensatz der Volksvertreter zur Regierung hervorgerufen hat. „Ein uneiniges Volk zu besiegen konnte nicht schwer sein." Das Ausland zieht alle Kapitalien ein, die Geschäfte stocken, Arbeiter werden entlassen. Die Folge ist der Generalstreik, an dem Hegenaus

Digitized by Google

zufriedene Arbeiter sich nicht beteiligen und der auch sonst fehlschlägt. Dadurch erlangt in der Genossenschaftspartei im Nu die gemäßigte Minderheit die Oberhand, niemand will mehr den Frieden um jeden Preis, und mit der hoffnungsfreudig aufgenommenen Kriegserklärung geht der Roman zu Ende.

Ich habe diese notgedrungen sehr knappe Inhaltsübersicht gegeben, um einen Begriff von dem reichen und interessanten Inhalt des Buches zu geben, möchte aber nicht den Eindruck aufkommen lassen, als handele es sich um einen bloßen Thesenroman oder eine Utopie à la „Seestern". Freilich hat das Buch eine Tendenz, aber ganz ohne Tendenz sind überhaupt nur läppische und gesinnungslose Bücher. Zu fordern ist nur, daß die Tendenz nicht in der Luft schwebe oder das Objektive vergewaltige. Dazu aber steckt viel zu viel gesunde Realität in diesem Buch, wenn man auch bei der Schilderung des Stahlwerks ein wenig mehr Zola, genauere Einblicke in das dem Laien doch nicht ohne weiteres selbstverständliche Getriebe des Stahlwerks, bei den politischen Vorgängen etwas mehr Totalität und sichtbare Handlung, wie sie etwa in Fogazzaros „Daniele Cortis" steckt, wünschen möchte. Aber diese Hegenau, Bernloh (der alles von fern leiten will und dem die Arbeiter zu unangenehm riechen), Rostock, der hoffnungsvolle Idealist, dem man trotz seiner Mißerfolge nicht gram werden kann, sind keine Ideenschemen, sondern leibhaftige Menschen aus Fleisch und warmem Blut, und Hegenaus innere Ueberlegenheit wird durchaus begreiflich gemacht, wenn es auch technisch nicht unbedenklich ist, daß wir ihn zuerst gerade als Werber um Isens Hand sehen. Ausgezeichnet ist auch Hegenaus Vater, der skeptische Minister, herausgekommen, der vor lauter Arbeit den Mut, an die Tat zu glauben, verloren hat, der mit schönen, klaren Buchstaben schreibt und beim Lesen schwieriger Satzstellen ein Gesicht macht, als wenn er weinen wollte, der während einer Unterredung mit seinem Sohn seine Füße sorgfältig mitten in ein Teppichmuster zurechtstellt. Er „sah streng auf seinen Sohn mit einer Miene, die deutlich sagte, daß nur er sich der Bedeutung aller Schwierigkeiten seines Amtes bewußt wäre", und sieht sich auch im intimen Gespräch unwillkürlich im Reichstag, auf viele Gesichter hinunterredend. Wie köstlich ist ferner der Naturmensch und wie launig die Art geschildert, wie Hegenau die Damen, die ihre großstädtische Langeweile in sozialer Tätigkeit ersticken möchten, verscheucht. Offenbar ist der Verfasser mit seinem Werk gewachsen, und wenn man den etwas verschwommen wirkenden Anfang mit der ausgezeichneten Schilderung der Streikunruhen am Ende vergleicht, so kann man auch von seinem nächsten Roman Gutes erwarten. Für jetzt aber wollen wir uns freuen, so kräftige männliche Ansichten in einem guten Roman gestaltet zu finden.

Von der Kraft zur Weichheit führt uns Andreas Thom mit „Lindeleid" (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.). Er nennt das Werk eine Erzählung und hätte schwerlich eine weniger passende Bezeich-

Digitized by Google

nung finden können. Denn erzählt wird in dem Buch überhaupt nicht, sondern nur vorgeführt, und zwar von einem, der Wahrnehmungen kleiner Zeitabschnitte mosaikartig isoliert aneinandersetzt. Wir bekommen also bei Einzelhandlungen einen sozusagen kinematographischen Rhythmus, während bei der Schilderung von Gruppen der Blick nicht auf dem Ganzen ruht, sondern beständig im Kreise herumrückt zu dem, der gerade spricht oder etwas tut. Aus diesem Verfahren, das man impressionistisch nennen könnte, wenn das Wort sich ohne Mißverstand auf eine Kunst des Nacheinander beziehen ließe, erklärt sich, daß die ganze Erzählung, mit Ausnahme der ersten Abschnitte, im Präsens gehalten ist, wogegen nichts einzuwenden wäre, wenn sich der Verfasser dadurch nicht selber z. B. in der Nachtszene, in der der alte Thomas erschlagen wird, um mächtige Wirkungen brächte. Was sollen wir aber von einem Stilprinzip denken, das ganze Partien des Werkes vergewaltigt, und das dennoch die verschiedenartigen Bestandteile: Ferientage eines buckligen Kindes und Geschehnisse im Dorfe nicht zur Einheit zwingen kann? Es ist dann eben kein Stilprinzip mehr, sondern nur eine äußerliche Manier, die mit dem Inhalt so gut wie nichts zu tun hat und eben deshalb Manier ist. Und manieriert, selbst wenn man von der unmotivierten Präsensform absieht, ist denn auch das ganze Buch. Ein innigsich-sinnigsich verzärteltes Gefühl durchströmt es und wird sinnigsich-umständlich ausgedrückt. Als Beispiel kann schon der Titel dienen; eine Frau, die aus dem Dorf Annenmühl stammt, wird ihr Kind schwerlich Lindeleid nennen. Umständlichkeit zeigt sich auch in den Motiven. So muß das Kind einen Buckel haben, ohne Zweifel weil das rührender ist, obgleich das Motiv nur schwach ausgenutzt wird. Und weil es rührender ist, muß auch ohne Zweifel der Vater wegen Brandstiftung eingesperrt sein und die Mutter einen alten Verehrer wieder finden, obgleich das die Situation nicht im mindesten ändert. Und nun höre man, wie sich die Personen ausdrücken: Da spricht Hannes, der Bürgermeister des Dorfes: „Drückt Euch das Gewissen, Graf? Ich will Eure Hände nicht ansehen und gerne glauben, daß sie weiß sind, doch haltet Euch im Schatten. Im Lichte ist manches anders", und der Bauer Markus sagt von sich: „Nie aber werde ich mir selber aus dem Wege gehen können, mir und meinen Betrübtheiten." Ein andermal heißt es: „Wenn ich das Glas zerschlage, muß der Wein ausfließen und es ist alles hin. So ein Mensch aber wird zur Hälfte tot gemacht und muß zerbrochen weiter leben und ist doch nicht mehr als ein Scherben." Das wäre ja recht schön, wenn es nur nicht ein kleiner Krämer im Dorfwirtshaus sagte. — Also ein schlechtes Buch? Dann wäre ich nicht so ausführlich geworden. Eine unerträglich schlechte „Erzählung" ganz gewiß, aber ebenso gewiß das Werk eines Begabten. Ganz reizend sind z. B. die Spiele der Kinder, und die Gerechtigkeit verlangt, daß ich zugleich als Stilprobe den rauchenden Peter hier vorführe.

„Drinnen saß der Binkelpeter auf dem Bettrand, hustete und rauchte. Kugelrunde Rauchringel konnte er in seinem Munde backen, ganze Bäume

Digitized by Google

wuchsen ihm heraus; die mußten ihre Wurzel in Peters Pfeife haben. Es brodelte, und oft puffte eine dichte Rauchkeule hinter dem Deckel hervor und wollte auch ein Baum werden. Aber sie standen nur schön, wenn sie geblasen wurden. Die neidige Sonne freilich mochte nicht leiden, daß in der Kammer Bäume wuchsen, und stach giftig in sie hinein, daß sie vergingen und und unter die Decke fortkrochen. Der Peter aber machte immer wieder neue, daß sich die Sonne ärgern sollte."

Dergleichen ist nicht vereinzelt. Alles ist dem Verfasser lebendig: die Stimmen der Menschen, der Kirchturm, Sonne und Mond. Da heißt es von einem Schloß, dessen Bewohner verreist sind: „Es hat die Augen zu und tut beleidigt, weil es unter Bauern stehen muß und nicht fort kann." Ein Bauer wird gegen die Tür geworfen, daß die Scheiben erschrocken hinausspringen, oder ein Mädchen läuft, „daß ihr die Röcke lebendig werden und die Zöpfe aufgehen". Oder ein Mann wird durch eine schlechte Nachricht erschreckt und „seine Worte sind viel zu schwer und zu laut, als daß er sie sagen könnte", einem jählings Ernüchterten „fällt der Rausch herunter" und von einem wahnsinnigen Kinde sagt, allerdings wieder eine Dörflerin: „Sie hat ein dunkles Herz. Gott hat sie nicht aufgeweckt. Sie schläft und geht dabei und ißt und trinkt und lacht und schläft dabei." Wunderbar ist auch das Folgende: „Nun ist das Weinen über Mutter hergefallen und rüttelt an ihr", wenn es auch in der Art, wie es den geschilderten Vorgang zerhackt und ein Wesen hineinbringt, das dann gleich wieder in Luft zergehen muß, die durchaus unepische Weise des Dichters zeigt. Aber immerhin doch ein Dichter, und wenn dieser Lyriker keine widersinnigen Dinge unternehmen würde, stände Bedeutendes von ihm zu erwarten. —

Das Problem der armen, anständigen Witwe, die ihre Kinder durchbringen muß, behandelt Grazia Deleddas Roman „In der Wüste" (wie alle folgenden Bücher erschienen bei Albert Langen, München). „Die Frau, die arm ist, wird stets von den Versuchungen verfolgt und die Beschwörungen nützen nichts. Alle stürzen sich auf das arme einsame Weib, wie die wilden Tiere in der Wüste den einsamen Wanderer anfallen. Ich habe niemand, den ich um Rat fragen, an den ich mich wenden kann." Und das Traurigste ist, die einsame Frau muß auch einsam bleiben, denn im herben Kampf mit Entbehrungen und Versuchungen unter eintöniger Arbeit und Selbständigkeit heischender schwerer Sorge verlernt die Frau, sich dem Geliebten, wenn er wirklich kommt, zu geben. Diese richtige Beobachtung ist hier in einer nicht überall klaren, aber doch lesbaren und spannenden Erzählung herausgearbeitet und es wäre besser gewesen, die Verfasserin hätte sich darauf beschränkt, anstatt das Typische dieser Geschichte durch eine breite, verschwommene Einleitung zu einem problematischen Einzelfall zu machen. Denn diese Einleitung behandelt etwas dem Hauptproblem innerlich ganz Fremdes, nämlich das von seiner Umgebung unbefriedigte Mädchen, das weder in der Pflege seines an sich prächtig gezeichneten Onkels, noch in ihrer Ehe mit einem Journalisten die rechte

Digitized by Google

Befriedigung eines unbestimmten Tätigkeitsdranges findet. Wir leben alle wie in der Wüste, keiner braucht den andern, keiner weiß im Grunde vom andern, was wir tun, ist im Grunde zwecklos. Wer wollte leugnen, daß auch hier ein wertvolles Problem liegt, aber es will, wie gesagt, zu dem Folgenden nicht passen, und daß ein solches Mädchen aus einem armen sardischen Dorf stammen kann, ist keineswegs wahrscheinlich gemacht.

Von ganz anderem Schlage als diese in Italien wohl im ganzen stark überschätzte Dichterin ist unsere Gräfin Reventlow. Ihr Roman „Ellen Olestjerne", der wegen des zur Zeit seines Erscheinens neuartigen Milieus einen gewissen Sensationserfolg hatte, bewies allerdings völlige Unfähigkeit zu gestalten, enthielt aber in den Tagebüchern und Briefen der Heldin höchst überraschende Naturtöne aus dem Leben des sich im Gegensatz zu seiner Umgebung entwickelnden jungen Mädchens. Dann machte die Verfasserin aus der Not eine Tugend und schuf mit gutem Humor in den unter dem Titel „Von Paul zu Pedro" vereinigten Briefen einer Weltdame — ich finde kein anderes als dies leider arg verkitschte Wort — das leichteste Buch, das wir überhaupt haben dürften. Beileibe kein Kunstwerk, aber ein Buch von hinreißender Wahrheit und voll echt weiblich kernhafter Beobachtung. Eine solche Grazie, ketzerische Dinge zu sagen, eine sogänzlich unliterarische Naivität, die plaudernd und spielend Dinge hinschreibt, die unter den pedantischen Fingern anderer zu den dunkelsten und verworrensten Problemen werden, ein so unumwundenes Bekenntnis zu nur weiblichem (allerdings nicht gretchenhaftem) Wesen ist selbst im leichteren Frankreich bis jetzt unerhört. Natürlich wird es unter den Getroffenen nicht an Entrüsteten fehlen, die sich voller Abscheu von dieser „Oberflächlichkeit" oder gar diesem „Zynismus" (bei so guter Erziehung und Haltung!) abwenden werden, aber wer Wahrheit und Natürlichkeit vom Wunsch eingegebenen männlichen Abstraktionen und seelenvollen aber eigenliebigen Illusionen vorzieht, wird hier eine Fülle feiner und lehrreicher Züge vereinigt finden.

Zum Schluß eine Farce. Im Norden Münchens gibt es einen besonderen Stadtteil, Schwabing, der Sitz der Künstler und derer, die da glauben, welche zu sein. Das sind höchst absonderliche Leute, von absonderlichen Sitten und Gebräuchen, und mit einer ganz besonderen Sprache. In diese Welt nun führt uns das letzte Buch der Reventlow, „Herrn Dames Aufzeichnungen". Herr Dame ist ein harmloser junger Mann mit Durchschnittsbegabung und aus guter Familie, der in diesen Stadtteil gerät und mit baß erstaunten Sinnen diese merkwürdige Welt „Wahnmoching's" in sich aufnimmt. Wer je das Glück hatte, dort zu wohnen, fühlt sich sofort heimisch, und wer es nicht hatte, kann hier in authentischen Schilderungen sein blaues Wunder erleben. Das Wertvollste aber an dem Buche sind weniger die einzelnen Typen, sondern die Art, wie die Schilderung dieses kleinen Kosmos voll Festfreudigkeit und voll abstrakter Theorien und neuartiger Religionen ohne alle Pedanterie zu einem lustigen Kulturdokument geworden ist. R. Schacht.

Digitized by Google

Du meine Heimat! Roman von M. E. v. Rheinbaben. Concordia Deutsche Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin W. 35.

Wenn ein Roman keine interessanten Ereignisse und großen Leidenschaften bietet, muß das Schicksalsvolle in der Verkettung der alltäglichen Verhältnisse und die durch diese beeinflußte Charakterentwicklung der Hauptperson oder -personen tiefgründig erfaßt und seelenkundig dargestellt werden. Das ist in dem vorliegenden Roman, der wohl ein Erstlingswerk und als solches nicht ohne Verheißung für die Zukunft ist, nicht der Fall. Es schildert zunächst die Erlebnisse und Stimmungen eines Kindes aus vornehmem Hause, das weder bei dem selbstgerechten, kirchlich frommen Vater, noch bei der kränklichen, in ihrer Ehe enttäuschten Mutter Verständnis für seine inneren Nöte findet, und dann die Irrungen und Wirrungen, in die es als junges Mädchen durch die Sehnsucht gerät, eine Persönlichkeit zu werden und etwas zu leisten. Durch künstlerische Betätigung, zu der ihr bescheidenes Talent aber nicht ausreicht, sucht sie „eine Heimat für ihre Seele" zu finden; der Gedanke, daß sie das auch auf sozialem Gebiet, durch Arbeit für das Gemeinwohl könne, an der sich heute so viele Frauen und Mädchen der besten Gesellschaft beteiligen, kommt ihr gar nicht. Im Grunde gehört sie, wenn auch ohne es zu wissen, zu denen, deren ganzes Weh und Ach aus einem Punkte zu kurieren ist, und als der Rechte kommt und dessen Arme sie umschließen, ruft sie, indem sie ihr Gesicht an seiner Brust verbirgt: „Du meine Heimat, meine langgesuchte!" Abgesehen von der Heldin, die mit ihren Enttäuschungen und ihrem unklaren Empfinden gewiß der Wirklichkeit abgelauscht ist, machen die übrigen Personen alle mehr den Eindruck, durch Reflexion zusammengeklügelt, als mit dichterischer Phantasie geschaut und gestaltet zu sein. Es pulsiert in ihren Adern kein warmes Blut und wir können ihnen keine rechte Teilnahme abgewinnen.

M. Fuhrmann.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Das Kaiserliche Jubiläum.

In Zehntausenden von Artikeln, Aufsätzen und Reden ist am 16. Juni das Regierungsjubiläum des Kaisers behandelt und gefeiert worden; auch die gesamte auswärtige Presse hat sich damit beschäftigt, und Inland wie Ausland sind sich einig gewesen, die unermeßlichen Fortschritte zu preisen, die Deutschland in diesen 25 Jahren gemacht hat, und das persönliche Verdienst des Kaisers zu finden in der Erhaltung des Friedens unter gleichzeitiger kräftiger Fortentwicklung der Armee und Schaffung einer gewaltigen Kriegsflotte, in der Fortführung der Sozialpolitik und einem vorbildlichen Familienleben. Bisher haben wir in diesen 25 Jahren fast immer nur gehört von der allgemeinen Unzufriedenheit, die in fortwährendem Wachsen begriffen sei, und das stand nicht nur in den Zeitungen, sondern man konnte es auch allenthalben in Privatgesprächen hören. Wo war diese allgemeine Unzufriedenheit in den Jubiläumstagen zu finden, wo war sie geblieben? Es ist wahr, daß die sozialdemokratischen Stimmen bei den Wahlen unheimlich zugenommen haben, aber zugleich zweifelt niemand, daß unter den Massen, die den Kaiser bei seiner Fahrt durch Berlin umjubelten, auch sehr viele Sozialdemokraten waren. Einer meiner Freunde hat selber, unter den Massen stehend, einen Arbeiter sagen hören: „Schimpfen tun wir ja auf ihn, aber lieb haben wir ihn doch.“ Fast die eindrucksvollste unter den mannigfaltigen Festveranstaltungen war der große Aufzug der Handwerker vor dem Kaiser — wer kann zweifeln, daß auch unter diesen fröhlich huldigenden Gesellen zahlreiche Sozialdemokraten waren? So mürrisch die sozialdemokratische Presse das Fest auch behandelt hat, tatsächlich ist es als ein allgemeines Volksfest gefeiert worden und hat denen Recht gegeben, die von je behauptet haben, daß der allgemeine Mißmut zwar vorhanden, auch öfter schon recht stark gewesen ist, aber trotzdem nicht ineigeht, sondern, sobald eine entgegengesetzte Anregung eintritt, sich auflöst und verschwindet wie ein bloßes Gewölk. Das erkennen wir um so deutlicher, wenn wir beachten, daß diese Festesfeier keineswegs in den besonders günstigen Augenblick einer hochgehenden wirtschaftlichen Konjunktur gefallen ist, wo das persönliche Wohlergehen und Fortschreiten die Massen

Digitized by Google

günstig gestimmt haben könnte. Im Gegenteil. Wir sind in einer gewissen wirtschaftlichen Spannung, die weithin Sorge verbreitet und vielfach als der Beginn einer Periode des Niedergangs aufgefaßt wird, und im selben Augenblick ist der Reichstag im Begriff, neue Steuern zu beschließen in einem beinahe unerhörten Umfang. Nicht im allergeringsten hat sich das aber bei der Jubiläumsfeier geltend gemacht. Die positiven Leistungen und Ergebnisse dieser 25 Jahre sind eben so groß und so einleuchtend, daß alles Momentane darin verschwindet und auch alle die persönlichen Aeußerungen oder Handlungen souveräner Machtvollkommenheit, die nur allzu häufig in weiten Kreisen Widerspruch und Verstimmung erregt haben, in Lethe versenkt worden sind.

Ein unabsehbarer Chor von Einzelstimmen in allen denkbaren Klangfarben hat sich zu dieser Harmonie der Anerkennung vereinigt, und wir könnten uns damit begnügen, mit freudiger Zustimmung abzuschließen. Aber es ist noch ein Moment in der Regierung Kaiser Wilhelms II., das in all diesen Festreden nur selten und vorsichtig angedeutet, doch bei einer rückblickenden Betrachtung wie der unseren nicht wohl übergangen werden darf. Es ist das Problem der Entlassung des Fürsten Bismarck. Ich zweifle nicht, daß bei den meisten der Festredner, die mit wahrer innerer Teilnahme das Ergebnis des Vierteljahrhunderts überblickt, und noch mehr bei der Masse der Zuhörer, die es sich gern haben preisen lassen, mit einer Erinnerung an dieses Ereignis sich ein Zwiespalt mit ihrer sonstigen Festesfreude eingestellt haben würde, so daß sie, dem Zwecke des Tages entsprechend, lieber darüber hinweggeglitten sind. Trotz allem, was Kaiser Wilhelm II. erreicht hat, lebt noch heute nach 23 Jahren in weiten Kreisen ehrlicher Patrioten ein stiller Schmerz, daß er sich damals von dem Reichsgründer trennte, und auch an jenen Ueberpatrioten fehlt es ja nicht, die mit dem Seufzer herausbrechen: eigentlich sei es seit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck mit dem Deutschen Reiche doch immer nur abwärts gegangen und die Zukunft werde da einmal wieder anzuknüpfen haben, wo jener Gewaltige den Stab niederlegte und aufhörte, die Geschicke des Staates zu lenken. Es ist nicht schwer, solche Vorstellungen zurückzuweisen und den Unterschied zwischen jenem Deutschland, das sich noch auf eine defensive Kontinentalpolitik beschränken mußte, und dem heutigen Deutschland, das im Besitz der zweitstärksten Flotte Weltmacht geworden ist und Weltpolitik treibt, darzulegen. Aber die volle Wahrheit über jene Trennung heute vor einer deutschen Festversammlung auszusprechen, ist doch noch unmöglich. Es ist unmöglich, weil es ein tragischer Vorgang ist. Tragisch für die beiden Beteiligten, für den Kaiser wie für den Fürsten Bismarck, und deshalb auch tragisch für uns alle. Tragische Ereignisse sind schmerzlich und Schmerzliches ist kein Gegenstand für Festreden. Wir aber in dieser rückschauenden Betrachtung dürfen nicht daran vorübergehen und wollen allem, was über das persönliche Verdienst des Kaisers in den 25 Jahren gesagt worden ist, noch hinzufügen: das Schwerste und deshalb das Größte

Digitized by Google

war die Trennung von dem Fürsten Bismarck. Die Erhaltung des Friedens, die Schaffung der Flotte und was man sonst noch anführen mag, sind Leistungen der Einsicht und der Energie, die sich vollziehen konnten in einer einfachen naturgegebenen Richtung, die Entlassung des Fürsten Bismarck aber war ein Akt, von dem der Herrscher sehen mußte, daß er ihn bei aller Notwendigkeit doch in einen unausgleichbaren Zwiespalt mit dem Herzen und den Empfindungen seines Volkes bringen würde. Er hat es dennoch getan; aber selbst heute ist der innere Zwiespalt nicht überwunden und wird auch in der Geschichtsschreibung noch lange nachwirken. War die Tat dennoch notwendig, so ist das Verdienst um so größer.

Als ich zum erstenmal in diesen Jahrbüchern den wahren Zusammenhang darlegte, wurde ich von vielen gut nationalen Zeitungen sozusagen gesteinigt: auch gute Freunde waren entsetzt, und selbst Männer der Wissenschaft, denen es sonst an Kritik nicht fehlt, schüttelten das Haupt und wollten mit ihrem Urteil noch zurückhalten oder weitere Beweise hören. Allmählich ist der Widerspruch wohl so ziemlich verstummt; noch in diesem Heft bringen wir einen kleinen Nachtrag aus der Feder eines Mitarbeiters, der nachweist, wie früh Bismarck den Gedanken einer gewaltsamen Aenderung der Reichsverfassung gewälzt hat und in dem soeben erschienenen Buch des Historikers Professor Rachfahl*) in Kiel und in der Jubiläums-Rede des Professors Oncken**) in Heidelberg) ist es jetzt unumwunden ausgesprochen, daß es sich bei der Entlassung tatsächlich um die Ablehnung einer Politik gehandelt hat, die notwendig mit einem Staatsstreich endigen mußte und auch sollte. Sehr glücklich legt Oncken dar, daß der Kaiser in diesem Augenblick der Erbe und Vertreter der früheren Staatskunst Bismarcks gegen ihn selber war. Es ist gar nicht zu ermessen, vor welchem Unheil er uns bewahrt hat, indem er sich der Alters-Politik Bismarcks versagte, und alle Dankbarkeit aus tiefstem Herzen und alle Würdigung der Schöpfungen unsers Heros darf uns nicht verhindern, auszusprechen, was die Wahrheit ist, daß er am Ende seines Lebens im Begriff war, uns ins Verderben zu stürzen und daß der Kaiser uns davor gerettet hat.

Welch' ein innerer Widerspruch, daß der Mann, der aus dem heißen Herzen des schaffenden Genius und mit einer götterhaften Kraft des Wollens den deutschen Staat ins Leben gerufen, schließlich durch die Konsequenz seines eigenen Tuns sich zu Entschlüssen getrieben sah, die das eigene Werk wieder zerstört haben würden, und daß die erste entscheidende Tat des neuen Herrschers sein mußte, den Patriarchen von sich

*) Kaiser und Reich 1888—1913 von Dr. Felix Rachfahl, Professor an der Universität Kiel; geh. 4.50, geb. 5.60, in Pergament 6.50 Mk. Berlin, Vossische Buchhandlung.

**) Der Kaiser und die Nation, Rede beim Festakt der Universität Heidelberg zur Erinnerung an die Befreiungskriege und zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelm II., gehalten von Dr. Hermann Oncken, o. ö. Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg. Heidelberg 1913, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 50 Pf.

Digitized by Google

zu stoßen, ihn aus seinem eigenen Werke zu entfernen! Aber so widerspruchsvoll ist das menschliche Leben und das historische Werden, und dieser Widerspruch ist die Tragik.

* * *

Das Beamtentum unter Wilhelm II.

Als einen kleinen sachlichen Beitrag zum Regierungs-Jubiläum habe ich für die Berliner Beamten-Zeitschrift (Organ der Berliner Beamten-Vereinigung) die nachfolgende Betrachtung geschrieben, die dort in der Festnummer vom 15. Juni erschienen ist. Es ist sozusagen das Seitenstück zu meinem Aufsatz „Der oberste Kriegsherr".

Als der Große Kurfürst mit der Markgrafschaft Brandenburg durch Erbschaft und Politik die Herzogtümer Preußen, Hinterpommern, Magdeburg, Halberstadt, Cleve und noch andere Landschaften zu einem großen Familienbesitz zusammengebracht hatte, schufen er und seine Nachfolger aus diesen von der Memel bis zum Rhein verstreuten Gebietssplittern einen einheitlichen Staat vermöge einer einheitlichen Armee und eines einheitlichen Beamtentums. Der Ruhm Friedrichs des Großen erzeugte in diesem Staat auch eine einheitliche patriotische Gesinnung, die, in der Erhebung von 1813 wiederum zur Tat geworden, den neupreußischen Staat mit seiner Erweiterung über viele andere deutsche Gebiete ins Leben rief und ihn befähigte, nach zwei weiteren Generationen der Kernstaat eines neuen Deutschen Reiches zu werden. Der zuverlässige Patriotismus und die nationale Gesinnung des Bürgertums haben es ermöglicht, die beamtenmäßige Verwaltung des Staates in vielfacher Beziehung durch bürgerliche Hilfe zu ergänzen. In Stadt und Land werden weite Gebiete des öffentlichen Dienstes und des allgemeinen Interesses heute durch Selbstverwaltungskörper, durch die Leistung von Bürgern in unbezahlten Ehrenämtern, versehen oder kontrolliert, und man hat sich zeitweilig der Vorstellung hingegeben, daß es möglich sein werde, die Tätigkeit des Beamtentums überhaupt zu einem großen Teil durch einen freiwilligen, bürgerlichen Ehrendienst zu ersetzen. Noch in der schönen Kundgebung Kaiser Friedrichs bei seinem Regierungsantritt ist darauf hingewiesen, daß man das Beamtentum nicht gar zu sehr anwachsen lassen dürfe, und dem Minister vom Stein schwebte einst bei der Schaffung der Städteordnung im Jahre 1808 als Ideal die Ersetzung der Beamten, der bezahlten Offizianten, wie er sich damals ausdrückte, durch die Selbsttätigkeit der Bürger vor. Der Gang der Dinge ist ein anderer gewesen. Wenn man heute, bei dem Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II., fragt, wodurch diese 25 Jahre bemerkenswert seien für das Beamtentum und dessen Geschichte, so muß die Antwort lauten: Dadurch, daß eine prinzipielle Neuerung oder Wendung nicht eingetreten ist. Die Epoche Kaiser Wilhelms II. hat vielmehr definitiv gezeigt, daß die Vorstellung, das Beamtentum könne mehr oder weniger durch Selbstverwaltung ausge-

Digitized by Google

schaltet werden, eine Illusion war, und daß der altpreußische Beamtenbegriff mit seiner Sachkunde, Pflichttreue und Zuverlässigkeit nach wie vor neben der Armee das Knochengerüst des Staates bildet und, wie wir nunmehr mit Sicherheit sagen dürfen, auch in Zukunft bleiben wird. Die Zahl der Beamten hat sich nicht nur nicht verringern lassen, sondern hat sich vermehrt und vermehrt sich entsprechend den erweiterten Funktionen des Staates unausgesetzt. Die Selbstverwaltung ergänzt zwar die Beamtenverwaltung vielfach auf die vorteilhafteste und erfreulichste Weise. Aber sie ergänzt sie nur; sie ist nicht imstande, sie zu ersetzen. Der Haupterfolg der Städteordnung ist gewesen, daß sich neben dem Staatsbeamtentum ein neues Gemeindebeamtentum gebildet hat, daß entweder mit den Gemeindevertretungen zusammenarbeitet, etwa wie das Staatsministerium mit den Parlamenten, oder in gemischten Kommissionen gemeinsame Arbeit tut. Beamtenregierung haben wir im wesentlichen hier wie da. Die Spaltung in eine Reichs- und Staatsbeamtenschaft auf der einen, Kommunalbeamtenschaft auf der anderen Seite ist nicht etwa von Nachteil, sondern ein großer Vorteil, da dadurch die Verknöcherung, welcher Gefahr jedes Beamtentum ausgesetzt ist, entgegengewirkt wird. Eine gewisse Verschiedenheit des Geistes hüben und drüben wirkt wohltätig, und es kann nichts Wünschenswerteres geben, als daß zuweilen ein Bürgermeister Minister oder ein Staatssekretär Bürgermeister wird.

Die stärkste Vermehrung hat das öffentliche Beamtentum erfahren durch die Sozialversicherung sowie durch die Verstaatlichung und Erweiterung der Verkehrsanstalten, besonders der Eisenbahnen. Eine weitere Quelle der Verstärkung des Beamtentums ist die Vermehrung der Zahl der öffentlichen Schulen und der Schulklassen, und auf diesem Gebiet stehen noch ganz besonders große Vermehrungen bevor, da es ja trotz des großen Fortschritts immer noch gar so viele Volksschulen mit überfüllten Klassen gibt, die geteilt werden müßten. Das Schulwesen kostet heute schon ungefähr so viel wie die Armee, während noch im Jahre 1891, gleich nach dem Regierungsantritt des Kaisers, nur 43 Prozent der Kosten der Armee auf die Schule verwandt wurden. Endlich schließen sich an das Beamtentum die großen Massen der staatlichen Arbeiter in den großen Staatswerkstätten, Bergwerken und namentlich im Eisenbahnbetrieb, die man mit den Staatsbeamten zusammen als „Staatsdiener" zu bezeichnen pflegt.

Die Zahl der Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, eingeschlossen die Geistlichen und Lehrer, aber ohne die staatlichen Arbeiter, über die eine Statistik noch nicht existiert, betrug bereits nach der Berufszählung von 1907 rund 1 350 000. Die Zahl der Reichstagswähler in demselben Jahr war 13 352 900. Nicht weniger als 10 Prozent der Zahl der Wahlberechtigten also stehen im öffentlichen Dienst, und nicht nur die absolute Zahl, sondern auch der Prozentsatz steigt.

Die Bedeutung des Beamtentums im modernen Staat ist so gewaltig, daß kein Ausdruck dafür zu stark erscheint. Dennoch ist in sozial-wirtschaft-

Digitized by Google

licher Beziehung das Beamtentum in einem gewissen Sinne im Sinken begriffen. Bei dem ungeheuren Anwachsen des Volkswohlstandes, namentlich in den letzten 30 Jahren, sind immer weitere Schichten wirtschaftlich über das Beamtentum hinausgewachsen, da die Erhöhung der Gehälter mit den Nachbarkreisen des Bürgertums nicht Schritt gehalten hat, wie es sich packend ausdrückt in dem Wort einer alten Berlinerin: In meiner Jugend wohnten die Geheimräte und Exzellenzen eine Treppe hoch, jetzt wohnen sie drei Treppen. Die Zahl der mit einem Einkommen von mehr als 9500 M. Veranlagten ist in Preußen in der kurzen Zeit von 1892 bis 1912 von 57 000 auf 125 000 gewachsen. Am besten sind noch die unteren Schichten des Beamtentums mit der Zeit mitgegangen, weil, wenn man diese nicht entsprechend besoldete, man bald keinen Nachwuchs mehr haben würde. Anfangs der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verdiente ein Maurer oder Zimmerer in Berlin einen Tagelohn von 2,25 M., heute erhält er 6,75 M. Ein preußischer Oberpräsident ist in derselben Zeit nur von 18 000 M. mit Dienstwohnung auf 21 000 M., und dazu etwa 2000 M. Repräsentationsgelder, gestiegen, während wiederum ein Berliner Schutzmann, der im Jahre 1855 ein Anfangsgehalt von 648 M., ein Höchstgehalt von 720 M. hatte, jetzt auf 1880 bis 2580 M. gestiegen ist. In den „Preußischen Jahrbüchern" (Bd. 132, 1908) ist einmal eine sorgsam durchgeführte Berechnung erschienen, in der nachgewiesen war, daß Beamte, die heute 9684 M. erhalten, auf 23 500 M. gesetzt werden müßten, wenn man ihnen denselben wirtschaftlich-sozialen Stand wiedergeben wollte, den ihre Rangklasse im Jahre 1854 einnahm. Daß das finanziell nicht ausführbar ist, leuchtet ein; aber es ist doch gut, wenn man zuweilen daran erinnert, wie stark und wie gefährlich die Entwicklungstendenz, in der wir uns befinden, ist. Liegen auch die Verhältnisse beim Privatbeamtentum noch weit ungünstiger, als beim öffentlichen Beamtentum, so sind doch auch bei diesem gewisse Disharmonien unverkennbar. Die Regierung Wilhelms II., gesegnet dadurch, daß sie Deutschland ein Vierteljahrhundert den Frieden erhalten und immer wachsende Reichtümer hat aufhäufen lassen, ist eben dadurch auch umgeben von den Gefahren des wachsenden Reichtums. Die Gefahr besteht zunächst darin, daß auch der Beamtenstand mit seinen Familien sich ergreifen lassen könnte von den üppigen Gewohnheiten, die in den höheren Erwerbsständen sich jetzt so breitmachen. Ebensosehr ist aber auf der anderen Seite auch die Gefahr vorliegend, daß das Beamtentum sich nicht auf der wirtschaftlich-sozialen Stufe zu erhalten vermöge, die nicht nur für sein Ansehen, sondern auch für seine Tüchtigkeit unerläßlich ist. Delbrück.

* * *

Die Armee- und Steuer-Vermehrung.

Was man nicht hätte für möglich halten sollen, scheint sich tatsächlich in diesen Tagen zu verwirklichen: der Reichstag hat nicht nur die große

Digitized by Google

Wehrvorlage mit ganz unwesentlichen Abstrichen bestätigt; er hat nicht nur den einmaligen großen Wehrbeitrag in einer gewissen Umformung bewilligt, sondern er hat sogar die große Vorlage über die dauernden neuen Steuern fertiggebracht. Das deutsche Volk hat allen Anlaß, mit Dank und Stolz auf seine Vertretung zu blicken — dieselbe Vertretung, von der die Pessimisten meinten, daß sie den bevorstehenden Untergang Deutschlands bedeute, da sie ja nicht weniger als 110 Sozialdemokraten zählt. Aber je mehr Sozialdemokraten, desto besser halten die anderen alle zusammen.

Die Umgestaltungen, die der Reichstag an den Finanzgesetzen der ursprünglichen Vorlage vorgenommen hat, sehe ich durchweg als Verbesserungen an. Im einmaligen Wehrbeitrag sind die ganz kleinen Vermögen freigelassen, die kleinen bis zu den mittleren etwas entlastet, die ganz großen dafür sehr scharf herangezogen und auch die Einkommen von 5000 Mk. an aufwärts für einen mäßigen Beitrag in Anspruch genommen. Immer wird eine so große direkte Steuer mannigfache Unbilligkeiten enthalten, denn einen gerechten Veranlagungsmaßstab gibt es nicht. Auch sind schwere volkswirtschaftliche Bedenken gegen den Grundgedanken keineswegs leicht abzutun. Trotzdem, nachdem dieser Grundgedanke einmal Beifall gefunden, ist nicht zu leugnen, daß die Veränderungen, die der Reichstag vorgenommen hat, die allerdrückendsten Härten so weit wie möglich ausgeglichen haben, und die allerdings sehr hohe Belastung der ganz großen Vermögen wird, da die Leistung auf 3 Jahre verteilt ist, und unter der Voraussetzung, daß die wirtschaftliche Konjunktur sich wieder hebt, immer noch zu ertragen sein.

Auch die Lösung, die man für das Problem der dauernden Besitzsteuer gefunden hat, kann ich nur billigen. Vielleicht hätte sich eine noch bessere Methode finden lassen, aber das steht nicht in Frage. Die Hauptsache ist, daß in dieser neuen Besitzsteuer die drei Grundprinzipien, auf die alles ankam, zur Anerkennung gelangt sind. Erstens es ist eine allgemeine Reichssteuer, keine Konzession an den Partikularismus; zweitens es ist die solange geforderte Erbschaftssteuer; drittens es ist der neue Gedanke, daß neben dem Einkommen und neben dem Vermögen auch der Vermögenszuwachs als Maßstab für die Leistungsfähigkeit gilt, durchgeführt worden. Uebereinstimmend mit dem Vater dieser wahrhaft rettenden Idee, dem Abgeordneten v. Dewitz, bin ich dafür gewesen, die Verwirklichung in einer Erbzuwachssteuer zu suchen. Aber auch die jetzt angenommene Form, eines alle 3 Jahre festzustellenden Vermögenzuwachses, wird sich ganz gut durchführen lassen. Freilich, von vielen Seiten wird der Gedanke der Zuwachssteuer immer noch heftig bekämpft, aber man merkt es diesen Gegen-Erörterungen an, daß die Verfasser sich in den neuen Gedanken noch gar nicht richtig hineingelebt, die eigentliche Begründung sich noch nicht klargemacht haben. Immer wieder kommt man mit dem Einwand es sei eine Steuer auf die Sparsamkeit, was um keinen Deut mehr besagt, als wenn jemand die Einkommensteuer bekämpfen wollte, weil sie eine Steuer auf den Fleiß sei. Wer etwas Erhebliches (mehr als 10 000 Mk. binnen drei Jahren)

Digitized by Google

erspart, ist unter allen Umständen leistungsfähig; darum ist eine Steuer nach dem Maßstab dieser Leistungsfähigkeit noch lange keine Steuer auf die Sparsamkeit. Warum, fragt man weiter, soll ein Mann, der vielleicht eine Million besitzt, aber seine ganze Rente verbraucht, von dieser neuen Steuer freibleiben? Die Antwort ist: ein Millionär, dessen Vermögen überhaupt niemals wächst, kommt nur sehr selten vor, und wenn er vorkommt, so sind er oder seine Familie in starkem Rückgang begriffen, vielleicht infolge von Verschwendung, vielleicht aber auch infolge von Mißgeschick. Der Fiskus vermag das nicht zu unterscheiden. Soll er nun deshalb auch alle Familien, die im Rückgang sind, besteuern, bloß damit auch die Verschwender getroffen werden? Wollte er untersuchen, ob der Rückgang etwa ein selbstverschuldeter sei, so wäre das gewiß moralisch sehr wohl zu rechtfertigen, aber praktisch ist es leider nicht ausführbar. Der Fiskus kann sich nur daran halten, daß ein Millionär, der niemals etwas erübrigt, tatsächlich weniger leistungsfähig ist, als ein anderer, der etwas zurücklegt. Auch jener Millionär, der nichts zurücklegt, ist ja darum keineswegs steuerfrei, sondern zahlt im Einzelstaat die Einkommen- und die Vermögenssteuer. Mit der Vermögenszuwachssteuer aber bleibt er verschont, und in den bei weitem meisten Fällen mit Recht.

Die Vermögenszuwachssteuer ist die vielgesuchte Ueberflußsteuer, und sie ist auch die vielgesuchte Steuer auf die unverdienten Wertsteigerungen, denn bei weitem der größte Teil des Vermögenszuwachses entstammt keineswegs aus Ersparnissen, sondern aus Konjunktur- und Spekulations-Gewinnen, die bisher so gut wie steuerfrei waren. Es gereicht dem Hansa-Bunde wahrlich nicht zum Ruhme, daß er gegen diese Steuer, die den Besitz da trifft, wo er am rentabelsten ist, Verwahrung eingelegt hat.

Welchen Ertrag werden nun die neuen Steuern bringen? Korrekt und harmlos hat man anfänglich für die Berechnungen die bisherigen Erträge der preußischen Vermögenssteuer zugrunde gelegt. In diesen „Jahrbüchern" ist aber unwiderlegt nachgewiesen worden, wie kolossal die Veranlagung in Preußen hinter der Wahrheit zurückbleibt, vermutlich um ein reichliches Drittel. Gemäß den Vorschriften des neuen Gesetzes ist zu erwarten, daß ein erheblicher Teil dieser Unterveranlagung jetzt zutage kommt. Sehr verständig hat man einen General-Pardon für alle früheren Steuersünden dem Reichsgesetz eingefügt, um den Uebergang zur Wahrheit nicht gar zu sehr zu erschweren. Es ist aber nicht bloß die in Zukunft obligatorische Deklaration und nicht bloß die angedrohten Strafen für falsche Deklaration, die eine annähernd richtige Veranlagung sichern werden, sondern vor allem die Konstruktion des Gesetzes selbst. Anfang 1914 hat jedermann den Stand seines Vermögens am 31. Dezember 1913 für den Wehrbeitrag zu deklarieren. Schätzt er dabei zu niedrig, z. B. den Wert eines Hauses, eines Gutes, eines Geschäfts, einer Zeitung, und bei Verkauf oder Erbschaftsverteilung kommt ein viel höherer Wert zutage, so braucht das noch nicht strafbar zu sein, denn jene niedrige Schätzung braucht nicht böswillig

Digitized by Google

gewesen zu sein — aber die Differenz unterliegt später der Sondersteuer des Vermögenszuwachses. Wer dieser Steuer in Zukunft entgehen will, tut also gut, gleich bei der ersten Deklaration für den großen Wehrbeitrag nichts zu vergessen und nicht gar zu gering abzuschätzen.

Da der Wehrbeitrag in drei Jahresraten zu entrichten ist und die Vermögens-Zuwachssteuer erst hinterher einsetzt, so kann man die Steuergesetze auch so charakterisieren: für die ersten drei Jahre (1914, 15, 16) eine allgemeine Vermögensabgabe, steigend für die allergrößten Vermögen bis zu ½% jährlich; daneben ein mäßiger Zuschlag zur Einkommensteuer, soweit das Einkommen **nicht** aus Vermögen fließt. Vom Jahre 1917 ab eine dauernde Abgabe von dem alle drei Jahre festzustellenden Vermögenszuwachs.

In der Hoffnung, daß der Eingang aus dem Wehrbeitrag die veranschlagte Milliarde erheblich übersteigen werde, hat man dem Gesetz die Klausel eingefügt, daß der etwaige Ueberschuß nicht erhoben, sondern im dritten Jahr den Steuerzahlern zugute gerechnet und in Abzug gebracht werde.

Die jetzt bestehende Wertzuwachs-Steuer vom Grundbesitz als Reichssteuer und der Scheckstempel, die sich nicht bewährt haben, werden wieder abgeschafft.

So vortrefflich der Grnndgedanke ist, neben Einkommen und Vermögen jetzt als dritten Maßstab für die Besteuerung den Vermögenszuwachs einzuführen, so ist doch klar, daß die Ausführung von **einem** sehr wichtigen Punkt prinzipiell verfehlt ist. Das ist die Behandlung der Erbschaften als Vermögenszuwachs. Für Erbschaften von Verwandten mag man es gelten lassen, aber ganz sicher paßt die Kategorie nicht für den Uebergang eines Vermögens von Eltern auf Kinder; indem sie von den Eltern erben hat in Wirklichkeit keine Vermögensvermehrung, sondern nur eine andere Verteilung stattgefunden. Der wirtschaftliche Vorgang ist ganz anderer Natur. Wenn man trotzdem beides als gleichartig behandelt hat, so war wohl der Grund ein taktischer. Das Zentrum hatte sich gegen Begriff und Namen einer Erbschaftssteuer so sehr festgelegt, daß man ihm die Schwenkung durch irgendeine Maskierung erleichtern mußte; man gab also dem Kinde einen anderen Namen und brachte, statt eine Erbschaftssteuer und eine Vermögenszuwachs-Steuer nebeneinander einzubringen, beide in dasselbe Schema. Solange die Sätze niedrig sind, mag kein wesentlicher Schaden daraus entstehen, und wird es einmal nötig, die Sätze zu erhöhen, so kann die Trennung immer noch nachträglich eingeführt werden.

Eine merkwürdige und höchst bedauerliche Rolle bei der Herstellung des großen Werkes hat leider die konservative Partei gespielt. Das Verdienst hat das Zentrum mit den beiden liberalen Parteien. Im besonderen ist es dem Zentrum sehr hoch anzurechnen, daß es sich von den Konser-

Digitized by Google

vativen getrennt hat — abermals die Fabel vom schwarzblauen Block Lügen strafend — und die lange bekämpfte Erbschaftssteuer akzeptiert hat, während die Liberalen wiederum die Selbstentsagung geübt haben, das Zuwachs-Prinzip anzunehmen, das im allgemeinen der Landwirtschaft günstiger ist als den städtischen Gewerben. Weshalb die Konservativen unter solchen Umständen sich schmollend in die Ecke gestellt haben, statt an dem vaterländischen Werke mitzuarbeiten, ist schwer zu verstehen. War es der allerkleinlichste Standes-Egoismus? War es Doktrinarismus? Ich habe schon sagen hören, Herr von Heydebrand werde mit seiner Unentwegtheit die Konservativen ruinieren, wie einst Eugen Richter den Liberalismus. Werden die konservativen Abgeordneten etwa gar sich vor den Wählern, die unzufrieden sind, weil sie zahlen sollen, rühmen, daß sie gegen diese Steuer gestimmt hätten? Daß sie sich damit bei vielen Wählern liebes Kind machen könnten, ist wohl wahr, aber nicht einmal Eugen Richter hat mit solchen Tricks dauernden Erfolg gehabt — für eine konservative Partei müßten sie tödlich werden.

Die nächste Rückwirkung des so unpolitischen wie unpatriotischen Gebarens der konservativen Partei muß sich im preußischen Abgeordnetenhause zeigen. Dieselbe Partei-Kombination, die die Finanz-Reform im Reich gemacht hat, kann auch die Wahl-Reform in Preußen machen.

Ist die Haltung der konservativen Partei bedauerlich, so ist die Haltung der Sozialdemokraten, ich möchte sagen, amüsant. Auf der einen Seite möchten sie gern einmal etwas Positives leisten und haben auch tatsächlich um der Gestaltung dieser Steuergesetze gewisse indirekte und sogar direkte Verdienste. Sie sind so stolz darauf, daß sie es sogar dem Herrn Reichskanzler sehr übel nahmen, als er ihnen einmal wieder vorhielt, daß ihr Programm ja gar nicht sei, den bestehenden Staat zu verbessern, sondern ihn umzustürzen. Im Herzen aber empfinden sie selber, wie sehr sie immer weiter von den heiligen Prinzipien der internationalen Revolution abrücken, und suchen deshalb, wo es irgend geht, irgend einen kleinen oder großen Krakeel anzustiften. Was kann es für den echten Sozi für einen schrecklicheren Vorwurf geben, als daß er gouvernemental geworden sei? So schaukelt die Partei auf den Wellen des Parteikampfes hin und her und treibt dabei langsam, langsam in den gastlichen Hafen des bestehenden Staatswesens hinein.

In dem Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, ist die letzte Entscheidung über das Steuergesetz noch nicht gefallen, und — merkwürdig genug — es könnte sein, daß es noch abgelehnt wird, indem Sozi, Polen, Elsässer und Konservative mit Vereinzelten aus anderen Parteien sich dagegen verbinden. Es kann aber auch sein, daß es so gut wie einstimmig angenommen wird, indem im letzten Augenblick sich sowohl die Sozialdemokraten, wie die Konservativen entschließen, dafür zu stimmen: jene, weil es eine Besitzsteuer ist, diese aus Patriotismus.

Digitized by Google

Auch wenn dieser Teil des Gesamtwerkes noch fallen sollte, so wäre das Unglück nicht so groß. Die Heeresvorlage sowohl wie der Wehrbeitrag sind gesichert und die dauernden Steuern kann man auch im Herbst machen. Delbrück.

* * *

Gerhart Hauptmanns Festspiel.

Das Hauptmannsche Festspiel für 1813 und die Sistierung seiner Aufführungen in Breslau haben soviel Aufregung hervorgerufen, daß wir nicht umhin können, auch einige Worte darüber zu sagen. Es ist kein Zweifel, daß Hauptmann der bedeutendste Dichter ist, den wir heute in Deutschland haben. Es war also auch nichts natürlicher, als daß die Stadt Breslau an diesen Sohn der eigenen Provinz herantrat mit der Frage, ob er geneigt sei, das Festspiel für die Jahrhundertfeier zu schreiben, die nationale Feier, die in Breslau einen historisch gegebenen Mittelpunkt hatte und für die die Stadt eine großartige Festhalle erbaut hat. Wiederum sehr natürlich, daß Hauptmann das Anerbieten annahm, um so mehr als der große Regisseur Reinhardt, der die Kunst der Inszenierung auf eine ganz neue Stufe gebracht hat, sich bereit erklärte, die Ausgestaltung für die Bühne zu übernehmen.

Aber o weh! Der Geist Gerhart Hauptmanns und der Geist der Freiheitskriege haben keinen Rapport miteinander. Hauptmann hat überhaupt keine tiefere, positive Weltanschauung. Ganz wie bei Ibsen, beruht seine dichterische Kraft und seine dichterische Wirkung zum nicht geringen Teil auf diesem Mangel. Diese Dichter haben keine Weltanschauung, aber sie sehnen sich nach ihr; und Sehnen und Streben sind poetisch. Sehnen und Streben ist nicht bloß poetisch, sondern auch verdienstlich; aber es gibt Lagen, wo man mit dem Sehnen und Streben nicht auskommt, sondern ein fester Grund und Boden verlangt wird. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist haben positive Weltanschauung. Hauptmann hat an ihrer Stelle einen gewissen nebelhaften Komplex von Vorstellungen über eine menschliche Zukunftsgesellschaft, so zwischen Liberalismus, Demokratie, Sozialismus, Pazifismus, Uebermenschentum, dogmenloser Religion und allgemeiner Glückseligkeit hin- und hergaukelnd. Das verhindert ihn nicht, ein großer Dichter zu sein, der uns ergreifende Gestalten und Bilder aus der unendlichen Fülle des menschlichen Daseins vorzuführen vermag. Aber es verhindert ihn schlechterdings, die großen historischen Ereignisse und Persönlichkeiten in ihrem blutigen Ernst zu erfassen. Er hat auch offenbar niemals ernsthafte historische Studien gemacht. Er hat es einmal in seinem „Florian Geyer" mit einem historischen Drama versucht, aber es wurde sofort von Max Lenz in diesen Jahrbüchern (Band 84) nachgewiesen, daß, wenn er auch manches aus der Zeit des Bauernkrieges gelesen, er sich in der Hauptsache doch an das Phantasiewerk von Zimmermann gehalten hat. Die größte seiner poetischen Schöpfungen ist nach meiner Meinung

Digitized by Google

„Emanuel Quint, der Narr in Christo". Er hat versucht, sich vorzustellen, was geschehen würde, wenn Jesus von neuem unter uns aufträte, und hat seine Gestalt unter die ihm so wohlbekannten Weber und Bauern des Eulengebirges versetzt. Jedem Satz fühlt man an, wie feine langjährige Studien in den Evangelien selbst und in der neutestamentlichen Literatur dem Werke zugrunde liegen. Eine eindringende psychologische Wahrheit, oft getönt mit einem leisen Humor und höchste Lebendigkeit der Personen tritt uns entgegen. Aber natürlich — der zweite Jesus, so ernst und so fromm er ist, ist ein Narr; kann gar nichts anderes sein. Ein Jesus konnte der Menschheit nur einmal erscheinen in einer jüdischen und heidnischen Welt, aber nicht in einer Gesellschaft, die nun an die 2000 Jahre mit der Nachwirkung des echten Messias schon durchsäuert ist. Wer sich dessen vermißt, ist ein Narr, so ernst er es meinen mag. Sein Ernst wird nicht einmal auf die Probe gestellt, da er ja ein Martyrium nicht zu besorgen hat. Das ist alles wunderschön, vielleicht zum Teil mit dem unbewußten dichterischen Instikt vor die Augen gestellt.

Aber nun das Festspiel zu Ehren der Erinnerung an 1813. In dem Bewußtsein, ein Heldendrama nicht schaffen zu können, verfiel Hauptmann auf den Ausweg eines von dem lieben Gott selber inszenierten Puppenspiels. Aber hier war eine andere Aufgabe gestellt als im Emanuel Quint; hier war kein Raum für eine Narretei. Ich will trotzdem nicht sagen, daß ein Festspiel in dieser Form von vornherein aussichtslos sei. Aber statt sich in die Zeit zu versenken, aus genauester Kenntnis der Persönlichkeiten der Epoche lebendige Gestalten zu schaffen, hat Hauptmann geglaubt, mit dem dünnen Schema seiner politischen Parteivorstellungen die Aufgabe meistern zu können. Er hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, die historische Literatur zu studieren; man merkt das nicht bloß negativ an der ungenügenden Plastik der Figuren, die er auftreten läßt, sondern auch an den positiven historischen Schnitzern, die ihm unterlaufen. Die Schlacht von La Rothière, wo Napoleon geschlagen wurde, figuriert in dem Festspiel als ein Sieg, und die Schlachten bei Lützen und Bautzen, wo Napoleon nur vermöge einer großen numerischen Ueberlegenheit siegte, werden angeführt als Beispiele, wo er eine „riesige Uebermacht" besiegt habe. Daß Hauptmann auch Dresden als napoleonischen Sieg ansieht, will ich ihm nicht so übel nehmen, da auch viele Historiker und Militär-Schriftsteller noch an diesem Irrtum festhalten. Aber daß er die Sprache des Alten Fritz nicht besser studiert hat, darf man ihm doch wohl auch als Fehler anstreichen.

Mögen diese Einzelheiten als unwesentlich und auch die Holprigkeit vieler Verse auf sich beruhen. Aber auch nicht der leiseste Hauch von dem Geist der Freiheitskriege und der Gewalt der preußischen Erhebung ist in dem Werk zu spüren. Nur von dem Jammer des Krieges hören wir, nichts von seiner Größe. Daß es etwas Erhabenes ist, wenn die Hunderttausende sich den Leib von Kartätschen zerfetzen lassen und ihr Leben hin-

Digitized by Google

geben für die Idee, die sie vertreten, ist Hauptmann niemals aufgegangen; als mitleidiger Mensch sieht er nur den Schmerz, den die Einzelnen zu erdulden haben, und sehnt sich in diesem Festspiel zu Ehren des großen Krieges nach einer zukünftigen Friedenskultur, von der er ebensowenig weiß wie wir, was sie für einen Inhalt haben soll.

Trotzdem wird mir von verschiedenen Teilnehmern versichert, daß das Stück, dank der grandiosen Inszenierung Reinhardts, auf der Bühne eine große Wirkung gehabt habe. Führte man also das Stück zu irgendeiner Zeit an irgendeiner anderen Stelle auf, so könnte niemand etwas dagegen sagen. Die Kritiker können ja ihre Einwendungen machen, mögen die historisch falschen Farben und Zeichnungen aufdecken, mögen selbst darlegen, daß die Inszenierung in einem Widerspruch mit dem Text stehe und die Wirkung deshalb allein Reinhardt und nicht Hauptmann zuzuschreiben sei. Jeder mag davon halten, was er will, und wem es nicht zusagt, der braucht nicht hinzugehen. In Breslau aber handelt es sich um das von der Stadt als Gedenkfeier veranstaltete Festspiel. Da konnte es nicht ausbleiben, daß nicht nur der gute Geschmack und das bessere Wissen, sondern auch der beleidigte Patriotismus protestierten. Der Protest wurde so stark, daß der Breslauer Magistrat vielleicht auch, die Nachrichten widersprechen sich darüber, auf Eingreifen des Kronprinzen als Protektor der Ausstellung, nachdem 10 Vorführungen stattgefunden, die letzten vier, die noch ausstanden, absagte. Die Blamage ist groß, aber der Unfug, ein solches Stück als Festspiel vorzuführen, war doch so stark, daß der öffentlichen Meinung eine Genugtuung in irgendeiner Form notwendig gegeben werden mußte.

Hätte der Breslauer Magistrat, als ihm das fertige Festspiel vorgelegt wurde, von vornherein erklären sollen, daß es ungeeignet sei und er seinen Auftrag zurücknähme? So sagt jetzt natürlich alle Welt; aber wir wollen billig sein und auch die entschuldigenden Momente nicht übersehen. Wer vermißt sich, dem Dichter, der nun doch einmal das souveräne Recht des Genius für sich in Anspruch zu nehmen hat, in den Arm zu fallen, ehe die Ausführung seines Werkes vollendet, die Probe der Wirklichkeit gemacht ist? Namentlich in den ersten Szenen sind unzweifelhaft große poetische Schönheiten, und auch später finden sich Anklänge an den zweiten Teil des Faust, die sehr wohltuend berühren. Man mag sich der Hoffnung hingegeben haben, daß man über die Anstöße und Schwächen hinweggleiten würde, bis die 14 Aufführungen vorüber. Dann konnte die Kritik ja das Ihrige tun. Aber es ist anders gekommen; der Protest wurde so stark, daß die Katastrophe nicht zu vermeiden war, und nun protestierten wieder Musensöhne, Demokraten, Pazifisten und Konfusionarien, die sich anstellen, als ob das Stück verboten worden sei, daß man den Genius vergewaltigt habe.

Was ein sehr geschickter Diplomat an der Spitze der Festesleitung hätte tun können, weiß ich wohl. Ob er es aber auch hätte durchsetzen können, weiß ich nicht. Ich will aber sagen, was ich meine: man hätte die vier noch fehlenden Vorstellungen ruhig ablaufen lassen sollen; dann amtlich

Digitized by Google

erklären, daß das Stück weiten Kreisen nicht genug getan habe und Kleists „Hermannsschlacht", ebenfalls von Reinhardt inszeniert, folgen lassen. Zum Abschluß, aber nicht für die Masse sondern in einem intimen Theater „Des Epimenides Erwachen". Delbrück.

Die Krisis des Balkanbundes. — Der japanisch-amerikanische Konflikt.

Die Präliminarien des Friedens zwischen dem Balkanbunde und der Türkei sind zu London abgeschlossen worden, und damit hat ein Feldzug sein Ende gefunden, von welchem der gleich allen heutigen Engländern dem Osmanentum stark abgeneigte britische Premierminister Asquith zu dem hyperbolischen Urteil begeistert worden ist, er sei bedeutungsvoller als Napoleons Kampagne von Austerlitz. Immerhin bleibt soviel wahr, daß der Sturz der Türkenherrschaft auf der Balkanhalbinsel einen Fortschritt der Zivilisation bedeutet, welchen auch nach dem Verfliegen der philhellenischen Stimmungen Männer wie Heinrich von Treitschke und Theodor von Bernhardi ungeduldig ersehnt haben. Die Unausrottbarkeit der barbarischen Natur des Türkenstaats ist soeben wieder in helles Licht gestellt worden durch die Ermordung Mahmud Schefkets und die Begleitumstände der Schandtat, sowie durch das Wüten der jungtürkischen Machthaber gegen die liberale Opposition, welches der Katastrophe des Großveziers folgte. Als ein nicht hoch genug zu preisendes Glück für die Menschheit muß auch anerkannt werden, daß die Türken aus dem 500jährigen europäischen Erbe ihrer Väter vertrieben werden konnten, ohne daß die Kriegsfurie die Grenzen der Levante überschritt. Vor Jahresfrist haben wahrscheinlich nicht einmal die leitenden Staatsmänner des Weltteils geglaubt, daß eine so bedeutende Veränderung der Landkarte ohne Krieg zwischen den Großmächten möglich wäre.

In meiner vorigen Politischen Korrespondenz habe ich auseinandergesetzt, wie aller Wahrscheinlichkeit nach der Balkanbund ursprünglich gar nicht gegen die Türkei gerichtet gewesen ist, sondern sich im Gegenteil bestrebt hat, das osmanische Reich zum Alliierten zu gewinnen. Der also erweiterte Balkanbund würde sich Hand in Hand mit der Tripelentente auf Oesterreich-Ungarn gestürzt haben. Heute hat die Habsburgische Monarchie von der Offensivkraft des Balkanbundes bis auf weiteres nichts mehr zu befürchten. Die exorbitanten Eroberungen der Liga, welche mit viel geringeren Anstrengungen des Geistes und Charakters gemacht wurden, als Napoleon in dem Feldzuge 1805 auf sich nehmen mußte, haben sich keineswegs als ein Kitt für die Eintracht der christlichen Orientvölker erwiesen. Der mächtigste von den vier Staaten, Bulgarien, beansprucht fast die ganze festländische Siegesbeute für sich allein. Sowohl Thrazien will es haben, ausgenommen den Bereich der Meerengen, welcher gemäß den Präliminarien von London der

Digitized by Google

Türkei verbleibt, als auch das gesamte Mazedonien. Griechenland soll, gemäß dem Verlangen der Bulgaren, auf dem Kontinent nichts erhalten, als was die Londoner Botschaftervereinigung den Hellenen von Albanien zu überlassen für gut befinden mag; dazu die Bezirke am Olymp und der Mistrizza (Haliakmon), welche die Geographie der modernen Balkanvölker nicht zu Mazedonien rechnet, sondern Nordthessalien nennt. Ebenso wie den Griechen ruft das Kabinett von Sofia Serbien bezüglich Mazedoniens ein Quos ego! zu. Die Bulgaren verlangen, daß die Serben sich mit der Erwerbung der Distrikte nördlich vom Schar Dhag (Schar Planina) begnügen sollen. Dieses Gebiet umfaßt den Sandschak und jene Landschaft um Prisrend, Djakowa und Ipek, welche auf der Londoner Botschaftervereinigung von Oesterreich für das albanesische Gemeinwesen beansprucht, aber durch die Tripelentente in zähem diplomatischen Ringen für Serbien und Montenegro gewonnen wurde. Mit dem letztgenannten Staat wird also das Kabinett von Belgrad jene an Ausdehnung ziemlich beschränkte Provinz noch zu teilen haben.

Die bulgarischen Prätentionen würden, wenn durchgesetzt, neben Adrianopel auch Salonichi und Monastir zu Städten des südslavischen Zarentums machen — auf Uesküb, läßt das Kabinett von Sofia durchblicken, allenfalls verzichten zu wollen. Ein dermaßen vergrößertes Bulgarien würde, an den neuen albanesischen Staat grenzend und sich wie ein Keil zwischen Serbien und Griechenland drängend, das Gleichgewicht innerhalb des Balkanbundes zugunsten des Kabinetts von Sofia aufheben. Das wollen sich Griechenland, Serbien und Montenegro nicht gefallen lassen. Zusammen dieser Staaten fällt der Grundsatz „Beati possidentes“ in die Wagschale. Die Truppen Griechenlands stehen in Salonichi und der Chalzidize sowie auf der Insel Thasos, welche Zar Ferdinand gleichfalls als sein Eigentum reklamiert, weil sie Mazedonien vorgelagert sei. Das serbische Heer hat Ochrida und Monastir besetzt, sowie auch Uesküb, wo 12000 Montenegriner angekommen sein sollen, um nötigenfalls Seite an Seite mit den serbischen Sprachverwandten zu fechten. Denn hart bis an den Rand des Bruderkrieges sind die orthodoxen Völkerschaften der Balkanhalbinsel bereits gelangt. Schon haben Vorpostenscharmützel mit nicht unerheblichen Verlusten stattgefunden, und der gegenseitige Nationalhaß ist so grimmig, daß es den Oberkommandos und Regierungen sicher nicht leicht geworden ist, jene blutigen Konflikte auf den Ort ihrer Entstehung zu beschränken.

Um den Balkanbund, diesen russischen Mauerbrecher gegen Oesterreich, zu erhalten und ihm die erschütterte Festigkeit zurückzugeben, hat Zar Nikolaus den Serben und Bulgaren seine Vermittelung und für den äußersten Fall seinen Schiedsspruch angeboten. Er tat das in Formen, welche nicht verfehlen konnten, in Wien und Budapest einen sehr unangenehmen Eindruck hervorzurufen. Der Kaiser von Rußland stellte sich als den obersten Anwalt der slawischen Sache hin und führte gegenüber den hadernden Slawenvölkern eine so gebieterische Sprache, daß Napoleon als

Digitized by Google

Protektor des Rheinbundes und Mediator der Schweizerischen Eidgenossenschaft auch nicht viel autoritativer hätte reden können. Den Worten folgte die Tat insofern auf dem Fuße, als Rumänien, zwar kein slawischer aber wohl ein orthodoxer Staat, offenbar auf Betreiben Rußlands, gegenüber Bulgarien eine drohende Haltung anzunehmen begann. Zar Ferdinand sträubt sich, den Vorschlag des Zaren Nikolaus anzunehmen, daß die vier Ministerpräsidenten des Balkans in Petersburg unter dem Vorsitz des Herrn Sasonow zu einer Konferenz zusammentreten sollen. Die Russen wollen die Opposition Bulgariens gegen die moskowitische Vermittelung respektive Schutzherrlichkeit dämpfen, und zu diesem Zweck dient ihnen das Kabinett von Bukarest, indem es in Sofia erklären läßt, wenn Bulgarien noch einmal einen siegreichen Krieg führe, werde man rumänischerseits nicht allein Silistra, sondern außerdem noch weitere bulgarische Gebietsteile als Kompensation verlangen.

Die Wiener offiziöse Presse mißbilligt, daß Oesterreichs Bundesgenosse, Rumänien, sich so herbeiläßt, das Spiel des Kabinetts von Petersburg zu spielen und Bulgarien zur Teilnahme an den Petersburger Konferenzen zu drängen, aber der österreichische Tadel klingt nicht besonders scharf. In der Tat kann der Druck, welcher indirekt von seiten Rußlands auf das selbstbewußte, zäh seine Interessen wahrende Bulgarenvolk geübt wird, den Leitern der Donaumonarchie in mancher Hinsicht nur erwünscht sein. Können die Russen wirklich den Balkanbund moralisch konsolidieren, indem sie seinem mächtigsten Partner Daumschrauben anlegen lassen? Übrigens sind auch die Serben nicht sans phrase bereit, nach Petersburg zu gehen. Viele unter ihnen fordern Garantien dafür, daß auf der Konferenz der levantinischen Ministerpräsidenten mit Herrn Sasonow beziehungsweise beim Ergehen des kaiserlichen Schiedsspruchs nicht schließlich doch die Rechte des kleinen Serbien geopfert werden, weil Rußland das mächtigere Bulgarien zum Freund zu behalten wünscht. Trotz aller Bemühungen des vielgenannten russischen Gesandten in Belgrad, Herrn von Hartwig, das dortige Kabinett zur Beschickung der Petersburger Konferenzen zu bestimmen, hat König Peter dem kaiserlichen Anwalt der slawischen Sache noch keine Zusage machen können, weil über die Frage, ob Rußland Vertrauen zu schenken und seiner Einladung Folge zu leisten sei, langwierige Parteikämpfe in der Skupschtina geführt werden.

Wenn es den Russen durch Überredung und Pression gelingen sollte, den neuen Balkankrieg zu verhindern, werden drei diplomatische Konferenzen zu gleicher Zeit tagen; in Petersburg, unter dem Vorsitz des russischen Ministers des Auswärtigen, die Versammlung der christlich-orientalischen Ministerpräsidenten, in London die Botschaftervereinigung, welche noch das Statut für Albanien und das Schicksal der Sporaden zu erörtern hat, in Paris die Finanzkonferenz. Jedem einzelnen dieser Gremien liegt die Beratung von Gegenständen ob, welche für die eine oder andere Großmacht von eminentem ja vitalem Interesse sind. Außerdem lassen sich die Kompetenzen der drei Kollegien nicht streng abgrenzen, sondern alles hängt zu-

Digitized by Google

sammen, so daß die verzweifeltsten Komplikationen eintreten können. Beispielsweise gehört die Frage der Orientbahnen vor die Finanzkonferenz. Vor Monaten, als wegen der Schärfe des österreichisch-russischen Gegensatzes alle Börsen Europas der tiefsten Baisse verfallen waren, bemerkte man ein plötzliches kräftiges Steigen der Orientbahn-Werte. Das Phänomen war zu jener Zeit nicht zu erklären; seitdem ist jedoch bekannt geworden, daß damals österreichischerseits aus politischen Gründen jene Titres in Menge aufgekauft worden sind. Wie kann aber nun in Paris über die Zukunft der Orientbahnen entschieden werden, solange Petersburg, wenn anders die dort geplante Konferenz überhaupt zustande kommt, die Gebietsverteilung auf der Balkanhalbinsel nicht geregelt hat? Schon lange stockt in London die Verhandlung über das albanische Statut, weil die Tripelentente jedem endgültigem Arrangement bezüglich Albaniens widerstrebt, solange sich die mazedonischen Dinge in der Schwebe befinden. So bilden sämtliche Streitfragen, mögen sie nun in der einen oder anderen Hauptstadt zu erledigen sein, ein einziges Knäuel, welches nur bei allseitigem guten Willen entwirrt werden kann.

An der bedeutsamsten Stelle, bei den Großmächten, wird es daran anscheinend nicht fehlen. Ziemlich starke diplomatische Reibungen finden freilich noch immer statt. Oesterreich-Ungarn hat den Handschuh aufgenommen, welchen ihm der Zar durch seine Botschaft an die Fürsten von Bulgarien und Serbien hingeworfen hat. Der neuernannte ungarische Ministerpräsident Graf Tisza ist im Repräsentantenhause zu Budapest ausdrücklich dem Ausspruch des Kaisers von Rußland entgegengetreten, eine hegemonische Stellung am Balkan einzunehmen. Graf Tisza forderte für die k. u. k. Orientpolitik das Recht, sich territorialen Veränderungen am Balkan zu widersetzen, welche mit den Lebensinteressen Oesterreich-Ungarns nicht vereinbar wären. Im übrigen proklamierte der Sprecher, durchaus im Einklang mit der Politik des Grafen Berchthold während der gegenwärtigen orientalischen Krisis, die Unabhängigkeit der Balkanstaaten von jedweder auswärtigen Bevormundung. Das letztere Schlagwort stellt einen Gegenzug dar wider das russische Schlagwort des Balkanbundes. Uebrigens wird die Habsburger Monarchie wohl kaum dem Zaren die Uebernahme des mazedonischen Schiedsrichteramtes durch einen formellen Protest unmöglich machen. Denn gar zu verlockend ist für Wien die Chance, Rußland, welches durch seinen Schiedsspruch keiner der streitenden Nationen ganz Genüge zu tun vermag, bei allen balkanischen Stammes- und Glaubensgenossen gründlich verhaßt werden zu sehen.

In der Petersburger Presse ist der Vorschlag gemacht worden, Mazedonien überhaupt nicht zu teilen, sondern auf ein früher in diplomatischen Kreisen ventiliertes Projekt zurückzukommen und aus jenem Land ein eigenes Königreich zu machen. Dasselbe müsse allerdings später an Bulgarien fallen, aber erst, nachdem der Balkanbund einen siegreichen Krieg gegen Oesterreich geführt und Serbien zur Entschädigung Nordalbanien und mehr verschafft

Digitized by Google

habe. Der Gedanke der mazedonischen Autonomie dürfte durch die Ereignisse überholt und unrealisierbar gemacht worden sein, aber wie jene ursprünglich von Freunden des europäischen Friedens ersonnene Idee von dem moskovitischen Blatt gewendet wird, vermittelt uns ein Gefühl von der andauernden Schwüle der internationalen Atmosphäre. Bis in den Herbst hinein und vielleicht länger wird wohl noch mancher Nervenchoc die Börsen Europas und Amerikas erschüttern.

Während die orientalische Frage nicht aufhört, den europäischen Frieden zu bedrohen, fürchtet man in den Vereinigten Staaten von Amerika, wie schon öfter in den letzten Jahren, dem Kriege mit Japan entgegenzugehen. Der Staat Kalifornien hat sich nämlich ein Gesetz gegeben, welches Japanern den Erwerb von Grundeigentum verbietet. Gegen diesen Schritt eines nordamerikanischen Einzelstaats ist durch das Kabinett von Tokio in Washington ein scharfer Protest eingelegt worden. Es wird japanischerseits behauptet, daß die legislatorische Maßregel der Kalifornier den Verträgen zwischen der Union und dem Kaiserreich Japan widerspreche. Präsident Wilson hat kaum vermocht, gegen die Beschwerde der Japaner irgendwelchen stichhaltigen Einwand zu erheben, nachdem seine Versuche, Kalifornien von seiner antijapanischen Gesetzgebung zurückzuhalten, schon vorher gescheitert waren. Bei dem bekannten Nationalstolz der Japaner ist es selbstverständlich, daß die öffentliche Meinung des ostasiatischen Inselreichs zu einem großen Teil von den Ministern des Mikado gefordert hat, sie mögen den Amerikanern den Bruch der Verträge und die verächtliche Behandlung der japanischen Auswanderer mit dem Schwerte heimzahlen. Aber das Kabinett von Tokio ließ sich durch solche kriegerischen Wallungen nicht fortreißen. Offenbar betrachtet es als das vornehmste Feld seiner auswärtigen Politik Ostasien und nicht die westlichen und südlichen Ufer des Stillen Ozeans. Den Anstrengungen der japanischen Regierung, den jüngsten Konflikt mit Amerika über die Auswanderer ebenso wie die vorangegangenen Streitigkeiten bezüglich desselben Gegenstandes friedlich, wenn auch nicht gerade ruhmreich, beizulegen, kam innerhalb des eigenen Volkes eine kongeniale Strömung entgegen, welche stärker als die auf eine gewaltsame Lösung des Emigranten-Problems gerichtete Tendenz sein dürfte. Die Mehrzahl der Japaner empfindet heute nichts peinlicher als den Steuerdruck, welcher infolge des mandschurischen Krieges auf dem Lande lastet. Die empörte öffentliche Meinung Japans hat, nicht ganz ohne Gewaltsamkeit, Männer ans Ruder gebracht, welche tief einschneidende Reduktionen des Militär- und Marineetats betrieben.

Höchst merkwürdig, daß trotz dieser Niederlage der japanischen Militärpartei das Mißtrauen aller am Rande des Stillen Ozeans wohnenden Weißen gegen die Eroberungssucht Japans nie eine regere war als gerade jetzt. Vielleicht noch japanophober als die Kalifornier gerieren sich die der Krone England untertänigen Völkerschaften Kanadas, Neuseelands und Australiens. Ende vorigen Jahres, während in Kalifornien die Bewegung gegen die Japaner ihrem jüngsten Erfolge zustrebte, begab sich Oberst James Allen,

Digitized by Google

Landesverteidigungsminister in einem neu gebildeten neuseeländischen Kabinett, nach London, nachdem er unterwegs mit den Ministern des australischen Commonwealth konferiert hatte.*) Das Motiv der Reise des Obersten Allen nach dem Mutterlande war die Furcht vor Japan. Auf den britischen Werften befindet sich die „Malaya" im Bau, der zweite Schlachtkreuzer, welchen die Kolonie Neuseeland dem Vereinigten Königreich geschenkt hat. Die Neuseeländer waren vorher einverstanden damit gewesen, daß sowohl ihr erster Dreadnought, die „Neuseeland" als auch die „Malaya" in Verbindung mit der übrigen englischen Schlachtflotte wider die europäischen Feinde des britischen Reichs verwendet werden sollten. Eben weil man in Neuseeland rücksichtlich des letzten Punktes jetzt anders dachte, erschien Oberst Allen an der Themse. Er versuchte das britische Marineministerium dafür zu gewinnen, daß die beiden großen Kreuzer, welche mit dem Gelde Neuseelands gebaut worden waren, dementsprechend in den pazifischen Gewässern stationiert würden. Aber der Landesverteidigungsminister aus dem Bereich der Antipoden scheint bei Sir Winston Churchill auf sehr zähen Widerstand gestoßen zu sein. Als Sir Winston im März dieses Jahres dem Parlament die britische Flottenpolitik vortrug sagte er, ohne Rücksichtnahme auf den neuen Wunsch der Neuseeländer, u. a., die „Malaya" zusammen mit den drei kanadischen Ueberdreadnoughts solle den Kern eines auf Gibraltar basierten Geschwaders von kolonialen Reichsschiffen bilden.

Ohne Zweifel befand sich die britische Admiralität im Recht, wenn sie alle großen Einheiten der Flotte in den Gewässern des Mutterlandes und dem Mittelländischen Meer konzentriert zu halten bestrebt war. Eine derartige Friedensstrategie entspricht durchaus den Traditionen der englischen Marine. Der Verfasser des Aufsatzes in der „Fortnightly Review", welchem ich hier folge, weist nach, daß es ein bloßer Denkfehler der Kritiker ist, wenn sie die gegenwärtige Verteilung der britischen Seestreitkräfte so darstellen, als ob durch die Zusammenziehung aller Schlachtschiffe gegen Deutschland und in zweiter Reihe gegen Oesterreich und Italien die ferner gelegenen Meere von der nötigen Deckung entblößt worden wären. In Wahrheit hat die britische Admiralität schon vor der Zeit, von welcher ab das Deutsche Reich als der bedrohlichste Nebenbuhler Englands angesehen wurde, streng an dem Prinzip festgehalten, die ganze Schlachtflotte in einzelnen Abschnitten des Weltmeeres zu versammeln und den Rest des Ozeans nur indirekt in der Weise zu schützen, daß die höchste Kraft an dem entscheidenden Punkte zur Disposition gehalten wurde. Ein derartiges Arrangement wird durch die strategische Vernunft gebieterisch erfordert. Erst wenn der Hauptgegner zerschmettert ist, können die übrigen Feinde an die Reihe kommen, eine Zersplitterung der Streitkräfte jedoch würde den Sieg über alle Gegner unmöglich machen. Nach diesen unwandelbaren Grundsätzen

*) Das Folgende nach dem Juniheft von „Fortnightly Review", Artikel von Archibald Hurd: „The racial war in the Pacific; An imperal peril".

Digitized by Google

wurde britischerseits immer verfahren; auch am Ende des 19. Jahrhunderts, als noch Frankreich und Rußland, welche eben ihr Bündnis geschlossen hatten, die gefährlichsten Rivalen waren. Damals befand sich das Gros der englischen Schlachtflotte, welches heute in der Nordsee stationiert ist, im Mittelmeer, während die übrigen großen Schiffe in den Kanal-Häfen lagen. Was den Stillen Ozean anbelangt, so reduziert sich der ganze Unterschied zwischen der gegenwärtigen und der damaligen Zeit darauf, daß sich in jenen Jahren ein kleines britisches Schlachtschiff an der chinesischen Küste aufhielt, während jetzt keine solche Einheit der englischen Flotte dort mehr kreuzt. Natürlich ist die bezeichnete Differenz im Hinblick auf etwaige unheimliche Pläne der mongolischen Vormacht vollkommen belanglos.

Alles dies wurde dem Obersten Allen im vergangenen März von den maritimen Autoritäten Londons eindringlich vorgestellt. Sir Winston Churchill erinnerte den neuseeländischen Landesverteidigungsminister auch daran, daß die „Neuseeland" und die „Malaya", in die heimischen Gewässer zurückgezogen, um Gibraltar wiederzuerreichen, 32 Tage brauchen, mithin für den Kampf gegen eine europäische Macht wohl kaum noch entscheidend ins Gewicht fallen würden. Hierauf erwiderte der Antipode gelassen: „Wir fürchten keine europäische Macht, das ist die Crux bei der Sache".

Die Neuseeländer glaubten offenbar, ein englisch-deutscher Krieg würde Großbritannien zwingen, seine gesamte Schlachtflotte dauernd in europäischen Gewässern zu lassen oder dem Mutterland jedenfalls unmöglich machen, von seiner wenn auch siegreichen so doch schwer beschädigten Seemacht ein der japanischen Marine überlegenes Geschwader in den Stillen Ozean zu entsenden. Wenn man in dem jüngsten Weltteil also dachte, konnte es hier unmöglich Eindruck machen, daß die britische Admiralität die Kolonialen zu erwägen einlud, wie rasch ihnen im Zeitalter des Dampfes und der drahtlosen Telegraphie englische Schlachtschiffe gegen Japan zu Hilfe zu kommen vermöchten. Binnen 28 Tagen, äußerte der Erste Lord der Admiralität, könnte eine britische Flotte von Gibraltar nach Sidney fahren, Vancouver vermöchte sie sogar in 23 Tagen zu erreichen; dem Ausbruch eines jeden Krieges aber gehe eine Periode der Spannung voraus, in welcher man Zeit habe, seine Vorbereitungen zu treffen. Alles dies war ganz richtig, stieß jedoch die harte Tatsache nicht um, daß Großbritannien alle seine Kräfte nötig hatte, um die Meeresherrschaft in Europa zu behaupten und bei schweren Verwickelungen in unserem Weltteil den neu emporgekommenen exotischen Seemächten keine Armada entgegenzustellen imstande war.

Wegen dieses schwachen Punktes scheiterte die bezüglich der Hauptsachen durchaus zutreffende Argumentation des englischen Marineministers bei dem Bestreben, den neuseeländischen Abgesandten anderen Sinnes zu machen. Sir Winston gab die beiden Dreadnoughts gleichwohl nicht heraus; ob die Regierung von Neuseeland ihn noch dazu nötigen wird, läßt sich einstweilen nicht übersehen. Es dürfte den Landsleuten des Herrn Allen recht schwer werden, ein nationales Geschwader zu bilden, wenn sie im Ernst

Digitized by Google

an die Verwirklichung jener Idee gehen sollten. Denn die englischen Kolonien sind arm an Menschen und besonders an Qualitätsarbeitern, Technikern und dgl., so daß es über ihre Kräfte gehen dürfte, Schlachtschiffe mit dem zugehörenden Schwarm von Kreuzern, Torpedofahrzeugen und Unterseebooten angemessen zu bemannen. Wie aber auch der Streit zwischen der britischen Admiralität und dem neuseeländischen Landesverteidigungsministerium enden möge, jedenfalls hat Colonel Allen schon heute, bevor noch über die Dislokation der Neuseeland-Schiffe endgültig entschieden ist, in Sir Winstons Flottenbau-Programm eine höchst empfindliche Verwirrung hineingetragen. Und zwar nicht bloß deshalb, weil die Sinnesänderung der Neuseeländer das englische Marineministerium außer Stand setzt, mit völliger Gewißheit auf die „Neuseeland" und die „Malaya" zu rechnen. Sondern es hat sich etwas viel Unangenehmeres ereignet. Allen nahm den Rückweg in seine Heimat über Canada und erreichte die Dominion im Mai, als sich der japanisch-amerikanische Zusammenstoß über die neue Bill der kalifornischen Gesetzgeber bereits vollkommen entwickelt hatte. Die Flamme des Japanerhasses verbreitete sich von der Union aus nach Britisch-Nordamerika und ergriff hier die liberale Opposition, deren Oberhaupt, Sir Wilfried Laurier, mit dem anwesenden Vertreter des neuseeländischen Kriegsdepartements enge Fühlung nahm. Durch Oberst Allen inspiriert, äußerte sich Sir Wilfried in einer Rede, welche er zu Toronto, am Ontariosee, hielt, ohne Japan zu nennen, dennoch mit hinreichender Deutlichkeit folgendermaßen: „Der Mann, welcher in Quebek oder sonst im Osten lebt, wird durch die Verteidigungsfrage nicht allzu stark beunruhigt. Er lebt sicher. Die Nachbarschaft der britischen Flotte genügt ihm. Aber wenn Sie nach Britisch-Columbien (dem westlichen Canada, am Stillen Ozean), Australien oder Neuseeland . . . gehen, ist die Verteidigungsfrage dort eine ständige Sorge. Kein britischer Untertan in Britisch-Columbien, Australien oder Neuseeland lebt sicher. Die britische Flotte ist zu weit weg. Es sind Geschwader zurückgezogen worden. Er hat keinen Schutz. In Wellington (Neuseeland), Vancover (große Insel bei Britisch-Columbien) und Victoria (Hauptstadt von Vancover und Britisch-Columbien) ist nichts vorhanden, um das Land vor einer Invasion zu retten. . . ."

Wir haben gesehen, daß Lauriers Behauptung, England habe durch Wegberufung von Schiffen nach Europa den Stillen Ozean entblößt, der Begründung entbehrte. Nur hatte Großbritannien gegen die Marinen, welche gegenwärtig am Stillen Ozean neu entstehen, keine zweite Riesenflotte gebaut. Aber auf diese historische Verwechslnng kam es nicht an. Jedenfalls sprach sich in der Laurierschen Rede ein klarer politischer Gedanke aus; Seerüstungen gegen Japan galten dem Oppositionsführer für notwendig. Bevor Oberst Allen ihm jene Ansicht suggeriert hatte, war Sir Wilfrieds Flottenpolitik ganz planlos gewesen. Er forderte nämlich anstatt drei Ueberdreadnoughts, welche das Unterhaus der Dominion England zur Verwendung in europäischen Gewässern zu schenken beschlossen

Digitized by Google

hatte, zwei solche Schiffe, und zwar sollten dieselben nach ihm in den heimischen Gewässern stationiert werden. Der Osten des britisch-amerikanischen Bundesreichs wird vom Atlantischen, der Westen vom Stillen Ozean bespült. Sir Wilfried Laurier verlangte nun, daß sowohl in dem einen als auch in dem anderen Ozean ein kanadischer Dreadnought stationiert werden solle, jeder zusammen mit zwei bis drei Kreuzern und einigen Unterseebooten sowie Torpedofahrzeugen. Von diesem absurden Projekt, welches aus lokalem Afterpatriotismus die Zersplitterung der Kräfte bis zum Aeußersten übertrieb, ist die liberale Partei Canadas durch die Mission des Obersten Allen erlöst worden. Indem dieser Mann die Liberalen Canadas dafür gewann, daß Canada, Neuseeland und Australien Seerüstungen und defensive Kriegspläne gegen Japan vereinbaren sollten, verschaffte er jener Partei ein zwar gleichfalls verwerfliches aber immerhin weniger falsches und eindrucksvolleres Programm. Die parlamentarischen Folgen blieben nicht aus. Der liberal gesinnte Bundessenat faßte Selbstvertrauen und Mut und verwarf das Geschenk der drei Ueberdreadnoughts, welche die konservativen Gegner im Unterhause der Krone für die europäischen Händel des Reichs zur Verfügung stellen wollten.

Für Sir Winston Churchill ist das ein dicker Strich durch die Rechnung. Als er Deutschland anbot, daß zwischen den Schlachtschiffen der beiden Ländern die Relation von 16 : 10 festgesetzt werden solle, erklärte er in der betreffenden Parlamentsrede ausdrücklich, die kolonialen Dreadnoughts dabei nicht im Sinne zu haben, denn ausdrücklich unter dieser Bedingung seien sie dem Mutterlande angeboten worden. 45 englische und koloniale Ueberdreadnoughts, so schätzte der Erste Lord der Admiralität, würden im Jahre 1920 gegen nur 24 deutsche vorhanden sein. Das wären also nicht 60, sondern 90 Prozent plus auf der englischen Seite gewesen, ganz abgesehen von der größeren Schwere der britischen Schlachtschiffe im Vergleich zu den deutschen. Nun sind aber von den 45 Schiffen, auf welche Sir Winston mit Zuversicht gerechnet hat, zwei von den Gebern zurückerbeten und drei überhaupt gar nicht geschenkt worden. Zum Ersatz des letzteren Kontingents hat Sir Winston Churchill angeordnet, daß der für nächsten März beschlossene Bau von drei englischen Schlachtschiffen schon jetzt begonnen werden soll. So greift das Ringen zwischen der weißen und der gelben Rasse am Stillen Ozean durch seine Nachwirkungen ein in die budgetären Angelegenheiten Großbritanniens, welche vor wenigen Jahren für die innere Entwickelung dieses Landes von der folgenschwersten Bedeutung geworden sind, und deren für den englischen Steuerzahler drückender werdende Gestaltung lange und noch bis in den vorigen Sommer hinein ein den europäischen Frieden bedrohendes Moment gebildet hat.

Wenn wir uns nun die Frage vorlegen, was es mit dieser soviel Staub aufwirbelnden japanischen Einwanderung nach den angelsächsischen Ländern denn nun eigentlich auf sich hat, so gibt erfreulicherweise die neueste Literatur dem politischen Forscher eine durchaus befriedigende Antwort.

Digitized by Google

Ich meine das vorzügliche Buch: „Die japanische Auswanderung" von Dr. Ernst Grünfeld, Tokio 1913. Verlag für Europa von Behrend & Co., Berlin. An der Stichhaltigkeit der wesentlichen Resultate des Autors dürfte kaum ein Zweifel möglich sein,*) obwohl das statistische Material, welches Grünfeld aus japanischen und amerikanischen Literaturquellen zu schöpfen vermochte, nicht gerade ersten Ranges ist. Nach Grünfeld remittieren die Auswanderer jährlich etwa 30 Millionen Yen (60 Millionen Mark). Das meiste hiervon kommt aus den Vereinigten Staaten einschließlich Hawais. Das von Rückwanderern und Reisenden mitgebrachte Geld ist nicht mitgezählt. 30 Millionen Yen sind beinahe die Hälfte der Summe, welche der japanische Staat jährlich als Verzinsung seiner Anleihen dem Ausland zu entrichten hat.

Recht klein ist die Zahl dieser Eisenbahnarbeiter, Gärtner, Barbiere, Krämer, Gastwirte usw., welche trotz der Unscheinbarkeit ihrer sozialen Stellungen die hochwichtige nationalökonomische Funktion erfüllen, daß sie die Zahlungsbilanz des Kaiserreichs aufrechterhalten. Für das Jahr 1909, in welchem Japan ohne Kolonien 51 Millionen Einwohner hatte, gibt die amtliche japanische Statistik die Menge der Japaner in den Vereinigten Staaten auf 76709 Köpfe an. Dazu kommen 65760 Untertanen des Mikado auf Hawai. In Kanada wurden 1909 bloß 8854 Japaner gezählt, und Australien mit Neuseeland zusammen wiesen nicht mehr als 3960 Personen auf, welche dem Lande der aufgehenden Sonne entstammten. Aus triftigen Gründen nimmt Grünfeld an, daß die amtliche japanische Statistik über das Einwanderungswesen nicht tendenziös gefärbt ist, und daß die oben angegebenen Zahlen nur mäßig hinter der Wahrheit zurückbleiben. Wenn 150—200000 in den angelsächsischen Ländern arbeitende Japaner wirtschaftliche Kraft genug entwickeln, um deren Staatskredit und Volkswirtschaft nachhaltig stützen zu können, so liegt auf der Hand, daß die Freigabe der japanischen Einwanderung nach der Union, Kanada, Australien und Neuseeland ein unschätzbarer ökonomischer Segen für die Vormacht der gelben Rasse sein würde. Jedoch ist eine derartige Errungenschaft für die Diplomatie in Tokio unerreichbar, ja die dortigen Staatsmänner dürften kaum die leiseste Milderung der strengen Prohibition erwirken können, welche alle Angelsachsen des Stillen Ozeans der weiteren Einwanderung aus dem großen mongolischen Inselreich entgegensetzen. Die Japaner gelten für eine Nation, welche von unermeßlichem Ehrgeiz beseelt ist. Die Beurteilung des japanischen Nationalcharakters mag zutreffen. Jedenfalls ist sich aber das Kabinett von Tokio auch der

*) Welchen Fortschritt die Grünfeld'sche Studie darstellt, sieht man deutlich bei einem Vergleich derselben mit dem übrigens auch für Europäer sehr lehrreichen Buche „Dai Nihon, Betrachtungen über Groß-Japans Wehrkraft, Weltstellung und Zukunft" von Karl Haushofer, Königlich bayrischem Major. Von 1909—1910 vom bayrischen Generalstab nach Japan kommandiert. Das 14. Kapitel des Haushofer'schen Werkes ist betitelt: Auswanderung und Ausdehnung.

Digitized by Google

heroischen Unternehmungen widerratenden Schwäche bewußt, welche die Armut des japanischen Volkes mit sich bringt. Vor einem Jahr veröffentlichte ich in dieser Zeitschrift einen Essay: „Kuropatkin als Feldherr und Staatsmann". Hier wies ich nach, daß die Japaner zu der Kriegserklärung von 1904 nur notgedrungen geschritten sind, weil Rußland sonst Japan auf die Stufe von Chiwa und Buchara herabgedrückt haben würde. Nur weil ihre Unabhängigkeit auf dem Spiele stand, schlugen die Japaner gegen den Zaren los. Dagegen haben sie sich wegen ihrer Auswanderung nach den Weststaaten der Union eine ganze Reihe von schweren Schädigungen und schmerzlichen Kränkungen mit anscheinender Ruhe von den Yankees bieten lassen. Denn bei dieser Frage handelt es sich zwar um große wirtschaftliche Werte, aber nicht um Japans Stellung als Großmacht. Die japanisch-amerikanischen Beziehungen sind ein so wichtiges Kapitel der Weltpolitik, daß es sich lohnt, nach dem Buche Grünfelds die Geschichte der japanischen Immigration in die Vereinigten Staaten darzustellen.

Die Japaner fingen an, in größerer Menge in die Union einzuwandern, nachdem amerikanischerseits im Jahre 1892 die Einwanderung von Chinesen verboten worden war. Denn gegen chinesische Kulis können die anspruchsvolleren japanischen Tagelöhner so leicht nicht konkurrieren. 1892 gab es nur etwa 3000 Japaner in den Vereinigten Staaten, 1900 wurden 29756 gezählt, die sich hauptsächlich in Californien und den Nachbarstaaten Oregon, Washington, Montana und Nevada ansiedelten. Diese Staaten hatten damals zusammen 2700000 Einwohner, von denen ungefähr ein Prozent der japanischen Nationalität angehört haben mag. Diesen kleinen Zuwachs japanischer Mitbewohner des Landes vermochten die Californier und ihre Nachbarn schon wenige Jahre, nachdem jenes Volkstum in der westlichen Union Fuß zu fassen angefangen hatte, nicht länger zu ertragen. Die Japaner machten sich durch ihre Absonderung ebenso verhaßt wie vorher die Chinesen, ja sie regten noch stärkere Leidenschaften als jene gegen sich auf, denn die Söhne des Himmlischen Reiches pflegten trotz ihres Fleißes fast alle auf der Stufe von Kulis stehen zu bleiben, während die japanischen Tagelöhner sich teilweise in den Mittelstand heraufarbeiteten. Die im kalifornischen Obst- und Gemüsebau gebrauchten japanischen Gärtner und Landarbeiter, welche manchmal über 2000 Dollars (8000 Mark) jährlich verdienten, fingen bald an, von ihren Ersparnissen kleine Bodenstreifen zu kaufen. Die Kellner, Köche und Diener errichteten mit dem zurückgelegten Geld Gasthöfe, Badeanstalten usw., Etablissements nicht etwa bloß für die Stammesgenossen, sondern auch auf weiße Kundschaft berechnet. Und die Japaner begnügten sich nicht damit, in den Berufen, wo sie zu Beginn gegen Lohn beschäftigt waren, selbständig zu werden. Die Eisenbahnarbeiter, welche es durch ihre Genügsamkeit möglich machten, jährlich 1000 Mark und mehr zu erübrigen, verwandelten sich nach ein paar Jahren in Krämer und Händler. Fast alle diese kleinen Unternehmer gediehen.

Aber sie drückten auch die Löhne, unterboten die Geschäftsleute und

Digitized by Google

riefen überhaupt derartige Antipathien gegen sich hervor, daß schon im Jahre 1901 ein Bundesgesetz zu Stande zu kommen drohte, welches die Einwanderung von Japanern wie vorher von Chinesen untersagte. Einem solchen Akt der amerikanischen Gesetzgebung gedachte das Kabinett von Tokio unter allen Umständen vorzubeugen. In Tokio ergingen Verfügungen über das Paßwesen der Auswanderer, welche nicht der Form nach, wohl aber in der Sache unbemittelten Leuten die Möglichkeit abschnitten, in die Union einzuwandern.

Allerdings ließen sich die Japaner, um die Vorteile der Emigration ihrer Landeskinder in die Vereinigten Staaten größtenteils zu behalten, gewisse Hintertüren offen und es dauerte nicht lange, so waren, trotzdem die japanische Regierung Arbeitern, welche nach der Union auszuwandern beabsichtigten, ostensiblerweise keine Pässe mehr erteilte, die Japaner in den Vereinigten Staaten von 30000 auf 60000 angewachsen. Sie wohnten, wie oben bemerkt, fast alle in Kalifornien, Nevada, Montana, Oregon und Washington. Zugleich bestand in dem benachbarten Britisch-Kolumbien eine japanische Kolonie von mindestens 9000 Köpfen. Eintracht gab es zwischen der japanischen und der angelsächsischen Bevölkerung in Kanada so wenig wie auf dem Gebiet der Union. In dem letzteren agitierte für die Vertreibung der Mongolen die Japanese and Corean Exclusion Leage, eine Assoziation, welcher auf britischem Territorium ein gleichartige Ziele verfolgender Bund nachgebildet wurde. Im Dezember 1906 ging in der Schulkommission der Stadtverordneten-Versammlung von San Franzisko der Beschluß durch, sämtliche Kinder asiatischer Eltern in einer besonderen Anstalt einzuschulen. Diese Erniedrigung des kalifornischen Japanertums wurde durch das Cabinett von Washington nur unter der Bedingung aus der Welt geschafft, daß man in Tokio die Einwanderung japanischer Arbeiter nach den Vereinigten Staaten von nun an wirklich vollständig unterband. Ebenso scharf schränkte die japanische Regierung auf Grund eines Vertrages mit der Dominion die Immigration ihrer Untertanen nach Kanada ein, wo im Anschluß an den kalifornischen Schulstreit gleichfalls Unruhen gegen die japanischen Bewohner des Landes vorgekommen waren. Bedeutend litt das allgemeine Wohl, welches in so erheblichem Maße durch die Rimessen der japanischen Auswanderer beeinflußt wird. Sind doch in den Jahren 1908/10 aus den Vereinigten Staaten und Hawai 11152 japanische Arbeiter mehr in die Heimat zurückgekehrt, als in jene geldreichen Länder auswanderten. Wenn nicht allein der Stand der Arbeiter, sondern die Gesamtheit der Auswandernden ins Auge gefaßt wird, so ergibt sich immer noch ein Ueberschuß der Rückwanderung von 6371 Seelen.

Das Japanertum in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Hawai dürfte aber trotz der Abschnürung des Zuflusses so bald nicht aufhören zu existieren. Denn die Geburtenziffer der Japaner in den angelsächsischen Ländern steht hoch. Nach und nach freilich müssen die Kolonien, welche die Japaner östlich von ihrem Vaterlande begründet haben, aussterben. Trotz der

Digitized by Google

Selbstverleugnung der japanischen Politik in der Auswandererfrage hält die Verfolgung der Ansiedler japanischen Stammes durch das Angelsachsentum an. Im Jahre 1911 wurde in Washington versucht, ein gesetzliches Verbot für die Einwanderung aller derjenigen Individuen zustande zu bringen, welche nicht Bürger der Republik werden können. Die Naturalisation vermögen Japaner nach einer Entscheidung des Obersten Gerichtshofes niemals zu erlangen, denn, wie jenes Forum geurteilt hat, kennt die Verfassung der Vereinigten Staaten nur weiße, schwarze und rote, aber keine gelben Amerikaner. Nun kam jene gehässige Maßregel zwar im Senat zu Fall, und die öffentliche Meinung im Lande der aufgehenden Sonne fing schon an, die Japanophobie der neuen Welt für ein erlöschendes Phänomen anzusehen, aber bald ereignete sich wiederum ein unangenehmes Vorkommnis. Senator Lodge richtete eine Anfrage an den Präsidenten der Union betreffs der Japan zugeschriebenen Absicht, sich vermittelst einer Flottenstation in der Magdalenenbai an der mexikanischen Küste festzusetzen. Daß die ostasiatische Großmacht im Ernst einen derartigen geheimen Plan betrieben haben soll, ist wenig wahrscheinlich, aber das Mißtrauen des Senators Lodge fand einen ganz gewaltigen Widerhall im gesamten Westen. Bis zum heutigen Tage sind die Augen Kaliforniens unruhig auf die Magdalenenbai gerichtet. Daß in Mexiko Zehntausende von japanischen Einwanderern hausen, welche militärisch ausgebildet sind und auf einen Wink des Kriegsministers in Tokio sich zu Brigaden und Divisionen zusammenzuschließen vermögen, bezweifelt kein weißer Patriot im fernen Westen. Japanische Quellen aber sagen aus, daß in Mexiko 1908 etwa 3000 Japaner ansässig gewesen wären, 1911 nur noch 2479. Wahrscheinlich sind diese Angaben richtig. Die Einwanderungskommissäre der Union erkennen an, daß die Regierung in Tokio ihr Versprechen, der Immigration von Japanern in die Vereinigten Staaten hohe Dämme entgegenzustellen, ehrlich und erfolgreich gehalten habe. Zu dem System von Maßregeln, welche von den japanischen Behörden ergriffen wurden, um das Japanertum in der Union zum allmählichen Erlöschen zu bringen, gehörte auch das Verbot der Einwanderung von handarbeitenden Untertanen des Mikado nach Mexiko. Im übrigen sind im gesamten Lateinischen Amerika die Versuche, Japanern in größerer Anzahl die Möglichkeit der Existenz zu verschaffen, bis jetzt stets fehlgeschlagen. In Peru und Brasilien sind die Mißerfolge eklatant, obwohl sich hier immerhin gegen 7000, meistens unzufriedene, Japaner ihr Brot verdienen mögen. Aber in allen übrigen Ländern Südamerikas sowie auf den Antillen ist die japanische Nationalität so gut wie völlig unvertreten, weil sie sich hier nirgendwo wirtschaftlich zu behaupten vermag. Mithin dürfte auch in Mexiko im Frieden kein Nahrungsspielraum für eine ganze gelbe Armee sein.

Trotzdem fürchten die Kalifornier — und die Britisch-Columbier denken ebenso — die Invasion eines japanischen Heeres zu erleben. Derartige Besorgnisse sind für absehbare Zeit völlig unbegründet; die volks-

Digitized by Google

wirtschaftlichen, maritimen und finanziellen Kräfte Japans werden zu einer so ungeheuren Operation niemals ausreichen. Den Kalifornern aber geht, auch abgesehen von ihrer absurden Angst vor dem Erscheinen einer japanischen Armee, das Verschwinden der Japaner von dem nordamerikanischen Festlande nicht rasch genug. Mit besonderer Ungeduld erwartet das kalifornische Kaukasiertum, daß die Japaner, welche ländliches Grundeigentum erworben haben, der Union den Rücken kehren. Kalifornien ist trotz seines vorzüglichen Bodens und milden Klimas dünner bevölkert als Germanien zur Zeit Arminis. In diesem menschenarmen Lande erscheint jeder weiße Farmer, welcher sich neu ansiedelt, als ein Zuwachs zum allgemeinen Wohl.

Japan ist ein fast so dichtbevölkertes Land wie Großbritannien und Irland. Die Zuwachsrate aber erreicht gleichwohl nur ein mittleres Maß; auch daß die religiösen Ansichten die Fortpflanzung der Familie verlangen, vermag der Volksvermehrung keinen starken Aufschwung zu verleihen. Was die japanische Auswanderung betrifft, so muß man unterscheiden zwischen der Emigration nach fremden Ländern und derjenigen in die Kolonien des Kaiserreichs. Wir sprechen zunächst nur von der ersten Kategorie. Japan hat niemals viele Auswanderer in die Fremde entsendet; auch vor den Restriktionen von 1907 nicht. Die stärkste Emigration fand im Jahre 1906 statt, unter den schlimmen ökonomischen Nachwirkungen des Krieges. Damals verließen 58 851 Personen ihr Vaterland, um im Ausland, vorzugsweise in der Union, ihr Glück zu versuchen. Nun hat aber Oesterreich-Ungarn, welches ungefähr ebensoviele Einwohner zählt wie Japan, 1909 eine Auswanderung von nicht weniger als 258 993 Köpfen gehabt.*) Hinzu kommt, daß diejenigen Menschen, welche die Habsburgische Monarchie verlassen, zum großen Teil niemals wiederkehren, während die japanischen Auswanderer so gut wie alle, früher oder später, sich nach der Heimat zurückwenden. Im übrigen ist nach den Verträgen von 1907 die japanische Emigration nach dem Auslande dermaßen gesunken, daß es 1909 nicht mehr als 15 740 waren. Das Deutsche Reich, von welchem man zu sagen pflegt, es habe aufgehört eine Auswanderung zu haben, hat 1909 immerhin noch 25 531 Menschen das Land ihrer Geburt verlassen sehen. Zieht man nun vollends die japanischen Rückwanderer der Jahre 1909 und 1910 von den Auswanderern derselben Nationalität ab, so sind die winzigen Ziffern, auf welche man als nationalen „Verlust" kommt, 9690 und 3896.

Als die japanische Regierung 1907 die Emigration nach Amerika und Hawai fast ganz unterdrücken mußte, sah sie sich nach anderen Auswanderungsländern mit hohen Löhnen um, aber die betreffenden Studien führten zu dem Resultat, welches in einer Reihe dicker Bände vor der Oeffentlichkeit literarisch begründet wurde, daß den japanischen Auswanderern

*) Die Auswanderung Italiens und des Vereinigten Königreichs, dieser beiden von viel weniger Menschen als Japan bewohnten Länder, belief sich sogar auf 625 637 resp. 288 761 Seelen.

Digitized by Google

ein Ersatz für die Union und Kanada irgendwo geboten werden könnte. Die japanischen Minister empfahlen ihren auswanderungslustigen Landsleuten in die eigenen Kolonien zu gehen. Aber die öffentliche Meinung Japans elt keine der nationalen Dependenzen für geeignet, das Festland Amerikas oder Hawai zu ersetzen. Formosa, Korea, Südsachalin, Kwantung und die südmandschurische Bahnzone haben im Jahre 1909 — die Rückwanderer abgerechnet — etwa 18000 Auswanderer aufgenommen, gegen 10000, welche in fremde Länder gegangen sind. Im ganzen bewohnen die genannten Niederlassungen und Einfluß-Sphären 307279 Japaner, ungefähr ebensoviel wie im Ausland leben.

Die Pläne, eine großartige Auswanderung von Japanern nach den Kolonialgebieten zu organisieren, sind allem Anschein nach phantastisch. Das japanische Kaiserreich ist nicht allein wegen der dort untergebrachten Anleihen, sondern auch infolge des Bezuges von unentbehrlichen Waren, besonders Reis, dem Auslande stark verschuldet. Man hofft nun, gestützt auf die bisherigen Fortschritte der agronomischen Technik, in den Kreisen des amtlichen Japan, daß der Ertrag des Reises im Verhältnis zur Flächeneinheit bis zum Jahre 1941 erheblich genug gesteigert worden sein wird, damit von dem bezeichneten Termin an dem Verbrauch der Hauptzerealie ausschließlich mit Hilfe des Inlandes und der Kolonien gedeckt werden kann. Ob sich diese Erwartung erfüllen wird oder nicht, ist gleichfalls ungewiß. Bis auf weiteres bleibt Japan der Schuldknecht der angelsächsischen Rassen. Aber wirtschaftlich zu Sklaven gemacht, sind die Japaner als die einzige Nation des Stillen Ozeans militärisch stark gerüstet. Dieser in den Dingen liegende Widerspruch ist es, welcher notwendigerweise alle anderen Staatsgebilde an dem genannten Meer mit Mißtrauen gegen die japanische Politik erfüllen muß. Die Auswanderungspolitik des Kabinetts von Tokio beweist, daß es bloß um Geld und wegen der Interessen einer sozialen Schicht, die in dem aristokratischen Staatswesen keine Rolle spielt, mit den Vereinigten Staaten schlechterdings nicht in Krieg geraten will. Aber zwischen der Union und Japan gibt es nicht nur wirtschaftliche Streitfragen, bei welchen eine geschickte Staatskunst den Ehrenpunkt ziemlich leicht umgehen kann, sondern die beiden Mächte stoßen auch politisch hart aufeinander, und bei derartigen Rivalitäten ist auf beiden Seiten die Leidenschaft schwer zu bändigen. Japans großes Ziel ist, die Herrschaft über China zu erlangen. Als die politischen Diktatoren des fernen Ostens sind die Japaner, welche die Kümmerlichkeit ihrer idealen Kräfte nicht sehen wollen oder können, überzeugt, in jeder Beziehung, auch hinsichtlich ihrer Volkswirtschaft, einer Aera des fruchtbarsten Schaffens entgegenzugehen. Zum stillen Ingrimm der Edelleute, welche Japan regieren, verfolgen aber auch die Yankees auf chinesischem Boden sehr ehrgeizige Pläne. Der Vorschlag, die japanischen und russischen Bahnen in der Mandschurei zu internationalisieren und dann dem Reich der Mitte zurückzugeben, welchen der amerikanische Staatssekretär Knox 1910 machte, offenbarte

Digitized by Google

einen scharfen Gegensatz zwischen der amerikanischen und japanischen Politik in Ostasien. Dieses diplomatische Ringen hat nicht aufgehört, nachdem China unter der republikanischen Staatsform noch schwächer geworden ist. Solche Fragen wie die mandschurische oder auch die nach der Zukunft der Philippinen verschwinden ganz gegenüber dem Problem, was aus Chinas fast schon zerfallener Zentralgewalt zwischen den Ambitionen der Mächte werden wird.

An der Lösung des letzteren Rätsels ist auch das britische Reich in höchstem Maße interessiert. Augenblicklich besteht eine Allianz zwischen England und Japan, aber daneben ein latenter Konflikt der beiderseitigen ostasiatischen Expansionstendenzen. Australier, Neuseeländer und Britisch-Columbier rechnen, wie wir gesehen haben, keineswegs mit Bestimmtheit darauf, daß sämtliche Differenzen zwischen dem reichen, anspruchsvollen Großbritannien und dem armen, stolzen Japan immer einen Austrag mit friedlichen Mitteln finden werden. Vielmehr macht der waffenstarrende Staat des Mikado, selbst wenn ein Teil seiner Bürger sich gegen den Druck der gouvernementalen Rüstungen sträubt, auf die angelsächsischen und sonstigen Nachbarn den Eindruck, daß die Japaner nur auf Verwickelungen in Europa warten, um plötzlich das heute mit soviel Geduld in der Scheide gelassene Schwert zu entblößen, die Herrschaft über den fernen Osten an sich zu reißen und so ihr Vaterland zu einer Weltmacht zu erheben.

Daniels.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Adler, Max. — Marxistische Probleme, Beiträge zur Theorie der materialistischen Geschichts-Auffassung und Dialektik. Stuttgart 1913. Verlag von J. H. W. Dietz Nchf. G. m. b. H.

Balkanicus — Le problème albanais, la Serbie et l'Autriche-Hongrie. Prix 1 Fr. 50. Paris 1913. Augustin Challamel, Rue Jacob, 17.

Bauerschmidt, Dr. Hans. — Lesebuch für staatsbürgerliche Bildung. Gebd. Mk. 2.40. München 1913. J. Lindauer'sche Buchhandlung.

Bernheim, E. — Staatsbürger-Kunde. Wissenschaft und Bildung, Band 115. Brosch. Mk. 1.—, gebd Mk. 1.25. Leipzig, Quelle & Meyer.

v. Beseler, H. — Die Allgemeine Wehrpflicht. Mk. 0.80. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Bibliographie — der Sozialwissenschaften. IX. Jahrg., Heft 1 2. Mk. 34.—. Berlin, Jul. Springer.

Bierrans, Ludwig. — Das grosse Hauptquartier und die deutschen Operationen im zweiten Teil des Krieges 1870/71. Abmarsch von Sedan bis zum Friedensschluss. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Bode, Dr. W. — Goethes Lebenskunst. Brosch. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Brasmann, Fr. — Der wirtschaftliche Nutzen einer Garnison. Mk. 0.60. Magdeburg, E. Baensch. jun.

Brentano, Lujo. — Ueber Syndikalismus und Lohnminimum. München, Süddeutsche Monatshefte.

Brüssau, Oskar, Superintendent — Der evangelische Pfarrer — „Beamter" oder „religiöser Charakter"? Eine ethische, keine kirchenpolitische Frage. Berlin 1913. Verlag Martin Warneck.

Charmak, R. — Oesterreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. Gebd. Mk. 1.25. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 213. Leipzig, B. G. Teubner.

Dammköhler, Dr. Georg. — Schillings Briefwechsel mit Niethammer vor seiner Berufung nach Jena. Mk. 4.—. Leipzig, Felix Weimer.

Decembrio, P. C. — Leben des Visconti und Taten des Francisco Sforza Brosch. Mk. 3.50, gebd Mk. 4.70. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Digitized by Google

Dennoch! — Aus den Papieren eines Totgeglaubten. Leipzig, Otto Wille 1913.
Deutschland im neunzehnten Jahrhundert. — Fünf Vorlesungen von J. H. Bose, E. C. K. Gonner, M. E. Sadler, C. H. Herford. Geh. Mk. 2.40, gebd. Mk 3.—. Berlin 1913. Verlag Karl Siegismund.
Die deutsche Erhebung 1806—1813. — Zeugnisse aus grosser Zeit, zur Jahrhundertfeier gesammelt vom Hamburger Volksheim. Preis 75 Pfg. Hamburg 1913, Verlag von C Boysen.
Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands. — Herausgegeben von der Dresdner Bank. Berlin anlässlich ihres 40jährigen Bestehens.
Dove, Prof Dr. K. — Die deutschen Kolonien. Mk. 0.80. Sammlung Göschen No. 637. Berlin, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
Draeger, Walter. — Das alte lübische Stadtrecht und seine Quellen. Dissertation Berlin 1913.
Entwurf — zu einem Gesetz betreffend die Rechtsverhältnisse der Staatsbeamten. Mit Erläuterungen. Unter Berücksichtigung der Wünsche und Beschwerden der Beamten ausgearbeitet von „Demosthenes". Berlin 1913. Reichsverlag G.m.b.H.
Erdmann, Wilh. — Abenteuer eines deutschen Handwerksburschen. Mk. 2 —, gebd. Mk. 3.—. Berlin, Joh. Baum, Verlag.
Erhardt, L. — Das Morden durch Beerdigen Lebendiger. Eine Mahnung an Alle und Hülferufe. Mk. 1.50. Dresden und Leipzig „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt.
Fehrs, Johann Hinrich. — Holstenart. Quickborn-Bücher I. Band. Verlegt bei Alfred Janssen in Hamburg.
Forschung und Wissen — Nachrichten vom wissenschaftlichen Büchermarkt für Gelehrte und Ungelehrte, herausgegeben von den Verbündeten Verlagen, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung, Berlin und Leipzig. — J Guttentag, Berlin. — Georg Reimer, Berlin. — Karl J. Trübner, Strassburg und Berlin, Mai 1913.
Fournier, A. — Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongress. Mk. 12.—. Wien-Leipzig, F. Teupsky
Frischeisen-Köhler, Dr. M. — Jahrbücher der Philosophie. Brosch. Mk. 8.—, gebd Mk. 9.50. Berlin, E S. Mittler & Sohn.
Gastrow, Paul, Lic. theol. — Pflegerer als Religionsphilosoph. Berlin-Schöneberg 1913 Protestantischer Schriftenvertrieb.
Grazia, Deledda. — In der Wüste. Roman. Einzig berechtigte Uebersetzung. Geh. Mk. 3.50, gebd. Mk. 4.50. Albert Langen, München 1913.
Harnack, O. — Wilhelm v. Humboldt. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Haushofer, Karl — Wai Ninon Mk. 8.50, gebd. Mk. 10.—. Betrachtungen über Gross-Japans Wehrkraft, Weltsteilung und Zukunft Berlin, E S. Mittler & Sohn.
Häusser, Ludwig. — Die Völkerschlacht bei Leipzig 1813! Neu herausgegeben von Dr. Max Mendheim. Mit einem Bild und zwei Schlachtplänen. Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.
—„—. Die Freiheitskriege 1813—15. Neu herausgegeben von Dr. Max Mendheim. I. Band der Frühjahrsfeldzug von 1813. Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.
Heintze, Prof. Albert. — Gut Deutsch. Gebd. Mk. 1.80. Berlin, Wilh. Issleib.
Heusenberg, Aug. — Der Philhellenismus einst und jetzt. Mk. 0.80. München C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
Herbig, Ernst. — Wirtschaftsrechnungen Saarbrücker Bergleute. Preis Mk. 5.—. Berlin 1913. Verlag Wilhelm Ernst & Sohn.
Herzog, Rudolf. — Preussens Geschichte. Geb. Mk 3.40. Verlag Quelle & Meyer. Leipzig.
Hue de Grais, Graf. — Staatsbürgerkunde. Gebd. Mk. 1.80. Berlin, Julius Springer.
Heymann, Robert. — Maria Stilke, der Roman einer Lehrerin. C. E. Behrens Verlag, Hamburg 6.
Hörlyk, Lucie. — Meta Hauch, Roman, Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. Geheftet Mk. 3.50, Halbpergament Mk. 4.50. München 1913 Verlag Albert Langen.
Hubrich, E. — Deutsches Verfassungsrecht in geschichtlicher Entwicklung. Gebd Mk. 1.25. Aus Natur und Geisteswelt. Band 80.
Huckert, Prof. Dr. — Die Leistungen der höheren Lehranstalten in Preussen. Brosch Mk. 2.60, gebd. Mk. 3.—. Leipzig, Quelle & Meyer.
Hunger, J. und **Lamer, H.** — Altorientalische Kultur im Bilde. Wissenschaft und Bildung, Bd. 103. Brosch. Mk. 1.—, gebd. Mk. 1.25. Leipzig, Quelle & Meyer.
Jahresberichte der Kgl. Preuss. Regierungs- und Gewerberäte und Bergbehörden für 1912. Berlin, R. v. Decker's Verlag.
Jarotzky, A. — Zur Reform der Mittelschule. Gedanken und Vorschläge. Reval 1913. Franz Kluge.
Judaica. — Festschrift zu Hermann Cohens 70. Geburtstag. Brosch. Mk. 16.—, gebd. Mk. 19.—. Berlin, Julius Cassirer.
Justi, L. — Der Ausbau der Nationalgalerie. Berlin, Julius Bard.
Kants Werke — III Band. Brosch. Mk. 9.—, gebd. Mk. 11.50. Berlin, Bruno Cassirer.
Kaplun-Kogan, W. W. — Die Wanderbewegungen der Juden. Brosch. Mk. 4—. Bonn 1913. A. Marcus und E Webers Verlag.
Karstedt, Dr. F. — Beiträge zur Praxis der Eingeborenenrechtsprechung in Deutsch-Ost-Afrika. Preis 2 Rp. bezw. Mk. 2.75. Daressalam, Deutsch-Ostafrikanische Zeitung.
Kultur der Gegenwart — Teil IV, Bd. 12. Technik des Kriegswesens. Brosch. Mk. 24.—, gebd. Mk. 26.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Erster Kongress — für Biologische Hygiene. Hamburg, Verlag Allgemeiner Beobachter.

Digitized by Google

Lehne, Fr. — Gräfin Lassbergs Enkelin. Brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—. Chemnitz, H. Thümmeler's Verlag.

Levy, Dr. H. — Die Grundlagen des ökonomischen Liberalismus. Mk. 3.50 Jena, Gustav Fischer.

Lewinsohn, P. — Propertius' Elegien. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.

Lindenmayr, Dr. J. — Der Gifttrias, Arsen, Blei und Quecksilber, die Erwürger der gewerblichen Arbeiter. Eine Flugschrift technischen und sozialpolitischen Inhalts. Preis Mk. 1.—. Dresden und Leipzig „Globus" Wissenschaftliche Verlagsanstalt. Dresden, „Globus".

Lucka, Emil. — Die drei Stufen der Erotik. Brosch. Mk. 9.—, gebd. Mk. 12.—. Berlin, Schuster & Loeffler.

Ludwig, M. — Das Reich Roman. Geh. Mk. 4.—, in Leinen gebd. Mk. 5.50, in Halbfranz Mk. 7.—. München 1913, Verlag Albert Langen.

Lückhoff, W. — Allgemeiner Beweis des Fermatschen Satzes. Berlin-Wilmersdorf 1913. Selbstverlag des Verfassers.

Lungwitz, H. — Der letzte Arzt. Brosch. Mk. 3.50, gebd. Mk. 4.50. Ein sozialer Roman aus der Zukunft. Berlin 1913, Adler-Verlag.

Mayer, G. — Das Geld. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 398. Mk 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Martin, R. — Jahrbuch der Millionäre in der Rheinprovinz. Berlin 1913. Rudolf Martin Verlag.

Meyer, Dr. Jul. — Kaspar Hauser. Brosch. Mk. 2.20, gebd. Mk. 2.50. Ansbach, Fr. Seybold's Buchhandlung.

Merre, Ange. — Histoire d'un homme de mon temps. Paris, Eugène Figuière & Cie., Rue Corneille 7.

Pitamic, Dr. L. — Das Recht des Abgeordneten auf Diäten. — Wiener Staatswissenschaftliche Studien, XI. Bd, Heft 2. Preis Mk. —.—. Wien, Leipzig, Franz Deuticke.

Pfannmüller, Gustav. Lic. Theol. — Die Propheten. Brosch. Mk. 3.—, gebd. Mk. 3.50. Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb.

Rassow, Peter. — Die Kanzlei Bernhards von Clairveaux, Kapitel I, II. Dissertation. Berlin 1913. Druck von A. Pustet. Salzburg.

Rolfes, Dr. — Aristoteles' Politik. Brosch. Mk. 4.50, gebd. Mk. 5.—. Leipzig, Felix Meiner.

Rothenburg ob der Tauber — im Jahrhundert des grossen Krieges Aus der Chronik des Sebastian Dehner, herausgegeben von Carl Heller Ansbach, Fr. Seybold's Buchhandlung.

Schwartz, Dr. — Kaiser Konstantin und die christliche Kirche. Mk. 3.—, gebd. Mk. 3.60. Leipzig, B. G. Teubner.

Sering, Max. — Russlands Kultur und Volkswirtschaft. Mk. 7.20. Berlin-Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung

Sighele, Carlo. — Der Fortschritt der Völkerpsychologie von Lazarus bis Wundt. Mk. 4.—. Bern, A. Francke.

Sibirische Forschungsreisen — des Grafen Karl Waldburg-Zeil, nach seinen hinterlassenen Tagebüchern bearbeitet von Oskar Canstatt, Koloniedirektor a. D. Cartoniert Mk. 5.—. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt 1912.

Simmel, G. — Kant. Brosch. Mk. 3.50, gebd. Mk. 4.50. München, Duncker & Humblot.

Sommeregger, Franz. — Agrarverfassung der Ländgemeinde und Landeskulturpolitik in Oesterreich seit der Grundentlastung. Dissertation Berlin. Druck der St. Josef-Vereinsbuchdruckerei in Klagenfurt.

v. Sosnosky, Theodor. — Die Politik im Habsburger Reich. Brosch. Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.50. Berlin, Allg. Verein für deutsche Literatur, H. Paetel.

Spiero, H. — Geschichte der deutschen Frauendichtung. Mk. 1.25. Aus Natur und Geisteswelt, Band 390. Leipzig, B. G. Teubner.

Spies, Georg. — Petroleum-Monopol-Gewinn Tabellen. Eine Ergänzung zu: Zwei Denkschriften zum Petroleum-Monopol. Dresden 1913. Buchdruckerei der Dr. Gung'schen Stiftung.

—.—. Die Leuchtöl-Disponibilität für ein Deutsches Petroleum-Monopol. Berlin Puttkammer & Mühlbrecht.

Staatsbürgerliche Erziehung — durch Schulen und Hochschulen. Mk. 1.—. Hannover, Helwig'sche Verlagsbuchhandlung.

Starczewski, Eugène. — L'Europe et la Pologne. Un volume in 8 écu à 5 Fr. Librairie académique Perrin et Cie. Paris, rue des Grands-Augustins.

Stern, W. — Der Student und die pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart. Mk. 0.60 Leipzig, B. G. Teubner.

Straus, E. — Seine englische Frau. Brosch. Mk. 4.50, gebd. Mk. 5.50. Stuttgart-Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Traub, Lic. — Was tut der evangelischen Kirche not? Preis 50 Pfg. 1912. Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

—.—. Meine Verteidigung gegen den Evangelischen Ober-Kirchenrat. Enthält zugleich sämtliche Akten des Verfahrens. Bonn 1912. Universitäts-Buchdruckerei und Verlag.

Ubisch, Edgar v. — Der Freiheitskampf von 1813, mit 8 Einschlachtbildern, eine Uebersichtskarte und 12 Schlachtskizzen. Berlin 1912. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin, Leipzig, Stuttgart.

Uckeley, Alfred. — Die Rheinisch-Westfälische Kirchenordnung. Preis Mk. 1.50. Bonn, A. Marcus u. E. Webers Verlag 1912.

—.— Die Generalsynodal-Ordnung. Preis 50 Pfg. Bonn 1912. A. Marcus und E. Webers Verlag.

Digitized by Google

Vergangenheit — Gegenwart. 1912. Gebd. **Mk.** 6.—. Leipzig, B. G. Teubner
Verhandlungen — bei der Gründung des Deutschen Germanisten-Verbandes 29. Mai 1912. **Mk.** 1.20. Leipzig, B. G. Teubner.
Voigt-Diederichs, Helene. — Wandertage in England. Geh. **Mk.** 2.—, gebd. **Mk.** 3.—. Albert Langen, München.
Voll, K. — Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen. Brosch. **Mk.** 8.—, gebd. Mk. 10.—. München, Süddeutsche Monatshefte.
Vorländer, Karl. — Immanuel Kant Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Brosch. **Mk.** 3.80, gebd. Mk. 4.40. Leipzig, Felix Meiner.
Walther, J. — Geologie Deutschlands. Geh. **Mk.** 8.40, gebd. **Mk.** 9.40 Leipzig. Quelle & Meyer.
Warum ein Reichs-Petroleummonopol. — Deutsch-Amerikanische Petroleum-Gesellschaft.
Weber, O. — Deutsche Geschichte vom westfälischen Frieden bis zum Untergang des alten Reiches. Gebd. **Mk.** 3.40. Leipzig, Quelle & Meyer.
Wegener, Georg. — Das heutige Indien. Grundlagen und Probleme der Britisch-Indischen Herrschaft mit 1 Uebersichtskarte. Wilh. Süsserott, Berlin W. 30. 1912.
Weinel, Prof. Dr. Heinrich. — Jesus. Band I der Sammlung: Die Klassiker der Religion, herausgegeben von G. Pfannmüller. Brosch. **Mk.** 1.50, gebd. **Mk.** 2.—. Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H.
Weiss, Joh. — Ueber die Kraft. Björnsons Drama und das religiöse Problem. **Mk.** 0.60. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Wernle, D. Paul. — Lessing und das Christentum. Mk. 1.50. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Weyermann, M. — Das Verhältnis der Privatwirtschaftslehre zur Nationalökonomie. Antrittsrede o. ö. Professor der Nationalökonomie und Handelswissenschaften an der Univ. Bern, Berlin 1913. Verlag von A. Francke.
Weymann, Dr. Konrat. — Gemeinverständliche Darstellung der deutschen Reichsversicherung einschliesslich der Angestellten-Versicherung in rechtlicher, wirtschaftlicher, sozialer Beziehung. 3. Auflage. Frankfurt a. M. Verlag von Eduard Schnapper.
White, A. D. — Sieben grosse Staatsmänner. Brosch. **Mk.** 6.—, gebd. **Mk.** 7.50. München, Ernst Reinhardt.
v. Wilamowitz-Moellendorf. — Reden und Vorträge. **Mk.** 10.—. Dritte, vermehrte Auflage. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.
Winternitz, Dr. M. — Geschichte der indischen Literatur. II. Band, erste Hälfte. Die buddhistische Literatur. Mk. 7.—. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.
Wygodzinski, Dr. W. — Wandlungen der deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. Mk. 1.80. Köln-Leipzig, M Du Mont-Schaubergsche Buchhandlung.
—„— Wissenschaft und Bildung. Bd. 113, Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Brosch. **Mk.** 1.00, gebd. **Mk.** 1.25. Leipzig, Quelle & Meyer.
Wolff, Joh. — Hanneken. Geh. **Mk.** 3.50, gebd. **Mk.** 4.50. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
Wolff, M. J. — Shakespeare. Dritte Auflage. Bd. I/II gebd. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.
Ziehen, Jul. — Aus der Studienzeit. Mk. 10.—. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Manuskripte werden erbeten an Herrn **Dr. Emil Daniels**, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preußischen Jahrbüchern" ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S, Dresdenerstr 43.

Digitized by Google

Spinoza und Fichte.

Eine Betrachtung über das Philosophieren.

Von

Emil Lucka.

Was für eine Philosophie man wählt, hängt sonach davon ab, was für ein Mensch man ist. Denn ein philosophisches System ist nicht ein toter Hausrat, den man ablehnen oder annehmen kann, wie es uns beliebt, sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat. Fichte.

Um so leichter werden wir jemandes Worte verstehen können, je besser wir sein Wesen und seinen Geist kennen. Spinoza.

Philosophie im allgemeinsten Sinn ist die einheitliche und bewußt gewordene Stellung, die ein Mensch zu allem Seienden und zu allem Gedachten einnehmen kann. Sie ist das Bekenntnis meines Denkens, Glaubens und Handelns, die Feststellung, daß ich der Welt unter einem ganz bestimmten Gesichtswinkel gegenüberstehe, daß ich auf sie in einer unveränderlichen Weise reagiere. Erst dort, wo die sachliche Beweisbarkeit, d. h. die exakte Wissenschaft, aufhört, wo das wissenschaftliche Denken im engeren Sinne — für das sowohl Methode als auch Gegenstand allgemein gültig sind und also von jedem Urteilenden anerkannt werden müssen — wo dieses Denken prinzipiell nicht weiter kann, wo die strenge allgemein gültige Richtigkeit versagen muß, wo „Erkenntnistheorie", „Naturwissenschaft", „wissenschaftliche Psychologie" am Ende sind — erst dort kann eine Persönlichkeit aufstehen und auf alles Gesicherte, was ihr dargeboten wird, weiter bauen und sagen: Bis hierher bin ich gehalten zu denken, wie jeder vernunftbegabte Mensch denken muß, denn die Wissenschaft ist Gemeingut und duldet keine Ausnahme; hier aber habe ich das Ende der Linie erreicht, zu welchem das wissenschaftliche Denken führen kann, hier trete ich in ein neues Gebiet hinüber: Alles Erforschte und Anerkannte, das bisher höchster Zweck der „Erkenntnis" gewesen ist, wird mir nun zum Hilfsmittel, um dem Sein gegenüber zu treten und es in meinem persönlichen

Digitized by Google

Aspekt zu schauen und zu formen. Wem es gegeben ist, sein Verhältnis zu allem und zum All in einer neuen Weise festzuhalten, die Welt zu schauen und zu werten wie kein anderer, ohne sich doch mit Einsichten der allgemeinen Wissenschaft in Widerspruch zu setzen, der ist ein Philosoph. Seiner Kraft ist eine riesige Aufgabe gestellt: Das Weltverhältnis, das ihm allein möglich ist, wahrhaft zu gestalten, und den neuen Anblick, den ihm das Sein bietet, verständlich für andere aufzubauen. So ist Philosophie nicht Wissenschaft (und daher auch nicht lehrbar), sondern mehr, sie gebraucht die Wissenschaft (die über letzte Fragen prinzipiell nicht entscheiden kann und niemals wird entscheiden können) zu etwas Neuem und weist ihr so einen Zweck zu, der neben den praktischen Zwecken der Technik und neben der Erkenntnis als Selbstzweck, als Befriedigung des theoretischen Bedürfnisses bestehen kann. Philosophie ist die Umbildung alles Existierenden in eine neue einheitliche Gestalt, Eingehen aller Dinge in einen Geist und Entlassenwerden aus ihm, sein organisches Urteil über das Sein, über dessen Wert und Unwert, Philosophie ist der eigentliche Sieg des Menschengeistes über die Welt, Neuschöpfung des Seins durch die Persönlichkeit, und sie ist mehr als Wissenschaft und gleichgeordnet der Religion, die ebenso alles Sein unter einem großen Blickpunkt wertet; Erkenntnis, Gefühl, Glaube sind Faktoren, die von der Philosophie zu einem einheitlichen Zwecke verwendet werden.

In diesem (meistens nicht ausdrücklich verkündeten) Sinne ist Philosophie von allen großen und schöpferischen Denkern genommen worden: als tiefstes Erfassen der Welt mit den Mitteln der Erkenntnis sowie der Intuition und darauf gegründetes Zusammenfassen, Gestalten und Werten. Nicht das ist das Wesentliche, ob die Synthese mehr abstrakt oder mehr anschaulich vollzogen wird, ob einer wie Platon oder Schopenhauer zur Bildlichkeit neigt oder wie Spinoza und Hegel zur Begrifflichkeit und zur wissenschaftlichen Darstellungsform; das sind Unterschiede zweiten Ranges, gewissermaßen zufällige psychologische Differenzen. Auf die Kraft und Einheit der Zusammenfassung, der Gestaltung und Wertung kommt es an.

Damit steht nicht im Widerspruch, daß noch jeder Philosoph behauptet hat, in seinem System echte Wissenschaft zu geben; dies kann nicht anders sein: denn jeder ist so innig von der Wahrheit seiner Einsicht überzeugt, daß er glauben muß, sie bilde die Essenz und den Abschluß aller menschlichen Vernunft und Erkenntnis.

Digitized by Google

Fichte gibt bezeichnenderweise einer Schrift den Untertitel: „Ein Versuch, die Leser zum Verstehen zu zwingen." — Für jeden wahren Philosophen gilt das: Hier stehe ich, ich kann nicht anders! — Denn könnte er auch anders, so wäre er eben nicht der, der die Welt so sehen und so werten muß. Ist es der Stolz des wahren Gelehrten, sich einer besseren Einsicht zu beugen und was früher für wahr gegolten hat, durch Wahreres zu ersetzen: so muß dies dem echten Philosophen unbegreiflich bleiben. Seine Ueberzeugung ist er selbst, sein Ich, seine Seele; sie aufgeben, hieße sich selbst vernichten. Und das ist nicht Eigensinn oder Beschränktheit, sondern nur die Folge davon, daß er Philosoph ist, d. h. einer, der aus sich heraus das All geformt hat — nach seinem Bild. Er wird so leicht den Anschein eines starren Dogmatikers erregen: auch das gehört zum echten Philosophen, daß er ein entschiedener Geist ohne Schwanken ist und nicht ein halber. Und der ewige Philister-Einwand, eine Sache könne nicht viel taugen, wo jeder mit der Widerlegung seines Vorgängers anfängt, beweist nichts als das Unverständnis für Philosophie. Dieses Unverständnis für Philosophie liegt auch den modernen Richtungen zugrunde, die ihren Mangel an originaler Schöpferkraft durch ängstliche Sorge um „Wissenschaftlichkeit" (d. h. allgemeingültige Beweisbarkeit) ersetzen wollen, denen Theorie der Außenwelt, Analyse der seelischen Erscheinungen und anderes, oder alles dies zusammengenommen, Philosophie heißt. Hebt ein wirklicher Philosoph das Haupt, so ist der Zweifel über das Wesen der Philosophie auch schon vergangen wie Bodennebel vor der Sonne. —

Wenn man sich mit Philosophen befaßt, will man in der Regel entweder darstellen, was sie gedacht haben, und den genetischen Zusammenhang ihrer Lehren mit anderen Lehren erkennen; oder man will den Wert ihrer Lehren logisch abschätzen, fragen, was daran gültig sein möchte. Hier soll etwas prinzipiell anderes versucht werden: überzeugt, daß das Denken eines Philosophen den tiefsten Wurzeln seines Wesens entstammt, daß es nichts anderes ist als die bewußt gewordene Wesensart seiner Seele — überzeugt von dieser Einheit im Wesen der großen Menschen überhaupt, will ich es versuchen, ihre Seele von ihrem Weltsystem aus zu verstehen, ihr Bild der Welt als ein Bild ihrer Seele zu fassen, und in Ergänzung dieser Aufgabe und teilweise zusammenfallend mit ihr, das Verständnis einer Philosophie „von dem inneren Prozeß her zu gewinnen, dessen Lebendigkeit in ihr die Kristallform des Begriffes

Digitized by Google

angenommen hat" (Simmel). Ich kann aber nicht mehr als einen Ansatz in einer Richtung geben, die vielleicht einmal weiter ausgebaut werden wird.

Was vom wahren Philosophen am entschiedensten gilt, das kann doch bei jedem Menschen, wenn auch in weniger klarer Weise, aufgefunden werden. Nicht jeder Mensch ist ein Philosoph, aber jeder hat irgend ein Verhältnis zur Welt, auch wenn er selbst nichts davon weiß. Man kann dieses Verhältnis ins Bewußtsein heben und zu Ende denken, und man erkennt dann, daß zu jeder Menschenart ein bestimmtes Weltbild, d. h. eine Philosophie, gehört. Denn macht man mit der Auffassung der Philosophie als der Grundstellung zum Sein Ernst, so ist sie nicht eine Angelegenheit der Schule oder der Bildung, sondern etwas ursprünglich Menschliches, das im ausgearbeiteten System nur zu seiner bewußten und konsequenten Vollendung gelangt ist. So kann man den Philosophen auch kurz definieren als den ganz bewußt lebenden Menschen, den Menschen, dem seine eigene Art völlig klar geworden ist und der außerdem für sie eintritt, während alle anderen nur über Bruchstücke von Bewußtsein verfügen und sich selbst nicht durchaus anerkennen. Was man ist und was man will, verstehen und die Konsequenzen daraus der ganzen Welt gegenüber ziehen, das muß dazu kommen, damit ein Mensch nicht nur ein ganz bestimmter *sei*, sondern damit er auch philosophisches Bewußtsein habe. Man kann mit Feuerbach sagen: „Jeder neue Mensch ist gleichsam ein neues Prädikat, ein neues Talent der Menschheit," denn keiner ist dem andern völlig gleich, wenn auch bei den meisten das Besondere nur geringfügig, ihre Stellung zur Welt nur um ein Differenzial anders ist als die des Nachbarn. So wäre wohl prinzipiell jedem Menschen, wenn er seine Stellung zu Ende denken könnte, ein neues Weltbild zuzuordnen; aber von wirklicher Philosophie im Sinne eines neuen Blickes über alles Sein kann doch nur bei ganz wenigen gesprochen werden. Nuancen interessieren uns hier nicht, und wir wollen auch nicht das Einzige und Unvergleichliche an einem philosophischen Genius betrachten, sondern wir forschen nach dem, was den großen Denker zum Repräsentanten für viele andere macht, wir fragen nach *Typen des Philosophierens* und nicht nach genialen Einfällen oder nach menschlichen Merkwürdigkeiten. Daher werde ich auch, wenn ich fortan vom Philosophen spreche, nicht so sehr denjenigen meinen, der sich aus der Aufrichtung einer Weltanschauung einen Beruf gemacht hat (wenn ich ihn auch als Vorbild hinstelle),

Digitized by Google

sondern den Menschen überhaupt, soweit er nach Einheit und Konsequenz strebt. —

Ich will nun zuerst die beiden denkbar entgegengesetztesten Typen von Menschen kurz darlegen, um dann ausführlich zu zeigen, welches historische System der Philosophie ihnen notwendigerweise entspricht, d. h. in welchem ihre besondere Art zur Klärung und gedanklichen Vollendung gekommen ist. Der eine Typus lebt ohne entschiedene innere Spannung im Gleichgewicht; er pendelt um den Zustand der Ruhe. Ausbrüche wilder Leidenschaft, grenzenlosen Jubels, völliger Verzweiflung sind ihm gleich fern, denn sein Leben spielt sich im Bereiche des mittleren Menschen ab, ohne je ins Extrem zu geraten. Dieser Typus, den ich den Mittelmenschen nenne, hat etwa im klassischen Griechen, wie ihn Goethe und Winckelmann vorstellen, eine historische Verwirklichung gefunden. — Der andere, entgegengesetzte, ist der Typus des Grenzmenschen. Er besitzt kein inneres Gleichgewicht und keinen Frieden und lebt in Extremen. Er ist der Ekstatiker und der Heilige, der den Himmel erkämpfen will, aber auch der Verbrecher, der ganz auf der inneren Verneinung alles Wertvollen beruht (nicht der dumpf tierische Mensch). Es ist der tragische Dichter, dessen Herz von einander bekämpfenden Gestalten zerrissen wird. Dieser Typus ist seiner selbst nie ganz sicher, weil ihm das innerlich Beharrende, das Stetige fehlt; als Kulturerscheinung entspricht ihm der Mensch des Mittelalters, der nur die extremen Werte des Göttlichen und Teuflischen kennt und versteht. — Ich lasse es hier bei diesen unzulänglichen Umrissen bewenden, um gleich an die Vollendung beider Typen im philosophischen System zu schreiten, die vieles Weitere klar machen wird, denn sie soll nichts Zufälliges bergen und den abstrakten Gedanken als notwendige Konsequenz des Menschenseins deuten. —

Das Ideal des mittleren Menschen ist: Friede. Er meidet das Zuviel und das Zuwenig und scheut die Störung des Daseins durch äußere oder innere Mächte. Er weiß, daß der Mensch ein schwaches Geschöpf ist, hundert Fährlichkeiten ausgesetzt, allen Gewalten unterworfen. Ihnen zu entgehen, heil durch die Mühen des Daseins zu kommen, ist höchste Weisheit. Es hat keinen Sinn, mit der Stirn gegen die Mauer anzurennen, Dinge zu wollen, die niemals in Erfüllung gehen können, sich gegen das Schicksal aufzulehnen, das doch die Welt unerbittlich lenkt. Ein stilles Glück, verborgen vor den Mächten und Gefahren der Welt — das ist zu wünschen. Die Philosophie dieses Ideals ist von Spinoza in

Digitized by Google

ein System gebracht worden, und ihm soll jetzt unsere Aufmerksamkeit zugewendet sein, an ihm werden wir die konsequenten Vollendungen des mittleren oder idyllischen Menschen studieren können, der nichts Allzugroßes will, jeden Streit und jeden inneren Zwiespalt meidet, aber als Entgelt des Friedens teilhaft wird. Dieser Philosophie muß notwendig jedes tragische Element fehlen, nichts bäumt sich in der Seele gegen alles Schreckliche und Ungerechte des Daseins, gegen Unvollkommenheiten und Niedrigkeit auf, denn sie hat als ihre tiefste Erkenntnis den Satz gefunden: Das Sein ist vollkommen. Was wirklich ist, das ist gut, und was uns schlecht scheint, ist nicht vielleicht etwas, das an einer inneren Unzulänglichkeit krankt, oder das dem allgemeinen Weltplan zuwiderläuft, es ist vielmehr nur ein geringerer Grad von Vollkommenheit und kann durch bessere Einsicht, durch Studium und Weisheit aufgehoben werden. Entwicklung und Veränderung in der Welt stören den Frieden der Seele: es gibt im Grunde kein Werden und keinen Wandel, die Welt ist von Anfang an vollkommen. Wer das erkannt hat, wessen Geist nicht durch falsche Urteile und Leidenschaften verblendet ist, der nähert sich dem einzig würdigen Zustand: dem Frieden des Geistes. Etwas anderes zu wollen, ist Unverstand: wer seinen Lüsten folgt, dem fehlt noch die richtige Erkenntnis von der Unfreiheit aller Neigungen, und wer gar die Welt ändern wollte, der begehrte Unsinniges, weil ja die Welt von Anfang an gut ist; ruht doch die ewige Weltsubstanz fühllos und in sich vollkommen, da etwas verbessern zu wollen, wäre unwürdig des Weisen und setzt den ärgsten aller Irrtümer voraus: daß nämlich der Mensch die Macht hätte, etwas aus sich heraus zu schaffen, daß in ihm eine Freiheit wohnte, die die ganze übrige Natur nicht kennt. Dieser Glaube ist die Sünde vom Anbeginn — wenn wir Sünde gelten lassen wollten; aber wir wissen, daß es nur Verstand und Unverstand gibt. Der Weise hat erkannt, daß der Mensch machtlos ist im Umkreis der gewaltigen anonymen Ursachen und Wirkungen, die nach ewigen Gesetzen die Welt regieren, der Mensch ist nichts, und das Beste, was er tun kann, ist zuzusehen, wie er sich zurecht findet, wie er keinen Schaden nimmt. Der Weisheit letzter Schluß ist, ein glückseliges Leben zu suchen, sich von allen Täuschungen, als könnte der Mensch etwas ausrichten und die Welt bessern, befreien. In der Uebereinstimmung mit allem Seienden, das ja Vollkommenheit besitzt, ist das höchste Glück gelegen, Ruhe des Geistes in der ewigen Substanz (die man einem Sprachgebrauch folgend auch Gott nennen

Digitized by Google

darf). Denn was ist im Grunde der Mensch, der sich so groß dünkt? Ein Modus an den beiden Attributen der Weltsubstanz, eine leichte Welle im ausgedehnten Sein — das ist sein Leib, eine entsprechende Welle im denkenden Sein — das ist sein Geist. Er hat keinen Teil am Kern der Welt, er ist nichts, was bis hinabreichte in die ewige Substanz,*) er besteht lediglich aus „gewissen Modifikationen der Attribute Gottes", d. h. er hat sein bescheidenes Teil an dem, was sich durch den Raum hin ausdehnt, und an dem, was in der Welt denkend ist. Alles Einzelne ist nur eine Einschränkung des unendlichen formlosen Seins, das einzig Wirklichkeit besitzt und an dessen Oberfläche sich wesenlose Blasen bilden — der Mensch. Sie sind für den, der durch den Schleier blickt, nichts Wirkliches, Störungen in der Reinheit der ewigen Attribute. Hat man dies aber erst erkannt, dann wird man nicht mehr gegen die ewige Ruhe des Daseins ankämpfen. Der Weise wird Leidenschaften und Neigungen bezwingen, um glücklich zu sein, er wird durch persönliche Wünsche und Bestrebungen nicht in die ewige Ordnung des Alls hineingreifen, in die unabänderliche Kette von Ursachen und Wirkungen, in den starren Funktionalismus der Welt, der keine Ausnahme duldet und jeden zerschmettert, der ihm entgegentritt. Für den, der sich tragisch empören wollte, hat diese Philosophie des Alters nur ein mitleidiges Lächeln, denn sie weiß, daß Tragik nichts ist als die Unerfahrenheit der Jugend. Sich bescheiden und den Frieden finden — der absolute Fatalismus, das ist die Erkenntnis des Weisen.

Vor unseren Augen hat sich das beschauliche Weltgefühl des Mittelmenschen zu einem System entfaltet, das die Welt umspannt. Und diese Weltstellung des Positivismus und Quietismus ist tatsächlich weit über den Charakter hinausgewachsen, der beschrieben worden ist. Denn Philosophie ist Stellungnahme zum gesamten Sein und widerspricht daher dieser ihrer Tendenz nach der Gefühlsweise, die sich mit allen ihren Instinkten an einem Teil des Seins, und zwar an dem nächsten und greifbarsten, genügen läßt. So können wir zwar das System Spinozas, der allen Anfeindungen zum Trotz friedlich gelebt hat und sich sein Denker-Idyll nicht hat stören lassen, als die Vollendung der Gefühlsrichtung annehmen, die sich im Mittelmenschen verkörpert, aber sie ist, weil sie eben Philosophie ist, mehr, sie umfaßt das All — eine Stätte des Friedens.

*) Ethik Teil II. Satz 10 Axiom 1. — vgl. „Kurzgefaßte Abhandlung von Gott, dem Menschen und dessen Glück", Philos. Bibl. Bd. 91 S. 42.

Digitized by Google

Ich frage nunmehr nach der allgemein-formalen Beschaffenheit des Weltbildes, das sich aus dem Charakter des Grenzmenschen ergeben muß. Es ist klar, daß dieses Weltbild nur dualistisch sein kann, dualistisch in irgendeiner der vielen historischen Formen, als Platonik, Christentum oder deutsche Metaphysik, jedenfalls eine Lehre, die einem diesseitigen Element ein jenseitiges gegenüberstellt, oder die im ethischen Kampf des Guten und des Bösen das Letzte und Wesentliche sieht, kurz, die auf irgendeine Art der Disharmonie des Seins Rechnung trägt. Während ein einziger bedeutender Philosoph den idyllischen Monismus gelehrt hat, stehen alle anderen großen und genialen Systeme auf dualistischer Grundlage — der Zwiespalt im eigenen Wesen treibt ja zum Nachdenken über die Welt, die in der eigenen Seele entdeckte Tragik wird im All wiedergefunden. Nur der Grenzmensch hat eigentlich Veranlassung, über die Welt zu grübeln und ihre Probleme zu lösen — denn Probleme entstehen aus einem Zwiespalt, der seine Beschwichtigung fordert. So kann denn von einer Philosophie des Mittelmenschen nur im uneigentlichen Sinne gesprochen werden, fehlt ihm doch meistens dieses Bedürfnis zu grübeln und der Druck, unter dem eine höhere Synthese geschaffen werden soll. Der extrem angelegte ist der vorbestimmte Philosoph in seiner Vielgestalt.

Ich will nun an Fichte den Typus der tragischen Weltanschauung des Grenzmenschen zeigen. Er und Spinoza sind die größten Gegensätze, die sich vorstellen lassen und die nicht etwa in Unterschiedlichkeiten des Denkens beruhen — Fichte und Spinoza sind Denker ersten Ranges —, sondern auf dem Grunde der Menschlichkeit verankert sind. Die gereifte Einheit kann die Zusammenhänge in der Welt nicht anders als kausal begreifen. Was in der Welt geschieht, das geschieht nach Gesetzen, die weder gut noch böse sind, sondern in starrer Regelmäßigkeit funktionieren und keinen Ansatz für ein Werturteil bieten. Wo Zwiespalt, Kampf, Tragik empfunden wird, dort ist das Ich, die Seele, der Mensch Mittelpunkt, nicht die Welt oder die Natur. Der strenge Funktional-Zusammenhang läßt weder das Bewußtsein von etwas Tragischem, noch den Gedanken der Freiheit zu; beide stehen in Wechselbeziehung, die Sehnsucht nach Freiheit von allem äußeren Zwang, die Sehnsucht nach der Kraft und Größe des Menschen, nach Bewältigung des Toten durch das Lebendige, das sind die Voraussetzungen eines tragischen Grundgefühles. Der radikalste Verkünder der Menschengröße, des Willens und der Kraft, die Welt umzu-

Digitized by Google

wandeln, ist Fichte. Er nennt selbst sein System ein „System der Freiheit". „Nicht zum müßigen Betrachten und Beschauen deiner selbst, oder zum Brüten über andächtige Empfindungen — nein, zum Handeln bist du da; dein Handeln und allein dein Handeln bestimmt deinen Wert."*) — Erst dadurch ist die Welt vorhanden und gewiß, daß sie Gegenstand der Tat, Material für unseren Willen ist. Und die höchste, die einzige Gewißheit liegt im Bewußtsein seiner selbst. Fichte ist der Philosoph, der die Kraft des Menschen gegen die Welt erhebt und den Sieg des Menschen verkündet. Die Welt muß nach der Idee umgestaltet werden; nicht der Verstand ist das erste, sondern der sittliche Wille, der erst das Denken möglich macht. Die ganze Welt ist nur durch die sittliche Tat des Selbstbewußtseins, des Ich gesetzt. Aber ein ganz neuer Sinn ist erforderlich, damit die Menschen diese, die wahre Lehre verstehen können, und das ist nicht etwa bildlich gemeint, sondern ganz wörtlich. Fichte vergleicht die Menschen, die unter dem Zwang der Natur geboren werden, dahin leben und wieder vergehen, Blinden, die nichts von der wahren Welt des Lichtes wissen. Und dieser neue Sinn ist das Selbstbewußtsein der Seele allem Existierenden gegenüber, oder ihre Freiheit.**) Nur die Philosophie, die auf dem Grundgefühl ruht, daß die Seele letzte Wirklichkeit ist, kann über allem naturhaften Gebundensein einen Punkt finden, zu schauen und zu werten. Der Naturalist geht im Dahinfließen des Seins auf und kann nur untätig zusehen, ohne die Möglichkeit, sich selbst zu finden, selbst zu handeln, in die Welt hineinzugreifen. Aber zu diesem ersten blinden Dasein, sagt Fichte, ist ein neues hinzugekommen. „Es wäre nur für den da, der mit Freiheit sich losgerissen hätte, für jeden anderen durchaus und schlechthin gar nicht. Und so könnte, obwohl in Ansicht der Anlage die Menschen alle gleich wären, dennoch in Ansicht der Wirklichkeit es zwei durchaus entgegengesetzte Klassen unter ihnen geben, deren eine einen Sinn hätte, welcher der anderen schlechthin abzusprechen wäre."***) Dieses Neue nennt Fichte „die Befreiung" oder „die Selbstbestimmung".

Wie wir den Mittelmenschen in letzter Vollendung als den Ruhenden, den Idylliker erfaßt haben, der ganz in den Naturmechanismus eingespannt ist und eine eigene Seele nicht kennt und nicht kennen will, der jeder Wirkung in die Welt hinein entsagt

*) Die Bestimmung des Menschen, Sämtliche Werke Bd. II. Seite 249.
**) Vgl. Einleitung in die Wissenschaftslehre.
***) Nachgelassene Werke Bd. I. S. 14.

Digitized by Google

und auf jede Wertung Verzicht leistet, dem Beschaulichkeit und gefahrlose Behaglichkeit Ideale sind; so enthüllt sich uns der Grenzmensch in seiner philosophischen Vollendung als der tragische Ringer, dem die Welt nur als ein Starres, Wertloses gilt, als Stoff, an dem sich sein Wille bewähren kann, wenn auch vielleicht seine Kraft daran zerbricht. Alles Sein muß ihm einen tiefen und ernsten Sinn haben, das Leben ist eine ungeheure Aufgabe, der man sich nicht entziehen darf. Und sieht es auch manchmal aus, als wäre all unser Tun zwecklos, als wandelte sich unser bester Wille ins Gegenteil — wir müssen doch in uns selber die Kraft finden, an uns, an den Sinn der Welt, an die Vollendung alles Seins zu glauben. Denn „der Wille ist das lebendige Prinzip der Vernunft, ist selbst die Vernunft, wenn sie rein und unabhängig aufgefaßt wird". (Das stimmt ganz mit Kant überein.) Und dieser Gedankengang mündet in das erschütternde Paradox der Ich-Philosophie: „Die gegenwärtige Welt ist überhaupt nur durch das Pflichtgebot für uns da." *)

Der große Gegensatz Spinoza-Fichte ist: Der Mensch als ein Gegenstand der Natur unter unzähligen anderen — der Mensch als Seele gegenüber der Natur. Und die Konsequenz von beidem: Der Mensch ohne Willen. nur dem Verstande untertan und kausal bestimmt wie jedes Ding; der Mensch als Kraft, als Ich, als Wille, der sich frei weiß oder wünscht. Ruhe und Schauen — Wille und Tat. Und schon wirft sich dieses entgegengesetzte Fühlen vom Menschen auf die Welt: Für Spinoza ist das einzig Wesentliche die ewig ruhende Substanz, die immer gleich bleibt und von keiner Veränderung getroffen werden kann; alles gestaltete Sein, die Menschen selbst sind nur ein zweckloses Kribbeln und Wimmeln. Nach Fichtes Grundüberzeugung ist alles Sein ichhaft, ist die höchste metaphysische Einheit analog der Menschenseele zu denken. Wir sind das Sein. Und als letzte Einsicht gilt ihm, „daß das Sein oder das Absolute ein in sich geschlossenes Ich ist".**) Fichtes Weltgrund ist das Leben, der Weltprozeß ist ewiges Schaffen und und Zeugen — „das Schaffen selbst in alle Ewigkeit." — „Der absolute Anfang und Träger von allem ist reines Leben". „Eine Welt als Produkt des vollendeten und erschöpften Schaffens gibt es nicht."***) — Und wie seine Welt, so ist er selbst ein glühender

*) Die Bestimmung des Menschen, S. 288.
**) Nachlaß II. S. 208.
***) Nachlaß I. S. 23, 101.

Digitized by Google

Prediger und Reformator, der sich in unmittelbarer Rede ausströmt und die Menschen zu sich zwingen will. Sein Vortrag sprüht daher wie Feuer, er ist aus der Leidenschaft geboren und wirft alles nieder, was sich ihm entgegenstellt, er ist von sich selber, von seiner höchsten Notwendigkeit und Wahrheit so tief durchdrungen, daß er selbst das Gefühl des Lebens und der Ueberzeugtheit im höchsten Grad hervorruft. „Ihm war jede Lehrstunde nicht wie ein Amtsgeschäft, das er verrichtete, sondern wie eine Mission, die er erfüllte und die als Tat in die Ewigkeit fortwirken soll: er lehrte die Philosophie nicht bloß, er predigte sie; sein Katheder hätte im Laufe des Vortrages jetzt eine Kanzel, jetzt eine Rednerbühne sein können.“*) — Fichte ist der Feuergeist, der die Welt nach der Idee umgestalten will, der die Pflicht aufstellt, auch andere zur Erkenntnis der Wahrheit zu zwingen und sich nicht einsam mit ihr zu verschließen. Wie seine Welt eine Ausstrahlung des ewigen Ich ist, so muß er selbst seine Seele in die Welt wirken lassen. Und die Wahrheit, die er besitzt, soll jeder in der eigenen Seele finden, „aus sich heraus erzeugen“, nicht von anderen übernehmen.**) Die besonnene Grenzsetzung der kantischen Vernunft-Kritik (die Kant als unübersteigbare wissenschaftliche Grundlage der wahren Philosophie gemeint hatte) ist für Fichte ein Anstoß und er nennt sie sogar „eine Maxime der Schwäche oder der Trägheit.“ Seine Philosophie (die ja auf Kant fußt) will nicht zugeben, daß etwas unbegreiflich sein könnte, ja sie will lieber gar nicht sein, als irgend etwas nicht begreifen, sie will alles sein oder garnichts.***) Dies ist der echte Enthusiasmus des Philosophierens, der den Verstand zwingt, weil er das Sein erfassen will.

Es ist für den Wahrheitswert eines Gedankensystems nicht allzu wichtig, wie seine Sätze vorgetragen werden, und hängt auch mit dem Stil der Zeit zusammen; anders klingt das edle Deutsch Fichtes, anders das scholastische Latein Spinozas. Für die Gedanken selbst sind das Zufälligkeiten; aber für den Stil des Denkens ist es charakteristisch. Und betrachten wir den Elan von Spinozas Denken (oder besser sein Phlegma) — wir finden das Gegenteil von allem, was für Fichte gilt. Spinoza hat unter dem Hasse seiner Stammesgenossen schwer gelitten, sie haben ihn aus der Heimat vertrieben und ihm sogar nach dem Leben getrachtet. Für ihn aber sind alles

*) Kuno Fischer, J. G. Fichte und seine Vorgänger. S. 239.
**) Vgl. Nachlaß II S. 90.
***) Nachlaß II S. 104.

Digitized by Google

das nur neue Beweise für seine Grundüberzeugung, daß Unverstand und Leidenschaft die Erbfeinde der Weisheit sind. Wie ein Biograph berichtet, ist er nie übermäßig traurig oder übermäßig fröhlich gewesen.*) Sein Leben und seine Art zu fühlen, decken sich ganz mit dem Bilde, das man sich von einem echten Weisen zu machen pflegt. Man darf diese Selbstgenügsamkeit hoch einschätzen: nicht nur, daß Spinoza von einem Legate lediglich das angenommen hat, was ihm zum Leben notwendig schien, daß er das Erbteil seiner Eltern den Geschwistern überließ, mit Ausnahme eines Bettes (sehr charakteristisch): er hat auch eine ehrenvolle Berufung an die Universität Heidelberg, die ihm durch Carl Ludwig von der Pfalz zugekommen ist, abgelehnt, denn er hat niemals das Bedürfnis gehabt, zu wirken, zu lehren oder andere zu überzeugen: für sich allein die Wahrheit zu suchen, ist ihm genug gewesen. Aber hinter dieser Seelengröße liegt das temperamentlose Ruhebedürfnis des Gelehrten. Er fürchtete beständig, irgendwo Anstoß zu erregen, und wollte lieber schweigen, als sich Feinde machen. Im theologisch-politischen Traktat werden die Fragen der Offenbarung und der Prophetie ängstlich und sogar zweideutig behandelt und sein Siegelring trägt die Inschrift: Vorsichtig!**) — nicht ein einziges seiner Werke (mit Ausnahme der Darstellung der cartesischen Philosophie) ist unter seinem Namen veröffentlicht worden, und das Buch, das seine Philosophie enthält, wird erst nach seinem Tode gedruckt. Nicht einmal die Sorge, daß man ihn als Urheber kenne, hat ihn beschäftigt. Vielleicht hat es niemals einen bedeutenden Menschen gegeben, der wie Spinoza frei von aller Eitelkeit gewesen ist. Da die Eitelkeit nichts ist als eine besondere Akzentuierung dessen, was der Mensch als sein Ich empfindet, so wird uns der Zusammenhang von Spinozas Philosophie mit seiner Lebensweise in aller Notwendigkeit einleuchten: Spinoza hat die Welt aufgebaut und dabei den Menschen vergessen. Die Seele des Menschen ist ihm eine wesenlose Fluktuation, eine Vorstellung im allgemeinen unpersönlichen Denken, und zwar die Vorstellung des eigenen Körpers, der Reflex, den der Körper in das Attribut des Denkens wirft, sein Schatten.***) (Der ihm geistesverwandte, wenn auch nicht so seelenlose Fechner nennt die Seele einmal den Logarithmus des Leibes). So gibt es für sie nur zwei Möglichkeiten: entweder sie bleibt vom ausgedehnten Sein

*) Vgl. J. Freudenthal, „Spinoza, sein Leben und seine Werke". I S. 192.
**) Vgl. J. Freudenthal, I S. 177.
***) Vgl. die Abhandlung von Gott usw. S. 99.

Digitized by Google

abhängig und wird zugleich mit dem Körper vernichtet (diese konsequenteste Annahme wird von allen modernen Denkrichtungen gemacht, die mit Spinoza den Grundzug des Idyllismus und der Ichlosigkeit gemein haben); oder wie Spinoza selbst lehrt, sie vereinigt sich nach dem Hingang des Leibes mit dem denkenden Sein und bleibt gleich ihm unveränderlich. Denn an und für sich ist die Seele nichts, nur eine Funktion entweder ihres Körpers oder des allgemeinen Denkens. Und nicht so sehr, daß dies gelehrt wird, ist wichtig, sondern daß es ohne jedes innere Widerstreben gelehrt wird. Was in der Seele des einzelnen lebt, was sich freut und leidet, Wünsche, Leidenschaften und Träume — alles das sind für Spinoza nur mangelhafte Vorstellungen, die den Frieden stören und von der klaren Einsicht überwunden werden müssen.*) Die höchste Weisheit aber besteht darin, friedlich zu leben und Gott (d. h. die Natur mit ihren Eigenschaften) zu erkennen.

Die großen Gegensätze in der Stellung des Menschen zur Welt, in der Möglichkeit der Philosophie treten immer deutlicher heraus: hier ist die Seele des Menschen höchster Wert, sein Ich ist sein Wille, alle Erkenntnis ruht auf dem Wollen und auf dem Glauben an einen Sinn des Daseins, die Welt ist lebendiges Werden. Dort eine tote Welt, von der der Mensch ein Teil ist, alles Streben wäre zwecklos, denn die Welt hat keinen Sinn, Glaube ist nur mangelhafte Einsicht. Spinoza hat etwas Gegenständliches erkannt: Die Substanz der Welt. Fichte hat eine Deutung gefunden: den Sinn der Welt. Während Spinoza dem Wollen keinen Raum läßt und dem Sein durchaus zustimmt, empfindet der Idealismus, daß zwischen der bestehenden Welt und den Wünschen des Herzens wie den Forderungen des Geistes ein Widerspruch klafft. Die Welt ist nicht so, wie sie sein müßte. Dieses Gefühl aber hat zur unmittelbaren Folge, daß sich der Mensch der Welt gegenüberstellt, daß er sich von ihr unterschieden weiß und über sie zu Gericht sitzt. Vor diesem Urgegensatz schwinden die logischen Paare: Denken und räumliches Sein, dahin, der viel tiefere Widerstreit zwischen Seele und Welt, Ethos und Natur ist gefunden, dem Sein tritt der Mensch mit seinem Wollen gegenüber. Der letzte Wunsch ist nun nicht mehr der nach Glückseligkeit in der Welt, sondern der, die Welt nach den Gedanken des Menschen umzuge-

*) „Der Affekt (die Leidenschaft) ist nur eine verworrene Vorstellung" (Ethik III Allgemeine Definition der Affekte). — Diese Denkweise ist Spinoza übrigens mit seinem Lehrer Descartes gemein.

Digitized by Google

stalten, daß sie einer Forderung gleich werde. Alle Ethik, d. h. alles Wollen, und alle Tragik, d. h. seine innere Unerfüllbarkeit, entspringen aus dem seiner selbst bewußten Ich.

Nicht zwei Meinungen oder Lehren stehen hier gegeneinander, sondern Ergebnisse des tiefsten Lebensgefühles, das nur so sein kann oder so. Wo der Sinn für das Zerspaltene und Tragische mangelt, da muß Fatalismus, Ergebenheit in das Geschehen, herrschen.*) Der Fatalist fühlt sich den Mächten der Natur gänzlich unterworfen, er strebt wie alles Lebendige naturhaft und fraglos der Lust zu, kann er sie aber nicht erreichen, so dünkt es ihn unklug, sich gegen das aufzulehnen, was stärker ist als er. Der Fatalist erkennt keinen menschlichen Willen an, d. h. kein Prinzip der Freiheit, das dem Naturgeschehen gegenübergestellt werden könnte. Für Spinoza gibt es nichts als den Verstand, alles sonst ist Täuschung und Verworrenheit. Er legt folgerichtig alle Wesensunterschiede der Menschen in den Verstand und nicht in den Willen: Die Frommen haben „eine klare Vorstellung von Gott", die Gottlosen besitzen die Erkenntnis Gottes nicht, sondern kennen nur irdische Dinge und bestimmen darnach ihre Werke und ihre Gedanken.**) In seiner großartigen Konsequenz hebt er den Begriff der Freiheit ausdrücklich auf und läßt Freiheit Notwendigkeit des eigenen Wesens sein. Es ist nicht Zufall, daß diejenigen modernen Philosophen und Psychologen, die alles Metaphysische und logisch nicht Faßbare beseitigen möchten, gerade das Wollen derart in Vorstellungs- und Gefühls-Elemente aufzulösen trachten, daß nichts übrig bleibt, was auf seelische Aktivität oder Spontaneität, auf Willen, hindeutete; denn vor diesem Moment müßte der streng wissenschaftliche Zusammenhang der seelischen Elemente die Segel streichen. Dies wird vor allem von Avenarius versucht, der in minutiöser Gedankenarbeit das Wollen, das dem Verstande nun einmal nicht ganz zugänglich ist, ausschalten will (wobei man allerdings wieder mit Schopenhauer sagen kann, daß nichts auf der Welt dem Menschen so verständlich und so unnötig eines Beweises sei, wie der Wille; dies wird durch das Denken primitiver Völker bewiesen, die alle Vorgänge in der Natur nicht kausal, sondern nach der Analogie des menschlichen Willens, d. h. zielstrebig, als Wirkungen mächtiger menschenartiger Wesen auffassen.)

*) Vgl. z. B. von mehr persönlichen Dokumenten Spinozas Brief an Oldenburg (Ed. Kirchmann Nr. 25).
**) Brief Nr. 36.

Digitized by Google

Diese Resignation des Fatalismus und des Leidens-Pessimismus ist von Grund aus verschieden von der religiösen Ergebenheit in den Willen Gottes. An Stelle der verstandesmäßigen Einsicht, daß der Mensch machtlos in der Welt ist, tritt hier ihr Gegenteil: der Mensch weiß sich in seinem tiefsten Wesen unabhängig von der Natur, er glaubt sich als etwas anderes, Höheres, als frei, und erkennt in dieser seiner Freiheit einen anderen Zusammenhang in einem „Reich der Zwecke". Wenn er seinen guten Willen mit diesem eigentlichen Sinn der Welt, mit dem „höchsten Willen", in Uebereinstimmung weiß, so hat er sich über alles andere erhoben und in dieser Sinnesart die Gewißheit der ewigen Ruhe gefunden. Solch ein Mensch steht nun über der Welt, ja in der radikalen Vollendung dieser Lehre weiß er sich im Glauben (vor dem der Verstand ganz zurückgetreten ist) als Schöpfer der eigentlichen Welt, der Welt der Zwecke, die ja erst von ihm verwirklicht werden soll. „Unsere Welt ist das versinnlichte Material unserer Pflicht; dies ist das eigentliche Reale in den Dingen, der wahre Grundstoff aller Erscheinung."*)

Man hat von einer Annäherung des späteren Standpunktes Fichtes an den Spinozismus gesprochen; ich kann nur vollendeten Gegensatz sehen. Es stimmt vollkommen zu dem dynamischen Charakter des Fichteschen Denkens im Gegensatz zu der ein für alle Male fertigen Statik Spinozas, daß Fichte nicht von Anfang an eine feste Philosophie besessen, sondern sie erst im Laufe seines Lebens errungen und immer entschiedener entwickelt hat, daß er ruhelos weiterschreitet und nach immer tieferen Begründungen sucht. Wenn Fichte schließlich dazu kommt, die Wirklichkeit und Wirksamkeit des religiösen Bewußtseins zu lehren und die ganze Welt als erschaffen durch den Glauben auffaßt, so liegt das in der geraden Linie seiner Willensphilosophie; Göttlichkeit und Gotteskraft müssen den Menschen erfüllen. Er findet im Glauben die Gewähr, daß ein höchster Zustand der Vollkommenheit erreicht werden muß, daß die Welt einem letzten immanenten Zweck in Gott entgegenstrebt. Das Leben in diesem Glauben ist die Seligkeit. Das ist echte Mystik und alles eher als Spinozismus. — Bei oberflächlichem Zusehen haben die letzten Seiten von Spinozas Ethik und besonders der berühmte **Amor Dei intellectualis**, die geistige Liebe zu Gott, einen mystischen Anstrich, und man hat Spinoza bis auf unsere Zeit fast immer

*) Fichte S. W. Abt. II. Bd. 3 S. 185.

Digitized by Google

von Grund auf mißverstanden und sein System des absoluten Rationalismus für Mystik genommen. Wenn man aber vom geschriebenen Wort auf den Geist und auf das Herz zurückgeht, denen es entstammt, so kann man nicht wohl größere Gegensätze finden als Spinoza und die Mystik. Die beiden entscheidenden Punkte sind wiederum: Bei Spinoza hat der Mensch keinen wesenhaften Zusammenhang mit dem Weltgrund, er ist nur „ein Teil" des unendlichen Denkens, ein Modus in den beiden Attributen des Seins.*) Dem Mystiker ist der Weltgrund auch der Grund der Seele, aus ihm geht alles hervor, er gibt allem Wesen seinen Sinn, den Weg zur Vollendung. Aus diesem ersten geht aber schon das zweite hervor: das tragische Grundgefühl einer fehlerhaften, schuldbelasteten Welt. Der Mystiker steht ja vor der allergrößten Aufgabe: selbst Gott zu werden, und er empfindet die ungeheuerste Spannung im Sein, die durch nichts gelöst werden kann als durch seine eigene „mystische" Tat, die „Vergottung".**) Die Täuschung kommt von Spinozas irreführendem Sprachgebrauch, von der Aequivokation des Wortes „Gott". Für Mystik und deutsche Philosophie ist Gott im Grunde der Menschenseele (das „Fünklein", wie Meister Eckehart sagt) und kann niemals mit dem Verstand erfaßt werden; für Spinoza ist „Gott oder die Natur" ein gegenständliches Urprinzip, ähnlich wie Schopenhauers Wille und ganz und gar nichts Göttliches und Außernatürliches, sondern die Natur selbst und etwas rein Theoretisches. Weil Spinoza das vollkommene Gegenteil eines religiösen Menschen — eines Gottsuchers oder eines Gottsicheren — ist, weil er zu dieser seelischen Lage gar keine Beziehung hat, sondern ganz in der Verstandes-Erkenntnis aufgeht, darum beginnt er sein System naiv mit der Weltsubstanz oder Gott und leitet mit Gemütsruhe und „auf geometrische Art" Welt und Menschheit daraus her wie Euklid seine Sätze. Ausdrücklich wird die entgegengesetzte Denkweise gerügt, die von den Gegenständen der Sinne anhebt und im Glauben zu Gott führt.***)

Fichte stellt hingegen den Akt der Befreiung von der Naturgebundenheit in den Mittelpunkt. „Ich ergreife durch jenen Entschluß (nämlich dem Gesetze der inneren Freiheit zu gehorchen) die Ewigkeit und streife das Leben im Staube ab." Und „mein Wille, den ich selbst und kein anderer in die Ordnnng jener Welt füge,

*) Vgl. besonders Ethik II. Satz 49.
**) Vgl. über Mystik Preußische Jahrbücher. Januar 1913.
***) Ethik II. Satz 10. Anmerkung.

Digitized by Google

ist die Quelle des wahren Lebens und der Ewigkeit".*) — Dieser heroische Akt, der Glaube, daß der gute Wille, der doch so oft zum Uebel ausschlägt, einen in sich gegründeten Sinn habe und den Zustand der Vollkommenheit herbeiführen hilft, wird auch die „Widergeburt im Glauben" genannt und Fichte fordert (wie Kant) ausdrücklich eine jenseitige Welt der Zwecke, in der die Taten unseres reinen Willens nicht mehr verloren gehen, sondern wirksam sind, ja er ist sogar geneigt, eine Stufenleiter der Welten aufzustellen, deren jede das reine Wollen der früheren Welten in Erfüllung umsetzt.**) Alles Leben ist ihm endlich nur „die Sehnsucht nach dem Ewigen", das wahrhafte Leben ist in der Liebe zur Ewigkeit gelegen.***) In Uebereinstimmung mit dem Johannes-Evangelium (nach Fichtes eigenem Ausspruch) und mit der deutschen Mystik wird das ewige Leben dem Weltleben gegenübergestellt. — Wie fern alles dies dem richtig aufgefaßten Natursystem Spinozas ist, braucht nicht weiter bewiesen zu werden. Vielleicht am meisten spinozistisch mutet dieser Satz Fichtes an: „Die Liebe des Absoluten oder Gottes ist das wahre Element des vernünftigen Geistes, in welchem allein er Ruhe findet und Seligkeit; aber der reinste Ausdruck des Absoluten ist die Wissenschaft, und diese kann nur um ihrer selbst willen geliebt werden wie das Absolute"†) usf. — Das klingt so wie Spinozas Worte am Schluß der Ethik: „Die Glückseligkeit besteht in der Liebe zu Gott." — Aber man darf sich nicht durch Worte täuschen lassen; denn eine Seite vorher hat Spinoza gelehrt, daß die Grundlage aller Glückseligkeit, das heißt der Tugend oder der rechten Lebensweise, darin besteht, seinen Nutzen zu suchen.††) Und was „Gott oder die Substanz" eigentlich ist, das haben wir schon gesehen.

Fast ebenso irrig wie die Einreihung Spinozas in die Mystik ist aber, ihn als Pantheisten zu bezeichnen. Ich habe hier nicht von der formal-logischen Berechtigung dieser Deutung zu sprechen, denn wenn jemand den Sprachgebrauch ändert und seine Weltsubstanz, „ein ausgedehntes Ding", das zugleich auch „ein denkendes Ding" ist, „Gott" nennt, so kann man dann freilich sagen, daß in diesem System alles „Gott" sei — aber das ist offenbar nichts als Wortspielerei. Geht man auf die Quelle zurück, so wird

*) Die Bestimmung des Menschen. S. 290.
**) Die Bestimmung des Menschen III.
***) Die Anweisung zum seligen Leben.
†) Nachlaß II 127.
††) Ethik V. Satz 41.

Digitized by Google

man im Pantheismus ausschließlich das große Weltgefühl sehen dürfen, das vor jeder Erscheinung der Natur von der Ahnung eines Ewigen, eines göttlichen Seins befallen wird, das im Blühen des Grases wie im Tanz der Gestirne eine geheimnisvolle Offenbarung Gottes sieht. Pantheismus ist das vollendete Gegenteil von Rationalismus, Pantheismus ist Gefühl, Leidenschaft, ist brünstige Hingabe der Seele an ein Höheres, er widerstrebt jeder Systematik und unterscheidet sich von der echten Mystik höchstens durch seine Diesseitigkeit, durch sein Weilen im Erscheinenden. Der eine große Pantheist ist Giordano Bruno, der Verkünder der übermenschlichen Leidenschaften. „Man wird selber ein Gott durch die geistige Berührung des göttlichen Zieles, man hat nichts anderes im Sinn als göttliche Dinge und erweist sich unempfindlich für alles, was die große Menge fühlt; man kennt keine Furcht, sondern verachtet aus Liebe zur Gottheit jeglichen anderen Genuß und achtet dieses Leben für nichts.“*) Für Giordano sind die Attribute Gottes dem Christentum angenähert: Macht, Weisheit, Liebe. — Wie will man diesem Furor den kühlen Intellektualismus Spinozas nahebringen? Spinozas letzte Weisheit ist ja, von Affekten frei zu werden und ganz im ruhigen Denken zu leben. Dies ist eudämonistisch, stoisch: man hat eingesehen, daß es sich unter der Herrschaft des Verstandes besser leben läßt, als unter der der Leidenschaften, der Verstand aber sucht die Erkenntnis und die Liebe der Ideen. Der **Amor intellectualis Dei**, von dem sich Geister hohen Ranges haben blenden lassen, ist nicht Gottesliebe, sondern Liebe zur Wissenschaft. Auch die Inder philosophieren ohne Leidenschaft und Begeisterung, kühl und abstrakt, wenn auch phantastisch; aber ihre Grundüberzeugung ist die letzte Identität der Menschenseele mit der Weltseele. — Die Sehnsucht der Seele zu Gott kann nur bestehen, wo Seele als Wesenheit empfunden wird, die in ihren Quell und Urgrund, ins Metaphysische eingehen will. Spinoza fühlt und meint etwas anderes, sowohl unter Geist als auch unter Gott. Der Mensch ist ihm eine Störung in der Natur, die ausgeglichen werden soll, und die ganze Welt ist bei Spinoza nicht ernst genommen, sie hat keinen Sinn.

Es leuchtet ein, welch ungeheures Mißverständnis darin liegt, Goethe, den Verkünder der Persönlichkeit und der Tat, einen

*) Eroici furori, Zwiegespräche vom Helden und vom Schwärmer. Deutsch von Ludwig Kuhlenbeck.

Digitized by Google

Spinozisten sein zu lassen. Und doch scheint diese auf ein paar Aeußerungen des Lernenden beruhende Meinung in ihrem offenkundigen Widersinn unausrottbar zu sein (wahrscheinlich weil die Goethe-Kenner die abstrakte Philosophie nicht lieben, von Spinoza ist nur das wohlklingende Wort „Pantheismus" wissen und die einmal aufgestellte Behauptung mechanisch wiederholen). Der das höchste Glück der Erdenkinder in der Persönlichkeit gesehen hat und im Geist Fichtes verkündete und lehrte: „Im Anfang war die Tat!" — der hat die Philosophie Fichtes und nicht die Spinozas in sich gehabt (wenn er auch den für den Künstler wohlbegründeten Abscheu vor Systemen teilte). Wie für Fichte ist auch für Goethe in der „Tathandlung" das erste gegeben, das, was aus dem Naturwesen einen Freien macht und so erst den Menschen schafft. —

Fichte hat seinen Gegensatz zu Spinoza selbst einmal angedeutet: „Es gibt nur zwei völlig konsequente Systeme: das kritische, welches diese Grenzen (die Grenzen des „ich bin") anerkennt, und das spinozische, welches sie überspringt."*) Und er nennt sein System einen „umgekehrten Spinozismus". — Spinoza sagt: Die Substanz hat zwei Attribute, Denken und Ausdehnung, Fichte drückt einen entsprechenden theoretischen Gedanken so aus: Das inwendige Leben des Lichtes spaltet sich in Denken und Sein.**) — Die moderne Erkenntnistheorie formuliert diese Tatsache etwa derart, das Sein und Bewußtsein (oder körperliches und seelisches Sein) die beiden Erscheinungsweisen sind, unter denen alles Existierende begriffen werden kann. Für Fichte aber steht das Lebendige (das noch dazu in seiner letzten Periode zum Licht verklärt ist***) am Beginn. Seine Philosophie fängt nicht mit etwas Gegebenem an, sondern mit einer „Tathandlung des Ich", und der erste Grundsatz der Wissenschaftslehre lautet: „Ich bin schlechthin, weil ich bin; und ich bin schlechthin, was ich bin." — „Das Ich setzt ursprünglich sein eigenes Sein."†) — Es ist das Eigenartige, daß diese Denkweise nicht mit einem theoretischen Satz oder gar mit einer Definition anhebt, sondern mit einem Willens-Impuls, mit einem Imperativ: Sei deiner selbst bewußt! Setze dich selbst! — so den Gegensatz zu allem beschaulichen Verhalten betonend. Das Ich ist absolute Tätigkeit, alles Sein ist bewegtes Sein, lebendiges Sein. Und

*) Grundlage der ges. Wissenschaftslehre Jena 1802 S. 16.
**) Nachlaß II. 150.
***) „Licht und Leben ist schlechthin eines." Nachlaß II. 163.
†) Grundlage S. 12.

Digitized by Google

Fichte sieht es als seine ewige Tat an, dies eine geleistet zu haben: „Durch die Wissenschaftslehre wird das Menschengeschlecht von dem blinden Zufall gelöst, und das Schicksal wird für dasselbe vernichtet.“*) Gegen diesen ungeheuren heroischen Aufschwung, der alles Existierende zusammenfaßt, um es dem freien Willen untertan zu machen, steht die kalte, nur auf das eigene und aller anderen Wohlsein bedachte Weisheit des Mittelmenschen.

Es ist aber für den Menschen und seine Philosophie von der höchsten Bedeutung, wie er über Wert und Lust denkt. Das heroische Grundgefühl, das allem Sein einen inneren Sinn zuspricht und an seiner Vollendung arbeiten will, das also einen Zweck in das Sein hineinlegt, läßt die Lust immer nur als etwas Relatives gelten (wobei die plumpe Uebertreibung, der die Lust einfach etwas Böses ist, zur Charakterisierung beiträgt). Während die Wertphilosophie Lust nicht als letztes anerkennt, ist für Spinoza und den modernen Naturalismus Lust der Inbegriff aller Zwecke, Spinoza definiert sie als „Uebergang von geringerer zu größerer Vollkommenheit“.**) — Je höher daher die Lust steigt, desto mehr wächst auch die Vollkommenheit, der Wert. Fichte charakterisiert selbst diese Meinung so: „Ich weiß, daß sie (die Naturalisten) überhaupt nicht unter ihrer eigenen Botmäßigkeit, sondern unter der Gewalt der Natur stehen, und daß nicht sie selbst es sind, sondern diese Natur in ihnen, die das erstere (das Angenehme) mit aller ihrer Macht sucht, und das letztere (das Unangenehme), flieht, ohne Rücksicht, ob es übrigens gut oder böse sei.“***) Diesem naturgebundenen Denken, das ganz im mittleren, idyllischen Dasein befangen bleibt, sind Lust und Wert identisch. Es wäre aber verfehlt, diese Gefühlsweise etwa mit Nietzsches Verherrlichung der Lust („alle Lust will Ewigkeit“) in Beziehung zu bringen; denn gerade Nietzsche hat nichts so sehr verhöhnt, wie die Freude am Behagen und am Alltag. Die englische Nützlichkeits-Philosophie (die sich mit Spinozas Wertlehre deckt), ist ihm die niedrigste und verächtlichste gewesen. In den Kapiteln des Zarathustra, die von den kleinen Menschen und von den letzten Menschen handeln, ergießt er allen seinen Spott über die Sorge um das tägliche Wohlsein, und die großen Predigten fordern einen harten, hohen Wert. Nietzsche

*) Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neueren Philosophie. S. W. II. 410.
**) Ethik III. Definition der Affekte.
***) Die Bestimmung des Menschen S. 314.

Digitized by Google

repräsentiert überhaupt ganz klar (wenn auch in der einseitigen Betonung zur oberen Grenze hin) den Denker nach dem Typus Fichte (sein Zarathustra ist eine Art Idealbild des Grenzmenschen als Schwärmer), er hat sich aber in seiner Opposition gegen die deutsche Philosophie und gegen Wagner hin und wieder zum Anwalt der Mittelwerte aufgeworfen. Die Lust, die Nietzsche verherrlicht, ist etwas ganz anderes als die Lust, die der Positivismus lehrt: für Nietzsche ist Lust Rausch, höchste Aufstachelung alles Lebens, und so eine Forderung an den Menschen und Idealismus. Aber nicht nur den Sinn, auch das Pathos, mit dem Nietzsche allem Leben einen tieferen Sinn geben will und hierzu das Symbol von der ewigen Wiederkunft bildet, hat Fichte vor ihm: „Die übersinnliche Welt ist keine zukünftige Welt, sie ist gegenwärtig; sie kann in keinem Punkt des endlichen Daseins gegenwärtiger sein, als in dem anderen: nach einem Dasein von Myriaden Lebenslängen nicht gegenwärtiger sein, als in diesem Augenblicke. . . Ich ergreife durch jenen Entschluß die Ewigkeit, und streife das Leben im Staube und alle anderen sinnlichen Leben, die mir noch bevorstehen können, ab und versetze mich hoch über sie. Ich werde mir selbst zur einigen Quelle alles meines Seins und meiner Erscheinungen; und habe von nun an, unbedingt durch etwas außer mir, das Leben in mir selbst. Mein Wille ist die Quelle des wahren Lebens und der Ewigkeit."*) — Was hier deutlich ausgesprochen ist, um das hat Nietzsche gerungen, es aber niemals recht fassen können. —

Spinoza zieht in seiner imposanten geschlossenen Denkweise auch die letzte Konsequenz des Naturalismus, der keinen Wert kennen darf und alles Seiende für vollkommen erklärt, denn eine andere Quelle der Vollkommenheit darf es ja nicht geben (dieser Gedanke ist später von Hegel wieder aufgenommen worden). Die Natur wirkt mit Notwendigkeit (auch im Menschen) und es wäre also purer Unverstand, dem von ihr Geschaffenen, das heißt eben dem Existierenden, abschätzend gegenübertreten zu wollen. So gibt es nichts als das wirkliche Sein, die Realität; Vollkommenheit und Unvollkommenheit, gut und schlecht sind nur Gedanken, die nichts zu bedeuten haben. „Gerecht und ungerecht, Sünde und Verdienst sind nur äußere Begriffe." — „Lust ist gut, Unlust ist schlecht."**) — Diese Gefühlsweise führt konsequent in die Tugendlehre (nicht eigentlich jenseits, sondern noch vor der Scheidung von Gut und

*) Die Bestimmung des Menschen S. 290.
**) Ethik IV. Satz 37, 41.

Digitized by Google

Böse), zu der die modernen Positivisten nicht den Mut haben — daß das Gute einfach das dem Menschen Zuträgliche sei, Tugend ist Glück und gleich dem eigenen Nutzen. „Je mehr jemand strebt und vermag, das ihm Nützliche zu suchen, desto tugendhafter ist er." — „Das Streben, sich zu erhalten, ist die erste und einzige Grundlage der Tugend."*) — Wenn also Spinoza lehrt, daß die Tugend um ihrer selbst willen gesucht werden müsse, so klingt das sehr edel, heißt aber nichts, als daß jeder seinen Nutzen suchen solle (was er wohl ohnehin schon gewußt hat). Für den Denker ist aber gut und nützlich das Denken und die Erkenntnis, und daher sagt Spinoza, daß das höchste Gut die Erkenntnis Gottes sei, denn der Philosoph wünscht nichts so sehr als Einsicht in das Wesen der Welt, und „das Gut, welches jeder, der der Tugend nachstrebt, für sich begehrt, das wünscht er auch den anderen Menschen".**) — Dies ist der berühmte und so erhaben klingende **Amor intellectualis Dei** Spinozas!

Entsprechend dieser intellektualistischen und positivistischen Moral müssen die Begriffe der Sünde und des Bösen abgelehnt werden: „Die Sünden, soweit sie nur eine Unvollkommenheit anzeigen, stellen nichts Wirkliches dar."***) Da ja doch nichts anderes als mit Naturnotwendigkeit geschehen kann, so gibt es auch kein Unrecht. Dieser Gedanke ist so unmöglich wie ein rundes Viereck, und das Verbrechen wird ganz äußerlich gefaßt als „Ungehorsam, der nur nach dem Staatsgesetz strafbar ist".†) Das Böse ist nur Mangel an Erkenntnis, unvollkommene Erkenntnis; denn hätte der Mensch vollkommene Erkenntnis, so würde er ja nur das Beste (d. h. das ihm Nützlichste) wollen und wäre also gut; auf dem Verstande ruht alles. — Nur ein reiner und klarer Mensch, der niemals versucht worden ist und ganz der Erkenntnis lebt, hat diese in ihrer Paradoxie doch so folgerichtige Lehre aufstellen können. Das sittliche Sein, das für die Ich-Philosophie Quellpunkt und letztes Ziel des Denkens ist, beruht für Spinoza nur auf verschiedenen Graden von Verstandesklarheit.

Der Mittelmensch, auch wenn er nicht konsequenter Denker ist, neigt dazu, keine Probleme anzuerkennen, und läßt das Bestehende gut sein. Er schiebt alles dem unerforschlichen Ratschluß Gottes zu, der es schon richtig geordnet haben wird, oder erklärt, wie der denkmächtige Spinoza, alles für das Werk unerbittlicher Naturnot-

*) Ethik IV. 18 Anm. IV. 20, IV. 22 Zusatz.
**) Ethik IV. 37.
***) Brief Nr. 32.
†) Ethik IV. 37.

Digitized by Google

wendigkeit. Die Zwecke des Menschen sind denen der Natur völlig untergeordnet. Wo sie mit der Natur nicht zusammenstimmen, werden sie aufgehoben, denn „die Natur bedient sich des Menschen unter allem anderen als ihres Werkzeuges".*)

Ist so der sittliche Wert auf Schwankungen der Erkenntnis zurückgeführt und die Möglichkeit jedes inneren Konfliktes vermieden worden, so muß — allerdings nur persönlich für Spinoza und nicht sehr typisch — als Beweis seiner Fremdheit auch gegenüber dem anderen Wertgebiet, den Werten der Kunst, hervorgehoben werden, wie er das Schöne relativ zu fassen und so zu vernichten weiß.**) Spinoza sagt: die Musik ist für den Schwermütigen gut, für den Traurigen schlecht, für den Tauben weder gut noch schlecht. So legt er positivistisch (und daher modern) den Wert ganz in die subjektive Stimmung und läßt etwas gegenständlich Schönes nicht bestehen, weil mit der Anerkennung eines solchen die Nützlichkeits-Philosophie durchbrochen wäre.

Der Wert der menschlichen Persönlichkeit ist bei Spinoza von Anfang an nicht in Betracht gekommen; wie die ethischen und ästhetischen Werte beseitigt werden, haben wir gesehen. Nun bleibt noch die Wertrichtung, der sich ja auch das Denken des konsequenten Naturalisten beugt: wahr und falsch. Und wieder siegt das idyllische Grundgefühl, das kein Element des Kampfes in der Welt anerkennt; während jede Ich-Philosophie im Wahren und im Falschen (wie im Guten und im Bösen) zwei widerstrebende Kräfte sieht, die in der Brust des Menschen miteinander ringen, so ist hier jede innere Entzweiung dadurch unmöglich gemacht, daß das Falsche nur als ein geringerer Grad von Realität, ein geringerer Grad von Wahrheit gilt. Auch diese Denkweise (die eigentlich eine Gefühlsweise ist) hat für das Streben nach Vervollkommnung Raum: aber hier gibt es nicht ein Ringen, das mit einem Sieg des Vollkommeneren enden soll, sondern ein langsames Besserwerden, kein Kampf der Gedanken, sondern ein Betrieb der Wissenschaften. (Die modernen Evolutionisten und Sozialisten fassen dies als automatische Entwicklung.) — Die höchste Einheit mit allem Seienden ist hier von Anfang an gegeben, und es bleibt nichts Fragliches und Erstrebenswertes übrig; die andere Denkart setzt dem Menschen die eine, die große Aufgabe,

*) Abhandlung von Gott usw. S. 101.

**) Spinoza ist ein Zeitgenosse der großen niederländischen Maler gewesen, seine Wohnung in Amsterdam befand sich nur einige Straßen von Rembrandts Atelier entfernt und er hat sich selbst mit Zeichnen beschäftigt.

Digitized by Google

dies Höchste zu verwirklichen. (Es gibt selbstverständlich auch einen philosophischen Dualismus — Aristoteles z. B. —, der nicht auf dem tragischen Bewußtsein beruht, sondern der eine theoretische Meinung ist; uns beschäftigt nur der echte, der seelische Dualismus.)

Die außerordentliche Objektivität Spinozas (d. h. sein Mangel an Subjektivität) und sein kosmozentrischer Standpunkt hat nun den philosophischen Erfolg, daß er eines der ganz wenigen großen Systeme des Seins gegen hat, während alle Systeme des europäischen Kulturkreises Bewußtseins-Philosophien sind. In Spinozas System ist der Mensch kein wesentliches Element, und daher fällt das, worüber die Seelenphilosophie nicht hinauskommt, von selbst weg, daß nämlich dem Existierenden ein Aufnehmendes, Anschauendes und Erkennendes gegenüberstehen müsse. Spinoza handelt vom Sein selbst, nicht vom Erscheinen, und daher hat sein System die geschlossene Wucht, die nicht am Erkenntnisproblem gebrochen wird. Der Wahrheitswert dieser Position kommt natürlich nicht in Betracht, wo es sich nur um die Motive des Philosophierens und das Wesen des Philosophen handelt.

Die ganz irdische Denkart Spinozas hat aber auch einen erhabenen Satz gezeitigt (den größten in seinem System): „Der freie Mensch denkt über nichts weniger als über den Tod, und seine Weisheit ist nicht ein Nachdenken über den Tod, sondern über das Leben".*) — Man könnte vielleicht sagen, daß auch dies wieder ganz mittelmenschlich, sogar bürgerlich gesprochen ist; aber es liegt doch eine tiefe Weisheit darin und ich will sie nicht herabsetzen. Der extreme Mensch neigt stets zu Grübeleien, die dem Tode und dem Jenseits gelten und die so leicht wesenlos und unfruchtbar werden und das Leben, das sie doch vertiefen sollen, lähmen. — Es ist für einen Denker von der Größe Spinozas immerhin merkwürdig, daß er die ewige Frage nach dem Warum? aller Existenz, das Staunen und Schaudern vor dem Sein und das Träumen von anderen möglichen Formen des Lebens nicht kennt, daß er niemals an eine Grenze kommt, sondern im naturhaften Dasein völliges Genügen findet. Für den großen Denker ist dies erstaunlich — aber für den Repräsentanten seines Menschheitstypus kann es nicht wohl anders sein. Und der Mangel an persönlicher Problematik ist vielleicht das letzte Merkmal dieser Geistesart; nur dem, der Abgründe in der eigenen Seele und Rätsel in der Welt sieht, ist dieses Staunen, das einen unheimlichen Ton annehmen kann, gegeben.

*) Ethik IV. 67.

Digitized by Google

Ludwig Börne und E. Th. Amadeus Hoffmann.

Von

Emil Daniels.

Börnes Werke. Historisch-kritische Ausgabe in zwölf Bänden, herausgegeben von Ludwig Geiger in Verbindung mit Jules Dresch, Rudolf Fürst, Erwin Kalischer, Alfred Klaar, Alfred Stern und Leon Zeitlin. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin 1911 u. f. f.

E. T. A. Hoffmanns Werke in fünfzehn Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Georg Ellinger. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin 1911 u. f. f.

Fast drei Menschenalter sind seit dem Hinscheiden Ludwig Bornes verstrichen, aber seine Werke leben noch, wieviele Todfeinde auch versucht haben mögen, das Andenken des Frankfurter Volkstribunen auszulöschen; jetzt ist wiederum eine neue Ausgabe der Börneschen Schriften veranstaltet worden. Wir blättern in den drei Bänden, welche uns bisher zugegangen sind, und zitieren ziemlich beliebig aus „Dramaturgische Blätter" einige Stellen der Kritik des Shakespeareschen Hamlet: „ . . . . . Hamlet ist eine Kolonie von Shakespeares Geist, die unter einer anderen Zone liegt, eine andere Natur hat und von ganz anderen Gesetzen regiert wird als das Mutterland. Shakespeare ist ein Naturgläubiger . . . . . Was er uns zeige . . . . . er läßt es erscheinen als freundlich menschliches Gesicht. Alles atmet, alles lebt, und der Tod ist nur das Hauptbuch über Einnahmen und Ausgaben des Lebens. Ganz anders „Hamlet", da ist alles mystisch. Ueberall sonst tritt der Heroismus hervor, bei Hamlet steht die blöde Genialität im Hintergrunde. Da ist die Nachtseite, die weibliche Natur des Lebens, das Empfangende, Gebärende, da hören wir die Wehen der Schöpfung. Sonst überall bei Shakespeare erscheint die Philosophie und gestaltet sich als Erfahrung: im Hamlet verschwindet die Erfahrung und steigt als

Digitized by Google

Dunst der Philosophie zum Wolkenhimmel auf. Alle andere Charaktere des Dichters sind konvex und bilden Brennpunkte; Hamlet ist der einzige konkave Charakter, dessen Strahlen divergieren. Shakespeare ist König, nicht Untertan der Regel. Wäre er wie ein anderer, dürfte man sagen: Hamlet ist ein lyrischer Charakter, der aller dramatischen Gestaltung widerstrebt; Hamlet ist das Un-Ding, schlimmer als der Tod, das Ungeborene . . . .

Der König ist lange nicht so nichtswürdig, wie ihn Hamlet lästert. Ja, wir müssen uns sehr vorsehen, daß wir den bösen Oheim nicht lieber gewinnen als den guten Neffen. . . Der König gleicht allen Bösewichtern Shakespeares, die, es in gut hausbackener Meinung zu sagen, der Sittlichkeit gar nicht heilsam sind. Man kann Shakespeares Bösewichtern nicht recht gram werden; sie sind nicht schlimm für eigene Rechnung allein; sie bilden Gattung, sie tragen das Kainszeichen auf ihrer Stirne, das Titelblatt von dem Sündenbuche der Menschheit, das nicht verantwortlich ist für den Inhalt, den es anzeigt. Der König, nach seiner großen Schuld, tut nicht mehr Böses, als nötig ist zu ihrer Benutzung und seiner Sicherheit. . . . . Wir dürfen hoffen, der gnädige Gott werde dem Menschen verzeihen, was der König begangen; war es ein Verbrechen, König zu sein, war es nicht seines, sondern das seines Volks. . . . ."

So geht der in grellster Weise mit geschmacklosen und falschen Tropen überladene Gallimathias weiter. Ebenso verworren wie hier das Urteil über Literatur ist an anderen Stellen die den öffentlichen Angelegenheiten gewidmete Kritik. Börne verhöhnte, wie alles in Deutschland bestehende Aristokratische, so auch den Stand der Universitätsprofessoren und verlangte von ihnen, sie sollten von ihrer Höhe, auf welcher sie sich hochmütig absonderten, herabsteigen und ihre Wissenschaften popularisieren. Wenn der Unterschied zwischen den Gelehrten und den Ungebildeten eingeebnet war und die geistige Nivellierung der Nation über alle jenen Zustand der Halbbildung gebracht hatte, welchen Börne selber nur um weniges überragte, dann erwartete unser Patriot — denn ein Patriot war Börne auf seine Weise —, in Deutschland eine Aera der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit anbrechen zu sehen:

„Vereinigt die Wissenschaft, die Kunst, das Leben!" rief Börne den deutschen Professoren zu: „Getrennt werden sie beherrscht und nicht von Euch; getrennt ist die Wissenschaft blaß, die Kunst mager und das Leben kränklich. Wollt Ihr ewig kochen, soll der Tisch

Digitized by Google

nie gedeckt werden? Wollt Ihr nicht auch Euer 18tes Jahrhundert haben, wie es die französischen Gelehrten hatten? Waren d'Alembert, Duclos, Raynal, Condorcet, Mably nicht gründlich darum, weil sie die Gläser aus Flaschen füllten, nicht aus Brunnen. . . . Könnt Ihr nicht geistreich sein, weil Ihr tiefsinnig seid? . . . Heißt das der Wissenschaft dienen, sie ungefällig machen? Fällt Euch das Denken so schwer, daß Ihr Euch davon erholen müßt, so denkt nicht! . . . .

Sucht nicht länger die Quadratur des Zirkels, sucht die Kreiselung des Quadrats; seid nicht viereckig, liegt nicht so fest auf, kugelt durch das Leben und macht es glatt. . . . . Woher kam es, daß unsere großen Dichter, und nur unsere, immer aus so großen Bechern tranken? Woher, daß sich mancher in das Grab getrunken? Sie mußten! . . . .

Verschwistert die Wissenschaften zu solcher Einigung, daß keine mehr weiß, was sie beigetragen, daß alles jeder gehört und jedes allen. . . . Ihr wißt alles und euch umstehen Menschen, die nichts wissen: Ihr seid so gelehrt und euch umgibt ein geistarmes Volk. Schämt euch! Ist es nicht eine Schande, daß es nahe um Göttingen, Jena und Heidelberg so viele Menschen gibt, die nicht lesen und schreiben können, daß es im Weichbild der Hofräte Dummköpfe gibt? . . . . Befördert den wechselseitigen Unterricht, schreibt angenehme und nützliche Sonntagsbücher für Bürger und Bauern! Befördert die Dampfschiffe, die Dampfkutschen, die Dampfmaschinen aller Art. Hört Ihr's! Das ist die Hauptsache, davon hängt das Heil der Welt ab! Dadurch zernichtet Ihr den Pöbel. . . ."

Die mir vorliegenden Bände der neuen Börne-Ausgabe reproduzieren durchweg Schriften, welche der Verfasser während der ersten Periode seines publizistischen Wirkens, im Zeitalter der Restauration, veröffentlicht hat. Einer der Herren Herausgeber sagt, Börne sei damals noch in seinen politischen und sozialen Ansichten gemäßigt gewesen und erst nach der Julirevolution radikal geworden. Nun! Schon in den hier besprochenen Börneschen Artikeln wird so ziemlich alles von seiner Höhe heruntergerissen, was Deutschland in der Geschichtsperiode zwischen den Freiheitskriegen und der Julirevolution Hervorragendes besaß. Im übrigen — ob mehr oder weniger extrem, was kann auf die Ansichten eines Börne im einzelnen überhaupt ankommen? Die Tendenz, welche Börne mit grimmigem Eifer verfocht, hatte ja eine große Zukunft, die originalen Gedanken aber, welche der berühmte Volkstribun in den Kampf der Geister warf,

Digitized by Google

waren schlechterdings nicht ernst zu nehmen. Vielfach sind seine Ausführungen förmliche Rutschbahnen des Unsinns; fröhlich saust der Verfasser in Niederungen des Gedankens herab, welche die Literatur keiner anderen großen Nation je berührt hat. Börne hatte nichts Ordentliches gelernt. Seine Halbbildung gestattete ihm, die kühne These aufzustellen, Voltaire habe schon im 18. Jahrhundert auf die Menschheit gewirkt, Rousseau erst im 19.: „. . . . Vergleicht man Rousseau mit Voltaire," so heißt es in einem anderen dieser noch immer berühmten Zeitungsartikel, „so findet man zwar beider Stil sehr von einander verschieden, doch sind sie es nur solange, als sich beider Ansichten von einander unterscheiden. Wo Rousseau denkt wie Voltaire, schreibt er auch wie er . . . ."

Solche Faseleien müssen einen dazu reizen, das Buch ärgerlich zuzuklappen. Wir lassen uns jedoch nicht irritieren, behüten den Faden unserer Geduld vor dem Reißen und nehmen nach dem Genuß Börneſcher Anschauungen von Literatur und innerer Politik auch noch Kenntnis davon, was der Macher unserer öffentlichen Meinung vor achtzig bis neunzig Jahren über auswärtige Politik zu sagen wußte. Als sich im Jahre 1821 die Griechen von der Türkei losrissen, sprach man von einer Intervention der europäischen Mächte zugunsten des Hellenentums und einer Teilung der Türkei. Börne widerriet eine solche Aktion des Abendlandes: „Ein stehendes Heer", meint er, „unterlag noch jedes Mal einem bewaffneten Volke. . . . Man kann den Türken Schlachten abgewinnen, man kann vielleicht ihr Land erobern, wie will man aber diese Eroberung behaupten? . . . Der Türke ist ein Mann für sich ganz allein. Wovor soll er zittern, da er nicht einmal sein Schicksal fürchtet? Und wo endigte der Krieg? Könnten jene hypochondrischen Professoren, die schon ein Magenkrampf befällt, wenn sie vom hohen Ministerio einen kleinen Verweis bekommen, könnten sie nur einen Blick hinter den Vorhang werfen, an dem sie so kindisch unbedacht zerren — wie würden sie mit Entsetzen zurückfahren! Die Türkei ist das eiserne Gitter, welches Europa vor den wilden Tieren Asiens schützt, und Ihr wagt es zu durchbrechen! . . . Sollte es wohl wahr sein, daß man die Perser zu Hilfe gerufen? Ich dächte doch, ein Heer von 150 000 Menschen und hinter ihm ein Volk von dreißig Millionen wäre ein gefährlicher Beistand! . . .

So irrt die Diplomatik. Die Völker aber . . . die einen Krieg gegen die Türken wünschen, teilen alle jene Irrtümer und haben noch ihre eigenen. Griechenland soll befreit werden. War es in

Digitized by Google

Sklaverei? . . . Ein Grieche unter türkischer Herrschaft konnte zuweilen sein Leben, zuweilen sein Vermögen verlieren; aber solange er nicht alles verlor, verlor er nichts und konnte schalten über sein Leben und über sein Vermögen nach Wohlgefallen. . . . Laßt die Griechen durch eine europäische Macht befreit werden — dann wird man Homer, Xenophon, Thucydides der Zensur unterwerfen und die Mütter nötigen, bei offenen Türen und Fenstern ihre Wiegenlieder zu singen, damit die Polizei das Eiapopeia mit anhören könne. Braver Türke, dir reich' ich meine Hand! Gespießt kann man nur einmal werden im Leben, aber mit Nadeln gestochen Millionen Male und Tag für Tag."

Worüber Börne auch schreiben mochte, immer förderte er nur Dilettantisches zutage. Schleiermacher durchschaute ihn schon, als er noch in Halle studierte oder, genauer gesagt, sich Studien halber in der anmutig gelegenen Saalestadt aufhielt. Er schrieb an Henriette Herz: „Louis Buruch" (so war Börnes eigentlicher Name) „licht und hätschelt seine Faulheit und Eitelkeit und will von allen Menschen entweder gehätschelt werden oder hochmütig über sie hinwegsehen. . . . Faulheit und Eitelkeit sind mir an jungen Leuten ekelhaft und verhaßt. Ein interessanter Mensch, wenn Du es so nennen willst, kann er wohl immer bleiben, aber weiter glaube ich nicht, daß er etwas wird; zumal ich auch nicht einmal ein entschiedenes, tüchtiges, bestimmtes Talent an ihm bemerkt habe . . ." Die von dem großen Theologen mit durchdringender Menschenkenntnis erkannte Talentlosigkeit Börnes offenbart sich schon in dem vielgerühmten Stil des oppositionellen Publizisten. Hier ist alles Mache. Jeder von unserem Autor niedergeschriebene Satz ist förmlich übersät mit einem Flitterkram von ausgeklügelten Bildern und mit Vergleichen, die an den Haaren herbeigezogen sind. Freilich, wie in grotesker Weise auch die Vergleiche der Richtigkeit und die Bilder der Anschaulichkeit entbehren mögen — dem kritisch weniger geübten Leser imponieren die der Börneschen Diktion eigentümlichen Redefiguren doch, eben wegen ihrer ungeheuerlichen Hypertrophie und scheinbar tiefsinnigen Verzwicktheit.

Abgesehen davon, daß die Natur ihm bedeutende schöpferische Gaben versagt hatte, war Börne auch keineswegs besonders klug und deshalb vielfach nicht fähig, die Konsequenzen seiner eigenen Behauptungen zu übersehen. Die Armseligkeit des Vielgepriesenen erwiesen zu haben ist das Verdienst Heinrich von Treitschkes*), der

*) Deutsche Geschichte III. 705, IV. 424.

Digitized by Google

in der Verwerfung des den Geschmack verderbenden und das Urteil verwirrenden literarischen Götzen noch nicht einmal weit genug geht, da er in seiner Ehrlichkeit, um dem Gehaßten ja nicht unrecht zu tun, Börnes Witz offenbar überschätzt. Tief zu bedauern ist, daß Treitschkes vernichtende Kritik dem Börne-Kultus noch immer kein Ende bereitet hat. Es wäre ein großer Vorteil für unsere nationale Bildung gewesen, wenn solche wüste Schriftstellerei, wie die oben in einigen Proben vorgeführte, nicht länger würde verherrlicht werden können. Einen Teil der Schuld daran, daß Treitschke nicht durchgedrungen ist, trägt ohne Zweifel die nichtssagende und kraftlose Börne-Charakteristik in der vielgelesenen Geschichte der Deutschen Literatur von Richard M. Meyer.

Freilich wird der Schade für unsere politische und ästhetische Bildung relativ gering sein im Vergleiche zu den Uebeln, welche Börne als Publizist früher dem deutschen Leben zugefügt hat. Denn zwischen 1820 und 1880 war Börne in der Tat eine ideale Macht im Gebiet der deutschen Sprache. Begabte, charaktervolle Männer, deren Sinnesarten nach allen Richtungen der Windrose auseinandergingen, zeigten sich für Börnes Schriften begeistert. Stempelt diese feststehende Tatsache nicht die wegwerfenden Vorteile, welche ich über Börne ausgesprochen habe, zu Subjektivitäten von zweifelhaftem Wert? Ich glaube diesen vorweggenommenen Einwand als durchaus unbegründet im voraus ablehnen zu dürfen. Was Börne einen so großen Zulauf verschafft hat, war nicht Tüchtigkeit oder besonderer Edelsinn, sondern einfach sein Fanatismus. Die Fanatiker, welche ohne erhebliche geistige Hilfsquellen hauptsächlich nur mit blinder Wut für populäre Tendenzen Propaganda machen, besitzen eben in allen Perioden der Geschichte das Ohr der Völker und eine unheimliche Gewalt nicht nur über die große Masse ihrer Zeitgenossen, sondern auch über die geistreicheren Leute der Epoche. Börne war der journalistische Wortführer einer Opposition, welcher sich die gebildeten Klassen Deutschlands mit steigender Entschiedenheit anschlossen, welche aber von der Staatsgewalt noch viel schärfer unterdrückt wurde als heute die Sozialdemokratie. Auch Börne zog sich durch seine Artikel verschiedene Unannehmlichkeiten zu. Die nicht zu bezweifelnde Ehrlichkeit seines liberalen Fanatismus wurde ihm gedankt; den verdächtigen sentimentalen Zug des Börneschen Charakters bemerkte man kaum, denn die deutsche Nation war schon damals besser als ihre Presse.

In allen Kulturländern kam während des 19. Jahrhunderts

Digitized by Google

ein Stand von Preßgewerbtreibenden empor, welcher Geschäft und Politik vermischte wie einst die Söldner. Die bezeichnete soziale Neubildung bot Raum für die Entwicklung einer unendlichen Stufenleiter von Charakteren, welche vom fleckenlosen Idealisten bis zum gemeinen Räuber hinabreichten. Da die Journalistik ohne Zweifel einem Bedürfnis des Zeitalters entsprach, so verschmolz in dem größten Teil der zivilisierten Welt der frisch emporkommende Berufsstand leicht und glücklich mit der gegebenen Gesellschaft. Daß auf dem deutschen Sprachgebiet die Evolution keine so günstige war, ist zum Teil die Schuld Börnes. Vielgelesene Preßorgane sind noch immer des Geistes voll, welcher sich vor nahezu hundert Jahren in dem Vater der deutschen Journalistik inkarniert hatte. Derselbe Mangel an Sachkenntnis und das gleiche Bestreben, jene Blöße zu decken durch einen oft nicht übeln Witz — das Beste an der ganzen Literaturgattung —, dann aber leider auch durch einen höchst unfeinen Behang von glitzerndem stilistischen Simili.

Börne und Heine pflegen häufig in Einem Atem genannt zu werden. Hierin liegt jedoch eine ungerechte Herabsetzung Heines. Heine war nicht nur Journalist, sondern auch Dichter, und zwar ein Poet, dessen kleine Lieder sowohl dem still nagenden Zahn der Zeit als auch dem Sturm der politischen Leidenschaften siegreich widerstanden haben. In den aristokratischen Gesellschaftsklassen Preußens sprechen heute die Männer wegwerfend von Heine, aber die Frauen und Mädchen singen unentwegt seine Lieder zum Klavier. Und auch als Journalist stand Heine turmhoch über Börne. Auch Heine hat über Shakespeare geschrieben. Man lese nun: „Shakespeares Mädchen und Frauen mit Erläuterungen" von Heine und vergleiche damit die gequälte Nichtigkeit der Börneschen Hamlet-Besprechung. Wer die beiden Produktionen nebeneinander hält, muß zu dem Ergebnis gelangen, daß bei so ungleicher Bemessung der geistigen Gaben von innerer Zusammengehörigkeit im Ernst kaum gesprochen werden kann. Gewiß war Heine kein politischer Kopf. Trotzdem ist es seiner genialen Intuition gelungen, uns in den Briefen aus England ein meisterhaft anschauliches Bild von den politischen und sozialen Gegensätzen zu geben, welche zwischen der Bändigung Napoleons und der Parlamentsreform die britische Nation zerrissen. Die lebensvolle Charakteristik des grimmigen Volkstribunen Cobbett und die farbige Schilderung des durch den halbverhungerten Mob reitenden fetten Lords wird gerade der von politischen und historischen Neigungen

Digitized by Google

geleitete Leser nie vergessen. Dergleichen zustande zu bringen ging weit über Börnes Kraft.

Was Heine und Börne in Wirklichkeit gemein hatten, war das Folgende. Sie stammten beide aus dem Judentum und behielten, trotzdem sie ihre Religion wechselten, viel von der jüdischen Mentalität bei. Infolgedessen wurde es dem Einen wie dem Anderen schwer, an das Bestehende in Staat, Gesellschaft und Literatur anzuknüpfen. Einen unermeßlichen sozialen Vorsprung vor Börne und Heine hatte der ältere Zeitgenosse der Beiden, Amadeus Hoffmann, zu dessen Würdigung wir nunmehr übergehen. Seine Familie gehörte zu dem Friederizianischen Juristenstand. Amadeus selber trat in die gleiche Sphäre ein, indem er in der ersten Periode Friedrich Wilhelms III. richterliche Aemter in Posen, Plozk und Warschau bekleidete, welche damals alle drei preußisch waren. Die alte Judikatur unseres Staates hat neben dem Allgemeinen Preußischen Landrecht als weitere Ruhmestitel noch die Dichtungen von Hoffmann und Immermann hervorgebracht. Beide genannten Poeten haben in ihrem künstlerischen Schaffen etwas eminent Positives, einen im besten Sinne des Wortes konservativen Grundzug, welcher sich ohne ihre Zugehörigkeit zu dem preußischen Beamtentum der beiden nachfriederizianischen Generationen kaum in dieser Weise entwickelt haben würde. Die in die Augen springende Gegenständlichkeit, mit welcher Immermann in seinem „Oberhof" Menschen und Verhältnisse des protestantischen Westfalen schildert, ist auch ein Vorzug der Novellen von Amadeus Hoffmann. Darum werden beide Dichter Lesern mit ausgeprägtem historischen Sinn immer ein besonderes Interesse abgewinnen.

„Der Gespensterhoffmann" wird in unserer naturalistischen Epoche mit ziemlicher Geringschätzung angesehen und nur noch wenig gelesen. In der Tat bildet Hoffmanns Wunderglaube, der die Natur mit guten und bösen Geistern bevölkert sieht eine krankhafte Entartung der Romantik. Ranke sagt in seiner Weltgeschichte von den Götterdiensten des alten Orients: „Das vornehmste Verdienst der Naturwissenschaft ist es, nach und nach jenes Dunkel zerstreut zu haben, welches diese Naturkulte über die Welt ausbreiteten." Hoffmann aber verwirft und verspottet die Entgötterung der Natur, an welcher die exakten Wissenschaften arbeiten. Die exakten Naturforscher sind ihm: „Wahnsinnige Detailhändler der Natur". Es ist selbstverständlich, daß der Sohn des 19. Jahrhunderts an die Zauberer, Feen, Gespenster und Dämonen, welche

Digitized by Google

seine eigene Phantasie erschafft, nicht mehr glauben kann, wie beredt er uns auch das Gegenteil versichern mag. So fehlt denn die romantische Ironie bei Hoffmann mitnichten. Aber es würde doch ein Irrtum sein, anzunehmen, Hoffmann habe nur beabsichtigt, durch ironisch-mystische Beseelung der Natur dem anspruchsvollen und in Wahrheit nichts erklärenden Materialismus moderner Naturforscher entgegenzutreten und vermittelst jener zwar phantastischen, aber auch echt poetischen Gestalten die in den Naturgesetzen waltende göttliche Vernunft zu symbolisieren. Zum Teil freilich ist dem so. Hoffmann, welcher sich viel mit der Naturphilosophie Schellings beschäftigt hatte, versuchte diese Art von Weltweisheit nach ihrer ästhetischen Seite hin zu entwickeln und war von dem ernsten Streben beseelt, die mehr Dinge im Himmel und auf Erden psychologisch zu erfassen und poetisch zu gestalten. Aber nicht selten trieb er auch mit jenem tiefen Shakespearewort einen okkultistischen Mißbrauch. Ganz ohne Zweifel enthält Hoffmanns ausgeprägter Mystizismus auch viel ungesundes Obskurantentum, welches mit wahrer Dichtkunst nichts gemein hat. Wenn man die Kraßheit verstehen will, welche später in den Lehren mancher materialistischer Naturforscher Deutschlands hervorgetreten ist, wie beispielsweise bei Karl Vogt und Moleschott, wird man in diesen Verirrungen zum Teil auch eine Reaktion gegen die Naturphilosophie der einst so viel gelesenen Hoffmannschen Novellen erblicken müssen.

Es ist noch mehr in Amadeus Hoffmann, welches den heutigen Leser wunderlich anmuten und ihm mißfallen wird. Seine jungen Mädchen sind meistens unangenehm süß, und daß der Verfasser das Widerliche und Monotone in ihnen selber empfindet und die von ihm geschaffenen jungfräulichen Gestalten ebenso wie seine Naturphilosophie gelegentlich mit Ironie begießt, hebt den schwer wiegenden ästhetischen Mangel keineswegs. Auch Hoffmanns Stil verrät zuweilen eine gewisse Eintönigkeit und Manieriertheit, aber, im großen und ganzen geurteilt, gehört dieser Autor doch zu unseren besten Prosaikern. Hoffmann schreibt, wie sich das für einen Romantiker und Novellisten gehört, blumenreich aber mit Maß und Geschmack, und ohne daß durch den Ueberschwang der Gefühle Korrektheit und Klarheit des Ausdrucks beeinträchtigt werden.

Wohl das Beste aber an Hoffmann bleibt seine schon oben berührte Fähigkeit, Charaktere und Gesellschaftskreise zu schildern. Als Auskultator und Referendar in Glogau gewann Hoffmann unter anderem auch einen tiefen Einblick in die spezifische Denkweise

Digitized by Google

des katholischen Teiles unserer Bevölkerung. Seine „Nachtstücke“ enthalten eine meisterhafte kleine Erzählung: „Die Jesuiterkirche in G.“(logau). Hier wird uns Professor Aloysius Walther vorgeführt, ein feingebildetes, weltgewandtes Mitglied der Gesellschaft Jesu. Der Professor ist fromm, jedenfalls auf seine Art fromm, denn er setzt, zusammen mit den übrigen Jesuiten der Niederlassung in Glogau, seine Ehre darin, durch den hochbegabten Historienmaler Berthold, welchen ein grausames Schicksal als einen heruntergekommenen, bedürftigen Mann nach der Stadt verschlug, die Kirche des Ordens künstlerisch ausschmücken zu lassen. Aber bei aller Kirchlichkeit ist Professor Aloysius, um mit Hoffmann zu reden, „ein krasser Materialist.“ Daher die eisige Kälte des Gemüts, mit welcher der ehrwürdige Vater der Gesellschaft Jesu den von Gewissensbissen gefolterten, geisteskranken Berthold **ad majorem gloriam dei** ausnutzt, um nach herrlichster Vollendung des großen Altarblatts durch den Künstler mit Gelassenheit zu vernehmen, daß dieser sich in die Oder gestürzt hat.

In ganz andere katholische Kreise führt uns „Das Gelübde“. Es handelt sich um den polnischen Adel, welchen Hoffmann zwischen 1802 und 1806 als Assessor an der Regierung (Obergericht) in Posen und als Gerichtsrat in Plozk, schließlich als Regierungsrat am südpreußischen Obergericht zu Warschau gründlich kennen lernte. Die katholische Kirche erscheint hier als alleinige Hüterin von Zucht und Sitte inmitten einer heißblütigen, impulsiven Gesellschaft, welche den Dienern der Religion die Erfüllung jener Aufgabe unendlich schwer macht. Den von edlen und gemeinen Leidenschaften haltlos umgetriebenen Nationalcharakter der damaligen Polen verkörpert der junge Oberst der polnisch-französischen Jägergarde, Graf Xaver. Kein Opfer für das Vaterland wäre diesem hochsinnigen Jüngling zu schwer gewesen, aber derselbe Idealist verführt auch, alle Künste niederträchtiger Falschheit spielen lassend, Komtesse Hermenegilda, die geisteskranke Braut seines im Felde abwesenden vertrauten Freundes und Vetters. Als die Erkenntnis des Frevels, dessen Opfer sie geworden, Hermenegilda das Leben kostet, zieht sich der von Gewissensbissen gefolterte Xaver, um seine Sünden durch Reue und Werkheiligkeit abzubüßen, in ein Kamaldulenserkloster bei Neapel zurück.

Hoffmanns Begabung war eine verschwenderische. Er dichtete nicht nur, sondern malte und zeichnete auch, mit besonderem Erfolg geistreiche Karikaturen. Auf dem Gebiete der Musik besaß er her-

Digitized by Google

vorragendes Talent zum Komponisten, und auch als Kapellmeister vermochte er aufzutreten, vor allen Dingen aber haben seine musiktheoretischen Schriften nach dem Urteil Georg Ellingers in dem liebevoll gearbeiteten „Lebensbild", welches der Neuausgabe der Hoffmannschen Werke voraufgeht, einen ungeheuren Einfluß auf die musikalische Entwickelung des 19. Jahrhunderts geübt. Dabei war Hoffmann ein ausgezeichneter Jurist und von seinen Vorgesetzten hochgeschätzter Beamter. Immerhin blieb er eine ausgesprochen ästhetische Natur, welche durch Politisches in der Tiefe nicht bewegt wurde. Der Zusammenbruch des Preußischen Staates im Jahre 1806 ergriff sein Gemüt nicht, und der nationale Aufschwung von 1813 begeisterte ihn vielleicht noch weniger als Goethe.

Wenn die Schlacht bei Jena, wie gesagt, Hoffmann auch wenig zu Herzen ging, so hatte sie doch den größten Einfluß auf das Schicksal des Dichters. Mit zahlreichen anderen Beamten des vom Feinde furchtbar verstümmelten und erbarmungslos ausgesogenen Staates wurde auch Hoffmann ohne Pension zur Verfügung gestellt. Ohne Vermögen, wie er war, geriet er mit seiner Frau in bittere Not. Nach Bamberg verschlagen, fristete er dort eine Reihe von Jahren kümmerlich genug sein Leben als Kapellmeister, Theaterkomponist, Musikschriftsteller für Breitkopf & Härtel in Leipzig, Dramaturg, Kulissenmaler, Klavier- und Gesanglehrer, Händler mit Musikalien. In dem jungen Königreich Bayern lernte Hoffmann den Katholizismus wieder unter einer anderen Gestalt kennen, als er ihm in Schlesien und Polen entgegengetreten war. Jene Eindrücke verkörperten sich bei Hoffmann zu dem Roman: „Die Elixire des Teufels". Die Dichtung ist manchmal so blutrünstig, daß die Sphäre des Schauerromans bedenklich nahe gestreift wird. Auch das Katholische in ihr gehört zum Teil mehr der Kirche Cesare Borgias an als derjenigen Dalbergs und Wessenbergs. Aber andererseits wird auch wieder süddeutsch-katholisches Leben so anschaulich und wahrhaftig geschildert, mit einer so tendenzlosen, rein künstlerischen Freude an dem ästhetischen Reiz des katholischen Kultus, mit einer solchen objektiven Rezeptivität für das großartige Bild der die gesamte Gesellschaft des Landes durchdringenden und umschlingenden Theokratie, daß man sich manchmal beinahe an Goethe und Ranke erinnert fühlt.

Von den weltlichen Elementen der Bevölkerung Frankens hat Hoffmann mit besonderer Vorliebe den verbauerten Kleinadel dargestellt. Um Männer und Frauen dieses Standes drehen sich in

Digitized by Google

den „Serapionsbrüdern“ zwei äußerst geistreiche und graziöse Märchen für kleine und große Kinder: „Das fremde Kind“ und „Die Königsbraut“. Der Landadel, welcher in diesen Geschichten auftritt, ist keineswegs sehr klug und hat auch nichts gelernt, etwa ausgenommen den Herrn Dapsul von Zabelthau, den Kabbalisten mit dem großen Appetit auf Schinken und Radieschen. Seine Tochter Aennchen charakterisiert Herr Dapsul durchaus treffend als „Mein vielgeliebtes herziges Dümmchen“. Dieses Küchenkräutchens Bräutigam, Amandus von Nebelstern, ist zwar Studiosus und macht sogar Verse, aber dermaßen sentimentale und überhaupt fürchterliche, daß der böse Mohrrübenkönig Daukus Karota I., welcher das hübsche frische Aennchen in eine dickköpfige, gelbgesichtige Gnomin verzaubert hatte und den gelehrten Herrn Dapsul in einen Pilz, beim Anhören der Nebelsternschen Gedichte von grimmigen Leibschmerzen ergriffen wird und voller Angst in sein unterirdisches Reich flieht, das Dümmchen und den kabbalistischen Papa freigebend.

Die Landviole Aennchen und ihr philisterhafter Amandus sind prosaische Naturen, wie sie Hoffmann unter den Gutsbesitzern Frankens öfters begegnet sein werden. Mit großer Kunst hat der Dichter der „Königsbraut“ jenem spröden Menschenstoff eine poetische Seite abgewonnen. Freundlich, gesund und heiter wandeln die guten, harmlosen Menschen an den sonnigen Ufern des Mains und gewähren dem Leser den Anblick einer reizenden Idylle, die von widerlicher Süßlichkeit ganz frei ist. Ein noch anmutigeres Bild des armen fränkischen Landadels malt uns „Das fremde Kind“. Der Kontrast zwischen dem Herrn Thaddäus Brakel von Brakelheim mit den vier Zins-Bauern, den schlicht ausgekämmten Haaren, der groben Tuchjacke einerseits und dem hochgebietenden Vetter desselben, dem königlichen Herrn Staatsminister Grafen Cyprianus von Brakel andererseits, fällt sehr zum Vorteil des adligen Bauern aus, welcher behaglich in seinem niedrigen Häuschen sitzt, mit dem dicken dunkeln Weinlaub bis zum Dach hinauf, den lustig zwitschenden Schwalben und dem alten stattlichen Storch auf dem Rauchfang. Hier haust der brave, jeder Verstellung unfähige Herr Thaddäus und führt, umgeben von der gemütvollen Frau von Brakel und zwei prächtigen, natürlich erzogenen Kindern ein einfaches, aber glückliches, in seiner Art hochpoetisches Leben, während in der großen Stadt, am Hofe, der ehrgeizige, dünkelhafte, herzlose Graf Cyprianus mit seiner banalen überfirnißten Gattin, den altklugen, kränklichen Kindern, dem boshaften, gefräßigen Hauslehrer, Magister Tinte, ein äußerlich glänzendes, aber im Grunde

Digitized by Google

freudloses und unfruchtbares, dabei durch und durch prosaisches Dasein fristet.

Menschen aus Frankens historischer Vergangenheit vergegenwärtigt uns die Novelle: „Meister Martin, der Küfner und seine Gesellen." Kritik und Publikum haben sie immer zu Hoffmanns Meisterwerken gerechnet. Seinem Kern nach wird dieses Urteil auch wohl nach wie vor die kunstrichterliche Prüfung zu bestehen vermögen, man darf sich jedoch nicht verhehlen, daß den leuchtenden Vorzügen der berühmten Dichtung auch manche ästhetische Mängel gegenüberstehen. Nicht nur die einzige Tochter des reichen, dicken Böttchers Martin, die schöne Rosa, ist in einem geradezu sprupartigen Geschmack erfunden, sondern die übermäßige Versüßung verdirbt sogar auch einen wichtigen Teil der männlichen Charaktere, welche in der Geschichte auftreten. Solche rührseligen Jünglinge, wie der Maler Reinhold und der Bildergießer Friedrich, mit ihrer blütenweißen Tugend, berühren, unter die derben Handwerksleute des Nürnberg von 1580 gestellt, doppelt peinlich.

Hoffmann schrieb viel für die damals weitverbreiteten literarischen Almanache, welche einer falschen Empfindsamkeit huldigten, und beeinträchtigte durch die Konzessionen, welche er jener Modetorheit machte, den künstlerischen Wert seiner Erzählungen in der eben berührten Art und Weise. Aber die gewaltige schöpferische Kraft des gottbegnadeten Dichters ließ sich durch die Fallen, Netze und Schlingen des Zeitgeschmacks doch nur zum Teil fesseln; ein großes Stück der Natur Hoffmanns durchbrach jene künstlichen, schwachen Hindernisse und inkarnierte sich, was die hier besprochene Novelle betrifft, in dem Meister Martin, dieser Charakterfigur voll von knorrigem Realismus. Martin ist ein protzenhafter, grober, ja brutaler Parvenu, der aber im Schoße seiner Familie auch zarterer Regungen fähig ist und durch diese Seite seines Gemütslebens sowie vermittelst seiner hohen Auffassung des kunstreich von ihm betriebenen Böttchergewerbes dem manchmal etwas widerstrebenden Leser schließlich doch starke Sympathien abnötigt. Wer einmal in der stolzen schönen Reichsstadt an der Prignitz geweilt hat, fühlt sich gleich durch die ersten Seiten von „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen" dermaßen an der Ort der Handlung zurückversetzt, daß er die gesamte Umwelt der auftretenden Personen mit Augen zu schauen glaubt; so talentvoll ist die alles langweilige Beschreiben meidende Wiedergabe des lokalen und historischen Kolorits. Alles in allem genommen, ist „das Bild des tüchtigen Bürgerlebens zu jener Zeit,

Digitized by Google

wo Kunst und Handwerk sich in wackerm Treiben die Hände boten", so farbenreich und eindrucksvoll, daß man sich nicht wundern darf, wenn nach Ellinger Richard Wagners „Meistersinger von Nürnberg" durch den „Meister Martin" Hoffmanns hervorgerufen worden sind. So hat eine andere Novelle Hoffmanns, „Der Kampf der Sänger", den genannten Tonkünstler, welcher überhaupt gern in Hoffmanns Gedankenwelt weilte, bei der Schaffung des „Tannhäuser" entscheidend beeinflußt.

In Eisenachs und der Wartburg Nachbarschaft, bei Fulda, spielt „Ignaz Denner"; das zeitliche Milieu der Geschichte mag etwa das beginnende 18. Jahrhundert sein, die geistige Sphäre, innerhalb welcher die Begebenheiten vor sich gehen, ist wiederum die Katholizität. Die Hauptperson der Novelle, der Revierjäger des Grafen Aloys von Vach, Andres, ist, wie man wohl zu sagen pflegt, dumm katholisch. In Wahrheit allerdings ist er gar nicht dumm, sondern hat als Leibjäger des Grafen auf einer Reise im Neapolitanischen diesen durch Klugheit und Tapferkeit aus Lebensgefahr gerettet. Als ihm aber sein Herr zum Dank eine Försterstelle überträgt, in welcher er mit Frau und Kind beinahe verhungern muß, ergibt er sich in sein drückendes Los, ohne den gesunden Geist und die kräftigen Arme zu regen: „Ich vertraue", sagt er, „Gott und der Fürsprache der Heiligen, zu denen wir, ich und mein treues Weib, jeden Tag mit Inbrunst beten. Was soll ich denn tun, um mir Geld und Gut zu verschaffen? Ist es mir nach Gottes Weisheit nicht beschieden, so wäre es ja sündlich, darnach zu trachten..." Unter den Katholiken finden sich viele Leute, die ähnlich denken wie der wackere Revierjäger Andres; man trifft sie sogar auf Schritt und Tritt, trotzdem muß einer ein Amadeus Hoffmann sein, um das in der seelischen Tiefe jener Naturen schlummernde großartige Ethos zu erkennen oder zu ahnen, und den poetischen Schatz zu heben, indem der Typus zu einem konkreten Menschen umgeformt wird. Mit der Charakterfigur des Försters aus dem Fuldaischen rührt Hoffmann an das vielerörterte Problem, warum, im großen und ganzen gesehen, die katholischen Länder hinter den protestantischen zurückgeblieben sind. Die Geschichtswissenschaft führt dieses Phänomen in der Hauptsache auf die dogmatische Eigenart der beiden Konfessionen zurück, von welchen die ältere gerade in ihren intellektuell und moralisch bedeutendsten Vertretern dazu neigt, das Diesseits radikal zu verneinen und zu verdammen, die herrlichen Besitztümer und Freuden des irdischen Daseins, um mit dem treuherzigen

Digitized by Google

Andres zu reden, für „schnödes, weltliches Gut" zu erklären, während die jüngere Bekenntnisgemeinschaft sich von solchem falschen Transzendentalismus mit Bewußtsein losgesagt hat. Es braucht wohl kaum besonders betont zu werden, daß der Dichter verwickelte historische Fragen wie jene nicht zu lösen berufen ist; er hat sie nur zu beleuchten, mit dem Licht, welches sein heller psychologischer Scharfblick neben einer bunte Teppiche wirkenden Phantasie auf die Gestalten wirft, in welchen sich die Probleme der Geschichte menschlich verkörpern.

Im Frühling 1813 wurden Hoffmanns Nahrungssorgen zu Bamberg so drückend, daß er die Stadt verlassen mußte. Er übernahm die Stellung eines Kapellmeisters der Secondaschen Schmiere, welche, mitten zwischen den Kreuz- und Quermärschen der kämpfenden Heere, bald in Leipzig, bald in Dresden spielte. Da Hoffmann, welchen sein Direktor nicht regelmäßig bezahlte, manchmal weder das nötigste Geld besaß noch Gelegenheit zu Kreditoperationen bei Freunden oder Verlegern fand, so kam der gewesene Gerichtsrat so weit herunter, daß er und seine Frau mit dem Rest der Schmiere auf den neun Leiterwagen, welche das lose Völkchen bestiegen hatte, von Leipzig nach Dresden fahren mußte. Aber eben jetzt, wo er sich seiner tiefen sozialen Erniedrigung mit besonderer Pein bewußt werden mußte, gab der Gang der großen Weltbegebenheiten ihm die vor mehr als einem Lustrum verlorene ehrenvolle gesellschaftliche Stellung zurück. Der Krieg in Sachsen, nachdem er Hoffmann, abgesehen von der pekuniären Not, vielfach in noch andere Widerwärtigkeiten und in persönliche Gefahren verwickelt hatte, wurde schließlich unseres Poeten Glück. Er machte der Franzosenherrschaft auf deutschem Boden ein Ende und führte zum Wiederaufbau des preußischen Großstaats, so daß die nach Jena zur Disposition gestellten Beamten Preußens von der Regierung wieder gebraucht werden konnten. Auch Hoffmanns erinnerte man sich, und er wurde unter Anrechnung der Jahre, welche er sich außer Dienst befunden hatte, zum Kammergerichtsrat in Berlin gemacht.

Der Aufenthalt im Königreich, vor kurzem noch Kurfürstentum, Sachsen verschaffte Hoffmann einen Einblick in das Wesen des kursächsischen Beamtentums, welches einen anderen Typus als das preußische aufweist. Hoffmann faßte diesen Unterschied der Mentalitäten sofort auf und gestaltete ihn konkret. Die „Phantasiestücke in Callots Manier" enthalten u. a. ein symbolisches, dabei aber eminent pittoreskes Märchen: „Der goldene Topf". Hier erscheinen

Digitized by Google

neben dem Königl. Geh. Archivrat Lindhorst, der ein wohltätiger, wenn auch etwas neckischer Zauberer, eigentlich aber ein zur Strafe in Menschengestalt gebannter Salamander ist, der Konrektor Paulmann und der Registrator, später Hofrat Heerbrand. Der Philolog und der Verwaltungsbeamte sind im Gegensatz zu dem Archivar ohne alles phantastische Beiwerk streng nach der Natur gebildete Gestalten. In Preußen sprach man früher spöttisch von den ewig spazierengehenden Dresdener Hofräten. In Wahrheit sind die Leistungen des sächsischen Beamtentums während des 19. Jahrhunderts recht bedeutend gewesen, besonders auf dem Gebiet der Schule, aber es entspricht der Geschichte der beiden Nachbarstaaten, daß die sächsischen Staatsdiener bei aller Gediegenheit etwas Aufgeknöpfteres als die preußischen Bureaukraten an sich haben. Hoffmann bringt jene Seite des sächsischen Beamtencharakters vortrefflich zur Geltung. Ohne der Wahrheit zuwider Müßiggänger aus ihnen zu machen, zeigt Hoffmann uns den Konrektor nur im Vorbeigehen beim eifrigen Studium von Ciceros **de officiis** viel genauer aber, zusammen mit seinem gleichgesinnten Freund, dem Registrator, bei seinen Vergnügungen, wie die beiden auf der schönen Elbe gondeln, während auf dem anderen Ufer ein Feuerwerk abgebrannt wird, wie sich dann nach dem frugalen Abendessen der Konrektor durch sein hübsches Töchterlein Veronica ein von ihm selber komponiertes Musikstück vorspielen läßt. Immer sind Paulmann und Heerbrand voller Lebenslust, mögen sie nun im Linkeschen Bade Doppelbier oder daheim den „köstlichen" sächsischen Kaffee trinken oder sich durch die tückischen Geister der Punschbowle einmal zu einer kleinen Orgie verführen lassen.

Welch ein Kontrast zwischen diesen fröhlichen, freundlichen Männern, welche leben und leben lassen, und dem Königl. Preuß. Geh. Kanzleisekretär Tusmann in der „Brautwahl"! Auch Tusmann ist gutmütig, sanft und gebildet, sogar ein Bücherwurm, dabei sehr tüchtig und musterhaft arbeitsam, aber dieser scharf disziplinierte Altberliner hat auch etwas Trübseliges und Pedantisches in seiner Natur, was so in dem kurfürstlichen Elbflorenz mit seiner größeren Freiheit und Heiterkeit kaum gedieh. In seiner Freude, welche es ihm bereitete, alles menschlich Charakteristische zu gestalten, hat Hoffmann auch einmal einen trockenen preußischen Bureaukraten schildern wollen. Aber welche liebevolle Sorgfalt er auch darauf verwenden mochte, den Geheimen Kanzleisekretär plastisch herauszuarbeiten, Tusmann mußte dem eigenen Urheber immer

Digitized by Google

etwas antipathisch bleiben, wegen der Künstlernatur desselben. Darum läßt Hoffmann Tusmann auch ein böses Abenteuer erleben: „In allem, was er tat, war der Geheime Kanzleisekretär pünktlich und genau. Er hatte sich daran gewöhnt, gerade während es auf den Türmen der Marien- und Nikolaikirchen eilf Uhr schlug, mit dem Rock- und Stiefelausziehen fertig zu werden, so daß er, in die geräumigen Pantoffeln gefahren, mit dem letzten dröhnenden Glockenschlage sich die Nachtmütze über die Ohren zog ....“ Diesem zuverlässigen Mann, für den Pünktlichkeit das halbe Leben ist, muß nun passieren, erstens, daß er in einer Herbstnacht sich beim Nachhausegehen verspätet, indem die Uhren schon eilf schlagen, als er von der Königstraße in die Spandauerstraße einbiegt, wo seine Wohnung gelegen ist. Aber dieses gewiß nicht geringe Mißgeschick ist nur der Anfang vielen Unheils. Denn in derselben Unglücksnacht macht er noch die Bekanntschaft zweier Revenants aus dem 16. Jahrhundert, des Alchemisten und Astrologen Leonard Turnhäuser, welcher, um nicht als Schwarzkünstler zur gerichtlichen Verantwortung gezogen zu werden, aus Berlin fliehen mußte, und des ebendort unter dem Verdacht der Zauberei grausam gefolterten und dann hingerichteten Münzjuden Lippold. In dem neuen Weinstübchen auf dem Alexanderplatz ruhen der boshafte Lippold und der neckische Turnhäuser nicht eher mit Zutrinken in schwerem Bordeaux, bis die beiden Gespenster den enthaltsamen, an feurige Getränke ganz und gar nicht gewöhnten Tusmann in einen Zustand versetzt haben, in welchem der solide königlich preußische Beamte in der Spandauerstraße Walzer tanzt und das Pferd an dem Standbilde des Großen Kurfürsten erklettert.

Turnhäuser, ein etwas grober und schadenfroher, aber im Grunde genommen doch guter Geist, hintertreibt die Heirat des ältlichen, kahlköpfigen, krummbeinigen Tusmann mit der 18jährigen, bildschönen Albertine Voßwinkel, welche ihr Vater, der Kommissionsrat Melchior, zu dieser Konvenienzehe zu drängen sucht. Der Revenant bringt dafür die Verlobung Albertinens mit Edmund Lehsen zustande, einem jungen Maler, welcher ihre Neigung besitzt. Tusmann wird von dem Alchemisten, der im 19. Jahrhundert unter dem Namen Goldschmied Leonard umgeht, auf eine andere Weise entschädigt. Aber vor dem Ende gut Alles gut, kommt es erst zu einem Zusammenstoß zwischen Lehsen und Tusmann. Der wütende Lehsen fährt Tusmann mit seinem Pinsel, der in grüne Farbe getaucht ist, drei- bis viermal über das Gesicht, und der Schwarz-

Digitized by Google

künstler, sein Bundesgenosse, verleiht der Farbe Unauslöschlichkeit: „O Gott!“ schrie der Geheime Kanzleisekretär, als sein Gesicht aller Klärungsversuche spottete, ganz außer sich, „o Gott! ein grünes Gesicht immerdar! Was werden die Leute, was wird Se. Exzellenz der Herr Minister sagen? Werden Se. Exzellenz nicht glauben, ich hätte mir aus purer, schnöder, weltlicher Eitelkeit das Gesicht grün gefärbt? Ich bin ein geschlagener Mann, ich komme um meinen Dienst, denn nicht dulden kann der Staat Geheime Kanzleisekretärs mit grünen Gesichtern ....“

So fällt diese mit prächtigem Humor gezeichnete Charakterfigur, wenn auch jeder Kenner des Berliner Geheimratsviertels weiß, daß ihr psychologische Wahrheit keineswegs abgeht, doch einigermaßen ins Groteske. Ein kunstrichterlicher Tadel soll aber mit dieser Feststellung durchaus nicht ausgesprochen werden. Ohne solch hohes Maß von karikaturartiger Uebertreibung, aber gleichfalls recht humorvoll, sind der Kommissionsrat Melchior Voßwinkel und Demoiselle Albertine Voßwinkel geschildert. Melchior ist ein aus eigener Kraft emporgekommener Geschäftsmann, welcher von seiner Bildung keine geringere Meinung hat als von seiner gewerblichen Tüchtigkeit. Als er beim Hofjägerkonzert im Tiergarten seinen „Zigarro“ raucht, wird ihm dort der junge Edmund Lehsen vorgestellt, in der Eigenschaft eines durch die letzte Kunstausstellung berühmt gewordenen Malers. Darauf beglückwünscht ihn der Kommissionsrat, nachdem er seine Liebe zur Kunst und seine Kennerschaft auf diesem Gebiet energisch betont hat, zu den entzückenden lackierten Teebrettern und Ofenschirmen in dem Stobwasserschen Laden unter den Linden. Er glaubt nämlich zu wissen, daß kein anderer als der junge Maler, von dem ganz Berlin spricht, jene herrlichen Kunstfabrikate angefertigt haben könne.

Um so „gebildeter“ ist die Tochter. Sie spricht auf der Kunstausstellung von Zeichnung und Gruppierung, sie singt, spielt Fortepiano, stickt, zitiert Jean Paul; alles das weiß von ihr Jedermann in Berlin; auch daß sie „das Mir und Mich, Sie und Ihnen niemals verwechselt“. Die Berlinerin Albertine Voßwinkel mit ihrer halb trockenen, halb sentimentalen Verstandesbildung unterscheidet sich kaum zu ihrem Vorteil von der viel natürlicheren Dresdenerin Veronika Paulmann, mit welcher sie übrigens eine gewisse Oberflächlichkeit der Empfindung gemein hat.

Hoffmanns Neigung, scheinbar gewöhnliche Menschen künstlerisch zu vergegenwärtigen, schlug fast nie in unkünstlerischen Naturalis-

Digitized by Google

mus um. Eine Ausnahme macht die Vorliebe des Dichters für geisteskranke Romanfiguren. Wir begegneten schon dem wahnsinnigen Maler Berthold und der gleichfalls irren Komtesse Hermenegilda. Um das schreckliche Leiden genau und zuverlässig beschreiben zu können, und da Hoffmann überhaupt alles einer ernsten Behandlung Würdige mit großem Fleiß zu betreiben pflegte, gab er sich, an der Hand befreundeter Mediziner, gründlichen irrenärztlichen Studien hin. Die ästhetischen Früchte dieser wissenschaftlichen Bemühungen sind durchweg recht unerquicklich ausgefallen. Zwar unter dem Gesichtspunkt der dichterischen Technik müssen die zahlreichen Verrückten beiderlei Geschlechts, welche in den Hoffmannschen Novellen an unseren sich beleidigt abwendenden Augen vorüberziehen, des höchsten kritischen Lobes würdig erachtet werden. Jedoch ist nicht jedem Poeten der künstlerische Takt gegeben, mit welchem etwa Shakespeare im Hamlet den Wahnsinn auf die Bühne bringt. Zu denjenigen Erzählungen Hoffmanns, welche bis zum heutigen Tage einen besonders starken Effekt auf die Leser ausüben, gehört „Der Sandmann". Der Held dieser Geschichte, der Studiosus der Naturwissenschaften Nathanael, erkrankt an fixen Ideen. Je mehr er dieselben bekämpft, desto fester nisten sie sich ein, zunächst in der Gestalt des Verfolgungswahns. Allmählich vergißt Nathanael in der italienischen Universitätsstadt, wo er begierig den berühmten Professor der Physik Spalanzani hört, über perversen Liebesträumen Braut, Mutter, Schwager, Heimat, als ob das alles nie existiert hätte. Endlich durchschaut er eines seiner Wahngebilde. Er wird sich bewußt, daß die Mädchengestalt, welche seine Braut aus seinem Gedächtnis verdrängt hat, kein Weib ist, sondern eine Wachspuppe. Leider führt die Erschütterung des Gemüts, welche jene Entdeckung bei Nathanael hervorruft, nicht zur Heilung, sondern im Gegenteil zum vollen Ausbruch der Krankheit. Ein furchtbarer Tobsuchtsanfall erfolgt. Unter liebevoller Pflege genest der Studiosus anscheinend vollständig. Aber urplötzlich taucht die alte Zwangsvorstellung des Verfolgtwerdens in dem zerrütteten Gehirn wieder auf. An der Seite der entsetzten Braut zum zweitenmal von Tobsucht ergriffen, zerschmettert sich Nathanael durch einen Sprung vom Kirchturm der Vaterstadt den Schädel.

Diese pathologischen Vorgänge werden von Hoffmann mit einer psychiatrischen Gründlichkeit und schriftstellerischen Kunstfertigkeit erzählt, welche die angepriesensten Erzeugnisse der modernen naturalistischen Schule in den Schatten stellen. Aber Kunstfertigkeit ist

Digitized by Google

keine echte Kunst. In der Art und Weise, wie Hoffmann körperliche Krankheiten zu Gegenständen poetischer Reproduktion macht, eilt er seiner idealistischen Zeit voraus und fällt in die Verirrungen des kommenden ästhetischen Materialismus. Anders als Hoffmanns dichterische Verwertung des Wahnsinns muß seine gleichfalls mit Vorliebe gepflegte Darstellung des Verbrechens beurteilt werden. Niemals überwuchert in den betreffenden Novellen die Jurisprudenz die Poesie, sondern, streng in ihren Grenzen gehalten, dient Hoffmanns hervorragende Rechtsgelehrsamkeit dem Dichter nur als wirksames Mittel, um die Seelengemälde seiner Verbrecher in die Augen springend vor uns hinzustellen. Nur an das „Das Fräulein von Scuderi" sei hier erinnert. Der berühmte Goldschmied, Meister René Cardillac, zugleich ruchloser Raubmörder und zärtlicher Familienvater, vereinigt auf so glaubwürdige Weise diese psychologischen Widersprüche in seiner Person, daß von der Charakterfigur des unheimlichen Künstlers aus der Rue Nicaise sowohl der trockene Kriminalist befriedigt sein muß als auch der eine höhere Wahrheit suchende Freund der Dichtkunst.

Als Kammergerichtsrat in Berlin wiederangestellt, fand sich Hoffmann ohne Schwierigkeit in den alten Beruf aufs neue hinein und erntete durch Fleiß und Scharfsinn den lebhaften Beifall seiner Vorgesetzten. Zugleich fing der literarische Ruhm ihm an zu blühen. Ich habe oben, indem ich den größten Teil der Hoffmannschen Meisterwerke unter dem Gesichtspunkt der in ihnen enthaltenen besonders gewichtigen Charakterschilderungen skizzierte, die Zeitfolge des Erscheinens der Erzählungen unberücksichtigt gelassen. Zuerst kam „Der goldene Topf" heraus, im Jahre 1814, als der Autor schon 37 Jahre zählte, dann folgten 1822, wo Hoffmann verstarb, Schlag auf Schlag die anderen Novellen. Hoffmann, eine Künstlernatur von höchst reizbarer Sinnlichkeit, führte ein noch ungebundeneres Leben als etwa Heine. Mit 19 Jahren beging er seinen ersten Ehebruch und so lebte er weiter, gleich dem Sänger des „Buchs der Lieder" unter seinem Stande verheiratet, aber, sehr ungleich jenem, Bacchus noch inbrünstiger verehrend als Venus. Trotz reichlicher Einkünfte, welche ihm durch seine amtliche Stellung sowie auch als schriftstellerisches Honorar zuflossen, befand sich Hoffmann stets in Geldnot. Niemals hat sich in der gebildeten Gesellschaft Spreeathens das Andenken an die Bacchanalien in der Weinstube von Lutter und Wegener verloren, wo Hoffmann den Mittelpunkt einer moralisch etwas wurmstichigen, aber mit Witz und Laune prächtig geschmückten Kultusgemeinde bildete.

Digitized by Google

Im „Kampf der Sänger" läßt Hoffmann Wolfram von Eschenbach zu Heinrich von Ofterdingen, welcher sich bösen Geistern ergeben hat, sagen: „Alles Glücks ungeachtet, daß Dich überströmt, findest Du Dich vielleicht einmal plötzlich an dem Rande eines tiefen, bodenlosen Abgrunds, und die Wirbel des Schwindels erfassen Dich, und Du willst rettungslos hinabstürzen, dann stehe ich festen Mutes hinter Dir und halte Dich fest mit starken Armen..."

Der Wolfram von Eschenbach, welchen den am Rande des Abgrunds taumelnden Hoffmann mit starken Armen festhielt, so daß er nicht wie Heine in das sittliche Chaos hinabstürzte, war der ihm anerzogene preußische Beamtengeist. Die Tradition seines Standes rettete Hoffmann, wenn ihn auch einige Flecken entstellen mochten, vor der moralischen Zersetzung. Eines der vollendetsten Kunstwerke, welche Hoffmann mit seiner Feder geschaffen hat, ist „Das Majorat", vielleicht die stimmungsvollste Novelle der Universalliteratur. Als ob er selber in dem altersgrauen, verfallenen Gebäude gewesen wäre, so deutlich steht es dem Leser vor Augen, das düstere ostpreußische Schloß R... sitten, am Ufer der brandenden, zischenden See, in öder, rauher Gegend, wo kaum ein Grashalm dem Triebsand entsprießt, ohne Gärten und Singvögel, nach der Landseite hin nur von einem dürftigen Föhrenwäldchen begrenzt, mit krächzenden Raben und kreischenden Möwen! R...sitten war der Sitz eines alten und reichen Adelsgeschlechts, welches in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sich durch seine zügellosen Leidenschaften selber vernichtete. Hoffahrt, Geldgier, Verschwendungssucht, Brutalität, Völlerei, Bosheit, überreizte Sinnlichkeit trieben die Mitglieder der Familie, mochten sie sich lieben oder hassen, dazu an, der eine dem anderen das Verderben zu bereiten, bis der letzte Sproß des Hauses verzweifelnd ins Grab sank. Der Stiftungsurkunde gemäß fiel das Majorat nun dem Staate zu. Das eine viertel Stunde landeinwärts gelegene, mit fruchtbarem Boden begnadete reiche Dorf wurde als königliche Domäne unter einen Amtsrat gestellt; das Schloß ließ die Regierung in Trümmer fallen.

Unter den Junkern, welche mit so schlimmem Erfolge gegen sich und die ihrigen wüten, vertritt der Justitiarius des zugrunde gehenden freiherrlichen Geschlechtes, V., ein rauher Trinker und Wolfsjäger wie jene, diplomatisch klug, aber mit unbeugsamer Entschiedenheit die Sache der Vernunft, Moral und Religion. Hoffmann hat in dieser Gestalt seinem Großonkel Voeteri ein Denkmal

Digitized by Google

gesetzt, der Justitiarius einer Reihe von adligen Herrschaften in der Umgegend Königsbergs war. Noch ehe Amadeus sein Auskultatorexamen gemacht hatte, zog Boeteri den Neffen zu juristischen Geschäften als Gehilfen heran. Rechtswissenschaft war aber nicht das Wichtigste, welches Hoffmann in dieser Schule lernte. Die Hauptsache blieb, daß die Ehrenhaftigkeit, das Pflichtgefühl, die Berufstüchtigkeit des preußischen Beamten, wie Amadeus sie bei seinem Onkel vor sich sah, einen unauslöschlichen Eindruck auf die Seele des jungen Mannes machten. Diese Erinnerungen ließen sich nicht wieder verwischen. Wie vielen Verführungen Hoffmann später auch erliegen mochte, er blieb immer ein Charakter. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch die Lebensführung des Künstlers der gute Ruf des Kammergerichtsrats litt, aber die Achtung, welche seine soziale Stellung erforderte, wußte er sich dennoch zu erhalten. Hoffmann gehörte zu den Männern, welche den Mantel der Würde ablegen und wiederaufnehmen können.

Mit dem starken Materialismus der Sitten verband Hoffmann, wie wir wissen, eine schwärmerisch übersinnliche Denkweise. Im Jahre 1818 schrieb er die Satire „Klein Zaches". Dieselbe spielt in dem unbestimmten Milieu irgendeines deutschen Kleinstaats. Hier unternahm die Regierung, nachdem Paphnutius der Große den Thron bestiegen hatte, die Wälder umzuhauen, die Jugend ihr Morgen- und Abendlied zweistimmig absingen zu lassen und jedem Bauernlümmel die Kuhpocken einzuimpfen. Das war die Politik der Aufklärung. Die schlimmsten Feinde der neuen Staatskunst waren die Feen, eigentlich gute Geister, welche Wärme und Freiheit liebten, aber, wie gesagt, unversöhnliche Gegner der Aufklärung und des reformierten Staates, dessen Polizei sich in Alles mischte und zum Beispiel der Ordnung halber unmöglich weiterhin erlauben konnte, daß die Feen mit Schwänen, Tauben und Flügelpferden in den Lüften spazieren fuhren. Dem Unwesen dieser Geister, an welchen das Volk freilich mit Liebe hing, wurde von dem Kammerdiener Andres, den Paphnutius zu seinem Premierminister erhoben hatte, durch ein etwas hartes, aber unbedingt gebotenes Verfahren ein Ende gemacht. Die Regierung verwies die Feen des Landes uud zog ihre Güter ein. Die Schwäne wanderten in die fürstliche Küche, den Pferden beschnitt man die Flügel, und dann wurden die magischen Vierfüßler an Stallfütterung gewöhnt, denn die Stallfütterung war natürlich zugleich mit der Aufklärung eingeführt worden. Auch die Haine der Feen mit den zauberischen

Digitized by Google

Rosenstöcken fielen an den Staat, welcher durch die Unterdrückung jenes tollen unbegreiflichen Treibens fortan unmöglich machte, daß unter dem Namen Poesie das Gift des Aberglaubens im Volke verbreitet wurde.

Einer der angesehensten Männer in dem reformierten Gemeinwesen war Mosch Terpin, Universitätsprofessor der Naturwissenschaften. Dieser Gelehrte hatte einige weniger angenehme Charaktereigenschaften; er war ein skrupelloser Streber, gefräßig und von schmutzigem Geiz besessen, aber die Vorlesungen keines Lehrers an der Universität Kerepes wurden stärker besucht als die seinigen, denn Trepin: „Erklärte, wie es regnet, donnert, blitzt, warum die Sonne scheint bei Tage und der Mond des Nachts, wie und warum das Gras wächst usw., so daß jedes Kind es begreifen mußte. . . . Seinen Ruf begründete er zuerst dadurch, als er es nach vielen physikalischen Versuchen glücklich herausgebracht hatte, daß die Finsternis hauptsächlich von Mangel an Licht herrühre. Dies sowie, daß er eben jene physikalischen Versuche mit vieler Gewandtheit in nette Kunststückchen umzusetzen wußte und gar ergötzlichen Hokuspokus trieb, verschafften ihm den unglaublichen Zulauf. . . ."

Die Antipathie Hoffmanns nicht allein wider den Gehalt, sondern auch gegen die Vertreter der exakten Wissenschaft tritt uns in seinen Werken oft entgegen. Es ist z. B. kein Zufall, daß im „Sandmann" der geisteskrank werdende Nathanael gerade Naturwissenschaften studiert. Auch der Physiker Spalanzani ist ein Charlatan, und erst der eigennützige Mißbrauch der Wissenschaft durch den Lehrer bringt die unglückliche geistige Disposition des Schülers zur grausigen Entfaltung.

„Klein Zaches", diese in behaglicher epischer Breite dahinfließende und überall durch die Erfindungsgabe und den Witz des Dichters reich geschmückte Erzählung, gehört zu den besten Kunstwerken aus Hoffmanns Feder. Auch die menschlichen Charaktere, welche der Verfasser uns vorführt, sind wiederum vortrefflich beobachtet. Noch heute begegnen uns manchmal akademische Zelebritäten, welche gleich dem Herrn Mosch Terpin mit viel Aplomb ein Gemisch von Gelehrsamkeit und Trivialität vortragen, weltklugerweise die trockene Wissenschaft mit Späßen würzen und von den begierig eingestrichenen Kollegiengeldern zur weiteren erheblichen Förderung ihrer Karriere gute Soupers geben. Noch plastischer als die naturwissenschaftliche Leuchte der Universität Kerepes ist von dem Erzähler die Figur des Ministers Zinnober herausgearbeitet worden. Diesem

Digitized by Google

Würdenträger geht es wie Talleyrand — je unfeiner seine Gewohnheiten sind, desto distinguierter finden Hof und Gesellschaft sein Auftreten. Er ist auch faul wie Talleyrand, von welchem er sich jedoch durch seine ausgesprochene Dummheit unterscheidet. Dazu ist er klein, häßlich und schwächlich. Aber eine gütige Fee hat ihm drei für die Laufbahn des Staatsmannes unermeßlich wichtige Eigenschaften mit auf den Lebensweg gegeben, Courage, Selbstvertrauen und die Gabe, andere für sich arbeiten zu lassen. Gestützt auf diese Vorzüge, erklimmt der Emporkömmling, welchem seine Unverschämtheit, Arroganz und Brutalität nicht schaden, sondern im Gegenteil nur nützen, die höchsten Stufen der Verwaltung.

Ellinger urteilt, Hoffmann habe, als er die Gestalt Zinnobers schuf, Staat, Hof und Gesellschaft Preußens im Auge gehabt. Diese Ansicht ist unzweifelhaft richtig. Zu den inneren Gründen, welche Ellinger für sie geltend macht, kommt noch ein von ihm nicht hervorgehobenes positives Quellenzeugnis. Hoffmann hat nämlich ein paar Jahre nach der Veröffentlichung des „Klein Zaches" einen ganz bestimmten preußischen Staatsmann satirisch angegriffen. Es handelte sich um den Demagogenverfolger von Kamptz. Die inquisitorischen Untersuchungsmethoden, vermittelst deren Kamptz die Verurteilung ehrenhafter, offenbar unschuldiger Leute herbeizuführen suchte, verspottete Hoffmann in dem Märchen „Meister Floh". Die hier eingelegte Episode, in welcher der genannte Direktor des Polizeidepartements unter dem Namen Geheimer Hofrat Knarrpanti auftritt, konnte 1822, als „Meister Floh" erschien, nicht mit veröffentlicht werden, weil die Polizei vorher den betreffenden Teil des Manuskripts beschlagnahmt hatte. Erst vor ganz kurzer Zeit ist die Geschichte von dem Hofrat Knarrpanti wieder aufgefunden worden, und die vorliegende Gesamtausgabe der Werke Hoffmanns ist die erste, welche jenes satirische Stück enthält.

Nun wird auch in der Knarrpanti-Episode des „Meister Floh" Preußen als ein Kleinstaat eingeführt: „Knarrpanti", sagt unser Poet, „war ein sehr wichtiger Mann an dem Hofe eines kleinen Fürsten, auf dessen Namen sich der Herausgeber nicht besinnen kann". Diese Quellenstelle verleiht den psychologischen Motiven, welche Ellinger veranlaßt haben, die Umwelt des „Klein Zaches" in Preußen zu suchen, ein verdoppeltes Gewicht. Zu vorsichtiger Verschleierung hatte der Poet um so mehr Ursache, als das Charakterbild des als Nachfolger des großen Paphnutius in Kerepes herrschenden Fürsten Barsanuph auf keineswegs schmeichelhafte, aber umso natur-

Digitized by Google

getreuere Art dem Wesen eines anderen Souveräns nachgebildet war, welcher nicht allzuweit von dem Kammergericht in der Lindenstraße sein Hoflager aufgeschlagen hatte. Fürst Barsanuph war bürgerlich gesinnt, so philiströs bürgerlich, daß er Danziger Goldwasser zu trinken und Zwiebeln zu essen liebte, und daß ein Fettfleck in seinem Beinkleid ihn aufbrachte. Seine geistige Richtigkeit war ebenso vollendet wie diejenige der Minister, welchen er sein Vertrauen zuzuwenden pflegte. Die Letzteren liebte er zärtlich, besonders wenn sie gut Kegel spielten. Starb einer von ihnen, so hielt er — denn er hatte Gemüt — sein Schnupftuch vor die Augen, bevor er zur Tafel ging. Der Fürst war kein solch Eiferer für Aufklärung wie Paphnutius der Große, sondern in Angelegenheiten der Weltanschauung eher indolent. Sein Interesse richtete sich auf andere Dinge. Als Barsanuph dem Minister Zinnober den Orden des grüngefleckten Tigers verlieh, wollte er ihm das Ordensband eigenhändig umhängen: „Der Fürst war in dieser sowie in jeder anderen solchen Sache, die das eigentlichste Wohl des Staates betraf, sehr genau. Zwischen dem Hüftknochen und dem Steißbein, in schräger Richtung drei Sechzehntel Zoll aufwärts vom letzteren mußte das am Bande befindliche Ordenszeichen des grüngefleckten Tigers sitzen. . . ."

Man sieht, daß es für Hoffmann dringend geraten war, von seiner Novelle jede Spur märkischen Sandes sorgfältig abzustäuben und das Märchen in ein phantastisches Ländchen zu verlegen, welches von hohen Gebirgen umschlossen war, keine großen Städte und ein mildes Klima hatte. So vermochte der Verfasser der Erzählung, ohne mit dem Geist des damaligen preußischen Staatswesens und den Pflichten eines Beamten in Konflikt zu geraten, noch manchen Pfeil gegen den Absolutismus abzuschießen. Hoffmann war, wie wir schon sahen, eine unpolitische Natur, so offenbarte er auch in „Klein Zaches" eine etwas vage politische Gesinnung, jedoch trieb ihn seine oppositionelle Stimmung weniger auf die Seite der Liberalen, als daß er eine Art von modernisiertem Ständestaat ersehnt zu haben scheint. Im übrigen stammte seine Unzufriedenheit mit dem Preußischen Staat mehr aus dem Herzen als aus dem Kopfe. Er vermißte in dem aufgeklärten Despotismus der norddeutschen Großmacht, welcher die pedantischen Originale à la Tussmann hervorbrachte, die süd- und mitteldeutsche Gemütlichkeit, Freiheit und Wärme. Der milden Prälaten, harmlosen Landedelleute und freundlichen Hofräte gedenkend, welche er in seinen früheren

Digitized by Google

Märchen verherrlicht hatte, gab Hoffmann im „Klein Zaches“ zu verstehen, daß die Vielregiererei der preußischen Bureaukratie die Menschen verhindere, „frei von jeder drückenden Bürde des Daseins“ zu leben. Am besten würde sein, wenn niemand mehr etwas von der Regierung merke, dann könne jeder, ohne es selber zu wissen, ein froher, also guter Staatsbürger bleiben. Man muß gestehen, daß dieses politische Programm sehr nebelhaft war. Es hatte etwas von Bérangers Roi d'Yvetot, trug aber ganz offenbar auch recht viel vom reaktionären Geiste der Staatstheorien Hallers in sich, so daß man sich nicht allzu sehr wundern darf, wenn der Verfasser der antipreußischen Satire von der Mißgunst der Machthaber verschont blieb. Die Hiebe wider die Aufklärung dürften das Einzige an der Novelle gewesen sein, was in den höheren Regionen überhaupt beachtet worden ist, und zwar selbstredend mit Behagen. So erklärt es sich wohl, daß Hoffmann nach der Ermordung Kotzebues Mitglied der Immediatkommission zur Ermittlung hochverräterischer Verbindungen wurde. Es war eine Reihe von Monaten nach der Publikation des „Klein Zaches“, daß dem Dichter jene Ehre widerfuhr. Offenbar hielt die Regierung den Feind der Aufklärung für politisch ganz zuverlässig. Das war er auch; wie alle Welt glaubte er an das Vorhandensein weit verzweigter gefährlicher Umtriebe und wollte an seinem Teil mit Energie dagegen einschreiten. Aber die Praxis des politischen Untersuchungsrichters überzeugte Hoffmann, daß er sich im wesentlichen geirrt hatte und die Angeklagten unschuldig waren. Auf seine Berichte hin beschloß die Immediatkommission, Jahn, L. von Mühlenfels u. a. m. der Haft zu entlassen. Es ist also unrichtig, wenn Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte“ (III 435) erzählt, wie Hoffmann in der gewissenlosen Demagogenjagd, an welcher er selber kalten Herzens teilgenommen habe, nur einen gruseligen Spaß und erwünschtes Material für seine literarische Tätigkeit gesehen habe. Im Gegenteil — voll sittlichen Zornes schrieb er an einen Freund: „Wie du mich kennst, magst du dir wohl meine Stimmung denken, als sich vor meinen Augen ein ganzes Gewebe heilloser Willkür, frecher Nichtachtung aller Gesetze, persönlicher Animosität entwickelte.“

Hoffmanns verschwommenes Staatsideal hatte sich durch die persönliche Erfahrung soweit geklärt, daß er jetzt anstatt des idyllischen Staats den Rechtsstaat wollte. Als Jahn gegen seinen Peiniger, Polizeidirektor Kamptz, eine Beleidigungsklage beim Kammergericht anhängig machte und Hoffmann in seiner amtlichen Eigen-

Digitized by Google

schaft die Klage annahm, machten sich Staatskanzler Fürst Hardenberg und Justizminister Schuckmann die Sache des Polizeidirektors zu eigen und forderten gemeinsam Hoffmann auf, den Prozeß Jahns gegen Kamptz einzustellen. Der würdige Neffe des Justitiarius Voeteri wies dieses Ansinnen zurück: „weil auch die höchsten Staatsbeamten nicht außer dem Gesetz gestellt, vielmehr demselben wie jeder andere Staatsbürger unterworfen sind".

Oben habe ich schon die Satire auf Kamptz gestreift, welche Hoffmann verfaßte, aber nicht veröffentlichen konnte, da die Polizei das Manuskript mit Beschlag belegte. Hoffmann schrieb die Geschichte von dem Geheimen Hofrat Knarrpanti, nachdem er zur Genugtuung der brutalen Gewaltmenschen aus der Immediatkommission ausgetreten war. Aber sein Verschwinden von der politischen Bühne genügte den Feinden, welche er sich durch sein charaktervolles Benehmen gemacht hatte, mitnichten. Seine Strafversetzung nach Insterburg wurde beantragt. Hoffmann, welcher auch die edleren Freuden der Großstadt in vollen Zügen genoß, empfand die Aktion gegen ihn als eine furchtbare Gefahr für sein Lebensglück. Die Geistigkeit Berlins glaubte er kaum noch entbehren zu können. In der Tat, wenn dieser geniale Epikuräer sich hätte nach dem ostpreußischen Landstädtchen begeben müssen, wäre zum zweiten Male im Laufe der Literaturgeschichte Ovid nach Tomi verbannt worden! Aber inmitten des Disziplinarverfahrens erkrankte Hoffmann tödlich und starb, wohl zum Teil an den Folgen seiner stürmischen Lebensführung, im Sommer 1822, nachdem er ein Alter von nur 46 Jahren erreicht hatte.

Ich hoffe, diese Skizze hat gezeigt, daß Amadeus Hoffmann ein echter und bedeutender Dichter war, den kein Freund der poetischen Kunst ungelesen lassen sollte. Daß er lange mehr oder weniger verkannt wurde, ist zwar historisch begreiflich, war aber ästhetisch eine Versündigung. Das Zeitalter der Restauration war überschwenglich reich an Männern, welche einen großen Namen hinterlassen haben. Wie in dem ersten Teil dieses Essays gezeigt worden ist, verdient Ludwig Börne die Ehre nicht, dem Kreise jener erlauchten Geister zugerechnet zu werden. Zwar behauptet er noch immer einen namhaften Teil des Ruhmes, welcher ihn unverdientermaßen einst umstrahlte. Aber dieser Nimbus wird in dem Grade verblassen, in welchem die so fanatisch verfochtenen Tendenzen des radikalen Frankfurter Publizisten vergehen oder

Digitized by Google

sich abwandeln. Denn außer seiner Tendenz hat Börne nichts zu geben. Ganz anders ist der Genius Hoffmanns. Die natürliche Begabung dieses Schriftstellers weist einen solchen Reichtum auf, daß man das Tendenziöse, Vergängliche in seinen Werken einfach ignorieren kann, genug bleibt dann noch übrig, was unsterblich ist: **Non omnis moriar multaque pars mei vitabit Libitinam**; der Zahn der Zeit wird Hoffmann nicht zernagen können, solange eine deutsche Sprache und Literatur existieren.

Digitized by Google

Zwei Denkschriften des Direktors der Berliner Nationalgalerie.

Von

Robert West.

Der Direktor der Berliner Nationalgalerie, Professor Ludwig Justi, veröffentlicht unter dem Titel „Der Ausbau der Nationalgalerie" zwei amtliche Denkschriften, die er in den Jahren 1910 und 1912 dem Herrn Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten eingereicht hat. Die erste bezieht sich auf die Zukunft der Nationalgalerie, wie sie im Jahre 1910, als Justi eben sein Amt angetreten hatte, zur Gestaltung vorlag, die zweite auf die Errichtung einer deutschen Bildnissammlung, analog der Londoner „National Portrait Gallery", aber nach anderen Gesichtspunkten geordnet. Die Trockenheit des mit aktenmäßiger Sachlichkeit behandelten Gegenstandes läßt das kleine Werkchen auf den ersten Blick als wenig geeignet erscheinen, ein allgemeines Interesse zu erregen, während seine Bedeutung in Fachkreisen ohne weiteres anerkannt werden muß. Die Teilnahme an Dingen der künstlerischen Kultur ist jedoch heute eine so weitverbreitete, daß dem Buch immerhin ein Leserkreis, gesichert ist, in dem es nicht lediglich nach seinem vorübergehenden Interesse als einer gründlichen und feinsinnigen Erörterung aktueller Verhältnisse, sondern nach seinem bleibenden Wert als Dokument der modernen Kunstgeschichte eingeschätzt wird. Ein flüchtiger Einblick in die verantwortungsvolle und mühsame Tätigkeit eines modernen Galeriedirektors, wie ihn diese wenigen Seiten gewähren, ist dem mit ästhetischen Essays überfütterten Publikum äußerst heilsam. Die Technik der Museumsverwaltung gehört heute zu den schwierigsten Aufgaben des Kunstgelehrten. Vor allem in Berlin, wo ein immer kritisches und geistig reges Publikum jede Maßnahme begut-

Digitized by Google

achtet und besser weiß, ist die Laufbahn des Galeriedirektors eine dornenvolle und undankbare. Schwierigkeiten werden von allen Seiten gemacht, brauchbare Vorschläge sind selten. Der Laie, der durch ein Museum oder eine Galerie schlendert, ästhetischen Genuß, kunstgeschichtliche Unterweisung und, wie im Falle der Nationalgalerie, womöglich noch patriotische Erhebung für sein Eintrittsgeld fordernd, hat keine Ahnung, welche Fülle von Ueberlegung und Arbeit die Verwaltung einer solchen öffentlichen Sammlung verlangt. Die beiden Denkschriften Ludwig Justis mögen hier auch in weitere Kreise die Belehrung tragen, welche Fragen und Prinzipien bei der Anordnung einer Galerie berücksichtigt werden müssen, welche Konsequenzen jede Aenderung oder Neuerung nach sich zieht, bis in welche Details der praktischen Möglichkeiten ein Galeriedirektor seine Pläne ausarbeiten muß. Allerdings bewährt sich auch hier gerade in der Museumsverwaltung wieder die Gründlichkeit unserer deutschen Beamten. Wenn man die Verwaltung unserer Galerien beispielsweise mit der Verwaltung italienischer Institute vergleicht, so muß man zugeben, daß den Leistungen unserer Direktoren das höchste Lob gebührt.

Jedes Wort in den Justischen Denkschriften ist wohl überlegt, hinter jedem Satz steckt eine vorangegangene Arbeit von Stunden und Tagen. Alle diese Vorschläge, Aufzählung von Gesichtspunkten, Einwänden und Widerlegungen mußten ineinander verarbeitet, gegeneinander abgewogen und geprüft werden. Im Dezember 1909 trat Ludwig Justi sein Amt als Direktor der Nationalgalerie an, im März 1910 lag bereits seine Denkschrift über die „Zukunft der Nationalgalerie“ fertig vor. Diese Zukunft mußte mit möglichst geringen Geldmitteln gestaltet werden, aber doch so, daß sie den weitgehendsten Ansprüchen auf künstlerischen Wert, ästhetische Wirkung und Unterstützung der heimischen Produktion genügte. Die geradezu beispiellose Unzulänglichkeit des architektonisch guten Stülerschen Baues zur Unterbringung einer Bildergalerie könnte an sich genügen, um einen Galeriedirektor zur Verzweiflung zu bringen, aber zu dieser unglücklichen Anlage der Bebauung kam noch die schwierige Frage mit den Bestimmungen des Wagenerschen Testamentes, die, pedantisch ausgelegt, die Weiterentwicklung der Nationalgalerie innerhalb der gegebenen Räumlichkeiten dauernd unterbunden hätten. Hält man zu diesen beiden Dingen nun noch das in gereizten Ton vorgetragene Ansinnen einer Gruppe deutscher Künstler, daß keine ausländischen Bilder angeschafft werden dürften, so be-

Digitized by Google

kommt man eine leise Vorstellung von dem Aerger und der Mühe, die mit dem Amt eines Direktors der Berliner Nationalgalerie zusammenhängen. Es ist zweifellos, daß nur ein Neubau auf freiem, zu späteren Erweiterungen geeignetem Terrain eine vollkommene Sanierung der Nationalgalerie bewirken kann. So lange dieser aber nicht in Aussicht steht — und es ist selbstverständlich, daß eine solche Anlage nur im größten Stil und ohne Rücksicht auf die Kosten in Angriff genommen werden kann —, sind die von Ludwig Justi bewirkten Verbesserungen und Abhilfen für die schlimmsten Mißstände noch das geeignetste Mittel, der kostbaren Sammlung Luft zu machen. Es ist eine dankenswerte Tat, daß durch die vorliegende Veröffentlichung Justi auch fernerstehenden Interessenten eine Beurteilung des Beabsichtigten und Erreichten, eine Uebersicht über die Entwicklung der Nationalgalerie unter seiner Leitung ermöglicht.

Für die Hebung der Raumnot war vor allem wichtig die Behandlung der Sammlung Wageners. Ludwig Justi hat diese Frage unter den gegebenen Verhältnissen auf das beste gelöst. Wenn die Nationalgalerie in ihrem jetzigen Bau bleiben muß, so ist es völlig ausgeschlossen, den engbegrenzten Raum für minderwertige Bilder zu vergeuden. Pietät ist in solchen Dingen einfach Unsinn. Wohl aber ist es schade, daß sich keine Möglichkeit finden ließ, die Sammlung Wagener „ungetrennt" in eigens für sie bestimmten Schauräumen unterzubringen, und dies nicht etwa wegen der testamentarischen Bestimmung, die unter völlig veränderten Verhältnissen längst keine Geltung mehr hat, sondern um der kulturhistorischen Bedeutung einer solchen „ungetrennt" erhaltenen Sammlung willen. Eine derartige Gemäldegalerie bietet, so wie sie der Erblasser zusammengebracht hat, ein getreues Bild der Geschmacksrichtung seiner Zeit. Die Sammlung Wageners ist nicht von einem Kunstkenner, sondern von einem Berliner Bürger angelegt worden, dem es Freude machte, Bilder, die ihm gefielen, um sich zu haben. Eben darum gibt sie eine gute Uebersicht über die Geschmacksrichtung und das künstlerische Kulturniveau der Berliner Bourgeoisie um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Epoche ist wichtig. Die romantische Biedermeierzeit war 1848 von der Weltbühne verjagt worden, die Bismarckische Epoche war noch nicht angebrochen. „Wagener kaufte Bilder nach dem damaligen bürgerlichen Modegeschmack", wie Justi richtig erkannt hat. Daß diese Wagener-Galerie durchaus kein „ziemlich umfassendes Bild der Kunsttätigkeit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bietet", wie dies von anderer Seite behauptet worden, ist ebenso wahr und wird

Digitized by Google

bestätigt durch das von Ludwig Justi angeführte Fehlen irgendwelcher Werke von Feuerbach, Böcklin, Knaus, Piloty, Carstens, Genelli, Preller, Operbeck, Veit, Führich, Steinle, Schwind, Richter und Kaulbach. Aber eben dadurch wird die Sammlung zu einer kulturgeschichtlichen Kuriosität. Es wäre wünschenswert, wenn bei einer späteren Verlegung der Nationalgalerie in ein geeigneteres Gebäude die Sammlung Wagener wieder vereinigt und vollständig zur Schau gestellt werden könnte, als zeitgenössische Darstellung bürgerlicher Kulturerscheinung im Berlin der fünfziger Jahre. Den Gedanken eines solchen Wagenermuseums spricht Ludwig Justi selbst aus, jedoch nur, um ihn durch den Einwand zu entkräften, daß „damit dem Andenken des Stifters ein geringerer Dienst erwiesen" würde als durch die von Justi vorgeschlagene Maßnahme einer „Ausstellung der besten und im Zusammenhang der Galerie wichtigen Werke aus seiner Sammlung". Für den Moment, in dem es vor allem darauf ankommt, die Nationalgalerie „unter dem Druck der Raumnot" zu klären und einzuschränken, ist die von Justi vorgenommene Behandlung der Wagener-Sammlung selbstverständlich die allein richtige. Der einseitige ästhetische Standpunkt ist in diesem Fall zweifellos berechtigt. Ganz ebenso berechtigt ist er in Anwendung auf die Schlachtenbilder, deren Unterbringung im Zeughaus ihnen wie der Nationalgalerie zugute gekommen ist. Derartige rein sachlich interessante Gemälde, ohne Ansprüche auf künstlerischen Wert, gehören nicht in eine Galerie, deren Bestimmung es ist, dem deutschen Publikum eine Uebersicht über das Beste zu geben, was die Kunst im In- und Ausland geleistet hat und zu leisten vermag.

Hier kommen wir auf eine weit kompliziertere Frage als es die beiden ersten waren: den Ankauf ausländischer Kunstwerke. Es ist zweifellos nötig, daß eine Galerie Werke der ausländischen Kunst aufzuweisen hat, sowohl solche, die an sich hervorragen, wie solche, die durch ihren Einfluß auf die heimische Kunstweise kunstgeschichtlich von Interesse sind. Die Bilder der französischen Impressionisten und Pleinairisten der siebziger Jahre z. B. sind für eine deutsche Galerie unumgänglich, da ihr Fehlen eine Lücke in dem Entwicklungsgang unserer Malerei bedeuten würde. Durch die Bewilligung der Ankaufssumme von 40000 Mark für ausländische Kunst ist diesem Bedürfnis in genügendem Maße Rechnung getragen worden und es muß danach betont werden, daß es immer die Aufgabe, nicht nur einer Nationalgalerie — der Name tut hier wenig zur Sache —,

Digitized by Google

sondern jeder deutschen Galerie sein sollte, in erster Linie deutsche Kunst zu sammeln. Patriotismus hat mit Kunst nichts zu tun. Es sind keineswegs patriotische Gesichtspunkte, durch welche die rein ästhetischen einzuschränken wären, sondern allein die Rücksicht auf den Zusammenhang der Kunst mit dem Geschichtsganzen, dem sie entstammt. Es ist eine allgemeine Beobachtung, daß man die Werke einzelner Künstler stets nur da würdigen und verstehen lernt, wo sie bodenständig sind, wie die Schützen- und Regentenstücke des Frans Hals in Haarlem, wie Watteau und Boucher in Paris. Die Berliner Maler des frühen 19. Jahrhunderts sind nirgends anders verständlich wie in Berlin und im Zusammenhang mit der zeitgenössischen Geschichte, der Bauweise Alt-Berlins und der Kulturerscheinung jener Tage. In jedem anders gearteten Milieu steht man ihnen fremd gegenüber. Das liegt nicht etwa daran, daß ihre Werke unkünstlerisch wären. Der große impressionistische Landschafter Turner wirkt ganz irreal und gesucht außerhalb Londons. Ein Botticelli erlischt und erfriert in der kaltgrauen Galeriebeleuchtung eines Berliner Novembermorgens. Nicht jeder besitzt genug Phantasie, um sich die äußere Kulturerscheinung und die Zeitstimmung, aus der heraus ein Kunstwerk geboren wurde, Natur und Klima des Landes in dem es entstand, selbst zu rekonstruieren. Es kommt bis zu den Sprachlauten alles in Betracht, was den produzierenden Künstler umgab. Ein entwurzeltes Kunstwerk büßt die Hälfte seiner völkischen Besonderheit, seines spezifischen Stimmungswertes und seiner Wirkungsmöglichkeiten ein. Deutsche Bilder können nur von Deutschen und in Deutschland richtig beurteilt und genossen werden. Kaufkräftige Amerikaner schleppen nur Kunstware nach ihrem Land hinüber und von diesem Amerikanismus müssen unsere deutschen Galerien bewahrt bleiben.

Die Schaffung einer nationalen Bildnissammlung ist als eine der glücklichsten Taten auf dem Gebiete der Museumstätigkeit in unseren Tagen zu begrüßen, und Ludwig Justis interessante theoretische und geschichtliche Darlegung des Wesens und der Entstehung solcher Porträtgalerien darf schon als ein wichtiges Kapitel in der geschriebenen Kunstgeschichte angesehen werden. Nachdem der Staat die meist privatim betriebene Aufgabe der Bildnissammlung übernommen hat, muß diese selbstverständlich in großem Stil und in mustergültiger Weise ausgeführt werden. Zwei Gesichtspunkte stellen sich hier als die leitenden dar: Erstens, es dürfen nur Bilder von wirklich bedeutenden oder ihre Epoche, sei es zum Guten oder zum

Digitized by Google

Bösen, stark beeinflussenden Menschen aufgenommen werden. Zweitens, diese Bildnisse müssen gut gemalt sein, insofern sie nicht, was ja nur für die älteren Zeiten gelten kann, durch ihre Seltenheit einen die künstlerische Minderwertigkeit aufhebenden geschichtlichen Wert besitzen. Es ist ohne weiteres anzunehmen, daß diese Gesichtspunkte bei der Ausgestaltung der Porträtgalerie maßgebend sind. Wichtig ist es aber auch für die Vollständigkeit der Bildnissammlung zu betonen, was in Ludwig Justis Denkschrift vielleicht nur zufällig ausgeblieben ist, daß die Aufnahmeberechtigung weder vom Parteistandpunkt, noch der Gesinnungstüchtigkeit oder der Moralität des Lebenswandels abhängig gemacht werden darf. Die nationale Porträtgalerie soll ein wahres Abbild der geschichtlichen Erscheinung sowohl der vergangenen Epochen wie der gegenwärtigen geben. Was körperlich und geistig da war, muß auch im Bild vertreten sein. Wird nach diesem Grundsatz verfahren, so bleibt auch die Bildnissammlung davor bewahrt, ein Ruhmesmuseum zu werden. Solche Ruhmeshallen haben die Eigenart, leer und tot zu bleiben und den Besucher zu langweilen. Die Ansichten über das Rühmliche sind wechselnd. Der moderne Mensch kann sich, wenn er ehrlich ist, nicht mehr so für den Kriegsruhm begeistern, wie es noch vor vierzig Jahren der Fall war. Die Geisteshelden sind uns dagegen wesentlich näher gerückt und die Großen der Technik erhalten zum erstenmal verdiente Anerkennung. Vor allem haben wir durch schärferes Aufhorchen auf die Entwicklungsphasen und Uebergangsepochen wie die Zusammenhänge aller Erscheinungsformen des Daseins gelernt, daß die Niederlagen des Einzelnen wie der Völker manchmal fruchtbringender und wertvoller sind wie die sogenannten Ruhmesepochen. Es gibt in der Geschichte kein klar zu sonderndes Gut und Böse, sondern nur ein Werden und Wachsen. Wie unsere Zeitgeschichte wurde und von wem sie gemacht wird, das soll die Bildnissammlung eines modernen Staates zeigen. Wir sind nicht mehr kleinlich genug, Andersgesinnte aus der Geschichtserinnerung streichen zu wollen, und hoffentlich stark genug, um auch die staatsfeindlichen Elemente als einfach bestehende Kulturerscheinungen zu akzeptieren, wenn es sich, wie hier, nicht um ein Urteilen und Lenken, sondern nur um ein Darstellen, eine historisch getreue Wiedergabe der Gegenwart handelt. Die Denkschrift Ludwig Justis „Aufgabe und Umfang der deutschen Bildnissammlung" wird dauernd als die Einleitung des großen, geschichtlichen Unternehmens der Porträtgalerie betrachtet werden müssen. Es lohnt sich für jeden, der an

Digitized by Google

dieser nationalen Tat ein Interesse hat, die Denkschrift Wort für Wort zu studieren und sich die darin als maßgebend aufgestellten Gesichtspunkte zu merken. Justi hat mit der Realisierung des schon längst gehegten Plans der Neigung des modernen Menschen entsprochen, Vergangenheit und Gegenwart in chronologischer Folge, entwicklungsgeschichtlich zu betrachten. Die Ordnung der Sammlung ist mit meisterhafter Klarheit und Uebersichtlichkeit gemacht, so daß sich hier eine neue Stätte der Belehrung und kulturgeschichtlichen Schulung öffnet.

Die Aufstellung der Bildnissammlung in den Räumen der Schinkelschen Bauakademie gibt im Verein mit den übrigen Maßnahmen: Behandlung der Sammlung Wagener, Abgabe der Schlachtenbilder an das Königliche Zeughaus und dem Umbau im Erdgeschoß der Galerie, für die nächste Zeit wenigstens, die Möglichkeit einer erfreulichen Fortsetzung der Gemäldesammlung für die Nationalgalerie. Provisorien sind jedoch immer ungünstig, und je eher man ihnen ein Ende macht, desto besser. Die Kosten für dieses Provisorium sind, wenn auch auf ein Mindestmaß beschränkt, doch noch erheblich. Schlimmer ist es aber, daß einerseits ein an sich gutes und als „prächtiges Dokument der Baugesinnung des 19. Jahrhunderts" wertvoller Bau im Innern verunstaltet wird, ohne doch jemals für die Unterbringung von Gemälden geeignet zu werden. Daß der „eigentliche Baukörper nicht berührt wird" ist der gewissenhaften Sorgfalt der verantwortlichen Persönlichkeiten, an ihrer Spitze Ludwig Justi, zu danken aber der, welcher sich für die Innenarchitektur der siebziger Jahre interessiert, wird es doch bedauern, wenn er Säulen und Kapitäle in Stoffe verhüllt findet. Diese Flickarbeit kostet eine unendliche Mühe, die besser einem Neubau zugute käme. Die durch Punkte bezeichnete Stelle in Justis Denkschrift deutet darauf hin, daß bereits ein bestimmtes Gelände für den Neubau in Aussicht genommen ist. Je weiter es von dem Zentrum der Stadt entfernt ist, desto besser. „Dem alten Gebäude wird die Kunst des 19. Jahrhunderts verbleiben — etwa von 1770 bis 1870 —, so daß dann die Inschrift: „Der deutschen Kunst 1871" noch einen besonderen Sinn erhält. Zu jener Zeit schließt eine Epoche deutscher Entwicklung ab, im politischen wie im geistigen Leben." Hiermit wäre auch tatsächlich eine harmonische Uebereinstimmung zwischen dem Architekturwerk und seinem Inhalt geschaffen. Das ernste Mahnwort, mit dem Ludwig Justi seine Denkschrift über die Zukunft der Nationalgalerie beschließt, wird hoffent-

Digitized by Google

lich an zuständiger Stelle beherzigt werden und eine baldige Inangriffnahme des dringend erwünschten Neubaus zur Folge haben: „wenn das Ziel auch noch fern liegt, so wäre es doch gut, wenigstens mit einem fernen Ziel rechnen zu dürfen, denn sonst täte man ja wirklich besser, die Erwerbungen für die Nationalgalerie einzustellen, für die bloße Aufstapelung von Kunstwerken sind die Staatsgelder zu schade."

Digitized by Google

Ravenna.

Von

Arthur Bonus.

Ferd. Gregorovius, Wanderjahre in Italien. Auswahl in zwei Bänden mit dem Porträt des Verfassers, zwei Karten und einem biographischen Nachwort von Dr. H. H. Houben. 4. Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus 1913 (261 und 274 S., davon etwa 40 S. auf das biographische Nachwort gehen).

Dr. Julius Kurth, Die Mosaiken von Ravenna. Mit 40 Tafeln. 2. Aufl. München, Piper 1912 (VIII. und 292 gr. 4).

Albrecht Haupt, Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen. Von der Völkerwanderung bis zu Karl dem Großen. Leipzig, Tegener, 1909 (VII. und 290 gr. 4. Sehr viele fast durchweg vorzügliche Abbildungen).

Möller van den Bruck, Die italienische Schönheit. Mit 118 Abbildungen. 2. Aufl. München, Piper, 1913. (Die Abbildungen sehr gut.)

R. Liefmann, Kunst und Heilige. Ein ikonographisches Handbuch zur Erklärung der Werke der italienischen und deutschen Kunst. Jena, Diederichs, 1912 (320 S).

Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung. Unter Mitwirkung von Hermann Gunkel und Otto Scheel herausgegeben von Friedrich Michael Schiele, Tübingen, Mohr. (Vollständig in 5 Bänden zu 2000—2500 Sp. Ersch. 4 Bände).

Ich kenne leider nicht die große fünfbändige Ausgabe der Gregoroviusschen Aufsätze und kann deshalb das Prinzip der Auswahl nicht beurteilen. Rein dem Thema nach würden mich andere Stücke als die gewählten zum Teil mehr interessiert haben. Nicht gut scheint mir das vorgeklebte Porträt des Verfassers. Es ist laut Unterschrift nach einem (offenbar schlecht) gemalten Original im Rathaussaal zu Neidenburg angefertigt.

Ich habe als Probe das Anfangsstück Ravenna näher gelesen, auch weil ich Ravenna kenne. Das macht viel Lust auf das Uebrige. Doch ist mir der Wunsch nach ein paar Anmerkungen gekommen.

Digitized by Google

Man kann gewiß verschiedener Meinung sein über die Fortführung und Ergänzung „nach dem neuesten Stand der Forschung" bei Werken, deren Eigenart mit auf dem besonderen persönlichen Blick beruhen, der nicht mehr deutlich wird, wenn eine ganze Masse dem Verfasser unbekannt gewesener Dinge hineingearbeitet wird, von denen man nicht wissen kann, ob, wenn er sie gekannt hätte, er nicht entweder sie für wertlos gehalten oder umgekehrt auf sie hin alles anders gesehen hätte. Diese Frage meine ich nicht. Aber wenn zum Beispiel Gregorovius einen lauten Anruf an die Italiener erläßt, den Verfall des berühmten Theoderich-Monuments aufzuhalten, so möchte man doch wissen, ob das genutzt hat. Ich glaube es, denn einmal hatte ich meinerseits den Eindruck guter Pflege, andererseits hat inzwischen Corrado Ricci seine **Italia Artistica** (diese illustrierten Monographien italienischer Städte sind dem Illustrationsmaterial nach besser als die deutschen Seemannschen, der Text ist für meinen Geschmack zu gedunsen, zu schönrednerisch*), mit einem Wort zu italienisch) mit einer eigenen Arbeit über Ravenna eröffnet, und da er darin ganze Sätze der Gregoroviusschen Schilderung abgeschrieben hat, so ist anzunehmen, daß er auch diesen nicht abgeschriebenen über den Verfall des Denkmals bemerkt und bei seinem großen Einfluß auch beherzigt hat, wie man denn überall in diesem Raben der Goten den Eindruck hat, daß die Altertümer gut gepflegt werden — vielleicht zu gut, nämlich mit viel Renovierung.

Von den Goten schreibt Corrado Ricci den merkwürdigen Satz: „Sie endigten damit, sich feige (**vilmente**), dem siegreichen Belisar und dann Narses zu beugen." Gregorovius seinerseits erinnert daran, daß nach dem Zeugnis des Römers Cassiodor die Goten, deren Namen Unwissenheit oder Fremdenhaß als Zerstörer der alten Kultur hinstellt, vielmehr sich als ihre sorgfältigen Pfleger bewährt haben („**Gothorum laus est civilitas custodita**", der Goten Ruhm ist, daß sie die Kultur erhalten und gepflegt haben! Albrecht Haupt führt auf Seite 127 seines Buches Näheres darüber an). Müßte die Feigheit der untergehenden Goten der Erfolg solcher römischen civilitas, Kultur, gewesen sein! Und man bekommt fast Lust zu dem schlechten Scherz, Corrado Ricci zu fragen, ob er

*) Auch dieser vielgelobte und für geistreich geltende Andeutungsstil grassiert hier, welcher den Anschein erweckt, mit jedem Satz Unredlichkeiten gelehrter Forschung abzuschließen zugleich, zu beurteilen und zu formen (ich denke an Erich Schmidt).

Digitized by Google

vielleicht vorgehabt habe, **civilmente** (kulturmäßig) zu schreiben statt **vilmente** (feige).

Man bekommt doch aus dem Prokop, obwohl er von mancherlei Verrat und Feigheit zu berichten weiß, einen recht anderen Gesamteindruck. Es scheint mir, als habe Corrado Ricci gar zu einseitig die eine Geschichte berücksichtigt, wie die Goten unter Wittichis sich in Ravenna ergaben, ohne eigentlich gekämpft zu haben, und wo der in Belisars Begleitung einreitende Prokop sieht, wie die Gotenfrauen, mit den Fingern auf die kleinen Gestalten der Römer und Griechen weisend, ihre Männer der Feigheit wegen anspeien. Aber man darf hierbei doch nicht vergessen, daß Belisar die Uebergabe durch die beschworene Lüge erhielt, die Königskrone über das Gotenreich anzunehmen, so daß die Goten glauben durften, sich nur einen neuen König gewählt zu haben, — eine Lüge, von der man freilich nicht wissen kann, ob sie als Lüge gemeint war oder es erst dadurch wurde, daß Justinian in Kenntnis davon den Belisar schleunigst abrief.

Wie erst, wenn man das wirkliche Ende im Auge hat, die Schlacht am Vesuv! Die Schilderung Prokops von ihr ist wie ein Stück aus einem Heldengesang. Wie vor der Schlachtreihe Tejas steht. Ein Drittel des Tages hat er ohne Aufhören gekämpft, „keinen Augenblick ließ er die Feinde weiter vorrücken; weder wandte er sich so, daß der Schild den Rücken deckte, noch bog er sich zur Seite, sondern mit dem Erdboden verwachsen stand er hinter dem Schilde da, mit der Rechten Tod und Verderben gebend, mit der Linken die Feinde zurückstoßend". Nein, es ist leider wohl der Eindruck von Hadersucht, von irregeleiteten Instinkten, — vielleicht durch die an sich so edle Versöhnungspolitik Theoderichs irregeleitet! Auch noch unter uns vor hundert Jahren war ja die Sicherheit der Instinkte nicht gerade über jeden Zweifel erhaben! — aber viltà, Feigheit über den ganzen Kampf als Schlußurteil? Ich finde diese Wendung Riccis historisch nicht gerechtfertigt; und wenn sie das nicht ist, so ist sie unvornehm, weil Schmähung.

Ich will aber etwas anführen, was mir schlimmer erscheint als alle etwa nachweisbaren Feigheiten im Gotenkrieg. Es ist der Absatz, mit dem der Gote Jordanes seine Geschichte der Goten schließt: „Der du dies liest, wisse, daß ich den Schriften der früheren gefolgt bin, daß ich auf ihren weiten Wiesen wenige Blumen gepflückt habe, um daraus dem Forscher nach dem Maße meiner Kräfte einen Kranz zu flechten. Und nicht soll man glauben, daß ich zugunsten des erwähnten Volkes, weil ich von ihm selbst

Digitized by Google

meinen Ursprung ableite, etwas hinzugefügt habe, außer was ich gelesen oder erfahren habe. Aber auch so habe ich nicht alles aufgenommen, was über sie geschrieben oder erzählt wird, da ich nicht sowohl zu ihrem Ruhm als zu dem des Siegers dies darstelle." Hier ist die Verbindung von viltà und civiltà recht eng.

Doch kehren wir zurück! Ob, wie Gregorovius meint, „Unwissenheit oder Fremdenhaß" die Gründe dafür waren, daß „gotisch" für die Italiener synonym für „barbarisch" wurde? War es nicht vielmehr jener selbe religiöse Haß gegen die arianischen Ketzer, der so manche farbige Mythen zeitigte? jene vom Ritt des Ketzerkönigs auf schwarzem Roß in den Vulkan oder die vom Eremiten Calogerus, der Dietrichs Leiche von Dämonen in die Luft gezerrt und in den Liparischen Feuerberg geworfen sah, vor allem die von seinem Ravennatischen Grabmal selbst, von der wir später noch sprechen. Dieser Fanatismus, der ja das ganze großherzige Versöhnungsunternehmen des Königs vereitelte und zum Untergang der Goten das meiste getan hat, wird es wohl auch gewesen sein, der ihren Namen in so völlig deplacierter Weise für Barbarei typisch machte.

Gregorovius' Schilderung Ravennas ist gut. Gut ist die heillose Enttäuschung gegeben, die einen zunächst befällt, wenn man, den Kopf voll gotischer, byzantinischer, frühchristlicher, frühmittelalterlicher Erinnerungen, diese traurige staubige eingesandete Landstadt betritt. Und doch wird Gregorovius es 1863 noch nicht einmal so schlimm gesehen haben, als es nun — beispielsweise das Grabmal der Galla Placidia — in Staub und Schutt der neuen Ausgrabungen liegt.

Man könnte dem jetzt überall wütenden Ausgrabungseifer, dem wir doch soviel neue Erkenntnisse und wenigstens einige wirkliche Schönheiten verdanken, gram werden, weil man noch so gar nicht versteht, des Schuttes Herr zu werden und den unendlichen Zauber der Ruine lebendig zu erhalten, statt das Gefühl verstaubter gelehrter Unlebendigkeiten aufzurufen, das jetzt alle die Orte umgibt, die einst mit den Stimmen unbekannter, dennoch lebendigerer Jahrtausende zu uns redeten. Ich meine, daß zum Beispiel, was das Forum Romanum enthalten hat, vor hundert Jahren gewiß unbekannter war, als es heut ist, daß es aber in der Gestalt, wie es alte Stiche weisen, wie es Goethe sah und selbst wie man noch vor vierzig Jahren es sehen konnte, das Fühlen der Menschen viel stärker aufregen mußte als in der wüsten Gestalt von heute.

Digitized by Google

Hat man nun aber einmal diesen Eindruck Ravennas überwunden, das heißt: ist man irgendwo zur Türe hinein, so beginnt freilich hier stärker als irgend sonst das Altertum zu sprechen. Diese Mosaiken sind ein Wunder von guter Erhaltung, sind herrlich wie am ersten Tag. Ich denke mir freilich, sie werden vor der Restauration noch schöner gewesen sein. Auf mich wenigstens hat dies vom Alter schwarz gewordene, aber durch diese Schwärze verräterisch überall durchblitzende Gold der unrestaurierten Mosaiken — wo ich sie noch habe sehen dürfen (im Battistero in Parma zum Beispiel) — einen stärkeren Eindruck gemacht als die „blühende Farbenfrische" und „Ursprünglichkeit," welche das chemische Wasser nach Gregorovius' rühmenden Worten den restaurierten Mosaiken verschafft hat. Und ich wünschte mir, daß man irgendwo noch etwas derart unrestauriert ließe, um wenigstens die Möglichkeit des Vergleiches wach zu halten.

Gregorovius läßt die Geschichte Ravennas sehr farbig aus den von ihm geschilderten Monumenten sprechen. In San Vitale, das Justinian noch während des Gotenkrieges nach der Einnahme von Ravenna vollenden und schmücken ließ — anfangen lassen hatte schon Theoderich den orthodoxen Bau und vielleicht auch die Mosaiken —, sieht man auf zwei sich gegenüberstehenden großen Mosaiken voll kostbarer Farbenpracht Justinian zwischen Geistlichen und Theodora zwischen ihren Damen. Man weiß, was Prokop in seiner Geheimgeschichte von den beiden und besonders von der früheren öffentlichen Dirne Theodora zu berichten weiß und ist deshalb einigermaßen erschrocken, sie hier im Heiligenschein auftreten zu sehen — übrigens sehr würdig, einige der Bischöfe und der Damen mit sehr ausdrucksvollen edlen, ja geistig bedeutenden Gesichtern.

Gregorovius erinnert daran, daß der Heiligenschein, der „Nimbus", der Darstellung des Apoll entlehnt ist, und daß ihn schon die Köpfe apotheosierter römischer Kaiser haben. Ich möchte auf eine parallele Entwicklung auf literarischem Gebiet hinweisen: Man erinnert sich der von einer deutschen Expedition im Jahre 1899 in Kleinasien aufgefundenen Kaiserinschrift vom Jahre 9 vor Christus, in welcher zugleich mit der Einführung des Julianischen Kalenders der Geburtstag des Augustus zum Jahresanfang und Antrittstag aller Behörden gemacht wurde. Der Geburtstag des Augustus wird auf dieser Tafel als der Geburtstag des Gottes und Weltheilands, der Anfang des Lebens, die Erfüllung aller Hoffnungen der Vorfahren,

Digitized by Google

die Heraufführung der „Evangelien", der Beginn einer neuen Zeitrechnung gepriesen, in Formeln also, welche dann Lukas, die Briefe an Titus und Timotheus, der zweite Petrusbrief und Johannes zur Bezeichnung Christi aufnahmen. (Harnack erzählt es in einem interessanten Stück des 1. Bandes seiner „Reden und Aufsätze".) Auch eine Art Nimbus! Man spricht heute viel (und doch wohl übertreibend) von der Mithrasreligion*), die mit dem erwachsenden Christentum um die Herrschaft gekämpft habe. Der eigentliche Konkurrenzkampf war der mit dem Kaiserkult. Wie eigentümlich sich die Dinge verschränken: Für den Kaiser wird ein Weltkult eingerichtet. Aber der galiläische Arbeitersohn besteigt diesen Thron und Altar. Konstantin entdeckt, daß er unter ihm den Kaiserkult ganz gut wieder einrichten kann. Und im Orient gelang es auch. Das führt zu Gedanken, die man noch lange und auch in die Gegenwart hinein ausspinnen kann. — Haben nun aber auch christliche Kaiser den Nimbus gehabt? Der heilige Maximian neben dem Kaiser hat sich des seinigen entledigt — „aus Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät", wie Gregorovius vermutet. Wenn dieser übrigens fortfährt, es sei dies das einzige Beispiel der Darstellung eines weltlichen Fürsten neben Heiligen in einer Kirche, so scheint ihn die weitere Erforschung Ravennas selbst inzwischen widerlegt zu haben. Höchst wahrscheinlich nämlich hat sich schon Theoderich in seiner Hofkirche (dem jetzigen S. Apollinari) abbilden lassen. Man entdeckte auf dem berühmten Bild des Theoderichpalastes geisterhafte Hände an den Säulen. Verfolgte man sie, so bemerkte man, daß auch in dem Grund zwischen den Säulen das Mosaik Umrisse menschlicher Gestalten erkennen ließ, — soweit nicht die nachträglich eingefügte Darstellung geknoteter Vorhänge sie zerstörte. Das Mitteltor ließ sogar eine ganze Figur — wie man kaum mit Unrecht annimmt diejenige Theoderichs — erkennen, daneben eines Bischofs, sonst nur noch zwei Hände sowie Umrisse von Köpfen. Die Erklärung ist einfach genug: Man hat die Figuren des verhaßten Ketzerkönigs und seiner Bischofe und Großen entfernt, aber um sich nicht unnütze Mühe zu machen, nur die Steine der Figuren selbst, so daß also die Umrisse kenntlich bleiben mußten. Hatten nun die Bewohner vorher die Gestalt Theoderichs gesehen, so ist um so verständlicher, daß man mit desto größerem Pomp Justinian und Theodora als die Rechtgläubigen abbildete und verherrlichte.

*) Vgl. die von Dieterich entdeckte Mithrasliturgie, in guter Rekonstruktion in Wolfgang Schultz' Dokumente der Gnosis S. 83. Jena, Diederichs 1910.

Digitized by Google

Julius Kurth in seinem ausgezeichneten Buch über die Mosaiken von Ravenna hat noch eine andere Vermutung hinzugefügt. Dies Kurthsche Buch — um das zwischenein zu sagen — soll sich, wer sich für Mosaiken und gar im besonderen für die Ravennatischen interessiert, nicht entgehen lassen. Es ist, minutiös genau in der Beschreibung, doch sehr gut und interessant geschrieben und gibt auch über alles Technische der Mosaiken sehr genaue Auskunft. Doch zurück. In der erzbischöflichen Palastkapelle (San Pietro Crisologo) befindet sich ein — gepanzerter Christus. Ich muß mich hier freilich auf Kurth verlassen, der das Stück genau mit Hilfe von Leitern untersucht hat und versichert, daß das Kleid ein Panzer sei. Ein Purpurmantel jedenfalls fällt halb darüber, über die Schulter hält dieser Christus mit einer einigermaßen kriegerischen Gebärde einen Kreuzstab wie eine Lanze, in der Linken ein aufgeschlagenes Buch mit den Worten: Ego sum via, veritas et vita, Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Ein gepanzerter Christus wäre nun ein Unikum in der altchristlichen Kunst. Soll hier einer sein, so müßte man einen Grund für seine Darstellung finden. Kurth glaubt, es sei ein Gegenbild des Theoderich und man dürfe deshalb annehmen, daß er in Kleidung, Haltung, Typus das Bild des Theoderich in S. Apollinari wiedergebe. Ich enthalte mich des Urteils, will nur sagen, daß ich die Deutung, wenn auch nicht überzeugend, doch weniger phantastisch finde, wie Haupts unglückliche Idee, in dem vordersten der drei Magier, einem weißbärtigen alten Herrn — nach Kurth, der Haupts These nicht kennt, einer „Jammergestalt" —, ein Theoderichporträt zu finden. Diese Magier in derselben Haltung kommen noch als Borte auf dem Prunkkleid der Theodora, und in einer Veränderung als Relief auf einem Sarkophag in San Vitale vor; die Goten aber trugen meines Wissens nicht Bärte.

Man sieht, es gibt hier viel Hypothesen. Man kann sogar sagen, daß man hier ohne Hypothesen wenig Schritte tun kann. Man muß eben bedenken, daß der Reste dieser Kunst nicht allzuviel sind. Dazu kommt einerseits, daß Ravenna mit die ältesten und besten enthält, was natürlich schon an sich für Sondererscheinungen prädestiniert, daß es dazu aber noch unter der Aegide eines barbarischen Herrschers und Volkes stand, das durchaus nicht ohne eigene und vielleicht sogar eigensinnige Formempfindnng war — wie das Grabmal nun doch unwiderleglich beweist. — Nimmt man nun noch dazu, daß es ein ketzerischer Herrscher war, dessen Reich bald

Digitized by Google

nach seinem Tode unterging, dessen etwaiger Einfluß also nicht zu lebendiger Weiterwirkung kam, so versteht sich, daß man von vornherein auf manches gefaßt sein muß, dafür man spärliche oder gar keine Vergleiche haben wird.

Man soll auch nicht ungerecht gegen Hypothesen sein. Gewiß sind sie das Element jeder Geschichtsbetrachtung, das am schnellsten veraltet, aber sie sind es deshalb, weil sie zugleich das lebendigste sind. Sie spiegeln am lebhaftesten die Auffassung wider, die ihre Zeit vom eigentlichen Sinn der überlieferten Stoffe hat, und die gewiß desto leichter und schneller überwunden oder verbessert wird, je unbefangener sie sich ausspricht.

Als Beispiel nehme man das Buch Albrecht Haupts. Es steht unter der offenen Tendenz, den Völkerwanderungsgermanen ein eigenes gemeinsames Formgefühl zuzuschreiben, das sich positiv in besonderen von ihnen herzugebrachten spezifisch germanischen Formgedanken (zumeist natürlich ornamentaler Art, wie etwa dem des Zangenmusters am Theoderichsgrabmal), mehr negativ in einer bestimmten Auswahl unter den angetroffenen Formen ausspreche. Man sieht sofort, daß das Gewicht dieser Hypothese auf dem zweiten Gedanken beruht. Haupt hat dafür eine Unmasse Material aus dem ganzen Bereich einstiger germanischer Herrschaft zusammengeholt, und es läßt sich nicht leugnen, daß alles sehr einheitlich berührt, so daß wenigstens die Auswahlhypothese eine starke Wahrscheinlichkeit allerdings erhalten hat. Anderes Weitergehendes hat sich, wie ich glaube, durch seine bloße Aussprache erledigt. Dazu zähle ich freilich nicht die Ansicht Haupts, daß das Grabmal nicht völlig aus den römischen Gräbern der via Appia zu erklären ist, sondern einen eigenen Baugedanken des Königs aus altem Stammesformgefühl heraus darstellt. (Möller van den Bruck erinnert an die je von einem großen Stein gedeckten Dolmen Skandinaviens.) Man bedenke, daß Galla Placidia, die Kaisertochter, -schwester und -mutter, dazu Gotenkönigin (Ataulfs Frau) zu Ravenna ein Prachtgrabmal gebaut hatte mit den wundervollsten Mosaiken, daß Theoderich es kannte, daß er selbst die Mosaiken liebte und viele in hoher Kunstvollendung anfertigen ließ, und daß er dann doch diesen formvollen, dennoch schmucklos einfachen Bau sich zum Gedächtnis türmte. Se autem vivo fecit sibi monumentum ex lapide quadrato mirae magnitudinis opus et saxum ingentem quaesivit, quem superponeret (noch zu Lebzeiten errichtete er sich ein Grabmal aus Quaderstein, ein Werk von wunderbarer Größe, und suchte einen

Digitized by Google

ungeheuren Stein, um ihn darüber zu decken) sagt der Anonymus Valesianus bewundernd in seinem schlechten Latein. Man braucht meines Erachtens hier nicht zu fürchten, daß man patriotisch bestochen sei, indem man den Einfluß spezifisch germanischer Forminstinkte und wohl auch eines persönlichen Empfindens des großen Gotenkönigs annimmt. Auch was Haupt darüber sagt, daß die berühmten Aachener Bronzegitter vom Grabmal Theoderichs stammten, hat er wahrscheinlich zu machen gewußt, und es würde noch bedeutend wahrscheinlicher aussehen, wenn er eine verständnisvollere Zeichnung hätte besorgen können, als die außerordentlich langweilige der Tafel XXII, auf der das Gitter als schwarze Eisenkonstruktion den weißen Bau umzieht. (In Wirklichkeit würde es doch grün oxydiert vorzustellen sein, also mit dem grauweißen Kalkstein des Denkmals sehr gut zusammengehen.) Hypothesen dagegen wie die bereits erwähnten vom Bildnis Theoderichs als ältesten der Magier oder gar die, daß das große Bronze-Reiterbildnis Theoderichs, das Karl der Große nach Aachen verschleppte und an dem nach Haupt die Zeitgenossen die leidenschaftliche Darstellung rühmten, „vielleicht von Kämpfern umgeben" gewesen sei, scheinen mir erledigt, indem man sie ausspricht. Dergleichen ist modern, und zwar schlecht modern (falls nicht an ein Relief gedacht werden soll, was nicht angedeutet ist).

Ich möchte, ehe ich diese Hypothesen verlasse, noch selbst in etwas an dem Rennen teilnehmen. Und zwar mit einer Hypothese darüber, wie Legenden entstehen. Es wurde mir in Ravenna sehr plastisch.

Unser recht billiger Gasthof war ein schöner alter weitläufig gebauter Palazzo, und man ließ uns nach kurzer Zeit verstehen, daß es der Palast der Francesca da Rimini sei. Eine alte Bedienerin aber, als sie etwas aufgetaut war, verriet uns, daß sich alte Fresken von Giotto im Haus gefunden hätten; der jetzige Wirt hätte sie teils abklopfen, teils überspannen lassen. Wir haben sehr gläubig dreingeschaut, aber unsere Gläubigkeit bezog sich nicht auf den Inhalt dieser Erzählungen, sondern darauf, daß wir uns mit großem Vergnügen zwischen den Elementen einer sich bildenden Legende sahen.

Daß nämlich die Erzählung inhaltlich falsch ist, daran ist kein Zweifel. Ravenna ist die Heimat des schon genannten Corrado Ricci, eines der energischsten Kunstkonservatoren des heutigen Italien. Schon sein Vater kopierte viele der berühmten Mosaiken. Wieviel

Digitized by Google

dann Corrado Ricci selbst für Ravennas Altertümer getan hat, wurde schon angedeutet. Er hat auch mehr als ein Buch über sie geschrieben. Es ist ganz ausgeschlossen, daß eine Notiz von Wichtigkeit, die ein Durchreisender erfährt, ihm entgangen sein sollte.

Die Geschichte ist klar genug. Offenbar sind irgendwelche alte Schmierereien, wie sie sich in älteren italienischen Häusern noch überall finden, oft recht geschickt gemacht, selten von wirklichem Kunstwert, im Hause gewesen und entfernt worden. Möglichenfalls haben sie sogar Szenen aus der Geschichte der Stadt dargestellt, doch des bedarf's für die Geschichte, die wir hörten, gar nicht. Waren es Wandpinseleien, so waren es also Fresken; stand erst das fest, und daß sie nicht von heut oder gestern waren, so waren sie offenbar von Giotto — alte Fresken sind in Italien bis zum Beweis des Gegenteils stets von Giotto. — Nun gar in Ravenna! denn Giotto war bekanntlich Dantes Freund und Dante starb in Ravenna, in dem Asyl, das ihm jener Guido da Polenta ungebeten anbot, der Neffe der Francesca da Rimini, deren grausames Geschick Dante besungen hatte. Nun sind alle Elemente der Legende zusammen. Was sollte Dantes Freund in Ravenna anders malen als Francesca da Rimini, und wenn er sie gemalt hatte, wo anders als im Hause, in dem sie gelebt hatte! *)

Indessen nicht etwa von der Entstehung dieser zukünftigen Legende wollte ich erzählen, sondern von der einer sehr berühmten altkirchlichen, da ich für möglich halte, daß sie in die Blütezeit der Ravennatischen Kunst fällt, und zwar von ihr veranlaßt ist. Doch man wird hören.

Ravenna ist durch drei Gräber berühmt, von welchen zwei zugleich Denkmale einer bestimmten Kunstblüte sind. Das schon erwähnte der Galla Placidia, die über ein Vierteljahrhundert das sinkende Königreich regierte, ein Gipfelwerk der Mosaikkunst, und das ebenfalls bereits erwähnte Theoderichs, eines der schönsten Denkmale germanischer Beeinflussung antiker Baukunst. Das dritte, das Grabmal Dantes, hätte ein Denkmal gotischer Kunst werden können. Doch wurde Guido da Polenta vertrieben, ehe er seinen Freund würdig ehren konnte, und erst der Vater des Kardinals

*) Tatsächlich gibt es (außer übermalten echten Fresken Giottos — denn er war wirklich in Ravenna zu Besuch Dantes) alte nicht üble Fresken draußen in S. Maria in porto fuori, in denen man richtig Porträts Dantes, Guidos nnd Francescas sah und die man deshalb in der Tat lange Zeit Giotto zuschrieb.

Digitized by Google

bi ein Renaissancedenkmal für
Eindruck, den man ihm nach-

Galla Placidia zurück. Es
— wie fast alle diese so hoch-
el — innerlich von der höchsten
schmücken, befindet sich eine
die zu den rätselhaftesten der
lige Laurentius mit seinem Rost.
r sei in der Christenverfolgung
s (also nicht ganz zweihundert
on in Rom gewesen und habe
uszuliefern, damit beantwortet,
nmengerufen und auf sie als
habe. Dafür zur Strafe sei er
rden — eine, nebenbei bemerkt,
uch nicht im entferntesten Zu-
r die er bestraft werden sollte.
rordentliche Verehrung für ihn
eigene Kirche und nahm eine
gar in ihr Mausoleum hinein.
smäßig. Auch ist die Beziehung
r ein Grabmal sehr wunderlich,
s Fegfeuer? Noch unverhältnis-
n man den übrigen Inhalt der

mel, in dessen Mitte das Kreuz
le der vier Evangelisten Markus,
ser Reihenfolge). Auf den vier
en Raumes, des „Tambours",
cht. In den beiden längeren
eines lateinischen Kreuzes hat,
fehlenden Apostel oder die vier
ßlunetten der kurzen Arme je
denen der längeren ein Christus
nun also der heilige Laurentius,
einzige außerbiblische Figur also!
auf die Werthaltung der Bibel,
e vier Evangelisten, die Apostel,
e, die das klare Wasser trinken,

Digitized by Google

dann Corrado Ricci selbst für Ravennas Altertümer getan hat, wurde schon angedeutet. Er hat auch mehr als ein Buch über sie geschrieben. Es ist ganz ausgeschlossen, daß eine Notiz von Wichtigkeit, die ein Durchreisender erfährt, ihm entgangen sein sollte.

Die Geschichte ist klar genug. Offenbar sind irgendwelche alte Schmierereien, wie sie sich in älteren italienischen Häusern noch überall finden, oft recht geschickt gemacht, selten von wirklichem Kunstwert, im Hause gewesen und entfernt worden. Möglichenfalls haben sie sogar Szenen aus der Geschichte der Stadt dargestellt, doch des bedarf's für die Geschichte, die wir hörten, gar nicht. Waren es Wandpinseleien, so waren es also Fresken; stand erst das fest, und daß sie nicht von heut oder gestern waren, so waren sie offenbar von Giotto — alte Fresken sind in Italien bis zum Beweis des Gegenteils stets von Giotto. — Nun gar in Ravenna! denn Giotto war bekanntlich Dantes Freund und Dante starb in Ravenna, in dem Asyl, das ihm jener Guido da Polenta ungebeten anbot, der Neffe der Francesca da Rimini, deren grausames Geschick Dante besungen hatte. Nun sind alle Elemente der Legende zusammen. Was sollte Dantes Freund in Ravenna anders malen als Francesca da Rimini, und wenn er sie gemalt hatte, wo anders als im Hause, in dem sie gelebt hatte! *)

Indessen nicht etwa von der Entstehung dieser zukünftigen Legende wollte ich erzählen, sondern von der einer sehr berühmten altkirchlichen, da ich für möglich halte, daß sie in die Blütezeit der Ravennatischen Kunst fällt, und zwar von ihr veranlaßt ist. Doch man wird hören.

Ravenna ist durch drei Gräber berühmt, von welchen zwei zugleich Denkmale einer bestimmten Kunstblüte sind. Das schon erwähnte der Galla Placidia, die über ein Vierteljahrhundert das sinkende Königreich regierte, ein Gipfelwerk der Mosaikkunst, und das ebenfalls bereits erwähnte Theoderichs, eines der schönsten Denkmale germanischer Beeinflussung antiker Baukunst. Das dritte, das Grabmal Dantes, hätte ein Denkmal gotischer Kunst werden können. Doch wurde Guido da Polenta vertrieben, ehe er seinen Freund würdig ehren konnte, und erst der Vater des Kardinals

*) Tatsächlich gibt es (außer übermalten echten Fresken Giottos — denn er war wirklich in Ravenna zu Besuch Dantes) alte nicht üble Fresken draußen in S. Maria in porto fuori, in denen man richtig Porträts Dantes, Guidos und Francescas sah und die man deshalb in der Tat lange Zeit Giotto zuschrieb.

Digitized by Google

Bembo hat 1483 von Pietro Lombardi ein Renaissancedenkmal für Dante bauen lassen, das auf mich den Eindruck, den man ihm nachrühmt, keineswegs gemacht hat.

Kehren wir zum Mausoleum der Galla Placidia zurück. Es ist äußerlich unansehnlich und häßlich — wie fast alle diese so hochbedeutenden Ravennatischen Ueberbleibsel — innerlich von der höchsten Pracht. Unter den Mosaiken, die es schmücken, befindet sich eine höchst merkwürdige, eine „Darstellung, die zu den rätselhaftesten der ganzen christlichen Kunst gehört," der heilige Laurentius mit seinem Rost. Man kennt die Legende von ihm? Er sei in der Christenverfolgung des Valerian, Nachfolgers des Decius (also nicht ganz zweihundert Jahre vor der Galla Placidia), Diakon in Rom gewesen und habe das Ansinnen, die Schätze der Kirche auszuliefern, damit beantwortet, daß er die Armen und Krüppel zusammengerufen und auf sie als auf die Schätze der Kirche gewiesen habe. Dafür zur Strafe sei er auf einem Roste lebendig gebraten worden — eine, nebenbei bemerkt, nicht sehr witzige Strafe, da sie auch nicht im entferntesten Zusammenhang steht mit der Tat, für die er bestraft werden sollte. Galla Placidia muß eine ganz außerordentliche Verehrung für ihn gehabt haben. Sie baute ihm eine eigene Kirche und nahm eine Darstellung seines Martyriums nun gar in ihr Mausoleum hinein. Dies letztere erscheint als unverhältnismäßig. Auch ist die Beziehung auf die Röstung eines Märtyrers für ein Grabmal sehr wunderlich, grenzt ans Komische. Dachte sie ans Fegfeuer? Noch unverhältnismäßiger erscheint diese Röstung, wenn man den übrigen Inhalt der Mosaiken kennt.

In der Kuppel ein Sternenhimmel, in dessen Mitte das Kreuz schwebt, an den Rändern die Symbole der vier Evangelisten Markus, Lukas, Matthäus, Johannes (in dieser Reihenfolge). Auf den vier Seiten des zur Kuppel ansteigenden Raumes, des „Tambours", je zwei Apostel, zusammen also acht. In den beiden längeren Armen des Gebäudes, das die Form eines lateinischen Kreuzes hat, noch vier Gestalten, entweder die fehlenden Apostel oder die vier großen Propheten. In den Schlußlunetten der kurzen Arme je zwei Wasser trinkende Hirsche, in denen der längeren ein Christus als guter Hirt und ihm gegenüber nun also der heilige Laurentius, auf seinen Rost zuschreitend. Als einzige außerbiblische Figur also! Alles andere scheint sich geradezu auf die Werthaltung der Bibel, ihre Kanonicität, zu beziehen. Die vier Evangelisten, die Apostel, vielleicht die Propheten, die Hirsche, die das klare Wasser trinken,

Digitized by Google

denn „die Lehre der Weisen ist wie eine Quelle des Lebens“ (Sprüche 13, 14), während die Irrlehrer nach 2. Petr. 2, 17 Brunnen ohne Wasser sind — an die Psalmstelle von dem Hirsche, der nach frischem Wasser schreit, denkt jeder von selbst. Psalm 42, 2 — und schließlich der gute Hirte, der nach Jer. 3, 15 „weiden soll mit Lehre und Weisheit“. Und nun dieser geröstete Heilige ohne jede Beziehung zu Lehre oder Bibel.

Indessen hier kommt nun die stärkste Ueberraschung, denn gerade ihm hat der Mosaizist die stärkste Beziehung zur Bibel künstlich gegeben. Auf der anderen Seite des Rostes nämlich steht ein Schrank mit vier Büchern, über denen die Namen Markus, Lukas, Matthäus, Johannes geschrieben sind. Und auch der Heilige selbst hat ein Buch in der Hand. Nur, wie kommen alle diese Dinge mit der Röstung des heiligen Laurentius in Verbindung? Indessen es kommt noch rätselhafter: Diese Mosaiken sind wundervoll und höchst ernsthaft. Der gute Hirt ist eine schöne Idylle mit einem jener apollinischen bartlosen Jünglinge, die die älteste Christenheit als guten Hirten darzustellen liebte. Er thront und schaut, während die Rechte leicht eines der Schafe um ihn liebkost, die Linke den Kreuzesstab hält, vor sich ins Weite. Eine liebenswerte Darstellung, aber würdig und ernst. Ganz anders gegenüber. Dies Innengemach freilich, von leichtem Rauch erfüllt, das von dem Feuer unterm Roste stammt, braucht an sich nicht stutzig zu machen. Dieser Kontrast könnte gerade beabsichtigt sein. Aber der Heilige selbst. Man denke: er schreitet von rechts her halb mit Verve, halb mit Anmut, ein großes Kreuz mit der Rechten haltend, mit der Linken ein Buch schwingend, auf den Rost zu. Er schreitet mit einem graziösen Mutwillen zu seinem Rost, nicht anders als ein beliebter Schauspieler, der, seines Beifalls gewiß, sich anschickt, seine Glanznummer aufzuführen, indem er sich vor den Augen eines geneigten Publikums auf dem Roste lebendig — noch dazu mit wallenden Gewändern! — . . . . . nein! dies ist unmöglich. Woher stammt diese ganze Lächerlichkeit in dem so schönen und so würdigen Raum?

Wir unterbrechen uns eine Weile, um kurz zu erwägen, was wir von der Erbauerin des Grabmals wissen.

Verhältnismäßig nicht wenig. Sie war die Tochter Theodosius' des Großen, Schwester des Honorius und Arcadius. Sie war noch jung, als sie bei der Erstürmung Roms in Alarichs Gefangenschaft geriet. Da sah sie Alarichs Verwandter und Nachfolger Ataulf und verliebte sich in sie. Er hielt um ihre Hand an; Honorius

Digitized by Google

verweigerte sie, so nahm er sie gegen den Willen des Kaisers. Er wurde aber schon ein Jahr später ermordet und seine Frau von dem Mörder schimpflich behandelt, vom neuen König dem Honorius zurückgeschickt. Der zwang sie alsbald, den Feldherrn Konstantius zu heiraten. Doch auch dieser starb nach kaum vier Jahren und hinterließ sie mit zwei Kindern, dem späteren Kaiser Valentinian II. und der Honoria, um die Attila warb. Zwei Jahre später starb auch Honorius und Galla Placidia wurde Regentin für ihren minderjährigen Sohn und blieb es bis an ihren Tod. Ihre Tochter hatte sie zur Nonne bestimmt, aber die, so wurde erzählt, war anderen Wunsches und schickte Botschaft an Attila; das sei erst der Grund zur Werbung und dann zum Einfall Attilas gewesen. Auch sonst erwies sich Placidia exemplarisch fromm. Als sie nach Honorius' Tod aus Konstantinopel übers Meer nach Ravenna zurückkehrte, gelobte sie während eines Sturmes dem Apostel Johannes eine Kirche, wenn er sie rette. Sie gründete dann die große Kirche, die noch heute als San Giovanni Evangelista bekannt ist, und in der sie ihre Rettung in einem leider verlorenen Mosaik darstellen ließ. Julius Kurth hat nachzuweisen versucht, daß eine sehr schöne und eigenartige mittelalterliche Miniatur in einem Ravennatischen Kodex eine Nachahmung des verlorenen Mosaiks sei. Das Schiff ist zweimal dargestellt, beidemal Galla Placidia mit ihren beiden Kindern; beidemal der Heilige doppelt dargestellt, rechts das Segel richtend, links rudernd, nur das eine Mal im Sturm, das andere im beruhigtem Wetter. Sie hat also geliebt, sehr Persönliches in ihre Kirchenschmückungen zu bringen. Darauf weist vielleicht auch das Bild vom guten Hirten im Grabmal. Kurth bemerkt, daß die Schafe auf diesem Bilde nicht wie sonst männlich, sondern, wie es scheint, weiblich oder geschlechtlos dargestellt sind. Wenn man bedenkt, daß diese Kaisertochter zweimal zur Ehe gezwungen wurde, daß sie Mutter eines vollendeten Wüstlings und einer Tochter war, die sie für gut hielt ins Kloster zu schicken, die aber ihrerseits für noch besser hielt, sich dem Hunnenführer anzubieten, so kann man nicht umhin, anzunehmen, es sei nicht ganz von ungefähr, daß sie in ihrem Himmel keine Mannsbilder mehr anzutreffen wünschte. Das wäre also abermals etwas Persönliches in diesen Mosaiken.

Sollte auch ihre Verehrung für den heiligen Laurentius besonderen Grund haben?

Damit kehren wir zu dem rätselhaften Bild zurück. Das Leben der Placidia hat uns keinen direkten Hinweis an die Hand gegeben.

Digitized by Google

Höchstens, wenn wir von ihrer Frömmigkeit sprechen, lohnt es sich noch, daran zu erinnern, daß wir uns erst hundert Jahre nach Konstantin und dem Konzil von Nicäa befinden, daß der Streit zwischen der athanasianischen Orthodoxie und der arianischen Ketzerei noch wogte und mit höchster Erbitterung von seiten der Orthodoxie geführt wurde, daß er fürs Reich selbst erst durch Placidias Vater Theodosius den Großen zugunsten der Orthodoxie entschieden war, daß aber die germanischen Völker mit Ausnahme der Franken Arianer waren, also auch Ataulf, ihr Mann, Ketzer gewesen war. Dies könnten an sich ganz wichtige Fingerzeige sein, wenn auf dem Bilde nur der Evangelienschrein, der Märtyrer, das Buch, das er schwingt, und das Feuer wären, nicht aber der Rost. Wenn so alles auf die wahre reine Lehre, auf die kanonischen vier Evangelien abgezielt ist, so könnte ja das Buch in der Hand des Heiligen im Gegensatz zu den Evangelien auf der anderen Seite ein ketzerisches sein und der Heilige es ins Feuer werfen.

Wenn wir uns darüber Rechenschaft abzulegen suchen, worin die Lächerlichkeit der Darstellung liege, so finden wir in der Tat, daß alles aus der hinzugebrachten Vorstellung stammt, daß der Heilige sich nunmehr auf den Rost legen werde. Und diese Vorstellung wiederum stammt von unserem Wissen um den lebendig gerösteten Laurentius. Für jemanden, der dieses Wissen nicht hätte, wäre das Bild höchst ernsthaft: der Heilige schwingt ein Buch und schreitet damit lebhaft auf ein Feuer zu. So haben deshalb — wie Kurth anführt — ältere Erklärer in dem Heiligen einen Christus gesehen, in dem ganzen Bild ein Gegenbild zum Lämmerweidenden: den die Bücher der Ketzer verbrennenden Christus. Dadurch wären nun zwar die Gebärde, der Schrank mit den kanonischen Evangelien, das Feuer und das Buch, auch das Kreuz gut erklärt. Nur leider weder der Rost, noch der Typus dieses Christus. Der Kopf allein schon ist alles eher als ein Christustypus, zumal er auch noch bärtig ist, was Christus auf den gleichzeitigen Ravennatischen Mosaiken nie ist (andere Gründe lese man bei Kurth S. 59 selbst nach). Um dieser Gründe und vor allem des Rostes willen sind denn also die neueren Ausleger sämtlich zur Laurentiushypothese übergegangen. Kurth versucht nun die Hypothese vom Ketzerbücher verbrennenden Christus ohne den Christus zu halten. Ein uns unbekannter Heiliger verbrennt ketzerische, jedenfalls arianische Bücher, wofür er vermutlich gekreuzigt worden ist, wie das Kreuz andeutet, das sich in jener Periode nur in der Hand derjenigen Märtyrer findet, die wirklich

Digitized by Google

den Kreuzestod litten, besonders also des Herrn selbst und des Petrus. Der Rost dagegen ist nur da, um das Feuer als ein breit brennendes zu motivieren, was nötig war, weil die Wand oben ein Fenster hat, also das Feuer nicht in die Höhe brennend dargestellt werden konnte. Diese rein künstlerische Motivierung des Rostes wäre ansprechend genug, wenn nur ein Rost ebenso sicher ein künstlerisch befriedigendes Möbel wäre, als er in Wirklichkeit keins ist. (Aber dies dürfte überhaupt ein eigenes Kapitel sein in der Geschichte der alten Kunst — ich weiß nicht, ob es schon einmal geschrieben worden ist — die Darstellung von Möbeln. Sie muß unter anderen Geschmackswinkeln gestanden haben, als wir dafür aufbringen können. Sie sind, wie auch die Architektur-Teile, stets sehr ordentlich dargestellt, fast ebenso oft peinlich häßlich; vor allem aber sie werden mit offenbarer Begeisterung dargestellt. In der Kuppel des orthodoxen Baptisteriums in Ravenna, die in drei konzentrischen Kreisen geschmückt ist, enthält der innere die Taufe Christi, der zweite schreitende Apostelfiguren, der dritte — Möbel, natürlich heilige, bedeutungsvolle, aber immerhin Möbel.) Die Hauptschwierigkeit für diese Kurthsche vermittelnde Hypothese liegt aber darin, daß Galla Placidia sich, wie wir bereits fanden, nachweislich gerade für den heiligen Laurentius höchlichst interessiert hat. Dazu auch die anderen Gründe, die Kurth gegen den Laurentius anführt, teils sehr fadenscheinig sind, teils bei näherem Zusehen gegen ihn umschlagen. Unser Heiliger sähe den (durch Inschrift) gesicherten Darstellungen des Laurentius nicht ähnlich. Meinem Urteil nach sieht er den einzigen beiden Paralleldarstellungen, die in Betracht kommen, aber beide um nicht weniger als anderthalb Jahrhunderte jünger sind, dem römischen in San Lorenzo in Verano und dem ravennatischen in S. Apollinari Nuovo so ähnlich, als das nur von Mosaikbildern, die keine Porträts sind, gesagt werden kann, alle dreimal ein kurz geschorener Vollbart, — was will man mehr! Dann soll das Kreuz, das auch der San Lorenzo in Rom trägt, kein Märtyrerkreuz, sondern das Diakonenkreuz sein und sich deshalb scharf von dem des Herrn und des Petrus auf derselben Darstellung unterscheiden. Ich kann mehr als nebensächliche zufällige Unterschiede auf den mir zugänglichen Abbildungen nicht erkennen. Zudem will der Zufall, daß auf demselben Bild auch der Diakon Stephanus abgebildet ist, und zwar — ohne „das" Diakonenkreuz.*) (Die

*) Liesmann in seinem sehr praktischen ikonographischen Handbuch weiß auch nichts von einem Diakonenkreuz, noch überhaupt von irgendeinem kreuztragenden Diakonen außer Laurentius.

Digitized by Google

Heiligen in S. Apollinari — es ist die Reihe, die der Bischof Agnellus an Stelle wahrscheinlich sehr ketzerischer oder aus dem Leben Theoderichs entnommener Darstellungen der gotischen Zeit setzte — können nicht verglichen werden, da sie überhaupt keine individuellen Abzeichen haben.) Schließlich und zuguterletzt, — in den hundertfünfzig Jahren, die zwischen beiden Darstellungen, der Ravennatischen und Römischen, liegen, konnte mancherlei geschehen. Wir werden noch hören. Also hier scheint mir keine Ausflucht möglich: der Heilige im Mausoleum der Galla Placidia ist ein Laurentius so gut als die beiden in Rom und in S. Apollinari in Ravenna, die als solche bezeichnet sind. Wenn also die Legende von der Röstung des Heiligen bereits existierte, so ist dies der Rost, auf dem sie vor sich ging — das scheint mir keine Frage.

Aber wenn sie noch nicht existierte? — Wenn wir die Frage umdrehen und so stellen: woher stammt denn die Legende von der Röstung des Laurentius? Bevor sie da war, konnte ein Rost — es ist noch dazu einer auf Rollen! — ebenso natürlich über einem beliebigen Herdfeuer stehen, als noch heute allerlei Feuergerät auf einem italienischen focolare steht, der meist nur um wenige Zoll über dem übrigen Boden erhöhten Feuerstelle, um die mancherorts noch schön geschnitzte Bänke sich ziehen.

Hier müßten freilich die Archäologen mitsprechen. Eine Schwierigkeit könnte man in der Größe des Rostes sehen. Doch ist zu bedenken, daß im Privatmausoleum einer Kaiserin-Mutter die abgebildeten Gerätschaften nicht unnatürlicherweise einem kaiserlichen Haushalt entnommen sind, in welchem es Sitte sein mochte, ganze Tiere auf einmal zu braten, wie heute noch an Volksfesten in den italienischen Städten das ungeteilte Schwein am Spieß gebraten wird. Um so leichter erklärt sich dann umgekehrt aus der Größe des Rostes die Entstehung der Legende. Gegen die Deutung auf den Menschen-Rost scheinen mir schon die bereits erwähnten Rollen zu entscheiden. Sie erhöhen die Komik, die die Szene in der gewöhnlichen Deutung sowieso hat, ins Unerträgliche.

Wir erhalten damit folgende Legendenentstehungsgeschichte: Der heilige Laurentius, ein fanatischer Anhänger der orthodoxen Kirche, hat unter einem arianischen Herrscher ketzerische arianische Bücher verbrannt. Er ist dafür hingerichtet, wenn Kurths Nachweise über die Bedeutung des Kreuzes recht haben, gekreuzigt worden. Dieser älteste Bestand der Legende könnte sogar geschichtlich sein, könnte sogar noch zur Zeit der Galla Placidia oder ihr sehr

Digitized by Google

nahe sich zugetragen haben. Jedenfalls mußte ein solcher Heiliger in jener Zeit des erbitterten Kampfes zwischen Orthodoxen und Arianern der gegebene Heilige für die sein, welche diesem Kampfe nahe lebten. Galla Placidia baut ihm eine Kirche, und als sie ihr Grabmal als Bekenntnis zum orthodoxen Glauben ausbauen läßt, bietet seine Tat sich als entschiedenste historische Bewährung der Glaubenstreue. Noch als Bischof Agnellus anstößige Darstellungen des Ketzerkönigs durch einen Zug von Heiligen ersetzen läßt, ist gleich der vierte unter sechsundzwanzig wiederum Laurentius.

Dies sei der erste Akt. Bei der Gestaltung dieser Geschichte verfällt nun irgend ein Meister, vielleicht aus ähnlichen wie den von Kurth angegebenen rein künstlerischen Gründen, vielleicht weil er es sich aus unkontrollierbaren Gründen nun einmal so vorstellte, auf die Darstellung eines Herdfeuers mit einem Rost darüber. Diese Darstellungsart verbereitet sich. (Die Ravennatischen Mosaiken sind, wie Kurth nachweist, in Rom und bis Neapel hin nachgeahmt worden, — sie verdienten es auch!) Der Volkswitz bemächtigt sich dieses Bildes und in Analogie der Geschichten vom Prokrustes, vom glühenden Stier und unzähliger ähnlicher erfindet er, daß man zur Rache Laurentius denselben Untergang habe finden lassen, den er den ketzerischen Büchern zugedacht hatte.

So entsteht im zweiten Akt die Röstungsgeschichte. Aber der Ketzerkampf geht vorüber. Zwar beherrschen noch Jahrhunderte lang Arianer das Land, und obwohl diese germanischen Arianer, die Goten und dann die Langobarden, die Orthodoxen ungekränkt ließen, so haben andererseits Byzanz sowohl als Rom je und je den Fanatismus der Orthodoxie benutzt. Doch scheint der eigentliche Kirchenkampf für die Römer mit dem Fall des Gotenreiches entschieden.*) So kommt die Motivierung mit dem Verbrennen der Ketzerbücher in Vergessenheit. Das Buch wird zum Buch des Diakonen, das Kreuz zum „Kreuz des Diakonen", und als Motivierung taucht eine sehr schöne Diakonenlegende auf, oder läßt sich auf die freigewordene Laurentiusfigur nieder, oder endlich, falls sie von Anfang an mit ihr verbunden war, tritt in den Vordergrund. Die

*) Immerhin liegt an dieser Stelle die Schwäche der Hypothese: Wie ist das Vergessen des Bücher verbrennenden Heiligen zu erklären, während die Ketzer noch dreihundert Jahre herrschen? Eine Schwierigkeit, die übrigens die Kurthsche Hypothese gleicherweise drückt. Der Gegensatz der Evangelien führt aber überhaupt eher auf gnostische Kämpfe, nur daß da die gegnerisch interessiert rächende Obrigkeit schwerer zu beschaffen ist, wenn das immerhin auch, — etwa durch Umwege (Anzeige aus Rache) möglich bleibt.

Digitized by Google

römische Darstellung — aus dem Jahre 580 — legt bereits die neue Motivierung nahe, hat sie eventuell veranlaßt, denn auf dem Buch erkennt man die Worte: „Dispersit atque (?) dedit pauperibus.“ Doch fehlt noch jede Hindeutung auf Rost oder Röstung. Ich weiß nicht, wann die eingesetzt hat. Die von Kurth genannte Rostdarstellung in S. Clemente in Rom ist sehr spät (12. Jahrhundert.) Das wäre dann der dritte und letzte Akt.

Ich würde diese Geschichte — ob sie sich nun übrigens festmachen oder umgekehrt widerlegen läßt*) — jedenfalls für eine typische Legendenentstehungsgeschichte halten. Denn so aus Bildern, die die Phantasie ausdichtete, wird man sich auf jeden Fall eine große Menge Legenden erwachsen denken müssen.

Wenn man es recht erwägt, entstehen so nicht Sagen überhaupt? Irgendeine schwerverständliche Wirklichkeit wird zu verstehen versucht. Je nachdem, ob ein mehr religiös oder mehr technisch oder mehr spielerisch oder wie sonst interessierter Geist darüber gerät, wird mehr Mythologie oder mehr primitive Wissenschaft oder mehr bloße Phantasie oder etwas anderes daraus. Ravenna selbst gibt noch ein anderes Beispiel für den Fanatismus des Kampfes der Orthodoxie gegen den Arianismus. Der ungeheure zur flachen Kuppe behauene Felsblock (über zehn Meter im Durchmesser), der über Theoderichs Grabmal liegt, hat an einer Stelle einen Riß. Er entstand möglicherweise schon bei der Aufsetzung auf den Unterbau, nach anderen hätten die auseinanderweichenden Mauern ihn gerissen. Wie dem sei, der religiöse Fanatismus der Orthodoxen wußte einen plausibleren Grund: Theoderich war angekündigt worden, daß er vom Blitz sterben müsse, eine passende himmlische Strafe für seine Ketzerei! Also ließ er dies feste Bauwerk errichten und mit einem einzigen riesigen Stein decken, darunter er sich stets versteckte, sobald der Himmel sich bezog. Allein die Prophetie war stärker, und als seine Tage voll waren, so fuhr der Blitz mitten durch den mächtigen Stein, um den König, der darunter saß, in Asche zu verwandeln. So mündet die Vermutung schließlich in die ätiologische Sagenerklärung als eine Unterart ein. Während die

*) Denn man müßte natürlich erst noch die Laurentiusliteratur prüfen, die mir hier unzugänglich ist. Der Jansenist Tillemont in seinen Memoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premieres siècles, Paris 1693 ff. im IV. Band führt als Zeugen für die Legende und speziell für die Röstung einen Gesang des Prudentius, der zwischen 400 und 410 dichtete, eine Rede Augustins, eine Leos des Großen (um 450) und einige andere unbedeutendere Schriftsteller an. Wenn diese Stücke echt sind, was ich hier nicht feststellen kann, so entscheiden sie gegen die Hypothese.

Digitized by Google

gewöhnlich sogenannte ätiologische Erklärung Sagen aus auffälligen Naturerscheinungen erklärt (besonders deutlich bei solchen Sagen, die schließen „und darum hat die Schwalbe noch heutigen Tages einen gespaltenen Schwanz", „die Blutbuche ihre rote Farbe" und so fort!), so wird hier die Sage aus einem unverständlich gewordenen Bild erklärt. Das geschieht noch bis heutigen Tags (vgl. Richard M. Meyer, Altgermanische Religionsgeschichte S. 21) aller Orten. Sophus Bugge hat dieses Prinzip fruchtbar — allzu fruchtbar! — für die Eddaforschung gemacht, deren Mythen er zum großen Teil aus mißverstandenen Heiligendarstellungen irischer Mönche ableitet.

Wenngleich da tolle Uebertreibungen unterlaufen, scheint mir das Prinzip selbst damit nicht widerlegt. Es liegt auf der Hand, daß Bilder in ganz anderer Weise die Phantasie gleichzeitig anregen und freilassen, als es Geschichten tun können. Der Geschichten, die sich aus einem Bilde herauslesen lassen, sind schlechthin unzählige möglich, während die Möglichkeiten der Modifikation einer überlieferten Geschichte immerhin beschränkter sind.

Es folge hier noch eine hypothesenartige Erwägung über den Gesamtcharakter der Ravennatischen Kunst.

In Harnacks Dogmengeschichte ist ein besonders glänzendes Kapitel meiner Erinnerung nach die Abwägung des Arianismus und der athanasianischen Orthodoxie auf ihre dogmatischen Werte hin. Wir sind leicht geneigt, den Arianismus, weil er die Gottgleichheit des Erlösers bestritt, für die vernünftigere Lehre zu halten. Wir denken dabei an die Menschheit Jesu; aber die lehrte ja der Arianismus gar nicht. War der Erlöser ein gottartiges Wesen, nur nicht Gott gleich, so war das offenbarer Rückfall in den Polytheismus, während die athanasianische Lehre sich da besser half. So, wenn man diese Dinge sozusagen dogmenphilosophisch ansieht. Doch bleibt die Möglichkeit, daß für das volkstümliche Denken, das nicht so spitz unterscheidet, die Sache umgekehrt lag. Für dieses Denken oder Vorstellen könnte gar wohl der gottgleiche Sohn der athanasianischen Lehre ein gespenstischeres, dem Heidentum näher bleibendes Gottwesen bedeutet haben, während es bei dem dem Vater unterworfen bleibenden Christus der Arianer ein lebhafteres Gefühl der Menschheit Jesu gehabt haben mag. So bleibt die Möglichkeit, daß der Arianismus eine erste, wenn auch sehr verhüllte Betonung der Menschheit Jesu bedeutet haben mag, ein erster Einspruch sozusagen gegen die orthodoxe Entwicklung zur Erstarrung, wie später Franziskus und dann Luther. Nun hat das Einströmen menschlicher Empfindungs-

Digitized by Google

wärme in die mittelalterlichen Religionen durch den heiligen Franziskus, wie dann durch Luther sehr stark anregend auf die künstlerische Natur gewirkt, und es wäre möglich, daß ein ähnlicher Zusammenhang der Ravennatischen Kunst ihre sehr ausgeprägte Besonderheit und Lebendigkeit verschafft hat.

Unwillkürlich denkt man bei dem Ketzerkönig Theoderich an jenen anderen, 2000 Jahren früheren ägyptischen Ketzerkönig Echnaton, dessen merkwürdiger Sonnengesang (Greßmann, altorientalische Texte und Bilder, Tübingen, Mohr, S. 189ff.) bereits ein so intimes Mitleben mit der Natur und den Tieren bezeugt, wie später der 104. Psalm und dann das Sonnenlied des Franziskus. Auch dort sproß ein reiches eigenartiges, zur Natur zurückkehrendes, will sagen, von ihr sich neu anregen lassendes Kunstleben auf, das alle hieratischen Schranken durchbrach. Nun, die hieratischen Schranken waren um 400 noch nicht sehr hoch — wir befinden uns vor der Epoche des Byzantinismus —, immerhin sind die Ravennatischen Mosaiken der Galla Placidia und des Theoderich von auffälliger Lebendigkeit, Naturfrische und Originalität.

Schließlich sei noch eine umfassende Hypothese erwähnt, auf die ich nicht näher eingehen will, weil sie mir noch wenig geklärt scheint und ich ihre Möglichkeiten nicht übersehe. Es ist diejenige, welche Antwort zu geben versucht auf die Frage: Rom oder Orient? Ob also die altchristliche Kunst überwiegend durch römische oder durch orientalische Einflüsse sich erklärt. Strzygowski hat in dem trefflichen Handwörterbuch „Religion in Geschichte und Gegenwart" einen Artikel über „altchristliche Kunst" veröffentlicht, sehr stoffreich und dafür viel zu andeutend, in dem er in seiner etwas lärmenden Weise die orientalische Herkunft aller altchristlichen Kunst verkündigt und diese Annahme als protestantische Ehrensache proklamiert. Worauf dann Kurth (S. 16, ohne übrigens Strzygowski zu nennen) mit einer anderen Ehrenfrage antwortet: „War denn das Abendland wirklich so erbärmlich gedankenarm, daß es immerwährend Anleihen im Osten machen mußte?" In der Tat, wenn einmal solche patriotischen Zwischenfragen erlaubt sein sollen — was ich bestreite —, so wüßte ich nicht, was für einen Anlaß wir haben sollten, wider Roms Ruhm zu Felde zu ziehen zum besten irgendwelcher orientalischen Ruhmestitel! Noch unangenehmer als diese patriotischen Aufrufe finde ich den Versuch Strzygowski, die eigene Meinung als die wahrhaft moderne der gegnerischen als einer veralteten, nach der bald kein Hahn mehr krähen werde, entgegenzu-

Digitized by Google

stellen. (Wogegen dann Kurth daran erinnert, daß gerade die Sucht, für alles Mögliche byzantinische Prototypen zu finden, erst durch Kraus' Verdienst überwunden worden sei. Doch liegt hier die Sache verwickelter, da auch Strzygowski nicht direkt auf byzantinische Vorbilder hinaus will.) Wer da weiß, wie störend und verwirrend dergleichen Hinweise auf Patriotismus oder Modernität sowieso für jede ernste Arbeit sind, und wer fühlt, wie sehr in allen Dingen gerade das Weglenken von derlei Seitentendenzen, das Hinleiten und Festhalten beim Sachlichen, die Erweckung geradezu eines Ehrgeizes für Sachlichkeit und für Selbständigkeit gegen patriotische oder Modernitäts-Parolen sind, der wird bei aller Anerkennung des in der Tat höchst interessanten Strzygowskischen Artikels doch seine starken Bedenken nicht unterdrücken mögen. Natürlich will ich nun nicht meinerseits den Anschein erwecken, daß mit der Abweisung solcher verunglückten Anrufe die Strzygowskische Anschauung selbst widerlegt sei. Wenn man die Rolle erwägt, die Rom in der Renaissance später spielt — nirgends der Anreizung, oder des in irgendeinem Sinn Schöpferischen, überall des Verbrauchenden, Manierschaffenden, Uebertreibung und Niedergang Verursachenden! —, so wird man nicht abgeneigt sein, schon für jene alte Zeit eine ähnliche Rolle zu vermuten. Immerhin, wenn Strzygowski sagt: „Rom nimmt an der großen Entwicklung des 4. bis 6. Jahrhunderts nicht mehr teil. Der große breite Strom geht über Ravenna, Mailand, Marsaille nach dem Norden", so ist Ravenna insofern kein schlagendes Beispiel, als der nach Theoderich einsetzende bestimmte und direkte orientalische Einfluß deutlich kunstmindernd wirkt.

Digitized by Google

Die ästhetischen Theorien der modernen Baukunst.

Von

Dr. Adolf Behne.

So wie im Leben des Einzelnen Zeiten der Selbstzufriedenheit mit Zeiten der Vorwürfe und des Mißbehagens wechseln, scheint es ähnlich im Leben umfassenderer Menschheitsgebilde zu sein. Der einzelne Künstler wirft sich vielleicht heute stolz in die Brust, und morgen, wenn er vor einen Rembrandt tritt, schilt er sich einen Stümper. Ganz ähnlich ergeht es der Künstlerschaft im großen, wenn sie nach Jahrzehnten des Selbstbewußtseins in eine Periode der bis zur Selbstquälerei gesteigerten Kritik an sich selbst verfällt!

Ein derartiger Umschlag des künstlerischen Bewußtseins mit seinen Folgen liegt nicht weit hinter uns. Die Künstlergeneration um 1870 war mit sich zufrieden. Sie hatte das Gefühl, Großes und Bedeutendes zu leisten. Dann kam im letzten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts eine äußerst scharfe Reaktion. Mehr und mehr Stimmen wurden laut, die das Schaffen der Zeit für absolut wertlos erklärten! Was gebaut, gemeißelt oder gemalt worden war, verdiente nach ihnen nur den Untergang. Das eben noch so hochgehende künstlerische Selbstbewußtsein war auf den Nullpunkt gesunken.

Am schwersten und nachhaltigsten wurden von dem Umschlag in der allgemeinen Wertung die Architektur und das Kunstgewerbe betroffen. Malerei und Plastik richteten sich leichter wieder auf. Das hatte seinen Grund darin, daß in der Malerei wie in der Plastik der Vorgang im Grunde genommen lediglich ein Generationswechsel war. Neues, Junges kam empor und schalt auf das, was ihm im Wege war. In der Baukunst und im Kunstgewerbe war das anders. Hier richtete sich die Kritik nicht nur gegen das, was die herrschende Generation gebaut hatte, und war die Sache erledigt,

Digitized by Google

indem man sich selbst an die Stelle der Väter setzte, nicht hieß es: wir bauen besser als Ihr, deshalb macht uns Platz, — vielmehr bezog man die Kritik auf sich selbst mit, auf sich selbst geradezu in erster Linie. Die Maler und Plastiker setzten an die Stelle des Angegriffenen, für wertlos Erkannten etwas Eigenes. Die Richtung des Schaffens änderte sich, aber das Schaffen selbst ging weiter. Die Architekten, die Kunstgewerbler dagegen sagten: wir können nichts mehr schaffen, wir sind bankerott!

Man war sich darin einig, daß die Grundbedingungen des künstlerischen Schaffens erst völlig andere werden müßten, ehe ein wertvolles Bauen möglich war, war sich darin einig, daß die gesamte herrschende Kultur in letzter Linie die Schuld trage. Sie war nicht das Fundament, das man brauchte, sie war zu weich, zu nachgiebig, sie war zu unselbständig. Die Kritik an der baukünstlerischen Produktion wurde allemal eine vernichtende Kritik der gesamten Zeitkultur.

Man verglich das architektonische Schaffen früherer Jahrhunderte mit dem eigenen und mußte sich der ägyptischen und griechischen, der romanischen und gotischen, der Renaissance-, Barock- und Rokokoarchitektur gegenüber auf einen letzten Platz im Dunkeln bescheiden. Auf jene Zeitalter wandte man neidisch den Blick. In allen jenen Epochen ein selbstbewußtes, freies, umfassendes Schaffen, und jetzt, seit 100 Jahren, Verarmung in Wiederholung und Nachahmung. Freilich, in jenen Epochen hatte die Kultur die unentbehrliche Grundlage für das Bauen und Einrichten gegeben. Deshalb, wollte man weiterkommen, wollte man von der Sandbank, auf die man geraten war, frei werden, so konnte nur die Betrachtung jener großen Epochen die Werkzeuge liefern. Aber nicht die Formen sollten der Vergangenheit abgesehen werden, das hatte die vorige Generation allzu reichlich getan, sondern der Geist, die Gesinnung des Schaffens mußten vorbildlich werden!

Und indem man den Blick auf die Baugesinnung früherer Zeiten richtete, erkannte man, daß die Meister der großen Epochen ehrlich, unbefangen nnd einfach gearbeitet hatten, ohne viele Umwege, ohne viele Rücksichten. Man stellte nicht etwas anderes vor, als man war, man schuf naiv, ohne abschweifende Reflexion. Man baute, um einen bestimmten Bedarf sachlich zu befriedigen. Natürlich tat man es solide und, wenn es möglich war, mit Anstand, ja mit Aufwand. Und ebenso natürlich tat man es in der Formensprache, welche die allgemeine war, eine andere kam gar nicht in Betracht.

Digitized by Google

Man baute im Stile seiner Zeit. Das Material aber wurde zweck- und artentsprechend verwendet.

Das erkannte man und fragte sich, wie weit das eigene Schaffen dem entsprach. Nun, schärfer und ausgeprägter konnte ein Gegensatz nicht gedacht werden. Die Einfachheit war der Kompliziertheit, die Naivität einer kalten Reflexion, die Sachlichkeit einem ästhetischen Schema gewichen, und statt in einer eigenen Formensprache baute man heute gotisch, morgen altchristlich, übermorgen romanisch. Denn einen eigenen Stil besaß man nicht!

Dieses letzte erschien allgemein als das traurigste. Man kam sich ganz armselig vor, wie Peter Schlemihl, der keinen Schatten hat und auf den alle Glücklicheren herabschauen.

Weil man keinen eigenen Stil, keine eigene Formensprache besaß, deshalb war man in „Historizismus" verfallen, und da hatte man nun den Begriff, der alles andere einschloß. Wenn man im XIX. Jahrhundert romanische Kirchen baute, war das nicht Historizismus? Wenn man verfallene Burgen, die einen Gebrauchswert nicht mehr darstellten, mit vielen Kosten und großem Scharfsinn, der glücklich meist das Falsche traf, restaurierte, ausbaute, einrichtete, war das nicht Historizismus? Und was war letzten Endes schuld, wenn man das Material unzweckmäßig behandelte? Wiederum das Festhalten an irgendeinem alten Stil. War doch z. B. das Eisen, das mehr und mehr eine Rolle zu spielen begann, den Früheren als Konstruktionsmittel unbekannt gewesen. Sie hatten also keine Form der Eisenbehandlung ausbilden können. Baute man nun mit Heranziehung des Eisenmaterials im antiken Stil, so mußte notgedrungen auf das Eisen eine Formensprache mit ausgedehnt werden, die nur äußerlich an dasselbe herangebracht sein konnte, niemals aber sein wahrer Ausdruck. Und ebenso, wenn man unsachlich, unkonstruktiv baute, war wiederum der Historizismus schuld. War denn ein Bahnhof, ein modernes Theater zweckmäßig, folgerichtig, aus seinen inneren Bedingungen heraus im Stil irgendeines früheren Jahrhunderts zu bauen? Zwang nicht das Festhalten an einem solchen Stil für eine gänzlich diskrepante Aufgabe von selbst zu Verschleierungen, Umwegen, Verschwendungen?

Wollte man also wieder zu einem guten, wertvollen Bauschaffen gelangen, so mußte man sich in erster Linie von diesen Fehlern frei halten, positiv gesprochen, man mußte die folgenden Bedingungen beobachten.

Digitized by Google

Allem Historizismus mußte man den Rücken wenden, indem man keine Form, kein Ornament, keine Gliederung benutzte, die einem vergangenen Stile gehörte. Man mußte sich seine Formen selbst erfinden aus dem Geiste der eigenen Zeit heraus, so wie es die großen vergangenen Epochen, die verehrungswürdigen Meister früherer Jahrhunderte für ihre Zeit getan hatten.

Aber auch das Restaurieren war ein im Grunde unnatürlicher Prozeß, der den Zeiten gesunden Kunstschaffens fern geblieben war und deshalb auch jetzt vermieden werden sollte! Man baute, und was die Zeit dann mit dem Bau machte, das war als natürlich zu ertragen. Wann hätte man in früheren Zeiten daran gedacht, etwa den zerbröckelten gotischen Stein durch einen künstlich gotisch gemalten Renaissancestein zu ersetzen? Man konnte ja neu bauen, ebenso schön, schöner!

Wenn man aber nach dem eigenen, charakteristischen Stil seiner Zeit suchte, mußte man sich die entscheidenden Direktiven vom Material geben lassen. Auch hierin konnten und mußten die Alten das Vorbild abgeben. Wie sie das Holz, den Backstein, den natürlichen Stein aus ihren strukturellen Bedingungen und dem Charakter der Oberfläche behandelt hatten, so mußte jetzt das Eisen und der Beton einen innerlich echten und nach außen charakteristischen Stil zeitigen.

Und auf den Weg nach einem eigenen Stil mußte auch die Tatsache völlig neuer, von der Vergangenheit gänzlich unbeschwerter Bauaufgaben nötigen. Freilich, wenn man auf Postämter, moderne Schalterräume und Ausstellungshallen die Formen der Gotik oder deutschen Renaissance aufpfropfte, dann war der Weg von vornherein verstellt. Aber auch das war ja nur eine speziell moderne Untugend, und der auf die Baugesinnung der großen Epochen gerichtete Blick mußte sie bald durchschauen. Wie man aus der Aufgabe heraus zunächst ganz ohne ästhetische Absichten zweckentsprechend, unverschleiert, folgerichtig bauen müsse, um das ästhetisch Schöne ganz von selbst als notwendige Folge erstehen zu sehen, das konnte man wiederum von den Meistern jener schöpferischen Zeiten lernen.

Dieses war das Glaubensbekenntnis, das sich in den neunziger Jahren ausbildete und in dessen Zeichen man an ein neues Schaffen ging. Die Früchte beginnen wir zu ernten. Die deutsche Baukunst steht heute auf einem Niveau, das höher ist, als das der anderen europäischen Kulturländer und unser Kunstgewerbe, so

Digitized by Google

fraglos es anfangs von England und Belgien beeinflußt worden ist, gilt heute auch im Auslande als hervorragend und wegweisend!

Das ästhetische Programm der Schliepmann, Obrist, Muthesius, van de Velde, Schumacher hat also Gutes gewirkt und ist damit künstlerisch gerechtfertigt — aber vom historischen Standpunkt aus ist es absolut unhaltbar! Es steckt voller Widersprüche!

Schon wenn die Reformer so heftig gegen den „Historizismus" ankämpften, waren sie in einem inneren Widerspruch mit sich selbst, sie, die doch jede ihrer Forderungen mit dem Hinweis darauf begründeten, daß auch die großen vergangenen Jahrhunderte dieses getan und jenes vermieden hätten. Die Angreifer beriefen sich auf die Vergangenheit, wie die Angegriffenen. Die ersteren meinten freilich, den ewig gültigen Geist erfaßt zu haben, während jene an den Formen klebten. Aber das war doch schließlich nur ein Gradunterschied des Verständnisses, keine prinzipielle Scheidung.

Und hatten denn die Reformer wirklich den Geist der vergangenen großen Jahrhunderte erfaßt? Oder hatten sie sich vielmehr ein Idealbild entworfen, dem sie alle erdenkbaren Tugenden verliehen, dem aber die reale Wirklichkeit niemals entsprochen hat?

Ist es z. B. richtig, daß jede schöpferische Zeit nur in ihrem eigenen Stil geschaffen und sich jede ihrer Formen selbst erfunden habe? Der Historiker kennt die Erscheinung des Archaismus, d. h. der absichtlichen und bewußten Nachahmung früherer Kunstformen. In unseren Tagen Archaisten zu finden, brauchte ja den Kritiker unserer Kultur, dem wir bisher unser Ohr geliehen haben, nicht wundernehmen, aber Archaisten kennen wir aus den blühendsten Zeiten der antiken Skulptur, ja der Begriff stammt aus der Antike, die doch stets als Muster einer naiven und unverbildeten Kunst gefeiert wird. Das Forum Romanum wurde in der Kaiserzeit mit allen Mitteln in einem alten, ursprünglichen Stil erhalten, dem sich benachbarte Neubauten anzupassen hatten! Der schiefe Turm zu Pisa wurde um 1350 vollendet, d. h. in der Blütezeit der Gotik. Er wurde aber romanisch unter genauer Anpassung an die alten Teile zu Ende geführt, die fast 200 Jahre früher gebaut waren. Aehnliches zeigt die Apsis des Luccheser Domes, die 1322 mit romanischen Rundbogen dekoriert wurde. In alten Akten findet sich gelegentlich bei erneuerten Stücken die ausdrückliche Bemerkung „come i primi", und daß man in der Tat in diesem Sinne gehandelt hat, läßt sich hier und da an Stellen erkennen, bei denen

Digitized by Google

Erneuerungen fraglos stattgefunden haben, der alte Stil aber dennoch unversehrt erhalten geblieben ist.

Es ist nun wichtig, diese Frage noch von einer anderen Seite aus zu betrachten. Als Erwin von Steinbach am Straßburger Münster baute, waren die Formen der Gotik bereits ausgeprägt. Erwin hat so wenig „originell" gebaut, wie Schwechten oder Otzen. Er fand Fialen und Krabben, Strebebögen und Strebepfeiler, Wimperge und Pfeilerbündel genau so vor wie jene. Er hat die gotische Formensprache einer bestimmten, in ihren speziellen Abmessungen und Proportionen neuen Aufgabe gemäß angewendet, das aber haben jene auch getan. Originell im Sinne der Stürmer und Dränger, die jede alte Profilierung und Gliederung in Acht und Bann taten, war, streng genommen, doch nur der erste gotische Bau. Nun hat es diesen nie gegeben, weil sich die Gotik aus dem Romanischen Gewölbebau Schritt für Schritt entwickelt hat, und deshalb mag man eine größere Reihe von Kirchen, nämlich bis zum ersten Male der volle gotische Kanon entwickelt war, als „originell" bezeichnen — jedenfalls ist aber damit die unendliche Reihe künstlerisch wertvoller gotischer Bauten nicht im geringsten erschöpft.

Was also unser Aesthetiker zur Begründung seiner ersten Forderung — absolute Selbständigkeit der Formen, Vermeiden jeglicher fertigen Stilform — vorbrachte, kann nicht überzeugen. Es ist nicht richtig, daß die Erfüllung dieser Bedingung und Forderung das Kennzeichen großer Kunstepochen sei. Fraglos große Epochen und Werke der Vergangenheit erfüllen die Bedingung nicht!

Mit einer gewissen Emphase, die überall Rücksichtslosigkeit für ein Zeichen von Gesundheit, ja recht eigentlich für die Schönheit und Gesundheit selbst zu halten geneigt war, pflegte man zu betonen, daß alle künstlerisch schöpferischen Zeiten egoistisch, rücksichtslos gegen das Frühere gewesen seien, was sich u. a. darin geäußert habe, daß sie nicht restauriert hätten.

Auch diese Behauptung ist falsch!

Das bereits erwähnte Festhalten am romanischen Rundbogen bei der Fertigstellung des Pisaner Campanile geschah doch aus keinem anderen Grunde, als um das ehrwürdige Gesamtbild des Domplatzes möglichst zu erhalten, es war letzten Endes ein Akt der Denkmalspflege. Rücksichtnahme auf das Werk der Väter stand höher, als der Drang, unter allen Umständen neu zu schaffen. Wir können in weit frühere Zeiten zurückgehen. Im Jahre 411 erläßt Theodosius II. ein Gesetz zur Erhaltung dessen, was die Vorfahren

Digitized by Google

gebaut hatten. Theoderich der Große, dem man nicht gut ein schwächliches Aesthetentum nachsagen kann, spielt als Denkmalsschützer und Protektor von Restaurationen eine große Rolle. Der comes urbis Romae wird mit der Ueberwachung der Denkmäler betraut, ein Baumeister erhält den Auftrag, Erhaltung und Sicherung der Denkmäler zu besorgen. Als Symmachus das große Theater des Pompeius restaurierte, unterstützte ihn der König mit einer Geldsumme und ermunterte die Großen des Reiches, dem Beispiele des Symmachus zu folgen. Allein für die Konservierung des Caesarenpalastes wurden 200 Pfund Goldes als jährliche Quote ausgesetzt. Der König Theodahad zeigt sich in einem an den Präfekten Honorius gerichteten Brief um die Erhaltung der an der Via sacra gelegenen Monumente besorgt. Vielleicht erhebt jemand den Einwand, es handle sich hier um eine Zeit, die selbst nichts an Kunst hervorgebracht habe. Wir können die Streitfrage, wie es sich damit verhält, hier unmöglich aufrollen und verweisen lieber auf die Renaissance, die gewiß ein großes, blühendes, schöpferisches Zeitalter war. Gewiß, den Werken der Gotik gegenüber war die Renaissance von einer weitgehenden Rücksichtslosigkeit, aber dem Altertum gegenüber herrschte eine Verehrung und Unterwerfung, die oft genug an „Antiquarismus" grenzte. Man veranstaltete Ausgrabungen und man restaurierte. An wie vielen antiken Statuen, die damals dem Boden entstiegen, wünschen wir nicht heute diese Restaurationen fort. Daß Michelangelo den neuentdeckten Laokoon ergänzen sollte, ist bekannt genug!

Auch in diesem Punkte macht also die Vergangenheit keinen Unterschied gegen die eigene Zeit und darf nicht gegen diese ausgespielt werden.

Daß jede wahrhaft schöpferische Zeit jedes Material seinem Charakter entsprechend behandelt und so das Muster eines selbstverständlichen künstlerischen Feingefühls gegeben habe, ist einer der festesten Glaubenssätze unserer Zeit geworden. Aber auch er entbehrt der historischen Unterlage.

Wenige Gebilde der gesamten Kunstentwicklung genießen eine so ungeteilte Bewunderung, wie der dorische Tempel. Die dorische Säule im besonderen hat etwas schlechtweg Klassisches, sie ist fast die Säule geworden. Aber dieses so eminent charakteristische Steingebilde ist nicht aus dem Stein, sondern aus dem Holz entwickelt worden. Die dorische Säule in Marmor oder Kalkstein, die fast etwas Naturgewachsenes zu sein scheint, ist in dieses Material

Digitized by Google

nur übernommen worden, erfunden in einem Stoff, der ganz anderen Bedingungen unterworfen ist. Und sie ist nicht das einzige Beispiel, daß die Antike, deren unfehlbares künstlerisches Gewissen doch so hoch im Ansehen steht, auf den Unterschied des Materials, selbst dort, wo es fundamental war, auffallend wenig Wert legte. Zeugen dafür sind die unendlich vielen Marmorkopien nach Bronzeoriginalen. Nicht nur, daß die Umsetzung in den Marmor allerlei störendes Beiwerk, Baumstümpfe, Gewänder und Verbindungsstege notwendig machte, sondern es arbeitet doch die Bronze mit völlig anderen künstlerischen Voraussetzungen als der Stein! Die Oberflächenwirkung, das Verhältnis zum Licht, die Schärfe des Umrisses sind beide Male ganz verschieden. Trotzdem rechne man, wieviele Marmorkopien oft auf ein einziges Bronzewerk zurückgehen Man drehe sich, wie man will: die Antike hat Stein wie Holz, aber auch Stein wie Bronze behandelt! Stuckwände, als Marmor profiliert und mit Adern bemalt, verstoßen deshalb nicht weniger gegen die Forderung der Materialechtheit, weil sie von Griechen und Römern hergestellt sind, woran der sogenannte „Inkrustationsstil" in Pompei erinnern mag.

Und um uns kurz zu fassen, so ist es auch mit dem rein sachlichen, unverschleiert zweckentsprechenden Bauen und Dekorieren in vergangenen Epochen nicht anders gewesen, als zu unserer Väter Zeiten. Wir müssen es heute moniert hören, wenn ein Teppich oder ein Estrich mit realistisch wiedergegebenen Blumen oder mit geometrisch perspektivischen Körpern geschmückt ist. Eine zum Betreten eingerichtete Fläche dürfe nicht Blumen zeigen, die den bedauernden Gedanken an ihre Zerstörung durch den Fuß wachriefen, oder Körper, über die man unwillkürlich fürchten müßte zu straucheln. Derartige Ornamente gelten heute als nicht zweckentsprechend. Und gleichzeitig finden wir persische Teppiche schön? In der antiken Kunstliteratur spielt sogar ein Mosaikfußboden eine Rolle, der in realistischer Ausführung wie zufällig hingestreute oder liegengebliebene Reste eines Males vortäuschte und den man als den „unausgekehrten Estrich" bezeichnet. Wir erinnern schließlich an die perspektivischen Künsteleien der pompeianischen Wandmalerei des 2. und 4. Stiles, die, keineswegs die Wand „als Wand" behandelnd, eine Erweiterung des Zimmers beabsichtigen, mit dem ausgesprochenen Zweck, die wirkliche Wand zu annullieren. „Selbst die Athener des V. Jahrhunderts", sagt Botho Gräf, „denen man vor allen Völkern der Welt Sicherheit im künstlerischen Takt zuschreiben möchte, haben Vasen gemalt, bei denen jedes Gefühl für Vasendekoration abhanden

Digitized by Google

gekommen war. Barocke Tier- und Menschenbildungen in Gefäßform finden sich schon sehr früh, nicht zu sprechen von fürchterlichen Surrogat-Künsten späterer Zeit, die bis zur Nachahmung getriebener Goldreliefs in vergoldetetem Ton gesunken sind." Gotische Möbel, die Formen der monumentalen Architektur übernehmen, zeigt jedes Museum. Und wie ist es mit dem berühmten Mailänder Dom? Er verdankt seine Existenz dem Wunsche eines Fürsten, der einen Riesenbau im Stile nordischer Gotik besitzen wollte. Es handelt sich um eine äußerliche Uebertragung — und dazu um ein monumentales Mißverständnis — der nordeuropäischen Gotik. Von einem organischen, logischen, sachlichen Bauen kann nicht die Rede sein. Das völlig andersgeartete südliche Raum- und Formgefühl wäre auf dem Wege eines organischen, sachlichen, logischen Bauens niemals zum Mailänder Dom, wie er geworden ist, gekommen. Und wenn wir schließlich noch auf die als vorbildlich geltenden Florentinischen Renaissance Paläste hinweisen, bei denen die Horizontalteilung der Fassade keineswegs, wie es nach logischem Raisonnement zu fordern wäre, mit der wirklichen Geschoßteilung zusammenfällt, indem die Gurte nicht in Höhe der Fußböden, sondern in Höhe der Fensterbänke laufen, so geschieht es nicht, um diese herrlichen Bauten zu diskreditieren, sondern nur, um auf den Widerspruch hinzuweisen, der diese Paläste als mustergültig hinstellt, aber ein ähnliches Verfahren in unseren Tagen nicht müde würde, zu tadeln!

Das Fazit unserer Betrachtungen ist dieses: die Forderungen, welche die junge Generation in den neunziger Jahren aufstellte, lassen sich in keiner Weise aus der Geschichte ableiten und begründen. Man hat sie nicht aus den Werken der Vergangenheit herausgefunden, sondern in sie hineingelegt. Wenn man seine Forderungen mit dem Schaffen der Ahnen begründete, so täuschte man sich selbst! Vielmehr waren die Forderungen das Prius! Hätte man sie aber rein apodiktisch als ideale Forderungen aufgestellt, so hätte man gewiß nur tauben Ohren gepredigt! Man brauchte Eideshelfer, man brauchte Autoritäten. Deshalb berief man sich auf die Urväter, deren Schaffen man zu diesem Zwecke durch eine bestimmte Brille ansah. Erwachsen aber waren die neuen Forderungen aus der Reaktion gegen die letzte Gegenwart. Diese litt freilich an einer verwirrenden Fülle mißverstandener Formen, hatte mit ihren Restaurierungen nie und nirgends Glück gehabt, hatte fast allen neuartigen Bauaufgaben gegenüber versagt! Was lag näher, als den Grund für alle diese Verfehlungen in den Prinzipien zu sehen, die diese

Digitized by Google

Epoche befolgte und nun diesen Prinzipien haarscharf und Satz für Satz die gegensätzlichen Prinzipien gegenüberzustellen? Die Jugend träumte von einer neuen Kunst, und wie immer, stand es zunächst nur fest, daß sie ganz anders sein müßte, als die Kunst der Väter. Daß man, um seinen Forderungen Nachdruck zu verleihen, auf die früheren Jahrhunderte zurückgriff, war, wie wir gesehen haben, ein Mißverständnis.

Wie aber konnte nun ein Programm, das auf historischen Irrtümern basierte, dennoch Gutes wirken? Nun, das künstlerische Schaffen fragt nach historischer Richtigkeit nicht. Hätte es der jungen Bewegung an starken Talenten gefehlt, so konnten die historischen Unterlagen noch so einwandfrei und zuverlässig sein — es wäre nicht ein gutes Bauwerk die Folge gewesen. Die Bewegung hatte aber das Glück, daß tüchtige und energische Künstler sich zu ihr fanden, und konnte deshalb, trotz historischer Trugschlüsse, die schönsten Früchte zeitigen. Auch ist nicht zu vergessen, daß jene immer und immer wieder erhobenen Forderungen ganz allgemein doch auf ein schärferes Aufmerken, ein verstärktes Verantwortlichkeitsgefühl hinwirkten, daß sie dem Schlendrian, dem Nachtreten, dem Schematisieren das Leben erschwerten und infolgedessen zu einer Reinigung der Luft nicht unerheblich beigetragen haben!

Digitized by Google

Die letzten Kämpfe der Florentiner gegen das Kaisertum.

Von

Francis Smith.

Robert Davidsohn, Geschichte von Florenz, Dritter Band. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Berlin 1912. Preis Mk. 20, geb. Mk. 23.

Die Herrschaft der deutschen Kaiser in Italien entsprang dem theokratischen Gedanken der Universalmonarchie. Sie konnte sich in den beschränkten Formen der Feudalität verwirklichen, barg aber in ihrem Schoße nicht die Entwicklungskeime zum modernen Staate. Der Kampf mit der geistlichen Gewalt untergrub die ideellen Grundmauern ihres Daseins. Dem Kaisertum ist eine kontinuierliche Fortbildung versagt geblieben, trotz allen Anfechtungen blieb es aber lebendig, so lange der Gedanke einer zum Besten der Kirche und der abendländischen Kulturwelt ausgeübten Schirmvogtei noch merklichen Einfluß auf die Gemüter hatte und die ritterliche Gesellschaft noch nicht dem Ansturm des bürgerlichen Sondergeistes erlegen war. Es fehlte gewiß nicht an Kommunen, die wie Pisa bereit waren, dem weltlichen Oberherren Gefolgsdienste zu leisten, aber doch nur insoweit ihre Interessen gegenüber den Nachbarn vertreten und ihre eigenen Gerechtsame nicht angetastet wurden. Eine Stärkung der Reichsmacht auf Kosten der Städte mußte die Gegensätzlichkeit ihres Wesens über kurz oder lang an den Tag bringen. Obgleich die Hohenstaufen einen starken Rückhalt an Deutschland und der später hinzuerworbenen süditalienischen Hausmacht hatten, sind sie doch nicht imstande gewesen, ein straffes Regiment aufzurichten und organisch durchzubilden. Immerhin haben sie die Idee des Imperiums mit Würde festgehalten, dagegen sind die Römerzüge ihrer Nachfolger nur Episoden, Zuckungen eines verlöschenden Geistes.

Digitized by Google

Die Versuche Heinrichs VII. und Ludwigs IV. zur Wiederbelebung der mittelalterlichen Kaisermacht scheiterten, da die nach Frankreich ausgewanderten Päpste, die Angiovinen in Neapel und die von den Guelfen beherrschten Bürgergemeinden den nordischen Fürsten entgegentraten. Man kann nicht sagen, daß sie in voller Eintracht zusammenwirkten, aber in den entscheidenden Augenblicken verbanden sich doch die dynastischen und kommunalen Interessen mit einer dem kapetingischen Hause fronenden Kirche. Die Seele des Widerstandes wirkte nicht am Rhone und auch nicht in Neapel, sondern in Florenz, das damals seinen ersten weltgeschichtlichen Moment durchlebte. Der dumpfe Trieb des Fremdenhasses, der drei Jahrzehnte zuvor in Sizilien eine blutige Vesper gefeiert hatte, war im Norden keineswegs die ausschlaggebende Potenz. Die Guelfen, denen der Deutsche als Gefolgsmann des Kaisers verhaßt war, gaben sich nur allzu willig dem französischen Wesen gefangen. Gleichwohl regte sich im Volke ein Gefühl für die nationale Eigenart, mächtig genug, um dem partikularistischen Freiheitsdrang unbewußte Kräfte zuwachsen zu lassen. Florenz, dessen Idiom Italien eroberte und aus dessen Mutterschoß eine ungemein lebenstrotzende Kultur hervorgehen sollte, diese Stadt ist auch der vornehmste Exponent eines nach Ausdruck ringenden politischen Volksgeistes geworden.

Robert Davidsohn hat dem neuesten Bande seiner Geschichte von Florenz gleich den voraufgehenden Büchern einen kennzeichnenden Untertitel gegeben. Er nennt ihn: die letzten Kämpfe gegen die Reichsgewalt. Der reiche Inhalt des Werkes erschöpft sich nicht in dieser Ueberschrift, ein gutes Drittel ist vielmehr einer Reihe von Begebenheiten gewidmet, die sich zum Hauptthema wie der Pol zum Gegenpol verhält. Florenz sah sich zu Beginn des 14. Jahrhunderts in dem Fall, die Selbständigkeit vor der jäh aufflammenden Ländergier des obersten Priesters zu bewahren, und erst nachdem die Stadt von dieser halb zufälligen Gefahr erlöst war, konnte sie ein Bollwerk werden, an dem sich die imperialistische Welle ein letztes Mal brach. Man wird den Historiker nicht tadeln können, weil er einen besonderen Nachdruck auf die Ueberwindung des Reichsgedankens legt. Dem am Arno lebenden Ausländer darf es nicht beifallen, ein Denkmal für den Hausgebrauch der Lokalpatrioten zu errichten, wohl aber ist es Recht und Pflicht des Gastes, die weit ausstrahlende Kraft des florentinischen Genius universalhistorisch zu erfassen.

Digitized by Google

Der erste und der zweite Band behandeln die Anfänge, die Entbindung der städtischen Freiheit, den Gewinn der Vormachtstellung in Toskana und den Aufstieg der bürgerlichen, sowie den Niedergang der feudalen Gesellschaft. Von Schritt zu Schritt weitet sich der Horizont, die Ueberfülle des Details versperrt wohl bisweilen die Aussicht, aber der Blick haftet nicht an der Menge nichtiger Statisten, er sucht die einprägsamen Gestalten unter den Staatsleuten und Bankiers, unter den Klerikern und Literaten, er sucht wohl noch mehr die in den Massen gärenden elementaren Mächte. Dabei ist nicht zu verkennen, daß die Darstellung aus der Feder eines demokratisch eingestellten Geistes quillt.

Der dritte Band führt den Historiker auf die Höhe seiner Aufgabe, zu deren Lösung er durch die gründlichste Kenntnis der chronistischen Quellen und der Archive so wie kein anderer vorbereitet erscheint. Das Papsttum ist im Kampfe wider die kaiserliche Weltmacht Sieger geblieben. Auf dem Stuhle Petri sitzt der achte Bonifaz, ein schnöder Rationalist, ohne Verständnis für die geistigen Tragfesten der von ihm beherrschten Gemeinschaft und nur erfüllt von dem Drange, ein reiches Erbe für die Mehrung äußerer Macht und persönlicher Geltung zu verausgaben. Toskana, ein Besitztum des alten Reiches, soll die Ausstattung eines päpstlichen Nepoten werden. In Florenz herrscht die Partei der Kirche, aber sie ist in sich selber gespalten. Der gebeugte Adel ist noch nicht zertreten, und schon hadern die wohlhabenden neuen Geschlechter um die Führung der Demokratie. Die „Weißen" bekämpfen das eigensüchtige Streben des Statthalters Christi, aber die Mehrheit ist ohne geistigen Schwung; ihre Gegner, die „Schwarzen", sind bereit, die Heimat zum Besten der Faktion aufzuopfern. Karl von Valois, der Bruder des Franzosenkönigs, naht als Handlanger des Papstes, wird von schwachmütigen Krämerseelen in den Mauerkreis eingelassen und gibt den Schwarzen das Uebergewicht. Sie bemächtigen sich der Herrschaft und vertreiben die Gegner. Der Popolo läßt es geschehen, und die Reaktionäre sind verständig genug, dem Volk seine Magna Charta, die Ordnungen der Gerechtigkeit, zu lassen: das Gesetz bleibt in Kraft, wird aber wenig beachtet. Todesurteile folgen auf Todesurteile. Dante Alighieri entflieht und wird wegen unlauterer Amtsführung zum Scheiterhaufen verurteilt, seine Heimstätte wird zerstört.*) Der Vater Petrarcas soll mit dem Verlust

*) Die von den Fremden in Florenz aufgesuchten Case degli Alighieri sind ein im Trecento aufgeführter Neubau und eine Rekonstruktion der jüngsten Vergangenheit.

Digitized by Google

der rechten Hand gestraft werden. Glimpflicher verfahren die Sieger mit Dino Compagni, immerhin muß er einige Jahre im Exil verbringen. Wir danken ihm eine lebensvolle Schilderung der jene Zeit füllenden blutigen Wirren. Vergebens hat Scheffer-Boichorst die Echtheit seiner Erinnerungen in Zweifel gezogen: der biedere Kaufherr, der während der Krisis zu den Prioren gehörte, ist durch das Feuer der historischen Kritik hindurchgegangen, ohne gleich den Malespini an seinem Ruhme Schaden zu nehmen, und es dürfte Davidsohn als ein Verdienst anzurechnen sein, daß er die Zweifel an dem ältesten namhaften Geschichtsschreiber der Florentiner vollends zerstreut hat.

Bonifaz hat durch Karl von Valois und Corso Donati die Weißen gestürzt, aber sein Plan, die Arnostadt um ihre Freiheit zu bringen, ist mißlungen, da die langjährige Stütze des heiligen Stuhles, die den Papst mit Frankreich verbindende Freundschaft, zerbrach. Es schien, daß Florenz nicht imstande sei, sich aus eigener Kraft den kurialen Schlingen zu entziehen; da wurde Bonifaz in Anagni durch Wilhelm von Nogaret und Sciarra Colonna gefangen genommen. Der greise Kirchenfürst erlangte seine Freiheit bald zurück, aber er konnte die ihm von Philipp dem Schönen angetane Schmach nicht verwinden und ist nach kurzer Frist gestorben.

Der toskanische Königstraum war ausgeträumt. Der Italiener Benedikt XI. hatte ein starkes Gefühl für die symbolische Bedeutung der Gewalttat von Anagni. Da es die strengen Guelfen mit den Franzosen hielten, so blieb dem Papste, um sich der französischen Vormundschaft in etwas zu entziehen, nur der Ausweg, die Ghibellinen zu fördern und ihre Waffenbrüder, die Weißen. Klemens V. war ein Landsmann König Philipps, aber auch er folgte anfangs den Bahnen seines Vorgängers: er hat den Florentinern, als sie die Weißen in Pistoja bedrängten, Halt geboten und über die Unfolgsamen das Interdikt verhängt, er hat geraume Zeit Heinrich VII. begünstigt und sogar der Romfahrt des Luxemburgers Vorschub geleistet, in der Hoffnung, die deutsche Königsmacht zu der französischen ins Gleichgewicht setzen zu können. Diese Politik war freilich für den schwachen Mann zu kühn. Er ließ sich bestimmen, den Luxemburger preiszugeben und die geistigen Waffen schützend vor den Angiovinen zu halten, obgleich der König von Neapel es versucht hatte, den von päpstlichen Boten zur ewigen Stadt geleiteten Fürsten an der Entgegennahme der Kaiserkrone zu hindern.

Digitized by Google

Zwischen Heinrich und Robert von Neapel haben Unterhandlungen geschwebt, und der deutsche König hätte sich mit dem Gegener einigen können, wäre er willens gewesen, die Reichsrechte in Toskana zu opfern. Dagegen waren die Florentiner unbestechliche Feinde. Es ist zu begreifen, daß sich der Kaiser zunächst von Rom gegen die Arnostadt wandte, um in ihr das Zentrum der Widersetzlichkeit zu treffen, ehe er, der rückwärtigen Sorgen ledig, den Angiovinen zur Rechenschaft zöge. Die Zahl der Kaiserlichen war nicht hinreichend, die Stadt in der Runde einzuschließen. Sie bezogen vor den Osttoren ein Heerlager, verwüsteten die Landschaft und forderten die Florentiner zur Schlacht. Die neuen Befestigungen waren zwar noch nicht vollendet, aber die von den Freunden unterstützten Bürger hielten Wacht und ließen sich auf keinen unbedachten Kampf ein. Mochte auch der alte kriegerische Geist im Verlöschen und nur noch auf die Söldner Verlaß sein, die politische Energie der leitenden Persönlichkeiten erwies sich stark genug, um den inneren Hader zu bannen und erhobenen Hauptes dem Sturm sechs Wochen hindurch Trotz zu bieten. Als sich bei den Kaiserlichen schwerer Nahrungsmangel einstellte, mußte Heinrich von seinem Beginnen abstehen, unbesiegt und doch ein Ueberwundener. Er hat dann in Pisa große Vorkehrungen für eine Heerfahrt gegen die Neapolitaner getroffen, zu einer Unternehmung, von dem ihm keine Heimkehr beschieden war.

Wenn die Lebenskraft des Guelfentums sich in Florenz konzentrierte und durch zähes Ausharren beredtesten Ausdruck fand, so hat andererseits ein Sohn der Arnostadt den kaiserlichen Machtansprüchen die schärfsten Waffen geschmiedet. In prophetischen Worten kündete ein Schreiben Dantes, dessen Echtheit nicht bestritten werden sollte, den Florentinern, daß der kaiserliche Aar ihre Mauern übersteigen werde und daß zur Strafe für den gottlosen Widerstand gegen das Haupt der römischen Republik ihnen die Knechtschaft bestimmt sei. Und an den Luxemburger erging die Mahnung, er solle die Viper Florenz zertreten. Zwei Jahre später, im Sommer 1313, entstand die Abhandlung von der Monarchie. Der Dichter wollte nicht sehen, daß Heinrich VII. ein Fremder war. Der von deutschen Fürsten gekürte französische Graf verkörperte die Idee des über alles Nationale hinausgehobenen Imperiums. Aus den Händen des römischen Volkes sollte der Erwählte die von Gott gestiftete und dem päpstlichen Belieben ganz entrückte Kaiserkrone empfangen. Dante war in der Zeit, wo die Weißen in Florenz geboten, einer der wenigen gewesen, die das Banner der städtischen Freiheit

Digitized by Google

mannhaft emporhielten, aber in der Verbannung hatte er seinen Standpunkt geändert. Er war einem doktrinären Ghibellinismus verfallen, der aus dem Reich der Wirklichkeit in die schrankenlosen Gefilde der Phantasie hinüberglitt, und „vielleicht lag darin eine noch tiefere Tragik, als in dem vor Jahren ungerecht über ihn verhängten Exil." Der Dichter ist nicht der einzige, der diese Tragik erduldet hat. So ist das Geschick, die Fühlung mit den lebendigen Kräften durch die Entfernung von den Geschäften einzubüßen, auch einem politischen Denker wie dem Freiherrn vom Stein widerfahren. Gewiß, er hat seine deutsche Gesinnung nie verleugnet, aber die Pläne, die er in der Befreiungsstunde schmiedete, zielten doch auf nichts anderes ab, als die deutscheste Macht, Preußen, aus Deutschland hinauszudrängen.*) Florenz hat seinem größten Sohne mit Recht die Rückkehr in die Heimat versagt, seine Gebeine ruhen in Ravenna. Die Nachwelt verehrte in ihm den Sänger der göttlichen Komödie, und die Vaterstadt mühte sich um die Auslieferung seiner sterblichen Ueberreste. Michelangelo war bereit, ein würdiges Grabmal zu errichten, und man möchte wünschen, daß er seine hehre Kunst dieser Aufgabe gewidmet und nicht auf die Verherrlichung zweier mittelmäßigen Sprossen des Hauses Medici verwendet hätte.

Heinrich VII. war von dem Gedanken beseelt, als Friedensstifter jenseits der Alpen zu wirken, er sah sich aber in den regionalen Parteihader verstrickt und ist nicht als der von Gott verordnete oberste Schiedsrichter, sondern als König der Ghibellinen gestorben. Die Gegner haben einen vorzeitigen Triumph gefeiert, denn auf den Tod des Luxemburgers folgte eine Blütezeit des Ghibellinismus. Die Parteigänger des Reiches dienten freilich ihren eigenen Interessen und nicht denen einer zu den Sternen entrückten Monarchie. In der Poebene nahmen Cangrande della Scala und die mailändischen Visconti die mächtigste Stellung ein, in Toskana bekannte sich Arezzo zu ihrer Partei und schlug der Stadtherr von Pisa und Lucca, Uguccione della Faggiuola, die Florentiner 1315 bei Montecatini. Der Sturz des Tyrannen befreite die guelfische Kommune mitnichten von dem schweren Alpdruck. Castruccio Castracani degli Antelminelli machte Lucca zum Mittelpunkt einer ausgebreiteten Herrschaft, durch Verrat erwarb das Schoßkind des Glückes Pistoja und sicherte dann das Gewonnene auf dem Schlachtfelde von Altopascio (1325).

*) S. Delbrück, Die Ideen Steins über deutsche Verfassung (Erinnerungen, Aufsätze und Reden, 2. Aufl., S. 93 ff.).

Digitized by Google

Der Fürst, den es nach der Kaiserkrone gelüstete, mußte vor allem mit dem Antelminelli rechnen. Ludwig der Bayer scheint nicht einmal den hohen Ehrgeiz des Luxemburgers besessen zu haben. Er kam nach Italien als unverläßlicher Freund unverläßlicher Bundesgenossen. Seinen Anhang bildeten die Minoriten, die der verweltlichten Kirche ihre Armutslehre aufdrängen wollten, und etliche große Stadtherren. Als die kräftigste Stütze, der Herzog von Lucca, in seiner Treue wankte und dann in der Blüte der Jahre dahinging, mußte Ludwig mit einem leeren Titel aus der Fremde heimkehren. Castruccio war mächtiger als der Träger des Diadems, eine Gestalt, deren Leuchtkraft noch zwei Jahrhunderte nachwirkte und Machiavelli den Stoff zu einem historischen Roman gab. Wie einst durch das tragische Ende des Bonifaz, so ist Florenz durch einen neuen Todesfall aus schwerer Bedrängnis errettet worden, es sei aber nicht vergessen, daß die Arnostadt bis zuletzt den Herzog gehindert hat, sein Werk durch die Erwerbung der toskanischen Königswürde zu vollenden.

Man würde Davidsohn Dank gewußt haben, wenn er sein Material etwas durchgreifender **sub specie aeternitatis** gesichtet hätte, gleichwohl muß sich der Leser durch die Weite des erschlossenen Gesichtskreises selbst für die umständlichste Auseinandersetzung entschädigt fühlen. Er wird deswegen von der eindringlichen Schilderung der politischen und ökonomischen Wandlungen zu Beginn des Trecento, die den Inhalt des dritten Bandes ausmachen, mit dem Wunsche scheiden, daß ihm der nächstfolgende die Wiedergeburt von Kunst und Wissenschaft ebenso würdig und einsichtsvoll nahebringen möge.

* * *

Es ist unbillig, von dem Historiographen einer noch so bedeutenden Stadt zu verlangen, er solle im Rahmen seines Werkes die Fortschritte auf diesem oder jenem Gebiete menschlicher Betätigung erschöpfend darstellen. Je größer der Reichtum der zu meisternden Erscheinungen ist, umso bündiger muß die Erörterung bestimmter Einzelfragen ausfallen. Davidsohn verzichtet mit gutem Grunde auf eine systematische Behandlung des Kriegswesens im Zeitalter Dantes, und so kann der Rezensent von kleinlichen Ausstellungen getrost absehen, um nur von den Dingen zu reden, die für ihn eine prinzipielle Wichtigkeit besitzen. Die militärische Urteils-

Digitized by Google

losigkeit der mittelalterlichen Chronisten und Berichterstatter kann nur von dem ermessen werden, der die Quellen mit den Augen des Spezialforschers durchmustert und sich von der langen, Jahrhunderte umfassenden Zeitspanne eine Gesamtansicht bildet. Wenn es sich auch von selbst versteht, daß diese Arbeit nicht sämtlichen Geschichtsforschern zugemutet werden darf, so ist doch jenen, die sich mit der Entwicklung der Kriegskunst sozusagen nur im Nebenberuf befassen, ans Herz zu legen, sie möchten die Untersuchungen der Fachgelehrten nach Möglichkeit berücksichtigen. Davidsohn ist leider auf das Lebenswerk Hans Delbrücks nicht aufmerksam geworden.*) Hätte er sich mit der grundlegenden Arbeit über die Perser- und Burgunderkriege, sowie mit den einschlägigen Abschnitten der „Geschichte der Kriegskunst" (Bd. III) vertraut gemacht, dann wäre ihm schwerlich der Gedanke gekommen, daß die im Jahre 1326 zum ersten Male, und zwar in Florenz, urkundlich erwähnten Geschütze geeignet gewesen seien, dem siegreich vordringenden Castruccio Castracani nennenswerte Schwierigkeiten zu machen und das Gleichgewicht der Kräfte in etwas wiederherzustellen.**)

Wie schwer es ist, zu den kriegsgeschichtlichen Nachrichten der beschreibenden Quellen eine unbefangene Stellung zu gewinnen, mag daraus ersehen werden, daß die neuere historische Literatur aus dem Banne übertriebener Zahlenangaben trotz aller Einwände Delbrücks sich noch nicht gelöst hat. Auch Davidsohn bildet keine Ausnahme von dieser Beobachtung, so sehr er beflissen ist, die Ueberlieferung vorsichtig zu wägen. Der Nachweis, daß auch die trefflichsten Gewährsleute die wahren Ziffern mit oder ohne Absicht vervielfältigen, ist nur selten an der Hand urkundlicher Belege zu erbringen, ein umso größerer Nachdruck muß dann freilich auf die unverfänglichen Dokumente gelegt werden, die sich zufällig erhalten haben und einiges Licht verbreiten. Die durch eine Musterrolle

*) Davidsohn, Forsch. zur Gesch. von Florenz, IV. S. 268 ff, polemisiert gegen die Theorie Sombarts von der akkumulierten Grundrente als Keim des florentinischen Kapitalismus und erwähnt bei dieser Gelegenheit die von Delbrück an dem Nationalökonomen geübte „tiefgreifende Kritik". Dagegen hat er die kriegsgeschichtlichen Untersuchungen Delbrücks, soweit ich sehen kann, unbenutzt gelassen.

**) Angelucci und Gaye haben aufgedeckt, daß die Florentiner als die ersten in Europa nachweislich Feuerwaffen und sogar eiserne Kugeln benutzten, Davidsohn, III S. 758 ff. In Oxford wird allerdings eine Handschrift aufbewahrt, die aus dem nämlichen Jahre 1326 stammt und das Miniaturbild einer höchst primitiven Kanone enthält (v. Alten, Handbuch für Heer und Flotte, IV S. 185, findet sich eine Reproduktion).

Digitized by Google

verbürgte Tatsache, daß König Eduard III., der über die gesamte Kriegsmacht des waffengeübten England verfügte, nach dem Siege von Crécy, 1346, nicht mehr und nicht minder als 32 000 Mann vor Calais sammelte, ist von dem allergrößten Belang, nicht nur, weil sie eine Rekordleistung bedeutete, sondern auch unter dem Gesichtspunkt, daß sich hier eine Handhabe bietet, auf dem Wege des Vergleichs die generelle Unzuverlässigkeit chronistischer Zahlenangaben darzulegen.*)

In der Periode, die Davidsohn im dritten Bande behandelt, sind auf dem Boden Toskanas zwei größere Schlachten geschlagen worden, bei Montecatini und bei Altopascio. Ich will, um Wiederholungen zu meiden, das zweite Gefecht beiseite lassen und nur von dem ersten sprechen.**) Als Uguccione della Faggiuola im August 1315 das feste Montecatini im Nievoletal belagerte, rückten die Florentiner mit großer Macht zum Entsatz aus. Sie versuchten dem Gegner die rückwärtigen Verbindungen abzugewinnen, noch ehe die herannahenden Hilfsvölker des Cangrande della Scala ihn erreichen konnten. Uguccione sah sich gefährdet und wählte die **ultima ratio**. Am 29. August wurden die Guelfen auf dem Vormarsche angegriffen und erlitten eine vollständige Niederlage. Einen der längsten und anschaulichsten Berichte über die Schlacht enthält die **Historia Cortusiorum**, eine im 14. Jahrhundert entstandene Familienchronik. Davidsohn schenkt ihr volles Vertrauen und übernimmt auch die meisten ihrer Zahlenangaben. Der Stadtherr von Pisa und Lucca habe über 3000 Ritter und 20 000 Fußknechte, darunter 4000 Armbruster, verfügt, dagegen seien von den Florentinern und ihrem Anhang 3200 Berittene und zahlreiche Unberittene aufgeboten worden: die Quellen sprächen von 30 000 und sogar von 60 000 Fußknechten, allein die Zahl der mit langen Lanzen ausgerüsteten Streiter habe sich auf 10 000 belaufen.***) Die

*) Delbrück, Gesch. d. Kriegskunst, III, S. 465 fg.

**) Davidsohns Darstellung der Schlacht bei Montecatini ist nachzulesen Bd. III, S. 580—584.

***) Hist. Cortus., Muratori SS XII, col. 792—796. Davidsohn hat lediglich statt der im Paduaner Bericht enthaltenen Zahl von 4000 guelfischen Reisigen die Angabe Villanis (IX, 71), 3200, aufgenommen und die Behauptung der Cortusii, daß der Fürst von Tarent 30 000 pedites wider Uguccione ins Treffen führte, aus der italienischen Geschichte des Ferretus Vicentinus ergänzt, die von 60 000 Streitern im florentinischen Lager zu erzählen weiß (Muratori SS IX, col. 1158). In der Darstellung Giovanni Villanis ist eine gewisse Zurückhaltung zu beobachten, er vermeidet es nämlich, die Zahl der Unberittenen auf der einen oder der anderen Seite zu nennen. Davidsohn hält ihn für befangen, ich möchte deswegen nicht

Digitized by Google

Unterliegenden hatten schwere Verluste zu beklagen, so daß die Pisaner von 10 000 Toten und 7000 Gefangenen berichten konnten.†)

Ich fürchte, daß die in den mittelalterlichen Chroniken auftretende **rage du nombre** den Sachverhalt auch in diesem Falle verdunkelt hat. Da sogar die besseren Quellen hinsichtlich der Daten starke Abweichungen zeigen, ist es nicht möglich, die Einzelheiten vollkommen aufzuklären. Je nach der Vorstellung, die man sich von dem Heerwesen des Trecento gebildet hat, wird die Entscheidung für diese oder jene Zahl fallen, es kann sich auch fügen, daß die Ueberlieferung als schlechthin unzulänglich erkannt wird.

Ich möchte daran erinnern, daß sich mit Hilfe des **Libro di Montaperti** einige Ziffern feststellen lassen, die ein Urteil über die Leistungsfähigkeit der florentinischen Miliz zur Zeit ihrer höchsten Blüte gestatten. Von 30 000 Wehrpflichtigen in der Stadt und in der Grafschaft wurden im Jahre 1260 rund 9000 gegen Siena verwendet. Die Metropole stellte 1100 Berittene, die etwa den fünften Teil ihres Kontingents ausmachten.*) Legen wir dieses Verhältnis als maßgebend für sämtliche Feldtruppen zugrunde, so erhalten wir 1800 Berittene und 7200 Fußknechte. Eine bescheidene Zahl von Soldreitern müßte noch hinzugerechnet werden, sowie der bundesgenössische Zuzug, der wohl einige Tausende betragen aber schwerlich dem Aufgebot der Hegemonialmacht gleichkommen mochte. — Im Jahre 1289 sollen die Florentiner und ihre guelfischen Freunde bei Campaldino — nach Villani — 1600 Ritter und 10 000 Mann zu Fuß an den Feind gebracht haben, für die Ghibellinen, gegen die das Schlachtenglück entschied, sind 800 und

---

unerwähnt lassen, daß unser Gewährsmann dem Sieger, Uguccione, eine geringere Zahl von Rittern zuschreibt, als seinen Landsleuten, reichlich 2500, gegen 3200.

†) Diese Nachricht hat Davidsohn dem **Breve vetus Antianorum Pisan.** entnommen. Der Passus ist bei Vigo, **Uguccione, p. 173,** abgedruckt: **In quo prelio et conflictu fuerunt mortui et suffocati in polude de Buggiano ultra decem mille hominum: et capti et positi in carceribus pisanorum et duravit fuga inimicorum per miliaria septem.** Von 7000 Gefangenen ist nicht die Rede. Vigo glaubt, daß Sieger und Besiegte zusammen 10 000 an Toten und Gefangenen verloren (p. 79). Da nicht nur Vigo, sondern auch Davidsohn die Originalhandschrift benutzt zu haben scheint, muß es dahin gestellt bleiben, wer von den beiden Forschern sich verlesen hat. — Die Hist. Cort. col. 795, spricht von 18 000 Toten und Gefangenen, darunter 3000 Reisigen; Ranieri Sardo, ein jüngerer Chronist, von 2300 Reitern und 17 000 Fußknechten, die gefangen wurden oder fielen, Cap. 61, Arch. Stor. Ital. VI 2 (Florenz 1845). Betreffs Villanis s. unten.

*) Smith, Ueber die florentinische Wehrmacht im Jahre der Schlacht von Montaperti, Delbrück-Festschrift, Berlin 1908.

Digitized by Google

8000 als die entsprechenden Zahlen anzunehmen.*) In Ermangelung urkundlicher Belege wird man sich daran genügen lassen, daß die genannten Zahlen hinter denen, die für die Schlacht von Montaperti festgestellt worden sind, etwas zurückbleiben und — eine Ausnahme von der Regel — ziemlich gut begründet scheinen. — Eine aus dem Jahre 1302 stammende Soldliste unterrichtet über die Zusammensetzung der vor Pistoja verwandten florentinischen Streitmacht.**) Neben 5699 Fußknechten, die aus Florenz selbst und aus 5 Grafschaftssechsteln stammten, mußten 1058 auswärtige Fußknechte, sowie 497 Bürgerreiter gelöhnt werden. Villani (VIII, 52) beziffert die Reisigen insgesamt auf 1000, so daß die Söldner wohl auf 500 Mann veranschlagt werden dürfen. Es ist beachtenswert, daß bereits in den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts die für eine Nachbarfehde benutzten Truppen zum vierten Teile aus Mietlingen bestanden. Das Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit der Miliz scheint erschüttert. Die Florentiner haben hernach in immer größeren Mengen Angeworbene, namentlich Reisige, eingestellt, während von den Wehrpflichtigen nur eine Auslese unter die Fahnen trat. Die Bevölkerung der Republik ist zwar seit der Mitte des 13. Jahrhunderts um ein Bedeutendes gestiegen, aber die in der Grafschaft eingerichteten Landfriedensverbände wurden nach Ausweis der Statuten von 1325 und schon zuvor verpflichtet, im Bedarfsfalle lediglich 12000 Mann zu stellen.***) Mit den Stadtbewohnern wird man es nicht anders gehalten haben als mit den Bauern, und es ist außerdem zu bedenken, daß die tatsächlich geleistete Blutsteuer wohl in den seltensten Fällen der Verpflichtung auch nur annähernd entsprach.

Wir können es auf sich beruhen lassen, ob die Florentiner im Jahre 1315 mit Einschluß ihrer zahlreichen Freunde und der Söldner tatsächlich 3200 Berittene ins Feld führten, obgleich die damit verbundene Anstrengung einem bedeutenden Gemeinwesen allenfalls zuzutrauen ist, das noch immer die Kraft der eigenen Bürger nutzte und dank seinen großen Geldmitteln viele Mietlinge in Dienst nahm. †) Dagegen dünkt es mir ausgeschlossen, daß die

*) Villani VII, 130. Die Gesta Florentinorum, der sogenannte Brunetto Latini, Leonardo Aretino und Dino Compagni enthalten etwas höhere Angaben, die aber das Bild nicht wesentlich verändern.

**) Arch. Stor. Ital., 3a Serie, tom. VI. parte II. Die Liste ist von Cesare Paoli veröffentlicht worden.

***) Bonaini, Acta Henrici VII, vol. II, No. 205 (zu 1312); Statuto del Capitano del Popolo degli anni 1322—25, ed. da Caggese, p. 289.

†) Albertinus Mussatus bietet eine genaue Aufstellung der verschiedenen guelfischen Kontingente. Die Addition ergibt rund 3500 Reisige, davon ent-

Digitized by Google

Fußkämpfer eine so gewaltige Streitmacht bildeten, daß der Gesamtverlust die Höhe von 10 000 Toten und 7000 Gefangenen erreichen konnte. Da die Guelfen keineswegs umzingelt und vernichtet wurden, vielmehr ihr Heil in der Flucht suchten, wird ihr blutiger Verlust (Tote und Verwundete) schwerlich 40—50 % überstiegen haben: in neuzeitlichen Schlachten ist der Durchschnitt für die Besiegten 18 %, und selbst in dem furchtbaren Zusammenbruch von Kunersdorf verlor Friedrich II. nicht mehr als 43,4 %.**) Wären die von Davidsohn akzeptierten Zahlen richtig, so müßten die Florentiner bei Montecatini über 60 000—75 000 Mann verfügt haben, d. h. doppelt so stark wie Eduard III. vor Calais gewesen sein. Giovanni Villani (IX, 72) will nur 2000 Tote und 1500 Gefangene zugeben und wird darum von Davidsohn des Bestrebens geziehen, das Mißgeschick seiner Landsleute zu bemänteln. Zufällig wissen wir jedoch aus einem Schreiben des Nikolaus Doria an König Jayme II. von Aragon, daß nach der Schlacht 1342 Kriegsgefangene in den Kerkern von Pisa schmachteten.***) Diese Angabe gestattet den Schluß, der Chronist habe sich von der Wahrheit doch wohl nicht allzu weit entfernt, mochte er nun gute Informationen besitzen oder nur intuitiv urteilen. Selbst unter der Voraussetzung, daß die Mindestschätzung zutrifft, dürfte sich die florentinische Streitmacht recht stattlich ausgenommen und immerhin 12 000—15 000 Mann betragen haben. So gelangen wir wieder in den Bereich des Möglichen. Es erübrigt ein Wort über die Streitmacht Uguccione's. Pisa war in Verfall und ebenso wenig wie Lucca in der Lage, sich Florenz zu vergleichen. Wenn die Ghibellinen den Sieg davontrugen, so verdankten sie ihn wohl eher dem geschickten Zusammenwirken der Reiter und Bogenschützen als einer bedeutenden numerischen Ueberlegenheit. Die Quellen (Villani und die **Historia Cortusiorum**) lassen sogar erkennen, daß Uguccione sich in der Minderheit befand. Nur die Legende konnte von dem glücklichen Abenteurer behaupten, er habe 20 000 oder noch mehr Fußknechte befehligt.

---

fallen auf die kostspielige neapolitanische Hilfe 900, auf die florentinische Bürgerreiterei 700, auf Soldritter 200 (**Gesta Italicorum**, **Muratori SS X**, col. 635). Die Einzelposten enthalten nichts Ungereimtes, und es ist deshalb möglich, daß unsere Quelle auf eine Matrikel oder eine Musterrolle zurückgeht.

**) Vgl. Gohlke, Preuß. Jahrb., Mai 1913, S. 249, 250.

***) Finke, **Acta Aragonensia**, II, p. 555. Niedrige Verlustangaben bei Albert. **Mussatus**, l. c., col. 643.

Digitized by Google

Diderot.

Von

P. Sakmann.

Wenn wir das französische 18. Jahrhundert so kurz als möglich kennzeichnen wollen, so nennen wir es das Jahrhundert Voltaires und Rousseaus, wie wir die entsprechende Kulturperiode in Deutschland als das Zeitalter Goethes und Schillers bezeichnen. Von jeher aber hat sich das Bedürfnis geregt, dem Zweigestirn einen dritten Namen beizugesellen, ein Bedürfnis, das nicht bloß auf dem spielerischen Reiz beruht, den die Dreizahl auf uns ausübt, das sich vielmehr recht wohl sachlich begründen läßt: das Jahrhundert ist zu reich, als daß es sich von zwei Namen, und wären sie noch so groß, in Beschlag nehmen ließe. Wer diesem dritten Reich, das zwischen den Gebieten Voltaires und Rousseaus liegt, den Namen soll geben dürfen, darüber haben die Ansichten lange geschwankt. Heute dürfte wohl, ohne viel Streit, in aller Stille die Meinung zum Durchbruch gelangt sein, daß diese weltgeschichtliche Ehre, wenn überhaupt einem Mann, Denis Diderot gebührt. Seine früheren Mitbewerber um diesen Ruhm, Montesquieu, Buffon, d'Alembert, sind doch mehr nur Fachgrößen und dürften sich an der Alleinherrschaft auf ihrem Sondergebiete genügen lassen.

Das lange Zögern des Urteils der Geschichte hat freilich seine guten Gründe — in Diderot selbst. Nicht so sehr der Parteien Gunst und Haß, er selbst ist schuld, wenn sein Charakterbild schwankt in der Geschichte. Das zeigt ein Seitenblick auf Voltaire und auf Rousseau, deren Bild in der Ueberlieferung deutlich, im wesentlichen richtig und bei allen Widersprüchen einheitlich ist. Wer ist Voltaire? Er ist der Dichter der Henriade und der Zaïre, der Geschichtsschreiber des Siècle de Louis XIV und des Essai sur les mœurs, der heitere Spötter der soupers von Sanssouci, der Agitator mit

Digitized by Google

dem Schlachtruf des **Ecrasez l'infâme!**, der Alte von Ferney. Damit haben wir ihn. Es hat seine Schwierigkeiten, die hiermit angedeuteten mannigfaltigen Betätigungen unter eine Einheit zu bringen, aber es ist nicht unmöglich. Voltaire ist der Weltmensch, der Mann seiner Zeit, das Selbstbewußtsein der bourbonischen Kultur. An der Ueberlieferung dieser Kultur schafft er als Dichter und Denker weiter; sie sucht er als Geschichtsschreiber in ihrem universalen Zusammenhang zu begreifen und als den Höhepunkt der bisherigen Kulturentwicklung zu feiern; von den ihr anhaftenden Schlacken mittelalterlicher Barbarei, kirchlichen Aberglaubens, priesterlicher Herrschsucht strebt der Willensmensch in ihm, sie zu reinigen.

Wer ist Rousseau? Das ist noch einfacher zu sagen. Man braucht nur seine Werke nacheinander zu nennen. Die beiden **Discours**, den **Emile** und den **Contrat social**, die **Bekenntnisse**. Suchen wir sie kurz auf den Begriff zu bringen, so sind ja auch Schwierigkeiten da, vielleicht noch größere als bei Voltaire. Wer war der, auf den sich Revolution und Romantik, moderner Individualismus und moderner Sozialismus, moralistische Vermittlungstheologie und pantheistische Mystik mit gleichem Recht als Ahnherrn berufen können? Doch schon der einfache Vergleich mit Voltaire führt uns rasch auf das Richtige: Dieser Naturschwärmer ist das Gegenteil jenes kulturseligen Weltmenschen. Er ist ein Gottsucher, ein neuer Typus des religiösen Menschen, ein Idealbildner; und die Widersprüche in ihm erklären sich, wenn wir bedenken, daß er, der immer in sich hinabsteigt, seine Ideale bald aus dem tiefsten Schacht seines innersten Grundes, bald aus den Oberschichten der Eindrücke und der Erinnerungen herausgeschürft hat.

So hat denn bei Voltaire und bei Rousseau, wie übrigens fast bei allen Großen in der Geschichte, die Ueberlieferung der Forschung vorgearbeitet. Die Ueberlieferung stellt in Freskomanier, in legendarer Größe, ein Bild hin, das die Forschung zum lebenswahren Porträt umzumalen die Aufgabe hat. Bei Diderot hat der Forscher nicht das Glück, an eine solche Vorarbeit anknüpfen zu können. Das Ueberlieferungsbild von ihm ist teils leer und nichtssagend, teils bis zur Verwirrung vieldeutig.*)

---

*) Wir Deutsche können stolz darauf sein, daß es ein Deutscher ist, der alte Hegelianer Karl Rosenkranz, der in der Diderotforschung die bedeutendste Leistung aufzuweisen hat. Seinem Buch, „Diderots Leben und Werke" (Leipzig 1866), ist heute noch jeder, der sich mit diesem Manne beschäftigt, zu Dank verpflichtet.

Digitized by Google

Was ist uns Diderot? Diderot und d'Alembert, die Enzyklopädisten, lautet das Stichwort in unseren Literatur-, Kultur- und Kirchengeschichten. Was will das sagen? Die Enzyklopädie ist ein Konversationslexikon, und was ist uns der Verfasser oder Redakteur eines Konversationslexikons! Wenn wir uns sagen lassen, daß Diderot im Laufe von 15 Jahren weit über 1000 Artikel, darunter solche von der Größe eines Buches, dazu beisteuerte, so staunen wir freilich über die unerhörte Arbeitsleistung; aber emsige Arbeiter hat es auch sonst gegeben. Nun war die Enzyklopädie allerdings ein Lexikon nicht von der farblosen Unpersönlichkeit des heutigen Typus, sondern ein Lexikon mit Tendenz; und sie könnte ja interessieren. So hören wir viel von dem unheimlichen Zerstörungswerk, das diese furchtbare Kriegsmaschine im Gefüge des **ancien régime** angerichtet habe. Aber seltsam, eine Auskunft über das Was und Wie, eine lebendige Anschauung von dieser Wirkung pflegen uns unsere Geschichtsschreiber meist schuldig zu bleiben; sie speisen uns ab mit der von einem zum anderen weitergegebenen Versicherung des Daß. Gegen manche von ihnen erhebt sich der wohl nicht unbegründete Verdacht, daß sie kaum in nähere Berührung mit der Enzyklopädie gekommen sind als der Sohn des Lord Chesterfield, dem der Vater den Rat gab: „Die Enzyklopädie sollst du dir kaufen, und wenn du sie gekauft hast, dich darauf setzen und den Voltaireschen **Candide** lesen."

Immerhin, wenn wir über eine etwas nebelhafte Anschauung von der Tendenz des Werkes nicht hinausgelangen, so können die Geschichtsschreiber die Schuld an die Enzyklopädie selbst weitergeben. Um Zensor und Staatsanwalt hinters Licht zu führen, mußten die Enzyklopädisten ihre Tendenz verstecken. Und mit der verblüffenden Naivität, wie sie für die Zustände des **ancien régime** so bezeichnend ist, hat bekanntlich Diderot, der aus seinem Herzen nie eine Mördergrube machen konnte, die Kunstgriffe dieses Versteckspiels in der Enzyklopädie selbst offen preisgegeben: „Immer wenn ein nationales Vorurteil Achtung verdient," so lautet sein Rat an die Mitarbeiter, „muß man es in dem ihm gewidmeten Artikel mit allem Respekt darlegen, **avec tout son cortège de vraisemblance et de séduction.** Aber durch das Mittel des Verweises auf andere Artikel, in denen die entgegengesetzten Wahrheiten auf festen Grundsätzen aufgebaut sind, muß man diese auf Kot ruhenden Bauten wieder umstürzen, und die elenden Staubhaufen in alle Winde zerstreuen. Diese Art, den Menschen ihren Wahn zu nehmen, wirkt rasch auf die guten

Digitized by Google

Köpfe: sie wirkt heimlich, sachte, unfehlbar und ohne unangenehme Folgen auf alle Köpfe. Wird diese Kunst der Verweisungen geschickt praktiziert, so verleiht sie einer Enzyklopädie die Kraft, die geltende Weltanschauung in der Stille umzugestalten." Es gälte also, nach dieser Anweisung, für uns, die Artikel mit dem geheimen Sternchen, die mit den ungeheuchelten Meinungen, herauszulösen. Es ist das meines Wissens noch nie planmäßig unternommen worden; und es ist übrigens die Frage, ob viel dabei herauskäme. Man darf Diderot wohl nicht zu sehr beim Wort nehmen; er lebt von der Hand in den Mund und muß in seiner hastigen Arbeit froh sein, wenn er seine Artikel in seinem Redaktionsstübchen zusammenbekommt. Es ist grundfalsch, sich ihn und seine übermütigen Gesellen nach der Art von finsteren, zielbewußten Karbonari des Geistes vorzustellen, wie uns die Angebereien La Harpes, dieses Renegaten des freien Geistes, und die Schreckensschilderungen der altjüngferlichen Frau von Genlis weismachen möchten. Zu einer Verschwörung war die kunterbunte Gesellschaft schlecht geeignet, die Diderot unter seine Fahnen zusammenrief. Sehen wir doch da Hand in Hand wirkliche Philosophen, solche, die es auch nach unserem Sprachgebrauch sind, und solche, denen nur nach dem Parteijargon des 18. Jahrhunderts dieser Titel zukommt, und „geschorene Philosophen", wie Voltaire die theologischen Mitarbeiter nannte, und unter diesen letzteren wieder verhältnismäßig freie Vermittlungstheologen und ganz zahme konservative.

Nun haben die Herausgeber der Werke Diderots die von ihm herstammenden Artikel den **Oeuvres** eingefügt. Allein diese Arbeiten gehören zum Unpersönlichsten, das Diderot geschrieben hat. Dieses Urteil gilt nicht bloß, natürlich, von den 990 Artikeln aus dem Gebiet des Technischen, das Diderot zugefallen war, sondern auch von den philosophischen und theologischen. Sein Temperament macht sich wohl manchmal Luft, oft in fast komischer Art. So bricht er mitten in einem Artikel in die Worte aus: „O Rousseau! Mein teuerer und würdiger Freund! Nie habe ich die Kraft gehabt, mich deinem Lobe zu entziehen. Immer fühlte ich, wie meine Neigung zur Wahrheit und meine Liebe zur Tugend dadurch gefördert wurden." Man denke sich, wenn Meyer oder Brockhaus jeweils ihre Freunde so anreden wollten! Aber das meiste ist zahm und matt. Und wir werden für die Zahmheit und Mattigkeit nicht einmal entschädigt durch verborgene Bosheiten und Ruchlosigkeiten, wie im **Dictionnaire philosophique** von Voltaire.

Digitized by Google

Sodann lebt Diderot in der Ueberlieferung weiter als der Verfasser von zwei bürgerlichen Dramen, dem **Fils naturel** und dem **Père de famille.** Hier rücken wir der Persönlichkeit schon etwas näher. Denn hier wollte wenigstens Diderot sich geben. Glücklicherweise ist das, was er tatsächlich gegeben hat, nicht oder kaum er selbst. Sonst wäre er tot, tot ohne Hoffnung auf ein Auferstehen. Kaum könnte der Galvanismus der sogenannten historischen Betrachtung, die uns einen Mann und sein Werk verstehen lehren will, indem sie ihn in seine Zeit hineinstellt, ihm ein Scheinleben wiedergeben. Trügen die beiden Dramen nicht den berühmten Verfassernamen, wir würden darauf wetten, irgend ein mediokrer Marmontel oder La Harpe oder Thomas habe diese nichtigen Schemen aus seinem leeren Kopf gezogen und überströme uns hier mit jenem Oel moralischer Salbadereien, das uns aus diesem bürgerlichen 18. Jahrhundert so unangenehm entgegenduftet. Es ist uns ein psychologisches Rätsel, wie Lessing, der doch Shakespeare entdeckt hat, meinen konnte, daß dieses „vortreffliche Stück, welches den Franzosen nur so so gefällt, sich allem Ansehen nach lange, sehr lange, und warum nicht immer" auf unseren Bühnen erhalten werde. — Wir lassen uns gerne daran erinnern, daß diese Stücke nicht für sich betrachtet sein wollen, sondern als Probe auf ein Exempel gemeint waren, daß sie Kunstprodukte der Kritik und einer ästhetischen Theorie sind. Freilich auch mit dieser Theorie, wenigstens mit dem, was uns gewöhnlich von ihr gesagt wird, wissen wir wenig anzufangen: der Theaterdichter soll nicht Charaktere zur Darstellung bringen, sondern Stände; und er soll moralisieren. Wenn das alles ist, dann hat auch der Dramaturg wie der dramatische Dichter ein totgeborenes Kind zur Welt gebracht.

Sodann wird uns von Diderot gesagt, er gehöre zusammen mit den Männern, mit denen er verkehrte, mit den Helvétius und Holbach, und bilde mit ihnen eine Gruppe, die Gruppe der radikalen Pariser Aufklärung, für die Voltaire schon der rückständige „Frömmler von Ferney" war. Das wird auch so ausgedrückt: Diderot habe den Deismus Voltaires zum Atheismus, den Sensualismus Lockes zum Materialismus weitergebildet. Dann taucht das Programmbuch dieser Gruppe vor uns auf, Holbachs **Système de la nature**, dieses Buch, das wir nicht mehr anders sehen können, als in Goethes vernichtender Charakteristik, „grau, kimmerisch, totenhaft, mit seiner tristen atheistischen Halbnacht, in der es einem hohl und leer zu Mute wird, eine rechte Quintessenz der Greisenhaftigkeit, unschmack-

Digitized by Google

haft, ja abgeschmackt". — Nehmen wir nun noch hinzu, daß Diderot der Verfasser der **Bijoux indiscrets** ist, dieses Jugendromans, in dem er dem nachwirkenden Geist der Régence seinen Tribut brachte und der uns daran erinnert, daß wir uns im Jahrhundert des Hirschparks und der Dubarry befinden — denn das Werk gehört kaum noch der schönen, mehr schon der pornographischen Literatur an — dann haben wir im wesentlichen Diderot, wie er sich der eigenen Zeit darstellen mußte.

Sehen wir von wenigen Ausnahmen ab — der Fall Spinoza gehört darunter —, so ist der ursprüngliche Eindruck der Zeitgenossen immer entscheidend für das Ueberlieferungsbild; und wir brauchen uns nun nicht mehr zu wundern, daß es in unserem Fall so verschwommen, so widerspruchsvoll, so vag ausgefallen ist. Ein großer Name, und man kann doch nicht sehen, worin die Größe besteht. Wie kommt es da nur, so fragen wir, daß der gemessene Goethe, der als reifer und älterer Mann einen Rousseau, man möchte sagen, geschnitten hat, der einen Voltaire lobt, aber deutlich von sich in der Distanz hält, daß Goethe von Diderot in den Ausdrücken überschwänglicher Begeisterung zu sprechen nie aufgehört hat: „Diderot ist Diderot, ein einzig Individuum, sagt noch der 82jährige alte Herr. Wer an ihm oder seinen Sachen mäkelt, ist ein Philister, und derer sind Legionen. Wissen doch die Menschen weder von Gott, noch von der Natur, noch von ihresgleichen dankbar zu empfangen, was unschätzbar ist". Das hängt damit zusammen, daß er eine posthume Geschichte hat, durch die er viel bedeutender wird, als er je bei Lebzeiten war. In der Revolution, die zunächst Montesquieu, dann Voltaire, dann Rousseau erst recht in die Höhe brachte, schien eine Woge des Vergessens seinen Namen hinweggespült zu haben. Dann im Verlauf des nächsten Menschenalters tauchen hintereinander, zum Teil zuerst im Ausland, seine **petits papiers** auf, die er drucken zu lassen verschmäht hatte, darunter **Jacques le Fataliste**, der Neffe Rameaus, der **Rêve de d'Alembert**, die Briefe an Falconet und an Sophie Volland, und jedesmal war es eine neue Ueberraschung, und jedesmal stand er größer da als zuvor.

Vertiefen wir uns in diese **papiers**, so ist es mit der Langeweile, die uns beim Studium der vorposthumen Veröffentlichungen oft nicht ferne stand, rasch vorbei. Wir bekommen Anregung in Fülle und Ueberfülle. Es geht uns wie denen, die uns von den Gesprächen dieses Genies der Unterhaltung berichten. Wir stehen wie geblendet vor einem Feuerwerk von Gedankenblitzen, ein Ideen-

Digitized by Google

schwindel erfaßt uns; es ist ein Rausch von Eindrücken und Bildern, der uns kaum erlaubt, zur Besinnung zu kommen. Deshalb will Brunetière die Formel für die Diderotsche Geistesart in einem Worte geben, das er bei Bacon gefunden hat: **Sunt qui cogitationum vertigine delectantur, ac pro servitude habent fide fixa aut axiomatis constantibus constringi.** So treffend dieses Wort den ersten Eindruck wiedergibt, so oberflächlich wäre es, wenn diese Charakteristik als Urteil ein letztes Wort über diesen Mann sein wollte. Denn auch der Wirbel hat sein Gesetz, das ihn bildet. In dieser Mannigfaltigkeit steckt eine Einheit, die wir finden müssen, wenn wir etwas von ihm verstehen wollen.

Wir kommen dieser geistigen Einheit wohl am ehesten auf die Spur, wenn wir ihn mit den beiden Männern vergleichen, denen wir ihn als dritten beigesellt haben. Es ist wunderbar, wie sehr Diderot diesen beiden grundverschiedenen Männern gleicht. Er hat die Voltairesche Ausdehnung in die Breite, die **curiosité**, in der Faguet die **faculté maîtresse** Voltaires findet, in gleich großem Maße, eine ebenso staunenswerte Universalität. Diderot ist wie Voltaire Dramatiker und Epiker und ästhetischer Theoretiker; beide sind Philosophen, beide Wissenschaftler. Sie stehen beide in demselben weltgeschichtlichen Kampf; gegen die Infame, die beide gleich von Herzen hassen, entfalten sie dieselbe Verve, denselben Esprit, dieselbe schmähsüchtige Leidenschaft. Sie leben in derselben gesellschaftlichen Welt mit dem gleichen Behagen: der Pariser Diderot schwimmt in ihr wie der Fisch im Wasser, der Verbannte von Ferney sehnt sich nach ihr mit allen Fasern und zieht sie an sich mit den ungeheuren Fangarmen seiner Briefstellerkunst und seiner fürstlichen Gastlichkeit. Hat Voltaire etwas mehr Hochadel in seiner Korrespondentenwelt, so reichen doch auch Diderots Beziehungen über die Kreise der Hochfinanz hinauf. Für die Mißgunst Ludwigs XV., dem beide gleichermaßen unausstehlich sind, werden beide entschädigt durch um so bedeutendere Souveräne des Auslands. Wie Voltaire seine zwei Jahre Potsdam hat, so hat Diderot sein halbes Jahr Petersburg. Beide stellen sie ihr Leben frei auf die schriftstellerische Tätigkeit, und man kann wirklich streiten, wer nun eigentlich der Vater des modernen Journalismus ist, Voltaire oder Diderot.

Man könnte mit der Parallele noch lange fortfahren und fragt daher wohl besser so: Wo ist denn ein Gebiet, auf dem sie sich nicht gemeinsam betätigt haben? Und da entdecken wir, daß der poetische Form- und Funktionaltrieb, der Drang, sich rhythmisch und

Digitized by Google

in dichterischen Kompositionen auszusprechen, bei Voltaire groß, bei Diderot sehr mäßig war. Das **théâtre de M. de Voltaire** ist sicher zwanzigmal so groß, als das Diderots. Wenn Diderot ihn um seine Oden und Lehrgedichte nicht zu beneiden braucht, so hat er dafür auch den Voltaireschen Gelegenheitsgedichtchen, die Goethes Entzücken waren, kaum etwas an die Seite zu stellen. Welche Rolle spielt die Welt der Farben und Formen, für die Voltaire blind war, bei Diderot! Ihre Wissenschaftsgebiete schneiden sich nur und decken sich nicht. In der Naturwissenschaft, in der Diderot hochbedeutend ist und geniale Ahnungen hat, hospitiert Voltaire eigentlich nur; denn nachdem er mit seinen **Eléments de la philosophie de Newton** eine erfolgreiche Gastrolle gegeben hatte, merkte er, sehr zu seinem Schaden, nicht, daß man nicht mehr mitsprechen darf, wo man nicht weiter mitarbeiten kann. Den großen Leistungen Voltaires in Geschichte und Geschichtsphilosophie hat Diderot höchstens seine gescheite Geschichte der Philosophie in der Enzyklopädie gegenüberzustellen. Das greisenhafte Alterswerk über Claudius, Nero und Seneka zählt nicht.

Nun ein Blick auf Rousseau. Als Schriftsteller einander so unähnlich wie nur möglich, haben sie eine merkwürdige Verwandtschaft in der Lebensführung und in gewissen Zentralgedanken der Weltanschauung. Beide kommen als Kleinbürgersöhne von außen her nach Paris und haben glänzende Erfolge in dieser vornehmen Gesellschaft; man sollte dieses Verdienst der Hochschätzung des Geistes nie vergessen, wenn man als Moralist das Bedürfnis fühlt, dieser Gesellschaft die Revolution als wohlverdiente Strafe für unerhörte Verschuldungen anzurechnen. Weder Rousseau noch Diderot schämen sich in diesen Kreisen der Kleinbürgerherkunft. Rousseau redet mit **citoyen**-Pathos vom Vater Uhrmacher, Diderot mit Freude und Stolz vom Vater Messerschmied in Langres.

Wenn Diderot nicht die etwas schmutzige Vagabundenjugend von Rousseau hat, so waren doch auch seine dunklen Pariser Studentenjahre gewiß dissolut genug. Beiden widerstrebt die Bindung an einen Beruf. Als der Vater Diderot den ewigen Studenten fragen läßt, was er denn werden wolle, antwortet er: „Meiner Treu, nichts, aber auch gar nichts. Ich liebe das Studium; so ist es mir ganz wohl; weiter verlange ich nichts.“ Bei beiden keine Spur von dem Sinn für Sekurität, mit dem der kluge Notarsohn Arouet-Voltaire sein ja auch berufloses Leben finanziell fundiert; bei beiden,

Digitized by Google

und zwar bei Diderot bis ins hohe Alter hinein, diese göttlich leichtsinnige Verachtung des Mammons.

In Freundschaft und Frauenliebe sind Rousseau und Diderot zunächst zum Verwechseln ähnlich: dieselbe heiße Sehnsucht nach dem Freund, derselbe Ueberschwang in der Freundschaft: dieser Drang zum Umarmen, zum Küssen, zum Tränenweinen am Hals des Bruders. Ob so duftige Mädchengestalten wie Fräulein von Graffenried und Fräulein Galley durch Diderots Leben gegangen sind, ist fraglich; er war wohl zu wenig zart dazu; wie er sicher zu gesund war zu einem so schwülen und unreinen Verhältnis, wie das Rousseaus zu Mama Warens. An Frauen wie Madame Larnage, an den Julietten und Angoletten, hat es in seinem Leben jedenfalls nicht gefehlt. Und wie merkwürdig dann das Verhältnis, in dem beide sich binden! „Wie ich eine Therese, hatte er eine Nanette", heißt es in den Confessions. Wie die beiden Männer in dem damaligen Paris dieses Band knüpfen, das gereicht ihnen nicht zur Unehre. Es erweist sich als ein Band fürs Leben, was Diderot anerkennt, indem er seine Nanette heiratet, während Rousseau sich seine Freiheit vorbehält. „Er heiratete sie, heißt es in den Confessions, das war recht gut, wenn er es versprochen hatte. Ich meinerseits, der ich ein ähnliches Versprechen nicht abgelegt hatte, beeilte mich nicht, ihn nachzuahmen." Die nicht gesättigten Geistes- und Gemütskräfte machen dann bald ihr Recht geltend. Rousseau erlebt den ihn im Tiefsten aufwühlenden und läuternden Liebesroman mit Frau von Houdetot. Diderot schließt den durch wunderbare Innigkeit und eine reine Treue bis zum Tod geheiligten Seelenbund mit Sophie Volland und bewahrt sich doch als sonst pflichttreuer Gatte und wackerer Vater den Segen der Ehe, während der arme Jean-Jacques unter dem Fluch der Versündigung an seinen Kindern sieht, der ihn vollends in den Wahnsinn hineintreibt. Beide haben selbst ihr Bild der Nachwelt überliefert, Rousseau in bewußtester Absichtlichkeit in den alles entschleiernden Bekenntnissen, Diderot ganz naiv und fast noch ungenierter in den tagebuchartigen Briefen an die Geliebte. Endlich sind ihre Weltanschauungen, wenigstens an einem gewissen Punkt ihrer Entwicklung einander so ähnlich, daß Faguet sagen konnte: Wollen wir Rousseaus Eigengut auf eine Formel bringen, so ist immer jemand da, der uns geniert: Diderot. In der Tat, die Formeln haben die Freunde vollkommen gemein; die Losungsworte: Natur! Freiheit! Wahrheit! Tugend! bezeichnen Rousseaus Evangelium wie das Di-

Digitized by Google

derots. Und so haben denn die Herausgeber Diderots wichtige Partien aus dem zweiten **Discours** in Diderots **Oeuvres** herübergenommen als Diderots geistiges Eigentum.

Suchen wir als Ergebnis dieser Parallelen die merkwürdige Mittelstellung Diderots in Sätzen zusammenzufassen: Voltaire ist Kulturmensch, in dem Grade, daß ihm die Kultur seiner Zeit zur zweiten Natur geworden ist; daher das Naturlose, Oede und Kalte sovieler Produkte seiner ersten Zeit, die Frische und Natürlichkeit so manches Erzeugnisses seines Alters, seiner Briefe vor allem und seiner Gespräche. Rousseau ist der kulturmüde Naturmensch der Sehnsucht, der Sentimentale nach Schillers Definition des Worts, der Romantiker, wie wir heute sagen. Diderot ist der naive Naturmensch, der kaum zu leiden hat unter dem dualistischen Zwiespalt, der Rousseaus Seele zerreißt, der die Kultur seiner Zeit in seine Natur hineinzuziehen vermag, der Wissenschaft, Gesellschaft und Moral naturalisiert.

Diese etwas dürren Formeln werden mehr Leben gewinnen, wenn wir sie auf einzelnes anwenden. Nehmen wir die Metaphysik. Zunächst Voltaires Metaphysik, weil sie es ist, von der Diderot ausgeht. Es ist das Weltbild des deistischen Atomismus: eine begrenzte Welt, bestehend aus Atomen, die im leeren Raum in Bewegung begriffen sind. Mit der Trägheit der Materie behaftet, brauchen die Atome, schon um in Bewegung zu geraten, einen immateriellen Beweger. Und selbst wenn dieser Beweis des Daseins Gottes als eines ersten Bewegers anfechtbar sein sollte, so ist uns der große Uhrmacher, der ewige Geometer, der kosmische Mechaniker zum Greifen deutlich gegeben im anschaulichen Tatbestand der astronomischen Tatsachen, der Organisation des Organischen und des menschlichen Geistes. In seiner ersten Schrift, den **Pensées philosophiques** steht Diderot noch auf diesem Standpunkt. Es braucht keine profunde Metaphysik; der Flügel eines Schmetterlings, das Auge eine Milbe reichen hin, den Atheismus zu zermalmen. Nur moralisch nimmt er die Ketzer in Schutz; man darf den Materialismus niemand ins Gewissen schieben. Man widerlege den Atheisten und lasse das Schmähen. „Du greifst zu Deinem Donner, statt zu antworten", sagte Menippus zu Jupiter, „Du hast also unrecht."

Aber in Diderot selbst regt sich etwas, das an den Grundlagen dieser deistischen Theologie nagt. Der starre mathematische Mechanismus dieser Weltkonstruktion sagt seiner Poetenphantasie nicht zu. Das zeigt sich schon in seiner nächsten Schrift, den **Lettres sur les**

Digitized by Google

aveugles. Ziemlich unvermittelt bringt er hier mitten unter ſcharfſinnigen ſinnesphyſiologiſchen Unterſuchungen eine Rede, die er dem ſterbenden Saunderſon, dem blinden Profeſſor der Mathematik und Optik, in den Mund legt. Was iſt dieſe Welt? läßt er ihn ſagen. Ein Zuſammengeſetztes, das unaufhörlichen Umwälzungen ausgeſetzt iſt, die alle auf Zerſtörung gerichtet ſind, eine raſche Folge von Weſen, die hintereinander herdrängen und verſchwinden, eine vorübergehende Symmetrie, eine einen Augenblick dauernde Ordnung. Unſer Urteil über dieſe Ordnung iſt das einer Eintagsfliege. Raum, Zeit und Materie ſind vielleicht nur ein einziger Punkt. Es könnte ſich mit den Welten verhalten wie mit den Organismen. Was uns heute, weil zweckmäßig, vom Zweckgedanken aus geſtaltet ſcheint, könnte uns ſo ſcheinen, weil die mangelhaften Verbindungen von Materie verſchwunden ſind. Und ſie ſind verſchwunden, weil nur die übrig geblieben ſind, in denen der Mechanismus keinen inneren Widerſpruch enthielt, die alſo durch ſich ſelbſt beſtehen und ſich fortzeugen konnten. So könnten auch mangelhafte Welten, Krüppelwelten, verſchwunden ſein und eine Ausleſe könnte ſich erhalten haben, Welten, die in der ewigen Bewegung die glückliche Kombination von Bewegung und Materie trafen, in der ſie zu beharren vermochten.

Von da an entwickelt er immer deutlicher ſeine eigene Weltanſicht, die ſchwer in Begriffe und Sätze zu faſſen, aber um ſo reicher an zukunftshaltigen Gedanken, an genialen Vorwegnahmen iſt. Wie wir vorhin das Geſetz der Ausleſe des Zweckgemäßen im Kampfe ums Daſein auftauchen ſahen, ſo ſtoßen wir bald noch auf andere Programmſätze der Entwicklungslehre. Es iſt nichts mit der Konſtanz der Gattungen; ſie entſtehen und vergehen wie die Individuen. Und für das Wie dieſer Entwicklung prägt er ſchon die Formel: die Organe bringen die Bedürfniſſe hervor, und die Bedürfniſſe ſind es, die die Organe hervorbringen. Bezeichnend für die Art ſeines Forſchens iſt die Abwendung vom abſtrakt rationalen Denken, von Metaphyſik und Mathematik und die Hinwendung zum Konkreten, zu Naturbeobachtung in Biologie und Kosmogonie. „Das Reich der Mathematik iſt vorüber, ihr Werk iſt vollbracht," ruft er aus, „die Aera des Naturſtudiums hat begonnen." Inhaltlich iſt bezeichnend die Abneigung gegen Perſonalismus und Dualismus, gegen die Teleologie.

Dieſe Polemik bringt ihn in nahe Berührung mit den Materialiſten, mit denen ihn doch nur Mißverſtand zuſammenwerfen kann.

Digitized by Google

Scharf genug sieht er den Punkt, an dem der mechanistische Materialismus immer scheitern muß: Das Tote kann nie und nimmer das Lebendige hervorbringen. Alle denkbare Bewegung kann rein materiellen Atomen immer bloß zu einem anderen Nebeneinander, nie zu einem Ineinander verhelfen. Die Urbestandteile des Wirklichen sind ihm nicht qualitätslose Atome, sondern kraftbegabte, selbsttätige Moleküle. Potentiell ist die Materie mit der Empfindungsfähigkeit begabt, die aktuell wird mit einer bestimmten Organisation und die sich einem inneren Gesetz gemäß zu Denken und Bewußtsein, zu Fühlen und Wollen, zu Wissenschaft und Kunst entfaltet.

Er denkt nicht mechanistisch, sondern vitalistisch. Vitalistischer Monismus, nicht wie oft zu lesen ist: Atheismus, ist die Grundidee der genialen Gedankendichtung: **Le rêve de d'Alembert.** Es gibt nur eine Substanz im Weltall, im Tier, im Menschen. Alle Wesen kreisen ineinander, alles ist in beständigem Fluß. Jedes Tier ist mehr oder weniger Mensch, jedes Mineral ist mehr oder weniger Pflanze, jede Pflanze ist mehr oder weniger Tier; es gibt keine festen Grenzen in der Natur. Es gibt im Grund nur ein großes Individuum, das ist das All. Nur das All bleibt; die Welt beginnt und endet unaufhörlich, jeden Augenblick ist sie an ihrem Anfang und an ihrem Ende.

Der deistische Atomismus führte in eine Sackgasse; er trug das Malzeichen der Unfruchtbarkeit. Mit Diderots Naturalismus kommen wir in ein Land weiter Fernsichten; wir stehen auf unerschöpflich fruchtbarem Boden. Schon sehen wir die großen Eroberer heraufziehen, die dieses Land in Besitz nehmen werden, die Neuspinozisten Herder und Goethe. In ihnen hätte er sich wiedererkannt, nicht das, was er selbst zu geben vermochte, aber das, worauf er im Grunde hinauswollte.

Und in der Tat: Herder sprach, was Diderot stammelte: Ueberall ist Geschehen, Werden, Vergehen, Leben und alles ist doch eine Einheit, ein Organismus, der sich entwickelt. Das Dasein ist Gott, Gott ist die Urkraft aller Kräfte, die Seele aller Seelen. Die Gesetze der Natur und der Geschichte sind die Formen der göttlichen Tätigkeit.

Wenn er erst Goethe erlebt hätte, er wäre ihm um den Hals gefallen und hätte gesagt: So habe ichs gemeint.

Für alle die Leitmotive des Diderotschen Denkens gibt es ein gutes Goethewort. Man nehme die Abneigung gegen den Deistengott:

Digitized by Google

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe,
Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen.

Diderots Verhältnis zu Metaphysik und Naturwissenschaft finden wir wieder in dem Wort Goethes an Jakobi: Dich hat Gott mit der Metaphysik gestraft, mich hat er mit der Physik gesegnet; oder in dem Unmut des Goldschmieds von Ephesus über die Meinung:

Als gäbs einen Gott so im Gehirn,
Da hinter des Menschen alberner Stirn,
Der sei viel herrlicher als das Wesen,
An dem wir die Breite der Gottheit erlesen.

Ein gegen das Zweckſuchen gerichteter Satz in den **Pensées sur la nature** hat seine genaue Parallele in Goethes Spruch:

Du halte dich ans Weil und frage nicht: Warum?

Und der Traum d'Alemberts ist wie eine Weissagung, die hinweist auf das Tiefurter Fragment, „die Natur", als ihre freilich viel herrlichere Erfüllung.

Doch wir verlassen die großen Nachfahren und wenden uns zu dem mitstrebenden Genossen Diderots, zu Rousseau. An ihm können wir uns orientieren, wenn wir uns klar werden wollen über das, was man Diderots praktische Philosophie heißen könnte. Sind sie ja doch Religionsverwandte, wenn auch die gemeinsame Göttin Natur dem einen mehr im Gefühl und Trieb, im genießenden Schauen und in der darüber sich erhebenden mystischen Ekstase sich offenbart, während der andere phantasiemächtigere sie in großen Gedankendichtungen sich vor Augen stellt. Welche Folge geben die beiden dem Glauben im Leben? Rousseau wird durch ihn, um wieder in Schillers Sprache zu reden, Elegiker und Satiriker. Das sind die Elemente in seinen beiden **Discours**: sehnsüchtig wehmütiger Rückblick auf das entschwundene Naturparadies der Menschheitsjugend, seiner Jugend und, neben dem Heimweh, die Entrüstung, die Kriegserklärung an die verrottete Kultur. Das Ideal dieses Naturstands hat Diderot auch; ja man könnte keine bessere Formel für den zweiten Discours Rousseaus finden als ein Wort Diderots: „Einst gab es einen natürlichen Menschen; ins Innere dieses Menschen hat man einen künstlichen Menschen eingeführt, und nun hat sich im Innenraum (**dans la caverne**) ein Krieg erhoben, der das ganze

Digitized by Google

Leben dauert; bald ist der natürliche Mensch stärker, bald wird er zu Boden getreten von dem moralischen, künstlichen Menschen." Herrschsucht war immer der Beweggrund derer, welche den Menschen zivilisieren, die ihn mit einer naturwidrigen Moral vergiften, die den Krieg in der Höhle verewigen wollen.

Nur ist das Lebensgefühl Diderots ein anderes als das Rousseaus; deshalb schreibt er statt einer großen geschichtsphilosophischen Elegie eine Idylle, und zwar eine Idylle mit stark sinnlichen, wollüstig aufgetragenen Farben in seinem **Supplément au voyage de Bougainville**. Ihm sind nämlich ganz andere Dinge an der Gesellschaft und Kultur unsympathisch als dem Individualisten und Mystiker Rousseau. Die Anforderungen einer hochentwickelten Geselligkeit, die Zweifelsfragen der Wissenschaft, die Kompliziertheit und Künstlichkeit des ganzen Lebens, das waren für Jean-Jacques die Qualen, vor denen er flüchtet in die Tiefe der Wälder und in des Herzens heilig stille Räume. Mit diesen Problemen wird Diderots robustere Natur und geistesmächtiges Denken spielend fertig. Ihn geniert der asketische Geist und sein nachwirkender Einfluß in der Bindung der Sitte, die seinem überströmenden Temperament nicht das Ausleben gestattet, nach dem er lechzt. So stellt er in seinen Naturkindern von Otaïti nicht den frei und einsam schweifenden Wilden Rousseaus vor uns hin, sondern eine paradiesische Gesellschaft des harmonischen Lebensgenusses in Kommunismus und freier Liebe.

> In den heroischen Zeiten, da Götter und Göttinnen liebten,
> Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.

Darnach sehnt er sich. Soweit er Entrüstung überhaupt kennt, gilt sie den Bestrebungen und Einrichtungen, die den Menschen dieses Glücks berauben. Man darf übrigens, wir werden es noch sehen, Diderot nicht zu pedantisch beim Wort nehmen und ihm gleich einen Strick drehen aus solchen **débauches d'esprit**, als die man diese **petits papiers** zu nehmen wissen muß. Ein ernsteres Erzeugnis dieser Stimmung ist sein Roman, **La Religieuse**, die man als eine Tendenzschrift gegen den asketischen Geist lesen muß. Hier werden die Versündigungen dieses Geistes am Menschentum und die furchtbare Rache, die die Natur an ihren Vergewaltigern zu nehmen weiß, dargestellt, in krassen Farben gewiß und mit der Einseitigkeit der Parteitendenz, aber im Grunde doch nicht ohne tiefe psychologische Wahrheit und Lebensweisheit.

Digitized by Google

Rousseau ist bekanntlich nicht bloß Romantiker. Er hat sich in schweren inneren Kämpfen sittlich geläutert und ist der Dichter hoher Ideale geworden. In seinen großen Werken entfaltet er diese Ideale nacheinander, das des freien, frohen, klaren und guten Einzelmenschen, das der harmonischen, auf Wahrheit gegründeten Ehe und Familie, das des Staates der Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe. Hat Diderot dem etwas an die Seite zu stellen? Er hat nichts der Art geschrieben; hier ist bei ihm eine bedenklich leere Stelle. Wenn man von Rousseau her zu Diderot kommt, empfindet man ja wohltuend die Abwesenheit des deklamatorischen, exaltierten Moralpathos, das einem bei Rousseau, wie bei vielen anderen Moralisten, bald lästig wird. Aber Diderot hat überhaupt kein Pathos, kein echtes wenigstens; und das findet man doch bei näherem Zusehen nicht nnbedenklich.

Er ist unsicher im Ethischen. Manchmal lehrt er eine Moral des Kompromisses. „Was sollen wir tun? sagt er am Schluß seiner Otaïti-Idylle. Sollen wir zur Natur zurückkehren? Sollen wir uns den Gesetzen unterwerfen? Gegen die sinnlosen Gesetze wollen wir sprechen, bis man sie reformiert; und einstweilen wollen wir uns ihnen unterwerfen. Besser ein Narr mit Narren als ein Weiser allein sein. Wir wollen unaufhörlich dagegen schreien, daß man Schande, Züchtigung und Schmach mit Handlungen verknüpft, die an sich unschuldig sind; aber wir wollen diese Handlungen nicht begehen, weil Schande, Züchtigung und Schmach die schlimmsten Uebel sind." — Manchmal lehrt er die geheime Privilegienmoral eines Jenseits von Gut und Böse für den Mann des freien Geistes, so in dem reizenden Dialog **Entretien d'un père avec ses enfants.** Es führt uns seinen eigenen Vater vor, wie er einst im Kreise der Seinigen eine Gewissensfrage durchsprach: Hätte er das Recht gehabt, ein Testament von empörender Ungerechtigkeit und Bosheit, dessen Vollstrecker er war, in aller Stille zu vernichten, um so einigen armen Teufeln, denen das Erbe von Gottes und Rechts wegen gebührte, zu ihrem guten Recht und aus ihrem Jammer und Elend zu helfen? Diderot, der Vater, hat zugunsten des Gesetzes entschieden, genau nach dem kategorischen Imperativ der ersten Kantischen Formel. Diderot, der Sohn, ist gegen die Gesetzlichkeit. „Beim Gutenachtsagen flüsterte ich ihm ins Ohr: Vater, strenggenommen gibt es keine Gesetze für den Weisen. — Rede leiser! — Da sie nun doch einmal nicht alle Fälle vorgesehen haben, so steht dem Weisen das Urteil darüber zu, wann er sich zu fügen hat, wann er sich von ihnen lossprechen darf. — Ich würde es gar nicht ungern

Digitized by Google

sehen, war seine Antwort, wenn es in der Stadt einen oder zwei Bürger gäbe, wie du einer bist. Aber ich würde aus der Stadt ziehen, wenn alle so dächten wie du."

Dies sozusagen das formale Moralprinzip. Nun das materiale. Den hübschesten Ausdruck dafür hat er gefunden in einem hochinteressanten Religionsgespräch über Glauben und Unglauben; es ist sicher die beste polemische Leistung, welche die philosophischen Kirchenkämpfer des 18. Jahrhunderts aufzuweisen haben. Die fromme Marschallin von Broglie fragt darin den Philosophen Crudeli (lies: Diderot): „Aber so sagen Sie mir doch, was für einen Beweggrund kann ein Ungläubiger denn dazu haben, gut zu sein, wenn er nicht ein Narr ist?" Der Philosoph: „Glauben Sie nicht, daß man von Haus aus so gut angelegt sein kann, (**qu'on peut être si heureusement né**), daß man eine Freude daran hat, das Gute zu tun? — O ja, schon. — Und daß man eine treffliche Erziehung genossen haben kann, die die natürliche Neigung zum Gutestun festigt? — Ja freilich! — Und daß im reiferen Alter die Erfahrung uns überzeugt hat, daß es alles in allem zu unserem Glück in dieser Welt doch besser ist, wenn wir anständige Menschen, als wenn wir Spitzbuben sind?" Da haben wir ihn. Das ist sein Evangelium der Natürlichkeit, des guten Herzens, des sympathetischen Triebes, des altruistischen Instinkts, der dem Menschen mitgegeben ist, so gut wie die Selbstliebe, und dessen Wurzeln tief in die Welt der Wirklichkeit eingesenkt sind. Das ist seine „Tugend", die er preist, oft mit unglaublichem Wortschwall, aber immer ehrlich.

Endlich hat Diderot noch einen gewissen Ersatz für das ihm mangelnde Ethos, ja eine Art Gegengift gegen seine bedenklichen sittlichen Leichtfertigkeiten in einem Element seines Wesens, das Rousseau vollkommen abging. Ich meine seinen Humor und seine Fähigkeit, sich liebenswürdig selbst zum besten zu haben. Man nehme seinen **Jacques le fataliste**, mit dem so wenige, namentlich so wenige Franzosen, etwas anzufangen wissen, den aber ein Goethe um so mehr zu schätzen wußte. „Es schleicht ein Manuskript von Diderot herum", schreibt er an Merck, „das ganz vortrefflich ist. Eine sehr köstliche und große Mahlzeit für das Maul eines einzigen Abgotts zugerichtet und aufgetischt. Ich habe mich an den Platz dieses Bels gesetzt und in sechs ununterbrochenen Stunden alle Gerichte und Einschiebeschüsseln in der Ordnung und nach den Intentionen dieses künstlichen Koches und Tafeldeckers verschlungen."

Digitized by Google

Jacques sagte — damit beginnt der Roman — sein alter Hauptmann habe immer gesagt, jede Kugel habe ihre Adresse; alles, was uns Gutes und Böses begegne, natürlich auch was wir Gutes und Böses tun, stehe immer schon da oben geschrieben auf der großen Rolle. Die Meinung des alten Hauptmanns ist natürlich die Meinung Diderots, der als Naturalist entschlossener Determinist ist. Jacques' Herr aber ist nicht seiner Meinung, er ist ein naiver Indeterminist. Es ist nun reizend zu sehen, wie die gute Idee des alten Hauptmanns unserem Jacques eine gewaltige Ueberlegenheit verleiht über seinen unphilosophischen Herrn. Aber, wenn Jacques meist Recht bekommt, manchmal hat doch auch der Herr recht. Denn hier und da fällt Jacques aus seiner Fatalistenrolle, oder — noch schlimmer — er stolpert gerade über seine Fatalistenweisheit. Denn: der alte Hauptmann hat ja natürlich vollkommen recht mit seiner Ueberzeugung; aber keine Ueberzeugung, und wäre sie noch so wahr, kann uns garantieren, daß wir immer Recht haben. Und das ist vielleicht der philosophische Humor davon.

Wenn wir das Fazit ziehen, so können wir uns allerdings nicht verhehlen: es ist eine etwas windige Sache um die Diderotsche Moral; selbst wenn wir ganz davon absehen, daß sogar noch in seinen moralischen Sachen immer wieder der Pferdefuß des Zotenreißers hervorguckt. In der Beziehung ist und bleibt er ja ein abscheulich wüster Gast. Unter die großen Moralisten wird er sicher nie gezählt werden. Ja, es wäre sehr gefährlich, wenn gewisse Lehren von ihm Schule machen würden. Aber merkwürdig! Bei ihm ist es nun umgekehrt, wie meist bei den Moralisten: er kommt besser weg, wenn man zur Lehre das Leben hinzunimmt. Er hat die ganze Taktlosigkeit des Naturburschen, von sittlichem Feingefühl kaum eine Spur, von sittlicher Würde gar keine, aber er hat einen grundguten Fond. — Darum, noch in aller Kürze, einige Augenblicksbilder aus seinem Leben.

Er schreibt nach dem Tode des Vaters aus Langres an die Geliebte: „Heute faßt mich ein Landsmann auf der Straße am Rock und sagt zu mir: „Herr Diderot, Sie sind ein guter Mensch, aber wenn Sie glauben, daß Sie es mit Ihrem Vater je aufnehmen können, dann täuschen Sie sich." Mich hat selten etwas so gefreut, wie dieses Wort des derben Provinzlers." — Die Zarin Katharina schreibt an Frau Geoffrin: „Ihr Diderot ist ein merkwürdiger Mensch. Wenn wir uns unterhalten, so schlägt er mir auf die Schenkel, daß sie grün und blau werden. Ich mußte einen Tisch

Digitized by Google

zwischen mich und ihn stellen lassen, um nur meine Glieder vor seinen Gesten in Sicherheit zu bringen." — Er bespricht in einem seiner Salons den Maler Brennet: Brennet ist ein guter Teufel, der tut, was er kann und der vielleicht etwas besseres machen würde, wenn er reich wäre; aber er ist arm. Er hat die Kundschaft aller Landpfarrer und liefert ihnen, was sie bestellen, für ihr Geld. Er lebt, seine Frau hat ihre Röcke, seine Kinder haben ihre Schuhe, und das Talent verduftet. Das verdammte Ehejoch! Gebt mir ein Strohlager in einer Dachkammer unter den Ziegeln, einen Krug Wasser, ein Stück harten, verschimmelten Brotes, und Bücher, und Freiheit, meinen Neigungen zu leben! Aber darf ein Gatte, ein Vater, diesen Stolz haben? Ich komme in Paris an. Ich bin auf dem besten Weg, Doktor in der Sorbonne zu werden. Ich begegne einer Frau, die schön ist wie ein Engel. Ich will bei ihr schlafen. Ich schlafe bei ihr. Ich habe vier Kinder von ihr und muß nun meiner geliebten Mathematik Lebewohl sagen und meinem Homer und meinem Virgil, die ich immer in der Tasche trage, und dem Theater, zu dem mich meine Neigung zieht. Und ich muß goldfroh sein, daß ich — für 1000 Frcs. sichere Jahresrente — die Enzyklopädie unternehmen darf, der ich nun 25 Jahre meines Lebens hingeopfert habe." —

Aus einem Brief über ein Wiedersehen mit Freund Grimm: „Er war dreiviertel Jahre fort gewesen auf Reisen: Wir sitzen beim Essen. Der Diener meldet: Herr Grimm! Es ist Herr Grimm, rufe ich, und stürze ihm an den Hals. Er setzt sich neben mich und speist, schlecht, glaube ich. Ich bringe die Zähne nicht mehr auseinander, nicht zum Essen und nicht zum Reden. Ich kann ihm nur die Hand drücken und ihn ansehen." — Aus einem Brief des 47jährigen an Fräulein Volland: „Liebe Freundin, wenn irgend ein Zauberwort Sie hierher zu mir versetzen könnte, da gäbe es Augenblicke, in denen ich vor Freude sterben könnte. Die Rücksicht auf die Sitte und das, was sich ziemt und was ich ihnen schulde, könnte mich nicht zurückhalten: Ich müßte Sie umarmen und mein Gesicht an ihres drücken, bis mir der Herzschlag wieder gekommen wäre und bis ich die Kraft wieder hätte, Sie anzusehen. Und lange müßte ich Sie ansehen, bis ich reden könnte, bis ich Ihre Hand ergreifen könnte, um sie an meinen Mund, an meine Augen, an mein Herz zu legen. Beim bloßen Gedanken an diesen Augenblick überläuft ein Schauer meinen Leib, fast meine ich, in Ohnmacht zu sinken."

Digitized by Google

Eine häusliche Szene: Je suis malade, mais je ne suis pas le seul malade de la maison. Mme. Diderot a toute une cuisse entreprise d'une sciatique (Ischias). On lui a conseillé de se frotter avec un mélange de sel, d'eau de vie et de savon. Il y a quelques jours que l'opération se faisait: je me présentai pour entrer; la petite fille courut au-devant de moi, en criant: „Mon papa, arrêtez, arrêtez! Si vous voyiez cela, vous en ririez trop." C'était sa chère mère penchée sur les pieds de son lit, le derrière à l'air et la servante à genoux qui la savonnait de son mieux. Ce n'etait pas le cas du proverbe qui dit qu'à savonner la tête d'un Maure ou perd son temps et sa peine, car Mme. Diderot est fort blanche, et ce n'était pas la tête qu'on lui savonnait. Le remède la soulagea. J'ai été chargé depuis, une ou deux fois, de cette opération, et je m'en suis très bien acquitté.

Aus Schilderungen über das Leben und Treiben in der Chevrette, dem Landschloß der Frau von Epinay, über Galiani, wohl den geistreichsten Mann in diesem Zirkel: der Abbé Galiani will mir gar nicht gefallen. Er hat gestanden, er habe nie in seinem Leben geweint. Nichts, nicht der Verlust seines Vaters, seiner Geschwister, seiner Geliebten, nichts habe ihn eine Träne gekostet. — Ueber den Chevalier von Valory und Fräulein von Ette: „Der Chevalier hat sie blutjung aus dem väterlichen Hause entführt; er entehrte sie, lebte ungefähr 15 Jahre mit ihr, sie bekam Kinder von ihm, er hatte ihr versprochen, sie zu heiraten; er kaprizierte sich auf eine andere und ließ sie sitzen. Und das heißt man noch anständige Leute, die so etwas auf dem Gewissen haben! Man weiß es, und sie gehen noch erhobenen Hauptes, umher; und sie reden noch mit von Tugend und Laster und geben ihr Urteil ab und werden nicht rot! Mir steht der Verstand still. An ihrer Stelle würde ich mich in ein Loch verkriechen und die Tür hinter mir zuschließen. Wenn von Sitte und Anstand die Rede wäre, würde der Schweiß an mir ausbrechen."

So könnte man noch lange über ihn fortfahren. Er ist schlechtweg unerschöpflich. Die Urteile über ihn werden immer auseinandergehen. D. F. Strauß pflegte die Menschen einzuteilen in Köpfe, Charaktere und Naturen. Es ist schön, wenn es viel gute Köpfe gibt, und Charaktere sind gewiß unschätzbar; aber an den Naturen freuen wir uns auch. Das Leben würde verarmen, wenn uns nicht

Digitized by Google

dann und wann der Anblick von Naturen gegönnt würde. Wenn einer, so war Diderot eine Natur. Von ihm gilt das Wort der Geheimnisse:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt.

Digitized by Google

Wandlungen im Wesen der Universität seit 100 Jahren.

Von

Dr. Heinrich Scholz.

Privatdozent an der Universität Berlin.

„Der Begriff der höheren wissenschaftlichen Anstalten, als des Gipfels, in dem alles, was unmittelbar für die moralische Kultur der Nation geschieht, zusammenkommt, beruht darauf, daß dieselben bestimmt sind, die Wissenschaft im tiefsten und weitesten Sinne des Wortes zu bearbeiten, und als einen nicht absichtlich, aber von selbst zweckmäßig vorbereiteten Stoff der geistigen und sittlichen Bildung zu seiner Benutzung hinzugeben."

„Ihr Wesen besteht daher darin, innerlich die objektive Wissenschaft mit der subjektiven Bildung, äußerlich den vollendeten Schulunterricht mit dem beginnenden Studium unter eigener Leitung zu verknüpfen, oder vielmehr den Uebergang von dem einen zum anderen zu bewirken. Allein der Hauptgesichtspunkt bleibt die Wissenschaft. Denn sowie diese rein dasteht, wird sie von selbst und im ganzen, wenn auch einzelne Abschweifungen vorkommen, richtig ergriffen."

„Was dann das Verhältnis zum Staat und seine Tätigkeit dabei betrifft, so hat er nur zu sorgen für Reichtum an geistiger Kraft durch die Wahl der zu versammelnden Männer und für Freiheit in ihrer Wirksamkeit. Der Freiheit droht aber nicht bloß Gefahr von ihm, sondern auch von den Anstalten selbst, die, wie sie beginnen, einen gewissen Geist annehmen und gern das Aufkommen eines anderen ersticken. Auch den hieraus möglicherweise entstammenden Nachteilen muß er vorbeugen."

In diesen kühnen, körnigen Sätzen, denen das Monumentale nicht fehlt, hat Wilhelm von Humboldt vor 100 Jahren sein

Digitized by Google

Universitätsprogramm entfaltet. In der Kraft dieser Anschauungen und Gesinnungen ist die Berliner Hochschule zu ihrer Zeit gegründet worden.

Zwei Ueberzeugungen sind es gewesen, die diese Gründung getragen haben. Zuerst das unwiderrufliche Bewußtsein, daß Forschung und Freiheit zusammengehören. Sodann der feste und freudige Glaube, daß die akademischen Wissenschaften ein großes lebendiges Ganze bilden, daß man das Ganze sehen muß, um im einzelnen wissenschaftlich wirken zu können, und daß es, dieser Erkenntnis zufolge, die höchste Aufgabe der Hochschule sei, die Idee jenes Ganzen und seiner Gliederung in jungen Köpfen lebendig zu machen.

Man sieht, das Wesen der Universität ist hiernach durch ein Doppeltes charakteristisch bestimmt: durch ihr Verhältnis zu Staat und Kirche und durch ihre Stellung zum Wissenschaftsbegriff.

Auf beiden Linien haben sich im Laufe des 19. Jahrhunderts Veränderungen vollzogen, die einer Umwälzung nahe kommen und Schwierigkeiten geschaffen haben, die die Existenz unserer Universitäten als Pflanzstätten wissenschaftlicher Gesinnung geradezu in Frage stellen. Die Schwierigkeiten sind jedem bekannt, der selber im Hochschulwesen steht und ein Gefühl der Verantwortung hat. Aber es fehlt noch viel daran, daß diese Verschiebungen so scharf empfunden werden, wie sie es ihrer Natur nach verdienen, und daß mit der Schärfe der Empfindung der Wille zur Besserung mächtig wird.

Hier kann ein Schriftchen wegweisend werden, das von dem Leipziger Philosophen Eduard Spranger verfaßt ist, und das sich ebensosehr durch philosophische Besonnenheit des Urteils, wie durch Klarheit und Reife seiner Vorschläge und Forderungen empfiehlt.*)

Durchläuft man an der Hand dieses Führers zunächst die Wandlungen im Verhältnis zu Staat und Kirche, so sieht man auf der einen Seite ein Bild, das Mut und Hoffnung macht. Die Unabhängigkeit unserer Universitäten von staatlich-kirchlichem Druck und Zwang ist nicht geringer, sondern größer geworden. Die Freiheit der Forschung hat zugenommen. Sie nähert sich mehr und mehr dem Zustand der Unantastbarkeit. Die Freiheit der Forschung in dem Sinne, daß kein deutscher Hochschullehrer, die katholischen Theologen ausgenommen, bei seiner Berufung auf feste Resultate verpflichtet wird, daß er vielmehr mit

*) Eduard Spranger, Wandlungen im Wesen der Universität seit 100 Jahren. 1913. 39 Seiten. Groß 8. Verlag von Ernst Wiegandt in Leipzig.

Digitized by Google

seiner Berufung die durch keine, am wenigsten durch eigene Willkür aufzuhebende Pflicht übernimmt, seinen Gegenstand als ein nie völlig gelöstes, nie ganz zu lösendes Problem zu behandeln. Der Staat erwartet von uns, daß wir also von unserer Aufgabe denken; wir wissen, daß er es erwartet.

Oder wissen wir's nicht? Es ist wohl wahr: gewisse Professuren, die theologischen und nationalökonomischen voran, hin und her auch die philosophischen im nächsten und eigentlichen Sinne des Wortes, werden selten nach ausschließlich wissenschaftlichen Gesichtspunkten, oft, vielleicht in den meisten Fällen, unter Mitbezug auf die Gesinnung des zu Wählenden besetzt. Hier liegt eine Gefahr — wer kann es leugnen? — eine Fußangel für die Freiheit der Wissenschaft. Eine Bedrohung, die doppelt ernst wird, wenn die Gesinnung des zu Berufenden ausschließlich an seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten „Richtung" gemessen wird.

Aber dreierlei ist zu bedenken, ehe man hier von Unfreiheit reden darf. Erstens ist es eine Tatsache, die wohl im einzelnen bezweifelt, aber im ganzen kaum angetastet werden kann, daß unsere Regierungen ernsthaft bemüht sind, den Begriff der Richtung so weit zu fassen, daß er den Stachel des Parteilichen verliert. Wer Augen hat zu sehen, der sieht, daß im ganzen und großen alle Gruppen berücksichtigt werden, zu denen man das Vertrauen hat, daß sie, direkt oder indirekt, im aufbauenden Sinne zu wirken bereit sind. Daß die konservativen Gruppen mit ihrer direkten Methode dabei tatsächlich vielfach bevorzugt werden, mag den, der die Wissenschaften liebt und der von Hegel bei Zeiten gelernt hat, daß der Weg des Geistes der Umweg ist, mit objektiver Besorgnis erfüllen; aber es ändert nichts an der Tatsache, daß unsere Regierungen gerecht genug sind, auch die indirekt Wirkenden zu unterstützen und ihnen manchmal sogar sehr wichtige Posten anzuvertrauen.

Zweitens ist eine Vorstellung zu berichtigen, die das Publikum beherrscht, und die selbst unter den Forschenden zu einer Art Dogma geworden ist: als ob nämlich Liberalismus und Konservatismus sich a priori gegeneinander wie wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Lebensverfassung verhielten. Demgegenüber ist zu bemerken, was sich für Kenner von selbst versteht, daß der wissenschaftliche Charakter sich nie nach den Resultaten, sondern immer und überall ausschließlich nach der Methode bestimmt. Wo der Wille zur Prüfung vorhanden ist, der Wille zum Zweifel und zur — Selbstkorrektur,

Digitized by Google

da und da allein ist Wissenschaft. Die Kraft zum produktiven Zweifel, zum Zweifel, der sich die Wahrheit erkämpft und sie durch gute Gründe stählt — das ist es, was den Forscher macht, und hiernach allein ist zu bestimmen, wer wissenschaftlich ist und wer nicht. Das Resultat entscheidet nicht. Es gibt auch einen kritischen Konservatismus, wie es auf der anderen Seite einen unkritischen Liberalismus gibt.

Es ist noch ein dritter Einwurf möglich. Er lautet: Der Staat hat überhaupt nicht das Recht, bei wissenschaftlichen Berufungen nach der Gesinnung des Forschers zu fragen. Jeder Bezug auf die Gesinnung ist ein Eingriff in die Freiheit der Wissenschaft. Nun, wenn es sich um hebräische Grammatik handelt oder um Abelsche Funktionen oder um die Elektronentheorie, vielleicht. Aber kaum, wenn es um die Erfassung, den Aufbau, die Würdigung und die Kritik der menschlich-lebendigen Dinge geht, um das Sehen der Gegenwart und um die Grundlegung der Zukunft, die aus der Gegenwart herauswachsen soll. Hier sind so große Verantwortungen, daß nur die Blindheit behaupten kann, man dürfe hier nicht nach Gesinnungen fragen. Es ist doch wohl ein Unterschied, ob wir mit dem Bewußtsein arbeiten, ein zur Vertiefung und Steigerung des Ererbten befähigtes Geschlecht zu bilden, oder ob wir gegen die Wirkungen unserer Arbeit ganz stumpf sind und es womöglich für eine Erweisung unseres wissenschaftlichen Charakters halten, daß wir Remonstranten erziehen.

In abstracto ist diese Erwägung freilich ein Eingriff in die Freiheit der Wissenschaft. Und der Protest gegen diesen Eingriff ist theoretisch unwiderleglich. Aber solange es Menschen gibt, die ein Auge für das Lebendige haben, für die Eigenart des Lebendigen und die Verantwortungen, vor die es uns stellt, wird er ebenso machtlos sein, wie die Versuche gewisser Frauen, sich selbst und ihre Schwestern mechanisch — ich unterstreiche dieses Wort —, mechanisch und ohne Respekt vor der eigenen Art, zu Männern umzuschaffen.

Also von dieser Seite her ist keine ernstliche Gefahr für die Freiheit der akademischen Forschung zu befürchten. Um so mehr von einer anderen, die das Publikum kaum kennt. Spranger hat sie klar aufgezeigt. Der Staat erwartet von seinen Hochschulen in immer steigendem Umfange die Ausbildung künftiger Berufsarbeiter. Er unterhält die Universitäten, gewiß nicht ausschließlich, aber doch mit Bewußtsein, in der Erwartung, daß sie ihm durch ihr wissenschaftliches Wirken tüchtige Kräfte für die Praxis heranbilden. Mit

Digitized by Google

anderen Worten, er sieht die wissenschaftliche Arbeit, die auf den Universitäten geleistet wird, nicht oder nur in begrenztem Umfange als Selbstzweck an. Die Staatsprüfungen, die seit 100 Jahren neben den akademischen in allen vier Fakultäten bestehen, sind die Probe auf das Exempel. Sie sind der unzweifelhafte Beweis dafür, daß die Sphäre der staatlichen und der Kreis der rein wissenschaftlichen Forderungen sich nicht decken, sondern stark auseinanderliegen.

Die Folge ist, daß es zu Spannungen kommt. Daß diese Spannungen an und für sich auch eine heilsame Folge haben, daß sie belebend wirken können und oft genug belebend gewirkt haben, hebt Spranger in seiner Abhandlung ausdrücklich hervor. Aber im Augenblick scheinen doch die bösen Wirkungen zu überwiegen. In den Vorlesungen, wie in den Seminaren tritt der Zwiespalt der Ideale immer fühlbarer hervor. Es wird immer schwieriger, immer unmöglicher, beides mit einem Wurf zu erreichen, die Ziele der reinen Wissenschaft und die Wünsche und Forderungen der Examenskandidaten.

Es wird eine Gliederung eintreten müssen. Diese Gliederung darf nun in keinem Fall, wie Bernheim und andere vorgeschlagen haben, zu einer Trennung von Forschung und Lehramt führen. Das hebt auch Spranger scharf hervor. Wenn der Notstand dadurch gehoben werden soll, daß die Forschung gleichsam in das Privatleben der akademischen Lehrer zurückgedrängt und die lebendige Mitteilung auf das Hingeben fertigen Wissens beschränkt wird, dann entsteht eine neue Not, die viel unerträglicher ist, als die Not, der sie abhelfen soll. Dann haben wir keine Hochschulen mehr, sondern nur noch höhere Schulen. Der Artunterschied von Universität und Gymnasium ist dann prinzipiell zerstört und das Grundgefühl vernichtet, aus dem unsere Hochschulen entstanden sind.

Auf diesem Wege geht es nicht. Die unzertrennlich feste Einheit von Forschung und Lehramt ist der archimedische Punkt, den keine Verschiebung verrücken darf. Auch der bescheidenste Wissensstoff muß aus dem Geiste der Forschung hervorquellen, wenn wir nicht gänzlich veröden wollen.

Aber der Stoff selbst läßt sich gliedern, besser und zweckentsprechender gliedern, als es heute im ganzen geschieht. Hier setzen Sprangers Vorschläge ein. Wenn alle künftigen Oberlehrer in Philosophie und Pädagogik geprüft werden, so denken doch die wenigsten daran, Philosophie und Pädagogik eigentlich zu studieren.

Digitized by Google

Sie haben ganz andere Fächer vor. Dennoch sollen und müssen sie Philosophie und Pädagogik hören und womöglich auch philosophisch-pädagogische Uebungen besuchen. Beides zum Nachteil und Schaden derer, denen das philosophische Studium ein Ernst ist, und die in die Vorlesungen und Uebungen gehen, um zu arbeiten und nicht nur, um dabei gewesen zu sein.

Es müßten an allen größeren Universitäten für die vielen, die Philosophie nur als Pflichtfach studieren und ihre Begabung anderswo haben, eigene Vorlesungen und Uebungen gehalten werden, die sich nicht sowohl qualitativ, als quantitativ, durch pädagogische Begrenzung und Vereinfachung des Stoffes, von jenen anderen unterscheiden, die für die wirklich Studierenden — und ihre Zahl ist immer noch groß genug — bestimmt sind. Es müßten z. B. Vorlesungen über allgemeine Geschichte der Philosophie gehalten werden, die unter Beschränkung auf die ganz großen und dauernden Gestalten wirklich bis in die Gegenwart führen und nicht etwa schon bei Leibniz abbrechen. Und ebenso müßten Uebungen sein, in denen ein philosophischer Klassiker — nun, nicht eigentlich interpretiert aber an einer seiner grundlegenden Schriften so weit zur Erkenntnis und Anschauung gebracht wird, daß ein selbstgesehenes Bild von der Struktur der Probleme und dem Grundgefüge der Lösungen entsteht.

Nur die Unbilligkeit wird dieses Verfahren **a priori** als unwissenschaftlich bezeichnen können. Wenn es in tüchtigen Händen liegt, wenn es von Kräften ausgeübt wird, die selber in der Forschung stehen, wird es vielmehr im doppelten Sinne der Wissenschaft zur Förderung werden. Es wird die Leitenden daran gewöhnen, in großen, charakteristischen Linien zu sehen, und es wird den Geleiteten Anschauungen überliefern, die kein Kompendium vermitteln kann.

Ich sage, es wird die Leitenden *gewöhnen*, und setze dabei mit Spranger voraus, daß die gedachten Veranstaltungen in einer zukünftigen Regulierung ganz oder doch so weit als möglich jüngeren Kräften, sagen wir: den Privatdozenten übertragen werden. Spranger macht sogar den Vorschlag, daß der Staat diese Privatdozenten für ihre Arbeit besoldet, da sie dem Staat besondere Dienste leisten und die an sich notwendige Distanz zwischen der Wissenschaft und den unmittelbaren Lebensbedürfnissen da, wo diese Bedürfnisse zu respektieren sind, auf ein Minimum beschränken helfen.

Digitized by Google

Man wende nicht ein, daß die hier geforderte Arbeit nur von gereifteſten Männern zu leiſten ſei, nicht aber von den Anfängern des akademiſchen Lehramtes. Denn der Sinn für die große Linie iſt der eigentlich akademiſche Sinn, iſt die charakteriſtiſche Funktion, durch die ſich der Hochſchullehrer auf allen Stufen vom bloßen Privatgelehrten unterſcheidet oder doch unterſcheiden ſollte. Dieſer Sinn kann ſelbſtverſtändlich, ſo wenig wie irgendein anderer Sinn, „gemacht“ werden; aber er kann entwickelt werden, und er wäre vielleicht, unter heilſamen Nötigungen, einer viel größeren Entwicklung fähig, als man heute im ganzen glaubt. Wer ihn wirklich nicht beſitzt, ſondern durch Natur und Begabung ganz auf die Einzelforſchung beſchränkt iſt, könnte ja immer das Recht behalten, ſolche Arbeit abzulehnen, ſelbſtverſtändlich in der Vorausſetzung, daß ſeine akademiſche Zukunft durch ſolche Ablehnung nicht gefährdet wird. Es wird aber wohl auch ferner ſo bleiben, daß akademiſche Berufungen in erſter und weitaus erſter Linie auf Grund geſchriebener Bücher erfolgen.

Spranger beſchränkt ſich im weſentlichen auf die Nöte des philoſophiſch-pädagogiſchen Unterrichtes. Und hier tritt der Mißſtand unzweifelhaft am ſchärfſten und eindringlichſten hervor, weil die Zahl der künftigen Oberlehrer ſo groß iſt. Aber es fehlt auch auf anderen Gebieten nicht an bemerkbaren Analogien. Weltgeſchichte iſt unzweifelhaft ein Thema, das nicht nur den Hiſtoriker beſchäftigt, ſondern viele daneben, die weder die Zeit noch den Willen haben, Geſchichte ſelber zu ſtudieren. In Berlin ſind Delbrücks Vorleſungen der Ort, wo ſolche Wünſche erfüllt werden. Es fehlt aber doch wohl noch viel daran, daß man ſich grundſätzlich und allgemein von der Notwendigkeit ſolcher Einrichtungen überzeugt hätte.

Es liegt noch immer, aus jener Epoche, in der die Einzelforſchung entſtand und um ihr Daſein zu kämpfen hatte, der vielfach völlig unbegründete Vorwurf eines halb- oder unwiſſenſchaftlichen Weſens wie eine trübe, troſtloſe Wolke über dieſen ſo notwendigen Beſtrebungen. Der Spezialismus ſtemmt ſich dagegen und ſucht den Univerſalismus zu erdrücken. „Wiſſenſchaft iſt Analytik; Synthetik iſt höherer Dilettantismus.“ So oder ähnlich lautet das Urteil. Es iſt ein weit verbreitetes Urteil.

Woraus aber ſicherlich noch nicht folgt, daß es ein richtiges Urteil iſt. Wir kommen damit auf den zweiten Hauptpunkt der Sprangerſchen Schrift, auf die Wandlungen des akademiſchen Wiſſen-

Digitized by Google

schaftsbegriffes. Diese Wandlungen sind evident. Zwar die Grundvoraussetzung, daß wissenschaftliches Denken allein ein aus eigener Einsicht und Prüfung entwickeltes Denken sei, stand vor 100 Jahren so fest wie heute und hat keine merkbare Verschiebung erlitten. Aber die Anwendung dieses Prinzips auf die Probleme der Erfahrung und Wirklichkeit, m. a. W. die materielle Bestimmung des Wissenschaftsbegriffs, hat sich um so gründlicher verschoben.

Die deutschen Idealisten haben gesagt: Wissenschaft ist Konstruktion, begriffliche Schöpfung und Nacherschaffung des Wirklichen aus einem universellen Prinzip, welches inhaltvoll genug ist, um eine möglichst restlose Ableitung der Grundgestalten des Seins zu ermöglichen. Wir befinden uns heute im Kontrapunkt zu dieser Betrachtung, indem wir erklären: Wissenschaft ist Summation, Sammlung und Schichtung von Einzelbeobachtungen, möglichst pünktlich, möglichst genau und — möglichst unter Verzicht auf das Ganze, das wir doch nicht übersehen und dessen innere Anschauung vielleicht sogar schon ein erster bedenklicher Verstoß gegen die Paragraphen der Wissenschaft ist.

Der deutsche Idealismus hat ferner erklärt: es gibt eine letzte Wissenschaft, aus der die einzelnen Wissenschaften wie Aeste und organische Verzweigungen aus dem Mutterstamm herauswachsen. Die Einsicht in diesen Zusammenhang und das Arbeiten aus der lebendigen Anschauung dieses Zusammenhanges heraus — das ist es, was den Forscher macht und ihn vom höheren Handwerker unterscheidet. Wir sind auch hier viel skeptischer geworden und stehen heute fast auf der Gegenseite. Wir kennen nur noch Wissenschaften, die in peinlicher Isolierung gegeneinander ihren Fragestellungen nachgehen. Die letzte Wissenschaft jener Idealisten ist kaum noch Problem, geschweige denn etwas, was man als selbstverständlich voraussetzt. Sie ist eine „historische" Größe geworden.

Mit anderen Worten: die Universität, als universitas litterarum, ist im besten, günstigsten Falle zu einer Sozietät geworden, zu einer Korporation ohne Seele; denn Seele ist überall nur da, wo das Ganze die Teile aus sich hervorbringt, nicht aber da, wo die Teile mechanisch zum Ganzen summiert werden.

Wie sollen wir uns dazu stellen? Man wird mit Spranger in dieser Entwicklung das Berechtigte vom Bedenklichen zu scheiden haben. „Sicher bedeutet die entsagungsvolle Einzelarbeit einen Fortschritt gegenüber der luftigen Spekulation, die vielfach an Leichtsinn grenzte. Und auch, daß diese Wissenschaft alle Hoffnung und alle

Digitized by Google

Furcht, allen Zorn und alle Liebe in sich zum Schweigen gebracht hat, solange sie forscht, wird man ihr zum Lobe anrechnen. Aber andererseits muß doch gesagt werden: eine restlose Differenzierung bedeutet Zerfall, und der Sinn der Universität geht verloren, wenn einer an dem anderen vorbeiarbeitet, keiner sich um die nächsten Nachbarprobleme kümmert. Es kann nicht genügen, daß man sich etwa im Sprechzimmer gegenseitig mit positiven Daten versehe; es muß irgendwie auch ein Bewußtsein von der Einheit der wissenschaftlichen Arbeit bewahrt bleiben."

Hier ist der Punkt, wo die Philosophie als das bessere Selbstbewußtsein, vielmehr als das intellektuelle Gewissen der Hochschul-Arbeit in Wirkung tritt. Zunächst unter der Form der Methodenkritik. Alle Einzelwissenschaften bauen sich auf Voraussetzungen auf, die sie selbst nicht weiter prüfen, sondern als geltend zugrunde legen. Die Stetigkeit des Kausalzusammenhanges und die weltimmanente Struktur aller erscheinenden Kausalitäten sind solche grundlegenden Voraussetzungen. Selbstverständliche Axiome für jeden nicht-philosophischen Forscher.

Der Philosoph macht diese Axiome, die allen Wissenschaften gemein sind, allen, auch der Theologie, zum Gegenstand einer eigenen Betrachtung. Er läßt sie zu Problemen werden. Er forscht und fragt, woher sie kommen, wohin sie gehen. Er untersucht, warum sie gelten, und entscheidet darnach, wie weit sie gelten. Er stellt die allgemeinen Voraussetzungen der voraussetzungslosen Forschung dar und wirkt damit das starke Band, das die Einzelwissenschaften zusammenschließt, sie mögen es wissen oder nicht.

Daß diese Philosophie der Methodenkritik Erheblichstes zu leisten imstande ist, daß sie nicht haltlos neben den Wissenschaften, sondern kraftvoll in ihnen steht, daß sie mit ihnen wächst und reift, wie sie sie selbst vor Entartungen bewahrt, haben die Arbeiten Riehls und Wundts dem, der sehen kann, gezeigt. Daß diese ausgezeichneten Männer gleichwohl noch nicht alles gesagt haben, was hier gesagt werden kann und muß, daß große, dringende, wichtigste Fragen, wie die nach der Eigenart der historischen Kausalität, noch der vollen Entwicklung harren, daß die Unsicherheiten und Unfertigkeiten mit der Annäherung an die Geisteswissenschaften wachsen, braucht deshalb nicht bestritten zu werden. Die Philosophie, die Zukunft hat, ist, wie die Wissenschaften, die sie beurteilt, immer im Werden und Weiterbauen, nicht im starren Gewordensein.

Digitized by Google

Wichtiger ist ein anderer Punkt. Die Frage, ob das Thema der Philosophie mit der Begriffs- und Methodenkritik erschöpft ist. Viele beantworten die Frage mit ja. Mit einem scharf betonten Ja. „Was darüber ist, das ist vom Uebel."

Andere wagen es, weiter zu gehen. Sie werden den Eindruck der Größe nicht los, den die Philosophie einst hatte, als sie mehr war, denn Methodenkritik. Sie werden die Stimme des Lebens nicht los, das an die Pforten des Denkens klopft und stürmisch fordert, durchdacht zu werden. Sie sehen eine zweite Philosophie als letzte Aufgabe vor sich treten, eine Philosophie der Durchdenkung des Lebens, eine Philosophie, die das wissenschaftlich durchforschte Sein auf seine Bedeutung untersucht.

Ich freue mich, daß Spranger zu diesen „anderen" gehört, daß er den Mut hat, ja zu sagen zu einer Aufgabe, die man ergreift, weil man vom Leben ergriffen ist, und — weil man einem kräftigen vertraut, Denken auch da noch, wo das eigentlich Technische aufhört und das Uebertragbare beginnt.

Um diesen Glauben handelt es sich. Wer jedes in die eigene Existenz verflochtene Denken für unwissenschaftliches Träumen hält, der muß allerdings auf diese Arbeit verzichten und sie entweder überhaupt nicht beachten oder dem Künstler überweisen.

Freilich, ein hell gewordenes Auge gehört zu jeder Lebensdeutung. Wenn Wissenschaft nur mit dem Auge gemacht wird, das man streng demonstrieren kann, dann ist die Philosophie der Lebenskritik wirklich keine Wissenschaft mehr.

Aber muß sie deshalb schon notwendig reines Künstlersehen sein? Und gibt es nicht auch in der Wissenschaft selbst, in der Geistesforschung zumal, mancherlei Dinge und Heimlichkeiten, die nicht mit demonstrierten Augen gesehen werden?

Das sind die berechtigten Gegenfragen, die wir hier zu stellen haben. Woher kommt es denn, daß nicht zwei bedeutende Forscher einen großen historischen Vorgang, eine große Erscheinung des Geistes in einem und demselben Lichte sehen? Kommt es wirklich nur daher, weil die „Forschung" hier noch nicht erledigt ist? Kaum, sondern weil dieselben Taten auf verschiedene Augen verschieden wirken, weil die Verknüpfung der Einzelbeobachtungen zu einer vollendeten Anschauung des Ganzen sich in jedem anders vollzieht.

Und doch wird niemand aus diesem Grunde der Geschichte den Charakter der Wissenschaft absprechen.

Digitized by Google

Sollte von unserer Philosophie nicht ein Gleiches zu sagen sein? Sie ist kein Gefüge von Allgemeingültigkeiten. Aber sie ist doch wohl etwas mehr, als ausgeströmte Subjektivität, wie wir sie im Kunstwerk finden. Die Interpretation der Welt durch die Kunst ist wie ein Sehen mit Kinderaugen, ist diese große Unbefangenheit, die wir in Goethes Dichtung entdecken, die mit Iphigenie spricht:

Ich untersuche nicht, ich fühle nur.

Und so mit allen übrigen Sinnen:

Ich untersuche nicht, ich sehe nur —
Und wie der Mensch nur sagen kann: hie bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreuen.
So kann ich auch nur sagen: nimm mich hin.

Auch unsere Philosophie wird, wenn sie alles getan hat, was sie zu tun schuldig ist, schließlich auf Menschenseelen hoffen und stille sein und sagen müssen: nimm mich hin! Darin ist sie der Kunst verwandt.

Aber es ist nicht ihr erstes Wort. Ihr erstes, zweites und drittes Wort ist vielmehr das Bekenntnis zum Logos, mit welchem alles Denken beginnt. Das führt sie zur Wissenschaft zurück und läßt sie eine breite Strecke mit der Forschung zusammengehen.

Die philosophische Auslegung des Lebens ist Deutung und Wertung des Weltbestandes mit der bewußten doppelten Richtung auf Totalität und Objektivität. Dadurch unterscheidet sie sich im Ansatz von dem künstlerischen Verfahren, das an und für sich nichts anderes sein will, als Ausdruck und Mitteilung einer frei gewordenen Individualität und Subjektivität.

In einer philosophischen Lebenserschließung dürfen keine Elemente enthalten sein, die den gesicherten Resultaten der Forschung widersprechen. Jeder Versuch von dieser Seite, der etwa das Kopernikanische Weltbild außer acht läßt oder sich über die Lückenlosigkeit und Geschlossenheit des physikalischen Kausalzusammenhanges hinwegsetzt, führt seinen eigenen Zusammenbruch herbei. Der Dichter ist hier unabhängig, und selbst der ödeste Pedant wird nicht wagen, offen und vor der Welt zu behaupten, daß Shakespeare durch Darwin überwunden sei.

Aus der angezeigten Richtung der Philosophie folgt ein zweites charakteristisches Streben, das die Kunst so gleichfalls nicht kennt. Es ist der Zug zur Vergleichung der Weltauffassungen, zum Eindringen in fremde Lebensempfindungen, zur Reproduktion ihrer

Digitized by Google

Energien, und, im Zusammenhange damit, die fortbleibende Bereitschaft zur Korrektur der eigenen Seinsverfassung. Auch hier ist der Künstler viel freier gestellt. Er kann sich auf seine eigene Welt, wenn sie reich genug ist, vollkommen beschränken und braucht nicht in fremden Welten zu forschen. Im Gegenteil, die fremden Welten können ihm zum Verhängnis werden, zum Untergang der eigenen Welt. Der Philosoph der Weltauslegung muß dagegen sein eigenes Sehen zu fremdem Sehen in Bezug gesetzt haben. Wir erwarten es von ihm, oder er ist uns kein Philosoph.

Wir fordern unbedingt von ihm, daß in seiner Lebensdeutung nur durchgeprüfte Begriffe und untersuchte Anschauungen erscheinen. Sei er immer ein Bekenner: aber es muß ein motiviertes Bekenntnis sein. Ein Bekenntnis, an dessen Entwicklung die Wissenschaft im strengsten Sinne einen doppelten Anteil hat: den negativen, daß ihre materiellen Erkenntnisse die ganze Freiheit des Raumes behalten, und den positiven, daß der Geist, der an solchem Bekenntnis baut, die kritische Gesinnung sei. Philosophie ist begründetes Denken, auch wenn der Inhalt, den sie entfaltet, nicht mehr allgemein gültig ist im Sinne der logischen Uebertragbarkeit.

Es wäre sehr eng und nicht mutig gedacht, wenn wir um dieser letzten Einsicht willen doch schließlich auf die ganze Aufgabe verzichten wollten. Mag die Geschichte erwiesen haben, daß noch nie ein Versuch über die letzten Dinge allem Gegenzweifel gewachsen war, so liegt doch der Anspruch auf Allgemeingültigkeit, mindestens auf überindividuelle Bedeutung in jedem kernhaften Lebensgefühl. Lebensgefühl ist Seinsgewalt und wahrlich nicht nur Seinsgewöhnung.

Eine Philosophie, die sich ernsthaft um das Rätsel dieser Seinsgewalt bemüht, kann niemals überflüssig sein. Sie wird das Ja in dieser Gewalt vielleicht nicht mehr erklären können. Aber sie wird imstande sein, die allgemeinen Voraussetzungen aufzudecken, auf denen dieses Ja sich erheben kann, wenn auch nicht notwendig erheben muß. Das war der Irrtum der deutschen Idealisten, daß sie an dieses Müssen glaubten, daß sie es scientifisch verstanden, anstatt es existential zu verstehen. Am Ende war es doch nur die Macht, mit der das Leben in ihnen pulsierte, die sie in diesen Irrtum hineintrieb. Ein Leben von kosmischen Dimensionen. Es muß so stark gewesen sein, daß es die menschliche Existenz, in der sie es doch beherbergen mußten, manchmal fast zu sprengen drohte. Daß es ihnen die Besonnenheit nahm, die eiserne

Digitized by Google

Kraft der Besonnenheit, in welcher Kant der Größte ist und in der wir nicht kleiner sein wollen als er.

Aber mächtig sind sie doch; und wenn wir ihr Sein und Haben und das, was uns inzwischen zugewachsen ist, in kritische Gefäße fassen, so werden wir nicht umsonst gearbeitet haben. Der Geist der Arbeit sei über uns; aber er führe zur Arbeit am Geist, und nicht nur zur ewigen Wiederholung der Bedingungen, unter denen diese Arbeit erst „möglich" wird! Sie sind die notwendige Voraussetzung des Ganzen; aber das Ganze sind sie nicht.

Wir werden vielleicht, mit diesen Erwägungen, schließlich immer nur Tastende sein. Wir werden auf die Dogmatik verzichten. Aber lieber ein Stammelnder sein, als ein Redender wie die, die alles Erwachen am Ungemeinen für philosophisches Träumen halten! Philosophie, auf letzter Stufe, wird immer ein Denken in Wagnissen sein. Aber Wagnis ist nicht Leichtsinn. Zwischen dem Wagnis und dem Leichtsinn liegt die Besonnenheit, und wenn wir dennoch vom Wagnis sprechen, so ist es darum, weil wir nicht wollen, daß die Besonnenheit eines Tages zur Bequemlichkeit wird.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Dschuang Dsi, Das wahre Buch vom südlichen Blütenland. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1912. XXIV. und 268 Seiten. Preis 5 Mk.

Das vorliegende Buch bildet den zweiten Halbband zu dem die „taoistische Philosophie" repräsentierenden achten Band des von Richard Wilhelm-Tsingtau unternommenen, die Religion und Philosophie Chinas umfassenden zehnbändigen Sammelwerkes, von welchem ich an dieser Stelle bereits das Erscheinen von drei Bänden, nämlich Kungfutses Gesprächen, Laotses Taoteking und Liä Dsi's „Das wahre Buch vom quellenden Urgrund", zur Anzeige bringen konnte. Wie jene, so ist auch dieses „Buch vom südlichen Blütenland" mit einer längeren Einleitung versehen, die den Leser über die Persönlichkeit Dschuang Dsis, sein Werk, die Philosophie seiner Zeit und den Text orientiert. Betreffs des Werkes z. B. weist dort Wilhelm u. a. darauf hin, daß, was bei Laotse in orakelhaften Sprüchen eines alten Sehers vor uns trete, bei Dschuang Dsi wissenschaftliche Form annehme, und die Beschäftigung mit den vielen philosophischen Zeitrichtungen habe ihn in seinem Einheitsstreben zu erkenntnis-theoretischen Ergebnissen geführt, die dauernden Wert beanspruchten, gerade dadurch, daß sie die Grenzen möglicher Erkenntnis reinlich umschrieben und so das Erlebnis in seiner unfaßbaren Wirklichkeit um so klarer heraustreten ließen. Das schwierige zweite Buch sei in diesem Sinne ein klassisches Werk der Erkenntnistheorie. Dann vergleicht er Dschuang Dsi mit Plato, sofern ersterer wie dieser nicht bloß ein wissenschaftlicher Geist, sondern auch ein Dichter gewesen sei. Shakespeare und Michelangelo würden manches bei ihm gefunden haben, das sie verwandtschaftlich berührte, und selbst Nietzsche könne sich auf manche Vorgänge im Dschuang Dsi berufen. Aeußerlich lasse er sich wohl einreihen unter die Denker des objektiven Idealismus. Er sei ein Glied in der großen Kette, die im westlichen Denken durch die Namen Heraklit, Bruno, Spinoza, Goethe, Schelling, Schopenhauer, Schleiermacher bezeichnet würden. Aber seine eigentliche Bedeutung beruhe nicht sowohl

Digitized by Google

darauf, daß er eine Weltanschauung vermittele, sondern darin, daß er zu dem zentralen Erlebnis führen wolle, das jenseits des Denkens liege und von der Wissenschaft nur unvollkommen erfaßt werde. Auf diesen mystischen Erlebnissen beruhe die ganze Kraft Dschuang Dsis. Das sei das Eine, auf das er nicht müde werde, in hundert verschiedenen Formen hinzuweisen.

Diese Andeutungen dürften hier genügen, das Interesse des Lesers für Dschuang Dsi zu wecken. Die Lektüre auch seines Werkes wird durch die klare Uebersetzung, sowie durch treffliche Erläuterungen und Anmerkungen sehr erleichtert.

Carlo Sganzini, Die Fortschritte der Völkerpsychologie von Lazarus bis Wundt. Verlag von A. Francke, Bern, 1913. 246 Seiten. Preis 4 Mk.

Sganzinis Schrift wurde seinerzeit von der philosophischen Fakultät der Universität Bern mit dem Lazarus-Preis gekrönt und bildet nun das zweite Heft der von Richard Herbertz herausgegebenen „Neuen Berner Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte". Sie läßt eine große Belesenheit des Verfassers auf den Gebieten alles dessen erkennen, was zur Völkerpsychologie von ihren Anfängen an bis zur Gegenwart in Beziehung steht, bezw. gebracht werden kann, indem sie sich mit den kultur- und erkenntnisgeschichtlichen Wurzeln der Völkerpsychologie, ihrer Begründung durch M. Lazarus, mit H. Steinthal und der „Zeitschrift für Völkerpsychologie", der allgemeinen Entwicklung des völkerpsychologischen Gedankens seit den verschiedenen Programmschriften von Lazarus, der Völkerpsychologie als integrierendem Bestandteil der allgemeinen Psychologie, insbesondere mit Wundts empirisch-evolutionistischer Völkerpsychologie, ferner mit der völkergeschichtlichen Psychologie, den sozialpsychologischen Richtungen, der Massenpsychologie, der psychischen Ethnologie oder speziellen Völkerpsychologie und dem Problem der kollektiv-psychischen Erscheinungen als grundlegender Streitfrage der Völkerpsychologie teils referierend, teils nur kurz andeutend befaßt, worauf er, den bisherigen Entwicklungsgang der völkerpsychologischen Bestrebungen in einem Rückblick überschauend, abschließend bemerkt, aus der Völkerpsychologie sei bisher ebensowenig wie aus der Soziologie eine Wissenschaft geworden, von der man vorbehaltlos sagen könne, sie habe ein unbestrittenes Arbeitsfeld, eigene, von denjenigen anderer Wissenschaften bestimmt abgrenzbare Aufgaben, daß sie im System der Erkenntnis eine absolut unentbehrliche Funktion erfülle. Die Zukunft werde zeigen, ob Wundts Monumentalwerk ein für sich dastehender Individualversuch bleiben, oder der Ausgangspunkt der Völkerpsychologie in positiver Richtung werden würde, sei es als selbständiger Disziplin, sei es als besonderen Zweiges der allgemeinen Psychologie. Die dahingehende Tendenz als solche bestehe fort, aber die Meinungen über Grundlagen, Aufgaben gingen noch weit auseinander. Immerhin lasse sich eine gewisse feste Richtlinie nachweisen, die auf eine Differenzierung in Völkerpsychologie

Digitized by Google

Sozialpsychologie und Massenpsychologie ausgehe. Ob diese Gebiete zu einer einheitlichen Sozial- oder Völkerpsychologie verschmelzen, getrennt fortbestehen oder in den Allgemeinbereich der Individualpsychologie hineinfallen werden, bleibe der Zukunft überlassen.

Max Frischeisen-Köhler, Jahrbücher der Philosophie. Erster Jahrgang. Verlegt bei S. Mittler & Sohn, Berlin. 1913. IX. und 384 Seiten. Preis 8 Mk.

In diesen „Jahrbüchern der Philosophie" finden wir eine Anzahl Fachgelehrter zu einer „kritischen Uebersicht der Philosophie der Gegenwart" vereinigt und zwar so, daß jeder derselben in Form einer zusammenfassenden Abhandlung die seinem Ermessen nach wichtigsten philosophischen Neuerscheinungen der letzten Jahre bespricht. Nach einer „Einführung" durch den Herausgeber werden auf diese Weise zunächst von Cassirer die Erkenntnistheorie nebst Grenzfragen der Logik beleuchtet, worauf Hönigswald die Naturphilosophie, Laue das Relativitätsprinzip, Frischeisen-Köhler selber das Zeitproblem, Schultz die Philosophie des Organischen, Cohn Grundfragen der Psychologie, Messer die experimentelle Psychologie im Jahre 1911, Mehlis Geschichtsphilosophie, Spann Soziologie und Utitz Aesthetik sowie allgemeine Kunstwissenschaft referierend und kritisierend behandeln, bald auf die betr. Probleme näher eingehend, bald einschlägige Arbeiten nur oberflächlich streifend. In den künftigen Jahrbüchern werden dann andere Gelehrten auch noch die übrigen Gebiete der Philosophie der Betrachtung unterziehen und beurteilen, wobei es allerdings — wie auch in dem vorliegenden Jahrgang — nicht zu vermeiden sein dürfte, daß hier und da der eigene Standpunkt der Herren Kritiker ein gewichtiges Wort mitspricht. Doch auch dem, der diese Standpunkte nicht teilt, können die „Jahrbücher" von Nutzen sein, indem sie immerhin auf gar manche beachtenswerte Schrift hindeuten, die sonst in der Masse der alljährlich erscheinenden philosophischen Literatur unbemerkt bleiben würde. Außerdem ist von dem Herausgeber darauf Rücksicht genommen, daß nicht nur Philosophen sondern auch Forscher in anderen Wissenschaften, z. B. in der Rechtslehre, Medizin, Physik, Theologie usw. darin wertvolle Fingerzeige und Anregungen erhalten, ihre Verwendbarkeit also nicht bloß auf den Kreis der philosophischen Fachleute beschränkt zu bleiben braucht.

Bad Homburg v. d. H. Anton Korwan.

Maurice Maeterlinck: „Vom Tode". Verlag von Eugen Diederichs.

Wieder legt uns Friedrich von Oppeln-Bronikowski in meisterhafter Uebersetzung ein neues Buch Aphorismen von Maurice Maeterlinck vor. Diesmal sind es Gedanken über den Tod und die Unsterblichkeit, die den vlämischen Dichter bewegen. „Zwischen Dichtung und Philosophie" könnte

Digitized by Google

man auch diese Blätter benennen. Maeterlinck ist zu sehr Dichter, um den Gang der wissenschaftlichen Untersuchung streng festzuhalten, zu sehr Philosoph, um sich rein gefühlsmäßig auszuklagen oder sich mit poetischen Vergleichen und Bildern zu begnügen. Manche seiner früheren Werke, wie z. B. das reizende Buch über die Bienen, zeigen ihn als feinen Beobachter der Natur, der mit trockenster Exaktheit seine Untersuchungen angestellt hat, aber die den Lesern gebotene Darstellung ist die eines Dichters, der aus dem Leben des Bienenstaates ein Epos macht.

In diesem neuen kleinen Werke reizt ihn der Gegensatz — wenn es einer ist — zwischen Leben und Tod. Er findet, daß wir „ungerecht" sind gegen den Tod, den wir mit allen Schrecknissen und Furchtbarkeiten umkleiden, wodurch wir die natürliche Angst vor dem Ende, dem ja doch jeder unerbittlich verfallen ist, vergrößern. „Ist es da ein Wunder, wenn ein Gedanke, welcher der fertigste und geklärteste sein sollte, weil er der beharrlichste und unvermeidlichste unseres ganzen Denkens ist, der schwächste und rückständigste ist? Wie sollen wir die einzige Macht kennen, der wir nie ins Gesicht blicken?"

Und nun unternimmt es Maeterlinck mit der ihm eigenen Vorurteilslosigkeit, dem Tode die Maske abzunehmen. Zunächst trennt er die dem Tode so oft vorhergehenden körperlichen Qualen ab und weist sie dem Leben zu. Deshalb tadelt er die Aerzte, die den letzten Todeskampf nicht erleichtern, sondern unter Umständen verlängern. „Sie scheinen zu glauben, daß jede mit den unerträglichsten Martern erkaufte Minute den ungleich furchtbaren Qualen abgerungen wird, die die Mysterien des Jenseits uns vorbehalten." Daneben sagen sie, daß der Tod nie ganz gewiß sei. So vergrößern sie die Schrecken der Sterblichkeit aus Vorurteilen, die einer späteren Zeit barbarisch erscheinen müssen, während sie das Ende mit den schönsten Träumen umkleiden und von den Schmerzen der vorhergehenden Krankheit befreien sollten.

Aber der Tod wird nicht nur gefürchtet wegen der Herbheit seiner Form, sondern weil sich hinter ihm das Unbekannte, in das wir eingehen, verbirgt. M. stellt vier Lösungen als denkbar auf: die völlige Vernichtung, die Fortdauer mit unserem Bewußtsein, das Nachleben ohne jede Art von Bewußtsein und das Fortleben im Weltgeist oder mit einer anderen Art von Bewußtsein als der uns bekannten. Die Vernichtung ist unmöglich, da es in der Unendlichkeit, deren Gefangene wir sind, kein Nichts gibt. „Alles was stirbt, fällt ins Leben, und alles was geboren wird, ist ebenso alt wie das Sterbende." Auch der Fortdauer des Bewußtseins steht er gegnerisch gegenüber. Er kann nicht genug Worte finden, um das Vergängliche des (irdischen) Bewußtseins, das ohne Körper nicht zu denken ist, zu kennzeichnen. Der „deutlichste Punkt des Nebelflecks", den wir unser Ich nennen, ist das Gedächtnis, und dies ist es, das wir zu behalten wünschen. „Jede Unsterblichkeit, die dies wunderliche, in ein paar Jahren der Unrast entstandene Bewußtsein nicht durch alle Ewigkeit mitschleppt,

Digitized by Google

wie der Sträfling, der wir waren, seine Kugel am Bein schleift, — ist für uns gleichsam nicht vorhanden." Aber der ärmliche Inhalt des Gedächtnisses rechtfertigt nicht den Anspruch auf ewige Fortdauer, und die Lehren der Kirche, die diesem Anspruch Rechnung tragen, auf eine Auferstehung des Fleisches beruhigen den tiefer Denkenden nicht.

Von den anderen Hypothesen des Fortlebens nach dem Tode fertigt M. die theosophische der Reinkarnation ziemlich kurz ab. Sie scheint ihm auf kategorischen Behauptungen, die in der Luft schweben, zu beruhen und mehr einem moralischen Gefühl als wissenschaftlich beglaubigten Untersuchungen entsprungen zu sein. („Die Güte eines Glaubens ist kein Beweis für seine Wahrheit.") Dagegen widmet er den neuspiritistischen Bemühungen und den Geistererscheinungen eingehende Betrachtungen. Die Berichte der Londoner Society of Psychical Research haben ihn ungemein gefesselt und zu der Ueberzeugung gebracht, daß, wie er sich vorsichtig ausdrückt, „eine geistige oder nervöse Form, ein Abbild, ein verspäteter Reflex des Daseins eine Weile fortzubestehen vermag, sich vom Körper trennen, ihn überleben, in einem Augenblick ungeheure Räume durchmessen, sich den Lebenden kundgeben und bisweilen in Verkehr mit ihnen treten kann." Aber, darin stimmt er ganz mit E. v. Hartmann überein, der Verkehr mit den Geistern der Abgeschiedenen bringt so wenig wertvolles Material herbei, daß die auf diese Experimente verwendete Zeit beinahe nutzlos erscheint. Die Toten haben entschieden mehr Interesse an unserm Leben und ihrem eigenen vergangenen irdischen Dasein, als daran, uns Mitteilungen über ihre jetzige Existenz zu machen. Direkten Fragen wissen sie geschickt auszuweichen; auch die Geister früherer Experimentatoren, die bei Lebzeiten versprochen hatten, möglichst genaue Kunde zu bringen, und die doch wissen mußten, um welche Aufschlüsse es den mit ihnen in Verbindung tretenden Freunden zu tun war, verschwinden oder antworten mit allgemeinen Redensarten, wenn man ihnen mit direkten Fragen zusetzt. So sind diese Aussagen „wahrscheinlich nichts als Erinnerungen des Unterbewußtseins des Mediums oder unbewußte Suggestionen von seiten des Fragers oder der Anwesenden". Das sind fast wörtlich Hartmanns Ansichten. M. meint, daß es Fälle (nach der S. P. R.) gibt, wo die angeblichen Grenzen der weitgehendsten Telepathie überschritten werden, aber findet doch darunter keinen einzigen, der aus dieser Welt herausfällt. Fernsehen, unterbewußtes Hellsehen und Telepathie, diese „drei Kundgebungen der unerforschten Tiefen der Menschenbrust, stehen heute wissenschaftlich fest". Mit Hartmann will er den Spiritisten gegenüber die telepathische Hypothese nicht ausgeschaltet wissen; er will die Phänomene lieber unerklärt lassen oder sie der „unbegreiflichen Kraft der Medien" zuschreiben, als sie durch Eingreifen von Geistern zustande kommen lassen. Es ist für ihn eine unbeugsame Regel, überall Gedankenübertragung oder Suggestion anzunehmen, wo die Theosophen und Neuspiritisten von Geistern oder von Reinkarnation sprechen. Selbst die Versuche des Obersten Rochas, der ein paar Medien so tief ein-

Digitized by Google

geschläfert hat, daß sie verschiedene Lebensläufe offenbarten, sind ihm nicht beweiskräftig genug für den Glauben an eine Wiederverkörperung. Die „Möglichkeit des irdischen Unbekannten" ist so groß, daß er sich nicht dem Unbekannten jenseits des Grabes zuwenden möchte, ehe nicht alle Möglichkeiten des Diesseits völlig erschöpft sind, und da er die Welt des klaren Bewußtseins gern zurückschiebt, um in die unbewußte Tiefe der Menschenbrust hinabzusteigen, erweitert er das Reich der geistigen Kräfte, die man wohl unter dem Namen des Somnambulismus zusammenfassen kann, die uns nicht zum Bewußtsein gelangen, aber doch zum Leben und zu unserem Ich gehören, so erheblich, daß die Mitwirkung von Geistern, die doch jenseits unseres Lebens zu denken sind, durchaus entbehrlich erscheint. So kommt er zu ganz denselben Folgerungen wie Hartmann, den er, da dessen zwei Bücher über den Spiritismus und die Geisterhypothese nicht ins Französische übersetzt sind, aus Unkenntnis der deutschen Sprache leider nicht kennt.

Maeterlincks Fragen rühren die letzten Dinge an. Wenn er von der Unendlichkeit spricht, so ist das nur ein anderes Wort für das Absolute. Da er sich Intelligenz nicht ohne Bewußtsein denken kann, so muß auch die Unendlichkeit, die er einmal Wesen des Alls nennt, Bewußtsein haben, das natürlich mit den Formen des irdischen keine Aehnlichkeit mehr hat. Und nun eröffnet der Dichter, der sich mit der Skepsis nicht begnügen kann, allen Hypothesen in bezug auf die Weiterexistierung des geistigen Ich den weitesten Raum, „vorausgesetzt, daß sie sich an das Glück richten, denn das Unglück kann uns nicht antworten". Schmerz und Leid des Irdischen bleibt zurück, der Geist selbst kennt nur einen Schmerz, den des Nichterkennens, und dieser verschwindet im Jenseits natürlich ganz von selbst. Der Gedanke der Unendlichkeit im Sinne einer ewigen Wiederkehr erscheint ihm zu düster, um damit leben zu können, aber ein anderer Gedanke, den unser Verstand zwar nicht zu begreifen vermag, daß unsere Vorstellungen von Raum und Zeit widersinnig sind, daß es also keine Ewigkeit gibt, sondern alles nach einem bestimmten Ende hin gravitiert, erfüllt ihn mit neuer Hoffnung. Und daneben tritt ganz überraschend die Wendung, womit der „vollendeten Unendlichkeit" ein Schnippchen geschlagen werden soll, daß, da im Unendlichen nicht bloß Zeit und Raum, sondern alle Entwicklungsmöglichkeiten unendlich sind, immerfort nach allen Seiten Neues entstehen muß, also niemals eine Wiederholung eintreten kann. „Hat das All die notwendigen Glücksfälle, die es zu seiner Bewußtwerdung braucht, bisher noch nicht getroffen, so wäre es nicht zu verwundern, wenn das menschliche Denken eine dieser Gelegenheiten unterstützte. — So klein der Mensch und sein Denken auch erscheinen mag, er ist den ungeheuersten Gewalten, die er sich vorstellen kann, doch gewachsen."

Die Frage nach dem Glück ist Maeterlinck von jeher sehr wichtig gewesen. Mag nun auch das All beschaffen sein, wie es will, „es kann doch keinesfalls existieren, um unglücklich zu sein", und so braucht schließlich auch der Gedanke einer Fortexistenz kein Grauen mehr zu erwecken, da wir

Digitized by Google

ja in irgendeiner Form an dem Glück des Alls teilnehmen werden. Es ist oft nicht leicht, Maeterlincks wahre Ansicht zu entdecken, da er vor Widersprüchen nicht zurückscheut. Er schwankt zwischen Skepsis und Zuversicht, und je nach der Stimmung des Augenblicks überwiegt die eine oder die andere Seite. In der Theorie neigt er zur Skepsis, im Hinblick auf die Praxis des Lebens und Handelns zur Ueberwindung der Skepsis, indem er dem Glückshoffen auf jeden Fall Erfüllung zusichert. Es läßt sich „schwerlich die große Beruhigung abweisen, die man auf dem Grunde aller jener Hypothesen findet: ich meine, daß das Unendliche uns nichts Böses anhaben kann. Denn stürzte es den Geringsten unter uns in Pein, so peinigte es ja etwas, das es nicht von uns trennen kann, und somit sich selbst.“ Daß dieselbe Argumentation für das irdische Dasein gilt, in dem auch nach Maeterlincks Ansicht das Leid überwiegt, wird übersehen in dem glühenden und liebevollen Wunsche, dem Tode seine Schrecken zu rauben, damit das Ende für alle Sterblichen leicht und freudig sei.

A. v. Hartmann.

Theologie.

Gottfried Fittbogen, Neuprotestantischer Glaube, Zur Ueberwindung der religiösen Krisis. 1912. Protestant. Schriftenvertrieb. Berlin. 95 S. 1,80 M.

Eine bedeutende kleine Schrift, ein schneidiger Angriff auf die sogen. „moderne Theologie“ und ihren romantischen Kult des „historischen Jesus“; auf der anderen Seite ein begeistertes Eintreten für Luthers Lehre vom „Glauben“, sowie für Lessing-Kants Religionsphilosophie und ihre prinzipielle und restlose Ausmerzung alles Geschichtsglaubens aus der Religion. —

Worin besteht das Wesen der Reformation und des Protestantismus? In dem Streben nach Wahrheitserkenntnis? Das kommt für Luther erst sehr in zweiter Linie. — Oder in der Gewissensfreiheit? Gewiß nicht. Statt aller sonstigen Belege braucht man nur aus Luthers Einleitung zum kleinen Katechismus zu zitieren, daß die Widersetzlichen, die den Katechismus nicht auswendig (!) lernen wollen, dem Teufel anheimzuweisen seien. „Dazu sollen ihnen die Eltern und Hausherren Essen und Trinken versagen und ihnen anzeigen, daß solche rohe Leute der Fürste aus dem Lande jagen wölle.“

Dagegen war Luthers Grundfrage die: Wie werde ich fromm? und ihre Beantwortung das große Prinzip des Sola fide. Nirgends hat Luther das entschiedener und ergreifender zum Ausdruck gebracht als in der jugendfrischen Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. Nicht äußere Werke irgendwelcher Art vermögen den Menschen fromm zu machen. „Dieser Dinge reicht keines bis an die Seele,

Digitized by Google

sie zu befreien oder zu fangen, fromm oder böse zu machen." Das einzige Mittel ist: Das Wort Gottes, das Evangelium, Christus, der Glaube, — mit all diesen oft wiederkehrenden Ausdrücken ist stets nur ein und dasselbe gemeint: Die freie, restlose innere Hingabe an Gott.

Alle Güter, heißt es, kann die Seele entbehren, nur eins nicht: sie bedarf dessen, daß Gott mit ihr spricht. Hört sie die Stimme Gottes nicht mehr, so ist sie hilflos und verloren; im anderen Fall aber hat sie alles in Hülle und Fülle: „Speise, Freude, Frieden, Licht, Kunst, Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit, Freiheit." Die innere Stimme Gottes zeigt der Seele den Weg aus aller Not: „Glaube an Christum! . . glaubst du, so hast du; glaubst du nicht, so hast du nicht." Dieser Glaube ist die innere Vereinigung der Seele mit Gott: „Wie das Wort ist, so wird auch die Seele von ihm, gleichwie das Eisen wird glutrot wie das Feuer aus der Vereinigung mit dem Feuer."

Hier hört man den Schüler der „deutschen Theologie". Das „Wort Gottes" ist wahrlich nicht das historische Bibelwort; (sehr richtig umschreibt F. es durch „Stimme Gottes". Auch spielt das „Wort" aus dem Prolog des Johannesevangeliums, als Ausdruck für die Gottheit selber, hinein.). Und ebenso ist der „Sohn Gottes", der „Christus", mit dem die Seele sich vermählen soll, wahrlich nicht der historische Jesus von Nazareth, sondern der ideale Gottmensch, „vom Vater in Ewigkeit geboren". (2. Artikel.) Er allein kann Objekt des religiösen Glaubens sein.

Zum Teil bei Luther selbst, zum Teil im folgenden älteren Protestantismus tritt dann die Verengerung ein: Der historische Gottmensch (um diesen horrenden Ausdruck zu gebrauchen), das historische Wort Gottes (die Bibel) und analog der historische Glaube (das Fürwahrhalten bestimmter Offenbarungen und historischer Daten). Dagegen hat der Neuprotestantismus (Lessing, Kant ꝛc.) hier reine Bahn gemacht, und er erst ist es, der das religiöse Grundprinzip, das Sola fide, in seiner vollen Reinheit erstrahlen läßt.

Dadurch allein kann die volle Freiheit des Menschen und die Reinheit des religiösen Moments gewahrt werden, daß der Mensch keine andere Autorität über sich erkennt als den idealen Sohn Gottes, das Bild des vollkommenen Menschen. Alles Historische ist nur „Vehikel", Hilfsmittel, „weil das Urbild . . . . doch immer in uns . . . . selbst gesucht werden muß, dessen Dasein in der menschlichen Seele schon für sich selbst unbegreiflich genug ist, daß man nicht eben nötig hat, außer seinem übernatürlichen Ursprunge ihn noch in einem besonderen Menschen hypostasiert anzunehmen." (Kant, die Religion i. d. G. d. bl. V., S. 65 Reclam.) Eben das charakterisiert den modernen Standpunkt: Wir glauben nicht mehr an die Verwirklichung des Ideals in historischen Menschen; wir haben, wie Goethe sagt, gemerkt, „daß die Apostel und Heiligen auch keine besseren Kerls als solche Burschе wie Klopstock, Lessing und wir an-

Digitized by Google

deren armen Hundsfötter gewesen." (An Müller, 8. Juni 1830.) Jeder Rest von Geschichtsglauben trübt und stört die Religion. „Der Geschichtsglaube ist tot an ihm selber." (Kant, Rel. i. d. G.)

Diesen beiden grundlegenden Abschnitten über Kant und Luther schließen sich bei F. noch zwei Kapitel an über „Religion und Geschichte" und „Verehrung des unhistorischen «historischen» Jesus". F. mißt mit Recht dem Zusammenstoß der beiden modern-theologischen Gruppen auf dem Protestantentag 1911 hohe symptomatische Bedeutung bei; er folgt der Debatte, beseitigt Mißverständnisse und arbeitet den wirklichen Gegensatz klar heraus. Es zeigt sich, daß der auf Schleiermachers romantische Theologie zurückgehenden Richtung gegenüber der Vorwurf des Historismus und Jesuskults in der Tat nicht ganz unberechtigt ist; nur daß — durch die Gunst des Irrtums — diese Entgleisung erheblich dadurch gemildert wird, daß man ein durchaus ideales Christusbild als den „historischen Jesus" gelten läßt. Man überträgt auf den Rabbi von Nazareth das moderne Humanitätsideal. „Jesus ist für die protestantische Theologie das Gefäß geworden, in welches jeder Theologe seinen eigenen Gedankeninhalt hineingießt" (Kalthoff).

Die merkwürdige Verwechslung, welche diese Theologen begehen, ist ein interessanter Beleg für das Gesetz von der Umwandlung großer Männer in Idealgestalten, auf das Hermann Grimm in seinen „Fragmenten" (Berlin 1900, Bd. I) hinweist. Nur daß sich hier dieser Prozeß im hellsten Tageslichte der Geschichte abgespielt hat. Jene beiden Jesusgestalten verhalten sich zueinander etwa wie der historische Bismarck zu dem Hamburger Roland-Bismarck. Gänzlich irreführend und verwirrend aber ist das Schlagwort, es handle sich um den Gegensatz „hie Kant, hie Hegel", oder um den Gegensatz von positiver oder negativer Stellung den Werten der Geschichte gegenüber. Vollends von einer neuen „Christologie" kann bei der idealistischen, auf Lessing-Kant zurückgehenden Theologie nicht die Rede sein, da sie prinzipiell alle Christologie entwurzelt. „Nicht das Historische, sondern allein das Metaphysische macht selig." (Fichte.)

Soweit sind F.s Ausführungen ungemein klar und eindrucksvoll; und sie werden dazu beitragen, den Klärungsprozeß, der sich neuerdings in der protestantischen Theologie zu vollziehen scheint, zu beschleunigen.

Weiterhin aber werden in diesem Zusammenhang noch andere Probleme geweckt, die nicht so schnell zu erledigen sind und auf die zum Schluß noch kurz hingewiesen sei. Mit Recht betont F. das Sola fide als das Fundament des Protestantismus; seine Größe besteht in der religiösen Autonomie, der Unabhängigkeit von aller Autorität und allen theoretischen Stützen. Auf die tiefe Verwandtschaft zwischen Luther und Kant an diesem Punkte ist in letzter Zeit mehrfach hingewiesen worden. (Vergl. Pfleiderer, i. d. Wartburgstimmen 1904, „Die Religionsphilosophie Kants"; Bauch, Luther und Kant 1904; Katzer, Luther und Kant 1910.)

Digitized by Google

Indes ist andererseits doch Luthers Stellung zu Wissenschaft und Philosophie ein etwas dunkler Punkt und sein Einfluß auf den Protestantismus hier durchaus nicht so segensreich. Die spätscholastische Vorstellung von dem dunklen irrationalen Gotte wirkt nach, die aller Vernunft und vernunftgemäßen Religionsbegründung den Boden entzieht.

Und wenn Kant die praktische Vernunft ganz von der theoretischen befreite, so war damit wenig gewonnen, solange man bei der bloßen Entgegensetzung von Theoretischem und Praktischem, von Wissen und Glauben stehen blieb, wobei der Wahrheitscharakter des Glaubens nicht gewährleistet werden konnte. Eine wirkliche Befreiung kann vielmehr nur durch Aufhebung des Theoretischen und Praktischen in eine höhere Einheit, die Wahrheitsfrage kann nur durch eine neue, der veränderten Problemstellung entsprechende Metaphysik gelöst werden. In diesem Sinne wäre auch das zu korrigieren, was F. von der „Immanenz" und „Diesseitigkeit" der Kantischen Religionsauffassung sagt.

Es ist durchaus ein Mißverständnis, als könne durch solch' metaphysisches Fundament die Kraft des Sola fide beeinträchtigt werden. Dagegen ist für die Wirksamkeit dieses Prinzips m. E. ein böses Hindernis die unglückliche, der Position der Gegner angepaßte Formulierung: „Rechtfertigung durch den Glauben", die fast mit Notwendigkeit die geläufigen Mißverständnisse erzeugt. Luthers Lehre vom Glauben ist wohl eine Theorie des Frommwerdens, der Erlösung, nicht aber der Rechtfertigung. „Rechtfertigung durch den Glauben" ist ein Unding, ein Widerspruch. Hier liegt auch z. T. (abgesehen von dem starken Nuancenunterschied der bei Paulus und Luther gleichklingenden Formeln) Diltheys energischer Einspruch dagegen begründet, daß das Charakteristische von Luthers Frömmigkeit die „Rechtfertigung durch den Glauben" sei. (Arch. f. Gesch. d. Philos., Bd. VI, S. 377; Das Erlebnis u. d. Dichtung, 3. Aufl. 1910, S. 151.)

Frage ich nach der justitia, so wird nach der Leistung gesucht; und das ist eben der von Luther mit Recht perhorreszierte Weg. Trotzdem muß nun, bei jener Formel, auch der Protestant fragen: Wo ist die Leistung und die justitia? Und es folgt die verhängnisvolle Antwort: Nicht bei mir, sondern bei Christus. Und so geht es nun weiter: Satisfaktion, stellvertretendes Leiden, Geschichtsglaube, Fürwahrhalten usw., alles hält wieder seinen Einzug. Ein interessantes Beispiel für die unheilvolle Macht einer verfehlten Formulierung, zugleich eine Warnung, die Philosophie in der Theologie nicht gering zu achten. Erich Franz, Kiel.

R. J. Campbell, Zehn Predigten. Autorisierte deutsche Uebersetzung von Martha Pick. Mit einem Vorwort von Otto Baumgarten. Tübingen, 1912. Verlag: J. C. B. Mohr. Preis: brosch. 2 Mk., geb. 3 M. 105 S.

Wenn ich auf diese Predigten des jetzt auch schon in Deutschland viel

Digitized by Google

genannten englischen Kongregationalistenpredigers hinweise, so erfülle ich damit zugleich eine Pflicht der Dankbarkeit für die weihevollen Stunden, die ich selbst im Jahre 1907 als sein Hörer verleben durfte. Zur sachlichen Rechtfertigung genügt vielleicht die eine Bemerkung, daß ich nur einer von den fast 1000 Zuhörern war, welche sich, meist dem Kaufmannsstande angehörend, jeden Donnerstag um 12 Uhr mittags, also inmitten der Geschäftszeit, in dem vom Londoner Straßenverkehr umbrausten City-Temple scharten.

Die Anziehungskraft, welche der schlicht und ruhig vortragende Redner übt, und die Erwartung eines ähnlichen Erfolges der gedruckten Predigten auf deutsche Leser beruht m. E. n. zum guten Teil darauf, daß Campbell die Stimmungen, edleren Regungen, die Gewissensnöte moderner Menschen der gebildeten Kreise genau kennt, so daß jedes Wort des Strafernstes und siegesgewisser Begeisterung trifft und zündet, während die bestgemeinten Reden oft am Herzen vorbeigleiten, weniger weil die Lehre als weil die Seelenkunde des Predigers veraltet ist. Professor Baumgarten, der der Predigtsammlung ein treffliches Vorwort vorausgeschickt hat, scheint vorauszusetzen — aus eigener Kenntnis kann ich darüber kein Urteil abgeben —, daß Campbells Zuhörerschaft zumeist durch dessen besondere Weltanschauung angezogen wird. Mögen die deutschen Leser sehen, wie diese Weltanschauung, die freilich weder Baumgarten noch ich selbst die unsere nennen, auf sie wirkt; sie in ihren Umrissen kennen zu lernen, eignen sich die vorliegenden Predigten durchaus, wenn auch zu ihrer genaueren Kenntnis Campbells größeres Werk, The New Theology, London 1907 (in deutscher Uebersetzung 1911 bei Diederichs-Jena erschienen), unentbehrlich ist.

Campbell ist, um seinen Standpunkt zunächst einmal durch einen landläufigen Ausdruck zu charakterisieren, Pantheist; gegen die Bezeichnung „Higher Pantheism" würde auch er selbst (The New Theology p. 53) keinen Widerspruch erheben. Baumgarten nennt seine Anschauung die der reinen Immanenz. Wenn Campbell (S. 8) aber selbst über Gottes Innenweltlichkeit die Erklärung gibt, daß er in der Natur und im Menschen verkörpert ist und zugleich in unverminderter Herrlichkeit als der Unendliche darüberschwebt, so muß der Zusatz „rein", der die Ueberweltlichkeit auszuschließen scheint, wohl gestrichen werden. Noch zweierlei besonders ist zur Würdigung des Campbellschen Pantheismus zu beachten: Nicht einen Teil Gottes will er (S. 17) die menschliche Seele nennen, sondern ein von seinem Ursprung losgelöstes Bruchstück, und daß seine Religion keine bloße Diesseitigkeitsreligion ist, merkt man aus Andeutungen (z. B. S. 75) eines Lebens nach dem Tode, von dem er freilich annimmt daß es zuletzt im göttlichen Leben untergeht. Ein solcher Pantheismus mag an Folgerichtigkeit und philosophischer Haltbarkeit eingebüßt haben; da er sich aber frei hält von der Identifizierung Gottes und der Natur, wie Gottes und des Menschen, und sich dazu bei Campbell mit einer warmen Herzensstellung zu dem geschichtlichen Jesus verbindet, so ist nicht einzu-

Digitized by Google

sehen, warum er nicht von der Kirche getragen werden sollte, wie denn auch seine eigene Gemeinde trotz der auf ihn gemachten Angriffe fest zu ihm steht.

Auch der Uebersetzerin, welche durchweg ein einwandfreies Deutsch geliefert hat, soll gedankt werden. Kleine Abänderungsvorschläge wird sie sich vielleicht von mir gefallen lassen: S. 58 nicht „Beilage", sondern, wie es dem griechischen und dem englischen Text entspricht, „Pfand"; S. 76 für repentance nicht „Reue", sondern „Buße"; S. 81 für discipline „Ordnung" anstatt „Disziplin"; S. 96 für Christ of Faith „der Christus des Glaubens" anstatt „der ewige Christus".

H. Weinel, Jesus (als I. Band der „Klassiker der Religion", herausgegeben von G. Pfannmüller). Berlin-Schöneberg, 1912. Verlag: Protest. Schriftenvertrieb. Preis: brosch. 1,50 Mk., geb. 2 Mk. 149 S.

Wie Jesus selbst über seine Sendung gedacht hat und was er den Menschen zu sagen gehabt hat, legt zunächst, der gleichen Anordnung folgend, in welcher nachher die Aussprüche Jesu gruppiert werden, eine kurze, vorzügliche Einleitung dar. Die damit ausgesprochene Anerkennung soll nicht zurückgenommen werden, wenn gleich einige Einwendungen folgen. Daß Jesu hauptsächlichstes Erziehungsmittel Erweckung der Reue gewesen ist (S. XII), vermag ich nicht anzuerkennen: Bußpredigten kennt man bei Jesus nur so, daß sie sich an ganze Menschengruppen wenden, wie an die Bewohner bestimmter Städte, an die im Wust der Aeußerlichkeiten stecken bleibenden Pharisäer; den einzelnen dagegen geht er hebend, ermutigend, tröstend in Liebe nach. Ebenso bezweifle ich, daß Jesus bei der Forderung der Liebe diese nur als Affekt (S. X) gemeint hat. Der mit so kurzen, scharfen Strichen das Bild der beiden ungleichen Brüder gezeichnet hat, von denen der eine trotz scheinbar freudiger Bereitschaft den Willen des Vaters mißachtet, der andere widerspricht, sich dann aber gehorsam fügt, hat ebensowohl die Gefahr des dem Affekt folgenden und die Berechtigung des durch Reflexion bestimmten Charakters gekannt.

Den eigenartigen Wert aber hat das Buch durch die im Hauptteil dargebotenen Worte Jesu, von denen ein Anhang auch die im vierten Evangelium überlieferten berücksichtigt. Man könnte meinen, damit werde nichts Neues geleistet und zutreffende Uebersetzung der Worte Jesu könne man auch anderwärts finden. Aber neu ist die sachliche Gruppierung, und sehr wirksam dazu. Ein helles Schlaglicht ferner werfen auf den tieferen Sinn der Worte Jesu oft die kurzen Ueberschriften, wenn dabei auch subjektive Auffassung mitspricht. Wenn die Geschichte vom reichen Manne und vom armen Lazarus die Ueberschrift trägt: „Nicht das Wunder, sondern das Gewissen überzeugt", so werden wenige Leser Weinels Meinung sofort verstehen, und viele, wenn sie sie verstanden haben, bezweifeln, daß damit der

Digitized by Google

Hauptgedanke der Geschichte getroffen ist. Mag der Leser also gelegentlich seine Auffassung der Weinels entgegensetzen, einem großen Eindruck dieser Darstellung Jesu, bei welcher er selbst der Sprechende ist, wird er sich nicht entziehen. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Pädagogik.

A. Fischer, Mehr Praxis als Reform unserer Bildung. Leipzig und Berlin, 1913. Verlag Julius Klinkhardt. Preis: geh. 1 Mk., 67 S.

Wie durch den Titel angedeutet, begnügt sich der Verfasser nicht mit Reformvorschlägen für einzelne Unterrichtsfächer, nimmt auch nicht etwa zu der auf größere praktische Betätigung der Schüler zielenden Arbeitsschule Kerschensteiners Stellung, sondern will, wenn zunächst auch die bisherigen Schulen daneben bestehen bleiben sollen, das gesamte Bildungswesen durch frühzeitige Zuschneidung auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens umgestalten, also in die Schule sozusagen einen die Engländer überbietenden Anglikanismus einführen. Damit glaubt der Verfasser einer von ihm befürchteten Ueberbürdung der Jugend mit theoretischer Arbeit abzuhelfen, für den Körper kräftigenden Sport und den Lieblingsneigungen entsprechende Beschäftigungen Raum zu gewinnen, vor allem aber für das Leben brauchbarere Menschen heranzubilden und sie früher dem Beruf und der Familiengründung zuzuführen. Zu diesem Zwecke soll, um die von dem Verfasser gleichfalls in den Kreis seiner Erwägungen gezogene Volksschule und Hochschule zu übergehen, die einheitliche, die Wahl des späteren Berufes noch offen lassende höhere Knabenschule in 24—28 Wochenstunden unter Zurücktreten der übrigen Fächer, von denen das durch Prof. Fischer selbst vertretene Fach, die Erdkunde nur mit je 2 Wochenstunden in 3 Winterhalbjahren bedacht wird, hauptsächlich Deutsch, Englisch, Französisch und Rechnen lehren und ein geringes Maß von Schularbeiten in einer von dem Lehrer selbst geleiteten Arbeitsstunde erledigen lassen, so daß der Nachmittag ganz oder größtenteils für andere Zwecke verfügbar wird.

Daran sollen sich als Ersatz für die jetzigen 3 Oberklassen der Gymnasien und Oberrealschulen 3klassige Fachschulen anschließen, welche je nach dem gewählten Beruf dem künftigen Geistlichen, Arzt, Lehrer, Rechtsgelehrten usw. die erforderlichen theoretischen Vorkenntnisse vermitteln, andererseits aber zu praktischen Vorübungen, z. B. dem späteren Arzt im Verbinden, Krankenpflege, mikroskopischen Untersuchungen, Gelegenheit bieten.

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß der Verfasser viele im praktischen Beruf bewährte Männer auf seiner Seite haben wird, denen es leicht scheint, als ob die Schule ihnen nichts weiter als dasjenige Maß von Kenntnissen, das ihnen dauernder, täglich nutzbarer Besitz geworden ist, hätte beizubringen brauchen. Dem Rezensenten freilich haben sich bei den Vorschlägen Fischers

Digitized by Google

allerlei Fragen aufgedrängt, z. B. ob bei der Vorbildung für den Beruf wirklich der gerade Weg der kürzeste und der kürzeste der beste ist; ob nicht einseitige Beschränkung auf das einzelne Fach schon jetzt vielerwärts als ein beklagenswerter Uebelstand empfunden wird und ob nicht der Allgemeinheit, wie dem Fach, am besten mit einem urteils- und ausdrucksfähigen, zu unerbittlicher Genauigkeit der Arbeit erzogenem Nachwuchs gedient ist, der offenen Sinn für mancherlei höhere Interessen bewahrt. Doch steht der Rezensent nicht an, allen denjenigen die vorliegende Veröffentlichung zu empfehlen, welche sich, auf die Gefahr hin, zu lebhaftem Widerspruch herausgefordert zu werden, gern mit einer frisch geschriebenen und in langjähriger Erfahrung durchdachten Schrift über grundlegende Bildungsfragen beschäftigen.

Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. LI: O. Uttendörfer, Das Erziehungswesen Zinzendorfs und der Brüdergemeinde in seinen Anfängen. Berlin, 1912. Verlag: Weidmannsche Buchhandlung. Preis: 7,20 Mk., 270 S.

In seiner Anlage unterscheidet sich dieser Band von den meisten Bänden desselben Unternehmens dadurch, daß der Verfasser nicht nur oder hauptsächlich urkundliches Rohmaterial bietet, sondern es schon zu zusammenhängender Darstellung verarbeitet hat, die freilich nur die Jahre von 1723 bis 1737 umfaßt. Am interessantesten sind nach meinem Urteil diejenigen Mitteilungen, welche sich auf religiöse Kindererziehung beziehen, und darunter wieder, was man über die sogenannten Banden erfährt, freie Kinderorganisationen, welche sich im Waisenhaus der Brüdergemeine zum Zweck gemeinsamer Aussprache über inneres Leben und der Ermahnung bei etwaigen Verfehlungen bildeten. Wenn auch offen Mißerfolge eingestanden werden, so genügt das Berichtete doch, um das Dogma mancher moderner Pädagogen zu erschüttern, als sei religiöses Erleben dem erwachsenen Alter vorbehalten. Nur wäre es: um den Wert solcher religiösen Frühreife zu beurteilen, nötig, den weiteren Entwicklungsgang der durch lebhafte religiöse Erfahrung ausgezeichneten Kinder zu überblicken, worauf der Verfasser leider nicht eingeht. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Volkswirtschaft.

Hermann Levy. Die Grundlagen des ökonomischen Liberalismus in der Geschichte der englischen Volkswirtschaft. Jena 1912. Verlag von Gustav Fischer. 8° VII und 128 Seiten. 3,50 Mk.

Die Erkenntnis der geschichtlichen Grundlagen des englischen Liberalismus wäre ein wertvoller Beitrag zum Verständnis der Geschichte des englischen Volkes. Denn der Liberalismus war lange, wenn auch nicht immer die herrschende, so doch die siegreiche Lehre und Richtung. Er war das Glaubens-

Digitized by Google

bekenntnis des englischen Bürgertums; unter seinem Einflusse vollzog sich die politische, ökonomische und geistige Entwicklung Englands in der neueren Zeit. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde seine Macht erschüttert.

Die Arbeit Levys trägt eine Masse Stoff aus Pamphleten und Traktaten zusammen. Trotzdem macht sie den Eindruck der Unfertigkeit in Sprache und Gedanken. Ich könnte das Urteil Seite für Seite belegen durch Proben, die nicht selten beinahe in den Bereich der gefürchteten Stilblüten fallen. Eine Auswahl muß genügen. Vielfach sprechen die Proben für sich, einige muß ich mit einem kurzen Kommentar begleiten.

S. 6. „Die englische Volkswirtschaft steht im 17. Jahrhundert zunächst noch im vollen Werdeprozeß ihrer Kindheit." Im 17. Jahrhundert sah die englische Volkswirtschaft schon auf eine lange Geschichte zurück, und von einem Werdeprozeß ihrer „Kindheit" kann mit Bezug auf diese Epoche nur sprechen, wer Volkswirtschaft und Industrie verwechselt.

S. 17. „Auf beiden Seiten der kämpfenden Parteien wurden zahlreiche Berufsklassen zu gemeinsamen Lagern vereinigt. Die Verteidiger der Rechte und Privilegien des Parlamentes, der Jurist des gemeinen Rechtes, der low churchman und der Puritaner auf der einen Seite." Das sollen Berufsklassen sein? S. 30. „Diese Preiserhöhungen und die vielen anderen mit den Monopolen verknüpften Mannigfaltigkeiten." Liegt hier vielleicht das Ergebnis einer allzu wörtlichen Uebersetzung vor? S. 101. Es war die Politik der Monopolisten gewesen, „den Preis des eigentlichen Produzenten, den sie jedoch verlegten, nach Möglichkeit herabzudrücken". Wir wollen schließen mit der Gruppe von religiösen „Phanatikern" (sic), die einen Anspruch auf den Ertrag des von ihnen irgendwo in Angriff genommenen Anbaus erhoben" 86) und mit dem Gedanken, den schwerlich ein Mensch verstehen wird: „Es ist die Eigenart der Umwälzungen, . . . „daß der neue Staat . . nicht einzig das Diapositiv der alten zertrümmerten Organisation wurde."

In einem Schlußworte stellt der Verfasser „den bleibenden Bestand des ökonomischen Liberalismus" dar. Wer sich die Mühe gibt, die Worte zu prüfen, wird finden, daß es sich eigentlich gar nicht um einen ökonomischen Liberalismus handelt. Denn was dort (S. 128) als „Prägungen des englischen Wirtschaftslebens" bezeichnet wird, „der Glaube an die Rechte der Persönlichkeiten, an die Notwendigkeit möglichster Entfaltung des Einzelnen, an seine bürgerliche Gleichberechtigung, die Toleranz gegenüber den Meinungen anderer, sei es politischer Gegner, sei es Anderskonfessioneller, die soziale Gleichwertung der Berufe, die Duldsamkeit gegenüber den Heiligtümern anderer Völker und Rassen", sind Stimmungen, nicht Prägungen des Wirtschaftslebens. Solche Stimmungen, wie „Duldsamkeit gegenüber den Heiligtümern anderer Rassen", um die Sprache des Herrn Verfassers zu reden, mögen häufig mit dem ökonomischen Liberalismus verbunden gewesen sein, aber daß sie in einem inneren oder auch nur äußeren ge-

Digitized by Google

schichtlichen Zusammenhange mit ihm ständen, das ist durchaus nicht bewiesen; ja die „möglichste Entfaltung des Einzelnen" scheint doch recht wenig zu dem zu passen, was S. 111 über den „trostlosen geschäftlichen Stumpfsinn" und andere ähnliche Eigenschaften der Klassen gesagt wird, die Träger des ökonomischen Liberalismus waren. Der „Spießbürger, der dynamische Kräfte nicht kennt", und bei dessen Anblick jede freiere Persönlichkeit „das Gefühl einer Trostlosigkeit" beschleicht, ist eigentlich ein recht ungeeigneter Vater der freien Entfaltung der Persönlichkeit.

Eine ähnliche Unklarheit durchzieht die ganze Untersuchung von der Ueberschrift an: Die „Grundlagen des ökonomischen Liberalismus in der Geschichte der englischen Volkswirtschaft" werden nur berührt, — denn daß der Haß gegen die Monopole und eine gewisse Begünstigung der „Immigration" als volkswirtschaftliche Grundlage ausreicht, wird niemand glauben. Statt dessen werden allerlei Begleiterscheinungen im wesentlichen nach dem bekannten Schema der Untersuchungen Webers beschrieben.

Ich vermisse überhaupt eine klare, scharfe und umfassende Bestimmung, was denn eigentlich der Liberalismus war und ist: er ist offenbar kein ganz einfaches Gebilde, sondern ein Komplex verschiedener Ideen und Bestrebungen. Am zweckmäßigsten wäre es vielleicht, von Locke auszugehen. Er ist der Klassiker des älteren Liberalismus. In seiner Gedankenwelt finden sich die verschiedenen Momente liberaler Anschauung, das ökonomische, politische, theologisch-kirchliche und philosophische, zusammen, und zwar in einer greifbaren Gestalt. Hier ließe sich ihr Zusammenhang, von hier aus ihr Ursprung und ihre Entwicklung untersuchen. Ohne Zweifel ließe sich dann die Erkenntnis des geschichtlichen Wesens des Liberalismus aus anderen Quellen erweitern und bereichern.

Eine Sammlung von Stellen aus Pamphleten und Traktätchen genügt als historische Grundlage nicht. Sie mögen interessante Kennzeichen ihrer Zeit sein; ihren historischen Wert darf man jedoch nicht überschätzen: es bleiben eben Pamphlete und Traktätchen. Sie müssen mit kritischem Verständnis verarbeitet werden. Aus zufälligen Aehnlichkeiten und Analogien ergibt sich noch kein geschichtlicher Zusammenhang. Daß z. B. in den heutigen sozialpolitischen Maßregeln des englischen Staates Laud und Karl I. wieder aufleben, ist ein Einfall, der kaum ernst genommen werden kann.

Der Gedanke, daß das 17. Jahrhundert die wichtigste Epoche der englischen Geschichte ist, daß die Wurzeln des englischen Liberalismus in diese Zeit zurückreichen und daß die mittleren und unteren Schichten des Bürgertums die Träger der politischen, kirchlichen, religiösen und sozialen Gedanken waren, in denen sich der spätere Liberalismus vorbereitete, ist nicht neu. In diesem Sinne ist die historische Grundlage längst gelegt in Rankes klassischem Geschichtswerke. Auf ihm muß jeder aufbauen, der, vom 17. Jahrhundert ausgehend, die geschichtliche Entwicklung Englands behandeln will. In der vorliegenden Arbeit ist es nicht erwähnt und kaum

Digitized by Google

berücksichtigt. Sonst stände die historische Grundlegung auf einem sichereren Boden, und zwar zunächst in doppelter Hinsicht.

Die Gedanken der kirchlichen Opposition oder des Puritanismus waren keineswegs völlig gleichartig, sondern trugen bei den Presbyterianern eine wesentlich andere Gestalt als bei den Independenten, und dieser Unterschied blieb und hätte demnach weiter verfolgt werden müssen, auch als die kirchlich-religiösen Gedanken hinter politisch-sozialen Ideen zurücktraten. Sollten also die „Grundlagen des Liberalismus in der Geschichte der englischen Volkswirtschaft" untersucht werden, dann galt es, den verschiedenen Charakter und verschiedenen sozialen Ursprung dieser Richtungen, in denen der spätere Liberalismus wurzelte, klar zu machen und nicht alles unterschiedlos unter einem Begriffe oder Worte zusammenzufassen.

Der enge Zusammenhang kirchlich-religiöser, politischer und selbst sozialer und ökonomischer Bestrebungen hat in England eine historische Ursache und beruht nicht auf einer sozial-ethischen Geistesverfassung, von der man nie recht weiß, ob sie Wirkung oder Ursache ist. Der enge Zusammenhang von Kirche und Staat war in England ein Erbe des Mittelalters, das die Tudors übernahmen und zum Abschluß brachten. Die Wirkungen dieser staatskirchlichen Einheit erstreckten sich bis in die untersten Schichten der Verwaltung, also bis zur Basis des Rechtslebens. Die notwendige Folge war, daß eine kirchliche Umwälzung mit einer politisch-sozialen verbunden war und umgekehrt. Die kirchlich-religiösen Ideen hatten deshalb stets zugleich eine staatlich-soziale Seite. Diesen Zusammenhang in seinen geistigen und ökonomischen Erscheinungen, Ursachen und Folgen, seine Entstehung, Entwicklung und Auflösung zu verfolgen, zunächst mit Beschränkung auf den Liberalismus, wäre sicher eine dankbare Aufgabe, aber wesentlich gefördert scheint sie durch Levys Untersuchung nicht zu sein. G. Jäger, Königsberg.

Literatur.

Max Dauthendey: Der Geist meines Vaters. Aufzeichnungen aus einem begrabenen Jahrhundert. — Bei Albert Langen, München.

Daß Max Dauthendey, der verzückte Sänger der Liebe, der versonnene Träumer, der mit dem lyrischen Fangnetz die Natur durchstreift, und den Schmetterlingen seltener Stimmungen nachjagend, unter vielen Kohlweißlingen dann und wann auch einmal einen Falter mit den zartesten und buntesten Sammetflügeln fängt, — daß Max Dauthendey ein solches Buch schreiben würde und schreiben könnte, habe ich nicht geglaubt. Er flicht freilich auch hier manches Gedicht und manche Betrachtung ein, wie wir sie von ihm kennen. Vor allem der Anfang und der Schluß des Buches entstammen durchaus seinem lyrisch verträumten Wesen. Ihnen fehlt es daher auch merklich an der Straffheit der Komposition, die man von einem

Digitized by Google

solchen biographischen Werke erwartet. Im ganzen aber herrscht in diesen Erzählungen und Schilderungen ein durchaus anderer Geist als der seine. eben der Geist seines Vaters, nach dem das Buch heißt. Mit diesem etwas seltsam klingenden Titel ist nichts Mystisches gemeint. Dauthendey will in dem Buche einfach das Wesen seines Vaters darstellen. Und zwar hat er damit, einen Wunsch seines Vaters erfüllend, die Aufzeichnungen fortgesetzt und zu Ende geführt, die dieser über sein schicksals- und tatenreiches Leben zu machen begonnen hatte, ein Unternehmen, bei dem er allzu oft die sonst immer brennende dicke Zigarette ausgehen und die Feder ruhen lassen mußte. Denn er war Tatmensch durch und durch, und es ging ihm daher mit dem Schreiben wie Goethes „Götz". Wenn er nun die Arbeit seines Sohnes lesen könnte, so würde er damit sicherlich zufrieden sein. Wir erhalten darin ein sehr anschauliches und lebensvolles Bild dieses kraftvollen Menschen, der, als Mechaniker ausgebildet, in einem Gärtchen in Lindenau bei Leipzig 1841 unter großen Mühen die ersten Daguerrotypbilder in Deutschland zustande brachte und mit seiner damals höchst überraschenden Kunst in Leipzig und mehr noch am Hofe in Dessau großen Erfolg hatte; der dann, mit einem Empfehlungsschreiben der Herzogin von Anhalt an ihre Schwester, die Czarin, ausgerüstet, nach Petersburg ging, hier zunächst bittere Enttäuschungen erlebte — sein Empfehlungsschreiben, dem er die üblichen paar hundert Rubel beizulegen versäumt hatte, wurde von dem Geheimsekretär der Kaiserin, einem General, überhaupt nicht abgegeben —, sich aber schließlich durchsetzte, Bestellungen vom Hofe erhielt, zwei Ateliers begründete und jahrelang in der Newastadt in den besten Verhältnissen lebte, bis das Glück ihm untreu wurde und er, von Unglücksfällen und behördlichen Chikanen verfolgt, Rußland den Rücken wandte, sich in Würzburg niederließ und hier eifrig mit der Vervollkommnung der Photographie beschäftigt, sein Leben beschloß. Dabei erfahren wir im einzelnen die interessantesten Dinge, z. B. wie man in den Zeitungen die Daguerrotypie zuerst für eine „Erfindung teuflicher Art" und für einen Pariser Schwindel erklärte, dem nur „ein Esel aller Esel" Glauben schenken könne; wie sich hochgestellte Personen vor dem auf sie gerichteten Messingrohr des photographischen Apparats ängstigten; unter wie furchtbaren Strapazen und Gefahren man noch im Jahre 1847, in der „guten, alten Zeit", von Petersburg nach Berlin reiste und vieles andere derart. Für den Pädagogen von hohem Interesse ist das vernichtende Urteil, das in dem Buche auf Grund von traurigen Erlebnissen darüber gefällt wird, daß bei uns die Berechtigung zum einjährigen Dienst von dem Nachweis eines bestimmten Schulwissens abhängig gemacht wird. Der ältere Bruder Max Dauthendeys, der, von Jugend auf ein eifriger und begabter Techniker und Photograph, die höhere Schule ohne das Einjährigen-Zeugnis verlassen hat und nun von der Schande des dreijährigen Dienstes bedroht ist, geht an diesem Unheil zugrunde. Und der Dichter selbst, der bei seiner lyrischen Verträumtheit für manche Fächer beim besten Willen keine Aufmerksamkeit

Digitized by Google

aufbringen kann, leidet entsetzlich unter dem Zwang, mehrere schöne Jugendjahre — für seine Bildung zwecklos — auf der Schulbank versitzen zu müssen, um dem Schicksal seines Bruders zu entgehen. Wenn irgend etwas, so können uns derartige Mitteilungen stutzig machen und zum Nachsinnen über eine zweckmäßige Reform der gefährlichen Einrichtung veranlassen.

Das Allerbeste in dem Buche aber und wirklich vortrefflich ist die Art, wie darin der Wesensgegensatz zwischen dem reinen Tatmenschen, dem Vater, und seinem Sohne, dem geborenen Träumer und Poeten, dargestellt wird. Der Vater, der mit seinem Sein und Denken ganz und gar in der Wirklichkeit steht und sich nur für Politik und Jagd, für Maschinen und den Fortschritt der Wissenschaft begeistert, hat nicht das mindeste Verständnis für den beschaulichen Sohn, der die Sterne stundenlang anstarren kann, ohne irgend nach den Gesetzen zu fragen, von denen ihre Bewegungen beherrscht sind. Ihm ist alles Träumen Schwäche und Mangel an Willen, und so unterdrückt er, das Beste wollend, die Eigenart des Sohnes nach Kräften. Dieser aber befreit sich, innerlich erstarkend, schließlich von dem übermächtigen Druck des Vaters und geht seinen eigenen Weg. Als er die ersten Erfolge erringt, erkennt der Vater seinen Irrtum und schließt in einer ergreifenden Szene Frieden mit seinem Sohne. Und dieser Friede durchwaltet auch das Buch, in dem der pietätvolle Sohn den Geist seines Vaters dargestellt hat. So sehr er unter diesem harten, ihm wesensfremden Geiste gelitten hat, sein Dichterherz versteht und liebt ihn, und so stellt er ihn ohne Erbitterung dar. In seiner Darstellung sind der Geist seines Vaters und sein eigener Geist zu der vollkommenen Einheit verbunden, die Inhalt und Form eines Kunstwerks miteinander bilden: der Geist des Vaters hat dem Buche den Inhalt gegeben, der Dichtergeist des Sohnes die Form.

Walter Harlan: Das Nürnbergisch Ei. — Tragödie in vier Akten. Berlin 1913 bei Egon Fleischel und Co.

Ein Bildhauer erhält einen Auftrag, der ihn stolz und froh macht wie keiner noch. Wie lange schon hat er im innersten Herzen danach getrachtet, diesen tief geliebten Dichter in Marmor darzustellen und das Bild seines Wesens, das er in sich trägt, aller Welt sichtbar zu machen! Freudig geht er an die Arbeit. Bald aber wird er durch körperliche Schmerzen, die ihn befallen, unliebsam gestört. Er geht zum Arzt und erfährt, daß er eine Krankheit hat, die zum sicheren Tode führt, wenn nicht schleunigst das Messer des Chirurgen eingreift. Aber auch die Operation ist lebensgefährlich. Der Bildhauer steht vor einer bangen Wahl. Ueberliefert er sich dem Operateur nicht, so bringt er seine Arbeit fertig, um dann gewiß zu sterben; im anderen Falle ist mit seinem Leben auch die Vollendung seines Werkes in Frage gestellt. Und diesen Gedanken erträgt er nicht.

Digitized by Google

Der Künstler in ihm ist stärker als der Mensch, der Schaffensdrang mächtiger als der Selbsterhaltungstrieb. Er wählt die Sicherheit sein Werk zu vollenden, vollendet es und stirbt.

Dieses wirkliche Vorkommnis liegt Walter Harlans schöner Tragödie zugrunde. Es ist zu bewundern, wie Harlan den ergreifenden, aber so, wie er ist, doch nicht brauchbaren Stoff umgestaltet hat, um daraus eine echte Dichtung zu machen. An Stelle des Bildhauers setzt er den Mechanikus Peter Henlein, der um 1500 in Nürnberg lebte und die Taschenuhr, das „Nürnbergisch Ei", erfunden haben soll. Damit erreicht er, daß uns der dargestellte Heroismus vollkommen verständlich wird und gerechtfertigt erscheint. Ueber einen Bildhauer, der für die Gewißheit, ein Standbild zu vollenden, sein Leben hingibt, schütteln wir am Ende doch den Kopf, weil es uns schwer fällt, ein einzelnes Kunstwerk als volles Aequivalent des Lebens zu empfinden. Eine solche Aufopferung hat bei aller Erstaunlichkeit doch etwas Absonderliches und entbehrt der tiefen moralischen Bedeutsamkeit, die der Stoff bei Harlan gewinnt. Die Erfindung der Taschenuhr ist ja eine Sache von ganz allgemeiner Bedeutung. Die ganze Menschheit hat damit etwas gewonnen, was jedermann in seinem Werte anerkennen wird. Harlan versteht uns diesen Wert überdies sehr anschaulich und fühlbar zu machen. In seiner Dichtung wendet sich der berühmte Seefahrer und Länderentdecker Martin Behaim an Peter Henlein mit der Bitte, ihm eine Schiffsuhr zu erfinden. „Der Behaim klagte, daß Uhrgewichte und Perpendikel nix taugten in den Schiffen, würden seekrank. Erfänd' ihm einer eine Uhr, die in den Schiffen ginge, den wöllt er einen zweiten Prometheus nennen, der den Göttern ein köstliches Geheimnis hätt entwunden." Und nun werden wir Zeugen, wie Peter Henlein die entscheidende Erfindung macht, und erleben mit ihm den ganzen Jubel der reinsten Erfinderfreude. Er bessert ein Türschloß aus, sein sinnender Blick fällt auf die Klinkenfeder darin, und „der Schneck, der die Klink wieder hebt, so oft ein Hand sie niederdrückte", bringt ihn auf den Gedanken der Uhrfeder, die die Seele, das bewegende Prinzip der Taschenuhr bildet. Nun packt ihn ein Schaffensrausch, der ihn nicht ruhen und seines leiblichen Wohles nicht achten läßt. So dringend ihn der „Arzet" Schedel, sein „Gefreund", und seine geliebte jugendliche „Hausfrau" bitten, sich das böse „Carcinoma" in seinem Halse wegschneiden zu lassen, — da er weiß, daß er dabei sterben kann, so weigert er sich standhaft, bis es zu spät ist. „Die Schiffsuhr . . . ist fertig in meinem Geist. Und wie die winzige Lerch im Ei, die noch verkrümmt im winzigen Ei muß warten, wie diese ungeborene Lerch sich sehnet aufzusteigen und ein ganz Himmel mit Gesang zu füllen, so sehnet sich die Uhr in meinem Geist, will nu geboren werden, und sie will singen: ticke, tacke, ticke, tacke. Will singen auf jeden Fall, und also darf ich keinerlei Gefahr des Todes eingehn." Ist dies Verhalten des Helden schon an sich durchaus verständlich und sympathisch, so weiß es Harlan aufs höchste zu adeln, indem er es religiös

Digitized by Google

begründet. Er macht Peter Henlein zum Vertreter einer freien, tiefen Frömmigkeit, einer kulturfrohen und weltfreudigen Religion des Schaffens, wie er sie in all seinen letzten Dichtungen, vor allem in der „Sünde an den Kindern", in herzbezwingender Weise zum Ausdruck gebracht hat. Peter Henlein empfindet sein ganzes Arbeiten als Gottesdienst. „In Eisen und Stahl", sagt er in Anlehnung an bekannte Dürerworte, „in allen Dingen sitzen die Gedanken des Herrgotts. Wer sie heraus kann reißen, der hat sie." Und seiner weltentsagenden, katholisch frommen Schwester Charitas erklärt er folgendermaßen, wie wir Gott lieben sollen: „Gott ist ein Meister in seiner Werkstatt, muß die ganz Welt schaffen, ewig und allenthalben, also er hat all Hände voll zu tun, hat seinen Kopf voll siebentausend Sorgen. Und sieh: dies nu ist die recht Liebe zu Gott, daß wir dem Meister in der Werkstatt helfen, schaffen helfen." Hat unser modernes religiöses Empfinden jemals einen schlichteren, schöneren, zu Herzen dringenderen Ausdruck gefunden als in diesen Worten? — So ist denn der Meister Henlein ein Mann, der Gott über alle Dinge liebt. Er gibt sein Leben hin für sein Werk, nicht wie die anderen „tropfenweis, sparsam, in fünfzig oder siebzig Jahren", sondern „auf Einmal." Und er sorgt, daß sein teuer erkauftes Werk ein wahres Gotteswerk bleibe und der Menschheit ungeschmälert zugute komme. Als in der Gestalt seines griesgrämigen und habsüchtigen Schwiegervaters Güldenbeck die Gewinnsucht nach der herrlichen Erfindung die Hände ausstreckt, um damit, wie es der Welt Brauch ist, ein Riesengeschäft zu machen, verhindert er diesen Mißbrauch seines Todesopfers, indem er seinen Gesellen Apfelbaum, einen Idealisten wie er selbst, beauftragt, herumzuwandern und überall zu lehren, „Nürnbergisch Eierle zu bauen." Und wie er so sein Werk sterbend zum Siege führt, so siegt er auch mit seiner Weltanschauung. Die Selbstaufopferung des Bruders um der „Frucht" willen macht Eindruck auf die mönchische Charitas, sie läßt ihren Widerstand fahren und erklärt in einer reizenden Szene dem heiß um sie werbenden Apfelbaum, daß sie in Zukunft nicht mehr allein dem „geistlichen Bräutigam" anhangen wolle.

„Das Nürnbergisch Ei" ist keine der Tragödien, die uns das Herz zerreißen und uns „der Menschheit ganzen Jammer" fühlen lassen. Harlan ist zu sehr Optimist und Humorist, um etwas wirklich Erschütterndes zu schreiben. In seinen Dichtungen wird es niemals ganz Nacht. Wenn er auch tragisch dunkles Gewölk vor uns aufsteigen läßt, wir verlieren doch nie die Sonne aus dem Gesicht, die Sonne der ewigen Liebe, die mit mildem, verklärendem, gleichsam lächelndem Licht allenthalben über seine Welt hinleuchtet. Nur wer von Herzen Pessimist ist, wird darin einen Mangel sehen. Für jeden anderen ist es eher ein Vorzug. Auf alle Fälle aber ist das „Nürnbergisch Ei" eine prächtige Dichtung, ebenso gelungen in der Komposition wie in der sprachlichen Gestaltung — sie hält die rechte Mitte zwischen Altertümlichkeit und Modernität —, in der Charakteristik der Personen wie in der historischen Färbung des Ganzen, dazu sicherlich

Digitized by Google

auch von tiefer Wirkung auf der Bühne. Das Allerschönste daran aber ist nach meinem Gefühl der strahlende Adel, den das Werk als ergreifende Predigt einer edlen, tatenfrohen Liebe zu Welt und Menschheit besitzt.

Martin Havenstein.

Die Märchen der Weltliteratur. Kinder- und Hausmärchen von Grimm. 2 Bände. In neuer Anordnung vollständig herausgegeben von Prof. Dr. Fr. von der Leyen. Mit Buchausstattung von F. H. Ehmke. XXVII und 361, 370 S. 8°. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1912. Geb. je 3 Mk., in Leder 5,50 Mk.

J. K. A. Musäus, Volksmärchen der Deutschen. Mit Holzschnitten von Ludwig Richter. Vollständig herausgegeben von Dr. Paul Zaunert. XXXVIII und 399, 442 S. 8°. Ebda. 1912. Geb. je 3 Mk., in Leder 5,50 Mk.

Als Einleitungsband zu diesem großangelegten Sammelwerk der Märchen der Weltliteratur erschien die vor kurzem in diesen Blättern angezeigte Sammlung der schönsten Märchen seit Erscheinen von Grimms Kinder- und Hausmärchen. Wenn diese Sammlung dort als sinnvolle Jubiläumsgabe bezeichnet wurde, so hat das eigentliche sichtbare Zeichen liebevoller Erinnerung an jene Großtat um die Märchenerforschung nicht lange mehr auf sich warten lassen. In Form dieser Jubiläumsausgabe hat es sich würdig in die große Sammlung eingestellt. Allerdings unterscheidet es sich doch merklich von dem, was man sonst unter einer ähnlichen Gedächtnisgabe sich vorzustellen geneigt ist, und der Versuch, die bunte Mannigfaltigkeit des Grimmschen Märchenbuches zu zerstören und an ihre Stelle eine nach wissenschaftlichen Erkenntnisreihen gegliederte Anordnung zu setzen, wird manchen auf den ersten Blick als pietätlos anmuten. Doch dank der Eigenart des Stoffs und der Unmenge der in ihm schlummernden Kräfte vermag auch eine noch so streng nach formalen Gesichtspunkten durchgeführte Umordnung den Reiz des Ganzen kaum zu berühren und den poesievollen Zauber, der über dem in immer anderen Tönen erschillernden Gebäude ausgebreitet ist, nicht zu verschleiern; läßt sich doch selbst bei noch so ausgeklügelter Berechnung nicht alles in eine Anzahl von Gruppen einteilen und in einzelne Abteilungen einzwängen. Dann aber, weil ein Märchenbuch ohnehin anders gelesen sein will als ein anderes, indem man bei der Lektüre nicht die Aufeinanderfolge in der Anordnung streng befolgt, sondern blätternd, bald hier, bald da, sich einen Abschnitt auswählt, sich von der Ueberschrift schon einmal anlocken läßt und ein andermal vielleicht die mundartlich aufgezeichneten, manchem in ihrer Sprachform ungeläufigeren und daher oft auch unbequemeren Stücke bevorzugt. In der Eigenart der Benutzung eines Märchenbuches an und für sich schon, in dem ungezwungenen, an keine Regel und Lesevorschrift gebundenen Verkehr mit dem Buche selbst liegt das Reizvolle, das Anziehende. Deshalb

Digitized by Google

beeinträchtigt die auf wissenschaftlicher Grundlage vorgenommene Umordnung des Märchengutes die Benutzung des Buches kaum störend. Die am Schlusse jedes Bandes beigegebenen Inhaltsverzeichnisse und die vergleichende Uebersichtstafel der Zählung bei Grimm und in dieser Neuausgabe erleichtern die Lektüre für den, der sich Bekanntes wieder ins Gedächtnis zurückrufen will oder die Ausgabe zu wissenschaftlichen Zwecken gebraucht.

Wenn man so über die Tatsache der Umordnung des Inhalts des Grimmschen Märchenbuches auch leichter hinwegkommen kann, so wird sich auf der anderen Seite doch die Frage aufdrängen, ob die durch die Aenderung in der Stoffanordnung gewollte Umformung auch tatsächlich ihren Zweck erreicht hat. Bei jeder anderen Textumgestaltung könnte diese Frage mit Recht mehr in den Vordergrund geschoben, ihr für die Beurteilung des Gelingens des Werkes mehr prinzipielle Bedeutung zugesprochen werden, als gerade hier, wo subjektive Wertung in erster Reihe ausschlaggebend sein mußte, wo der Inhalt wohl auf gewisse Grundformen zurückgeführt, doch nicht in so enge Regeln eingezwängt werden konnte, als bei jeder anderen streng wissenschaftlichen Forschung. Will man die Möglichkeit einer Umordnung nach inneren Gesichtspunkten nicht überhaupt von vornherein leugnen, so wird man dem Forscher ein ziemlich weites Maß zugestehen müssen, das er an die Gruppierung seines Stoffes anlegen darf. Und nur mit ausdrücklichem Hinweis auf dieses Maß des Zugeständnisses wird man sich mit der Lösung der Aufgabe einverstanden erklären können.

Von dem Gedanken ausgehend, daß das Märchen einen immerhin nicht unwesentlichen Platz in der Geschichte der literarischen Tätigkeit unseres Volkes einnimmt, sucht von der Leyen die Geschichte des deutschen Märchens zu verfolgen. Wir kennen die Geschichte unserer Literatur, wir vermögen die Einflüsse, die auf ihren Werdegang mitbestimmend wirkten, ihrer Gesamtheit nach zu durchschauen, wir wissen, in den meisten Fällen wenigstens, wie das ausgesprochene literarische Gepräge eines bestimmten Zeitabschnitts, das ihn von dem vorausgehenden unterscheidet, zu erklären ist. Sollte uns nicht auch die Entscheidung darüber möglich sein, welche Spuren diese auf den Entwicklungsgang unserer Literatur mitbestimmenden Faktoren in der Geschichte des deutschen Märchens zurückließen? Sollte nicht ein innerer Zusammenhang in ihren beiderseitigen Wandlungen aufgedeckt werden können? Der Herausgeber bejaht diese Fragen. Die Ordnung, in der er die Grimmschen Märchen wiedergibt, „soll nun versuchen, diese Geschichte, ihre Anfänge, ihre Entwicklung und ihre Umbildung und Bereicherung durch die Literatur zur Anschauung zu bringen." (Einl. XVIII.)

Der Versuch der Entwicklungsgeschichte des deutschen Märchens stößt schon bei der Erörterung der Anfänge auf Schwierigkeiten. Inwiefern gerade die Geschichten von der Unke, vom Rumpelstilzchen, vom Totenhemdchen, vom singenden Knochen, vom gestohlenen Heller unbedingt zu

Digitized by Google

denjenigen gehören müssen, die „den Zusammenhang des Märchens mit uraltem Glauben besonders lebendig zeigen" (Einl. XVIII), vermag man nicht notwendigerweise einzusehen. Allerdings sind sie Ausflüsse primitiver Anschauungsformen und vielleicht diejenigen aus der ganzen Sammlung, die diese noch am ehesten erkennen lassen, doch ist es um ihre Ansetzung immerhin ein ziemlich gewagtes Stück. Das gleiche kann auch von den folgenden beiden Brüdermärchen gelten (7, 8), deren Datierung schon durch ihre außergewöhnliche Länge und die Buntheit der Mischung aus verschiedenartigen Motiven eher herunter- als hinaufgesetzt werden muß. Unter den folgenden Nummern (9—13) faßt von der Leyen in den Märchen vom Machandelboom, von der Gänsemagd, von der Jungfrau Maleen und vom König Drosselbart diejenigen Geschichten zusammen, die sich erklären ließen als „Nachklänge" der ersten großen literarischen Zeit des Germanentums, der Lieder, welche die Zeiten der Völkerwanderung verherrlichten. Die Vergleichung ergibt hier jedoch kaum mehr als lose, oft nur zufällige äußerliche Uebereinstimmungen. Die Deutung erscheint in den meisten der bisher erwähnten Fälle etwas gezwungen und von der Idee beseelt, für alle Epochen unserer Literatur Märchenmaterial als Illustration beizubringen, während dies aus dem Bestand der Grimmschen 200 Märchen kaum möglich sein dürfte. Auf festerem Boden stehen wir in der Folgezeit. Das Gepräge der Literatur seit dem 10. Jahrhundert, namentlich in der Glanzzeit des Mittelhochdeutschen und noch bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts ist ein viel farbenprächtigeres, farbenfroheres, fröhlicheres. Sehen wir von der kunstmäßigen Pflege der Dichtung ab und berücksichtigen wir vor allem das Spielmannsepos, so werden die Hauptzüge noch klarer hervortreten, die das Märchen mit dieser Literaturgattung, und umgekehrt, verbinden: die Freude am Uebertriebenen; daher die in späterer Zeit immer weiter ausgesponnenen Berichte und Abenteuerschilderungen, die Geschichten von „Riesen und Zwergen und Kraftmenschen", von „wunderbaren und abenteuerlichen und überkühnen Fahrten von tapferen Rittern, von verwunschenen Schlössern, von Jungfrauen, die nach furchtlosen, fast übermenschlichen Proben des Mutes erlöst werden, von Kämpfen mit Drachen und Ungetümen, von Zauberwäldern und Zauberbrunnen, von sonderbaren Zwergen und schreckhaften Waldmenschen" (Einl. XIX). Der ganze zauberhafte Reichtum der Gestalten und Erzählungsmotive aus der mittelhochdeutschen Dichtung tritt auch im Märchen zutage. Die Uebereinstimmung ist so augenfällig, daß die Einreihung der hierher gehörigen Märchen (32—74) zu den am meisten gesicherten Ergebnissen der Umformung gezählt werden muß. Wenn man in vielen dieser Märchen eine innere Umgestaltung des ursprünglichen Märchenmotivs durch christliche Vorstellungen feststellen kann, so entspricht dies nur einer Wahrnehmung, die man gleicherweise an jeder mittelhochdeutschen Bearbeitung sagenhafter älterer mythologischer Anschauungsformen machen kann (man denke dabei z. B. nur an die Umdeutungen im Nibelungenliede).

Digitized by Google

Der mittelhochdeutschen Literatur floß aber von außen auch viel Stoff zu. Die Schätze an keltischem Märchengut, die darunter eine breite Masse ausmachen, sollen hier nicht erörtert werden; sie werden wohl in einem besonderen Bändchen, wie der Anlageplan des Gesamtwerkes angibt, zum Abdruck gelangen und dort auch in ihrer Bedeutung für die mittelhochdeutsche Literatur und besonders für die Geschichte des deutschen Märchens gewürdigt werden. Die auf ihnen beruhenden deutschen Volksmärchen sind, soweit in Grimms Märchenbuch Vertreter dieser Gattung vorkommen, stillschweigend noch zu den Märchen gerechnet, die ihren Motiven nach ihre nächsten Verwandten in den literarischen Denkmälern mittelhochdeutscher Zeit haben, und mit Recht. Tiefergehend sind dagegen die Einflüsse des indischen Märchens, das im Abendland seit der Zeit der Kreuzzüge bekannt wurde und immer mehr Eingang fand. Orientalische Geschichten drangen seit jener Zeit immer häufiger in die Märchen des Abendlandes. Die so entstandenen deutschen Märchen mit fremden, der Hauptsache nach indischen Märchenstoffen haben ein ganz anderes Aussehen bekommen als eigentlich einheimische. „Die vier kunstreichen Brüder, das Tischleindeckdich, der Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein, der Krautesel, der Doktor Allwissend, die kluge Bauerntochter, der Gaudeif, die drei Schlangenblätter, das sind Beispiele für deutsche Märchen, deren erste Heimat Indien war" (Einl. XXI). Die Tierfabeln und Tiermärchen, die sich an die in der Literatur schon seit Beginn des 10. Jahrhunderts auftretende Literaturgattung anschließen, hätten ihren Platz vor ihnen beanspruchen können, wenn die Motive des Tiermärchens in späterer Zeit auch mitunter von denen des indischen Märchens durchsetzt erscheinen.

Die Literatur der nachmittelhochdeutschen Zeit, also des 14., 15. und noch 16. Jahrhunderts, zeigt ein ganz anderes Gepräge. Sie ist bei weitem nicht in dem Sinne produktiv wie das Mittelalter, wenn auch die Masse der Produktion in stetigem Wachsen begriffen ist. Aber die Menge dieser Fabeleien und Dichtwerke steht in umgekehrtem Verhältnis zu der Armut an neuen Stoffen und Motiven. Die Literatur dieses Zeitabschnitts beschränkt sich großenteils auf erweiternde Verarbeitung schon bekannter Stoffe oder auf die Bearbeitung neuer nach bekannten Vorlagen. Der augenfälligste Zug aller dieser Werke ist Weitläufigkeit; in bunter Mannigfaltigkeit kehren die seit mittelhochdeutscher Zeit beliebten Märchenmotive in der Komposition der Werke und in der Erzählung in einer Ueberfülle wieder, die uns auch jetzt noch bei der Lektüre jener Werke seltsam anmutet. Der Leserkreis des 14. und der folgenden Jahrhunderte hatte an dieser Breite und Fülle des Stoffes seine helle Freude, er war ja auch ein anderer geworden als der, für den das kunstmäßig gepflegte Epos des 12. und 13. Jahrhunderts bestimmt war. Mit der Erstarkung des Bürgertums, mit der Schwächung des Ritterstandes geht der Entwicklungsgang der Literatur gleichlaufend; „die ritterliche Dichtung wird durch die bürgerliche und bäuerliche verdrängt, und diese gefällt sich neben den Fabeln wieder

Digitized by Google

in Schwänken, Narrheiten, Anekdoten, Uebertreibungen und in kurzen und unterhaltsamen Geschichten aller Art" (XXII). Der Menge der literarischen Bearbeitungen dieser Zeit nach dürfen wir erwarten, im Märchen eine Fülle von Anklängen, Nachklängen und Erinnerungen wiederzufinden. Und wir werden in dieser Erwartung in der Tat nicht getäuscht. „Wer sich die Grimmschen Märchen, die hierher gehören, darauf ansieht, erfreut sich sofort an den Erzählungen von den Reisegenossen des Petrus und des Heilands und an denen von den Gesellen des Teufels, an den Geschichten vom unerlaubten Einschwindeln oder vom traumhaften Aufenthalt im Himmel oder von allzu keckem Umgehen mit den Gaben, die der Herr verlieh. Darunter mischen sich die ernsthaften und eindringlichen Exempel von den Ständen, dem Alter, der Lebenszeit des Menschen, vom Lohn der guten und der Strafe der bösen Tat, und dann die Narrheiten der klugen, dummen und faulen Leute, die Prahlereien und Zauberstücke der Handwerker und Gaukler, die Schildbürger- und die Schwabenstreiche" (Einl. XXII) Diese Märchenstoffe gehören zu den amüsantesten der ganzen großen Auswahl, weil in ihnen der Mensch in allen Lagen des Lebens, in allen seinen Nöten, in jeglicher Gestalt in die Erscheinung tritt und weil der gemütliche Unterton, der dem Ganzen den Reiz des Anziehenden gibt, nie fehlt.

Andere Färbung zeigen die im 17. Jahrhundert wohl durch französische Bearbeitungen bei uns bekannt gewordenen Märchen, die dem Kunstmärchen näher stehen als dem volkstümlichen. Hierher gehören vor allem die bekanntesten unserer Märchen, die Geschichten vom Wolf und den sieben Geißlein, vom Rotkäppchen und Dornröschen. Das für sie charakteristische Merkmal hat von der Leyen treffend gekennzeichnet in den Worten: sie „haben in ihrer etwas eitlen. aber graziösen Zierlichkeit, ihrer ein wenig selbstgefälligen und selbstbewußten Vortragsart, ihrer lustigen und spaßhaft übertreibenden Pointierung, ihrem Geschmack an hübschen Kleidern, reichem Schmuck und guter Küche, ihrer träumenden und blühenden Pracht etwas von französischem Geist und französischer Anmut" (Einl. XXIII). Auch die im 17. Jahrhundert durch Vermittlung des Französischen bekannt gewordenen arabischen Märchen zeigen ein anderes Gewand als unsere einheimischen und lassen die Spuren der Ueberarbeitung erkennen. Dahin gehören das Märchen vom Similiberg, vom Geist im Glas, von den zertanzten Schuhen, von den drei Vögelkens und das Rätselmärchen. Ihnen hätten die Märchen von Schneeweißchen und Rosenrot, der Gänsehirtin am Brunnen, von der Nixe im Teich, von der Spindel, dem Weberschiffchen und der Nadel beigesellt werden können, die allerdings volkstümliche deutsche Motive enthalten, aber in ihrer jetzigen Gestalt sich vom deutschen Volksmärchen ebenso abheben wie jene Bearbeitungen fremder Märchenstoffe von Feen- und Wundergeschichten. Daran würden sich die Märchen vom gläsernen Schuh und vom Räuberbräutigam anschließen, beide dem 17. oder 18. Jahrhundert angehörig, jenes in seiner „Ueberladenheit" an den Barock erinnernd, dieses an die Räubergeschichten des 18. Jahrhunderts anklingend.

Digitized by Google

Damit wäre im großen ganzen die Geschichte des deutschen Märchens an der Hand eines illustrierenden Belegmaterials gekennzeichnet. Man sieht, der Versuch, den Entwicklungsgang des deutschen Volksmärchens gleichlaufend mit dem Werdegang unserer Literatur zu zeichnen, hat Berechtigung in sich. Man erkennt aber gleichzeitig an diesem Beispiel, daß man bei näherer Vergleichung mit einiger Sicherheit kaum über die vormittelhochdeutsche Zeit vorzudringen vermag. In dieser Erkenntnis ist das verhältnismäßig junge Alter der Mehrzahl unserer Volksmärchen klar ausgesprochen. Freilich muß zugestanden werden, daß das Belegmaterial für die einzelnen Zeitabschnitte des Entwicklungsganges unter den zur Verfügung stehenden Märchen nicht gleichmäßig vertreten sein konnte. Vielleicht ermuntert dieser erste Versuch zu einer ähnlichen Bearbeitung des Problems mit einer größeren Fülle ausgewählten Märchengutes aus allen deutschen Landen, in der dann die zusammengehörigen Gruppen noch kräftiger als hier hervortreten und sich voneinander abheben.

Daß in der Gruppierung des Herausgebers nicht alle Grimmschen Märchen ihr eigenes Plätzchen zugewiesen bekommen konnten, ist ersichtlich. So hat er für den Schluß seiner Neuordnung, „weil die Märchen doch nun einmal den Kindern gehören", alle jene lustigen Kindermärchen aufgespart, „bei denen man jedesmal das helle und verwunderte Auflachen der Kinder zu hören glaubt und ihre Freude so gern mitfühlt an sonderbaren und komischen und gehäuften Lauten, an ewigen bis zur Albernheit gesteigerten Wiederholungen und an den unsinnigsten Lügereien" (Einl. XXIV). Mit diesem jauchzenden Schlußtakt schließt die schöne Sammlung. —

Heiter ist die Märchenwelt, die uns Musäus zeigt. Als erster befaßte er sich mit der Sammlung und Bearbeitung von Märchen, als erster lenkte er die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf diese Stoffe. Wenn seine Kunstmärchen auch sehr den Stempel der Ueberarbeitung tragen, so ist es doch gerade dieses Merkmal, das ihre Lektüre so eigenartig gestaltet. Mehr als sonst irgendwo tritt hier die Persönlichkeit des Erzählers in den Vordergrund, und wenn seine Ueberarbeitung auch auf Kosten des ursprünglichen Märchenstoffes erfolgt, so werden wir durch das Erzählertalent ihres Bearbeiters dafür reichlich entschädigt. Musäus ist ganz ein Kind seiner Zeit. Man darf seine „Volksmärchen" nicht „nach dem heutigen Begriff des Märchens beurteilen, den erst die Brüder Grimm geschaffen haben. Die Zeit des Musäus verstand unter Märchen bloß eine mehr oder minder phantastische Geschichte; Mythus, Märchen und Sage, auch heute noch nicht ganz sicher gegeneinander abgegrenzt, gingen ihr völlig durcheinander". Und an diese „leichte lustige Märchenarchitektur", wie sie Zaunert in der kurzen Einleitung (XX) zu seiner Ausgabe treffend charakterisiert, den Maßstab unserer germanistischen Kenntnisse anlegen, hieße ihr eigenstes Wesen verkennen und den sie umgebenden Zauber gewaltsam zerstören wollen. Sie führen den Leser ganz in den Geist ihrer Entstehungszeit ein. Denn um seine Leser für die neue Art von Unterhaltungsliteratur zu gewinnen,

Digitized by Google

mußte Musäus ihren Inhalt seinem Leserkreis anpassen und schmackhaft zu machen suchen, und dies „Publikum kam vom sentimentalen und Familienroman her oder von den im Gefolge von Goethes „Götz" auftretenden Ritterdramen und -Romanen, und allenfalls von den französischen Feenmärchen, der „Tausend und eine Nacht", und Wielands „Oberon"". (Einl. XX.) So erklärt sich auch die Art und Weise, wie Musäus mit seinen Vorlagen umsprang und teilweise ganze Umdichtungen vornahm. Er fand in den ihm durch mündliche Ueberlieferung oder literarische Vorlagen bekannt gewordenen Volksmärchen willkommene „Gelegenheit, mit einer zwar nicht tiefbohrend individualisierenden, doch soliden und behaglichen Psychologie greifbar, frisch und lebensvoll eine ganze Reihe der mannigfaltigsten Gestalten zu schaffen, an denen wir noch heute unsere Freude haben" (Einl. XVII). Doch nicht nur ihrem inneren Wesen, ihrer Auffassungsart nach versetzen uns diese Märchennovellen, diese Kunstmärchen in die Weimarer Zeit Herders, Wielands und Goethes zurück, auch in ihrer sprachlichen Form sind sie trotz gelegentlicher, bewußter Anlehnung an ältere Quellen sehr gut geeignet, in die Literatursprache des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts einzuführen. All diese Momente geben diesen Kunstprodukten einen eigenartigen Reiz. Dazu weiß Musäus seine Leser durch stetige Verweise auf zeitgenössische Begebenheiten und Gestalten näher mit dem Stoff vertraut zu machen, wobei es an witzigen Einfällen und humorvollen Einzelschilderungen nicht fehlt. Deswegen sind die Märchenerzählungen dieses liebenswürdigen Erzählers auch in unseren Tagen noch immer großer Beliebtheit sicher. Ich möchte behaupten, daß es gerade in unserer realistischen Zeit doppelt wünschenswert ist, ihnen noch regeres Interesse entgegenzubringen, wie es auch die Märchenforschung in den letzten Jahrzehnten bekundet hat. Bewußtermaßen stellte Musäus „diese rüstigen, in ihren Tugenden und Gebrechen echten Menschen einer „idealistischen Welt" dem verzärtelten Geschlecht seiner Gegenwart vor Augen". Auch in unserer Zeit haben sie an Wert nichts eingebüßt. Die schöne Ausgabe, die den Text der ersten Ausgaben wortgetreu wiedergibt, hat als Buchschmuck die reizenden Holzschnitte Ludwig Richters. Mögen sich die übrigen in der großen Sammlung vorgesehenen Bände diesen Ausgaben würdig zur Seite stellen.

Düsseldorf. H. Gürtler.

Traugott Tamm, Die Hingstberger. Roman. Verlag von Albert Langen, München.

Dies neue Werk Tamms bedeutet die Erfüllung eines Gereiften. Nur wenige Menschen sind es, die er uns vorführt, in der niederdeutschen Heidelandschaft oder am mastenstarrenden Hafen, umweht von Salzluft, unter nordischem Himmel. Die zwei in Arbeit gealterten Schwestern aus dem

Digitized by Google

Heidedorf Hingstberg, an Bauern verheiratet; und ihr Bruder, der in der nahen Ostseestadt Großreeder ward, Kommerzienrat und Millionär. Um ihn herum Mella, seine junge Gattin; ihr adliger Vetter, dessen kalt berechnende Persönlichkeit zum weltmännischen Kunstwerk abgerundet ist; dann Oda, die uneheliche Schwestertochter des hinkränkelnden Machthabers, die in seinem Hause als widerspenstiges Landkind aufgenommen wird und zum Weibe heranreift . . . Wir sehen die Bauern schaffen und altern, unter Sonnenglut und Wolkenschatten, und unbewußt wird man interessiert an den breitspurigen und geradsinnigen Gestalten, sieht sie auf dürrer Weide und in ihren niederen Stuben vor sich in überraschender Erlebnisnähe. Bis herab zu den Bediensteten, deren bäurisch-pfiffiger Tatsachensinn sich rasch mit großstädtischer Gerissenheit verständigt, sind alles vortrefflich angelegte Gestalten. Denn Tamm stellt sie nicht fertig hin: er enthüllt sie in ihrem Entwicklungsgang und ihren Beziehungen zueinander. Die Wiedergabe direkter Reden ist seine schwache Seite. Viele Aeußerungen hört man nicht innerlich, sie bleiben papieren. Bauernworte wirken manchmal doktrinär. Aber wenn der Dichter dies richtig erfaßte, wäre er wieder ein anders geartetes Talent, ohne seine Sonderbegabungen.

In der Heidelandschaft wächst Jes Ole Steensen auf, zwischen der unheimlichen Großartigkeit des Totengrundes und dem von Eiszeitströmen hergeschwemmten Felsblock, der heidnische Opferspuren trägt. Der keusche, trotzige Bauernsohn wird unter die Maschinenpuppen der Arbeitsstadt versetzt, wo er im Kontor seines Onkels stolz und unbeirrt emporstrebt, den geldgierigen Alten überflügelt, sein Sozius wird, in Jünglingsjahren zu kaum erhörten kaufmännischen Erfolgen gelangt. Seine Liebe ist — bezeichnend für den aufwärts dringenden Volks-Kraftmenschen — ein flimmerzartes Sehnsuchtsbild der Höhe. Mella, das holde, verwöhnte, gelangweilte Luxustierchen, das den Kommerzienrat heiratete. Und es wird Wirklichkeit, was Jahre reinen Sehnens und müßiger Bezier einander näherten: die Sternenumkränzte neigt sich zu dem blonden, stiernackigen Burschen herab und umfängt ihn als Erdenweib. Aber die Jahre gehen; Oda, das Heidekind, wächst neben ihnen heran; endlich, nach des Hausherrn Tode, fordert sie ungestüm den Geliebten von der alternden Machtbefugten. Und die muß zurücktreten vor der Jugendlichen und macht ein rasches Ende . . .

Meisterhaft ist des Lebens lautlos wachsendes Geschehen zum Ausdruck gebracht, meisterhaft. Wie es aus dem Unscheinbaren des Alltags zu wuchtenden Gewalten schwillt . . . im Zeitverströmen eben dieses Alltags. Das Erstarken jung-reiner Seelenhoheit neben dem Zermürben und Auseinanderbröckeln autoritativer Mächte ist nicht minder überzeugend dargestellt als die wachsende Angst der Alternden neben der heranreifenden Begierde der Jungen . . . bis endlich die Entscheidung in brausenden Flammen hervorschlägt. Wie von einem unfaßbaren Jenseitswillen sind die Geschicke gelenkt, und doch folgerichtig sich erfüllend aus dem Notwendigen und Zu-

Digitized by Google

fälligen in den Menschen. Die mattfarbenen Bilder, die den Hintergrund der schweigenden Konflikte bilden, vergißt der Leser nicht. Sie stehen eingegraben wie Runen in dem von Urzeit verwitterten Felsenstein, an dessen Fuß die Heide blüht und zu dessen Häupten die schweren Wolken wandern . . .

Hans A. Kihn.

Eine Herrenhofsage. Erzählung von Selma Lagerlöf. Albert Bonnier, Verlag, Leipzig.

Gottesgericht und andere Erzählungen von M. E. delle Grazie. Albert Bonnier, Verlag, Leipzig.

Hoffen wir, daß diese beiden neuen Bände, die zu dem staunenswert billigen Preise von 30 Pfg. in A. Bonniers Verlag erschienen sind, der das lobenswerte Ziel verfolgt, den breitesten Schichten des Volkes lesenswerte Werke der neuesten Literatur zugänglich zu machen und dadurch der so verderblichen Schundliteratur entgegenzuwirken, diesem zeitgemäßen Unternehmen neue Freunde gewinnen. Die Bewunderer von Selma Lagerlöf werden sicher an der Herrenhofsage ihre Freude haben. Wie das Märchen folgt die Sage dem freien Flug der Phantasie, und wenn sie auch die Namen von Personen und Landschaft beibehält, so achtet sie doch wenig auf die Schranken der Wirklichkeit und erzählt das Wunderbarste, oft nicht ohne hier und da ahnungsvoll einen tiefen Sinn hineinspielen zu lassen. Dadurch, daß Selma Langerlöf ihre phantastische, farbenreiche Novelle eine Sage nennt, versetzt sie uns in ein Gebiet, in dem wir keinen Anspruch erheben auf Wahrscheinlichkeit und psychologische Motivierung der Handlung und uns durch das Wunderbare und Traumartige der Erfindung kritiklos fesseln lassen.

Marie Eug. delle Grazies elf Erzählungen, von denen keine über zwanzig Seiten lang ist, gehören zu den short tales, die in England, wo time money ist und man zu langatmigen Novellen nicht immer Zeit hat, sehr hoch eingeschätzt werden. Sie sind gut und spannend erzählt und verdienen alles Lob. In so engem Rahmen ein sinnreiches Zeit- und Lebensbild zu geben, erfordert mehr Erfindungsgabe und größeres Geschick, als einen Knoten zu schürzen und seine Lösung mit epischer Breite zu erzählen.

Konstantin von Golowin. Moderne Heiden. Roman aus der zeitgenössischen Petersburger Gesellschaft. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Viktor von Rautenfeld. Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. Theodor Weicher. 1912.

Ein aus dem Russischen übersetzter Roman, der uns keine Bilder aus den kulturlosen Kreisen des russischen Volkes vorführt, in denen die Macht der Finsternis noch so erschreckend groß ist, sondern ein solcher, der uns Einblick gewährt in das Leben und Treiben der exklusivsten Gesellschafts-

Digitized by Google

kreise. Man sollte annehmen, daß die Schilderung, die der Verfasser, der, wie wir aus dem Vorwort des Uebersetzers erfahren, selber dem Hochadel und einer sechs Jahrhunderte alten Familie angehört, von der Geisteskultur seiner Standesgenossen entwirft, der Wirklichkeit entsprechen und daß die Schäden, die er „mit unerschrockener Offenheit" aufdeckt, auch wirklich vorhanden sind; aber sollte die Brille, durch die er sie betrachtet, nicht viel zu dunkel gefärbt sein; sollte er selbst nicht zu sehr von der Hoffnungslosigkeit und dem Pessimismus des jungen Fürsten Grischa, einer der Hauptgestalten des Romans, angekränkelt sein? Dieser erklärt: „Es ist bis zum Ekel widersinnig zu sehen, wie alle lügen und es nicht einmal wissen, weil ihnen die Lüge zur zweiten Natur geworden ist. Ich lechze nach einer radikalen Umwälzung, einem Umsturz von Grund aus dieser ganzen übertünchten, polierten Fäulnis. Kein Stein sollte auf dem andern stehen bleiben, alle verlogenen Redensarten, jeder abgenutzte, abgetragene Glaube sollte spurlos verschwinden. Die abgestorbene Gottesfürchtigkeit der Mutter, die Schwester mit ihrem Mann, dessen Seele sogar in Uniform steckt, ihre Gesichter sollten vor Schrecken und Entsetzen erbleichen. An diese Gesellschaft, die das letzte Tröpfchen Wahrhaftigkeit verloren hat, mein Herz hängen, in kindisch naiver Weise noch etwas glauben, einer Sache wahrhaft ergeben sein, nein, dreimal nein. Der Glaube an eine höhere überirdische Wahrheit, die Liebe zu Vaterland und Heimat, Trug, nichts als Trug!" Aber wäre die Stickluft, in der die höchsten Beamten- und Offizierskreise atmen, wirklich so dicht, daß kein Sonnenstrahl sie durchdringen und Leben und Energie wecken kann, wären alle „unrettbar in ödes Heidentum versunken", woher käme dann die großartige politische und wirtschaftliche Entwicklung, die in den letzten Jahren in Rußland stattgefunden hat? Es organisiert in der nördlichen und östlichen Mongolei (siehe das Märzheft der „Preußischen Jahrbücher", S. 580) schrittweise einen Vasallenstaat und hat sich dort eine Position geschaffen, welche einen wundervollen Glanz ausstrahlt auf die Feste, die es jüngst zu Ehren des dreihundertjährigen Bestehens der Romanowschen Dynastie gefeiert hat, und es hat in den letzten vier Jahren zehn Millionen Hektar in Bauernstellen verwandelt und staunenswerte Fortschritte in der Volkswirtschaft gemacht. (Siehe Aprilheft, S. 173.) Die zeitgenössischen Kreise, die das geleistet haben, können die ewigen Ideale, Gott und Vaterland, nicht ganz verloren haben, und wenn in der Tat Minister und Generäle darunter sind, die so hohle Köpfe und leere Herzen haben, wie die in Golowins Roman, so müssen sie zu Einzelerscheinungen gehören, die der Wirklichkeit abgelauscht sein mögen, die aber nicht typisch sind. Ist der Roman daher für die richtige Beurteilung der russischen oberen Zehntausend auch keine zuverlässige Quelle, und ist das Aufsehen, das er in Rußland erregt hat, auch zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß er ein Schlüsselroman ist, in dessen Gestalten die Kundigen gute Bekannte zu erblicken glauben, so ist er doch in vieler Beziehung sehr interessant. Die Schilderung des vornehmen, so spezifisch russischen Milieus

Digitized by Google

ist von großer Anschaulichkeit und Lebendigkeit, und die Charakterentwicklung des Helden, des jungen Eugen Strunin, psychologisch sehr fein. Er ist der Sohn einer Witwe, die ihr Landgut allein bewirtschaftet und fast nie verläßt, und der Mittelpunkt aller ihrer Hoffnungen und Wünsche. Als er das Lyzeum verlassen und dort die goldene Medaille erhalten hat, geht er nach Petersburg, erfüllt von der Absicht, dem Vaterlande und der Heimat nach besten Kräften zu dienen. Dank seiner sympathischen Persönlichkeit und der Protektion hochgestellter Verwandten, besonders der Fürstin Slawsky, einer Cousine seiner Mutter, macht er eine glänzende Karriere und wird die rechte Hand des Ministers des Innern; aber von Tag zu Tag wächst in ihm die Erkenntnis der Verächtlichkeit seiner nach außen hin so glänzenden Stellung und der Kanzleitätigkeit, und es bemächtigt sich seiner derselbe Ekel, der seinen Vetter, den oben erwähnten Fürsten Grischa, erfüllt. Er sagt sich, daß keiner der Regierenden ein Herz für das Vaterland hat, daß jeder nur einen möglichst großen Gewinn von seiner Maschinentätigkeit haben will, und daß er selber auch nur ein Mietling geworden ist, wie die übrigen, die an den zahllosen Tischen des Ministeriums sitzen und kritzeln, und deren Tätigkeit in seinen Augen die reine Hanswurstiade ist. Ganz besonders haßt er seinen gespreizt würdevollen Chef, den er dafür verantwortlich macht, daß er alle seine Illusionen verloren und gelernt hat, sich mit Flittergold zu begnügen und seine Ueberzeugungen zu opfern, um Karriere zu machen und Reichtümer zu sammeln. Wie Eugen Strunin, dessen Seele trotz alledem nach etwas Höherem und Besserem verlangt, wie seine Mutter erkennt, deren Glaube und Liebe nie an ihm irre geworden sind, sich in schwere Schuld verstrickt und zur Selbsterkenntnis gelangt, Stellung und Karriere aufgibt, in die Heimat zurückkehrt, der Mutter beichtet und dann durch Vater Theodosius, einen ehrwürdigen Priester, der den Ruf eines Heiligen hat und ihn verdient, entsühnt wird und einsehen lernt, daß es noch ein anderes Glück gibt, als das Leben auf den Höhen der Gesellschaft, und daß er auf der eigenen Scholle echte, wahre Arbeit zu verrichten hat, die für das Gemeinwohl wert voller ist, als alle Bureauarbeit, das wird die warme Teilnahme aller nachdenklichen Leser erregen und ihm zugleich einen ästhetischen Genuß gewähren. Die Uebersetzung soll nach dem Urteil Sachverständiger „elegant und verständnisvoll" sein.

Nimm das Leben wie den Tag. Roman von J. Jobst. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin W 35.

Julie Jobst hat durch ihr erstes Buch „Mußte es sein?", das sie nach den Briefen und Berichten ihres Sohnes geschrieben hat, der als Leutnant bei der Schutztruppe in Südwest sein junges Leben verblutet hat, große und wohlverdiente Anerkennung gefunden. Es gab eine überaus lebendige und anschauliche Darstellung von Land und Leuten und verriet eine nicht gewöhnliche schriftstellerische Begabung. Kein Wunder, daß sie diese noch weiter zu betätigen sucht und einen Roman geschrieben hat. „Nimm das

Digitized by Google

Leben wie den Tag" hat zwar nicht das Gepräge einer so starken Eigenart, wie ihr erstes Buch, das Selbsterlebtes und -erlittenes erzählt und uns auf einen Schauplatz versetzt, der von vornherein unser tiefstes Interesse erregt, steht aber doch bedeutend höher als manche Erzeugnisse der hergebrachten Salonliteratur. Ein junger Gelehrter und eine hochbegabte Silhouettenkünstlerin lernen sich in der Wunderwelt der Dolomiten in einem angeregten Kreise von Sommerfrischlern kennen und vertiefen ihre Bekanntschaft in dem Trubel des Berliner Lebens mit seinen Künstler- und Wohltätigkeitsfesten und seiner Klatschsucht, die in der Großstadt ebensolche Orgien feiert wie in dem kleinsten Posemuckel, bis sie zuletzt in einem weltverlorenen Fischerdorf in Ostpreußen erkennen, daß ihre Freundschaft Liebe war. Man sieht, der Stoff ist von keiner großen geistigen Tragweite, und die dichterische Erfindungskraft, die sich darin offenbart auch nicht eben groß, aber auf der Schilderung des landschaftlichen Hintergrundes, von dem sich die Handlung abhebt, ruht ein poetischer Hauch, der Stil ist voll Anmut und Schwung, und die Menschen, die wir kennen lernen, sind glaubwürdig. Daß die gefährlich eigenwillige Petra v. Grohe nicht an den Klippen, an denen das Künstler- und Gesellschaftsleben einer Weltstadt für ein ganz auf sich selbst gestelltes junges Mädchen so reich ist, scheitert, sondern sie glücklich umschifft, wird alle die Leser erfreuen, welche die Heldin, die sie lieb gewonnen haben, nicht gern Schiffbruch leiden, sondern lieber in den Hafen einer Glück verheißenden Ehe einlaufen sehen.

M. Fuhrmann.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Der Kabinettswechsel in Ungarn. — K. und k. — Rumänen dies- und jenseits der Karpathen. — Anlehnung an die „germanische Kultur".

Der frühere Staatssekretär eines ungarischen Ministeriums behauptet öffentlich, daß der Ministerpräsident „der größte Panamist in Europa" sei und bietet den Beweis dafür an, wenn der Ministerpräsident den Mut habe, ihn gerichtlich zu klagen. Der Herr Kabinettschef hat den Mut und der Prozeß endigt damit, daß der frühere Staatssekretär freigesprochen wird, weil er nachgewiesen hat, daß der Ministerpräsident bei dem Abschluß von Verträgen des Staates mit einer Bank mehr als drei Millionen Kronen angenommen und der Parteikasse für Wahlzwecke übermittelt hat.

Das ist, auf eine kurze Formel gebracht, die Geschichte vom Glück und Ende des Ministerpräsidenten Ladislaus von Lukacs. Es wäre ganz verfehlt, wenn man die geräuschvolle moralische Entrüstung der ungarischen Opposition, die Herrn von Lukacs in den Ruhestand begleitete, ernst nähme. Daß die Wahlkasse der ungarischen Regierungspartei sich in solcher Weise füllt, ist nicht das Ungewöhnliche an dieser Sache; das wissen auch die jetzigen Catone der achtundvierziger Parteien. Aber daß ein früheres Mitglied der Regierung die Geschichte an die große Glocke hängt, ist ungewöhnlich, und prinzipiell ist es wichtig, daß es einmal gerichtsnotorisch erwiesen ist, warum in Ungarn die Preise der Abgeordnetenmandate durch die jeweilige Regierung immer so in die Höhe getrieben werden können und warum der Kampf gegen die Regierungskandidaten für jede andere Landespartei eine so schwierige Finanzoperation ist. Die wohltätige Wirkung dieser Luftreinigung, die der Prozeß Lukacs immerhin bedeutete, wird sich erst später zeigen, bei den nächsten Reichstagswahlen, wenn die großen ungarischen Banken, durch diese Erfahrung gewitzigt, sich an der Wahlhilfe etwas zurückhaltender beteiligen werden. Der Kurs der Mandate wird dann erheblich sinken.

Der jetzige Ministerpräsident Graf Stephan Tisza hat im Jahre 1905 den schüchternen Versuch gemacht, sich durch verhältnismäßig reine Wahlen eine Mehrheit für den Reichstag zu schaffen; er hat damals

Digitized by Google

mit diesem naiven Versuch ein ganz klägliches Fiasko erlebt, indem ihm die ganze liberale Regierungspartei unter den Händen zerrann. Jetzt ist er besser dran; er übernimmt die im Jahr 1910 mit der neuen Firma einer „nationalen Arbeitspartei" ausgestattete Reichstagsmehrheit kostenlos und ohne persönliche Verantwortung für ihre Entstehungsgeschichte als Erbschaft, und wenn ihm die Opposition ein langes Leben läßt, darf er mit diesem beneficium inventarii bis 1915, bis zu den nächsten allgemeinen Wahlen, wirtschaften. Sein Regierungsprogramm dürfte allerdings auch dann noch nicht erledigt sein; es lautet in aller Kürze: Verstaatlichung der Verwaltung, Verstaatlichung der Polizei, Neuordnung der Munizipalverwaltung, des Preßgesetzes, des Kreditwesens, der Schwurgerichte und „Entwickelung" des Volksschulgesetzes. Das Leitmotiv all dieser großen Pläne ist die Uebertragung jeglicher Machtbefugnis im öffentlichen Leben auf den Inhaber der Regierung. Um sich nun im Voraus die Gunst des Hofes in reichstem Maße zu sichern, hat Graf Tisza unmittelbar nach seinem Amtsantritt einen Gesetzentwurf „über die Beleidigung des Königs und über den Angriff gegen die Institution des Königtums" dem Reichstag vorgelegt; das Gesetz soll der neuen republikanischen Partei die Existenzmöglichkeit nehmen, aber es ist die Frage, ob die Auffassung des Organes der Nationalitätenpartei, des „Budapester Tagblatts", nicht recht behalten wird, daß Graf Tisza durch solche Rettung des Thrones wie durch sein ganzes System der Erstickung jedweder Opposition nicht wirklich nur „die zerstörenden Kräfte von der Oberfläche vertreibt, sie aber in die Tiefe drängt, wo sie infolge seiner Tätigkeit immer fester Wurzel fassen werden". Die nächste Folge dieses vom Reichstag ohne weiteres angenommenen Gesetzes, dessentwegen sich niemand ereiferte, weil man nur zu gut weiß, daß es niemandem weh tun wird, war die Umtaufe der „Republikanischen Partei"; sie nennt sich jetzt „Kossuth-Lajos-Partei" und verrät dadurch nun einmal ganz ehrlich, was der Kossuthismus in seinem innersten Kern ist.

Die Nationalitätenfrage tut Herr von Tisza mit einer vornehmen Handbewegung ab, indem er die aufrichtigen Anhänger des magyarischen Nationalstaates seiner Huld versichert und ihnen verspricht, „Mißverständnisse" zu beseitigen, zugleich aber bekennt, daß der ungarische Staat „gegenüber gewissen staatsfeindlichen Agitationen in seiner Geduld zu weit gehe". Der erste Erfolg seines Auftretens war eine scharfe Absage der Nationalitätenpartei, die Ablehnung des Gesetzentwurfes über die Kinderbewahranstalten durch die Vertreter der Sachsen und endlich der Zusammenschluß der drei parlamentarischen achtundvierziger Fraktionen zu einer einheitlichen Unabhängigkeitspartei. Nach dieser pompösen Zusammenfassung alles dessen, was kossuthistisch fühlt, würden sich die offenen und versteckten Republikaner wirklich in unnötige Kosten stürzen, wenn sie die alte Firma noch weiter führen wollten. Auf den Namen der Partei, die das Geschäft der Unabhängigkeit vom König besorgt, kommt es in der Tat nicht an.

Digitized by Google

In kossuthistischem Sinne betätigte sich schon Koloman Tisza, der Vater des jetzigen Ministerpräsidenten, indem er für die gemeinsame Armee das „k. und k." durchsetzte, statt des früheren „k. k.", das jetzt merkwürdigerweise nur spezifisch österreichischen Staatseinrichtungen vorgehängt wird; diese tragen also neben der österreichischen auch die ungarische Marke, während Ungarn sich mit einem „k." (königlich) begnügt und das kaiserliche „k." ablehnt. Aus diesen bei oberflächlicher Betrachtung geringfügig erscheinenden Unterschieden und Widersprüchen ist schon ersichtlich, daß die Magyaren ihre Auffassung in staatsrechtlichen Fragen seit der Einführung des Dualismus immer mit bestem Erfolg gegen Oesterreich durchzusetzen verstanden. Tisza der Jüngere ist der rechte Mann dazu, um den „Ausbau der ungarischen Staatlichkeit", den er in seiner Programmrede versprochen hat, auf Kosten der Einheitlichkeit der Gesamtmonarchie zu fördern und dadurch das dualistische Gefüge noch mehr zu lockern; des unbedingten Vertrauens der Krone hat er sich vorläufig versichert, indem er die Wehrvorlage in letzter Stunde knapp vor dem Ausbruch der Balkanwirren durchpeitschte, als die Gefahr unmittelbar bevorstand, daß die militärischen Forderungen nach zehnjährigem Zuwarten auf Betreiben des Thronfolgers, der jetzt in diesen Dingen den Kaiser vertritt, ohne Mitwirkung des ungarischen Parlaments verwirklicht wurden. Anderseits hat Tisza durch seine sogenannte Wahlreform die Macht der magyarischen Oligarchie und damit „die Kontinuität der nationalen Entwicklung" gerettet, die ihre weitere Stärkung im Herbst dieses Jahres durch die Neuordnung der Wahlkreise und durch eine vielseitige Verstaatlichungskampagne erfahren soll. Und doch ist dieser zielbewußte Mann, wie sich ein rumänischer Politiker ausdrückte, „der Träumer einer Welt, die im Untergehen begriffen ist". Das System des ständischen Feudalstaates, dessen letzter kraftvoller Vertreter Stephan Tisza ist, wird mit geschichtlicher Notwendigkeit in sich zusammenbrechen, sobald infolge der äußeren Not der Monarchie die Aufopferungsfähigkeit ihrer Völker auf die schwerste Probe gestellt werden wird. Wenn dann diesen Völkern im ungarischen Staat, der gegenwärtig nur eine einzige privilegierte Nation kennt, nicht sichere Bürgschaften gegeben werden für ihre primitivste kulturelle und staatsbürgerliche Lebensbetätigung, dann kann das Balkanproblem eines schönen Tages mit einem Schlag hungarisiert werden oder, wenn man es lieber so nennen will, die ungarische Frage balkanisiert. Als der Krieg mit Serbien drohte, zogen in der ungarischen Stadt Arad die rumänischen Soldaten unter Absingung ihres nationalen Kampfliedes „Desteaptă-te Rumâne" („Warte Rumäne") zum Bahnhof, und es wagte kein ungarischer Staatsanwalt, gegen die Uebeltäter einzuschreiten, während die Absingung dieses Liedes bisher immer unfehlbar Gefängnisstrafe nach sich gezogen hat. In einem rumänischen Stimmungsbericht, der mir aus Ungarn zugeht, heißt es wörtlich: „Die nach Bosnien oder Galizien einberufenen rumänischen Reservisten faßten die Lage so auf: die Balkanslawen haben sich die nationale Freiheit erobert;

Digitized by Google

jetzt kommt unsere Zeit." Soeben wird aus Siebenbürgen von glaubwürdiger Seite berichtet, daß rumänische Soldaten des 64. Infanterieregiments über die Grenze geflüchtet sind, um unter rumänischer Fahne zu fechten. Russische Agenten reisen in Ungarn herum und schüren die vorhandene Unzufriedenheit der rumänischen Bevölkerung, und es ist nur der Besonnenheit der rumänischen Führer zu danken, daß sie in dieser gespannten Situation auf die Einberufung rumänischer Volksversammlungen verzichteten, die gegen das neue ungarische Wahlrecht Stellung nehmen sollten; bei der herrschenden Stimmung hätte das nach ihrer Auffassung unberechenbare Folgen gehabt. „Wir wollen", schreibt mir einer der — magyarischer Begriffsbestimmung gemäß — radikalsten rumänischen Politiker Ungarns, „weder irredentistische noch auch antihabsburgische Politik machen, und da wir einsehen, daß die leiseste Aufstachelung der Volksleidenschaft jetzt nur den Feinden der Monarchie zugute käme, verhielten wir uns passiv, auf die Gefahr hin, von unseren eigenen Landsleuten der Feigheit geziehen zu werden." Das Feuer glimmt aber unter der Asche fort, und die für Oesterreich-Ungarn recht fatale „Neuorientierung" der Politik im benachbarten Königreich Rumänien steht mit der Zuspitzung der ungarischen Frage in einem sehr verständlichen inneren Zusammenhang; war doch in Rumänien, als dort die Mobilisierung erfolgte, die Meinung weit verbreitet, es ginge — im Verein mit anderen Bundesgenossen — gegen Oesterreich-Ungarn. Aus diesem Mißverständnis allein erklären sich auch die Bukarester Demonstrationen gegen Oesterreich-Ungarn, die doch nach volkstümlicher Auffassung vor einem Feldzug gegen Bulgarien keinen Sinn gehabt hätten.

Die Volksstimmung in Rumänien hat in einer Kundgebung der „Liga für die kulturelle Einheit aller Rumänen", die Anfang Juni d. J. in Piatra-Neamtu tagte, einen ungewöhnlich temperamentvollen Ausdruck gefunden. Es wird darin Beschwerde geführt über die Unterdrückung der rumänischen Schulen „in Ungarn und in Siebenbürgen", über die Errichtung eines magyarischen griechisch-katholischen Bistums zum Zwecke der Entnationalisierung der Rumänen durch die Kirche und endlich über die Sanktionierung des neuen ungarischen Wahlgesetzes durch den „habsburgischen Kaiser-König"; es wird darin die Frage aufgeworfen, ob „der sentimentale Kontrakt zwischen dem des Schutzes bedürftigen Volk und dem Souverän nicht zu lösen sei, der die Klagen (seiner Untertanen rumänischer Abkunft) nicht mehr erhört", und es wird zum Schluß der König von Rumänien gebeten, „er möge sich gnädigst seiner Interventionen in lange vergangener Zeit für die Autonomie der Rumänen jenseits der Berge erinnern und er möge sie jetzt wiederholen". Die Kundgebung wendet sich auch an die rumänische Kammer und an die Presse des In- und Auslandes; sie ist nun in einer Million Exemplaren gedruckt worden und soll nach dem Beschluß des Kongresses „in Kirchen, Universitäten und Schulen, in Kasernen, bei den Gerichten, in Fabriken, öffentlichen Lokalen und überall dort, wo Volk zu-

Digitized by Google

sammenkommt, verteilt werden". Vom September dieses Jahres an sollen die 104 über das ganze Land verstreuten Ortsgruppen der „Liga" Versammlungen einberufen, um das Volk über die Zustände in Ungarn aufzuklären. In Wien wird man wohl oder übel diese Vorgänge mit Ernst beachten müssen und wird daraus entnehmen, wer in der Monarchie den größten Anteil hat an der unfreundlichen Gesinnung Rumäniens, deren Rückwirkung auf die äußere Politik des Königreichs gerade die Ereignisse der letzten Wochen deutlich genug gezeigt haben.

Es ist noch ein Glück, daß die Erinnerungen Rumäniens an den russisch-türkischen Krieg des Jahres 1877, der dem Lande die endgültige Preisgabe des fruchtbaren Bessarabien im Austausch gegen das arme Dobrudschagebiet einbrachte, eine Bundesgenossenschaft mit Rußland nicht wieder begehrenswert erscheinen lassen werden. In diesem Sinne spricht sich auch der liberale Kammerdeputierte Professor Stere in der Bukarester Zeitschrift „Viata Romaneasca" sehr nachdrücklich gegen ein Zusammengehen mit Rußland aus, das nach der Niederwerfung Oesterreich-Ungarns ungehindert seine Herrschaft in Rumänien aufrichten und sich, etwa durch Deportierung von 50 000 „Intellektuellen" nach Sibirien, auf Jahrhunderte hinaus absolute Grabesruhe sichern könne. Immerhin darf Oesterreich-Ungarn nicht so ohne weiteres mit dieser Zwangslage Rumäniens rechnen, denn es gibt, nachdem die Balkanfrage so von Grund aus in Fluß gekommen ist, auch für Rumänien noch allerhand andere Möglichkeiten, seine Unlust gegen Oesterreich-Ungarn praktisch zu betätigen.

Die Behandlung der Südslawen durch Ungarn birgt ähnliche Gefahren in sich wie die Unterdrückung der ungarländischen Rumänen. Ein Kernmagyare, der europäisch gebildete Soziologe Dr. Oskar Jaszi, hat es unlängst öffentlich ausgesprochen, daß „Ungarn angesichts der Balkanentwicklung unverzüglich die Nationalitätenfrage im Sinne der Gleichberechtigung der Völker zu lösen hat, da es sonst der Katastrophe entgegensieht".

Das vielleicht nicht ganz klar bewußte Gefühl der Isolierung hat den magyarischen Staatsmännern wohl auch den Gedanken eingegeben, sich mit dem Deutschtum auf besseren Fuß zu stellen. Die unverbindlichen akademischen Freundschaftsversicherungen zwischen magyarischen und deutsch-österreichischen Parlamentarien, die gelegentlich eines guten Diners des Ofenpester Oberbürgermeisters in landesüblicher Weise bei Tokaier- und Schaumwein ihren Höhepunkt erreichten, kommen da weniger in Betracht. Ernster ist die Erklärung des neuernannten ungarischen Kultusministers Bela v. Jankovich zu nehmen, die er im Reichstag über die Notwendigkeit der Pflege des deutschen Unterrichts in den höheren Schulen und an den Universitäten Ungarns abgegeben hat; er kündigte in dieser Beziehung bestimmte Verfügungen für die nächste Zeit an und begründete diese wörtlich also: „Das Magyarentum hat sich schon zur Zeit des Königs Stephan des Heiligen in den Rahmen der germanischen Kultur eingefügt und sich diese zunutze gemacht. Der Kontakt mit der germanischen Kultur

Digitized by Google

ist daher ein ungarisches Interesse. Eine Germanisierung Ungarns ist von der Pflege des Unterrichts der deutschen Sprache nicht zu befürchten, vielmehr muß im Falle des Unterbleibens dieses Unterrichts befürchtet werden, daß wir die deutsche Sprache ganz vergessen und hierdurch für uns der Zusammenhang mit der germanischen Kultur verloren geht." Diesen Zusammenhang kann natürlich die deutsche Schule am zuverlässigsten vermitteln, deren die zwei Millionen Deutschen im eigentlichen Ungarn nahezu vollständig entbehren. Hier eröffnet sich für den Minister das reichste Feld zur Erneuerung altungarischer Traditionen.

Wenn in der ungarischen Innerpolitik die Idee der magyarisch-deutschen Interessengemeinschaft wirklich greifbare Formen bekäme, so müßte das ohne jede Spitze gegen das Rumänentum und gegen die Slawen in Ungarn geschehen, weil eine verhängnisvolle Rückwirkung auf die äußere Politik die nächste Folge davon wäre und weil die ungarländischen Deutschen sich nicht in eine Feindschaft gegen ihre Leidensgenossen von heute treiben lassen dürfen; sie könnten das einmal recht teuer bezahlen. Mit dem Schlagwort Magyaren gegen Slawen ist im inneren Staatsleben Ungarns nichts anzufangen; das Interesse der ganzen Monarchie erfordert es, daß sich die Völker im Reiche der Stephanskrone schlecht und recht miteinander vertragen, und damit ist auch den Verbündeten Oesterreich-Ungarns am meisten gedient, auch dem Frieden in Südosteuropa. Alle Reibereien der Nationalitäten in Cisleithanien, wo doch füglich die Angehörigen sämtlicher Völkerschaften sich weitgehender Bewegungsfreiheit erfreuen, stehen in gar keinem Verhältnis zu der innerpolitischen und zu der internationalen Bedeutung des ungarischen Problems.

21. 7. 1913. Lutz Korodi.

Die Katastrophe Bulgariens. — Die Japaner in China; die Amerikaner. — Die französische Militärreorganisation.

Der europäische Orient ist im vergangenen Monat wiederum der Schauplatz sehr bedeutender geschichtlicher Ereignisse geworden, welche unter vielseitigen Gesichtspunkten angeschaut werden können und unter allen das lebhafteste Interesse erregen. Ganz besonders bedeutungsvoll ist: Der dauernde Balkanbund mit dem Kaiser von Rußland als Mediator an der Spitze hat sich zum Heile Europas als eine Chimäre erwiesen. Von keiner Balkanregierung ist der Schiedsspruch des Zaren Nikolaus anders als pro forma angenommen worden. Vielmehr wahrten sie alle dem Kabinett von St. Petersburg gegenüber jene Unabhängigkeit der Balkanstaaten, welche soeben Graf Tisza im ungarischen Repräsentantenhause als ein fundamentales Postulat der k. u. k. Orientpolitik aufgestellt hatte. Die unmittelbare Folge der Betätigung jenes Unabhängigkeitsprinzips ist allerdings, vom Stand-

Digitized by Google

punkt eines kosmopolitischen Humanitariers aus gesehen, keineswegs erfreulich gewesen. Die Kabinette von Sofia, Belgrad und Athen vermochten sich untereinander nicht zu vergleichen, und so konnte denn der Streit um die türkische Beute nur mit den Waffen entschieden werden. Die Initiative ergriff Bulgarien, dessen Heer, wie es scheint, sich durch den Zaren Ferdinand nicht länger im Zaume halten ließ. Die bulgarischen Truppen erstürmten Gjewgjeli am Wardar (Axios), wo die Stellungen der serbischen und der griechischen Armee einander berührten. Gjewgjeli besaß aus diesem Grunde eine große strategische Wichtigkeit. Im übrigen war durch ein Abkommen schon zwischen Serbien und Griechenland bestimmt worden, daß bei der definitiven Regelung der balkanischen Gebietsverhältnisse Gjewgjeli nicht an Bulgarien, sondern an Serbien zu fallen habe. Das Kabinett von Sofia wünschte bei der Gebietsverteilung bulgarisches Territorium wie einen Keil zwischen Griechenland und Serbien einzuschieben. Dem widerstrebten die Regierungen in Belgrad und Athen mit aller Entschiedenheit. Sie verlangten einen unmittelbaren territorialen Zusammenhang zwischen ihren Ländern, von denen jedes, für sich genommen, viel schwächer war als der bulgarische Rivale. In der Gegend von Gjewgjeli sollten die Grenzen Serbiens und Griechenlands aneinander stoßen.

Nachdem bei Gjewgjeli sozusagen die Kanonen und Gewehre von selber losgegangen waren, wurden die bulgarischen und serbisch-griechischen Streitkräfte auf einer Linie von 14 Tagemärschen überall miteinander handgemein. Man kämpfte mit Hartnäckigkeit um große staatliche Interessen, und zugleich entlud sich in dem blutigen Ringen ein schon lange mühsam zurückgehaltener ingrimmiger Nationalhaß unter furchtbaren Gräueln. So war denn das Schauspiel für die unbeteiligten Länder fast ebenso interessant, wie vorher der Türkenkrieg, allerdings vielfach auch ebenso abstoßend. Griechenland und Serbien sowie Montenegro, welches den Serben beistand, zählen zusammen gegen 6 Millionen Einwohner, Bulgarien ist von weniger als $4^1/_2$ Millionen Seelen bevölkert. Trotzdem glaubte alle Welt, daß Bulgarien, als ein kräftiger Militärstaat, durch die bessere Qualität seiner Truppen jenen Unterschied ohne Schwierigkeit ausgleichen werde und daß den locker organisierten Serben und Griechen schwere Verlegenheiten bevorständen. Aber, wie schon so oft in dem jüngsten Orientkriege, geschah, was niemand erwartet hatte. Nicht nur Gjewgjeli verloren die Bulgaren wieder, sondern das Kriegsglück ließ sie überhaupt im Stich. Das serbische und ganz besonders das hellenische Heer errangen Sieg nach Sieg. Zwar kam es nicht zu großen Schlachten, aber nachdem die Bulgaren eine lange Reihe von Scharmützeln und Gefechten verloren hatten, sahen sie sich aus Mazedonien, welches sie nahezu vollständig mit ihrem Reich zu vereinigen fest gewillt gewesen waren, durch die verachteten Gegner verdrängt. Höchstens in einigen unfruchtbaren Grenzbezirken halten sich, gestützt auf das bergige Terrain, noch bulgarische Truppen.

Digitized by Google

Auch die Rumänen dürften diesen Gang der Ereignisse nicht vorhergesehen haben. Sie glaubten offenbar gleichfalls, den Rivalen Bulgariens zu Hilfe kommen zu müssen, um zu verhindern, daß das Kabinett von Sofia durch neue Siege seiner Truppen das Gleichgewicht auf der Balkanhalbinsel umstieß. Höchstwahrscheinlich ist übrigens, daß nur der drohende Einmarsch des rumänischen Heeres den Sieg der bulgarischen Offensive gegenüber Serben und Griechen verhindert hat. Es heißt, daß die Bulgaren eine Reservearmee von 75 000 Mann bei Sofia haben stehen lassen, ohne von derselben wider die serbisch-griechische Streitmacht Gebrauch zu machen. Also geschwächt, konnte das bulgarische Oberkommando die Wardar-Linie nicht behaupten, und auch ein Einbruch nach Serbien vermochte nur mit dermaßen unzulänglichen Kräften versucht zu werden, daß die Bulgaren, nachdem sie eben in Knjazewac eingedrungen waren, diese serbische Stadt sofort wieder räumen mußten.

Eine so zerfahrene Strategie steht im grellen Widerspruch zu der kraftvollen Kriegskunst, welche die Bulgaren gegenüber den Türken entfaltet haben. Ueber den bulgarisch-türkischen Krieg liegen wertvolle neue Aufklärungen vor.*) Darnach hat das osmanische Hauptquartier es für absolut unmöglich gehalten, daß eine ganze bulgarische Armee auf der fast unpassierbaren Straße nahe dem östlichen Ufer der Tundja das Istrandja-Gebirge überschreiten würde. Die Bulgaren aber haben diesen Marsch mit 100 000 Mann oder mehr möglich gemacht. Vor ihnen waren im Laufe der Weltgeschichte nur zweimal größere Heere östlich von der Tundja über das Gebirge gegangen: die Russen unter Diebitsch 1829 und die Westgothen unter Frithigern 378. Aber sowohl der russische General als auch der germanische Herzog hatten die ungeheuer schwierige Wegenge von Bujuk Derbent ein jeder nur mit etwa 30 000 Köpfen zu passieren gehabt. Die Bulgaren umgaben den Aufmarsch ihrer III. Armee bei Straldza und ihr Vorrücken über Bujuk Derbent auf Petra mit dem größten Geheimnis. Die Türken ahnten wirklich die Existenz der III. bulgarischen Armee in keiner Weise und waren fest überzeugt, die gesamte bulgarische Streitmacht breche auf den beiden guten Straßen längs der Maritza und nahe dem westlichen Tundjaufer in Thrazien ein. In Wahrheit ließ das bulgarische Oberkommando auf der bequemsten Straße, an der Maritza entlang, nur die II. Armee, das schwächste der drei formierten Heere, vorgehen. Die I. Armee verfolgte den Weg nahe dem westlichen Ufer der Tuldscha.

Am Westufer der Tundza vermutete der Oberbefehlshaber der Türken, Nasim Pascha, nicht nur eine einzelne feindliche Armee, sondern geradezu das bulgarische Gros. Der osmanische Feldherr beschloß, die Offensive zu

*) Ludovic Naudeau: „Le maneuvre initiale des Bulgares et leur conflit actuel avec les Serbes.“ Nummer des „Correspondant“ vom 10. Juli.

Digitized by Google

ergreifen und am westlichen Ufer der Tundja vorzugehen, in der Hoffnung, die bulgarische Hauptmacht, welche seiner zutreffenden Vermutung zufolge sich zwischen Adrianopel und Konstantinopel schieben wollte, beim Uebergang über den Fluß überraschen zu können. Indem die Türken diese Bewegung ausführten, wurden sie von der III. bulgarischen Armee rechts überflügelt. Die genannte Streitmacht der Bulgaren war aus dem Paß von Bujuk Derbent herausgetreten, ohne daß man türkischerseits, wie gesagt, ihre Existenz auch nur geahnt hätte. Sie siegte (am 22. Oktober) bei Petra über den rechten türkischen Flügel. Nasim, der seine Verbindung mit Konstantinopel schwer bedroht sah, konnte nun gar nicht mehr daran denken, der I. bulgarischen Armee den Uebergang über die Tundja streitig zu machen. Vielmehr mußten die Türken allerseits zurück. Daß sie dabei, gleich von Petra an, der Panik und Auflösung verfielen, war weniger die Folge ihrer organisatorischen Mängel als der allgemeinen strategischen Situation, welche in der Kriegsgeschichte meistens den entscheidenden Faktor bildet.

Diese Situation hatten aber die Bulgaren durch ihre Kühnheit, Zähigkeit und Umsicht herbeigeführt. Während des zweiten Balkankriegs dagegen hat der Staat des Zaren Ferdinand einen viel weniger imponierenden Ausblick geboten. Erst wurden die Bundesgenossen übermütig zum Kriege herausgefordert und dann hatte man doch nicht den Mut, wider diese Mächte alle verfügbaren Kräfte einzusetzen, aus Furcht, nachher gegen die Rumänen ohne frische Truppen dazustehen. Die Folge dieses inkonsequenten Verfahrens war, daß die Bulgaren nach einer Anzahl von Niederlagen Mazedonien räumen mußten, während die Rumänen inzwischen mobil machten und siegesgewiß die Donau überschritten, um den anderen Feinden Bulgariens auf bulgarischem Boden die Hand zu reichen. König Carols Streitkräfte haben Silistra, Tutrakan, Dobritsch und Baltschik besetzt, jenen 200 000 Einwohner zählenden fruchtbaren Landstrich, welchen das Bukarester Kabinett als Kompensation für die Vergrößerung Bulgariens fordert. Seit vielen Monaten leistet die bulgarische Diplomatie den rumänischen Prätentionen einen zähen Widerstand, aber das bulgarische Oberkommando wagte nicht daran zu denken, bei der Annäherung rumänischer Streitkräfte das der Losreißung ausgesetzte bulgarische Gebiet mit dem Schwert zu verteidigen. Ohne einen Schuß zu tun, übergaben die Bulgaren sowohl die kleineren Plätze, als auch Dobritsch mit seinen 24 000 Einwohnern und Silistria, das sich 1829 und 1854 einen sehr bedeutenden Namen als Waffenplatz gemacht hat, indem die Russen es in der einen Kampagne erst nach langwieriger Belagerung, in der anderen gar nicht einnehmen konnten. Jene rumänischen Besitzergreifungen wurden von einem detachierten Korps ausgeführt, während die Hauptmacht bei Orjechowo die Donau überschritt, um direkt auf Sofia zu marschieren. Hier drohte nun der bulgarischen Gesamtmacht, nachdem ihre Führung versäumt hatte, durch rechtzeitige entschlossene Vorstöße sich nach der serbischen und griechischen

Digitized by Google

Seite hin Luft zu machen, das Schicksal der Umzingelung durch Serben, Montenegriner, Griechen und Rumänen.

Es war einen Augenblick davon die Rede, daß Zar Ferdinand beabsichtigen sollte, mit dem Heer Sofia zu verlassen und sich über den Balkan nach Philippopel zurückzuziehen. Durch eine derartige Strategie würden die Bulgaren der Erdrückung durch ihre vereinigten Gegner vorläufig entgangen sein und Raum für die militärischen, Zeit für die diplomatischen Wechselfälle eines Verzweiflungskampfes gewonnen haben. Aber von allem anderen abgesehen, machte die Haltung der Türkei eine solche Strategie unmöglich. Die in Konstantinopel regierende jungtürkische Partei war begierig, ein Stück Thrazien zurückzugewinnen. Das osmanische Heer träumte sogar von einer noch gründlicheren Revanche durch den Vormarsch auf Philippopel. Die Pforte nahm mit dem Kabinett von Bukarest Fühlung und stellte mit den gewesenen Feinden Serbien und Griechenland wieder freundschaftliche Beziehungen her. Dann überschritten die türkischen Streitkräfte die Grenze, welche die Londoner Friedenspräliminarien dem osmanischen Reich zwischen Enos und Midia gezogen hatten, und besetzten Adrianopel wieder. Die Bulgaren, welche nunmehr fünf feindliche Heere auf dem Halse hatten, vermochten Adrianopel so wenig zu halten, wie Dobritsch und Silistra. Die bulgarische Garnison Adrianopels räumte nach einem leichten Scharmützel die Stadt. Es heißt, daß Serbien und Griechenland, oder wenigstens die Leiter des letztgenannten Staats, der Rückkehr Adrianopels unter die Oberhoheit des Sultans bereits zugestimmt haben. Die Kabinette von Belgrad und Athen besitzen bezüglich Thraziens ein Mitbestimmungsrecht, weil es nicht an die Bulgaren, sondern, wie die gesamte von der Türkei aufgegebene Ländermasse, dem Balkanbund abgetreten worden ist.

Es ist oben bemerkt worden, daß die Rumänen unter allen Umständen sich feindlich gegen Bulgarien gewendet haben würden, mochten die bulgarischen Streitkräfte nun die Serben und Griechen geschlagen haben oder nicht. Auch eine Teilnahme des türkischen Heeres an dem allgemeinen Vorgehen wider die neu aufgestiegene bulgarische Macht mußte den Staatsmännern und Feldherren Bulgariens von vornherein schwer vermeidbar vorkommen. Dieser ungeheure moralische Druck, welcher schon am Tage des Friedensbruchs von Gjewgjeli auf den Bulgaren lastete, erklärt die Fehler ihrer Kriegskunst. Die Ueberschreitung des Passes von Bujuk Derbent, obwohl eine ruhmreiche Kriegstat, erforderte bei weitem nicht so starke Nerven, wie der zweite von den Bulgaren begonnene Feldzug. Ihre Situation nach dem schließlich unglücklich verlaufenen Gefecht von Gjewgjeli glich einigermaßen der Lage Friedrichs des Großen nach der Niederlage von Kolin und vor der Schlacht von Roßbach.

Man kann fragen, warum die Bulgaren, mit den Rumänen und Türken im Rücken, ihre Bundesgenossen provoziert haben. Zu ihrer Entschuldigung kann man anführen, daß der Gegenstand des Streites, die

Digitized by Google

Distrikte von Koprülü, Istib, Wodena, Kastoria, Monastir, Ochrida und Prilep, in der Tat überwiegend bulgarischen Volkstums sind. Wenn das Kabinett von Sofia das Großbulgarien zustande gebracht hätte, welches es, oder die bulgarische Armee, durch den Vorstoß bei Gjewgjeli zu ertrotzen suchte, würde so gut wie der gesamte Sprachstamm der Bulgaren in den Grenzen ein und desselben Staates vereinigt gewesen sein. Die Stadt Salonichi, welche nicht bulgarischer Nationalität ist, waren die Bulgaren, als sie noch auf der Höhe ihrer Macht und ihres Ansehens standen, wie verlautet, äußerstenfalls bereit, mit einer ganz schmalen Bannmeile den Griechen zu überlassen*).

Trotzdem blieben die Gebietsansprüche, zu welchen sich die Sieger von Kirkilisse und Lüle Burgas hinreißen ließen, exorbitant. Das Kabinett von Sofia verlangte, wie serbischerseits ausgeführt wird, von dem eroberten Territorium für Bulgarien 87 000 Quadratkilometer, während es Serbien nur 26 000 zuwies und Griechenland, einschließlich der eroberten Sporaden, mit 22 000 abspeisen wollte. Montenegro sollte 7000 Quadratkilometer erhalten. Serben und Griechen waren damals noch durch das militärische Prestige Bulgariens geblendet. Sie zeigten sich in der Tat geneigt, den willensstarken Durchschreitern des Engpasses von Bujuk Derbent den Löwenanteil an der Beute zuzugestehen. Nur sollte sich Bulgarien anstatt der geforderten 87 000 Quadratkilometer mit 61 000 begnügen, so daß der Anteil Serbiens auf 36 000, der Griechenlands auf 38 000 stieg. Nach dem serbisch-griechischen Angebot hätte das erweiterte Bulgarien 6 600 000 Einwohner gezählt (anstatt 4 300 000 vor dem Krieg), Serbien 4 100 000 (anstatt 3 000 000), Griechenland 4 000 000 (anstatt 2 600 000), Montenegro 500 000 (anstatt 270 000)**).

Die Bulgaren wiesen dieses Angebot schroff zurück. 6 600 000 Seelen im eigenen Lande gegenüber 8 600 000 in den drei anderen Balkanstaaten, das war ein Machtverhältnis, welches in den Augen der bulgarischen Politiker und Militärs das Resultat des Krieges wider die Türken nicht vollkommen sicher stellte. Dieses Resultat war nach der Auffassung der Bulgaren die Herrschaft ihrer Nation über die Balkanhalbinsel. Allenfalls mochten die Griechen Salonichi behalten, denn Bulgarien hatte am ägäischen Meer andere Häfen erworben, vor allen übrigen Kavala und Dedeagatsch, aber das gesamte innere Mazedonien mußte, bis an die Grenzen des jungen albanischan Gemeinwesens, bulgarisch werden. Die Bulgaren zweifelten so wenig daran, mit Serben und Griechen entweder durch diplomatische Einschüchterung oder kriegerische Gewalt fertig werden zu können, daß sie nicht einmal Wert darauf legten, sich rechtzeitig mit den Rumänen zu arrangieren. Sie hatten auf der Petersburger Botschafterkonferenz in die Abtretung

*) René Pinon: „La liquidation de la Turquie", Revue des deux mondes vom 15 Juni, Seite 914.

**) „La vérité sur le désaccord Serbo Bulgare", Genève 1913. Anhang. Tableau Statistique.

Digitized by Google

Silistrias an Rumänien gewilligt, aber nachher, als es galt, den Umkreis des abzutretenden Bezirkes festzustellen, machten sie endlose diplomatische Winkelzüge, so daß am Tage des Zusammenstoßes von Gjewgjeli die Silistriotische Frage so wenig wie irgendein anderes Balkanproblem gelöst war.

An den Bulgaren wurde das Dichterwort zur Wahrheit: „Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!" Welch ein Fall seit jenem Moment, wo seine Bundesgenossen dem Königreich Bulgarien eine Vermehrung seiner Einwohnerzahl von 4 300 000 auf 6 600 000 Menschen anboten! Selbst wenn man in Betracht zieht, daß die Rumänen vielleicht nicht bloß die Abtretung Silistrias durchgesetzt haben würden, sondern diejenige der ganzen oben genannten Zone mit 200 000 Seelen, würde sich Bulgarien dank dem Türkenkrieg noch immer eines Zuwachses von 2 100 000 Bewohnern erfreut haben. Dagegen wäre Serbien nur um 1 100 000 Seelen, Griechenland um 1 400 000 gewachsen. Hinzu kommt, daß die Bulgaren, wenn ihre bewaffnete bäuerliche Demokratie verstanden hätte, in kritischen Augenblicken den Hochmut zu zügeln und den Starrsinn zu beugen, einen breiten Zugang zum ägäischen Meer erlangt und die Perle Adrianopel für ewige Zeiten in ihren Besitz gebracht haben würden.

Heute sind durch die Auflehnung des bulgarischen Heeres gegen seinen König alle Eroberungen wieder in Frage gestellt, ja, nachdem eine Welt von Feinden sich über Alt- und Neubulgarien ergossen hatte, erschien einen Moment sogar die Integrität des Zarentums in seinen bisherigen Grenzen als stark bedroht. Denn die Rumänen dehnten das Areal der „Grenzberichtigung", welche sie beanspruchten immer weiter aus. Dobritsch hatten sie aus „strategischen" Gründen gefordert. Jetzt verlangten sie außerdem die Höhen westlich von Dobritsch, weil die Stadt in der Tiefe gelegen sei und der „strategischen" Deckung durch höher gelegene Punkte bedürfe. Auch bei Tutrakan und Baltschik wurden rumänischerseits immer neue Kilometer Landes mit der gleichen fadenscheinigen Motivierung in Anspruch genommen. Zugleich gewannen die rumänischen Truppen mit den serbischen bei Ferdinandovo Fühlung. Letztere bedrohten Vidin. Die rumänische Invasions-Armee schnitt dem bei Sofia konzentrierten Bulgarenheer die Eisenbahnverbindungen ab und bedrohte so den Gegner mit der Aushungerung. In der Tat — es war hohe Zeit, daß Zar Ferdinand in drei Telegrammen an König Carol, von welchen jedes immer demütiger lautete als das vorhergegangene, um Frieden bat. Wenn der Beherrscher Bulgariens, der an dem Zusammenbruch seines Landes offenbar unschuldig ist, nicht jene Selbstüberwindung geübt hätte, würden die Rumänen ohne Zweifel ihre Prätentionen bis aufs äußerste gesteigert und Bulgarien durch Abreißung von Rustschuck und Varna zu verstümmeln versucht haben. Jetzt werden sie sich nun wohl mit der Grenzlinie Tutrakan—Dobritsch—Baltschik begnügen und im übrigen eine vorläufig ausreichende Befriedigung für ihren sehr stark entwickelten Nationalstolz darin finden, daß Rumänien

Digitized by Google

bei den Friedensverhandlungen, welche bezeichnenderweise in Bukarest stattfinden werden, die ausschlaggebende Rolle spielt.

Die Serben werden in Bukarest, wie verlautet, dasselbe fordern, was sie vor dem zweiten Balkankrieg von den Bulgaren beanspruchten. Im wesentlichen dürfte das Kabinett von Belgrad also verlangen, daß die Grenzen des serbischen Staats westlich über Prizrend bis Ochrida, südlich bis Monastir, östlich bis Gjewgjeli, Strumitza und Istib ausgedehnt werden. Beide Ufer des oberen Wardar würden dann mit Uesküb und Köprülü serbisch sein. Ob die oben aus serbischer Quelle übernommene Angabe, daß auf dem bezeichneten Gebiet 1 100 000 Menschen wohnten, nicht etwas zu niedrig gegriffen ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber schneiden die serbischen Ansprüche, wenn sie an sich auch gemäßigt sind, doch dem Königreich Bulgarien die Möglichkeit der Erweiterung seiner Grenzen nach Südwesten hin in der Hauptsache ab. Auch lief das serbisch-griechische Angebot, welches den Bulgaren vor dem Ueberfall von Gjewgjeli gemacht wurde, im wesentlichen darauf hinaus, daß Bulgarien seine Vergrößerung im Süden und Südosten, zwischen Struma und Ergene, suchen sollte. Hier aber haben infolge der Nemesis, welche die Bulgaren ereilt hat, Griechen und Türken um sich gegriffen. Die Pforte verlangt ganz Thrazien bis zur Maritza zurück, die Hellenen erklären, sie würden aus dem Territorium westlich der Mesta, das sie den Bulgaren entrissen haben, um keinen Zoll breit wieder zurückweichen. Die Mesta ist der antike Nestos, der Grenzfluß Mazedoniens gegen Thrazien. Aber nicht etwa bloß das unstreitig der hellenischen Zunge angehörige Küstengebiet Mazedoniens gedenkt man in Athen vollständig zu behalten, sondern auch das ebenso unzweifelhaft bulgarisch sprechende und denkende Innere des Landes bis Newrokop soll annektiert werden.

Zar Ferdinand würde also zur Entschädigung für die rumänischerseits erzwungene Grenzberichtigung der Hauptsache nach seine Herrschaft nur auf die westthrazische Landschaft zwischen Mestra und Maritza erstrecken können, in welcher der Hafen Dedeagatsch liegt. Ein derartiges Ergebnis zweier verlustreicher Kriege wäre überaus dürftig für eine Nation, welche nach glänzenden Siegen schon gewöhnt hatte, ihre Hand nach der Hegemonie über die anderen Balkanvölker ausstrecken zu können. Und es ist noch nicht einmal ganz gewiß, daß auch nur Thrazien westlich der Maritza bulgarisch wird. Die Griechen, welche sich auf den Trümmern der bulgarischen Macht zu einer glänzenden militärischen Stellung erhoben haben, haben durch ihre Flotte Dedeagatsch besetzt und suchen die Pforte zu dem Versuch aufzureizen, in Xanthi, Gümürdjina und Dimotiko ihre Souveränität oder mindestens Suzeränität aufs neue zu begründen. Denn, wie tragisch sich die Strafe für den bulgarischen Uebermut auch gestaltet haben mag, das westliche Thrazien würde nach hellenischer Auffassung als Dependenz der bulgarischen Krone den Griechen die Straße nach Konstantinopel vielleicht doch für immer sperren, türkischer Landbesitz dagegen erscheint den christlichen Völkern der Levante stets nur als ein Provisorium.

Digitized by Google

Wie tief in der Seele des griechischen Volkes noch immer die Idee wurzelt, daß es die Mission der Griechen sei, das byzantinische Kaisertum mit der Hauptstadt Konstantinopel wiederherzustellen, zeigt der folgende Kriegsbrief eines jungen hellenischen Offiziers, Asterios Karras. Der Verfasser ist ein Bauernsohn und hat sich von der Pike zum Offizier emporgedient. Das Schreiben ist vom 5. (18.) Februar 1913 aus Seres in Mazedonien datiert, wohin der damalige Kronprinz, jetzige König Konstantin im Kampfe gegen die Türken vorgedrungen war. Griechen und Bulgaren stritten damals in dem Kreuzzuge wider die Ungläubigen noch Schulter an Schulter. Asterios Karras schreibt nun einer in Paris verheirateten Mazedonierin: „. . . . . Die barbarischen Horden unserer Feinde wenden uns in schimpflicher Flucht den Rücken . . . . Ueberall, wo wir bei einer Kirche vorbeikamen, und wenn es auch nur die kleinste verlassene Kapelle war, verfehlten ich und meine Mannschaft niemals (denn wir sind während dieses Krieges leidenschaftlicher religiös geworden als jemals . . . .) eine Kerze anzuzünden . . . .

Es ist wie ein Traum, was ich gesehen habe und heute sehe . . . . . Der Empfang, welcher uns in den befreiten Städten und Dörfern bereitet wurde, spottet jeder Beschreibung. Die Geistlichkeit, in priesterlichen Gewändern, mit Fahnen, Evangelien und Bildern der Auferstehung, die ganze Bevölkerung in Feiertagskleidern, zogen uns entgegen und sangen wie Ostern: „Χριστὸς ἀνέστη!“ Die Tränen, die bewegten Szenen, die Umarmungen hörten nicht auf. Als in Kozani der Diadoch (Kronprinz) seinen Einzug hielt, waren alle Schulkinder in Parade aufgestellt, mit Uniformen in den Nationalfarben (wann hatten sie nur Gelegenheit gefunden, sie sich zu beschaffen?). Ein kleines Mädchen . . . . hat, die Hände voll Blumen, ihm den Willkommensgruß zugerufen: „Endlich, glorreicher Feldherr! empfängt Dein Volk Dich, nachdem es fünfhundert Jahre auf Dein Kommen gewartet hatte! Unser Marmor-König (Konstantin Paläologos) ist wiederaufgestanden, er gibt mir diese Blumen, sie Dir zu Füßen zu legen; die geflügelte Nike eröffnet vor Dir Deinen Weg; möchte Dein Volk Dich, unsern Konstantin, sehen, wie Du in der Sophienkirche gekrönt wirst . . . .“*)

Die öffentliche Meinung des Abendlandes hat sehr darüber gespottet und gezürnt, daß in dem Kriegsmanifest des Zaren Ferdinand von Bulgarien der Kampf gegen die Türken als Kreuzzug bezeichnet worden ist. Und doch hat Ferdinand die Bewegung, an deren Spitze er sich damals noch befand, durchaus richtig charakterisiert. Die christlichen Nationen des Morgenlandes stehen auf einer Kulturstufe, auf welcher die Menschen der Kreuzzugsstimmung noch fähig sind. Ohne ihre kirchliche Begeisterung würden die orthodoxen Völkerschaften des europäischen Südostens den Halbmond nimmermehr besiegt haben. Wenn westeuropäische Skeptiker, welche

*) „Correspondant“ vom 25. Mai d. J.: „Notes et aperçus“ pag. 797.

Digitized by Google

die Gefühle anders gesitteter Völker nicht nachzuempfinden vermögen, jene offenkundige Tatsache bestreiten, so ist das ein E vinculis sermocinari. Noch stumpfer ist die Kritik, welche an der betreffenden Stelle des bulgarischen Kriegsmanifestes durch den bald entrüstet, bald ironisch vorgetragenen Hinweis auf die Zwietracht der „rechtgläubigen" Staaten und den Blutdurst der modernen Kreuzfahrer geübt wird. Wer die Geschichte der mittelalterlichen Kreuzzüge kennt, weiß, daß zu ihnen blutige Kämpfe um weltliche Gegenstände und entsetzliche Ausschreitungen des gereizten Fanatismus naturnotwendigerweise gehörten.

Nicht allein in dem Winkel Europas zwischen Adria und Aegäis haben sich in den letzten Wochen wichtige historische Ereignisse zugetragen, sondern auch von dem weiten Felde der chinesischen Politik ist höchst Beachtenswertes zu berichten. Der Präsident der chinesischen Republik, General Yuan, hatte vor kurzem mit Hilfe der europäischen Mächte eine sehr bedeutende Anleihe aufnehmen können. Um so stärker wurde gegen ihn die Opposition in dem Kongreß, welcher zu Peking mit dem Auftrage zusammengetreten ist, die Verfassung der Republik definitiv festzustellen. Senatoren wie Repräsentanten wollten weniger denn je davon hören, daß die Gewalt des Präsidenten, welche, wie der gesamte konstitutionelle Status des Reichs, nur provisorisch ist, dem General Yuan endgültig übertragen würde. Jedenfalls gedachten sie vorher die grundgesetzliche Kompetenz des Kongresses im föderalistischen und demokratischen Sinne zu regeln, um sich so Garantien gegen die unitarischen und cäsaristischen Pläne zu verschaffen, deren sie den vorläufigen Inhaber der Staatsgewalt mit Recht im Verdacht hatten.

Der Kongreß würde aber wohl niemals daran haben denken können, dem Präsidenten-General etwas anderes entgegenzusetzen als die zeitraubende und lästige Obstruktion, welche die Erwählten des chinesischen Volkes als alleinige und sehr unfruchtbare Politik schon lange betrieben haben, wenn nicht die uralte separatistische Gesinnung des Südens den chinesischen Dingen plötzlich eine dramatischere Gestalt verliehen hätte. Fünf, nach anderen Berichten sieben von den achtzehn Provinzen des Reichs haben sich in Waffen gegen die Zentralgewalt erhoben. Die Vertreter dieser Landschaften im Kongreß sollen aus Peking abgereist sein.

Das Programm der Rebellen ist die Unabhängigkeit des chinesischen Südens von dem Norden, in welchem seit mehr als einem halben Jahrtausend der politische Schwerpunkt Chinas liegt. Der zentrifugalen Bewegung müßte ein äußerst ungünstiges Horoskop gestellt werden, wenn sie allein auf ihre eigenen Kräfte angewiesen wäre. Denn der nationale Gedanke, welcher im Reich der Mitte früher so schwach war, daß manche ihm überhaupt die Existenz absprachen, hat heute ohne Frage eine nicht mehr zu übersehende Realität gewonnen und erstarkt jeden Tag noch weiter. Der vornehmste Vertreter dieser großen Idee ist aber General Yuan. Wahrscheinlich würde der Präsident, getragen von der Zustimmung der großen Masse seiner Landsleute, aller partikularistischen und faktiösen Sonderbestre-

Digitized by Google

bungen Herr werden, wenn sich nicht die südchinesischen Unzufriedenen, ebenso wie die Mongolen und Tibetaner, ausländischen Beistand verschafft hätten. In den insurgierten Provinzen am Jangtsekiang und südlich dieses Stromes hat Japan ziemlich offen die Partei der Aufrührer ergriffen. Die Zentralregierung in Peking wird der japanischen Staatskunst viel zu stark. Deshalb hat das Kabinett von Tokio den bisherigen diplomatischen Vertreter Japans in Peking, Jjuin, abberufen und diesen dem General Yuan geneigten Mann durch einen Gesandten ersetzt, welcher in dem Rufe steht, den auflösenden Bestrebungen in China Vorschub leisten zu wollen. Selbst wenn sich die Japaner im Reich der Mitte damit begnügen, unter der Hand und auf indirekte Weise zugunsten der zersetzenden Kräfte zu intervenieren, wird ihre Einmischung in die chinesischen Parteikämpfe das Riesenwerk der Reform Chinas schwer gefährden. Die Lage der Reformer in Peking muß sich um so schwieriger gestalten, als Rußland im Bunde mit Japan gegen Yuan vorgeht. Dieser ist der Schöpfer einer nicht ganz geringen Zahl von chinesischen Truppenteilen, welche, regelmäßig bezahlt und gut diszipliniert, zum Kern einer großen Militärmacht werden können. Solche Evolutionen von unberechenbarer Tragweite glaubt man sowohl in Petersburg als auch in Tokio gleich nach dem Sichtbarwerden der ersten gesunden Triebe ersticken zu müssen.

Die russische Regierung hat den Präsidenten Yuan, um seine Autorität zu erschüttern, vorsätzlich brüskiert, indem sie einen Vertrag über die Mongolei, unmittelbar nachdem derselbe ihrerseits eingegangen worden war, sofort wieder kündigte. Rußland fürchtet sich, wie u. a. aus dem bekannten Buch des Generals Kuropatkin hervorgeht, vor einem Erstarken Chinas sehr und wird alle Keime der Zersetzung, welche innerhalb des chinesischen Staates hervortreten, noch angelegentlicher zur Entfaltung zu bringen suchen, als es das bezüglich der Türkei getan hat. Auch die Japaner sind die Feinde eines China, welches auf eigenen Füßen zu stehen vermag. Sie wollen das Reich der Mitte beherrschen. In meiner vorigen politischen Korrespondenz habe ich ausgeführt, wie das Kabinett von Tokio den Vereinigten Staaten von Amerika gegenüber immer mit der größten Langmut aufgetreten ist, um sich ganz der Riesenaufgabe der allmählichen Unterwerfung Chinas widmen zu können. Inzwischen ist die kalifornische Landbill in Kraft getreten. Ihr Inhalt atmet eine noch viel heftigere Feindschaft gegen die Japaner, als bisher in Europa gewürdigt worden ist. Aus einer Washingtoner Korrespondenz der „Kölnischen Zeitung", welche die „Deutsche Japanpost" übernommen hat, geht hervor, daß die Japaner nicht einmal den vor dem Erlaß des Gesetzes erworbenen Grundbesitz vererben dürfen. Beim Tode eines japanischen Grundeigentümers übernimmt das Nachlaßgericht das Besitztum und versteigert es zugunsten der Erben meistbietend. Ferner bestimmt das Gesetz über die Annahmen hinaus, welche in Europa hinsichtlich seines Tenors verbreitet sind, daß nicht nur ländlichen, sondern auch städtischen Grundbesitz zu erwerben die Menschen

Digitized by Google

mongolischen Stammes in Kalifornien fortan nicht mehr berechtigt sind. Ja es wird sogar den kalifornischen Grundbesitzern in Stadt und Land verboten, irgendwelches unbewegliche Eigentum an Personen zu verpachten, welche nicht Bürger der Vereinigten Staaten werden können. Also nicht bloß das Kaufen, sondern auch das Mieten von unbeweglichem Eigentum ist den Japanern fortan verboten. Wenn die letztere gesetzliche Vorschrift streng durchgeführt würde, wären Japaner nicht mehr imstande, in Kalifornien zu wohnen und Geschäfte zu betreiben. Nun läßt das Gesetz in jener Hinsicht aber eine Lücke, indem es Strafbestimmungen für Leute, welche Japanern etwas verpachten, nur in bezug auf Farmland enthält. Immerhin wird die Rechtslage japanischer Mieter gegenüber den Vermietern von nun an recht prekär sein.

Ich setzte in meiner vorigen Politischen Korrespondenz auseinander, daß Japan, um den Wünschen der Union entgegenzukommen, die Auswanderung japanischer Arbeiter nach dem nordamerikanischen Festland schon fast vollständig unterbunden hat. Aber die Kalifornier wollen nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Krämer und Kleinbauern japanischer Nationalität radikal loswerden. Sie haben sich das eigentümliche gesetzgeberische Ziel gesteckt, daß in 60—70 Jahren kein einziger der wenigen Japaner, welche ohnehin unter ihnen wohnen, sein Brot im Lande zu verdienen mehr fähig sein soll. Die legislatorischen Gewalten Kaliforniens werden ihren Willen durchsetzen, und Oregon, Washington, Nevada und Montana dürften dem in Sankt Franzisko gegebenen Beispiel folgen.

Für das Kabinett von Washington sind diese Ausschweifungen des Rassenhasses sehr peinlich, nicht weil die Staatsmänner der Union eine Kriegserklärung der beleidigten Japaner zu befürchten hätten, wohl aber weil sie einigermaßen auf den guten Willen des Kabinetts von Tokio angewiesen sind in Anbetracht der kolossalen Eroberungspläne, mit welchen sich die Nordamerikaner im Hinblick auf Mexiko und Mittelamerika tragen. Soeben hat man in Washington erklärt, daß Nicaragua in demselben staatsrechtlichen Verhältnis zur Union stehe wie Cuba, dieses 1898 mit dem Schwerte gewonnene, wenn auch nicht formell dem Staatskörper des Eroberers einverleibte Land. In dem Nachbarstaate Nicaraguas, Costarica, befürchtet man gleichfalls die Verhängung des amerikanischen Protektorats und hat einen Protest beschlossen, der ohnmächtig im Winde verhallen wird. Das südöstlich an Costarica grenzende Panama ist des Kanals wegen längst unter amerikanische Schutzherrschaft gestellt worden. Was Mexiko betrifft, so ist es mit der immer mehr sich verwirklichenden Oberhoheit der Amerikaner über das reiche Land schon soweit gekommen, daß der amerikanische Präsident Wilson dem mexikanischen Präsidenten Huerta die Freigebung der Waffeneinfuhr von Texas nach mexikanischem Gebiet anzudrohen wagt, wenn sich Huerta nicht allen Weisungen der Union blind unterwirft. Die Regenten des großen mittelamerikanischen Kreolenstaats haben alle Ursache, vor jenem Schachzug, welchen das Kabinett von Washington ihnen in

Digitized by Google

Aussicht stellt, nicht nur aus persönlichen Gründen, sondern auch um der Selbständigkeit ihres Vaterlandes willen zu zittern. Denn je mehr Kriegsmaterial nach Mexiko hereinkommt, desto zahlreichere Yankees leiden unter dem dort ohnehin chronischen Bürgerkriege. Das ist sehr einflußreichen Leuten ihrer Nationalität gerade recht. Denn um so schwereres Gewicht fällt in die Wagschale der ohnehin tagtäglich erstarkenden amerikanischen Aktionspartei, welche durch militärische Gewalt die Unabhängigkeit Mexikos vollständig aufheben möchte.

Im Aprilheft erörterte ich die französische Militärreorganisation, welche im März von der Regierung bei der Kammer der Deputierten eingebracht worden war. Ich führte aus, daß es von einer 39 Millionen Seelen zählenden Nation unvernünftig sei, ein ebenso großes stehendes Heer unterhalten zu wollen, wie ein 65 Millionen-Volk auf die Beine zu bringen beschlossen habe. Leider ist soeben von der Deputiertenkammer in Paris die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit, welche der französischen Armee eine annähernd ebenso große Präsenzziffer, wie sie die deutsche hat, zu geben bestimmt ist, angenommen worden. Es ist vollkommen in der Ordnung, daß jede Militärverwaltung wünscht, einen möglichst großen Teil der im Kriege aufgebotenen Streitmacht schon im Frieden unter den Fahnen zu sehen. Aber die Urheber der sogenannten Heeresreform in Frankreich haben sich, um jenes technische Bedürfnis zu befriedigen, gegen alle anderen Gesichtspunkte, welche in Betracht kommen, vollständig verblendet. Die Franzosen pflegen selbstgefällig zu sagen, ihr Land sei das moderne Athen, Preußen das moderne Sparta. Die gegenwärtig zustandekommende Armeereorganisation aber drückt der Republik den Typus des einseitigsten und forciertesten Spartaners auf, welches in der Weltgeschichte jemals zu beobachten gewesen ist. Was kann es Härteres geben, als daß alle tauglichen jungen Männer eines ganz besonders fein gesitteten Volkes für drei lange Jahre aus ihrem Beruf gerissen und zur Einübung des Kriegshandwerkes gezwungen werden? Inwiefern die Dienstzeit für die eine oder andere Kategorie der Wehrpflichtigen eine Abkürzung erfährt, wird in dem neuen französischen Militärgesetz dermaßen verschwommen vorgeschrieben, daß jene Exemtionen der durch unser Einjährigen-Institut bewirkten gesicherten Erleichterung der gebildeten Stände bei weitem nicht gleich zu schätzen sind. Kurz — die Militärlast, welche die französische Nation sich soeben aufbürdet, erscheint als völlig beispiellos.

Vielleicht wendet der eine oder andere dagegen ein, die dreijährige Dienstzeit habe doch in Preußen und Deutschland unter Wilhelm I. auch bestanden. Dagegen würde zu sagen sein, daß — ganz abgesehen von unserer Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen — unter Wilhelm I. bei weitem nicht alle brauchbaren Gestellungspflichtigen wirklich ausgehoben wurden. Im modernen Frankreich aber konskribiert man unerbittlich jeden nur einigermaßen geeigneten Jüngling.

Digitized by Google

Außerdem hatte die Verpflichtung zum dreijährigen Dienen in dem Preußen von 1862 einen viel vernünftigeren militärischen Grund als in dem heutigen Frankreich. Das preußische Heer, wie es vor einem halben Jahrhundert war, beruhte noch nicht auf der nationalen Idee wie gegenwärtig das Reichsheer. Ob die katholischen und demokratischen Soldaten aus Rheinland und Westfalen Seite an Seite mit den Altpreußen opferwillig kämpfen würden, wenn nicht ein sehr starker Rahmen das Ganze zusammenhielt, wurde beim Regierungsantritt Wilhelms I. noch einigermaßen bezweifelt. Darum legte dieser Fürst so großen Wert auf seine Königsurlauber. Das waren diejenigen Mannschaften des stehenden Heeres, welche wegen guter Führung schon nach zwei Jahren widerruflich in ihre Heimat entlassen wurden. Die Zahl dieser Leute war so groß, daß die durchschnittliche Dienstzeit in Wahrheit gar nicht drei Jahre sondern nur 28 Monate betrug. Die Königsurlauber entwickelten in ihren Reihen einen Geist, welcher jenes Element der Armee zu einem unschätzbaren Bestandteil ihrer Kadres machte. Es war, wie bemerkt, noch nicht der deutschnationale Geist sondern erst der preußisch-patriotische, stark durchsetzt mit dem Stolz, dem Hochmut, der gewaltsamen Gesinnung des Berufssoldaten. Die Königsurlauber bildeten ein erweitertes Unteroffizierkorps.

Solche halben Berufssoldaten, wie die Königsurlauber bei uns waren, hoffen die französischen Generale, die noch immer in bonapartistischen Anschauungen leben, vermittelst der dreijährigen Dienstzeit für das republikanische Heer erziehen zu können. Daß man mittlerweile in „Sparta" die Dienstzeit herabgesetzt und so auf die erweiterten militärischen Kadres verzichtet hat, weil jetzt der nationale Gedanke die deutsche Wehrmacht mit unsichtbaren eisernen Reifen zusammenhält, ist wohl zu fein, um von den maßgebenden französischen Militärs begriffen zu werden. Diese Herren sind zwar sehr brave Soldaten, aber keine Athener. Attisches Salz wird man ebensowenig bei den russischen Generalen suchen wollen, welche in ihrem Feldzug gegen Japan größtenteils Reserveformationen verwendet gesehen haben und, „post hoc ergo propter hoc", durch die russische Niederlage zu dem Schluß gekommen sind, daß man sich auf Reservisten nicht verlassen soll. Die Moskowiter haben den Franzosen die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit zur Bedingung für die Erfüllung des dringlichen französischen Anliegens gemacht, daß die aus dem Weichselland zurückgezogenen russischen Armeekorps abermals in die Nähe der deutschen Grenze verlegt werden.

Im despotischen Zarenreich, wie auf dem unterwühlten Lande der roten Republik haben die Heerführer in Amt und Würden durchaus die gleiche starre Mentalität. Sie lassen sich hüben wie drüben von der abgestorbenen Tradition leiten und legen dem professionellen Element im Heere eine Bedeutung bei, welche ihm in der Gegenwart nicht mehr zukommt. Die französische Nation ist viel zu intelligent, um nicht ein, wenn auch vorläufig noch unklares, Gefühl davon zu haben, daß die dreijährige

Digitized by Google

Dienstzeit, welche ja die Zahl der ausgebildeten Kämpfer nicht um einen einzigen vermehrt, ihr geistiges und Wirtschaftsleben völlig unnötigerweise zerrütten wird. Im übrigen hat eine starke und energische Opposition, der sich auch fünf gewesenene kommandierende Generale angeschlossen haben, weite Kreise über die „Reformatio in pejus" aufgeklärt. Trotzdem sind die Befürworter des Gesetzentwurfes siegreich geblieben. Ihr wirksamstes Mittel war die Erregung einer ähnlichen Panik, wie sie seit dem Jahre 1847 in England von Zeit zu Zeit immer wieder hervorgerufen worden ist, um für die Vermehrung der maritimen und militärischen Streitkräfte des Vereinigten Königreichs Stimmung zu machen. So forderte auch die französische Militärverwaltung eine der deutschen ungefähr gleiche Präsenzziffer, weil von der Größe des stehenden Heeres die Schnelligkeit der Mobilmachung abhinge. Wenn Frankreich nicht die dreijährige Dienstzeit einführe, würde es im Kriegsfalle von den Deutschen durch eine blitzschnelle Invasion überrannt werden. Die jüngste kolossale Heeresverstärkung im Deutschen Reich entbinde die Strategen in Berlin von der Notwendigkeit, dem Einmarsch in Frankreich erst die zeitraubende Einberufung der Reserven voraufgehen zu lassen. So wie sie gehe und stehe, könne die deutsche Armee auf den Ruf ihres obersten Kriegsherrn in Frankreich einbrechen. Dieses unglückliche Land aber werde dann für eine ganze Reihe von Tagen — die entscheidenden Tage — fast wehrlos den Schlägen eines übermächtigen Feindes preisgegeben sein, weil es ja erst seine militärischen Einheiten durch die Einziehung der Reservemänner vervollständigen müsse, um zu einer den Kräften des Eindringlings gewachsenen Kriegsmacht zu gelangen.

Die Argumentation der Agitatoren für die sogenannte Heeresreform hat ihre Wirkung auf das französische Volk nicht verfehlt, weil es nach dem Goethewort bearbeitet wurde: „Doch wollt Ihr es belügen, macht's nur nicht fein!" Ein deutsches Armeekorps besteht aus 30 000 Kombattanten und 12 000 Nichtkombattanten; der Train macht also volle 40% der Streiter aus. Der Größe des unentbehrlichen Trains entspricht die Menge der Pferde und Wagen, welche mit ins Feld genommen werden müssen. Die französischen Kriegsverständigen wissen sehr wohl, daß auch bei höchster Friedenspräsenz jener ganze Troß nur unter einem bedeutenden Zeitaufwand kriegsbereit gemacht werden kann. Mit einer Armee jedoch, welche nicht vorher auf Kriegsfuß gesetzt worden wäre, läßt sich nichts unternehmen. Moltke hat 1870 gesagt, er werde nicht losschlagen, bevor alles fertig wäre, und wenn er bis hinter Berlin zurückgehen solle.

Nur ganz wenige Sachverständige in Frankreich haben Aufrichtigkeit genug besessen, ihren Landsleuten jene Dinge so zu schildern, wie sie wirklich liegen. Einer von den kompetenten Männern lüftet die Maske der Verstellung wenigstens so weit, daß er zu verstehen gibt, eine Ueberrennung Frankreichs sei zwar nicht tunlich, aber der Vorsprung des deutschen vor dem französischen Aufmarsch werde, wenn Frankreich bei der zweijährigen

Digitized by Google

Dienstzeit beharre, doch immerhin etwa zwei Tage betragen.*) Was die deutsche Invasionsarmee vor den französischen Grenzfestungen und Sperrforts binnen 48 Stunden groß ausrichten soll — diese Frage umgeht natürlich auch jener Verteidiger des den Deputierten vorgelegten Gesetzentwurfs.

Die Minister der Republik haben der Opposition das Zugeständnis machen müssen, daß das Gesetz bezüglich der beiden Jahrgänge, welche sich gegenwärtig unter der Fahne befinden, keine rückwirkende Kraft ausüben soll. Diese Konzession entsprang der Furcht vor der Confédération générale du travail. Die C. G. T. hat seit 1910 allmählich genaue Listen aller sozialrevolutionär organisierten Arbeiter angelegt, welche im Heere dienen. Kontinuierlich übt die ebenso mächtige wie vaterlandsfeindliche ja anarchistisch gesinnte Körperschaft einen aufreizenden Einfluß auf die Genossen aus, welche die roten Hosen haben anziehen müssen.**) Die Soldatenmeutereien, welche vor einer Reihe von Wochen in vielen Garnisonen ausbrachen, als die Regiernng noch die Absicht hegte, schon die gegenwärtig dienenden beiden Jahrgänge drei anstatt zwei Jahre unter der Fahne zu behalten, waren von dem Allgemeinen Arbeitsbund angestiftet worden. Die unnötig drückende Heeresverfassung, welche die Kammern im Begriff stehen, zu beschließen, wird die Macht der subversiven Partei über die Gemüter der Soldaten noch vermehren. Zwar plant das Ministerium Barthou eine energische Strafverfolgung gegen die Umtriebe der destruktiven Syndikate in den Kasernen, aber zu einer wirklich nachdrücklichen Repression dürfte das Kabinett um so weniger befähigt sein, als es die dreijährige Dienstzeit nur mit Hilfe der Monarchisten hat durch die Kammer bringen können und dadurch moralisch stark geschwächt worden ist. Wahrscheinlich wird es nach den Parlamentsferien sofort einem erzrepublikanische Gesinnung zur Schau tragenden Ministerium Caillaux-Messimy Platz machen müssen, welches die Brandstifter in den Gewerkschaften wieder mit Sammethandschuhen anfassen dürfte. Je weniger stabil nun Frankreichs innere Verhältnisse sind, desto fester steht, daß die Armeereorganisation das Heer nicht verbessern, sondern verschlechtern wird. Die Generale der Republik haben sich mit der dreijährigen Dienstzeit eine Rute für den eigenen Rücken gebunden. Nicht sehr lange wird es dauern, bis die Franzosen die Chimäre von von der urplötzlichen Ueberschwemmung des französischen Bodens durch germanische Horden deutlich als das Wahngebilde erkannt haben werden, welches es ist. Dann werden die Soldaten, welche man nach zwei Dienstjahren, nachdem sie ihrer Meinung nach über und über militärisch ausgebildet worden sind, noch ein drittes Jahr der bürgerlichen Arbeit fernhalten will, vor zorniger Ungeduld mit den Füßen stampfen. Die Saat der C. G. T.

*) Revue Politique et Parlamentaire, Nummer vom 10. Juni: „La Situation Militaire de l'Allemagne et de la France."

**) Revue des deux mondes vom 1. Juli: André Tardieu „La campagne contre la patrie".

Digitized by Google

wird auf dem Boden des Heeres mit einer Ueppigkeit in die Halme schießen, welche die kommunistischen Agitatoren selber so noch vor kurzem kaum erhofft haben dürften. Die Offiziere aber werden anstatt von den gehorsamen, zuverlässigen Troupiers, welche sie als die Erziehungsresultate der dreijährigen Dienstzeit in ihrer Phantasie vor sich gesehen hatten von einer stets zunehmenden Menge verdrossener, renitenter und tückisch lauernder Antimilitaristen umgeben sein. Daniels.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Anales de Instruccion Primaria. — Anno IX — Tomo X No. 1—12. April de 1911 — Margo 1912. Montevideo, Gregorio v. Marinno.
Die Balkanstaaten. — Mk. 0.40. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.
Baudert, S. — Die evangelische Mission. Aus Natur und Geisteswelt No. 406. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Bauer, Hermann. — Die Ueberlieferung des Lehniner Archivs. Dissertation Berlin 1913. Kirchhain N. L. Max Schmersow.
Bellezza, Paolo. — Curiosità Dantesche. Ulrico Hoepli, Milano 1913
Bergsträsser, Ludwig, Dr. — Die Verfassung des deutschen Reiches vom Jahre 1849. Mit Vorentwürfen, Gegenvorschlägen und Modifikationen bis zum Erfurter Parlament. Bonn 1913. A. Marcus und E. Webers Verlag.
Berichte aus der Berliner Franzosenzeit 1807—1809 herausgegeben von Hermann Gwinner. Leipzig, S. Hirzel.
Bezold, Fr. v. — Der Geist von 1813. Mk. 0.60. Bonn, Friedrich Cohen.
Block, Willibald. — Die Condittieri. Studien über die sogenannten „unblutigen Schlachten". (Teildruck) I. und II. Kap. Dissertation Berlin 1913. Berlin NW., Emil Ebering.
v. Blume. — Die Wehrkraft Deutschlands im Vergleich mit der der anderen europäischen Grossmächte. Mk. 0.75. Berlin, E. S. Mittler & Sonn.
Bölsing, M. — Lotte von Brobergen. Mk. 2.—. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel.
Borchard, Curt. — Die Wirkungen der Getreidezölle auf die Getreidepreise. Dissertation. Berlin 1913. Verlag von R. Trenkel, Berlin.
Brausewetter, Arthur. — Gedanken über den Tod. Stuttgart, Verlag von W. Spemann
Bund, H. — Kant als Philosoph des Katholizismus. Brosch. Mk. 7.—, gebd. Mk. 8.— Berlin. Carl Hauser, Verlag.
Candius, L. — Das Weltstreben. Das Wesen von Kraft, Stoff und Leben. Brosch. Mk 4.80, gebd Mk 6.—. München, Theodor Ackermann.
Catalogue — Columbia University Bulletin of Information 1912—1913. Publishdd by Columbia University in the City of New York.
Cech, Svatopluk. — Die Adamiten. Brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—. Aus dem Böhmischen übersetzt von Josef Weinberger. Dresden, „Die Sonne", Bellestristische, Verlagsanstalt.
Conrad, Heinrich. — Das Leben des Benvenuto Celluni von ihm selbst geschrieben, übersetzt. München 1913. Martin Mörikes Verlag.
Engel, Georg. — Die vier Könige. Roman. Grethlein & Co. G. m. b. H. Leipzig 1913.
England. — Verfassung, Verwaltung, Volkswirtschaft. Mk. 0.40. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.
Erdmann, B. — Die Funktionen der Phantasie. Mk 1.20. Berlin, Gebr. Paetel.
Finckh, Ludwig. — Die Reise nach Tripstrill. Neu-Ausgabe mit 21 Original-Holzschnitten von Max Bucherer. — Besprochen in den Preussischen Jahrbuchern 1912 Band 148, S. 1.6. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin.
Fischer, Dr. E. — Die populär- und wissenschaftlich-christliche Weltanschauung. Ein Buch zum Frieden für gebildete Kreise. Mk. 4.—. Berlin, Gebr. Paetel.
Les Forces Nationales — Revue Bi-Mensuelle Illustrée. Le Numéro 75 centimes. Paris, H. L. Motti, 12—13 Impresse Ronsin.
Freissler, Franz W. — Schwefelblüte, Noveletten. Geh. Mk. 2.50, Pappband Mk. 3.50. München 1913. Verlag Albert Langen.
Fuchs, E. — Monismus. Religionsgeschichtliche Volksbücher. V. Reihe, 10/11. Heft. Mk 1.—, gebd. Mk. 1.30 Tübingen. J. C. B. Mohr
Gerstenberg, Kurt. — Das Wesen der deutschen Sonderpolitik, I. Teil, Kap. 1 und II. Teil, Kap. II. Dissertation Berlin 1913. Das Ganze erscheint unter dem Titel „Deutsche Sonderpolitik." München 1913. Delphin-Verlag.
Gross, H. — Zur Entstehungs-Geschichte der Tabula Tentingeriana. Dissertation. Berlin 1913. Bonn, Hch. Ludwig.
Grothe, H. — Durch Albanien und Montenegro. Brosch. Mk. 4.50, gebd. Mk. 6.—. München, Martin Möricke's Verlag.
Roloff, Gustav. — Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas. Brosch. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—. Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn
Salomon, A. — Volkswirtschaftslehre. Mk. 1.80. Leipzig, B. G. Teubner.
Schiemann, Th. — Geschichte Russlands. Brosch. Mk. 12.—, gebd. Mk. 14.—. Berlin Georg Reimer.

Digitized by Google

Schiemann, Prof. Dr. Th. — Deutschland und die grosse Politik anno 1912. Geh. Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.—. Berlin 1913. Druck und Verlag Georg Reimer.
Schlösser, Rudolf. — August Graf von Platen. Band II. Geheftet Mk. 14.—, gebd. Mk. 17.—. R. Piper & Co., Verlag München.
Scholz, H. — Schleiermacher und Goethe. Brosch. Mk. 1.80, gebd. Mk. 2.80. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.
Schreiber, Adam. — Die Strafrechtspflege in Kleve-Mark unter der Regierung König Friedrich Wilhelm I. von Preussen. Münster, W. Regenberg'sche Buchhandlung.
Schrempf, Chr. — Lessing. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 403. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Schmidt, Erich. — Caroline, Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Wärts vermehrt und herausgegeben, 2 Bd. Insel-Verlag Leipzig 1913.
Schwartz, R. — Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1913. Leipzig, von C. F. Peters.
Sidney und Beatrice Webb. — Das Problem der Armut. Brosch. Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.20. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Sieghart, Dr. Rudolf. — Staatsdienst und Staatsfinanzen. Kr. 0.60. Wien, K. K. Hof- und Staatsdruckerei.
Sieper, E. — Shakespeare. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 185. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Simon, Dr. Kurt. — Spanien und Portugal als See- und Kolonialmächte. Brosch. Mk. 4.70, gebd. Mk. 5.50. Hamburg, R. Hermes Verlag.

Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, Berlin-Leipzig:

Block, Theodor. — Rosen und Dornen, Dichtungen. Mk. 1.50.
Braun, Josef. — Das Waldkind im Harem. Tagebuchblättern und Briefen nacherzählt. Mk. 3.—.
Holthoff, Flora. — Wachsende Staaten, Erzählung. Mk. 2.—.
Hüttig, Gustav F. — Das Ideal der Kunst, die Anregung zu einem Kunstwerk. Mk. 1.50.
Iven, Alfred. — Zigeunerfriedel, Schauspiel in fünf Akten. Mk. 2.—.
Jacob, Marie. — Lebensweg und selbstverfasste Aufzeichnungen einer Deutschen à la Lenormand. Mk. 3.—.
Karrola, Karl. — Am Wegrande, Gedichte. Mk. 4.—.
König, Franz. — Gedichte eines Handwerkers. Mk. 2.50.
Leemann, John A. — Glaube und Wahrheit, Trauerspiel in vier Akten. Aus dem Englischen übersetzt von Gertha Jung. Mk. 2.—.
Madlinger, Ferdinand. — Das Kriegerfest, Kleinstadtgeschichten. Mk. 2.—.
Malten, Charlotte. — Fata Morgana, Gedichte. M. 2.50.
Miller, Ludwig. — Vaterland, Trauerspiel in drei Aufzügen. Mk. 2.50.
—„— Wehrlos — Ehrlos, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mk. 2.50.
Norman, Ilse. — Prinzessin Lachemund, ein fröhliches Märchen für junge und alte Kinder. Mk. 1.50.
Oltrogge, Christof. — Herzensklänge. Gedichte. Mk. 3.—.
Renler, Ludwig. — Das andere Gesicht, Gedichte. Mk. 1.50.
Renz, Julius. — Gras und Kräuter, Gedichte. Mk. 2.—.
Requadt, Rudolf. — Bluthochzeiten. Mk. 4.50
Retter, Hans. — Ein Spatenstich für die Sprachwarte. Mk. 2.50.
Schmidt, Heinz. — Misteln, die Trägödie eines Vaters. Mk. 2.50.
Sodemann, Olga. — Erzählungen für die Jugend. Mk. 1.—.
Zur Reformfrage — in der evangelischen Kirche, von A. von St. Mk. 0.50.

Manuskripte werden erbeten an Herrn **Dr. Emil Daniels**, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preußischen Jahrbüchern" ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr 43.

Digitized by Google

Nationalismus und Universalismus.

Rede, gehalten zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität Friedrich Wilhelms III in der Aula der Universität am 3. August 1913

von

Wolf Wilhelm Grafen Baudissin.

Hochansehnliche Versammlung!
Verehrte Kollegen!
Liebe Kommilitonen!

Wir bringen alljährlich dem Stifter unserer Universität Friedrich Wilhelm III am heutigen Jahrestag als an seinem Geburtstag in dankbarem Gedenken eine Huldigung dar. Das ganze Jahr, in dem wir stehn, ist gewidmet der Erinnerung an ihn als den nationalen Mittelpunkt der Erhebung des preußischen Volkes, dem Gedächtnis an die Wiederherstellung der Selbständigkeit des preußischen Staates als der Vorbedingung für die Einigung unseres deutschen Vaterlandes unter Preußens Führung. Wir haben in eben diesem Jahre vor wenigen Wochen das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum unseres Kaisers gefeiert als ein erhebendes Dankfest für alles, was unserm Volk auf der von den Vätern erstrittenen Grundlage im letzten Vierteljahrhundert geschenkt worden ist.

Diese Erinnerungen, die das ganze Jahr durchklingen, sollen nicht an sich selbst unserer heutigen Feier das Gepräge geben. Sie gilt dem königlichen Stifter der Universität als einer Stätte zur Pflege und Ausbreitung der Wissenschaft, die keine nationalen Grenzen kennt. So kann der heutige Tag uns die Frage nahelegen nach der Berechtigung jener nationalen Feste und dem allgemein menschlichen Werte der in ihnen verherrlichten geschichtlichen Begebenheiten. Es wird vielleicht gut sein, die wie zu einem

Digitized by Google

Hymnus sich aufschwingende Stimmung dieses Jahres, die ihren Ausklang erst erreichen soll mit der Feier des 18. Oktober, durch eine Unterbrechung mit abwägenden Gedanken nicht etwa abzuschwächen, sondern in Kraft zu erhalten.

Um dieselbe Zeit, als deutsche Patrioten unter der Erniedrigung Preußens durch Napoleon seufzten, und noch dann, als die Jugend und die Bürgerschaft Preußens sich aufraffte, um mit Aufopferung von Besitz und Leben Staat und Volkstum zu retten, vertraten Heroen deutschen Geisteslebens, in den Spuren derer des 18. Jahrhunderts wandelnd, ein individualistisches Weltbürgertum und fühlten kein Bedürfnis, nationale Interessen mit ausgesprochenem Bewußtsein zu verfolgen. Was ihnen vorschwebte, war eine allgemein humanistische Bildung, die von nationalen Bestrebungen unabhängig zu sein vermeinte. Dem heutigen Geschlecht ist nicht nur in unserm Vaterland, sondern in allen Staaten ein derartiges allgemeines Humanitätsideal ferner gerückt. Wohl suchen wir Modernen in praktischen internationalen Bestrebungen die Trennungen zwischen den Völkern aufzuheben und ihnen allen gemeinsame Ziele zu stecken. Es ist aber doch nur ein Teil der Bevölkerung in allen Staaten, der mit diesen Tendenzen die Beseitigung der bestehenden nationalen Schranken beabsichtigt; im allgemeinen bedarf es der Rechtfertigung des Daseins der volkstümlichen Grenzen in der Formung der bürgerlichen Einrichtungen und auch des geistigen Lebens der Menschheit in unserer Gegenwart nicht.

Aber wenn auch feststehend erscheint, daß nur durch Konservierung und Förderung der nationalen Eigenart und Selbständigkeit ein jedes Volk seinen berechtigten Platz in der Menschheit einnimmt, so ist damit noch nicht Gewißheit darüber gegeben, wie sich Nationalismus und Universalismus in der Geschichte der Menschheit zueinander verhalten haben und wie sie sich in Gegenwart und Zukunft zueinander verhalten sollen. Haben sie beide ihre Berechtigung, so fragt sich doch, ob sie in gesonderten Sphären nebeneinander bestehn müssen, so etwa, daß das eine dem andern als ihm dienend unterzuordnen ist; ob unter den Errungenschaften eines Volkes das national Bestimmte lediglich eine universale Bedeutung, ob es nicht vielmehr auch universalen Charakter erlangen kann.

1.

Es möge mir gestattet sein, den Ruhepunkt, den ich für den heutigen Tag erstrebe, dadurch zu finden, daß ich Ihre Aufmerksam-

Digitized by Google

keit zu richten versuche auf das von unserer Gegenwart weit abliegende Gebiet der Geschichte, dem meine persönliche Lebensarbeit gilt, die Geschichte des israelitischen Volkes, und sie auf die Beobachtung des Nebeneinanders oder Ineinanders von Nationalem und Universalem ins Auge zu fassen. Es soll dies keineswegs in der Annahme geschehen, daß das Verhältnis des Nationalen und Universalen auf diesem bestimmten geschichtlichen Gebiet ein vorbildliches wäre, sondern nur um an einem Beispiel eine vielleicht allgemein gültige Beobachtung machen zu können.

Ich muß dabei vorausschickend hervorheben, daß ich allein an das israelitische Volk in der Zeit seiner Selbständigkeit denke. Was von diesem Volk übrig geblieben ist nach der Zerstörung seines Staatswesens durch die Römer, ist nicht mehr ein Volk, sondern eine nur durch gemeinsame Abstammung begrenzte Religionsgemeinschaft. Man tut sowohl den alttestamentlichen Israeliten als dem nachalttestamentlichen Judentum Unrecht, gerade auch in der Beurteilung des Verhältnisses zu der nichtisraelitischen Menschheit, wenn man beide als eine Einheit behandelt: dem Alten Testament, weil in ihm die Israeliten es als ein Volk mit andern Völkern, nicht als eine Religionsgemeinschaft mit andern Religionen zu tun haben; dem Judentum, weil es einerseits notwendigerweise die Kraft eingebüßt hat, die ein selbständiges Volkstum besitzt, und andererseits ebensowenig wie irgendeine andere lebendige Religion ohne Entwicklung stehn geblieben ist, sondern sich im Laufe zweier Jahrtausende fortgebildet hat, teils aus den eigensten Impulsen seiner Bekenner, teils unter dem Einfluß seiner Umgebung.

Eine weltgeschichtliche Bedeutung des israelitischen Volkes kann nur auf dem Gebiet der Religion gefunden werden. Politisch hat es niemals eine führende Rolle gespielt; in der Gesamtkultur ist es immer abhängig gewesen von den umwohnenden Völkerschaften. Dagegen ist durch die Vermittlung des Christentums die alttestamentliche Religion von Bedeutung geworden für die religiöse Anschauungsweise der auf der Höhe der Kultur stehenden Menschheit. Ich fasse deshalb den Nationalismus auf religiösem Gebiet bei den Israeliten ins Auge. Und zwar will ich speziell von dem reden, was national ist in der Entwicklung des israelitischen Monotheismus. Allerdings ist die Vorstellung von der Einheit der Gottheit an und für sich ein religiös Indifferentes; religiös bedeutsam wird sie erst durch die nähere Charakterisierung des Einen Gottes. Aber jene Entwicklung scheint mir, gerade wenn sie für sich allein ins Auge ge-

Digitized by Google

faßt wird, lehrreich zu sein für das Verhältnis zwischen dem, was national bestimmt ist, und dem, was der Menschheit gilt.

Nach der heutigen Verbreitung der religiösen Anschauungen und kirchlichen Gemeinschaften sind wir gewohnt, die Religion anzusehen als ein Internationales oder, besser gesagt, Uebernationales. Das Christentum hat sich in seinen verschiedenen Denominationen über alle Gebiete der Welt ausgebreitet; Buddhismus und Islam haben Boden gewonnen an Punkten, die von ihren Ursprungsländern weit entfernt liegen. Aber im höchsten Altertum aller Völker war ihre Religion nicht nur das vielleicht am meisten national Bestimmte, sondern fast überall das Band der Nationalität und ebenso die Scheidewand gegen andere Völker. Das gilt nicht nur von jenen Kulten, die mit Ahnendienst zusammenhängen oder in der Gottheit den Genius des Volkstums verehren, sondern nicht minder von der Anbetung solcher Mächte, von denen man wußte, daß sie über die Grenzen des Volkstums hinausreichen. Auch die Sonne, die man doch als bis an die Enden der Erde scheinend dachte, hat vielfach die Stelle der Schutzgottheit eines bestimmten Stammes oder eines einzelnen Stadtreiches eingenommen.

Wie wohl bei allen semitischen Stämmen bestand bei den Hebräern, so lange wir sie aus der Geschichte kennen, der Kult eines Gottes, der in einer besondern und ausschließlichen Beziehung zu dem ihn verehrenden Volke stand. Dieser Partikularismus der Auffassung von dem Jahwe des Alten Testaments steht fest, mag er nun, was verschieden beurteilt wird, von Hause aus ein hebräischer Stammesgott gewesen oder auf Grund eines bestimmten geschichtlichen Ereignisses aus freier Wahl von einem Führer des Volkes als dessen Gott proklamiert worden sein.

Allerdings der naive Glaube einer ältern Zeit, daß Israels Gott gebunden sei an dessen Land und daß außerhalb dieses Landes andere Götter geböten, zeigt sich später nur noch in der Masse des gemeinen Volkes, so zur Zeit der Deportation der Judäer nach Babel in der Annahme, daß Jahwe das Land verlassen habe, um mit seinem Volk ins Exil zu ziehen. Bei den leitenden religiösen Persönlichkeiten, den Propheten, war damals längst die Einzigkeit Jahwes dahin verstanden worden, daß man ihn als über Himmel und Erde gebietend ansah, wenn auch nicht überall bestimmt als den alleinigen Gott der ganzen Welt, so doch als den höchsten unter allen, die auf der Erde als Götter verehrt wurden. In einer allbekannten unter den Stellen, die am sichersten einem Propheten des achten

Digitized by Google

Jahrhunderts, dem Jesaja, angehören, heißt es: „Heilig, heilig, heilig ist Jahwe der Heerscharen; Fülle der ganzen Erde ist seine Herrlichkeit". Aber Jahwes besonderes Verhältnis zu Israel blieb auch für die Propheten bestehn, blieb auch dann noch bestehn, als seit dem Untergang des Staates Juda durch die Chaldäer unter den Nachwirkungen der Predigt des Propheten Jeremia der absolute Monotheismus feste Gestalt gewann und den „andern" Göttern der andern Völker überhaupt die Existenz oder doch die göttliche Existenz abgesprochen wurde, als ein Prophet des sechsten Jahrhunderts von den Göttern der Heiden sprach: „Siehe, sie alle sind ein Nichts, Eitelkeit sind ihre Werke, Hauch und Leerheit ihre Bilder".

Wohl dachte man auch die Heidenwelt dazu bestimmt, an der Verehrung des Einen wahren Gottes teilzunehmen, aber in der Regel oder vielleicht überall nur so, daß sie sich anschließen würde dem Gottesdienst, der in Juda und Jerusalem als dem Mittelpunkt der Völkerwelt werde bestehn bleiben. Die Völker werden strömen nach dem Zion, der alsdann höher sein wird als alle Berge, und von ihm wird ausgehn Lehre und Unterweisung. Jerusalem wird genannt werden der Thron Jahwes, und alle Völker werden sich dorthin sammeln. Die Vorstellung ist hier die, daß das Königtum Jahwes über sein Volk die Heiden als einen diesem Volk untergeordneten Bestandteil in sich aufnehmen wird. An einzelnen Stellen wird das endzeitliche Regiment Jahwes vermittelt gedacht durch einen König, der ihn vertritt. Er herrscht vom Zion aus, und seine Herrschaft erstreckt sich von dorther bis an die Enden der Erde.

Eine merkwürdige Stelle, deren Zeit schwer bestimmbar ist — nach der Ueberlieferung soll sie schon dem Jesaja angehören —, redet allerdings davon, daß Aegypten und Assur, die Hauptfeinde Israels, mit diesem selbdritt ein Segen auf Erden sein werden, Aegypten Jahwes Volk, Assur das Werk seiner Hände und Israel sein Erbe, als ob alle drei auf Einer Linie stehn würden. Aber auch hiermit ist doch nur die Aufnahme jener heidnischen Völker in das israelitische Gottesvolk ausgesagt. Dessen besondere Stellung als Erbteil Jahwes wird nicht aufgehoben. Ein anderes Prophetenwort, wie es scheint aus dem siebenten Jahrhundert, verkündet, daß dereinst alle Heiden Jahwe anbeten werden, „ein jeder an seinem Orte". Also überall auf Erden wird dann der wahre Gottesdienst bestehn. Aber daß er seinen Mittelpunkt behält auf dem Zion, ist damit nicht ausgeschlossen, und jedenfalls: es ist und bleibt der Gott Israels, den die Heiden zu dem ihrigen machen werden.

Digitized by Google

Daneben findet sich in der jüngern altteſtamentlichen Literatur eine Anſchauungsweiſe, die ſchon in der Gegenwart die Gottheit in eine Beziehung zu dem Menſchen als ſolchem ſetzt, zu jedem einzelnen Menſchen. Sie iſt vertreten in der Gnomenliteratur des Alten Teſtaments, die, ſo wie ſie uns jetzt vorliegt, erſt verhältnismäßig ſpäter nachexiliſcher Zeit angehört. Hier tritt univerſaliſtiſche Auffaſſung beſonders energiſch hervor in der großartigen Schilderung des Spruchbuches von der Weisheit, nämlich der göttlichen Weisheit, wie ſie ruft von den Höhen am Wege, da wo die Pfade zuſammenſtoßen, zur Seite der Tore, am Ausgang der Stadt: „Euch, ihr Männer, rufe ich zu, und meine Stimme ergeht an die Menſchenkinder. Begreift Klugheit, ihr Toren, und ihr Albernen begreift Verſtand!“ Sie redet zu den „Menſchenkindern“, alſo ganz allgemein zu allen Menſchen. Ihnen allen gilt die Einladung zu dem Gaſtmahl, das ſie bereitet hat.

Man kann allerdings zweifelhaft ſein, ob der Univerſalismus hier israelitiſchen Urſprungs iſt, da die altteſtamentliche Gnomik eine Erſcheinungsform einer ſeit alten Zeiten im vordern Orient verbreiteten Literaturgattung iſt. Vielleicht finden ſich in den anſcheinend nicht auf jüdiſchem Boden entſtandenen Achikarſprüchen wenigſtens Anklänge an eine univerſaliſtiſche Gottesidee. Sie könnte etwa erwachſen ſein aus einem Beſtreben, das ſich in ſpätern Zeiten in ägyptiſcher und babyloniſcher Religion geltend macht, Einen Gott über alle andern Götter zu erheben. Aber jedenfalls iſt die im altteſtamentlichen Spruchbuch und nur in ihm vertretene Auffaſſung der Lebensweisheit als einer Erſcheinungsform der Gottheit die Fortbildung der Anſchauung von dem Einen Gott Israels als dem Urheber des Moſaiſchen Geſetzes, das nicht allein aus kultiſchen, ſondern zu einem großen Teil aus ethiſchen Geboten ohne ſpezifiſch nationales Gepräge beſteht. Zuletzt iſt jene Weisheitslehre ebenſo wie die abgeſchloſſene altteſtamentliche Geſetzgebung ein Erzeugnis der Prophetenpredigt, die ſittliche Forderungen im Namen Jahwes aufſtellte. Den Gott, der dieſen ethiſchen Willen bekundete, als den Gott der Menſchheit zu denken, haben die Propheten begonnen ſeit dem Untergang des Reiches Juda im ſechſten Jahrhundert. Mit dieſem Untergang hörte die Selbſtändigkeit des israelitiſchen Volkes auf, und damals fanden der große Prophet Jeremia und ſeine Nachfolger die Gottesgemeinſchaft nicht mehr wie die ältern Propheten in einem nationalen Zuſammenhang mit der Gottheit, ſondern verlegten ſie in das Innenleben zwar noch nicht der

Digitized by Google

Menschheit, aber doch der Angehörigen ihres Volkes. Jetzt verkündigt Jahwe durch den Mund des Propheten einen neuen Bund der kommenden Tage: „Ich werde mein Gesetz in ihr Inneres legen und es in ihre Herzen schreiben. Sie alle werden mich erkennen vom Kleinsten unter ihnen bis zum Größten; denn ich werde ihre Sünden vergeben und ihrer Uebertretungen nicht mehr gedenken." Ausgehend von der Vorstellung eines Gottes, der mit dem Einzelnen ohne Vermittlung seiner Volksangehörigkeit in einer Gemeinschaft steht, konnte jene in einem Teile des Pentateuchs niedergelegte Geschichtsauffassung entstehen, die den Gott des Volkes Israel und der Mosaischen Religion, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, als die Offenbarung eines Gottes denkt, der von der Erschaffung des ersten Menschenpaares an und dann wieder durch den zweiten Vater der Menschheit nach der großen Flut der gesamten Menschheit angehört habe.

Deutlich also kennen die jüngern Teile des Alten Testaments einen unbeschränkten Universalismus der Gottesidee neben dem bis zuletzt national und somit in gewissem Sinne partikularistisch gefärbten Universalismus des von der Gottheit ausgehenden Heils, worin die Heidenwelt nur als ein Annex des israelitischen Volkes eingeschlossen ist.

2.

Zu dem im israelitischen Volk am Ende seiner Entwicklung erkannten Gott aller Welt bekennt sich heute durch die Vermittlung des Christentums ein nicht mehr national begrenzter großer Teil der gesamten Menschheit. Nicht immer aber wird mit voller Deutlichkeit bestimmt, worin denn eigentlich das besteht, was wir an dieser Gotteserkenntnis speziell dem israelitischen Volke zu verdanken haben.

Nicht der Monotheismus an und für sich ist eine Errungenschaft allein dieses Volkes. Es ist immer bekannt gewesen, daß sich bei griechischen Denkern und Dichtern ein Gottesglaube findet, der nur als Monotheismus bezeichnet werden kann. Wir wissen jetzt ferner, daß in Aegypten lange vor der Auffassung des Einen Volksgottes Israels als des Herrn der Welt, nämlich im vierzehnten Jahrhundert v. Chr. unter Amenophis IV, der Kult des Sonnengottes als des Weltregenten offizielle Religion gewesen ist. Seit den letzten Jahrhunderten vor unserer Aera haben sich von Vorderasien aus Kulte verbreitet, die in der Vorstellung vom Sonnengott entschieden eine monotheistische Tendenz bekunden. Eine dieser

Digitized by Google

Religionsformen, der Mithradienst, hat noch lange Zeit mit dem Christentum und seiner aus dem Judentum stammenden Art des Monotheismus um die Herrschaft in der Kulturwelt gekämpft. Also nicht der Glaube an einen einzigen Gott an sich ist etwas spezifisch Israelitisches unter den Besitztümern der Menschheit.

Wohl aber ist bemerkenswert die besondere Form, in der der aus dem israelitischen Volke stammende Monotheismus durch das Christentum den Sieg errungen hat. Der Mithrakult ist trotz seiner weiten Ausbreitung schließlich unterlegen. Die Symbolik seiner äußerlichen Reinigungen, die ein stufenweises Aufsteigen in höhere Grade erzielten, hätte eine ethische Ausbildung gewiß zugelassen. Es wäre deshalb an sich wohl denkbar, daß aus ihm ein Religionsstifter hätte hervorgehn können, der ihn mit Abstreifung seiner naturalistischen Elemente zu der Höhe fortgebildet hätte, zu der der Prophet von Nazaret die Religion des Judentums mit Wandlung des Buchstabens in den Geist emporhob. Daß ein solcher Prophet aus dem Bereich der israelitischen Religion erstand und keiner aus dem des Mithradienstes, läßt sich, so weit die Mittel geschichtlicher Beobachtung reichen, nur erklären aus der verschiedenen Entstehungsweise der beiden Religionen. Der Gott Mithra war in seiner persischen Heimat eine nicht vor andern Gottheiten hervorragende Gestalt. Von den Legionen des römischen Reiches ebenso aufgegriffen und weiter getragen wie viele andere Götter anderer Völker, ist er auf der Wanderung nach dem Westen mit dem großen uraltsemitischen Sonnengott der Aramäer zusammengeschmolzen worden, dem weltgebietenden, welterleuchtenden. An die Vorstellung von der Reinheit des Lichtes und seinem Sieg über die Dunkelheit schlossen sich an Lustrationsgebräuche in Mysterien, denen der Zug dieses Gottes begegnete. Sein Kult ist ein Konglomerat verschiedenartiger, zum Teil disparater Elemente auseinanderliegenden Ursprungs.

Im Gegensatz zu ihm war die israelitische Religion eine Volksreligion einheitlicher Herkunft. Der Umstand kommt nicht dagegen in Betracht, daß auch sie zur Zeit, als ihr Monotheismus mit dem Christentum seine Siegeslaufbahn begann, unbestreitbar Fremdländisches in sich aufgenommen hatte. Denn die Grundlage, aus der dieser Monotheismus entstanden war, und auch die Form, zu der er sich auswuchs, waren spezifisch israelitisch in einem noch viel tiefer liegenden Sinn, als ich es zunächst in der Skizzierung seines nationalen Charakters in der alttestamentlichen Auffassung andeuten konnte. Die aus dem Judentum in die Predigt Jesu herüberge-

Digitized by Google

nommene Darstellung des religiösen Verhältnisses als eines Gottesreiches wurzelt, über die Anfänge des hebräischen Volkstums hinausgehend, in altsemitischer Auffassungsweise. Es ist sämtlichen Religionsformen der Völkergruppe, die wir die semitische zu nennen pflegen, eigen, daß die Gottheit gedacht wird als die herrschende, als König, und das sie verehrende Volk als ihr Herrschaftsgebiet, ihr Reich. Diese Auffassung beruht darauf, daß die Vorstellung des religiösen Verhältnisses nach Analogie der Stammesverfassung, die vielleicht einmal bei allen Völkern bestand, sich bei den Semiten mit besonderer Zähigkeit behauptet hat. Es wird dies damit zusammenhängen, daß bei ihnen weniger als bei andern, z. B. den indogermanischen Völkern, die Gottheit mit bestimmten Naturerscheinungen identifiziert, sondern seit alten Zeiten mehr abstrakt gedacht worden ist. Deshalb wurde der Umkreis ihrer Wirksamkeit vorgestellt als ein von ihr verschiedener, ihrer Macht unterworfener Herrschaftsbereich. Aus dieser gemeinsemitischen Denkweise ist der hebräische Glaube an Jahwe als den Einen Herrn seines Volkes herausgewachsen. So steckt noch in der Ausbildung dieses Glaubens zu jener Form bei den spätern Propheten, die auch die Heiden in der Zukunft aufgenommen denkt in das Gottesreich, ein sehr starkes nationales Element. Das Kommen des Königtums Gottes als zusammenfallend mit der Verherrlichung des jüdischen Volkes hat, wie manche Psalmen zeigen, in nachexilischen Zeiten das ganze Sehnen der Besten unter den Angehörigen dieses Volkes ausgefüllt: „Sprechet unter den Heiden: Jahwe ist König; richten wird er die Völker in Gradheit". In dem, was ersehnt wird, zeigt sich am meisten der Charakter der Individualität des Einzelnen und ebenso der Individualität des Volkes.

Die Predigt Jesu von dem Gottesreich, das nahe gekommen, hat den alttestamentlichen Monotheismus zu einem Besitz der Völkerwelt erhoben. Dagegen läßt sich kaum nachweisen, daß zwischen jenem seit den Ausgängen der alttestamentlichen Zeit vereinzelt im Judentum hervortretenden gewissermaßen international gefärbten Monotheismus und dem des Christentums direkte Verbindungslinien lägen. Gewiß hat er und wohl mehr noch jene international monotheistische Tendenz, die sich in den letzten Jahrhunderten vor Christo allgemein vom Orient aus verbreitete, dem Christentum den Boden bereitet. Aber es war die bestimmt jüdisch-national gefärbte Form des Glaubens an Gott und sein Reich, die in das Christentum herübergenommen wurde. Dieses ist freilich in seinen theologischen For-

Digitized by Google

mulierungen seit dem Apostel Paulus nicht bei der spezifisch jüdischen Form stehn geblieben, sondern hat sie zunächst mit mannigfachem nichtjüdischem Inhalt erfüllt und schließlich auch jene altjüdische Form umgegossen in wechselnde neue Ausdrucksweisen. Aber bis auf den heutigen Tag ist nicht nur der Wortlaut sondern auch die Gedankengrundlage jüdisch, wenn die gesamte christliche Welt ihr Sehnen und Streben zusammenfaßt in die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes.

Es muß deshalb als eine ungerechte Einseitigkeit der Beurteilung bezeichnet werden, wenn Kant und nach ihm viele andere in dem allerdings unverkennbaren Partikularismus des Alten Testaments eine der Fortbildung nicht fähige Einengung der Religion in ihr widersteitende nationale Schranken erblicken wollten. Diese Beurteilung ist allerdings erklärlich aus vielfach wahrzunehmenden Aeußerungen jenes Partikularismus nicht allein innerhalb des Alten Testaments und des Judentums, sondern auch in seiner Uebertragung auf christlichen Boden. In der Erhebung des Jahres 1813 und auch jetzt wieder nach hundert Jahren in kirchlichen Erinnerungsfeiern ist nicht ganz selten das deutsche Volk gepriesen worden, als ob es in einem einzigartigen Verhältnis der Auserwählung zur Gottheit stünde. Das ist eine vollständig unberechtigte Verpflanzung eines überwundenen Standpunktes auf ein ihm fremdes Gebiet.

3.

In der fortschreitenden Religionsgeschichte ist durch das Christentum nicht dieser Partikularismus, wohl aber jene Art des israelitischen Nationalismus, von dem er nur eine Erscheinungsform gewesen war, zum Siege gelangt. Einer der größten Kenner des Alten Testaments und seines Wertes für die Entwicklung der Menschheit, der Holländer Abraham Kuenen, hat aus einer Vergleichung der Universalreligionen, des aus der israelitischen Religion hervorgegangenen Christentums, des Islams und des Buddhismus, entnommen, daß sich am geeignetsten erwiesen hat, Universalreligion zu werden, diejenige Religion, die am meisten Volksreligion war, nämlich die israelitische. Wirkliche Volksreligion aber kann nur eine Religion werden, die den Charakter des Volkes rein zum Ausdruck bringt. Tatsächlich ist auf dem Gebiet, von dem ich geredet habe, das spezifisch national Bestimmte zum Universalen geworden. Die christliche Bitte, daß Gottes Reich kommen möge, ist unverkennbar der Ausdruck allgemein menschlichen Strebens in einer religiösen

Digitized by Google

Form. Die gesamte denkende Menschenwelt ringt nach einer Vervollkommnung der Menschheit, danach, daß sie in ihrer ganzen äußern und innern Lebensentfaltung das Höchste erreiche, was der Gesamtheit des über die Erde herrschenden, aber auch an die Erde gebundenen Geschlechts zu erreichen möglich ist. Das ist nichts anderes als das Gottesreich, um dessen Kommen der Christ bittet. Die Bitte ist der Herkunft nach israelitisch, dem Sinne nach allgemein human.

Die Beobachtung vom Verhältnis des Nationalen zum Universalen auf religionsgeschichtlichem Gebiet läßt sich ausdehnen über dies spezielle Gebiet hinaus: die höchste Steigerung des Nationalen führt, wenn sie nicht auf den Abweg gerät, zur Karikatur des Menschlichen zu werden, zu seiner reinsten Darstellung. Das beruht darauf, daß jede Individualität eine Erscheinungsform der Idee ist. Die Volksindividualität steht der Idee der Menschheit näher als in der Regel die Individualität eines einzelnen Menschen, weil jene die Summe vieler einzelnen Individualitäten ist.

Die Richtigkeit dieser allgemeinen Behauptung ist daraus zu erweisen, daß geschichtlich deutlich erkennbar die Ausprägung bestimmter Seiten des menschlichen Lebens oder bestimmter Richtungen des menschlichen Geistes in einem ganzen Volk intensiver und einheitlicher hervortritt als in einzelnen Individuen, ausgenommen wenige Heroen der Menschheit, die ganz das Volksbewußtsein in sich aufgenommen haben. Der Buddhismus ist die abgeschlossene Form der Weise des indischen Volkes zu denken und zu leben, seiner Resignation, seines Ruhebedürfnisses. In dieser Ausbildung entspricht die indische Auffassung einem bestimmten Zuge, der sich in der gesamten Menschheit vorfindet, nirgends aber in derselben Stärke wie auf indischem Boden. Darauf beruht die Macht des Buddhismus, seine internationale Bedeutung.

Auf einem andern Gebiet als dem des spezifisch Ethisch-Religiösen hat vor allen andern Völkern das der Griechen in der Vollendung seiner nationalen Sonderart ein allgemein Menschliches dargestellt. Das diesem Volk eignende Gefühl für den Rhythmus und die Harmonie der Form hat in ihm ein Schönheitsideal entstehn lassen, das für die Völker der gesamten gebildeten Welt teils das normative Ideal geworden ist, teils doch die Grundlage, auf der sie ihr Ideal weiter gebildet haben. Man mag den Wert dessen, was das Griechentum damit der Menschheit geleistet hat, noch umfassender nennen als jene allgemeine humane Errungenschaft des israelitischen

Digitized by Google

Volkes; denn das Aesthetische läßt sich von dem Ethischen und Religiösen nicht trennen. In der Gesamtleistung des israelitischen Volkes dagegen tritt das Ethische und Religiöse in einseitiger Isolierung hervor; die übrigen Seiten des Menschenlebens sind davon unberührt geblieben. Eben deshalb ist das Christentum zur Weltreligion erst auf dem Wege geworden, daß es auf der jüdischen Grundlage Hellenisches in seine theologische Darstellungsform und auch in seine religiöse Empfindungsweise aufnahm.

Die Vergleichung der weltgeschichtlichen Bedeutung des Israelitismus mit der des Griechentums ermöglicht die Erkenntnis dessen, wie das Nationale entstanden sein muß, um zum allgemein Menschlichen zu werden. Der alttestamentliche Monotheismus ist die höchste Entfaltung einer Auffassungsweise, die in ihren Anfängen einer bestimmten Rasse der Menschheit eignete, und — wenn auch vielleicht nicht ebenso deutlich erkennbar — nicht anders wird es mit den Uranfängen des griechischen Schönheitsideals liegen. Aber weder jener Monotheismus noch dies Schönheitsideal ist das alleinige Produkt der Rasse oder auch eines bestimmten Volkstums. Der alttestamentliche Gottesglaube hat sich entwickelt in den Kämpfen und in den Vermischungen mit den Religionsformen nichtisraelitischer Völkerschaften, und deutlicher noch stellt sich immer mehr heraus, wie die Höhe der griechischen Kunst emporgewachsen ist aus der Weiterbildung von Formen, die zum guten Teil aus nichthellenischen Kulturzentren übernommen worden waren. Ueberhaupt ist kaum eines der Völker, die in der Weltgeschichte eine Rolle gespielt haben, eine allein durch gemeinsame Abstammung verbundene Gemeinschaft, sondern wohl alle repräsentieren in irgendwelchem Maß eine Mischung verschiedener Rassen, die zusammengehalten wird durch eine gemeinsame Geschichte. Die höchste Bildung der nationalen Individualität wird nur im Wechselverkehr mit der umgebenden Welt erlangt, wie ebensowenig die Individualität des einzelnen Menschen einen Höhepunkt zu erreichen vermag, wenn sie sich auf sich selbst beschränkt.

Die Mitteilung des Selbsterrungenen von Volk zu Volk vollzieht sich in der Regel ohne Absicht und Bewußtsein. Wohl aber kann ein Volk sein Nationales nur dann mit Berechtigung behaupten, wenn es dessen sich bewußt ist, daß neben ihm andere Volksexistenzen ihre Sonderansprüche zu erheben haben. Wo das vergessen wird, treten leicht Verirrungen eines nationalen Fanatismus zutage, in denen ein Volk mit allen Mitteln andere Völker seinen selbstischen Bestrebungen unterordnet. Der Nationalismus kann dann, wie wir

Digitized by Google

es erst jüngst mit Schaudern gesehen haben, zum Götzen werden, dem seine Anbeter mit blutigen Greueltaten in Menschenopfern alle schon errungenen Grundsätze der Religion, auch der christlichen, und einer allgemein menschlichen Kultur preisgeben. Aber auch noch auf diesen Abwegen zeigt sich die Gewalt des nationalen Gedankens.

Wo die Völker sich nebeneinander als füreinander bestimmt erkennen, ist die Vermittlung des Nationalen zum Universalen nicht an ein und denselben Weg gebunden. Wir erleben es in unserer Gegenwart unablässig, daß in dem Verkehr der Nationen Sitten und Lebenseinrichtungen eines Volkes in das andere überfließen, in der Regel ohne daß persönliche Vermittler dieses Austausches uns bekannt würden. Wo es sich aber um die Vermittlung von Humanitätsidealen handelt, werden überall Personen als ihre Urheber zu denken sein. Nicht vom Volke der Hellenen in seiner Gesamtheit hat die außerhellenische Menschheit das griechische Schönheitsideal überkommen, sondern aus dem Anschauen der Werke einzelner griechischer Künstler. Noch deutlicher ist die Vermittlung von Personen überall da erkennbar, wo es sich um die Erhebung einer Volksreligion zu einer Religion handelt, die in irgendwelchem Sinn eine Weltreligion genannt werden kann, im Buddhismus, im Islam und ganz besonders im Christentum. In Jesus von Nazaret erreichte israelitischer Gottesglaube einen Höhepunkt und eine Kraft wie noch niemals zuvor. Die Volksindividualität bedarf der Konzentration in einer lebendigen und leibhaftigen Persönlichkeit, um auf die Welt wirken zu können, eines einzelnen Genius, der die Kräfte seines Volkes in sich neu erzeugt zu einer wie selbständigen Schöpfung. Diese neue Schöpfung, die nun das wirklich Humane ist, kann, eben weil sie das ist, nicht anders als über sich selbst und das eigene Volk hinaus auf die Menschheit wirken.

Es gibt allerdings auch Formen des allgemein Menschlichen im Leben der Nationen, die nicht übertragbar sind. Deshalb kann Berechtigung der einzelnen Nation zur Existenz nicht nur aus der Vermittlung einer Seite des Menschheitsideals an die gesamte Völkerwelt erwiesen werden. Vielmehr handelt es sich in bestimmten Fällen um eine in sich selbst dauernd wertvolle Sonderdarstellung dieses Ideals. Im Leben der Völker ist kaum etwas mehr national als die Sprache. Aus der Sprache eines Volkes kann die eines andern bereichert, sie kann von einem andern Volk übernommen, kann zur Weltsprache werden. Aber der Geist jeder Sprache ist so individuell national, daß er sich nicht übertragen läßt. Wenn — was nicht

Digitized by Google

denkbar ist — eine einzige Sprache zur ausschließlich gebrauchten Sprache der ganzen Erde werden sollte, würden damit nicht nur Formen des Ausdrucks, sondern auch Kräfte des Gedankens absterben, die eben nur in den Bildungen einer bestimmten Volkssprache lebendig sind. Sie können aber in eben dieser Sprache für die gesamte Menschheit wirksam werden. Wie die Sprache eines Volkes gerade in ihrer Besonderheit allgemein menschliche Bedeutung erlangt, so können einzelne Angehörige einer Nation dem Menschengeschlecht bedeutsam sein durch die Darstellung des Menschlichen in vollendeter nationaler Form. Goethe ist ein Heros für die Menschheit geworden nicht durch das, was an ihm kosmopolitisch war, sondern dadurch, daß er allgemein Menschliches zu denken und auszusprechen vermochte, wie es nur der deutschen Eigenart seines Geistes und seiner Sprache gegeben war.

Im Leben der gebildeten Menschheit werden Weltbürgertum und Nationalitätsbewußtsein immer als ein nicht völlig auszugleichender, weil durchaus berechtigter Gegensatz nebeneinander bestehn. Fichte hat geglaubt, den Gegensatz auflösen zu können. Besonders in den „Dialogen über den Patriotismus und sein Gegenteil" aus den Jahren 1806 und 1807 kommt er zu dem Schluß, daß „regsamster Weltbürger" nur sein kann der „regsamste Patriot", weil der Mensch nur eingreifen kann in „die nächsten Umgebungen, in denen er lebet und da ist", und weil „der letzte Zweck aller Nationalbildung" — so meinte er — „doch immer nur der ist, daß diese Bildung sich verbreite über das Geschlecht", d. h. über die Menschheit. Aber eben daran, daß dies der Zweck der Nationalbildung und ebenso daran, daß dieser Zweck erreichbar wäre, läßt sich berechtigterweise zweifeln. Fichtes Standpunkt ist nur daraus verständlich, daß er bis zuletzt das deutsche Volk ansah als das „Volk schlechtweg", womit dann wieder der Universalismus hart an die Grenze des Partikularismus gerückt wird. Anders als Fichte hat Schleiermacher, vor allem in seinen Predigten, die Pflege individuell deutschen Geistes um seiner Besonderheit willen und in seiner Besonderheit als das Ziel des Strebens unserm Volke vorgehalten. Heute bekennen wir uns in weitesten Kreisen zu dieser Auffassung. Wir verdanken ihre Entstehung der gesamten Literaturperiode der Romantiker, die darauf ausging, die „Seele und Stimme der Nation" zu verstehn und zu vernehmen.

Sehen wir den engern Kreis, in den wir hineingeboren sind, als ein Gebiet an, dem an und für sich ein bleibender Wert zu-

Digitized by Google

kommt, so wächst dem Wirken des Einzelnen aus seinem Zusammenhang mit der Erdscholle, auf der er steht, mit der Geschichte, in die er hineingepflanzt ist, eine Lebenskraft und damit eine Schaffensfreudigkeit zu, die allen dieses Nährbodens entbehrenden internationalen Humanitätsbestrebungen fremd und unerreichbar bleiben muß. Nur durch die Bildung der Einzelpersönlichkeiten und deren darauf beruhenden Leistungen wird Bildung und Leistung der Nation gehoben. Nur aus der Wechselwirkung der Völker wird die Menschheit als Ganzes gefördert. So entwickelt sie sich in unausgesetzter Uebertragung der individuellen Kraft in den Kreis der Nation und zuletzt den Gesamtbereich der Völker. Wenn das Reich Gottes sich über die Menschheit ausbreiten soll, wie es in dieser Idee als Ziel enthalten ist, so muß das Reich Gottes, das zuerst ein innerliches ist, immer mehr zu den Einzelnen kommen.

Daraus, daß der einzelnen Persönlichkeit Kraft zuströmt aus dem Boden des Volkstums und daß dieses nur Bestand haben kann, wenn es zusammengehalten wird durch das Band des Staates, erhält der einzelne Staat eine Bedeutung für die Entwicklung der gesamten Menschheit. Deshalb legen wir nicht nur in stolzer, sondern auch in glaubender Zuversicht in diesem Gedenkjahr unsere Kränze nieder an den Denkmälern und Gräbern der Helden des Jahres 1813. Wir sind gewiß, daß sie es nicht nur uns Angehörigen des deutschen Volkes erleichtert haben, jenem großen Reiche, für das die Menschheit bestimmt ist, näher zu kommen, sondern daß sie damit zugleich sein Werden in der Völkerwelt gefördert haben.

Unsere Universitäten haben die große Aufgabe, der Verbindung des Nationalen mit dem Universalen zu dienen. Möge es ihnen immer mehr gegeben werden, in der akademischen Jugend heranreifen zu lassen echte Vertreter deutscher Art in treuem Dienste der Staaten des Deutschen Reiches. Möge die akademische Jugend Deutschlands, angehaucht und getrieben von dem an keine nationalen Grenzen gebundenen Wissensdrang, auf Ideale ihren Sinn richten, die ihr vorschweben, bekleidet mit der Gewandung deutscher Bildung, die aber in ihrer eigensten Gestalt von allgemein menschlicher Form sind und eben damit ein Abbild des Göttlichen.

Digitized by Google

Neudeutschland und Oesterreich.

Von

Dr. Wilhelm Schüßler, Bremen.

Erst kurze Zeit ist vergangen, seit sich in der Presse des Deutschen Reiches eine Bewegung bemerkbar machte, die auf die Ueberprüfung der Frage gerichtet war, ob der Dreibund in der Tat die beste aller denkbaren Kombinationen für das Deutsche Reich sei, die sicherste Gewähr gegen die Gefahren der Zukunft und wirklich so wertvoll, daß auch schwere politische und wirtschaftliche Krisen in Kauf genommen werden müssen, wenn die Politik eines Bundesgenossen Konflikte heraufzubeschwören droht.

Daß diese Frage so kalt und nüchtern gestellt werden kann, zeigt am besten die Wandlung, die unser nationaler Ideengang in Richtung und Zielsetzung seit jenen Tagen erfahren hat, wo es selbst den überzeugtesten Kleindeutschen und Großpreußen unmöglich war, sich eine deutsche Einheit ohne eine irgendwie geartete Beteiligung Oesterreichs vorzustellen. Denn um unser Verhältnis zu Oesterreich handelt es sich hier, und die Frage nach der Zweckmäßigkeit des Bundes kann nur beantwortet werden, wenn man sich einmal darauf besinnt, was uns denn Oesterreich in nationalem und politischem Sinne eigentlich ist, und was es uns in der Zukunft noch werden kann.

Den tiefsten Einschnitt in unserem gesamtnationalen Leben bezeichnen die Jahre 1866 bis 1870. Es war unser Schicksal, daß wir nur zum Staate werden konnten, wenn wir bewußt eine Teilung der Nation vornahmen, und daß diese Teilung auf den böhmischen und französischen Schlachtfeldern die Weihe des Blutes erhielt. Unser höchster nationaler Triumph war errungen ohne die Brüder in Oesterreich, die unterdes ihr altes Reich mit den Magyaren und Slawen teilen mußten. Man weiß, wie teilnahmlos das neue Reich

Digitized by Google

das Schicksal der Deutschen in Oesterreich mit ansah. Für diese Gleichgültigkeit findet sich neben dem streng festgehaltenen Grundsatze, sich jeder Einmischung in die innere Politik eines anderen Staates zu enthalten, noch eine tiefere, psychologische Ursache. Während noch im Jahre 1848 die Paulskirche widerhallte von den Mahnungen aller Parteien, unsere Zukunft im Südosten nicht preiszugeben, sahen die Deutschen des neuen Reiches nicht mehr nach dem Osten, dem alten Ziele imperialistischer Machtausdehnung, sondern unsere politische Lage und mehr noch unsere gewaltige wirtschaftliche Entwicklung zwangen unseren Blick in die Richtung gen Norden, auf den Atlantischen Ozean, nach „Uebersee", wo aus fernen Nebeln das „größere Deutschland" sich erhob, das neue Deutschland der Maschinen, des Handels, der Schiffe. Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser ... Und gestehen wir uns nur ein: unser Denken, unser Wollen, unser Empfinden haben sich von Grund aus gewandelt, seit wir Weltpolitik treiben, seit wir, wie ein scharfsinniger Ausländer sich ausdrückt, der Amerikanisierung des Lebens anheimfielen. Wo ist das Deutschland geblieben mit seinen Schillerfeiern, seinen Schützenfesten, seinen Turnerbünden und dem Wehen der schwarz-rot-goldenen Fahnen! Wir haben einfach keine Zeit mehr für solche Dinge, lesen lieber den Kurszettel, interessieren uns für die amerikanische Tarifreform und sind über die englischen Parteien und ihren Anhang vortrefflich orientiert. Die deutsche Einheit haben wir ja längst. ...

Und jetzt fragen wir uns, ob uns denn der Bund mit Oesterreich wirklich gar so viel einbringt, ob es sich denn wirklich lohnt, die damit verbundenen Gefahren zu tragen. . . .

Aber neben den Kräften, die uns zum Atlantischen Ozean drängten und unseren wirtschaftlichen Schwerpunkt nach dem Westen des Reiches verlegt haben, sind allezeit andere Tendenzen lebendig geblieben und beginnen an Bedeutung zu wachsen, die ihre Stärke aus dem Mutterboden der Nation und ihrer tausendjährigen Geschichte ziehen und uns unsere Aufgaben im Osten wieder ins Gedächtnis rufen.

Im katholischen Volksteile waren die Sympathien für den Staat der Habsburger und die Erinnerungen an die **Sacra Caesarea Majestas** mit ihren universalen Aufgaben niemals erloschen, und das Bewußtsein, nur mit den Deutschen in Oesterreich zusammen das Gleichgewicht der Konfessionen innerhalb der Gesamtnation zu sichern, mochte für viele katholische Herzen ein Trost sein in einer Zeit, die laut vom „evangelischen Kaisertum" sprach.

Digitized by Google

Aber auch Nichtkatholiken gab es und gibt es, die den Blick auf Oesterreich gerichtet behielten oder neuerdings zu richten begannen, in erster Linie die nie ganz ausgestorbenen Anhänger jener idealen Einheitsbewegung, die in Bismarcks Lösung der deutschen Frage doch nur eine Art Provisorium sehen, eine Etappe auf dem weiten Wege zur endlichen völligen Einigung der Kulturnation, die in der stolzen Tatsache, daß das deutsche Volk zwei europäische Großmächte seinem Schoße entwachsen sah, keineswegs eine Schwächung, vielmehr das Mittel zu ungeheuerer Machtsteigerung erblicken. Ihren Wünschen würde etwa jenes Programm entsprechen, das Heinrich von Gagern vorschwebte, als er im Frankfurter Parlament vom engeren und weiteren Bunde sprach, und das Bismarck 1879 im Sinne hatte, als er dem Grafen Julius Andrassy ein staatsrechtliches Bündnis vorschlug, das den Verfassungen beider Reiche einzuverleiben sei.

Und neben diesen beiden idealen Mächten, der konfessionellen und der nationalen, die das Interesse für den Habsburgerstaat wach erhielten, ist nun während des letzten Jahrzehnts in gleicher Richtung und in wachsendem Maße die Tatsache wirksam geworden, daß von Jahr zu Jahr unsere Wirtschaftsinteressen, denen die auswärtige Politik folgte und zum Teil selbst den Weg bahnte, uns wieder mehr und mehr mit dem nahen und mittleren Orient verbinden. Das Wort wurde gesprochen von der Achse unserer Weltpolitik, deren Endpunkte Helgoland und Bagdad seien, und von der einem angelsächsischen Gehirn, das „in Kontinenten denkt", selbstverständlichen Tatsache, daß wir Teutonen daran gehen, das österreichische Kaiserreich als Brücke zu benutzen, um den Schritt über den Bosporus zu tun. Der Engländer Johnston gestand im Jahre 1903, er würde sich als Deutscher ein mächtiges österreichisch-deutsches Reich träumen mit zwei Hauptemporien, Hamburg und Konstantinopel, ein Reich, das seinen Einfluß erstreckte von Skandinavien bis Mesopotamien. Und selbst Schmoller entwarf das Zukunftsbild einer österreichisch-deutschen Zollunion mit einem „Zollbundesrat", der abwechselnd in Berlin und Wien tagen sollte. Das ist ein Programm, das aufs tiefste unsere auswärtige Politik berührt.

Fragen wir uns, wie weit Oesterreich-Ungarn fähig ist, ein Glied in der Kette des deutschen und halbdeutschen Staatensystems zu bilden, nicht im Sinne jenes Engländers, sondern im Sinne jenes Programms, wie es den Großdeutschen von 1848 als erstrebenswert und möglich erschien, d. h. suchen wir uns die Frage zu beantworten:

Digitized by Google

was ist uns auch heute noch die habsburgische Monarchie im nationalen Sinne? Da braucht man wohl kaum erst daran zu erinnern, daß unter Habsburgs Zepter ungefähr 12 Millionen Deutsche leben, doppelt so viel als im Königreich Bayern, das keiner in unserer nationalen Gemeinschaft missen möchte. Vielmehr muß man sich klar zu machen suchen, wie groß die Wirkung ist, die diese unsere Volksgenossen in Oesterreich-Ungarn auf die übrigen Bewohner der Monarchie ausüben. Man ist bei uns im Deutschen Reiche nur zu geneigt, die gewiß bedauerliche Tatsache zu überschätzen, daß das Deutschtum, zurückgedrängt von der slawischen Flut, so manchen Außenposten, so manche Stadt hat aufgeben müssen, daß in Ungarn mit allen Mitteln staatlichen Zwanges magyarisiert wird, und daß die Deutschen leider überall den besten Kulturdünger liefern für das Emporblühen fremder Völker. Was aber trotz alledem auch heute noch das Deutschtum bedeutet, wie stark und mächtig auch heute noch seine Stellung ist, das wird uns erst dann ganz deutlich, wenn wir uns für einen Augenblick einmal vorstellen, es gäbe außer der französischen Republik noch eine zweite Großmacht, deren Bewohner zu einem Viertel Franzosen wären, deren Hauptstadt genau so französisch wäre wie Paris, und deren gesamte Armee französisch kommandiert würde. Man kann auch heute den Einfluß der Tatsache nicht hoch genug anschlagen, daß Wien eben immer noch eine deutsche Stadt ist, und daß von diesem Zentrum der Kultur, des Handels, des Verkehrs, der allgemeinen Politik, des Heeres ein immer größerer Strom deutschen Lebens und deutschen Geistes sich bis in die fernsten Adern des Reiches ergießt. Denn je mehr die fremden Nationen wirtschaftlich und kulturell erstarken, je mehr in den Dörfern Galiziens, Siebenbürgens und Bosniens die Bedürfnisse wachsen, je mehr durch den Verkehr und das moderne europäische Wirtschaftsleben mit seinen tausendfachen Beziehungen auch die entferntesten Gebietsteile mit dem Zentrum verknüpft werden, um so empfänglicher werden alle Reichsteile für den Einfluß des Deutschtums, das die einzige Pforte ist für den Eintritt in die abendländische Kultur. Und in dieser Beziehung ist die so oft beklagte Verstreutheit der Deutschen über die ganze Monarchie durchaus kein Fluch und keine Gefahr, sondern eine Quelle des Segens, ein nationaler Gewinn. Es ist nicht anders; der Deutsche ist allgegenwärtig; mögen die Nationalitäten sich noch so sehr abschließen, sie haben ihn nötig, können ihn einfach nicht missen, und auch den Feindlichsten wird die Kenntnis der deutschen Weltsprache unentbehrlich als nächstes

Digitized by Google

Mittel, um sich im allgemeinen Wettkampf zu behaupten. Und das gilt von den Nationen nicht nur der österreichischen, sondern ebenso auch der ungarischen Reichshälfte, wo die Völker zum Entsetzen der Herrschenden immer lieber deutsch als magyarisch lernen.

Von der größten Bedeutung ist ferner die germanisierende Wirkung der österreichisch-ungarischen Armee, in der noch immer 65 % aller Offiziere Deutsche sind, und deren Kommandosprache deutsch ist. Jedes Offizierkorps in einem nichtdeutschen Landesteile, und bestände es aus lauter Nichtdeutschen, stellt eine Art Kolonie des deutschen Geistes dar. Das klingt geradezu grotesk, ist aber nichtsdestoweniger wahr. Wenn man bedenkt, wie mannigfach die Beziehungen der Truppenverbände zu den deutschen Zentralstellen und den deutschen Landesteilen sind, wenn man sich vergegenwärtigt, daß bosnische Soldaten in Wien und Prag, tschechische in Innsbruck, magyarische in Wien usw. stehen, und wenn man noch die Tatsache dazu hält, daß das gesamte Offizierkorps nur „österreichisch" empfindet, ohne sich durch die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Nation in seiner Gesinnung und seinen Sitten beeinflussen zu lassen, so kann man sich wohl eine ungefähre Vorstellung machen von der unauffälligen, aber doch durchdringenden Art und Weise, wie dieser in einem national so gemischten Staatswesen doppelt bewunderungswürdige Heeresorganismus den Gedanken der österreichischen Reichseinheit und zugleich deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsche Lebensanschauung unter den nichtdeutschen Völkern der Monarchie verbreitet und sie alle unmerklich in den Bannkreis der deutschen Kultur hineinzieht.

Was ein Beobachter der österreichisch-ungarischen Monarchie einmal gesagt hat, ist richtig: trotz der verschiedenen Sprachen bilden die Bewohner des Reiches doch eine Art Einheit in kultureller Beziehung. Die Auffassung und Gestaltung des Lebens, wie sie einem Reichsdeutschen in Wien als etwas ganz Spezifisches auffällt, eben als „österreichisch", sie findet sich ebenso in allen übrigen Teilen der Monarchie, die auf dem besten Wege ist, eine kulturelle Einheit zu werden auf deutscher Basis. Wenn die Großdeutschen im Frankfurter Parlament es als Aufgabe Deutschlands bezeichneten, deutsche Kultur nach Osten zu tragen, so war das durchaus kein leeres Schlagwort, kein Programm der Zukunft, sondern einfach die Anerkennung einer Tatsache, die nun schon seit vielen Jahrhunderten wirksam ist. Ja, die alte Wahrheit, daß die Ostmark und ihre Nebenländer, in eigentlichstem Sinne unser Kolonialland, gewisser-

Digitized by Google

maßen ein zweites Deutschland sind, gilt auch heute noch, wo die österreichisch-ungarische Monarchie mit eisernen Reifen zusammengehalten wird durch die deutsche Armee, den Einfluß der deutschen Dynastie, der deutschen Hauptstadt und der deutschen Kultur. Die Tatsache, daß uns eine so beschaffene europäische Großmacht zur Seite steht, daß hier eines der weitesten Gebiete für die Wirkung des deutschen Gedankens in der Welt besteht, ist noch keineswegs in das nationale Bewußtsein unserer öffentlichen Meinung in dem Maße eingedrungen, wie sie es verdiente. Und weil man bei uns in weiten Kreisen der habsburgischen Monarchie eher mit dem Gefühle nationaler Trauer über die Verluste des Deutschtums gegenübersteht und den nationalen Kämpfen in Oesterreich eine übertriebene Bedeutung beimißt, macht man es sich auch nicht genügend klar, daß die innerpolitischen Verhältnisse in Oesterreich sich seit dem Abschlusse des Bündnisses gewandelt haben, und daß die habsburgische Monarchie einer inneren Umgestaltung entgegengeht, die auch die Politik des Deutschen Reiches beeinflussen muß. Das heißt: wir Reichsdeutsche müssen uns schlüssig darüber werden, welche Haltung wir gegenüber dem werdenden Oesterreich einnehmen wollen, dem neuen Oesterreich, das unter tausend Schmerzen geboren wird, und das sein wird, weil es sein muß.

Und da müssen wir zuerst mit dem alten Glaubenssatz brechen, daß Oesterreich ein deutscher Staat ist oder es wenigstens sein sollte, daß nur bei der künstlich erhaltenen Herrschaft der Deutschen das Bündnis möglich, der deutsche Einfluß im Habsburgerreich genügend gesichert und die deutsche Kultur für alle Zukunft die führende sein könne. Das ist grundfalsch; Oesterreich kann nicht mehr deutsch oder magyarisch, sondern nur ein Völkerstaat sein, oder es wird aufhören zu sein. Das wird bald auch dem letzten Bürger der Monarchie klar werden, denn die Ereignisse reden eine zu deutliche Sprache. Wir stehen vor der Tatsache, daß sich die österreichisch-ungarische Reichsidee völlig gewandelt hat, seit der deutsch-magyarische Doppelstaat geschaffen und das Bündnis mit dem Deutschen Reiche geschlossen wurde. Prüfen wir die Veränderungen, die sich seitdem vollzogen haben, und suchen wir daraus die Möglichkeiten, besser noch die Notwendigkeiten der Zukunft zu erkennen.

Der Dualismus von 1867, die Zweiteilung des alten einheitlichen österreichischen Kaisertums, hatte den einen — und auch einzigen — leitenden Gedanken, zwei reichsunmittelbare Völker zu schaffen, denen alle anderen zum Verspeisen, zur völligen Auffaugung

Digitized by Google

überantwortet wurden. Die Deutschen sollten in Cisleithanien, die Magyaren in Transleithanien die Herrschenden sein und, so an der Reichsgestaltung interessiert, eine tatkräftige auswärtige Politik, zunächst gegen Preußen, verbürgen. Da aber die Kräfte dieser beiden Völker nicht ausreichten, wurde ihnen je ein halbsouveränes Volk angegliedert. Die Magyaren schlossen mit den Kroaten ihren „Ausgleich", und die Deutschen gaben die Polen in Galizien frei, um im Rest des „Reiches" desto ungestörter walten zu können.

Man weiß, wie die Tschechen zuerst in dieses geistlose Unterdrückungssystem Bresche schlugen und so den Weg ebneten zu einer langsamen Wandlung der inneren Politik, zuerst in Cisleithanien. Mit ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Erstarkung wurde ihre Opposition immer heftiger, und bald fühlten sie sich stark genug, um ihrerseits zum Unterdrückungssystem überzugehen. Die Proklamierung der Rechte der Wenzelskrone, der Unteilbarkeit des Landes Böhmen, die Betonung der „historisch-politischen Individualität" sind nur berechnet auf die Unterjochung der deutschen Minorität. Mit den Tschechen erhoben sich die Slowenen und Italiener gegen die Deutschen, die Ruthenen in Galizien gegen die polnische Schlachta. Und immer wird von der nationalen Majorität eines „Kronlandes", einer jener famosen „historisch-politischen Individualitäten", der Grundsatz von der Unzerreißbarkeit des Landes, von den „historischen" Rechten ins Treffen geführt. Bald wurde die Wahrheit von R. Springers Wort deutlich: „Die Länder zerreißen die Nationen; kein Wunder, daß die Nationen die Länder zerreißen wollen." In diesem scheinbaren Kampfe Aller gegen Alle waltete aber doch ein tiefes Gesetz: alle nationalen Minoritäten, die trotz aller Versuche mit den Mitteln der heutigen Kultur nicht auszurotten sind, standen im Kampfe gegen die fremden Majoritäten in den verschiedenen gemischt-nationalen Kronländern, alle Nationen Oesterreichs wieder kämpften um die Herrschaft im Staat, und diejenigen, die eigentlich herrschen sollten, die Deutschen und Polen, waren in die Defensive gedrängt, entrechtete Entrechter; d. h. es gab schon lange keine „Herrschenden" in Oesterreich mehr und keine Parias, sondern aus dem angeblich „deutschen" Oesterreich war ein Staat geworden, in dem 8 faktisch gleichberechtigte Völker nebeneinander leben und mühsam nach neuen Verfassungsformen suchen, die die nationalen Reibungen möglichst ausschalten und neben den vergilbten „historischen" Rechten endlich wieder die Völker zu ihrem Rechte kommen lassen. Dieser Zustand der faktischen Gleichberechtigung aller

Digitized by Google

Nationen wurde verfassungsmäßig anerkannt, als im Jahre 1907 das allgemeine gleiche Wahlrecht eingeführt wurde, das allein den Nationen eine wirkliche Vertretung verbürgt.

Mit dem Zusammenbruch der deutschen Herrschaft in Cisleithanien ist die eine wichtige Voraussetzung, die eine tragende Säule des Dualismus vernichtet. Und die zweite, die Herrschaft der Magyaren in Ungarn, ist bereits im Wanken, eigentlich schon so gut wie gestürzt. Je weiter die ungarischen Nationalitäten sich entwickelten, je mehr die Rumänen, Deutschen, Slowaken, Serben und Ruthenen aus einer Bauernbevölkerung zu höheren Klassenschichtungen fortschritten, zu Kleinbürgern wurden und in die freien Berufe eindrangen, desto gewaltsamer wurde auch der Druck der Magyaren, desto schamloser und brutaler die Magyarisierungspolitik in Ungarn. Man regt sich in Westeuropa und Deutschland über die Behandlung Finnlands auf, aber daß hier die „ritterliche" Nation den Versuch macht, trotz der numerischen Unterlegenheit eine Bevölkerung von vielen Millionen nach asiatischem Muster zu zerstampfen, kümmert keinen Menschen, obwohl allein die Zahl der Deutschen, die als Magyarisierungsobjekt gelten, die Einwohnerzahl des Königreichs Württemberg übertrifft. Hand in Hand mit dieser größenwahnsinnigen Politik ging natürlich die Drangsalierung Kroatiens, die ununterbrochene Verletzung des feierlich geschlossenen Ausgleichs, wodurch schließlich auch der letzte Bauer in den wütendsten Haß gegen alles Magyarische hineingepeitscht wurde.

Und wer sind eigentlich die Herren in Ungarn? Etwa die ganze magyarische Nation? Davon ist keine Rede, sondern einfach eine kleine, zum Teile finanziell ruinierte Schicht von adligen Grundbesitzern und magyarisierten Juden, die hier ihre Advokatenkünste an der Auslegung der „tausendjährigen Verfassung" erproben können. Und hierzu wird ihnen reichlich Gelegenheit geboten; denn alle 10 Jahre muß der Ausgleich mit Oesterreich erneuert werden, der es dieser magyarischen Oligarchie in die Hand gibt, die Existenz der Monarchie zu vernichten oder wenigstens durch die heftigsten Kämpfe um „nationale Errungenschaften" empfindlich zu schwächen. Denn das ist die ganze Gefahr der augenblicklichen Situation: eine kleine magyarische Oligarchie in Ungarn muß sich gegen den Ansturm der vergewaltigten Völker und Klassen verteidigen und lockert gleichzeitig durch ihre Rechtsverdrehungen und dreisten Erpressungen der Krone gegenüber Tag für Tag das Gefüge des Reiches.

Digitized by Google

Ist der Dualismus schon vom Standpunkte der inneren Politik ein Wahnsinn, weil er an Stelle des einen Nationalstaats deren zwei setzt, dem bisher einzigen Zentrum ein zweites, rivalisierendes gegenüberstellt, wird im Hinblick auf die auswärtige Politik diese Verfassung geradezu zu einem Verbrechen an den Interessen aller Völker, an der Zukunft des Reiches, an seiner Idee und seiner Mission.

Es ist eine schon bis zum Ueberdruß gepredigte Wahrheit, daß die Zukunft des Habsburgerreiches im Südosten liegt, auf der Balkanhalbinsel, und daß deshalb eine vernünftige, ihrer Verantwortung bewußte auswärtige Politik darauf bedacht sein muß, in erster Linie die Sympathien der Balkanstaaten zu gewinnen, eingedenk des Bismarckschen Wortes: „Die deutsche Reichsverfassung zeigt den Weg an, auf dem Oesterreich eine Versöhnung der politischen und materiellen Interessen erreichen kann, die zwischen der Ostgrenze des rumänischen Volksstammes und der Bucht von Cattaro vorhanden sind". Das heißt, Oesterreich soll die Staaten der Balkanhalbinsel durch Bundesverhältnisse an sich ketten, wie Preußen die deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Was aber geschieht? Die Wiener Regierung ist durch die ewigen Kämpfe mit Ungarn schon so ermattet, daß ihr die zwingende Notwendigkeit nicht klar wird, das System der inneren mit dem der äußeren Politik in Einklang zu bringen, den Wahnsinn zu beendigen, daß in der auswärtigen Politik mit großen Worten von der nationalen Selbständigkeit der Balkanstaaten, dem Prinzip „der Balkan den Balkanvölkern", selbst „Albanien den Albanesenhorden" gesprochen wird, und daß die magyarische Oligarchie in ihrem verbrecherischen Treiben, das nur durch die Größe der ihr drohenden Gefahr erklärt wird, so weit geht, die feierlich gewährleistete Verfassung Kroatiens zu suspendieren und das seit bald 30 Jahren mit allen nur denkbaren Mitteln gequälte, mißhandelte und nur mit eiserner Faust gebändigte Volk zur Verzweiflung zu treiben. Die Größe des Unrechts, die unendliche Schuld der Magyaren wird erst dann ganz deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß, wie der genaueste Kenner der südslawischen Politik (Seton-Watson) sagt, neben dem Aufstieg der Bulgaren die sich vorbereitende Einheit des kroatisch-serbischen Volkes die größte Tatsache der neuesten Balkangeschichte ist. Und bei diesem unaufhaltsamen Prozeß, der durch staatlich beschränkte Regressivmaßregeln nur beschleunigt wird, kann es sich wirklich nur um die Frage handeln, ob Agram oder Belgrad das Zentrum des südslawischen Nationallebens sein wird. Jeder Freund des Habsburgerstaates

Digitized by Google

muß hoffen, daß diese Frage nicht schon endgültig durch den Balkankrieg im Sinne Belgrads entschieden worden ist. Auf jeden Fall aber ist durch die Ereignisse des letzten Winters die südslawische Frage zur brennendsten in der gesamten Monarchie geworden und duldet unter keinen Umständen eine viel längere Versumpfung und Verschleppung.

In diesem Zusammenhange wird auch erst die Haltung Rumäniens bei der jüngsten Krise verständlich. Oesterreich-Ungarns Diplomatie, durch magyarischen Chauvinismus gelähmt, setzte ihre Hoffnungen auf Bulgarien als Gegengewicht gegen das verachtete und doch gefürchtete Serbien. Deshalb verdarb sie es mit Rumänien, das kräftigere Unterstützung von Wien erhoffte und sich wieder mit blutendem Herzen der $3\,^1/_2$ Millionen Volksgenossen in Ungarn erinnerte, die, wie ein einfacher rumänischer Bauer bei den letzten ungarischen Wahlen voll Ingrimm zu seinem Abgeordneten äußerte, von den Magyaren ja schlimmer als das Vieh behandelt werden. Nie ist die Wahrheit jenes Ausspruchs von Lueger glänzender bestätigt worden als im letzten halben Jahr: „Die Magyaren sind der Riegel, der Oesterreich vom Balkan absperrt; zerbrechen wir ihn!"

Daß dieser Riegel nicht sanft zurückgeschoben, sondern eben zerbrochen werden muß, weiß heute jeder Mensch, der den Charakter der Magyaren erkannt hat, jenes seltsame Gemisch von Husarendraufgängertum und Advokatenkniffelei. Der Riegel, dessen Zerbrechung die Interessen aller nichtmagyarischen Bewohner des ganzen weiten Reiches erheischen und selbst die der rechtlosen niederen magyarischen Klassen, der Riegel, der Oesterreichs Politik und letzte Zukunftshoffnung verrammelt und bedroht, dieser Riegel ist der Dualismus, die denkbar größte Fälschung der Idee eines österreichischen Kaisertums, das gedacht, gegründet und proklamiert wurde als die Vereinigung vieler freier Völker zum Zwecke gegenseitigen Schutzes und gegenseitiger Förderung. Das Reich sollte ein Tempel der Freiheit sein, und die Magyaren haben daraus eine Mördergrube gemacht.

Das ist die heutige Situation: alle Bewohner der Monarchie außer der magyarischen Oligarchie und ihrem Klüngel können nur von Groß-Oesterreich eine bessere Zukunft erhoffen, von einem einheitlichen österreichischen Kaiserstaat, in dem alle Nationen, auf ihren Gebieten sich selbst verwaltend, einen wahren brüderlichen Bund bilden, ... die vereinigten Staaten von Groß-Oesterreich unter Habsburgs Zepter.

Digitized by Google

Daß in einem solchen Reiche, das nicht der Traum weniger Schwärmer ist, sondern das Ziel der besten österreichischen Patrioten, die Stellung des Deutschtums eine andere, eine bessere sein müßte als im heutigen deutsch-magyarischen Doppelstaat, bedarf wohl kaum eines Hinweises. Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß der österreichisch-ungarische Dualismus den Deutschen in Oesterreich nicht den erhofften Gewinn, sondern den allgemeinen Haß eingetragen und dadurch die Werbekraft des Deutschtums und seiner Kultur erheblich beeinträchtigt hat. Wie richtig hat doch der Oesterreicher Mühlfeld im Frankfurter Parlament gesehen, als er die Richtlinien einer vernünftigen deutschen Politik im künftigen Oesterreich dahin zeichnete, daß die Deutschen den gleichberechtigten Völkern Freiheit bringen sollten und nicht Unterdrückung im Sinne der Magyaren! Die Durchführung dieses Programms aber, das den Deutschen den freiwilligen Anschluß der fremden Völker einbringen und maßgebenden politischen und kulturellen Einfluß für die Zukunft verbürgen würde, liegt um so mehr im Interesse der Deutschen, als diejenige Nation, die sich der Dynastie für die unaufschiebbare Herstellung der Reichseinheit am ehesten zur Verfügung stellt, gewiß nicht die letzte im künftigen Reiche sein wird. . . . . .

Welch hohen Wert ein im Innern befriedetes, einheitliches österreichisches Kaisertum für das verbündete Deutsche Reich haben müßte, liegt auf der Hand. Zweierlei, das die Doppelmonarchie niemals zu geben vermag, wird Groß-Oesterreich seinem Bundesgenossen zu bieten haben: zunächst die Sympathien aller seiner Völker, die, vom entnationalisierenden Drucke befreit und ihr eigenes autonomes Dasein im Staatsverbande lebend, um so inniger an Oesterreich hängen und die russische Knute verabscheuen werden, und dann die moralische Eroberung des Balkans, die auch für das Deutsche Reich eine Lebensfrage bedeutet. Auf unserem Wege nach Kleinasien und Mesopotamien kann es uns niemals gleichgültig sein, ob die Balkanstaaten nach Wien oder nach Petersburg blicken.

Nachdem wir so gesehen haben, daß überall Kräfte am Werke sind, die nicht die Auflösung des alten Reiches, sondern seine innere Versöhnung und feste einheitliche Zusammenfassung zum Ziele haben, können wir mit anderen Augen die Wirkungen des deutsch-österreichischen Bündnisses abschätzen als die große Zahl jener durch die „Katastrophen-Literatur" beeinflußten Politiker, die uns davor warnen möchten, uns zu eng mit einem „Kadaver" zu verbinden, wie sich

Digitized by Google

einst Prinz Jérôme Napoléon in einem Gespräche mit dem Kaiser der Franzosen ausdrückte.

Die Konstellation, unter der das Bündnis geboren wurde, leuchtet auch heute noch über uns und wird leuchten, solange in Europa die Frage der alten Flugschrift von 1711 gestellt wird: „Ob es deren christlichen Potenzen höchsten Interessen nicht präjudizierlich sei, daß Seine Zarische Majestät sich so formidabel und mächtig mache?" Das Bündnis ist das einzige Mittel, um beiden Verbündeten gegenüber dem russischen Drucke die Freiheit der Entschließung zu sichern. Hierin liegt seine tiefste Berechtigung. Für Deutschland bedeutet das Bündnis ferner die Verhinderung der einzigen Koalition, die Bismarck als lebensgefährlich für uns bezeichnete, und deren Wiederkehr zu verhüten er stets als wichtigsten Grundsatz einer vernünftigen deutschen Politik angesehen hat, der Koalition des siebenjährigen Krieges.

Sodann aber — und hiermit kommen wir wieder auf die national-deutsche Seite des Bündnisses zurück — haben wir durch die Herstellung eines so engen Verhältnisses zu Oesterreich jene Teilung der Nation vom Jahre 1866 wieder gut gemacht, leben wenigstens in der Vorstellung, daß innerhalb des möglichen Rahmens die deutsche Einheit, die ersehnte Verbindung aller Stämme zur Tatsache geworden ist. Und wenn wir uns auch der Schwierigkeiten bewußt sind, die dem Abschluß eines staatsrechtlichen Bündnisses zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn entgegenstehen, so empfinden wir doch alle mit Bismarck das bestehende Bundesverhältnis als das „Vermächtnis der deutschen Geschichte", und auch unserem nüchternen Geschlechte tönt, wie ein moderner Historiker sich ausdrückt, „die leise Stimme ins Ohr, daß vielleicht noch einmal ein übermächtiges Bedürfnis die beiden Staaten auf diesen Weg führen, daß der Zwang der Selbstbehauptung gegen eine umringende Weltgegnerschaft und die wachsende Gemeinsamkeit der Zukunftsaufgaben alle Hindernisse der Vereinigung mit elementarer Hebelkraft aus dem Wege räumen können".

Nichts ist in Fragen der Politik nutzloser und gewagter als Prophezeien. Wohl aber gebietet uns das Interesse des eigenen Vaterlandes, zu prüfen, ob die Voraussetzungen, unter denen das Bündnis von 1879 geschlossen wurde, noch unverändert fortbestehen, und alle jene Strömungen auf ihre Stärke zu untersuchen, die in dieser oder jener Richtung auf eine Abänderung des bestehenden Zustandes hindrängen. Wir sahen, wie in dem industrialisierten,

Digitized by Google

auf den Ozean gedrängten Neudeutschland Tendenzen sich geltend machen, die uns wieder fester mit dem Südosten verketten, und wie in dem alten, von Nationalitäten-Kämpfen zerrissenen Oesterreich-Ungarn das Deutschtum noch immer eine überragende Stellung einnimmt. Vor allem aber sahen wir, wie in der ganzen Monarchie Kräfte am Werke sind, die aus dem Habsburgerreich einen freien und darum mächtigen Völkerstaat machen wollen, der dem Deutschtum nur förderlich sein kann.

Als unsere Aufgabe aber sollten wir es ansehen, über den kühlen Rechnungen von Nutzen und Schaden des Bündnisses nicht zu vergessen, daß alles, was Oesterreich angeht, bei der heutigen Weltlage und zumal im Hinblick auf die Zukunft, auch uns angeht, daß Oesterreichs Gewinn auch unser Gewinn, Oesterreichs Verlust auch unser Verlust ist, daß wir wirklich nur gemeinsam Schulter an Schulter stehen und fallen können. Die Lehren unserer tausendjährigen Geschichte, die Erfahrungen jedes neuen Tages reden eine zu eindringliche Sprache, als daß wir es uns gestatten könnten, über dem größeren Deutschland jenseit der Meere unser Bruderreich im Herzen Europas zu vergessen oder doch die Möglichkeiten und Kräfte seiner Zukunft zu übersehen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ist der Tag nicht mehr allzufern, an dem das neue Deutschland und das neue einheitliche Oesterreich das Vermächtnis der deutschen Geschichte erfüllen werden.

Digitized by Google

Eine neue Kunstgeschichte.

Von

Robert West.

Handbuch der Kunstwissenschaft, herausgegeben von Dr. Fritz Burger, Privatdozent an der Universität, Lehrer an der Akademie der bildenden Künste in München, Lieferung I. Berlin-Neubabelsberg. Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. M. Koch. Einzelpreis 2 Mk., Subskriptionspreis 1,50 Mk.

Der bekannte Münchner Privatdozent und Lehrer an der Königlichen Akademie der Künste, Dr. Fritz Burger, gibt im Verein mit einer imponierenden Anzahl anderer Professoren und Museumsdirektoren ein „Handbuch der Kunstwissenschaft" heraus, dessen erste Lieferung soeben erschienen ist. Der Prospekt, der dieser ersten Lieferung vorausgeschickt ist, verspricht 1. den Kunstliebhabern wie den ausübenden Künstlern die Möglichkeit zu gewähren, „von modernen Gesichtspunkten aus der Kunst der Vergangenheit wirklich persönlich nahezutreten und lebendige Fühlung mit ihrem Geiste zu gewinnen". 2. „in gründlichen, übersichtlichen, künstlerisch wie wissenschaftlich gleich wertvollen Gruppierungen die Geschichte der Kunst in ihrer nationalen Geschlossenheit und Eigenart, wie in ihren historischen Beziehungen und ihrer weltgeschichtlichen künstlerischen Bedeutsamkeit zu behandeln." Ferner wird versichert, daß in diesem Handbuch „zum erstenmal der Grundsatz durchgeführt" würde, „den künstlerisch formalen Standpunkt mit dem geschichtlichen zu vereinen, indem die Anordnung des Stoffes nicht nach äußerlichen Stilbegriffen oder nur Künstlerpersönlichkeiten, sondern nach ausschließlich künstlerischen Gesichtspunkten vorgenommen ist". Es wird dem Leser in Aussicht gestellt, daß das Handbuch ihn „unter Anwendung der Methodik des Vergleiches im wahrhaften Sinne des Wortes mit der Geschichte der Kunst als einer Geschichte der menschlichen Erkenntnis vertraut machen werde".

Digitized by Google

Diese „Methodik des Vergleiches" wird in neuerer Zeit häufig in kunstwissenschaftlichen Arbeiten angewendet. Ein für den Laien sehr lehrreiches Buch „Sehen und Erkennen" von Paul Brandt, das im Jahre 1910 erschien, behandelt den kunsthistorischen Stoff ausschließlich nach vergleichenden Gesichtspunkten. Zweifellos ist diese Methode sehr geeignet, dem Laien für künstlerische Zusammenhänge und Beziehungen die Augen zu öffnen. Mittels dieser „Methodik des Vergleiches" läßt sich ein Anschauungsunterricht der vorzüglichsten Art in leichtfaßlicher und unterhaltender Form erteilen. Ob sie sich aber für ein Handbuch der Kunstwissenschaft bewähren wird, das muß sich erst erweisen. Geschichte der Kunst ist nicht, wie der Prospekt besagt, eine „Geschichte der menschlichen Erkenntnis", sondern eine Geschichte des menschlichen Könnens und kann als solche unmöglich anders als in chronologischer Reihenfolge und mit Berücksichtigung aller jeweilig in Frage kommenden Kulturphasen geschrieben werden. Professor Muthers „Geschichte der Malerei" ist ein mustergültiges Beispiel für den Aufbau eines solchen Werkes.

Die erste Lieferung des Handbuches bringt den Anfang einer Geschichte der deutschen Malerei von Dr. Fritz Burger. Das erste Kapitel handelt von „Wert und Wesen der deutschen Kunst der Renaissance", das zweite, von dem hier nur ein Teil erscheint, trägt die Ueberschrift „Vom Mittelalter zur Renaissance". In einem Vorwort läßt sich Dr. Burger des Weiteren über die Prinzipien aus, die ihn bei der Abfassung seines Buches leiten. Er hat „den üblichen Aufbau der kunstgeschichtlichen Handbücher nicht beibehalten", sondern in den ersten beiden Abschnitten dem Leser „einen bestimmten Bestand an kunstgeschichtlichen Erkenntnissen vermittelt". Zu diesem Zweck sind „die landläufigen Stilbegriffe vermieden worden, um ohne diese aus den künstlerischen Erkenntnisformen selbst den Stilbegriff zu gewinnen als das, was er ist oder sein soll: eine wechselnde Anschauungsform, d. h. Theorie über die Einheit eines sinnlichen Vorstellungskomplexes von der Natur. Die Kunstgeschichte braucht hier nur die Erkenntnisse der modernen Kunst sich zu eigen zu machen, die in den sogenannten historischen Stilformen nur das variable Material der stets gleichbleibenden Grundformen des künstlerischen Denkens sieht und in dem Stil mithin nicht das Dogma seiner klassischen Formulierung als vielmehr in all seinen Gestalten die wechselnden Theorien über den künstlerischen Einheits- und Schönheitsbegriff zu erkennen sucht."

Digitized by Google

Ich muß als gewissenhafter Kritiker an dieser Stelle offen bekennen, daß ich keine Ahnung habe, was Dr. Burger meint. Ich verstehe keine Silbe von dem Gesagten. Aehnliche Sätze kommen auf jeder Seite des Buches vor. Dr. Burger steht aber nicht allein mit diesen Stilproben. Man findet sie neuerdings in den meisten kunstwissenschaftlichen und ästhetischen Betrachtungen. Der, welcher sich bewußt ist, ohnehin von der Kunst nichts zu verstehen, legt solche Ausführungen getrost beiseite und ist froh, daß er sie nicht zu verstehen braucht. Der, welcher sich etwas auf sein Aesthetentum zugute tut, gibt vor, sich etwas dabei denken zu können, aber der, welcher nach jahrelanger, mühevoller Arbeit sich einige künstlerische Erkenntnisse und einiges Kunstwissen erworben hat, erhebt mit aller Entschiedenheit Einspruch gegen die Herrschaft der Phrase, welche sich in unserer jüngsten Kunstliteratur breit macht. Die Kunstgeschichte braucht nicht in einer Geheimsprache für Adepten abgefaßt zu werden. Es gibt keine Wahrheit, die sich nicht in klaren Worten sagen läßt, und es gibt keine Tatsache, die nicht deutlich und einfach wiederzugeben wäre. Ein so feiner Kenner des künstlerisch Wertvollen, ein so beredter Interpret künstlerischer Ideen wie Dr. Fritz Burger, hätte es nicht nötig, durch abstruse Phraseologie und dunkle, der Philosophie entlehnte Ausdrücke seiner Kunstgeschichte einen Schein von Tiefe zu geben, die sie nicht besitzt. Man muß sich in diesen beiden ersten Kapiteln der „Geschichte der deutschen Malerei" durch einen Wust von metaphysischen Spekulationen und losen Geschichtsbetrachtungen hindurch winden, um zu den Stellen zu gelangen, bei denen wir festen Boden unter den Füßen gewinnen. Dies sind die kurzen, manchmal anfechtbaren, aber immer prägnanten und interessanten Ausführungen Dr. Burgers über einzelne Kunstwerke. Er versteht es, seinen persönlichen Eindruck vom Kunstwerk dem Leser aufzuzwingen und ihn für den Moment von der Richtigkeit seines Sehens zu überzeugen.

Auf dieser Genialität des subjektiven Sehens mag auch Dr. Burgers unleugbar großer Einfluß auf seine Münchner Hörerschaft zurückzuführen sein. Diese Eigenschaften sind es jedoch nicht, welche den ernsten Kunsthistoriker ausmachen. Die flackernde Schreibweise, das Ueberstürzen halbausgereifter Ideen, vor allem das ständige Posieren mit einer Art mystischer Erkenntnistiefe sind ermüdend für jeden, der Kunstgeschichte nicht als ästhetischen Sport treibt, sondern um etwas zu lernen. Man sehnt sich am Schluß dieser Lektüre nach Lübke.

Digitized by Google

Es ist schwer, Sätze wie die folgenden, sachlich zu behandeln: „Die Wahrheit findet der Deutsche dort, wo ihm der Reichtum des Individuellen zusammenwächst zu dem großen Wunder der Einheit. Es geht daher bei seinen Gestaltungsmodi zumeist jeweils von der Individualität seiner Bildvorstellung aus, die eben als Vorstellung so leicht den Weg zur Einheit in dem persönlichen Schauen findet. . . . . Die Naturstudien dienen dem Deutschen zumeist nur als Bereicherung seines sinnlichen Vorstellungsbesitzes, aus dem heraus er dann frei das Bild entwirft, ohne die berauschende Phraseologie des Südens, aber auch ohne jene Artistentrivialitäten." Was meint Dr. Burger mit der „berauschenden Phraseologie des Südens" und mit „jenen Artistentrivialitäten"? Es klingt sehr gut, aber wenn solche Dinge ohne irgendwelche tatsächlichen Belege ausgesprochen werden, so ist man versucht, sie für leere Worte zu halten. Welche Maler oder Malerschulen Italiens sind die mit der „berauschenden Phraseologie"? Man könnte Paul Veronese, überhaupt die Venezianer nennen, vielleicht auch Correggio. Wie paßt aber die Bezeichnung auf Giotto, auf die Florentiner Quattrocentisten, auf Rafael? „Artistentrivialitäten", worunter Dr. Burger vermutlich technische Spielereien versteht, sind nicht besonders charakteristisch für die italienischen Malerschulen. Man findet sie in allen Ländern und zu allen Zeiten. Jeder Kenner der Kunstgeschichte weiß, daß es überhaupt gänzlich ausgeschlossen ist, mit einer allgemeinen Bezeichnung die Kunst eines ganzen Landes oder einer ganzen Epoche zu umfassen. Irgend etwas stimmt dabei nie ganz. Solche tönende Phrasen haben ihren Platz in der feuilletonistischen Aesthetik, aber in einer wissenschaftlichen Arbeit ist man berechtigt, nach dem Beweismaterial für die allgemeine Behauptung zu fragen.

Sobald Dr. Burger jedoch daran geht, seine Leitsätze durch Beispiele zu erhärten offenbart sich auch die Schwäche des Gesagten. Der Unterschied in der Weltanschauung des Deutschen und des Italieners wird folgendermaßen dargetan: „In der „Renaissance" des deutschen Geistes pflanzt sich die große Idee des Mittelalters vom Einswerden des Einzelnen mit dem All-Einen fort. Für sie ist das Göttliche nicht ein im Ideal realisierter schöner Zustand des Daseins, sondern die jedes Individuelle schaffende und immer unergründliche, lebendige Zaubermacht. Man wollte daher nicht so sehr das Ideal in einer objektiven Einheit verwirklichen, als die alles bestimmende Idee aus dem Wesen des Individuellen gewinnen.

Digitized by Google

Die großen Klassiker der italienischen Renaissance suchen im Formalen die ordnende Regel im Dasein, die Deutschen den Urgrund des alles Einzelne bestimmenden Gesetzes. Die Italiener verwirklichen ihr sinnliches Ideal, die Deutschen suchen hinter die Idee des Individuellen zu schauen." Als Resultat dieser hochtrabenden Deduktionen ergibt sich, daß „Rafael uns die heitere Harmonie des olympischen Daseins vor Augen führt, während uns Dürer einen Blick in die düsteren Rätsel des Daseins tun läßt". Dieser Vergleich zwischen dem deutschen und dem italienischen Meister ist aber ein ganz an der Oberfläche haftender und wird darum auch schon seit langer Zeit in allen feuilletonistischen Kunstbetrachtungen gern herangezogen. Jedenfalls ist es nach solchen Vorbereitungen eine Enttäuschung, nichts anderes zu erfahren, als daß Rafael mehr die heitere Seite des Lebens und Dürer die ernste repräsentiert. **Partiriunt montes etc.**

Bezüglich der allgemein herrschenden Auffassung über Mittelalter und Renaissance befindet sich Dr. Burger auch in einem gewissen Irrtum. Er betont die Eigenart seiner kunstgeschichtlichen Darstellung, indem er „die Renaissance gegenüber dem Mittelalter nicht unter dem Gesichtswinkel des allgemeinen „Fortschrittes" betrachtet, sondern nur als eine langsam sich neubildende Erkenntnis — und Gestaltungsweise, die auch viel verlor über dem, was sie Neues schuf". Nun hat aber John Ruskin vor zirka einem halben Jahrhundert bereits die mittelalterliche Kunst wieder zu Ehren gebracht und in unnachahmlicher Weise gezeigt, wie die Renaissance durchaus keinen unbedingten Fortschritt gegenüber dem Mittelalter bedeutet. Seine Ideen haben seitdem die ganze Kunstanschauung durchdrungen, und die Kunstgeschichtsschreibung ist von ihnen modifiziert worden, auch da, wo sich der Autor nicht zu Ruskins Ideen bekannte. Diese Arbeit ist also schon getan und braucht nicht noch einmal in Angriff genommen zu werden.

Dr. Burger behauptet, „der Kunsthistoriker hat sich gewöhnt, nach der gegenständlichen Richtigkeit oder nach den ihm bis heute geläufigen ästhetischen Gestaltungsgesetzen zu urteilen und ergeht sich unter dem Einflusse der Assoziationspsychologie in einer physischen oder psychischen Umdeutung der Formenwelt, bevor diese Form rein als das erkannt wird, was sie ist: ein organisierter sinnlicher Vorstellungskomplex, begriffen als Akt unseres sinnlichen Bewußtseins". Wo und wer der Kunsthistoriker ist, der solche halsbrechenden Kunststücke macht, weiß ich nicht, aber es will mir scheinen,

Digitized by Google

als ob sich Dr. Burger in ihm, wie er es auch noch an anderen Stellen tut, einen fingierten Gegner schafft, um Gedanken zu bekämpfen, die niemand mehr hat, oder Behauptungen zu widerlegen, die niemand macht.

Seite 2 wird gesagt: „Noch immer erblickt man so häufig in dem Mittelalter den großen Gedankenstrich, den die Geschichte zwischen Antike und Renaissance gemacht hat, übersieht seine positiven gewaltigen Leistungen und gewöhnt sich, in der Renaissance das Erwachen aus Nacht und Grauen zu paradiesischer Herrlichkeit zu sehen." Kein denkender und gebildeter Mensch hat heute mehr eine solche kindliche Vorstellung! Das ist ganz unmöglich, nachdem Ruskin seine „Stones of Venice", Gregorovius seine „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" geschrieben hat, nachdem das Interesse für Dante ein allgemeines geworden und Lebensbeschreibungen des heiligen Franziskus von Assisi in allen Sprachen erscheinen. Seit den Tagen der deutschen Romantiker ist die Liebe zum deutschen Mittelalter nicht wieder erloschen.

Man hat früher die deutsche Renaissance gegenüber der italienischen zurückgesetzt, auch das tut heute nur der, dessen persönliche Geschmacksrichtung ihn nach der italienischen Kunst hinweist. Unsere Museen aber legen Zeugnis für das Verständnis ab, mit welchem in Fachkreisen der deutschen Malerei aller Epochen begegnet wird. Im Gegenteil, die Betrachtungen über die Innigkeit der deutschen Maler sind schon zur Phrase geworden und die Bewunderung für sie wird binnen kurzem zu einer preziösen Mode werden.

Dr. Burger geht in seiner Geschichte der deutschen Malerei von dem Grundsatz aus, daß es weder Zeiten des „Verfalls" noch des „Aufstiegs" gibt. „Es gibt keine sogenannte Blütezeit einer Kunst, die diese Blüte nicht auch durch die Aufgabe köstlicher Erkenntnisse der vorangegangenen Zeit erreicht hätte, keine „Verfallzeit", die nicht mit positiv neuen Erkenntnissen auf dem Schauplatz der Historie erschien, von der willkürlichen Abgrenzung derartiger zeitlicher Komplexe abgesehen." Nun bedeutet Kunst aber Können, und kein Kunstgelehrter wird leugnen, daß es Zeiten gab, in denen die Menschen mehr konnten, und Zeiten, in denen sie weniger konnten. Daß in Epochen künstlerischen Niedergangs sich trotzdem Keime späterer Blüte finden, ist eine ebenso allgemein anerkannte Tatsache. Der Tiefstand des künstlerischen Vermögens war vielleicht nie so kraß wie in der frühchristlichen Epoche. In den rohen

Digitized by Google

Werken einer halb barbarischen, halb dekadenten Kunst, wie sie während der ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung bis auf Karl den Großen geübt wurde, vermag das geschulte Auge dennoch die Anfänge der nachmaligen, glanzvollen Entwicklung wahrzunehmen. Von Karl dem Großen an beginnt der allmähliche Aufstieg. Es läßt sich da doch kaum darüber streiten, daß die Epochen der romanischen und gotischen Bauweise und Skulptur, der spätmittelalterlichen und Renaissancemalerei Zeiten des Aufstiegs im Gegensatz zur Verfallperiode der spätrömischen und frühchristlichen Antike bedeuten.

Man begibt sich auf eine schiefe Ebene, sobald man anfängt, die Begriffe zu verwechseln. Verfall ist und bleibt Verfall, welche Keime lebendiger Zukunft auch in ihm wirksam sein mögen. Künstlerische Blüteperioden sind und bleiben Epochen größeren Könnens und Vollbringens, auch wenn dies Können und Vollbringen durch eine Einbuße an Geist oder Gemüt erkauft worden.

Gerade bei der Beurteilung mittelalterlicher Malereien des 13. und 14. Jahrhunderts ist es wichtig, daß man sich nicht verleiten lasse, technisches Ungeschick als identisch mit Naivität der Empfindung zu betrachten. Dr. Burger schildert S. 34 zwei Darstellungen der Anbetung der Könige. In dem Gemälde des Meisters Bertram sehen wir die Madonna das Kind auf ihren Knien haltend, während der älteste der Könige das Händchen des göttlichen Knaben ehrfurchtsvoll an seine Lippen zieht. Die beiden anderen Könige stehen etwas hinter dieser Gruppe. Der Maler hat diese Szene so gut darzustellen versucht, wie ihm dies nach dem Stand des technischen Könnens seiner Zeit, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, möglich war. Die Vision, die in seiner Seele lebte, zu realisieren, war er von vornherein unvermögend, er gab seinen Gedanken nur unbeholfenen Ausdruck, und um ihm gerecht zu werden, muß man sich immer vergegenwärtigen, welches Bild ihm vorschwebte. Unsere liebe Frau, angetan mit goldener Krone, und die Großen der Erde, ihre Schätze dem nackten Jesuskindlein darbringend, das sollte eine imposante, von heiliger Ehrfurcht durchwehte Darstellung sein. Ernst, feierlich und von treuherziger Innigkeit wurde sie auch. Man fühlt in ihr den Geist religiöser Inbrunst und man sieht das hohe malerische Talent eines mit den Unvollkommenheiten seiner Technik ringenden Künstlers. Die Mängel seines Werkes erkennen wir als solche und würden dem Maler unrecht tun, wenn wir das, was er sich umsonst zu bessern strebte, für wesentliche Vorzüge seiner Arbeit

Digitized by Google

hielten. Dr. Burger berichtet von dem subjektiven Eindruck, den das Bild auf ihn gemacht, in folgender Weise: „Zu dem kindlich verlegenen Schweigen gesellt sich hier die Feierlichkeit einer kirchlichen Zeremonie, die freilich weniger nach der weiträumigen Pracht der Dome als der Idylle der Dorfkirche verlangt. Das Kindchen ist das einzige Wesen, das in seiner Furchtsamkeit aus der Rolle fällt, um aber desto mehr Lebenswärme dem Ganzen zu verleihen und den Vorgang uns menschlich besonders nahe zu bringen. Wie ein Priester die Hostie, küßt der Aelteste der Könige die Hand des Kindes, der zweite faßt die Krone an, als hätte er den bäuerlichen Hut zu lüften, während der dritte ungeduldig mit den Beinen trippelt und verlegen mit dem Finger die Goldstücke im Kelche überprüft."

Mag alles andere auch gelten, zwei Dinge sind gewiß, daß der Maler Bertram nicht beabsichtigte, den einen König seine Krone in „bäuerlicher" Weise lüften zu lassen, und daß er noch weniger bemüht war, einen König darzustellen, der angesichts des heiligen Gotteswunders ungeduldig mit den Beinen trippelt und verlegen die Goldstücke im Kelche prüft. Ihm war die Geste, mit der der eine König seine Krone lüftet, eine feierliche Geberde, mit welcher der Monarch dieser Welt seine Krone dem Gottessohn zu Füßen legte, während die Gestalt des zweiten Königs in den schmalen Raum hinein gezwängt werden mußte und dabei, entsprechend dem Geschmack des 14. Jahrhunderts, den Typus eines ritterlichen und schlanken Fürsten erhalten sollte.

Die Wirkung, welche Arbeiten einer längst vergangenen Epoche auf uns moderne Menschen ausüben, muß man stets getrennt halten von deren eigentlichem Wert und Wesen. Diese Wirkung ist nie eine beabsichtigte. Gerade das Kindliche, Naive, Fromme, das harmlos Realistische, das diesen alten Malereien des 13. und 14. Jahrhunderts anhaftet, ist seiner Natur nach unwillkürlich. Man müßte sonst auch manchen Zug, der komisch auf uns wirkt, als beabsichtigt ansehen, und hiermit würden wir den ganzen Charakter der Epoche verkennen. Auf der bei Burger abgebildeten kleinen Miniatur des 13. Jahrhunderts z. B. hat die Madonna für unser Auge geradezu einen Zug von lustiger Verschmitztheit und blinzelt den beiden stehenden Königen kokett lächelnd zu. Nun wissen wir aber, daß der Künstler nichts anderes als eine hoheitsvolle Lieblichkeit in das Madonnenantlitz legen wollte, und beurteilen sein Werk dementsprechend. Unsere Kenntnis von den Stileigentümlichkeiten des

Digitized by Google

13. Jahrhunderts ermöglicht es uns, das Bildchen richtig einzuschätzen, sowohl was seine technischen wie seelischen Eigenschaften anbelangt.

Diese von Dr. Burger so sehr gering geschätzten „landläufigen Stilbegriffe" repräsentieren einen Schatz von, durch die mühsame Forschung tüchtiger Gelehrter, erworbenen Kenntnisse, auf deren Grundlage allein wir zu weiteren Erkenntnissen auf dem Gebiete der Kunstgeschichte fortschreiten können. Wir verlieren uns ins Uferlose, sobald wir uns nur noch auf unsere subjektive Intuition dem Kunstwerk gegenüber verlassen. Dr. Burger hat eine genial zu nennende Fähigkeit, in das innere Wesen eines Kunstwerks einzudringen, aber er geht trotzdem in seiner Beurteilung oft irre, weil er rein technische und durch den Zeitstil bedingte Eigentümlichkeiten für den Ausdruck seelischer Vorgänge oder komplizierter Weltanschauungen hält. So kommt es, daß seine Beurteilung des Dürerschen Selbstporträts und des Cranachschen Bildnisses der Katharina von Bora in gar keinem Zusammenhang mehr mit den realen Bildwerken steht. Das bekannte Dürerporträt der Münchner Pinakothek wird folgendermaßen charakterisiert. „Er sucht das Ideal nicht wie der Italiener im interessanten Typus der Persönlichkeit, sondern in dem unpersönlichen, absoluten Einheitsideal. Dürer „idealisiert" daher nicht seine Persönlichkeit, sondern unter Verzicht auf jede Geistigkeit untersucht er die Frage, mit welchen Mitteln die Individualität seiner Erscheinung in die Majestas des Ueberpersönlichen erhoben werden könne." Von der Katharina von Bora heißt es gar: „Bei Cranach die dumpfe Enge des Daseins selber, der latente Widerstand der trägen Materie und in ihr die mephistophelische Laune des heimlichen Lebens, das in harten Kurven sich seine Bahn erzwingt; jeder Teil des Gesichtes trägt seine besondere Lebensgeschichte zur Schau und fügt sich doch einem wohldurchdachten Gesamtorganismus ein, so daß hinter der stumpfen Lethargie der Persönlichkeit das in der formalen Erscheinung rein sich äußernde Leben fast allein zu Wort kommt mit jenem letzten Rest von Eleganz der Silhouetten wie sie dem ausgehenden Mittelalter zu eigen war."

Diese Art der Kunstgeschichtsschreibung kann nicht bestimmt genug verurteilt werden. Sie lehrt nichts anderes als das Geschick, sich mittels phrasenhafter Tiraden über wissenschaftliche Probleme hinwegzuhelfen. Gerade weil diese Art und Weise heutzutage allgemein zu werden beginnt, ist sie gefährlich. Von dem Schaden,

Digitized by Google

welcher der deutschen Sprache durch die grammatikalisch unreinen Sätze, die gezwungenen Wortbildungen zugefügt wird, will ich hier gar nicht reden. Schlimmer als das ist vielleicht die, auch schon allgemeine Neigung zu salopper Ausdrucksweise. Eine wissenschaftliche Abhandlung sollte immer gediegen sein und keine Stellen enthalten, die zur Not in einer mündlichen Unterhaltung durchgehen könnten. Bei der Schilderung der Anbetung der Könige von Francke in der Hamburger Kunsthalle schreibt Dr. Burger: „Die Madonna ist in einer prätentiösen Würde der Königin gegeben, der einzig ruhende Punkt in dem wirren Durcheinander der bunten Gruppe, die das Wunder wie das Neueste vom Tage bespricht, indes der Joseph nicht eben seine schönste Seite zeigt." Solche Redewendungen wirken immer unerfreulich und beeinträchtigen den Respekt, den der Leser vor der sachlichen Richtigkeit der gemachten Angaben haben sollte.

Dr. Burger spricht am Schluß seines Vorwortes den Wunsch aus, daß man ihn dereinst „als Erforscher des Wesens der Vergangenheit zu den Lebenserscheinungen der Gegenwart" zählen werde. Daß sein Buch ein interessantes Kulturſymptom der Jetztzeit bietet, ist gewiß. Die Fehler sind die unserer Zeit, das Wertvolle ist persönliches Eigentum des Verfassers.

Digitized by Google

Torstensson als Vorgänger Friedrichs des Großen im Kampf gegen Oesterreich.*)

Von

Martin Hobohm.

Der Streit um den Ursprung des Siebenjährigen Krieges ist, wie ich glaube, durch die Stellungnahme Max Lehmanns entschieden worden, dessen Auffassung durch das einfache Wort gekennzeichnet ist: Zwei Offensiven stießen aufeinander. Dieselbe Formel scheint mir auch auf die Situation angewendet werden zu müssen, die zu dem Eingreifen der Schweden in den großen Krieg des vorausgehenden Jahrhunderts geführt hat. Nicht bloß die Furcht, vom spanischen Einfluß, vom Katholizismus eingeschnürt, erdrückt zu werden, hat Gustav Adolf nach Pommern genötigt, sondern ebensosehr der natürliche Expansionsdrang seines kräftigen Staatswesens, der elementare Auftrieb der werdenden Großmacht.

Gegen diese Auffassung hat sich gewichtiger Widerspruch erhoben, sowohl inbezug auf Gustav Adolf wie auf Friedrich den Großen. Für meine Untersuchung liegt kein Anlaß vor, diese Probleme wieder aufzurollen, denn Torstensson, von dem die Rede sein soll, hat seinen großartigen Kampf gegen das Haus Oesterreich nicht selbständig unternommen, sondern geerbt. Der Verlauf seiner Feldzüge läßt auf den Ursprung des Krieges ebensowenig einen Rückschluß zu wie der Verlauf des Siebenjährigen Krieges auf die Motive, die Friedrich zum Losschlagen getrieben haben. Auch für Torstensson wäre die defensive Absicht allein schon genügend gewesen, um ihn genau so weit zu führen, wie später Friedrich den Großen: Bis an die Donau heran. Er hat dort so festen Fuß gefaßt, wie Friedrich es

*) Vortrag, gehalten am 17. Juli 1913 vor der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin. — Eine größere Schrift über Torstensson hoffe ich im Frühjahr erscheinen lassen zu können.

Digitized by Google

theoretisch zum Programm gemacht, wenn auch nicht praktisch auszuführen vermocht hat.

Der kühne, immer erneuerte Vorstoß in der Richtung auf Wien, das ist der Inhalt von Torstensson Strategie. Der Kanzler Oxenstierna, von dem er abhing, hat vielfach behauptet, dies sei für Schweden das einzig gewiesene Verhalten, wenn es am deutschen Krieg teilnehmen wolle. Vor Torstenssons Kommandoführung sind auch schon bedeutsame Versuche zur Verwirklichung dieser Absicht gemacht worden, am kräftigsten durch Bernhard von Weimar und Baner. Die Geschichte des Gedankens reicht noch über das Auftreten der Schweden in Deutschland zurück; die Stellung Gustav Adolfs dazu ist von inhaltreichem Interesse und hat sich als eine Aufgabe neuer, verzweigter Studien erwiesen.

Unter solchen Umständen mag es fast überraschen, daß die Fortführung dieses alten, von anderer Seite aufgestellten Programms für Torstensson noch Raum zu einer welthistorischen Leistung gelassen haben soll, die ihn einen Vorgänger Friedrichs des Großen zu nennen erlaubt.

Grandios ist die Stufenleiter rapider Erfolge, die er emporgestiegen ist. Indem wir uns anschicken, sie zu verfolgen, mag ein Wort über den großen Historiker am Platze sein, dessen Werk die Hauptquelle für Torstenssons Beurteilung ist. Es ist Bogislav Philipp von Chemnitz aus Stettin, seit 1642 zum schwedischen Reichshistoriographen ausersehen. Dazu hatte ihn Oxenstierna gemacht, nachdem er vorher dasselbe Amt vergeblich Hugo Grotius angeboten hatte. Der Kanzler hat das große Verdienst, die Aufgabe gestellt, die Archive geöffnet, den Autor materiell über Wasser gehalten zu haben; eine Einwirkung von ihm auf das Detail ist kaum anzunehmen.

Das Buch, der „Königlich Schwedische in Teutschland geführte Krieg", liegt leider nur verstümmelt vor; Pufendorfs Kommentare liefern wenigstens einen vollständigen Auszug daraus.

Chemnitz darf einen Platz in der Reihe der welthistorischen Geschichtsschreiber beanspruchen. Seine umfangreiche Darstellung ist in den Hauptpartieen nichts anderes, als ein gewaltiges Mosaik von Aktenzitaten; aber mit vieler Kunst hat er sie zu einer flüssigen Diktion, zu einem lebendigen Ganzen verarbeitet. Den außerordentlich verzweigten Stoff hat er versucht, durch verständige Gliederung organisch zu beleben. Einer dramatischen Gestaltung freilich widerstrebte dieser Stoff durch sich selber und durch die Materialfülle, an die der amtliche Historiograph gefesselt war.

Digitized by Google

Darum hat ſich das künſtleriſche Vermögen zum größeren Teil in die Detailſchilderung flüchten müſſen. Wo ſie dann hervorheben, zuſammenfaſſen darf, erhebt ſich die Darſtellung häufig zu einer gewiſſen einfältigen Schönheit und Größe, die hohen Genuß gewährt. Er pflegt den entſcheidenden Punkt in ſeinen Akten ſehr wohl herauszufinden und zu unterſtreichen.

Fleißige Kritik hat ihm Einzelfehler nachgewieſen, Flüchtigkeiten, auch wohl einmal tendenziöſe Unterdrückung von Tatſachen im Sinne Schwedens, geradezu Fälſchungen. Aber die ganze Rieſenarbeit, das Werk eines bedeutenden Geiſtes, iſt ſo groß und tüchtig, daß jene paar Fälle nicht daneben in Betracht kommen, ſelbſt wenn ſie noch um einige vermehrt werden ſollten; er bleibt trotz allem ein treuer Führer.

Ranke hat von ihm geſagt, er habe vielleicht das beſte Deutſch des Jahrhunderts geſchrieben. Auch dagegegen hat man lebhaft Oppoſition gemacht. Es iſt wahr, die ſchriftſtelleriſchen Unarten des Jahrhunderts machen ſich auch bei Chemnitz geltend; aber ſie haben die Schönheit der ſinnlich kraftvollen Lutherſprache bei ihm doch keineswegs überwuchert.

* * *

Torſtenſſon übernahm das Kommando in Deutſchland gegen Ausgang des Jahres 1641. Seine erſte Aufgabe war, die Disziplin der verwilderten, eine Weile führerlos geweſenen Armee herzuſtellen. Er tat es mit vollendetem Geſchick, durch Mittel, die noch halb dem alten Landsknechtsweſen, halb ſchon dem modernen Subordinationsbegriff entſtammten. Immerhin war es doch nur eine ſehr bedingte Autorität, mit der er zu operieren begann. Ob das Heer ihm dauernd gehorchen würde, ob er es zu großen Leiſtungen nötigen könnte, war in erſter Linie von ſeinen Erfolgen abhängig. Drei Rückſichten treten in den Berichten als gleich wichtig, gleich zwingend nebeneinander auf, die Torſtenſſon immer wieder zur Donau hingezogen haben: Erſtens die Erkenntnis, daß man den Kaiſer als öſterreichiſchen Territorialfürſten angreifen müſſe, um einen erwünſchten Frieden von ihm zu erlangen; zweitens die Notwendigkeit, die Armee, den Krieg auf Feindes Koſten zu ernähren; drittens das Bedürfnis der Truppen nach Ruhm und Beute. Daneben ſteht als viertes das Streben nach Unabhängigkeit von Frankreich, ein eigentümliches Verhältnis voll inneren Zwieſpalts, von dem nachher noch kurz die Rede ſein muß.

Digitized by Google

Merkwürdig ist es nun, daß Torstensson seinen ersten großen strategischen Gewinn durch Nichtstun geerntet hat, er, dessen Eigenart die Gegner bald in der stürmischen Initiative zu finden meinten. Oesterreicher und Bayern kamen die Saale herabgezogen, um dem an Zahl unterlegenen, noch kaum schlagfertigen Schwedenheere entgegenzutreten. Sie trafen es in der Altmark; Torstensson blieb still in einem unangreifbaren Lager bei Salzwedel und schulte seine Rekruten. Da half sich der kaiserliche Feldherr, Erzherzog Leopold Wilhelm, durch eine Diversion über die Elbe nach Mecklenburg; dadurch bedrohte er die Operationsbasis des Feindes und seine Festungen an der Ostsee, das eigentliche Kriegspfand der Schweden. Der Schutz der „Seekante", wie man sagte, war Torstensson in allen seinen Instruktionen als die alleroberste Pflicht bezeichnet worden; es erschien selbstverständlich, daß er sich einsetzen müsse, sie zu verteidigen. Aber der blieb, wo er war. Er verließ sich auf seine Festungen, die nicht dem ersten Anfall erliegen würden; er sah voraus, daß der Feind sich in dem winterlichen, erschöpften Lande nicht lange würde ernähren können, und daß die Bayern sich nicht Zeit lassen würden, an der Ostsee hin und her zu manövrieren: Man hatte Nachrichten, daß am Rhein die Franzosen neuerdings wieder um sich griffen.

Nach vier Wochen kam Leopold Wilhelm wieder über die Elbe und ging in die Quartiere an der Saale zurück; die Bayern marschierten ins Stift Fulda.

Jetzt war die Reihe des Handelns an Torstensson. Reichlich 15 000 Mann stark, marschierte er in einem einzigen Zuge bis Glogau und stürmte es am vierten Tage. Dann gings im Sturme die Oder aufwärts, ein feindliches Armeekorps wurde zersprengt, eine der schlecht besetzten Festungen nach der anderen überrascht. Ehe das kaiserliche Hauptheer heranzog und schlagfertig wurde, gewann der Schwede noch Zeit zu einer 14tägigen Kavalkade nach Mähren.

Dies Unternehmen, ebenso keck wie wohlbedacht, zeichnet seine künftigen Unternehmungen in folgenreicher Weise vor. Er hinterließ in Mähren zwei Festungen von Schweden besetzt und in verteidigungsfähigem Zustande: Olmütz und Mährisch-Neustadt. Olmütz ist bis zum Jahre 1650 ununterbrochen schwedisch geblieben; fortan besaß also der Feind einen festen Stützpunkt 21 Meilen von Wien. Von dort aus wurde das Land bis an die Donau beständig in Unruhe gehalten; der evangelische Teil der Bevölkerung, wie er den Schweden die Existenz fristen half, bekam nun für alle seine Hoff-

Digitized by Google

nungen einen neuen Halt. Der Fürst Georg I. Rakoczy von Siebenbürgen, mit dem man schon seit Gustav Adolf in Verbindung stand, half diese Besatzungen ebenfalls unterstützen, und einmal hat Torstensson, als er weit ab war und den bedrängten Festungen nicht helfen konnte, dem Fürsten geradezu erlaubt, seine Hand auf die bedrohten Plätze zu legen: Es war drauf und dran, daß dieser gefährliche ungarische Emporkömmling, der Klient des Türken, in Mähren festen Fuß fassen würde. Die Polen haben es damals verhindert, aber die imminente Gefahr blieb bestehen und der Zustand wurde mit jedem Jahr quälender. Der Kaiser hat, wie Chemnitz es ausdrückt, diesen „nagenden Wurm im Herzen" seiner Monarchie nicht wieder loswerden können.

Durch die vielen Besatzungen geschwächt, mußte nun Torstensson vor dem heranrückenden Gegner etappenweise zurückweichen und seinen Nachschüben entgegengehen. In der Gubener Gegend erreichten sie ihn und machten ihn dem Feinde reichlich gewachsen. Sofort präsentierte er sich dann auf ebenem Gelände zur Schlacht; aber der Erzherzog Leopold Wilhelm begnügte sich, in unangreifbaren Stellungen Böhmen zu decken. Da ließ ihn Torstensson stehen und marschierte nach Leipzig, um es zu belagern. Sachsen gehörte ja noch zur kaiserlichen Partei; es zur schwedischen herüberzuzwingen, war ein politisch und strategisch gleich dringendes Bedürfnis. Ferner war anzunehmen, daß die Kaiserlichen zum Schutze von Leipzig die Schlacht wagen müßten, die Torstensson dringend wünschte; gerade wie einst Gustav Adolf seinen sächsischen Bundesgenossen durch die erste Schlacht bei Breitenfeld (1631) gedeckt hatte, so haben es nun auch die Kaiserlichen durch die zweite Schlacht an demselben Orte versuchen müssen.

Um es wirklich dazu zu bringen, mußte noch ein anderer Umstand mitwirken, dessen Gunst von Torstensson ebenfalls erkannt und genutzt worden ist. Seine französischen Alliierten kamen vom Niederrhein langsam ostwärts gezogen, und obwohl sie noch weit hinten an der Leine waren, verstärkte doch jede Meile Weges, die sie machten, den Kaiserlichen die Neigung zum Schlagen, solange sie es mit den Schweden allein zu tun hätten.

So kam es denn am 2. November 1642 bei Breitenfeld wirklich zur Entscheidung. Die Niederlage der Oesterreicher war vollständig, obwohl sie an Truppenzahl die Ueberlegenen waren.

Einen Monat später fiel Leipzig, als wertvolle Siegesfrucht. Glogau, Olmütz, Leipzig sind die drei Punkte, um die sich die großen

Digitized by Google

Erfolge von Torstenssons erstem Kommandojahr kristallisieren. Von kleineren Festungen unterstützt, sind sie fortan Angelpunkte der schwedischen Strategie geblieben.

Nach dem Fall von Leipzig zogen die Franzosen nach dem Oberrhein; zu Torstenssons großer Erleichterung haben sie dort im folgenden Jahre 1643, wie in der Regel, die Bayern beschäftigt. Den ganzen Krieg über zielten die Franzosen auf die Donau immer ganz oben, die Schweden viel weiter unten. Die Franzosen, die von der spanischen Partei an allen ihren Grenzen bedroht waren, wollten sich nicht gern weit nach Deutschland hineinwagen; die Schweden dagegen hatten die Schwächung Oesterreichs als ihr eigentliches kriegerisches Ziel ansehen gelernt. Die Franzosen wünschten garnicht den Ruin des Kaisers, sondern ein Gleichgewicht zwischen ihm und Schweden. Ihr Weizen blühte am Rhein; dort hofften sie sich erobernd auszubreiten und deutsche Fürsten von sich abhängig zu machen. Dort waren sie schon jetzt übermächtig; wenn die Schweden in jenen Gegenden auftraten, waren sie in viel höherem Grade die Soldaten Frankreichs, als wenn sie im Osten operierten, wo das größte kriegerische Ansehen unbestritten ihnen selber gehörte. Andererseits war der Gedanke der Kooperation beider Armeen so einleuchtend und natürlich, daß beide Parteien dafür immer wieder bis zu einem gewissen Grade Konzessionen machten und fortwährend darum rangen, wer den anderen zu sich heranziehen könne auf den Schauplatz, auf dem er selber dann die Führung haben würde. Während Torstenssons Kommando haben die Heere so gut wie immer selbständig operiert; freilich nicht ohne daß die Erfolge und Mißerfolge des einen immer kräftig auf die Lage des anderen zurückgewirkt hätten.

Es hat nach der Breitenfelder Schlacht reichlich ein halbes Jahr gedauert, ehe die schwedische Offensive gegen den Kaiser wieder in kräftiger Weise aufgenommen wurde. Vier Gruppen von Gründen sind dabei wirksam gewesen: Erstens die militärischen. Das Heer mußte nach den Verlusten der Schlacht und der nachfolgenden Belagerung erst gründlich erfrischt und ergänzt werden; lange hat Torstensson vergeblich gehofft, noch große Nachschübe aus der Heimat zu erhalten. Sodann mag seine eigene Krankheit nicht ganz ohne Einfluß gewesen sein, um seinen Aufbruch verzögern zu helfen; sie war, wie gewöhnlich, in der winterlichen Jahreszeit besonders empfindlich. Es ist bekannt, daß seine Gesundheit durch die unmenschliche Härte eines bayrischen Gefängnisses untergraben worden war.

Digitized by Google

Meistens mußte er sich tragen lassen. Die Seinen priesen es als eine besondere wunderbare Gnade, wenn der liebe Gott ihm zu einem Gefechte trockenes Frostwetter schickte, so daß er einmal zu Pferde steigen und in leidlicher Gesundheit kommandieren konnte. Aber was in diesem gebrochenen Kranken für eine Art von Männlichkeit lebte, das mag der kühne Gang seiner Feldzüge zeigen; er war in seinem Siechtum beweglicher und entschlossener als alle seine Gegner.

In jenem Winter 1642 auf 43 mag ihn drittens der Blick auf die große Politik zum Abwarten veranlaßt haben. In Frankreich starben nacheinander Richelieu und Ludwig XIII.; es war zweifelhaft, wie die neue Regierung ihre Stellung nehmen würde. Nach Richelieus Tode wollte in Hamburg kein Kaufmann mehr den Schweden auf die französischen Subsidien noch Geld vorschießen. — Ferner bemerkte man in Dänemark kriegslustige Rüstungen, die sich indirekt gegen Schweden zu richten schienen, und eifrige Annäherung an dessen Gegner. Gerade diese Rücksicht hat die schwedische Regierung in jenen Monaten dem deutschen Kriege gegenüber zu zögerndem Temporisieren veranlaßt, so daß Torstensson über ihre Absichten lange im Unklaren blieb. Es war ein Glück für ihn und für Schweden, daß er auf diese Weise in die Lage kam, die Dinge selbständig zu meistern.

Endlich hielt ihn der Wunsch in Sachsen fest, auf dieses Land zu drücken, damit der Kurfürst von neuem zum Anschluß an Schweden genötigt würde. Diese Hoffnung ist erst drei Jahre später erfüllt worden. So lange hat die kurzsichtige Querköpfigkeit des Kurfürsten widerstanden; erstaunlich genug, wenn man bedenkt, in welcher Lage sein Land war. Nach dem Falle von Leipzig wurde in Dresden alsbald die kurfürstliche Küche knapp. Die gewonnene Stadt selber wurde geschont, ihr Handel nicht gestört; weil, so referiert Chemnitz, der Feldmarschall „diesen Brunn auf einmahl zu erschöpffen, und die Henne, von deren man hinfüro noch viel güldener eyer haben können, gar zu schlachten, nicht rathsamb ermessen". Sein Wunsch war es, „in Meißen einen bestendigen Stat zu formiren, auch Leipzig, so in allwege das Fundament dessen sein muste, wol und dergestalt, das es im nothfall auf sich selbst bestehen könte, zu fassen".

Dieses weitsichtige Verfahren ist von vollem Erfolg gekrönt worden. Nachdem es in die Wege geleitet war, wandte sich Torstensson zur Belagerung von Freiberg, um Sachsen „noch eine

Digitized by Google

zweite Fessel anzulegen". Inzwischen brachte jedoch der Kaiser mit großer Anstrengung wieder ein an Zahl überlegenes Heer zusammen und nötigte die Schweden, von Freiberg abzulassen. Es war vier Monate nach der Schlacht. Torstensson hätte gern wieder geschlagen, aber der Feind bot ihm keine annehmbare Gelegenheit dazu. Nun machte der Feldmarschall Miene, um die Flanke des Gegners herum nach Böhmen zu gehen; sofort wich der unfähige Gallas, der damals das Kommando übernahm, bis in den Königgrätzer Kreis zurück. Torstensson zog die kleinen Verstärkungen aus den deutschen Werbeplätzen heran und detachierte Königsmarck mit einem fliegenden Streifkorps nach dem nordwestlichen Deutschland. Dann ging er mit gewandter Kühnheit über die böhmischen Flüsse vor, um sich dem Feinde unfern von Prag zur Schlacht zu präsentieren. Aber Gallas blieb hinter seinen Lagerschanzen. Da marschierte der Schwede keck an ihm vorbei, gab die Verbindung mit dem Norden auf und eilte nach Mähren, um dort seine Festungen neu zu versehen. Gallas folgte vorsichtig hinter ihm drein; der Proviant, der für die kaiserliche Armee bereitgestellt war, wurde in die schwedischen Festungen abgeführt.

Dann setzten sich die beiden Armeen an der March fest und blieben, ungefähr gleich stark, reichlich zwei Monate einander gegenüber liegen, von Ende Juni bis Ende August. Die innere Ueberlegenheit war bei Torstensson: Die beiden großen Armeen wurden auf Kosten der kaiserlichen Provinzen ernährt; dem schwer seufzenden Lande wurde der schwedische Schrecken auf das Bitterste, bis an die Wiener Brücke hin, eingeprägt.

Es konnte aber nicht ausbleiben, daß die österreichischen Streitkräfte allmählich immer mehr anwuchsen. Ein Teil davon unter dem Generalwachtmeister Krockow wurde zu einer Diversion nach Pommern verwendet, um durch Bedrohung der Seekante Torstensson Beine zu machen. Der hatte gehofft, daß Königsmarck den Weg zu ihm finden und ihm außer dem eigenen Korps die ausgebliebenen Nachschübe aus Schweden bringen würde, so daß er stark genug würde, um Gallas mit oder ohne Schlacht über die Donau hinüber zu nötigen. Allein nun mußte Königsmarck genug zu tun haben, um Pommern gegen Krockow zu verteidigen, und es war sogar fraglich, ob er dazu allein imstande sein würde. Außerdem kam der Herbst heran, die Wege drohten schlecht zu werden, das Land war weithin ausgesogen; und von den Alliierten war keinerlei Sukkurs zu erwarten. Von der eigenen Basis war man seit vielen

Digitized by Google

Wochen so gut wie ganz abgeschnitten. Der Feind hatte den Schweden von Olmütz bis Oppeln eine breite Schranke gezogen, die nur mit der gesamten Armee durchbrochen werden konnte; die Kaiserlichen hatten eine an Zahl weit überlegene Reiterei zu ihren Gunsten, ferner den katholischen, weit überwiegenden Teil der Bevölkerung, und das schwer zu durchschreitende Gelände: Von der schlesischen Grenze bis vor die Tore von Brünn war damals ein einziger Wald.

So trat denn Torstensson den Rückzug an, nicht ohne vorher Gallas noch wiederholt die Schlacht anzubieten. Aber der begnügte sich, ihm vorsichtig zu folgen.

Um die Wende des September und Oktober erreichte der schwedische Feldmarschall an der schlesischen Grenze endlich seine Briefschaften aus der Heimat. Es befand sich dabei eine geheime Instruktion, die bereits vier Monate alt war und zum Inhalt nichts Geringeres hatte, als daß er den deutschen Krieg verlassen und gegen Dänemark marschieren solle.

Diese Macht hatte sich angesichts der großen schwedischen Waffenerfolge vom Kaiser in eine antischwedische Koalition hineinziehen lassen. Man hoffte dabei noch auf Teilnahme von Polen und Rußland, aber deren Haltung war noch zweifelhaft. Darum war es ein staatsmännischer Gedanke Oxenstiernas, Dänemark durch einen raschen Schlag unschädlich zu machen.

Aber diese kluge Politik sollte nun mit erstaunlichem Ungeschick ins Militärische übersetzt werden. Jene Instruktion vom Frühjahr, abgegangen in den Tagen, wo Torstensson aus eigenem Entschluß in Böhmen losschlug, befahl ihm, sofort den möglichst großen Hauptteil seiner Truppen nach der jütischen Halbinsel zu senden. Nachschübe würden um der neuen Unternehmung willen dies Jahr nicht abgesandt. Mit dem Rest der Armee sollte er den Feind bis zum Herbst hinhalten und dann nach Jütland marschieren, um dort Winterquartier zu nehmen; es wird darauf gerechnet, daß er dort selber erst die Feindseligkeiten eröffnen werde.

Es ist klar, wie schlechte Vorbedingungen durch ein solches Verfahren für den neuen Krieg geschaffen werden mußten. Die Absicht gegen Dänemark wurde vorzeitig verraten, dessen Alliierte konnten sich von weither zum Eingreifen rüsten, die eigenen Verbündeten Schwedens wurden durch solche Eskapade vorzeitig mißtrauisch, die vorgeschobenen Posten in Deutschland mußten verloren

Digitized by Google

gehen; Oxenstierna hat es dem Feldmarschall geradezu anheimgestellt, welche von diesen Festungen er überhaupt noch halten zu können glaube.

Wie ganz anders war die Lage, die Torstensson geschaffen hatte! Der Kaiser war durch das schwere Kriegsjahr finanziell geschwächt und brauchte Zeit zu neuen Rüstungen, ehe er nach Holstein marschieren lassen konnte. Die schwedische Armee, die eine Trennung, eine teilweise Loslösung von ihrem Führer überhaupt nicht vertragen konnte, stand nun mit neuem Kriegsruhm und Selbstvertrauen da. Die schwedischen Festungen in Mähren, Schlesien, Sachsen waren so gründlich versorgt, daß sich während des dänischen Feldzuges überall welche gehalten haben.

Auch das Geheimnis des neuen Vorhabens war durch die Ereignisse in einer fast phantastisch anmutenden Weise gewahrt. Wer dachte daran, daß der Krieg in einem Augenblick von Mähren nach Jütland versetzt werden könnte! Torstensson hat das Geheimnis noch möglichst lange aufrecht erhalten, während er sich mit verschlagener Virtuosität vom Feinde loslöste. Zum Vorwande des Zurückweichens mußte ihm das Auftreten jenes Krockow in Pommern dienen, obwohl der von Königsmarck allein völlig schulgerecht abgetan wurde. Erst in Havelberg erfuhren Torstenssons Offiziere, wohin der neue große Marsch ging. Genau nach der Instruktion konnten zu Weihnachten in Holstein Quartiere bezogen werden.

Im ersten Viertel des folgenden Jahres 1644 wurde mit den Dänen auf dem Festlande aufgeräumt; dann mußte auf die Rüstungen der Flotte gewartet werden.

Das kaiserliche Heer ist erst viel später, im August 1644, in Holstein erschienen. Der Hauptgrund dafür war, daß in der Zwischenzeit der Fürst von Siebenbürgen einen Feldzug gegen den Kaiser unternommen hatte; auch dies wiederum ein Geschehnis weitverzweigter Wechselwirkungen, das ganz Europa erschütterte, weil hinter Siebenbürgen der Türke stand. Rakoczy hatte den Krieg angefangen, weil Torstensson in Mähren mächtig war; sollten die Taten des kühnen Schweden die große östliche Kriegsflut wieder hervorbrechen machen, die schon eingedämmt zu sein und zu versumpfen schien? Auf schwedischer Regierungsseite wurden heimlich dem befreundeten Siebenbürgener so empfindliche Prügel wie nur möglich gewünscht, damit der Türke sich zum Eingreifen entschlösse. Man denkt daran, wie auch Friedrich der Große es für die Gewinnung Sachsens als eine Vorbedingung bezeichnete, daß die Königin von Ungarn einen

Digitized by Google

Türkenkrieg zu bestehen hätte, daß ein Soliman auf dem Thron von Konstantinopel säße.

Aber in Konstantinopel blieb es ruhig. Man weiß, wie es dort aussah. Auf den Anspruch der Welteroberung gegründet, hatte die gewaltige Macht der Osmanen schließlich doch ihre natürlichen Grenzen erreicht; seitdem war ihre eigentümliche Stärke dahin, innere Wirren nahmen überhand und machten den Großherrn von wechselnden Parteiungen und Interessen abhängig.

So ließ die Pforte es geschehen, daß der Krieg zwischen dem Kaiser und Rakoczy bald ins Gleichgewicht kam; Rakoczys Truppen waren zahlreich, aber schlecht. Ein Armeekorps schlug sich weiter mit ihm herum; die Hauptmacht marschierte unter Gallas nach Holstein.

Torstensson erwartete ihn dort mit dem Anschein unerschütterter Seelenruhe und ließ sich getrost von ihm auf der Halbinsel einschließen. Man sah den dicken Gallas vor seinem Zelt, mit dem Pokal in der Hand, wie er sich rühmte, er habe die Schweden im Sack, und keiner solle ihm entwischen. Statt dessen hat Torstensson es fertig gebracht, ihn ohne Schlacht aus Holstein hinauszumanövrieren und binnen knapp einem Monat auf den fluchtartigen Rückzug elbaufwärts zu bringen. Die Gelegenheit zur Schlacht, die ihm mehrfach geboten wurde, hat Gallas vertrödelt; das ist unter solchen Umständen ein schwer zu begreifender Mißgriff.

Die schwedische Regierung war entschlossen genug, die sofortige Verfolgung des Feindes ins Reich hinein zu gestatten, damit ihm die Neigung zum Eingreifen im Norden gründlich genommen würde. Das gelang nun über alles Erwarten. Bei Bernburg an der Saale ereilte Torstensson das flüchtige Heer, das ihm an Zahl nicht mehr gewachsen war, und verstand es, dessen festes Lager alsbald so zu blockieren, daß es weder hinreichend fouragieren, noch sich entfernen konnte. Die öffentliche Meinung spottete: Gallas habe die Schweden auf der schmalen jütischen Halbinsel nicht einsperren können, nun habe er das ganze römische Reich vor sich gehabt und sei doch eingeschlossen worden.

Da hat nun aber diesmal doch, man kann nicht sagen: Gallas einen guten Streich gemacht, aber Torstensson einen schlimmen Fehler. Er persönlich versuchte, mit dem Hauptteil seiner Reiterei ein feindliches Streifkorps abzufangen, das südwärts nach Eisleben gegangen war, um Proviant aufzutreiben: In dieser Zeit entwischte ihm Gallas, der ihn an seinem Lager hatte vorüberziehen

Digitized by Google

ſehen, nordwärts nach Magdeburg. Es war ein Fehler Torſtensſons, die Armee ſo zu ſchwächen, daß ſie nicht in jedem Augenblicke ſchlagfertig blieb; noch ſchlimmer, daß er ſelber ſie um einer Angelegenheit zweiten Ranges willen verließ. Er tat dergleichen öfters; man hat bisweilen den Eindruck, daß er leidlich geſunde Tage benutzen wollte, um den Eindruck körperlicher Kraft und Beweglichkeit hervorzurufen. Denn er war ſich immer darüber klar, daß durch „ſeine, jedermann bekandte, krankheit leichtlich einmahl etwas großes, worauff des Vaterlandes und gemeinen Evangeliſchen Weſens wolfart beruhete, verſäumt, und der gantze Stat in Gefahr geſetzet werden dürffte". Darum mochte er wohl, wenn es ihm beſſer ging, einmal im Gegenteil, in der Beweglichkeit des Guten zu viel tun.

Es waren jedoch nur etwa 5000 Mann, die ſchließlich von Gallas' Armee endgültig für die kaiſerliche Partei gerettet wurden, alſo ungefähr ein Drittel der urſprünglichen Stärke, und dieſe auch nur in traurigem Zuſtande. Mit dem Ausgange des Jahres 1644 war zum zweiten Male eine Armee des Kaiſers ruiniert.

Und nun war auch der Augenblick da, wo Torſtensſon zum zweiten Male das Steuer der Aktion ſelber packen durfte, das größte Jahr ſeines Lebens. Seine Regierung rief ihn nach dem Norden zurück, er aber ſetzte es durch, daß der Krieg gegen den Kaiſer mit voller Kraft fortgeſetzt wurde. Axel Oxenſtierna iſt damals mit dem Gedanken umgegangen, um einer völligen Niederzwingung Dänemarks willen die in Deutſchland erſtrebten Vorteile dahinzugeben. Torſtensſon vertrat dagegen den größeren politiſchen Gedanken und hat ihm Geltung verſchafft, daß über die Großmachtsſtellung Schwedens nach wie vor im Kampf gegen den Kaiſer entſchieden werde, und daß das Land dieſen Krieg noch tragen könne, wenn er auf ſeine Art geführt werde. In Schweden mußte man ſeinen neuen Feldzugsplan billigen, „weil", ſo ſagt die Regierungsdepeſche, „ſeine Gründe wichtig und ſein Vorhaben groß" ſeien.

Er hatte der Regierung ſein Programm ſo entwickelt: Durch Böhmen wollte er vorgehen. Die Streitkräfte des Kaiſers würden die Schlacht nicht wagen wollen und ſich nach Prag werfen, das Torſtensſon nicht nehmen zu können glaubte. Ohne ſich darum zu kümmern, gedachte er wieder vorbeizumarſchieren und „tieffer in die Keyſerliche, alſo genandte Erbländer durchzudringen, ſeine Actionen nach Anleitung der Kriegs-Raiſon ferner einzurichten, und inſonderheit

Digitized by Google

dahin, wie Er eine post an der Donau fassen möchte, zu trachten, so dan, damit Er die Correspondentz-Lini wieder eröffnete, zurücke zu arbeiten und also dem Keyser recht ins Hertze zu greifen".

Das Ziel des Feldzuges war es also, an der Donau Posten zu fassen, den Kaiser noch ein Stück mehr einzuschnüren, damit ihn die Ermattung seiner Hilsquellen allmählich zum Frieden nötigte. Mit welcher Kühnheit aber sollte das ins Werk gesetzt werden! Mit aller Ueberlegung beschloß der Feldmarschall, sich abermals ganz von seiner Operationsbasis loszulösen, so völlig, daß er nach vollbrachter Arbeit zur Wiedereröffnung der Korrespondenz-Linie erst wieder „zurücke arbeiten" müßte. In dieser Beweglichkeit war er Friedrich dem Großen überlegen. Eine Vorbedingung für solche Kriegführung war die Kleinheit seines Heeres, im Durchschnitt etwa 15000 Mann, weniger als halb so viel wie die Armeen Friedrichs, also halb so schwer zu sättigen. Eine zweite Vorbedingung war der zuverlässigere Charakter seiner Mannschaften. Sie waren nicht in dem Maße gepreßt, wie die Truppen Friedrichs, und der Erfolg hatte sie fest zusammengeschweißt. Diese 15000 Mann wußten, was es ihnen einbrachte, die beste Armee der Welt zu sein. Die Desertion konnte ihre Verbände nicht so anfressen wie Regimenter des alten Fritz.

Einen weiteren Unterschied der Zeiten hat man in dem ungleichen Zustande des Festungswesens zu suchen. Erstens war der Ausbau des österreichischen Festungssystems einfach noch nicht zur erforderlichen Reife durchgeführt; zum Beispiel waren bei dem Auftreten der Schweden in Mähren Plätze wie Olmütz und Brünn, selbst Wien, ganz unzureichend gedeckt. Zweitens war natürlich für eine so ungemein bewegliche Armee die Möglichkeit, in kühnem Vorstoß einen oder den anderen Platz weit vor der Front zu überrumpeln, viel größer, als für eine friderizianische, die an ihrer Basis festhing.

Diese Zusammenhänge geben also der Kriegsweise Torstenssons einen wohlbegründeten, militärischen Sinn. Aber dadurch wird ihre heroische Verwogenheit doch um nichts gemindert. Immer und immer wieder hat Torstensson die Schlacht gesucht; darin gleicht er Friedrich, daß er sich selber immer für den besseren Fechter gehalten hat. Auch in der fernen Isolierung da draußen hat er sich 1643 wie 1645 bereitwillig zum Kampfe gestellt, dort, wo an Rückzug oder Zuflucht gar nicht zu denken war, wo die Niederlage sein Heer vernichtet hätte.

Digitized by Google

Von einer solchen Strategie war Friedrich der Große doch weit entfernt. Was sie für ihn von vornherein unmöglich machte, war die Erwägung, daß, wenn sein Heer vernichtet würde, auch sein Staat verloren wäre. Die leicht erreichbare Nähe seiner Basis, die ihm gegenüber Torstensson so unendliche Vorteile in die Hand gab, machte für ihn doch auch das Risiko der Niederlage größer. Er wagte in der Schlacht den Staat, Torstensson aber nicht. Im Kriegsrate vor der ersten Schlacht bei Breitenfeld soll Gustav Adolf gesagt haben, er dürfe sich und sein Heer für die gute Sache getrost daransetzen; denn wenn er auch falle, so habe seine Monarchie doch noch eine Schanze zum besten. „Dan sie ist so weit, darzu über Meer, entlegen, mit einer starken, wohlarmirten Schiffsarmada gefast, in ihren frontieren genugsamb verwahret, und steht in dergleichen Kriegsbereitschaft innerhalb Landes: daß sie daher noch keinen großen hasard ihres stats lauffen darf, oder sich etwas Widriges Hauptsächlich zu befahren hat."

Das steht bei Chemnitz; es ist also unter allen Umständen in Schweden gedacht worden. Die schwer zu fassende Kühnheit Torstenssons läßt keinen anderen Schluß zu, als daß auch er so argumentiert hat. Seine Armee zu verlieren, wäre in Wahrheit für Schweden entsetzlich schwer gewesen; schwer hätte es sich zur Fortsetzung seiner Politik aufraffen können; aber seine Existenz wäre nicht bedroht gewesen. Es ist eine Ueberlegung, wie sie einst der alte Hannibal angestellt haben muß, als er nach Italien zog, um den Erbfeind da zu treffen, wo er allein wirklich ernstlich verwundet werden konnte: Wenn er in einer der tausend Gefahren, die ihm unterwegs drohten, unterginge, dann wäre doch Karthago immer noch aufrecht, und mit seiner Person wäre noch nicht jede Hoffnung des Wiedererstarkens verloren.

Die Klippe, an der Hannibal schließlich gescheitert ist, war für Torstensson nicht vorhanden: Im Kriegswesen seines Gegners ist nicht, wie in Rom, unter dem Drucke der Not eine neue innere Kraft erwachsen, die seine Ueberlegenheit zuschanden gemacht hätte. Freilich hatte sich der Schwede auch nur einen ungleich bescheideneren Sieg zum Ziele gesetzt: Hannibal wollte Rom niederzwingen und nötigte eben dadurch dessen ganze innere Lebenskraft zum Kampfe; Torstensson, obwohl von unerwarteten Erfolgen gekrönt, konnte die feindliche Hauptstadt doch nur gerade in Schrecken setzen, nicht auf ihre Eroberung hoffen.

Digitized by Google

Als er in diesem, seinem letzten Feldzug in Böhmen eindrang, stellten sich ihm bei Jankau Kaiserliche und Bayern| tapfer zur Schlacht, eine aus allen Ecken zusammengefegte Armee, und erlitten eine Niederlage, die noch größer war als die von Breitenfeld. (6. März 1645.) Noch einmal hatten die beiden Gegner den Entschluß zur Hauptschlacht gefunden und sie vermöge ihrer zentralen Position gemeinsam durchfechten können: Der Kaiser, weil er der fatalen Erfahrungen vom Jahre 1643 gedachte und weil von Osten her wieder Rakoczy zu erwarten war; der Bayernfürst, weil er seinen kaiserlichen Alliierten nicht gar zu klein werden lassen mochte und dessen Hilfe bald gegen die Franzosen zu brauchen fürchtete.

Nun war der Sieg von neuem den Schweden geblieben; für absehbare Zeit waren sie Herren bis zur Donau. Die Bayern flüchteten nach Hause; was von Kaiserlichen noch schlagfertig war, wurde zur Sperrung der Donau und zur Besetzung der Hauptstadt verwendet.

Das Schicksal hatte Torstensson für die Verwirklichung seiner Pläne unverhofft freie Bahn geöffnet. Lehrreich genug, daß er nun über das früher entworfene Programm doch nicht hinauskam. Er demonstrierte lebhaft gegen Wien und versetzte es in heillosen Schrecken; er besetzte in der Nachbarschaft nun in der Tat, wie er gewollt hatte, ein paar feste Donauposten, Krems und Kornenburg, dazu sogar die Wolfsschanze, den Brückenkopf von Wien. Dieser letztere ging wieder verloren, die anderen wurden gehalten.

Aber über den Strom hinüber ist er nicht gekommen; er hat es auch gar nicht mit allen Kräften versucht. An eine Belagerung Wiens war mit seinen kaum 15000 Mann nicht von ferne zu denken. Er hat nun freilich den ganzen Sommer über gehofft, Rakoczy würde kommen und ihm die Hand reichen, zwar kaum zu einer Belagerung der Hauptstadt, aber doch zu einer verwüstenden Ueberschwemmung von Oberösterreich. Rakoczy ist schließlich gekommen, aber nur, um sich vom Kaiser durch einen vorteilhaften Vertrag wieder heimschicken zu lassen. Man kann ihm das nicht verdenken, denn seine Partner, Frankreich und namentlich Schweden, hatten ihm bisher immer viel versprochen, aber aus Mangel an Kräften nur sehr wenig gehalten.

Während Torstensson auf Rakoczy wartete, hat er sich noch eine Aufgabe von eminenter Bedeutung gesetzt: Die Eroberung von

Digitized by Google

Brünn. Zwei Monate nach Jankau, Anfang Mai 1645, hat er dies Werk begonnen. Hier tritt noch einmal die Eigenart seiner Strategie hervor, die eine wahrhaft schöpferische genannt werden darf. Er wollte, wie es bei Chemnitz heißt, den schwedischen Staat in Mähren gern auf einem beständigen Fuß einrichten. Erst wenn man Brünn hätte, „ein ort von weit größer importantz wie die andern allesambt, mitten in Mähren und gleichsamb das hertz dieser Landen", dann könnte man eine dauerhaft haltbare Position in Mähren fassen. Es sollte ein Staat werden, „der auf sich selber bestehen könnte", wie er es in Sachsen mit Hilfe von Leipzig durchgesetzt hatte. Wie in Leipzig und Erfurt Handel und Erwerb unter der schwedischen Flagge fortblühten und steuerkräftig blieben, so hat der Feldmarschall es eine Zeitlang auch für Breslau ins Auge gefaßt, das er freilich nicht bekam, und nun für Brünn. Das war eine Methode in großem Stil, den Kaiser „zu friedlichen Gedanken zu bringen"! Es war das, was Friedrich der Große gewollt, aber nicht vermocht hat. „In allen Kriegen", so schreibt dieser, „die man gegen das Haus Oesterreich unternimmt, muß man als Hauptziel vor Augen haben, das Kriegstheater, soweit es irgend möglich ist, an die Ufer der Donau zu verlegen, und zwar aus zwei Gründen: Einmal um die (feindliche) Armee ihres Unterhaltes zu berauben, zum andern, um die Hauptstadt, in welche sich alle großen Herren mit ihren Schätzen geflüchtet haben, zu beunruhigen. Wenn Wien ruft, wird alle Welt zu Hilfe eilen, und dann hat man die Hand frei, sowohl in Böhmen wie in Mähren; die festen Plätze werden fallen und man wird sich — im Besitze des Landes — Lebensmittel, Fourage und alle Bedürfnisse der Armee auf Kosten des Feindes verschaffen können, was die einzige Art ist, um den Krieg auszuhalten und ihn mit Vorteil fortsetzen zu können."

Diese Worte stammen vom Jahre 1779; sie entsprechen dem, was der König immer gewollt hat. Wie ungleich weiter als er war Torstensson in der Verwirklichung des Gedankens schon damals gekommen, als er mit der Belagerung von Brünn versuchte, dem ganzen Werke einen großartigen Abschluß zu geben!

Hier aber stellte sich dem großen General ein tapferer junger Soldat entgegen und setzte seinen Erfolgen das Ziel. Das war der Kommandant von Brünn, Louis Raduit de Souches, ein Hugenotte aus La Rochelle. Torstensson hatte mit der schlechten Befestigungsweise von Brünn gerechnet, von der er sich zwei Jahre zuvor bei einem Streifzug überzeugt hatte. De Souches hatte

Digitized by Google

Energie genug, die Werke in Eile zu bessern, und Tapferkeit, sie zu verteidigen.

Zu einer Belagerung ernsten Stiles war aber Torstensson zu schwach: Es fehlte ihm an Mannschaft, an Pulver und Geschütz. Rakoczy, der aushelfen sollte, brachte viel zu wenig; Königsmarck, der vom Norden her Verstärkung heranführen sollte, wurde durch die Niederlage der Franzosen bei Mergentheim (5. Mai) genötigt, ihnen beizuspringen.

So mußte denn die Belagerung von Brünn nach fast vier Monaten als aussichtslos aufgegeben werden. Und nun war man schon am Ende des August; es bot sich für den kurzen Rest der guten Jahreszeit kein neues strategisches Ziel mehr dar. Torstensson demonstrierte noch ein paar Wochen an der Donau, gegenüber von Wien; dann führte er die Armee wieder nordwärts in Ruhequartiere, zuerst in den Königgrätzer Kreis, dann nach Schlesien. Dort mußte er das Heer verlassen, weil die Krankheit ihn überwältigte. Bald kehrte er nach Schweden zurück, wo er noch fünf Jahre gelebt hat.

Ein Stratege, der schon einst als Page einen Befehl Gustav Adolfs, den er überbringen sollte, in sein Gegenteil verkehrt hatte, weil er unterwegs aus den Truppenbewegungen sah, daß der König fehlgegriffen hatte. Die Summe seiner Erfolge wird in einer Instruktion für seinen Nachfolger so zusammengefaßt: „Da früher der Feind mit dem Friedenstraktat nur gespielt, hat der Feldmarschall es glücklich vollbracht, daß er sich jetzt notgedrungen im Ernste dazu verstehen müssen."

Als Mensch ragt er unter den Soldaten seiner Zeit durch reine Sittlichkeit empor. Seine Frau ist's, die ihn neben seiner Sänfte begleitet und ihn pflegt, die die Petitionen der gequälten Landbewohner an ihn bringt. Ein Mensch von frischen, ungebrochenen Instinkten, der sich Zeit nahm, Weihnachten zu feiern, der bei dem Mißerfolge vor Brünn so schlechter Laune wurde, daß seine Offiziere nach Hause schrieben, es sei kaum noch mit ihm auszuhalten. Gern überließ er sich einer feinsinnigen Gutmütigkeit. Ein Offizier, den er wegen Rebellion zum Tode verurteilt hatte, jammerte noch auf dem Richtplatz um Frau und Kinder; da versprach er ihm, für sie zu sorgen, und hat's gehalten. Auf die entsetzliche Behandlung, die er in der Gefangenschaft erfahren hatte, antwortete er durch besondere Liebenswürdigkeit gegenüber seinen

Digitized by Google

eigenen Gefangenen. Seine Zeitgenossen fanden an ihm zu rühmen, daß er für die Leichen Gefallener kein Lösegeld nehme.

Was ihn in allem charakterisiert, ist die Verbindung scharfen Verstandes und entschlossenen Wollens mit einer abgeklärten Mäßigung des Urteils, die einen großen und reifen Geist erkennen läßt. Seine Kriegsberichte sind im Stile Caesars geschrieben und großartige Denkmäler dieser Gesinnung.

Digitized by Google

Die Unabhängigkeit der Richter bei den deutschen Sondergerichten.

Von

Dr. Rich. Fellinger.

Merkwürdig wenig Beachtung hat, soweit sich dies aus den wenigen gedruckten Aeußerungen entnehmen läßt, bisher ein Aufsatz des Münchener Gewerbegerichtsdirektors Dr. Hans Prenner, „Zur Frage der Unabhängigkeit der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte im Deutschen Reich"*), gefunden, obgleich darin ausgeführt ist, daß zahlreiche erste und Kammervorsitzende deutscher Gerichte in materieller Abhängigkeit von Personen stehen, die gegebenenfalls als Kläger oder Beklagte vor ihnen Recht zu nehmen haben. Eine so aufsehenerregende Tatsache**) müßte doch eigentlich jeden, dem sie noch nicht bekannt war, zum Mitkämpfer Prenners gewinnen, wenn dieser verlangt, daß die Vorsitzenden von Gewerbe- und Kaufmannsgerichten nicht, wie bisher, von Gemeindevertretungen und vielfach nur auf ein Jahr gewählt und bezahlt, sondern, wie andere deutsche Richter im Interesse ihrer Unabhängigkeit, vom Staat auf Lebenszeit angestellt werden, was nach Prenners Ausführungen am besten in der Weise zu erreichen wäre, daß die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte den Amtsgerichten angegliedert werden.

Die Aufrollung der Frage der Abhängigkeit der Gewerbe- und Kaufmannsrichter ist umso dringlicher, als nicht nur viele Vorsitzende, sondern auch zahlreiche Beisitzer sich in einer materiellen Abhängigkeit von den vor ihnen auftretenden Parteien befinden. Das schließt eine Gefährdung der Rechtssicherheit in sich, die einen

*) Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung, Bd. I, S. 137 ff.

**) Erwähnt schon früher durch Landgerichtsrat Kade im „Tag" vom 1. November 1910, besprochen durch v. Schulz, Kaufmanns- und Gewerbegericht XVI, Nr. 4, Spalte 238.

Digitized by Google

„direkten Hohn auf die in allen Kulturstaaten stets hochgehaltenen Garantien für die richterliche Unabhängigkeit bildet".*) Es handelt sich dabei um die in den Gewerbegerichten, jedoch auch in den Kaufmannsgerichten mehr oder weniger zahlreich vertretenen Gewerbetreibenden, die als Spediteure von Partei- und Gewerkschaftsblättern, als Gastwirte, Bäcker, Fleischer und Zigarrenhändler in Arbeitervierteln, weil sie mindestens einen Arbeiter oder Angestellten beschäftigen, zu Beisitzern auf Arbeitgeberseite gewählt sind, durch ihre vitalsten materiellen Interessen aber von Arbeitnehmern als ihrer Kundschaft oder als ihren Arbeitgebern unmittelbar oder mittelbar abhängig sind.**)

Diese Frage liegt ganz anders, als wenn Angestellte und Bevollmächtigte von Gewerkschaften als Arbeitnehmerbeisitzer auftreten. Gegen diese letztere Abhängigkeit kann, wenn nicht besondere Voraussetzungen vorliegen, ein Bedenken nicht ausgesprochen werden, sobald man sich einmal auf den Standpunkt stellt, daß die Gewerbegerichte paritätisch zusammengesetzt sind, d. h. daß von den Arbeitgebern und von den Arbeitnehmern gewählte Beisitzer in gleicher Zahl unter einem Vorsitzenden, der keines von beiden ist, das Gericht bilden. Wird auch mit einer gewissen Berechtigung hervorgehoben, daß die Beisitzer in erster Linie Richter und nicht Vertreter der Interessen ihrer Wähler zu sein haben, so ist doch ganz begreiflich, daß den Arbeitervertretern im Zweifel das Interesse des Recht suchenden Arbeiters, ohne daß ihre Absicht darauf gerichtet ist, oder sie sich dessen überhaupt bewußt werden, näherliegt.***)

Wenn übrigens dieser Vorwurf gegen die Arbeitnehmer allein erhoben wird, so hat das keinen Sinn, denn die gerügte Parteilichkeit ist auf Arbeitgeberseite genau ebenso gut möglich.

Um so schwerer wiegt dagegen das gegen die von der Arbeiterschaft abhängigen Arbeitgeberbeisitzer bestehende Bedenken. In der vom ersten Vorsitzenden des Berliner Gewerbegerichts, Magistratsrat v. Schulz, verfaßten Einleitung zu dem soeben erschienenen Buche „Aus der Praxis des Gewerbegerichts Berlin"†) wird mißbilligend der angeblich immer wieder gegen die Arbeitnehmer-

*) Brenner, a. a. O. S. 142.
**) Baum, im „Arbeitgeber" vom 1. Mai 1913.
***) Vgl. Fleisch „Gewerbegericht", 1904, Nr. 12.
†) „Aus der Praxis des Gewerbegerichts Berlin", Aufsätze, Entscheidungen, Gutachten und Anträge, Einigungsverfahren, Berlin 1913, Franz Vahlen, Seite 7.

Digitized by Google

beisitzer erhobene Vorwurf der Parteilichkeit zugunsten ihrer Standesgenossen zurückgewiesen, dagegen mit keinem Wort erwähnt, daß wiederholt gegenüber Arbeitgeberbeisitzern ein solches Bedenken ausgesprochen worden ist.

v. Schulz schreibt: „Leider suchen immer noch die Gegner der Sondergerichte das Ansehen der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte dadurch herunterzusetzen, daß sie den Arbeiter- und Handlungsgehilfen-Beisitzern Parteilichkeit zugunsten ihrer Standesgenossen nachsagen". In einer Fußnote ist mein als Beilage zum Dezemberheft 1912 der „Preußischen Jahrbücher" erschienener Aufsatz „Der Deutsche Juristentag und das Privatangestelltenrecht" mit den Worten erwähnt: „Der Schriftsteller bespricht dort unter anderem die „vielfach gerügte Gefahr einseitiger Interessenvertretung", so, als ob meine Ausführungen ein Beispiel für seine Behauptung bildeten, obgleich der gerügte Vorwurf gegen die Arbeitnehmerbeisitzer darin überhaupt nicht enthalten ist, dagegen über die Abhängigkeit mancher Arbeitgeberbeisitzer ausführlich gehandelt wird. Auch auf Seite 89 desselben Buches spricht v. Schulz über den Vorwurf gegen die Arbeitnehmerbeisitzer als über einen „morschen Ladenhüter" und verweist wieder in einer Fußnote auf den gleichen Aufsatz, wiederum ohne zu erwähnen, daß in diesem Aufsatz nicht von Arbeitnehmerbeisitzern, sondern lediglich von Arbeigeberbeisitzern gesprochen ist.*)

Ein Beispiel dafür, daß Arbeitnehmerbeisitzern der Vorwurf der „Parteilichkeit zugunsten ihrer Standesgenossen" gemacht werde, bringt v. Schulz überhaupt nicht, denn ein von ihm mitgeteilter Vorfall, der nach seiner Darstellung dafür gelten soll, kann ebenfalls als solches nicht anerkannt werden. v. Schulz schreibt nämlich im unmittelbaren Anschluß an den zuerst zitierten Satz: „Die Sache ist jetzt sogar soweit gediehen, daß neulich der Vertreter einer hochangesehenen Firma sich nicht scheute, vor dem Gewerbegericht eine in der Beschwerdeinstanz für unbegründet erklärte Anzweifelung der Unbefangenheit von Gerichtsmitgliedern wohlüberlegt zu wiederholen. Hoffentlich bleibt dieser Fall vereinzelt. Andernfalls werden wir zu Erwägungen gezwungen, wie derartigen Vorfällen durch eine schärfere Handhabung der Sitzungspolizei entgegenzutreten wäre.**)

In dem angezogenen Rechtsstreit wurden aber einmal nicht nur die Arbeitnehmer-, sondern auch die Arbeitgeberbeisitzer wegen

*) Aehnlich schon früher im „Kaufmanns- und Gewerbegericht" vom 1. Oktober 1912, S. 5.

**) a. a. O. S. 7.

Digitized by Google

Befangenheit abgelehnt, dann die Arbeitnehmer nicht als solche, sondern deshalb, weil es sich, wenn auch äußerlich um die Klage eines Arbeiters gegen eine Firma, in Wirklichkeit zugestandenermaßen*) um einen Kampf des sozialdemokratischen Deutschen Metallarbeiterverbandes gegen eine Konkurrenzorganisation handelte, und alle vier Beisitzer Mitglieder sozialdemokratischer Wahlvereine und Funktionäre teils der sozialdemokratischen Partei, teils der sozialdemokratischen Gewerkschaftskommission waren, die erbitterte Gegner der anderen Organisation sind.

In der Ablehnung dieser vier Beisitzer lag demnach nicht der Argwohn der „Parteilichkeit der Arbeitnehmerbeisitzer gegenüber ihren Standesgenossen", denn Standesgenossen der sozialdemokratischen Arbeiter sind ja auch die einer gegnerischen Organisation angehörenden Arbeiter, sondern es lag dieser Ablehnung ganz offenbar das Bedenken zugrunde, daß in einem Prozeß, an dessen Ausgang die sozialdemokratischen Gewerkschaften und die sozialdemokratische Partei stark beteiligt sein mußten, von ausgesprochenen Anhängern und Funktionären dieser Gewerkschaften und dieser Partei nicht die erforderliche Objektivität erwartet werden konnte, mochte jeder einzelne von ihnen noch so ehrlich bemüht sein, sich deren zu befleißigen.

Als dann bei der Besetzung der Kammer, welche über das Ablehnungsgesuch entscheiden sollte, der Zufall, der schon bei Besetzung der ersten Kammer gerade diese vier Beisitzer**) ins Gericht gebracht hatte, wiederum auf Arbeitnehmerseite zwei Verbandsbeamte des sozialdemokratischen Metallarbeiterverbandes erscheinen ließ, lehnte die Beklagte folgerichtig auch diese ab, ebenfalls wieder nicht, weil sie Arbeitnehmer, sondern weil sie Beamte des Metallarbeiterverbandes waren, dessen Interessen durch den Prozeß berührt wurden. In der nunmehr folgenden dritten Besetzung waren wiederum zwei Mitglieder des Metallarbeiterverbandes Arbeitnehmerbeisitzer, jedoch diese lehnte die Beklagte nicht ab, obwohl gerade für diesen Rechtsstreit auch diesen eine gewisse Befangenheit nicht abgesprochen werden konnte, da eben offenbar nur die erhöhte Befangenheit der Funktionäre als bedenklich angesehen wurde.

---

*) Rechtsanwalt Dr. Heinemann in der Arbeiterrechtsbeilage zum Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands vom 12. April 1913, S. 53.

**) Insbesondere 2 von den 3 sozialdemokratischen Arbeitgeberbeisitzern der insgesamt über 24 Arbeitgeberbeisitzer verfügenden Kammer.

Digitized by Google

Die dritte Besetzung erklärte die Beisitzer der zweiten und letztere die der ersten für unbefangen, und seltsamerweise trat das Landgericht in der Beschwerdeinstanz dieser Anschauung bei, wobei es sich unter anderem darauf stützte, daß die abgelehnten Beisitzer selbst sich für unbefangen erklärt hätten.

Es liegen zwei andere Landgerichtsentscheidungen aus neuester Zeit vor, die den entgegengesetzten Standpunkt einnehmen. Die eine ist in demselben Buch, in dessen Einleitung v. Schulz den gegen die Arbeitnehmerbeisitzer erhobenen Vorwurf der Parteilichkeit zurückweist, wiedergegeben.*) Die Entscheidung führt für einen ähnlichen Fall aus, daß man bei solcher Sachlage dem Beisitzer ein ungewöhnliches und nicht zu vermutendes Maß von Objektivität zubilligen müsse, wenn man ihn für durchaus geeignet halten wollte, sich nicht bei der Abgabe seiner Stimme unbewußt durch seine Verbandsangehörigkeit beeinflussen zu lassen, und daß, da nicht mit Ausnahmen, sondern mit Durchschnittsnaturen zu rechnen sei, sich nach der Besetzung des Beschwerdegerichts die Besorgnis einer gewissen zur Ablehnung ausreichenden Befangenheit nicht von der Hand weisen lasse.

Die andere Landgerichtsentscheidung**) bestätigt die Ablehnung eines Kaufmannsgerichtsbeisitzers wegen Befangenheit mit der Begründung, der Beisitzer sei durch seine Stellung als Vorstandsmitglied des Bankbeamtenvereins unbewußt beeinflußt und deshalb nicht in der Lage, den gegenteiligen Standpunkt der Beklagten objektiv zu würdigen; schon die objektive Möglichkeit, daß der Richter nicht völlig unbefangen der Sache gegenüberstehe, genüge zur Ablehnung, auch wenn subjektiv an der Absicht des Richters, den Tatbestand objektiv zu prüfen, nicht gezweifelt werden könne.***)

*) „Aus der Praxis des Gewerbegerichts Berlin", S. 344 f., Nr. 456.

**) Beschluß der 1. Zivilkammer des Landgerichts I Berlin vom 23. November 1912, Aktenzeichen 16, T. 120. 12. Vgl. dazu Baum im „Gewerbe- und Kaufmannsgericht" vom 1. März 1913.

***) Im weiteren Verlauf der von v. Schulz erwähnten Verhandlung erklärte der Vertreter der beklagten Firma sich in seiner Ueberzeugung von der Befangenheit des Gerichts durch die ihm unbegründet erscheinende und von der Praxis abweichende Ablehnung eines Antrags auf Entscheidung einer rechtserheblichen Frage durch Zwischenurteil bestärkt und erklärte sich nunmehr außerstande, vor dem Gewerbegericht in dieser Zusammensetzung in einem das Interesse einer bestimmten politischen Partei, der die vier Beisitzer angehörten, so nahe berührenden Prozeß endgültig Recht zu nehmen, und lehnte es ab, weiter zu verhandeln. Es muß als mindestens ungewöhnliches Vorgehen bezeichnet werden, daß der erste Vorsitzende des Gewerbegerichts einem Parteivertreter, der ein ihm zustehendes Recht in einer Form geltend gemacht hat, die dem Kammervorsitzenden keinen Anlaß zum Einschreiten gegeben hat, eine Art öffentlicher Rüge erteilt, wie dies in dem zitierten Satz geschieht, in dem sogar mit Verschärfung der Sitzungspolizei gedroht wird.

Digitized by Google

Es ist sachlich nicht verständlich, weshalb v. Schulz in seinem Tadel des gegen die Arbeitnehmerbeisitzer erhobenen Vorwurfs die grundlegende Tatsache nicht erwähnt, daß es sich hier um einen ganz besonders gearteten Prozeß handelte und die Arbeitnehmer nicht als solche, sondern lediglich als Funktionäre einer an dem Ausgang des Rechtsstreites lebhaft interessierten Partei, daß ferner nicht sie allein, sondern — und wohl in erster Linie — auch ebenso qualifizierte Arbeitgeberbeisitzer abgelehnt worden sind.

An das gegen diese Gruppe von Arbeitgeberbeisitzern bestehende Bedenken soll offenbar als an eine heimliche Wunde am Körper der heutigen Sondergerichtsbarkeit nicht gerührt werden, darum wird es, wo es auftaucht, entweder, wie bei v. Schulz, einfach nicht erwähnt, oder man empfiehlt wie kürzlich Baum*) den Arbeitgebern sich eifriger an den Wahlen zu beteiligen, damit keine ihnen nicht genehmen Arbeitgeberbeisitzer ins Gericht kommen, eine Erledigung, die ein Ausbiegen, aber keine Lösung ist, womit deutlich gezeigt wird, daß eine Lösung sich nicht finden läßt, ohne daß die Axt an die Wurzel der Organisation der Sondergerichte gelegt wird.

Dies kann aber nicht verhindern, daß die wirkliche Sachlage mit der Zeit immer klarer erkannt werden wird.

Oertmanns gegen jede Sondergerichtsbarkeit gerichtete kraftvolle Worte auf dem XXXI. Juristentage**) werden manchen zum Nachdenken gebracht haben. Auf die Dauer werden alle Beschönigungsversuche nichts helfen. Die wiederholt ausgesprochenen Bedenken werden nicht ewig dadurch abgetan werden können, daß man sie als „morsche Ladenhüter“***) bezeichnet, denn es handelt sich um Erfahrungen, die jeden Tag neu gemacht werden, und die zu gewichtig sind, als daß sie sich immer weiter totschweigen lassen.

Es läßt sich nicht mehr verbergen, daß man bei der Schaffung der Gewerbegerichtsbarkeit von grundsätzlich falschen Voraussetzungen ausgegangen ist, als man in der Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten aus dem Arbeitsverhältnis durch Vertreter der Parteien und in der paritätischen Zusammensetzung der Arbeitsgerichte das Heil sah.

Die schlechten Erfahrungen, die mit dem langsamen Geschäftsgang an manchen ordentlichen Gerichten und mit der Weltfremdheit mancher Juristen gemacht worden waren, führten zu einer allzu übertriebenen Begeisterung für die Rechtsprechung durch „sachkundige“

*) „Arbeitgeber“ vom 1. Mai 1913.
**) Verhandlungen des XXXI. Juristentages. Band III, S. 378.
***) v. Schulz in „Aus der Praxis des Gewerbegerichts Berlin“, S. 89.

Digitized by Google

Männer des praktischen Lebens,†) und der falsche Gedanke von der grundlegenden Gegensätzlichkeit der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerinteressen gebar den verhängnisvollen Fehlschuß, daß in einem Gericht, dessen Beisitzer zur Hälfte von Arbeitern und zur Hälfte von Arbeitgebern gewählt würden, die Interessen beider Gruppen gleichmäßig vertreten seien.

Wie falsch beide Voraussetzungen sind, wie wenig die Rechtsprechung der Gewerbegerichte dem entspricht, was man von ihr erwartet hatte, haben viele, und zwar sicher nicht nur Arbeitgeber, sondern auch Arbeitnehmer zu ihrem Schaden erfahren müssen.

Der Taumel der Begeisterung für die sachkundigen Laienrichter ist ja denn auch soweit gegangen, daß man Nichtjuristen sogar als Vorsitzende von Arbeitsgerichten zugelassen hat. Was dabei vielfach herauskommt, ist dem Eingeweihten bekannt.††)

Und auch mit der „sachkundigen" Rechtsprechung der Beisitzer sieht es in Wirklichkeit doch ganz anders aus, als man es sich am grünen Tisch vorstellen mag. Oder sollte wirklich in dem Rechtsstreit eines Großbetriebes der Maschinenindustrie mit seiner Arbeiterschaft ein aus Juristen bestehendes Gericht weniger befähigt sein, eine gerechte Entscheidung zu treffen, als ein Gewerbegericht, das mit einem Nichtjuristen als Vorsitzenden, einem Gastwirt und dem Spediteur eines Parteiblattes als Arbeitgeberbeisitzern, einem Kellner und einem Buchbindergesellen als Arbeitnehmerbeisitzern besetzt ist? Solche Fälle gehören nicht zu den Ausnahmen, bei kleineren Gewerbegerichten bilden sie die Regel. Ist es doch sogar möglich, daß in Berlin mit seiner umfangreichen Metallindustrie in der 5. Kammer des Gewerbegerichts, welche die Fälle der Metallindustrie zu behandeln hat, unter den Arbeitgeberbeisitzern sich drei Gastwirte befinden.

Legt man wirklich den entscheidenden Wert darauf, daß die rechtsprechenden Beisitzer technische Sachkunde besitzen sollen, dann müßte auch die Gewähr vorhanden sein, daß für alle Gewerbe solche sachkundigen Beisitzer auf Arbeitgeber- wie auf Arbeitnehmerseite vorhanden sind, dann müßte ferner auch nicht nur ein Unterschied

---

†) R. Andersch im Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, XVII, S. 527, bezeichnet die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte als „erste Etappe in der Forderung: ‚Rechtsprechung durch reine Volksgerichte'."

††) Vgl. „Vorwärts" vom 15. August 1912 unter „Soziales": „Aufrechnung gegen den Lohn ist unzulässig", betr. ein Urteil des Schöneberger Gewerbegerichts.

Digitized by Google

zwischen verschiedenen Gewerben, sondern auch z. B. zwischen Handwerk, Mittel- und Großbetrieb gemacht werden. Die erforderlichen verschiedenen Besetzungen würden aber schließlich nur in der Weise zustande zu bringen sein, daß für jeden einzelnen Rechtsstreit die Beisitzer besonders ausgesucht würden, wie dies bei der Einsetzung von Schiedsgerichten geschieht, und man würde, um den sonst unausbleiblichen Einsprüchen gegen die Beisitzer wegen mangelnder Sachkunde zu entgehen, dann schon am besten tun, es jeder Partei zu überlassen, ihre Schiedsrichter selber zu bestimmen.

Einem solchen Gericht könnten dann aber selbstverständlich nur Aufgaben und Rechte eines Schiedsgerichts zuerteilt werden. Als erkennende, für die Mehrzahl der Prozesse sogar in letzter Instanz erkennende Gerichte könnten sie nicht auftreten.

Und das dürften die Gewerbegerichte in ihrer heutigen Zusammensetzung ebenfalls nicht. Die vielfach vorhandene Sachunkunde der Beisitzer, die manchmal beobachtete Unkenntnis der Gesetze seitens des nichtjuristischen Vorsitzenden, die mangelnde Unabhängigkeit manches Vorsitzenden, endlich der Mangel der Sicherheit für wirklich paritätische Zusammensetzung der Beisitzerschaft lassen es als unerträglichen Zustand erscheinen, daß die Gewerbegerichte heute Endurteile und sogar Urteile in letzter Instanz fällen können.

Den Gewerbegerichten und ebenso den Kaufmannsgerichten, bei denen im wesentlichen dieselben Fehler möglich sind, dürften lediglich schiedsgerichtliche Funktionen zugewiesen werden. Gegen ihre Entscheidungen müßte jederzeit die Anrufung des ordentlichen Gerichts zulässig sein.

Der Vorsitzende eines solchen Gewerbe-Schiedsgerichts brauchte äußerstenfalls nicht Jurist zu sein. Ein Gericht, das einen Rechtsstreit endgültig entscheiden kann, dürfte aber niemals unter einem nichtjuristischen Vorsitzenden tagen. Bei den Amtsgerichten wären besondere Abteilungen für Gewerbe- und Kaufmannssachen mit beschleunigtem Verfahren*) zu bilden.

Beisitzer aus Arbeitgeber- und Arbeitnehmerkreisen dürften diese Gerichte jedenfalls nicht in einer Anzahl haben, durch die ein Ueberwiegen der Laienstimmen über die Juristenstimmen herbeigeführt würde. Am besten wäre es wohl, daß an der Rechtsprechung auch bei diesen Gerichten lediglich Juristen beteiligt wären und Vertreter der Parteien erforderlichenfalls als Sachverständige gehört würden.

*) Preuner a. a. O. S. 143 ff.

Digitized by Google

Es ist nicht einzusehen, warum die Rechtsstreitigkeiten aus dem Arbeitsverhältnis für gelehrte Richter soviel schwerer zu verstehen und zu entscheiden sein sollen, als die tausende sonstiger Prozesse aus dem modernen Wirtschaftsleben, die wahrlich zum Teil nicht weniger kompliziert sind.*)

Die Justizverwaltungen sind seit einer Reihe von Jahren dazu übergegangen, jüngere Assessoren auf einige Zeit industriellen Betrieben zur Sammlung von wirtschaftlichen Kenntnissen zu überweisen. Es könnte vorgeschrieben werden, daß jeder Richter in einer Abteilung für Gewerbe- oder Kaufmannssachen sich eine Zeitlang in gewerblichen Betrieben umgesehen und den Beweis erbracht haben muß, daß dies mit Erfolg geschehen ist.

Als Vorsitzende dieser Abteilungen würden die hervorragenden Juristen des Gewerberechts, die v. Schulz, Baum, Prenner, Wölbling, der Fortbildung der Rechtsprechung dieselben und vielleicht noch bessere Dienste leisten können, als heute in ihrer Stellung bei den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten.

*) Dertmann auf dem 31. deutschen Juristentage, Verhandlungen, Bd. III, S. 378; Fellinger, Der deutsche Juristentag und das Privatangestelltenrecht, S. 19.

Digitized by Google

Die Soldatenkatechismen von E. M. Arndt.

Von

Dr. Karl Prahl.

Arndt hatte aus dem Machtbereiche Napoleons flüchten müssen, war der Einladung Steins gefolgt und von Schlesien aus zu ihm nach Petersburg gereist. „Gegen Ende Augusts des Jahres 1812 stand ich vor dem berühmten Minister Stein.“ *)

Stein war die Seele aller Bestrebungen, die darauf hinausgingen, „die Wiederaufrichtung Deutschlands aus dem Jammer und der Schande, die Vernichtung des scheußlichen Rheinbundes und die Zertrümmerung der französischen Macht“ zu ermöglichen. Stand auch vorläufig manches davon noch in weiter Ferne, Arndt nennt den Freiherrn gleichsam einen noch sehr in der Luft oder vielmehr in dem Lichte des Gedankens schwebenden deutschen Diktator, so waren die deutschen Männer dort in Rußland gleichwohl nicht müßig. Das deutsche Komitee, anfangs unter Führung des aus seinem Lande vertriebenen Herzogs von Oldenburg, arbeitete an der Gründung der russisch-deutschen Legion, um deutsche Jünglinge für die Erlösung ihres Vaterlandes zu einer Gegenschar zu waffnen. Freilich war das eine sonderbare Gesellschaft, die da zunächst in der Legion zusammenkam, eine Rotte zusammengelaufener Deserteure, entlassener Gefangener und notdürftig hergestellter Kranker, die zu disziplinieren die wenig lohnende Aufgabe einer kleinen Anzahl tüchtiger deutscher Offiziere war“ **). Graf Chazot, Dörnberg, Clausewitz, die Grafen Dohna sind wohl die bekanntesten und besten Namen unter diesen Offizieren. Als Helfer wurde auch Arndt herangezogen. Stein „war durch einzelne meiner Schriften auf mich aufmerksam geworden“,

*) Wanderungen und Wandelungen, Reclam, S. 12.

**) Heinrich Meisner. Soldatenkatechismen. Zeitschrift für Bücherfreunde, August 1903.

Digitized by Google

erzählt Arndt selbst in seinen Wanderungen und Wandelungen, und verwandte den sprachgewandten und sprachgewaltigen Mann zu einer Beschäftigung, die so recht nach seinem Herzen war, „kleine Pamphlets, Aufforderungen, Verkündigungen, Gegenschriften und Widerlegungen napoleonisch-französischer Verkündungen und Berichte“*) durch den Druck ausfliegen zu lassen. In seinem Buche: Notgedrungener Bericht aus seinem Leben usw., Leipzig, Weidmann 1847, sagt Arndt selbst von dieser Zeit, Teil II, S. 257: „Zu diesem Zeugnisse ist nur kurz anzuführen, daß ich im Sommer 1812 bis zum Ende des Jahres 1813 im russischen Dienste und Solde gestanden (was ja mit der Glocke der Stunde, dem Soldatenkatechismus, den Aufsätzen über Landsturm und Landwehr und über die Russisch-Deutsche Legion und andere Schriften der Fall war) teils mit ihrer Erlaubnis Mehreres gearbeitet und mehrere Bücher ausgegeben habe in Petersburg, Königsberg, Dresden, Leipzig.“

Für die deutsche Legion, mit Einwilligung Steins und im Dienste der russischen Regierung schrieb Arndt nun im Sommer 1912 seinen Kurzen Katechismus für Teutsche Soldaten, in Petersburg ohne Ortsangabe auf öffentliche Kosten gedruckt und zur Verteilung an die Krieger der deutschen Legion bestimmt. Arndt ist damit nur einem älteren Vorgange gefolgt**). Seit Luthers Büchlein vom Jahre 1597: „Ob Kriegsleutte auch in seligen stande seyn künden“ haben sich viele Schriften mit dem Soldatenstande beschäftigt, die Fragen untersucht, ob ein Krieg gerecht sei, wie Krieger sich zu verhalten hätten usw. Diese eine Gruppe dieser Schriften „enthalten die allgemeinen Moralgebote in ihrer Anwendung auf den Soldatenstand“; der erste Soldatenkatechismus, der wirklich diesen Namen trägt, ist zu einem bestimmten politischen Zwecke geschrieben. Auf Cromwells Veranlassung wurde für die Krieger des Parlamentsheeres verfaßt: The soldiers catechisme; composed for the parlaments army, erschienen 1644, zu dem Zwecke, den Soldaten ihren Kampf als gerecht darzutun und zugleich ihnen die Eigenschaften eines richtigen Kriegsmannes vor und zu Gemüte zu führen.

Arndt nahm das Gute von beiden Seiten. Luthers Schrift und andere ähnliche aus der Reformationszeit wurden ihm Vorbild für die kraftvolle, gedrungene Sprache, der Cromwellsche Katechismus für die ganze Anlage, denn auch sein Büchlein sollte ja dem be-

*) Wanderungen und Wandelungen, Reclam, S. 27.
**) Nach Meisner, Soldatenkatechismen.

Digitized by Google

stimmten politischen Zwecke dienen, den Kriegern der deutschen Legion, zum Teil Gefangenen aus den deutschen Kontingenten des französischen Heeres, den Kampf gegen Napoleon als gerecht und gottgefällig darzustellen und andere zum Abfall von dem Kaiser zu bewegen. Notgedrungener Bericht I, S. 291: „Wahrscheinlich bleibt nur meine zu Protokoll gegebene Meinung, daß dies Wort (revolutionär) meinen Feinden nachgeschrieben sei, die jenen Katechismus, der die gegen Rußland fechtenden oder schon gefangenen deutschen Truppen zum Abfall von den Franzosen und den Fürsten des Rheinbundes aufforderte, wohl revolutionär genannt haben." Vergleiche auch Arndts Schrift: Zwei Worte über die Entstehung und Bestimmung der deutschen Legion, 1813, jetzt zugänglich in den Kleinen Schriften von E. M. Arndt, herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds, Leipzig, Max Hesse.

Aber nicht nur Feinde hatten diesen Katechismus revolutionär genannt, auch Freunde. Arndt schreibt Petersburg, den 30. Oktober 1812 an Friedrich von Horn*), Kapitän der Jägerkompagnie in der russisch-deutschen Legion:

> „Anbei, lieber Freund, zwanzig Exemplare Katechismus. Ich wünsche, daß er Früchte trage. Der alte Herzog hat ihn viel zu wild gefunden und revolutionär."

Der alte Herzog war der schon erwähnte Peter von Oldenburg, von dem es bei Arndt in den Wanderungen und Wandelungen (Reclam) S. 16 heißt: „Der Herzog wollte alles allein mit, durch und für die Fürsten anfangen und in ihrem Namen Deutschland! rufen, Stein aber meinte mit einem sehr spanischen Gefühl, auch den Fürsten müsse man erst lehren, wieder deutsch zu gehorchen und nicht zu glauben, daß Gott allein für sie die Welt geschaffen habe; nur durch alle, durch alles Volk, Große und Kleine, werde die Zerbrechung des wälschen Joches möglich sein."

Mehr über diesen Peter und die anderen Oldenburger bringt Geerds in der Reclamausgabe der Wanderungen und Wandelungen nach Pertz, Leben des Freiherrn vom Stein.

Vom Standpunkte des Herzogs aus gesehen, ist sein Unwille durchaus erklärlich gegen eine Schrift, die darauf berechnet war, Soldaten zum Abfall von ihrem Landesherrn zu bewegen, und

*) Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Berlin 1898, Reimer, S. 84.

Digitized by Google

reichlich revolutionär sind auch alle Gedanken, die Arndt im ersten Teile seines Katechismus entwickelt.

In dem zweiten Kapitel: „Von der Gewalt der Könige und Fürsten", heißt es z. B.: „Wenn aber ein Fürst anders tut, als wofür Gott ihn eingesetzt hat, und nicht fürstlich regiert nach dem Ebenbilde Gottes, so muß der Soldat und Christ Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Denn wenn ein Fürst seinen Soldaten beföhle, Gewalt zu üben gegen die Unschuld und das Recht, wenn er sie gebrauchte, das Glück und die Freiheit ihrer Mitbürger zu zerstören; wenn er sie den Feinden des Vaterlandes gegen das Vaterland zu Hilfe schickte, wenn er durch sie seine eigenen Landsleute plündern, verheeren, bekämpfen hieße, müßten sie nimmer gehorchen, was wider das Gebot Gottes und das ebenso heilige Gebot streitet, das Gott in unser Gewissen gepflanzt hat. Denn auch ein König und Fürst darf nimmer tun noch befehlen, was in aller Ewigkeit Unrecht bleibt, und spräche man es mit Engelzungen und schmückte man es mit Engelscheinen aus."

Und im dritten Kapitel: „Von Soldatenehre", macht er dann die Nutzanwendung dieser allgemeinen Gedanken auf die Deutschen. „Siehe, armer deutscher Soldat, wie haben deine Fürsten und Herren dich in den letzten Tagen gemißhandelt und gemißbraucht, und du willst es immer noch nicht verstehen, noch begreifen, was du tust und worin du gefangen bist. . . . Es standen ihm (Napoleon) aber gleich anfangs deutsche Fürsten bei und zogen ihm zu mit ihrer Macht; sonst hätte er dich nimmer bezwungen. Und so hat er denn weiter durch Trug und Hinterlist alle gegen einander empört und entzweiet, und deine Herren und Fürsten waren Schwächlinge und Weichlinge und wußten nichts von der Ehre und der Hoheit, die in Fürstenseelen blühen sollen, und taten alles, was der fremde Wüterich ihnen gebot, und ließen deutsche Brüste von deutschen Soldaten durchstoßen und deutsche Freiheit durch deutsche Soldaten vertilgen."

Das waren harte, bittere Worte, aber aus den Zeitverhältnissen erklärlich, die Einleitung gewissermaßen zu dem eigentlichen Thema von Arndts Schrift, ob die deutschen Soldaten solche Fürsten noch Gehorsam leisten dürften. Davon handeln die folgenden Kapitel, das vierte „Von Soldatenehre", das fünfte „Von der wahren Soldatenehre". Arndt führt aus: Soldatenehre sei nicht, solchen Fürsten als willenlose Werkzeuge zu gehorchen, sondern der Soldat dürfe keine andere Stimme hören als die: Das Vaterland ist in

Digitized by Google

Gefahr. Und die wahre Soldatenehre sei, einem Fürsten, der gebiete, gegen das Vaterland zu fechten, den Degen im Angesicht zu zerbrechen. Und was ist das Vaterland? Das sechste Kapitel gibt die Antwort: „Deutschland des Soldaten Vaterland". Nicht das einzelne Land, der einzelne Staat, sondern das ganze Deutschland ist das große, heilige Vaterland. Wer für dieses kämpft, tut Recht, wer dagegen kämpft, Unrecht, und, das ist die Folgerung, der rechte deutsche Soldat darf nicht nur, er muß einem Fürsten den Gehorsam verweigern, der ihn zum Kampfe gegen das heilige Vaterland zwingen will. Die Vorstellung von einem gemeinsamen, großen Vaterlande war den Zeitgenossen offenbar noch so neu, daß Arndt sich veranlaßt fühlt, in den beiden folgenden Kapiteln sie noch weiter zu begründen und zu vertiefen. Er mahnt zur Verträglichkeit und zu milder Duldung von Eigenarten der einzelnen Stämme, wendet sich im achten Kapitel gegen die „elenden und kalten Klügler", die da sagen, wo es dem Menschen wohl gehe, da sei sein Vaterland. Hier findet er herrliche, wundervolle Worte für die Liebe zum Vaterlande, aus glühendem Herzen gequollen.

Dichterische Fassung verlieh Arndt denselben Vorstellungen in seinem Liede: Was ist des Deutschen Vaterland? zuerst gedruckt in der Königsberger Ausgabe des Katechismus nebst zwei Anhängen von Liedern, dann in der Sammlung: Deutsche Wehrlieder für das Königl. Preuß. Frey-Corps, Berlin, Ostern 1813. Das Lied enthielt auch eine Strophe, die durchaus in diesen Gedankenkreis hineingehört und nur aus ihm zu erklären ist. Die ursprünglich siebente Strophe hieß nämlich:

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land.
Ist's, was der Fürsten Trug zerklaubt?
Von Kaiser und von Reich geraubt?
O nein, o nein, o nein,
Sein Vaterland muß größer sein.

„Kaiser und Reich" erscheinen als der Inbegriff früherer Herrlichkeit im sechsten Kapitel des Katechismus. Die folgenden Kapitel entsprechen etwa dem zweiten Teile des Cromwellschen Katechismus; sie handeln von den Eigenschaften, die ein wahrer Soldat haben muß oder nicht zeigen darf. „Von Bescheidenheit und Demut" (Kap. 9), „Von Güte und Milde" (Kap. 10), „Von Habsucht und Grausamkeit" (Kap. 11), „Von der Manneszucht" (Kap. 12), „Von

Digitized by Google

der Frömmigkeit" (Kap. 13), „Wie ein deutscher Soldat jetzt sein muß" (Kap. 14). Das letzte Kapitel, „Trost und Verkündigung", weist hin auf die Morgendämmerung der neuen Zeit, die gewiß die Erfüllung bringen werde, d. h. ein freies Deutschland, wenn alle deutschen Männer voll Gottvertrauen im Kampfe gegen die Franzosen zusammenstehen. „Darum fürchte sie nicht, du wirst sie verwehen, wie der Wind Stoppeln verwehet, wenn dein Geist in dir mächtig wird: sie haben kaum die Geistlosen besiegt".

Das waren Gedanken, so wunderbar und im zweiten Hauptteile so groß und herrlich, wie sie vor Arndt noch niemand in Deutschland ausgesprochen und noch niemand gehört hatte. Aber in Rußland selbst kam der Katechismus nicht dazu, sich recht auszuwirken. Die Ereignisse überstürzten sich. Ueberraschend schnell folgte der Zusammenbruch der französischen Macht, und früher, als noch irgend jemand es vor kurzem geträumt hatte, standen die Russen und die Preußen Yorks in Ostpreußen als Befreier. In dieser Zeit ist der Katechismus unverändert noch zweimal gedruckt worden ohne Arndts Zutun, einmal in Riga und dann in Königsberg. Man hatte nichts Besseres, als es galt, durch zündende Worte zunächst die Ostpreußen zum Befreiungskampfe zu entflammen.

Dieser erste Text des Katechismus ist lange Zeit verschollen und unbekannt geblieben, und von der Petersburger Ausgabe sind bis heute auch nur zwei Exemplare bekannt, eines in der Stadtbibliothek zu Elbing, das zweite in der Göritz-Lübeck-Bibliothek in Berlin; die Rigaer ist ganz verschwunden und von der Königsberger ein beschädigtes Exemplar in München vorhanden. Näheres über die Bibliographie des Arndtschen Katechismus im Zentralblatt für Bibliothekswesen 1904, 1905 und 1906.

Es ist daher kein Wunder, daß diese erste Fassung verhältnismäßig spät gewissermaßen erst wieder entdeckt werden mußte. Max Lehmann, durch Heinrich Reisner auf das Berliner Exemplar der Petersburger Ausgabe hingewiesen, veröffentlichte 1904 im Dezemberheft der Deutschen Revue in dem Aufsatze „Ein Arndt-Fund" die ersten sieben Kapitel. Der ganze Katechismus liegt jetzt gedruckt vor in den Kleinen Schriften von Ernst Moritz Arndt von Heinrich Meisner und Robert Geerds und in der Auswahl patriotischer Prosa aus der Zeit der Erhebung Preußens (1806—13) von Dr. G. Lorenz, Paderborn, Schöningh.

Digitized by Google

Für seinen ursprünglichen Zweck mochte der „Kurze Katechismus für teutsche Soldaten" vielleicht den rechten Ton getroffen haben, unter anderen Verhältnissen aber war er besonders wegen des ersten Teiles nicht gut zu verwenden. Preußen hatte durch seinen Anschluß an Rußland ein Beispiel gegeben, dem bald andere nachfolgen würden, so hofften Arndt und mit ihm viele. Wollte man aber noch andere deutsche Fürsten gewinnen, so durfte man ihnen und ihren Untertanen nicht mit einem Schriftchen zu Leibe gehen, das schlankweg den Fahneneid für nichtig erklärte, wenn ein Herrscher gegen Kaiser und Reich, gegen das große deutsche Vaterland, kämpfe. Arndt entschloß sich daher, seinen Katechismus umzuarbeiten. Das geschah im Sommer 1813, als das preußische Hauptquartier während des Waffenstillstandes sich in Reichenbach in Schlesien aufhielt. Hier entstand die neue Fassung und ist auch hier gedruckt worden unter dem Titel „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehret wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll." Als Leitwort trägt dieser neue Katechismus den Spruch aus Joel, Kap. 2: „Fürchte dich nicht, liebes Land, sondern sei fröhlich und getrost, denn der Herr kann große Dinge tun."

Ein Ort ist auch auf dieser Ausgabe nicht angegeben, nur das Jahr 1813, gedruckt ist sie aber in Reichenbach. Das erhellt aus eigenen Angaben Arndts. So schreibt er an Georg Andreas Reimer.*) Reichenbach, 17. August 1813:

„Von meinem Katechismus, der hier gedruckt wird und in fünf Tagen fertig ist, werde ich 1000 Exemplare für Dich und 1000 für die Schule zur Verteilung senden." Im „Notgedrungenen Bericht" heißt es ferner II, S. 135, Anmerkung: „Ich hatte mit meinem Soldatenkatechismus im Junius 1813 auch die Probe gemacht, wo ich alle harten Stellen gegen Napoleon und seine Räuberbanden mildern sollte. So ward aus dem Berliner Abdruck nichts, und ich ließ ihn in Reichenbach und dann in Leipzig drucken", und ebenda I, S. 294 zu dem Katechismus, 2. Fassung, Nr. 17: „Zuerst zu Reichenbach in Schlesien von mir auf öffentliche Kosten ausgegeben, im Sommer 1813, . . ." Daß überhaupt und auch sonst in Reichenbach im Auftrage des Hauptquartiers gedruckt worden ist, zeigt auch eine Stelle aus Arndts Wanderungen und Wandelungen,

*) E. M. Arndt, Ein Lebensbild in Briefen, S. 98.

Digitized by Google

S. 137, der Reclamausgabe von R. Geerds. Arndt spricht von dem Tode Scharnhorsts und fährt fort: „Dieser Trauerfall schuf aus meinem Herzen ein Lied, das ich in Berlin drucken ließ und mit nach Reichenbach nahm, wo Stein, dem es sehr gefiel, es in einigen Tausend Exemplaren abdrucken ließ und es an seine und unsere Freunde versandte und verteilte." Das muß Mitte Juli gewesen sein, da Arndt am 8. Juli aus Berlin nach Reichenbach abreiste. S. Geerds, S. 224, Nr. 63.

Diese Erklärungen des Verfassers haben wahrscheinlich Veranlassung gegeben zu einer irrtümlichen Angabe in Goedekes Grundriß, die auch in die neue Bearbeitung von 1900 aufgenommen ist. Hier findet sich S. 824 auch eine Ausgabe angeführt: „Katechismus für den christlichen Kriegs- und Wehrmann. Reichenbach i. Schl. 1813." Diese Angabe schwebt völlig in der Luft. Die erste Ausgabe mit Druckort ist die Kölner von 1815; gesehen hat die angebliche Reichenbacher niemand, auch die Arndtbibliographie im oben angeführten Zentralblatt für Bibliothekswesen weiß nichts von ihr. Es ist so gewesen, wie Arndt in dem Briefe an Reimer selbst angibt. Das Schriftchen ist in Reichenbach ohne Ortsangabe gedruckt, dann massenhaft verteilt und an die Buchhändler zum Vertriebe versandt. Das war aber nicht eine besondere Reichenbacher, sondern die Erstausgabe der neuen Fassung des Katechismus überhaupt. An dieser Tatsache kann auch nichts ändern eine Notiz in den handschriftlichen Aufzeichnungen Arndts aus seiner Prozeßzeit, die der Arndtforscher Herr Dr. Heinrich Meisner, Abteilungsdirektor an der Königl. Bibliothek in Berlin, mir freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Wenn Arndt dort sagt: „Inculpat hat das ihm vorgelegte Exemplar . . . für den im Jahre 1813 in Reichenbach auf Befehl des Ministers vom Stein herausgegebenen Katechismus anerkannt", so kann das nur ein allgemeiner, ungenauer Ausdruck sein, der Arndts eigenen Angaben, die wir oben gelesen haben, widerspricht, erklärlich vielleicht daraus, das zwischen dem Reichenbacher Drucke und der Kriminalunterſuchung gegen Arndt (1821) doch immerhin schon acht Jahre lagen. Von dieser in Reichenbach gedruckten Erstausgabe haben sich einige Exemplare gerettet; sie befinden sich in der Hofbibliothek in Bückeburg, der Königl. Bibliothek in Hannover, den Stadtbibliotheken in Königsberg i. Pr. und Wiesbaden. Alle späteren Ausgaben bringen diesen Text, nur im 2., 13. und 15. Kapitel finden sich in jüngeren Auflagen Zusätze. Vgl. wieder das Zentralblatt für Bibliothekswesen 1904—1906 und Goedeke, Grundriß. Nur

Digitized by Google

die verschiedenen Vorreden änderten sich mit den Zeitverhältnissen. Arndt äußert sich selbst darüber im „Notgedrungenen Bericht" I, S. 294: „Der Inhalt blieb immer unverändert, nur die Vorrede, welche die Kriegsgeschichte jener Zeit erzählt, erweiterte sich wie die Geschichte selbst sich erweiterte."

Das sind auch unwesentliche Aeußerlichkeiten, der Katechismus selbst aber ist durch die Umarbeitung fast ein neues Werk geworden.

Zunächst sind am Anfange die Kapitel ganz weggefallen, in denen den deutschen Fürsten ihre Fehler vorgehalten und die Soldaten zum offenen Abfalle von ihnen aufgefordert worden waren, falls sie mit Napoleon wider Deutschland kämpften, Kap. 1 bis 6. Die Gedanken des 7. Kapitels kehren dann wieder in dem zehnten der neuen Fassung, „Von der Liebe und Verträglichkeit", noch vermehrt aber um ein Wichtiges: Arndt ermahnt mit eindringlichsten Worten zum Frieden und zur Duldung auch in der Religion.

Für diese sechs ausgeschiedenen und das eine umgearbeitete Kapitel sind in der neuen Fassung elf andere getreten, die ebenfalls den Zweck verfolgen, diesen Krieg als notwendig, gerecht und gottgewollt den Herzen gleichsam einzuhämmern. Und da erhebt sich das Pathos des Mannes zu einer Sprache, so wuchtig und gewaltig, wie wir sie ähnlich nur bei den Psalmisten und Propheten des alten Testamentes antreffen.

Arndt war von Jugend auf in der Sprache der Bibel geschult; hatte er mit dieser doch im Elternhause lesen gelernt und während seines Studiums immer in ihr gelebt. Und nun, da sein sittliches Gefühl aufs tiefste erregt ist, da strömen ihm von allen Seiten die prachtvollen Bilder und Gleichnisse zu, da wuchten seine Worte daher wie dröhnender Hammerschlag, da gleitet er oftmals gleichsam spielend in die dichterische Form der Psalmen hinüber. Es ist so, als wenn die erste Fassung nur eine Vorübung für diese zweite hatte sein sollen. Dort mehr verstandesmäßige Auseinandersetzung, hier die Liebe zum Vaterlande, der Haß gegen die fremde Lügenbrut, Frömmigkeit und Gottvertrauen zu poetischer Schönheit und Großartigkeit verklärt. So z. B. im vierten Kapitel: „Von des Menschen Verworfenheit", „Denn wer die Freiheit verlor, der verlor jede Tugend, und dem zerbrochenen Mut hängen die Schanden sich an." Und im fünften, „Vom gerechten und ungerechten Kriege": „Denn wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann, und wer Uebermut steuert, tut Gottes Dienst.

Digitized by Google

Das ist der Krieg, welcher dem Herrn gefällt; das ist das Blut, dessen Tropfen Gott im Himmel zählt. Und wer so mit den Vordersten fällt in der Schlacht und mit den Tapfersten decket die Wege des Sieges, des Mannes spätestes Geschlecht ist gesegnet, und seine Kindeskinder wohnen in Freude und Ruhm." Oder im sechsten Kapitel, „Von dem großen Tyrannen": „Und der Abgrund hat sich aufgetan, spricht der Herr, und die Hölle hat ihr Gift ausgespieen und die Schlangen ausgelassen, die da giftig sind.

Und es ist ein Ungeheuer geboren, und ein blutgefleckter Greuel aufgestanden.

Und heißt sein Name Napoleon Bonaparte, ein Name des Jammers, ein Name des Wehs, ein Name des Fluchs der Witwen und Waisen, ein Name, bei welchem sie künftig Zeter schreien werden, wenn arme Sünder zum Richtplatze gehen.

Und wenn Satan der Vater der Lüge heißt, so heißt Bonaparte Satans ältester Sohn." Oder aus dem zehnten Kapitel, „Von der Liebe und Verträglichkeit", die herrliche Stelle: „Denn wer ich bin, das mag kein Sterblicher durchdringen, und sie sehen die Schatten des Himmels kaum, wie lallende Kinder stammeln sie vor mir, wie geblendete Vögel flattern ihre Gedanken im Dunkeln."

Der ganze große Unterschied zwischen der ersten und zweiten Fassung des Katechismus tritt erst da so recht hervor, wo die Ueberschriften der Kapitel und der Inhalt sich decken. Das achte Kapitel dort und das zwölfte hier handeln beide „Von Freiheit und Vaterland", und dort heißt es: „Die, welche so reden, sind auch von den eigennützigen und dummen Tieren, von welchen vorhin gesprochen ist, welche Gottes Bild und das Siegel der Vernunft nur äußerlich tragen, sonst aber in den windigen Gedanken ihrer leeren Herzen und den niedrigen Gelüsten des Leibes dahinfahren. Nein, sie lügen, die unverschämten Schwätzer! Das unterscheidet den Menschen von den Tieren, daß er bis in den Tod lieben und von seiner Liebe nicht lassen kann. Nicht da ist sein Vaterland, wo er am üppigsten und sorgenfreiesten leben kann, sondern wo er die unschuldigen Jahre der Kindheit, die fröhlichen Jahre der Jugend verlebte, wo er die ersten süßen Töne der Freundschaft vernahm, wo die ersten Sterne ihm leuchteten, die ersten Frühlinge ihm blühten, die ersten Donner und Sturmwinde ihm ins Herz brauseten und klangen: Es ist ein Gott, es ist ein allmächtiges Wesen über uns, vor welchem die Sterblichen in den Staub fallen müssen. Da, da ist sein Vaterland, dahin klopfen alle Pulse seines Herzens; dahin blickt seine

Digitized by Google

Liebe mit Sehnsucht — und seien es kahle Felsen, und seien es öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit ihm, er muß sie lieb haben, denn er ist ein Mensch."

Das klingt matt, verwässert gegen die Fassung derselben Gedanken in der zweiten Ausgabe:

„Diese sind wie die dummen Tiere nur auf den Bauch und auf sein Gelüste gerichtet und vernehmen nichts von dem Wesen des himmlischen Geistes.

Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des Tages, und was ihnen Wollust bringt, deucht ihnen das Einziggewisse.

Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geschwätz, und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren.

Auch ein Tier liebet; solche Menschen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen.

Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod und von seiner Liebe nimmer lassen noch scheiden.

Das kann kein Tier, weil es leicht vergisset, und kein tierischer Mensch, weil ihm Genuß nur behagt.

Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenaug sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben, denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen."

Dem 13. Kapitel der ersten Fassung: „Von der Frömmigkeit", entspricht das siebzehnte der zweiten: „Von der Gottesfurcht". Hier ist der Wortlaut nur wenig geändert, immer auch nur schärfer abgerundet, wirkungsvoller zugespitzt, der Inhalt ein wenig vermehrt. Neu in der zweiten Fassung ist das achtzehnte Kapitel: „Von der Hingebung". Ich will nur das Schlußwort hersetzen als Beispiel

Digitized by Google

dafür, daß auch dieses ganz in dem gehobenen Tone der übrigen gehalten ist:

„Denn Gott und die Liebe überwinden alles, und ist auch der Tod ein Nichts vor ihnen."

Die beiden letzten Kapitel decken sich so ziemlich mit den entsprechenden der ersten Fassung.

Nach diesen Ausführungen wiederhole ich meine Ueberzeugung: Diese zweite Fassung des Soldatenkatechismus, die Ausgabe von 1813, ist die bessere, in ihrer Art vollkommen. Einzelne der lapidaren Sätze prägen sich ohne weiteres dem Gedächtnisse ein und wirken auf Herz und Gemüt. Und für diese Ausgabe unterschreibe ich jedes Wort von dem, was Meisner in seinem Aufsatze über Soldatenkatechismen sagt: „Wie die Sprache, so ist auch der Inhalt des Arndtschen Soldatenkatechismus für seinen Zweck wohl das Vollkommenste, was geleistet werden konnte und je geleistet werden wird."

Und die Wirkung blieb auch nicht aus.

Im „Notgedrungenen Bericht" II, S. 85, ist ein Brief von Schildener an Arndt zu lesen aus Greifswald, 21. Dezember 1813: „Deinen Auftrag wegen des Katechismus habe ich genau besorgt, aber noch keine Berechnung über den Verkauf erhalten. Dieser Katechismus und einige der kleinen Lieder sind das Beste, was Du gemacht hast." Und Arndt selbst äußert sich im „Notgedrungenen Bericht" I, S. 294: „Ich weiß durch die freundlichsten Bezeugungen, dieses Büchlein hat nicht bloß Streiter auf dem Schlachtfelde erquickt, sondern Sterbende und Genesende in Lazaretten getröstet."

Das Büchlein erfüllte auch völlig seinen Zweck, zunächst das Heer und die Bevölkerung Schlesiens für den heiligen Kampf zu begeistern, und immer wieder ist es auch in anderen Landesteilen neu gedruckt worden, in Leipzig, Berlin und Göttingen 1813, in Leipzig und Frankfurt 1814 und noch 1815 in Köln, und hat immer wieder eine Wirkung ausgeübt, die kaum überschätzt werden kann. Was viele Tausende fühlen mochten, dieser Mann hatte das tönende und dröhnende Wort dafür gefunden, er hatte geweckt der dunklen Gefühle Gewalt, die in den Herzen wunderbar schliefen.

Nachdem der Katechismus seine Schuldigkeit getan hatte und die Begeisterung der Befreiungskriege verrauscht war, verfiel er bald fast völliger Vergessenheit. In den wenigen Gesamtausgaben von Arndts Werken fristete er ja noch ein kümmerliches Dasein, aber wer las später überhaupt noch Arndt, der ja zur Zeit der Demagogenver-

Digitized by Google

folgung auch fast zum Hochverräter gestempelt worden wäre? Und doch hat und behält das kleine Buch immer seinen Wert. Schon die Sprache hat etwas wunderbar Packendes. Und sehen wir ab von all dem, was in Beziehung steht zu den Verhältnissen des Befreiungskampfes und durch sie bedingt ist, was Napoleon und die damaligen Franzosen angeht, es bleibt noch genug übrig, was für alle Zeiten und auch gerade für uns gilt, die Deutschen von heute, da soviel zersetzende Kräfte an des Vaterlands Mark zehren. Die Vaterlandslosigkeit greift immer weiter um sich, die Selbstsucht mit all ihren Folgen in allen Ständen untergräbt die Hingebung an das große Ganze, die Hydra religiösen Zwistes hebt schon lange drohend ihr Haupt, und gegen all diese unseligen Mächte der Dunkelheit kämpfte und kämpft auch noch heute Arndts Katechismus. Ist es nicht wie für unsere Tage geschrieben, wenn es z. B. im achten Kapitel, „Von der Sünde und dem Unglück", heißt: „Und war die Liebe von euch gewichen, und der Haß hatte die Herzen erkältet, und wußten nichts mehr von Deutschland und dem Vaterlande und von der alten deutschen Ehre und Freiheit, und ließen der eine von dem andern und gingen ein jeglicher seinen eigenen Weg und trachteten nur nach Gold und wie sie des Tages am besten gebrauchten"? Oder wenn er im zehnten Kapitel, „Von der Liebe und Verträglichkeit", schreibt: „Und es wird der Satan der Bosheit nicht schlummern und die Hinterlist, die in euren Feinden lauert, nicht rasten.

Und sie werden rufen: Hie Papst! Hie Luther! Hie Calvin! Merkt auf, was ihr tut, horcht auf, was die wollen, die euch zum Kriege versammeln!

Und sie möchten euch gern verwirren und den alten Streit über die Religion erneuen und euch die Hände in Bruderblut baden lassen, damit sie die Herren bleiben."

Kann jemand schöner und herrlicher zum Vaterlande rufen als Arndt in den Flammenworten des zwölften Kapitels, die ich oben angeführt habe? Das sind nur kurze Hinweise; auf Schritt und Tritt tönt uns ein Kernwort nach dem andern entgegen und erhält sofort glühendes Leben durch seine Beziehungen auf die Gegenwart. Alles, was wir heute in den Schulen treiben an staatsbürgerlicher Erziehung, hier tritt es uns entgegen wie Prophetenwort in Erz gegraben, ein wundervolles Denkmal aus großer Zeit, von dem aus wir unmittelbar auf die empfänglichen Herzen der Jugend einwirken und unauslöschliche Eindrücke ihr mitgeben können. Dieser Ueberzeugung sind Lehrer des Deutschen und der Geschichte schon lange

Digitized by Google

gewesen, nur lag nicht die Möglichkeit vor, das Wollen in die Tat umzusetzen.

Vor länger als zwanzig Jahren schon las ich irgendwo das Bedauern darüber ausgedrückt, daß der Arndtsche Katechismus nicht in der Hand der Schuljugend sei. Ich mußte zustimmen, nachdem ich mich in das Buch vertieft hatte, und schrieb an Reclam nach Leipzig, er möge es doch in seine Universalbibliothek aufnehmen. Leider erhielt ich die Antwort, der Verleger könne sich nicht entschließen, zur Verbreitung eines so „chauvinistischen" Werkes beizutragen. Da blieb mir nichts anderes übrig, als es auf eigene Gefahr drucken zu lassen, Danzig 1892, für meinen deutschen Unterricht in der Prima. Einige der schönsten Stellen, besonders den herrlichen Abschnitt vom Vaterlande, habe ich immer auswendig lernen lassen, und ich kann wohl sagen, die Schüler fühlten sich gepackt und gehoben. Vor kurzem noch konnte ich eine der kargen Freuden unseres Berufes erleben, als aus einer ostpreußischen Stadt ein Arzt, einer meiner ehemaligen Schüler, mich bat, ihm doch den Wortlaut mitzuteilen. Er wisse die Stelle nicht ganz sicher mehr auswendig und möchte das Schöne und Erhebende, was sie ihm heute noch bedeute, nicht missen.

Diese Ausgabe ist längst vergriffen, und ich habe den Anfragen danach und den Bitten darum, die immer noch an mich ergangen sind, leider nicht entsprechen können. Vergriffen ist auch der Druck von Georg Reimer in Berlin. Zugänglich ist das Büchlein aber heute in einigen ausgewählten Werken von Arndt, so in der Ausgabe von Heinrich Meisner und Robert Geerds, die beide Fassungen bringen, die zweite als Haupt- und die erste als Untertext, und in der Ausgabe in der Goldenen Klassiker-Bibliothek von Bong & Co. Einige Kapitel sind abgedruckt in den „Kleinen Schriften von E. M. Arndt" von Jonas, bei Oehmigke, Berlin 1895, und in der Auslese von Arndts Prosa-Schriften von Dr. Rud. Müller, Leipzig, 1900, Dürr.

Das genügt aber nicht, wenn der Katechismus wirklich für den Unterricht fruchtbar gemacht werden soll. Dazu muß jeder Schüler ihn in der Hand haben. Die Hendelsche Buchhandlung in Halle hat deshalb meiner Bitte nachgegeben und wird in der bekannten Bibliothek der Gesamtliteratur einen Abdruck veranstalten. Dann kann jeder Jüngling das Büchlein erstehen und mit und aus ihm zugleich einen unendlich wertvollen Besitz hinausnehmen in das Leben. Und wir brauchen heute in Deutschland Männer, die von Arndtschem

Digitized by Google

Geiste erfüllt sind. Ich stimme all dem zu, was Rud. Müller in seinem schönen Aufsatz „Mehr Arndt!“ ausführt, Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1908, S. 481 f., nur stelle ich den Katechismus für den christlichen Kriegs- und Wehrmann, die zweite Fassung also, am höchsten von allen gleichartigen Schriften Arndts wegen seines sittlichen Gehaltes und seiner tiefen Gedanken, die für alle Zeiten Geltung haben und für unsere erst recht. Aus diesem Quickborn müssen wir Lebenstrank schöpfen für unsere werdenden Staatsbürger. Darum in die Schulen diesen Katechismus als ein rechtes Lehr- und Lernbuch der Liebe zum Vaterlande und zu allem, was echt deutsch ist.

Digitized by Google

Benjamin Franklin und der Amerikanismus.

Von

R. Kayser.

Der Mann, der von jenseits des großen Teiches zu uns herüberkommt, empfindet sich mit Stolz als etwas Besseres, Freieres, Tüchtigeres, als die in Feudalismus und staatlicher Bevormundung, in alter, erstarrter Sitte und verknöcherten Verhältnissen dahinlebende alte Welt. Er sieht in sich den Vertreter der Freiheit, der wahren Demokratie, des Fortschritts in Sitte und Zivilisation. Auch wir empfinden ihn als etwas anderes, als wir sind. Auch wir bemerken an ihm die Heimat ohne die hemmende und belastende, aber auch ohne die geistig bereichernde Macht der Tradition. Doch schon hat der Ausgleich begonnen. Auch die Welt drüben wird älter und schätzt sichtbar immer mehr Leistungen und Vorzüge alter Kultur, und auch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten lernt neue Schranken kennen; und umgekehrt glaubt man in den alten Kulturländern, soweit sie in der Entwicklung der modernen Zivilisation zu Reichtum gelangt sind, besonders in unserem eigenen Vaterlande, wir würden amerikanisiert.

Was ist diese Amerikanisierung? Was ist Amerikanismus? Roosevelt hat einer Sammlung kleiner Aufsätze diesen Titel gegeben. Er versteht freilich darunter die Gesinnung des Amerikaners, der alles für Amerika tut, sich nur als Amerikaner fühlt und dabei jede Sonderart ablehnt, mag sie aus Beruf oder Bildung, aus Bekenntnis oder Rasse hervorgehen. Aber das ist nichts bezeichnend Amerikanisches; man könnte in demselben Sinne von Germanismus und Gallikanismus, ja von Serbismus und Bulgarismus reden, als Tatsache wie als moralischer Forderung, und mit diesen vollklingenden Namen die vielleicht sehr edle und oft praktische, vielleicht aber auch recht beschränkte Denkweise eines Bürgers aus jeder beliebigen Nation

Digitized by Google

entsprechend benennen. Der Sinn des Wortes kann darum nur dieser sein: Es ist die spezifisch amerikanische, in der Praxis ausgeübte und oft auch theoretisch ausgesprochene Lebensanschauung, die Ansicht von der Lebensaufgabe und die zugrunde liegende geistige Art des Amerikaners. Sie hat der feinste Schilderer amerikanischen Wesens, der Deutsche Hugo Münsterberg an der Harvard-Universität, bezeichnet als den Geist der Selbstbestimmung, der Selbstbetätigung, der Selbstvervollkommnung und der Selbstbehauptung, eine Art, die besonders im politischen Leben und im täglichen Beruf, im Erwerbsleben, zutage tritt, und zwar bei letzterem am regelmäßigsten und am bezeichnendsten. Der Amerikaner, so entwickelt Münsterberg, schätzt den Geldgewinn nicht, wenn er nicht das Ergebnis eigener Arbeit ist. Er verachtet das Lotteriespiel, er kennt nicht die Mitgift bei der Verheiratung. Das Börsenspiel ist ihm kein Spiel, sondern Betätigung kaufmännischer Geschicklichkeit und Umsicht; selbst eine Wette hat für ihn nur Sinn als Uebung einer Kombinationsgabe, die er überall im Erwerbsleben brauchen kann. Die reichsten Männer tragen Sorge, keinen zu großen Teil ihres Vermögens in die Hände ihrer Kinder gelangen zu lassen; damit hängt zusammen die königliche Freigebigkeit, mit der man öffentliche Einrichtungen bedenkt. Eine Nation, die sich so ihres Privatvermögens für allgemeine Zwecke zu entäußern vermag, kann zwar zum Gelde drängen, aber nicht am Gelde hängen. Das zeigt sich auch in der Gemütsruhe, mit der der Amerikaner Geldverluste hinnimmt; er empfindet sie nicht, als ob ein Teil seiner Persönlichkeit damit fortgerissen würde. Dem Franzosen liegt am Gelde als solchem; er sieht sein Ziel darin, Rentner zu spielen. Dieser Beruf ist in Amerika fast unbekannt. Trotz des großen Luxus, der vielfach drüben getrieben wird, spielt doch der materielle Genuß in der neuen Welt eine geringere Rolle als in der alten. Den Europäern fällt es immer wieder auf, wie sehr das Leben dort auf Arbeit zugeschnitten ist und das Vergnügen zu kurz kommt. Man hat oft gesagt: Der Amerikaner habe es noch nicht gelernt, vom Leben Freude zu haben und vom Gelde sich Genuß zu verschaffen. Es ist darum falsch, den Amerikaner einen Materialisten zu schelten, denn materialistisch ist jede Lebensauffassung und -benutzung, die sich auf Genuß richtet, idealistisch jede, die nicht die angenehmen Folgen der Tat, sondern ihren Wert zum Motiv nimmt, mag sich diese Ansicht nun an materiellen oder geistigen Aufgaben betätigen. So denkt auch der Kaufmann drüben: Wirtschaftliche Werte schaffen ist Selbstzweck als

Digitized by Google

Betätigung der Persönlichkeit. Von diesem Gedanken ist die ganze Atmosphäre Amerikas erfüllt. Der amerikanische Kaufmann schafft um des Geldes willen nicht anders, als der echte Maler um des Geldes willen malt. Darum wird auch in Amerika ganz anders als bei uns jede Arbeit als solche geschätzt; ob sie viel oder wenig einbringt, große oder geringe Vorbildung verlangt, ist Nebensache. Welche herkömmliche Abstufung von körperlichen und geistigen Arbeiten und Berufen haben wir, besonders in den Beamten- und Polizeistaaten des Deutschen Reiches! Wie peinlich wird unterschieden, welche Arbeiten sich schicken und welche nicht!

Auf diesen Ton sind nun auch die Aeußerungen einzelner hervorragender Amerikaner gestimmt. Hören wir Theod. Roosevelt, wie er sich gegen seine Mitbürger äußert. Er fordert in einem Essay „Das volle Leben" zur Arbeit auf. Nimmt man die Freiheit zum Anlaß, sich weiter um nichts zu bemühen, sondern ein reines Genußleben zu führen, selbst wenn dieser Genuß ganz unschädlich ist, so wird man ein Schmarotzer, der bald merken wird, daß er den Menschen nicht gewachsen ist. Ein gemächliches Leben gewährt auf die Dauer keine Befriedigung und macht zu ernstlicher Arbeit untauglich. Kein Volk kann lange existieren ohne den Grund materieller Wohlfahrt, der aus Sparsamkeit, aus kräftigem Handels- und Unternehmungsgeist und aus unermüdlicher Kraft-Anspannung besteht; aber niemals kann ein Volk wirklich groß sein, das sich allein auf die materielle Wohlfahrt stützt.

John Rockefeller, der Petroleumkönig, meint in seinen Memoiren: Demjenigen, der einfach mit der Idee, reich zu werden, anfängt, wird nichts gelingen; ihr müßt größeren Ehrgeiz besitzen. Die großen industriellen Führer haben uns immer wieder die einfache Tatsache erwiesen, daß von einem dauernden Erfolg nicht die Rede sein kann ohne eine Handlungsweise, die dem Manne das größte Vertrauen schafft; dieses, das wahre Kapital, wird nur dem zuteil, der sittliche Eigenschaften mitbringt und entwickelt. Der echte Amerikaner arbeitet aus Freude am Wagen und Gelingen. Warum ziehen sich viele reichen Leute nicht von den Geschäften zurück, trotzdem sie es tun könnten? Sie wollen nicht müßig gehen, oder sie sind mit Recht stolz auf ihre Arbeit, oder sie fühlen die Aufgabe in sich, auszudehnen und aufzubauen zum Nutzen ihrer Angestellten und Teilhaber. Dem jungen Mann, der ins Geschäftsleben eintritt, rät Rockefeller: Wenn du nach großen Erfolgen trachtest, so beginne deine geschäftliche Laufbahn nicht mit dem Gedanken, du müßtest

Digitized by Google

möglichst viel dabei herausschlagen. Laß vielmehr deine ersten Gedanken sein: Wo passe ich hinein, um mit meinen Kräften am wirksamsten die allgemeinen Interessen zu fördern?

Aehnlich Andrew Carnegie, der Stahlkönig von Pittsburgh, der sich aus den einfachsten Verhältnissen emporgeschwungen, übrigens, wie Rockefeller, nun schon längst aus der wirtschaftlichen Arbeit sich zurückgezogen hat. Aufsätze und Reden von ihm, gesammelt unter den Titeln „Das Evangelium des Reichtums" und „Kaufmanns Herrschgewalt" und auch bei uns in Uebersetzungen viel gelesen, zeigen, im Vergleich zu Rockefellers Memoiren, durchaus den höher und edler interessierten und gebildeten Mann. Auch er meint: Zweifellos ist Geldmachen das erste, was junge Leute im Kaufmannsstande erstreben; aber es darf nicht der letzte Zweck des Geschäftsmannes sein. Er kann durch Entwicklung der Hilfsquellen seines Landes, durch Arbeitsschaffung für viele Tausende, durch Unterstützung von Erfindungen der Welt vom größten Nutzen sein. Der erfolgreiche Geschäftsmann erhebt sich bald über den Standpunkt des bloßen Geldverdieners. Seine wahre Dividende ist nicht nur die in Dollars; er erhält eine höhere in der Genugtuung, sein Geschäft weiter entwickelt zu haben. Die geschäftliche Laufbahn ist eine strenge Schule aller Tugenden, persönlicher und sozialer. Darum verheißt sie auch höheren Lohn: Sie ermöglicht edle Wohltaten. Carnegie meint: Ich würde lieber einem jungen Manne meinen Fluch hinterlassen, als ihn mit dem allmächtigen Mammon beladen; das hieße in ihm die Tatkraft, die Wertschätzung der Arbeit ertöten. Weder Kapital, noch Einfluß, noch höhere Schulbildung, noch alles dies zusammen vermag erfolgreich zu wetteifern mit der unbezähmbaren Energie. Diese aber ist die Eigenschaft der erobernden Armut. Carnegie zitiert das Wort des Präsidenten Garfield: Das reichste Erbteil, das man einem jungen Manne von Hause aus mitgeben kann, ist die Armut. Es sind nicht die Söhne der Millionäre und des Adels, die der Welt ihre Lehrer, Märtyrer, Erfinder, Staatsmänner, Dichter und selbst große Geschäftsleute gegeben haben.

Schälen wir aus diesen und ähnlichen Aeußerungen die Motive erwerbender Tätigkeit bei typischen Amerikanern heraus. Natürlich ist das Streben nach Gewinn darin vertreten, aber nicht um des Genusses willen, sondern weil es den Menschen drängt, sich zu betätigen. Kennzeichen erfolgreicher Tätigkeit ist ja auch der steigende Gewinn. Dem erst, der mit Erfolg, d. h. mit Gewinn gearbeitet hat, mag dann die Ueberzeugung kommen, daß er in seiner aus-

Digitized by Google

gedehnten Arbeit zugleich andere, einzelne oder seine Nation oder die Kultur gefördert hat; diese Wirkungen werden schwerlich seine erste Absicht gewesen sein. Aber unter die Worte Habgier, Geldsucht, Profitwut ein solches Streben zu fassen, wäre gewiß unrichtig. Die Frage liegt freilich nicht so fern, ob diese Männer des Erfolges über ihre wahren Beweggründe sich auch haben aussprechen können oder wollen. In der Erinnerung oder in der Absicht, das rein selbstsüchtige Element zurücktreten zu lassen, mögen sie vielleicht die wahren Motive weniger rein dargestellt haben. Aber das Streben, voranzukommen, auszudehnen, also Tatkraft und Ehrgeiz, die Tätigkeit um ihrer selbst willen, die Freude am Erfolg als der Wirkung, als Triumph der Leistungsfähigkeit, das erscheint doch immer wieder als der letzte Grund.

Ist diese Denkweise nun eigentlich amerikanisch? Werner Sombart hat Aeußerungen erfolgreicher europäischer Kaufleute über diese Frage zusammengestellt; wir finden da Walther Rathenau, Werner von Siemens, Nathanael Rothschild, Krupp; aus früherer Zeit den Hamburger John Parish. Auch bei ihnen hören wir im wesentlichen immer wieder heraus, was Siemens in die Worte faßt: „Ich will schaffen und nützen, so lange ich kann; ich sehne mich nicht nach den persönlichen Genüssen des Reichtums. Ich würde körperlich und geistig zugrunde gehen, wenn ich keine nützliche Tätigkeit mehr entfalten könnte, an der ich Anregung und dadurch Beruhigung finde." Rathenau erklärt: „Wer am persönlichen Geldgewinn hängt, kann überhaupt kein großer Geschäftsmann sein; dieser kennt kein anderes Trachten, als daß sein Geschäft zu einem blühenden und starken Organismus erwächst." Fragen wir einen gewissen Typus des hamburgischen, des hanseatischen Kaufmanns, warum er geschäftlich tätig ist. Er wird in vielen Fällen nur feststellen können, daß es ihm zur unentbehrlichen Lebensgewohnheit geworden ist, zu schaffen. Vielleicht ist ihm die Fähigkeit, zu genießen, die Freuden des Daseins zu würdigen, darüber verloren gegangen, vielleicht hat er sie nie besessen. Er ist das Arbeitstier, das sich nur in der Arbeit wohl fühlt; dazu, daß diese befriedigt, gehört natürlich auch der Erfolg, der Gewinn; erfolglose Arbeit muß auf die Dauer die Schaffenslust lähmen. Fragen wir ihn, warum er denn eigentlich arbeitet und erwirbt, so wird er entweder sagen: Für Kinder und Enkel, oder er wird es direkt zugestehen: Das Geschäft mit seiner Arbeit sei ihm zum Leben unentbehrlich. Troeltsch in seinem neuesten, umfangreichen Buche über „Die Soziallehren der christlichen Kirchen

Digitized by Google

und Gruppen" führt aus dem Sonntagsblatt der „Bremer Nachrichten" ein sehr bezeichnendes „Tischgespräch eines Bremer Großkaufmanns mit einem Wiener Kaufmann", betitelt „Von altbremer Art", an. Es behandelt den verschiedenen Lebensstil der üppigen Wiener und der strengen und sparsamen Bremer Großkaufleute. Der Bremer sagt darin: „Ein großer Kaufmann in einer freien Reichsstadt arbeitet immer mehr, um immer mehr zu verdienen, und verdient immer mehr, um immer mehr zu arbeiten, weil er sein Geld nicht verzehrt, sondern es hingibt, um immer mehr Hände zu beschäftigen und immer mehr Hungrige satt zu machen. Hat einer viel erworben, so hat er auch viel Ansprüche zu befriedigen, und er befriedigt sie gern als Mitbürger und als Christ."

Solche Aeußerungen beantworten neben der Darlegung von Gründen und Gesinnung im Erwerbsleben auch noch eine zweite Frage, die nach der Verwendung des Erfolges, der Benutzung des Reichtums. Große Unternehmer auf beiden Seiten des Ozeans geben hier gleiche Antwort. Krupp wie Carnegie haben es vielfach ausgesprochen, daß sie mit ihrer Tätigkeit vielen Menschen Arbeit geben, daß sie am sozialen Fortschritt ihres Gemeinwesens durch ihren Erwerb mitwirken. Carnegie meint, sein „Evangelium des Reichtums" sei in den Worten Christi ausgesprochen: „Es wird leichter ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme." Das Evangelium fordert den Millionär auf, alles Seine zu verkaufen und es in der höchsten und besten Form den Armen zu geben, d. h. seinen Besitz zum Wohle der Mitmenschen zu verwalten. Man hat ihn bisher auf drei Arten benutzt: Man hinterließ ihn der Familie, oder man vermachte ihn erst beim Tode öffentlichen Anstalten oder, die einzig edle Art der Verwendung, man sah im Reichtum ein anvertrautes Pfund, das der Besitzer bei seinen Lebzeiten für die höchsten Güter des Volkes zu verwenden habe. Carnegie schränkt diese Forderung ausdrücklich auf den verfügbaren Reichtum ein und wendet sie nicht an auf die Kapitalien, die zum Betrieb oder zur Ausdehnung geschäftlicher Unternehmungen dauernd gebunden sind, auch nicht auf bescheidenes, mühevoll erspartes Auskommen, das zu behaglicher Lebensführung und zur Erziehung der Kinder verwertet wird. Er spricht sich hier übrigens aufs schärfste gegen unterschiedslose Mildtätigkeit aus: Es wäre besser, die Millionen der Reichen würden ins Wasser geworfen, als daß man sie ausgäbe, die Faulen, die Trunksüchtigen, die Unwürdigen zu unterstützen. Von jeden 1000 Dollars, die heute für

Digitized by Google

sogenannte Liebeswerke ausgegeben werden, sind wahrscheinlich 950 verschwendet, so daß sie gerade das Uebel hervorrufen, das sie mildern sollen. Man sollte denen helfen, die sich selbst helfen wollen. Das ist der wahre Verbesserer, der ebenso darauf bedacht ist, den Unwürdigen nicht zu helfen, wie den Würdigen zu helfen, das erstere vielleicht noch mehr. Da erhofft dann Carnegie den Tag nicht mehr fern, wo derjenige, der Millionen von verfügbarem Reichtum hinterläßt, unbeweint und ungeehrt dahinscheiden wird. Von ihnen wird gelten: Wer reich stirbt, stirbt entehrt. Das ist das wahre Evangelium des Reichtums.

Die so geschilderte Stellung zum Erwerb und zum Erworbenen dürfen wir nun selbstverständlich nicht als Gemeingut der Nordamerikaner ansprechen. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten geht seit etwa zwei Jahrzehnten einer gefährlichen Umgestaltung entgegen. Immer stärker sind unter den Einwanderern, aus denen ja doch das starke Wachstum der Bevölkerung dort hervorgeht, Iren, Slawen und Juden vertreten. Sie bringen zu der angestammten französisch-spanisch-englischen Art und der stärkeren englisch-deutsch-skandinavischen Einwanderung ein neues Element hinzu, das in Gesittung, Religion, Moral und Bildung anders und durchweg tiefer steht als die ältere Bevölkerung und Zuwanderung. Trotzdem steht dies eine fest: Noch immer vermag das Einheimische jenes Fremde in den wesentlichsten Dingen sich zu assimilieren. Das Gerüst des amerikanischen Gemeinwesens ist nach Denkweise, Sprache, Sitte und Verfassung angelsächsisch. Die politische wie die geistige Geschichte dieses Landes, seine Literatur und seine Lebensanschauung setzen zu ihrem geschichtlichen Verständnis die entsprechende Entwicklung Englands voraus. Bei allem auch, was man heute so schön von deutschem Einfluß auf das geistige Leben der Vereinigten Staaten zu sagen weiß, liegen die Wurzeln ihrer Sonderart doch nur im Angelsachsentum. Dieses aber hat dort eine wesentlich einheitliche Menschenart geschaffen, die bei 80 Millionen verschiedensten Blutes, geringere Unterschiede in sich aufweist als etwa die deutschen Stämme. So ist denn auch diese Bevölkerung nicht etwa eine junge, eine geschichtslose Nation; nur verlaufen die früheren Perioden ihrer Geschichte auf dem Boden der alten Welt.

Sind nun solche Ansichten, wie besonders Carnegie sie ausspricht, bezeichnend für amerikanischen Geist überhaupt, wie uns Münsterberg versichert, so werden wir versuchen dürfen, ihre Vorbereitung und Entwicklung in der Geschichte des englisch-amerikani-

Digitized by Google

schen Geisteslebens früherer Zeiten wiederzufinden. Da aber wird man als den Vater volkstümlicher, praktisch-sittlicher Lebensbetrachtung bei den Amerikanern, typisch und vorbildlich in doppeltem Sinne, doch immer wieder Benjamin Franklin ansehen, der in klassischer Weise den Ausdruck der Lebensklugheit und Erfahrung gefunden hat. Um ihn, den Philosophen für die Welt, den echtesten Sohn weltlicher Aufklärung, zu verstehen, müssen wir einen Schritt zurück tun in das Zeitalter rein religiös-kirchlicher Interessen.

Max Weber, der Heidelberger Nationalökonom, hat die protestantische Ethik mit dem Geist des Kapitalismus in nahen, geschichtlichen und ursächlichen Zusammenhang gebracht. An die Stelle der katholischen überweltlichen Askese, die sich aus der Welt des Berufes und des gesellschaftlichen Lebens ins Kloster flüchtet, um sich für das Jenseits vorzubereiten, hat der Protestantismus eine innerweltliche Askese gesetzt und sie in der reformierten Kirche und im Sektentum der Täufer zu einer Hauptsache praktischen Christentums gemacht. Die Welt dient dazu, Gott zu verherrlichen; der Christ soll den Ruhm Gottes in der Welt durch Erfüllung der Gebote an seinem Teile mehren. Gott will auch die sozialen Leistungen des Christen, denn er will, daß die soziale Gestaltung des Lebens seinem Gebote gemäß so eingerichtet wird, daß sie jenem Zweck entspricht: alles zur größern Ehre Gottes. Da aber diese gottgewollte vernünftige Entwicklung der menschlichen Gesellschaft ihr zugleich Nutzen bringt, so ist hier die Quelle für den Nützlichkeits-Charakter der reformierten Sittenlehre. Zugleich aber bewährt sich für den einzelnen sein „Gnadenstand", die Gewißheit, daß er zu den für die ewige Seligkeit Erwählten gehört, gerade in der gewissenhaften täglichen Berufsarbeit. So ungeeignet Werke zur Erlangung der Seligkeit sind, so unentbehrlich sind sie als Zeichen der Erwählung. So schafft der Calvinist doch wieder selber seine Seligkeit, und zwar in der systematischen Selbstkontrolle. Die sittliche Tätigkeit des Alltagsmenschen wird zu einer folgerichtigen Methode der ganzen Lebensführung ausgestaltet. Das Leben der Frommen ist ganz auf das Jenseits gerichtet, aber eben deshalb in seinem irdischen Verlauf ganz rationalisiert. Noch in den besten Gestalten des englischen und des anglo-amerikanischen Gentleman von heute tritt die Wertschätzung reservierter Selbstkontrolle hervor, und im kirchlichen Leben, in Predigt und Jugendunterricht, spielt diese Selbsterziehung und Selbstzucht eine große Rolle, wenn auch der ursprüngliche religiöse Untergrund dafür weder im gesellschaftlichen

Digitized by Google

noch im kirchlichen Leben heute noch immer klar sich zeigt. Was man an dem Deutschen als Gemütlichkeit oder Natürlichkeit empfindet, im Gegensatz zu der gründlichen Vernichtung aller Unbefangenheit in der englischen und amerikanischen Lebensluft, die wir als Enge, Unfreiheit, innerliche Gebundenheit, Gesetzlichkeit, vielleicht auch als Heuchelei empfinden, das sind Gegensätze der Lebensführung, die der geringern asketischen Durchdringung des Lebens im Luthertum im Gegensatz zum Calvinismus entstammen. Erst der Pietismus hat ähnliche Elemente auch ins Luthertum hineingebracht; auf reformiertem Gebiete ist er im Grunde nicht mehr vom kirchlichen Calvinismus zu unterscheiden.

So wird dann auch dem Erwerb des Reichtums der größte sittliche Wert zugesprochen. Man leugnet nicht, daß auch der Reichtum sittliche Gefahren mit sich bringt: Verwerflich ist es, im erworbenen Besitz auszuruhen, den Wohlstand zu Müßiggang oder Fleischeslust zu benutzen. Wie Arbeit das beste Mittel ist gegen allerlei Anfechtung, so ist Arbeitsunlust ein Zeichen fehlenden Gnadenstandes; ein Bekenntnis der Mormonen sagt: Ein Träger kann kein Christ oder selig sein. Aber arm sein wollen, wäre Werkheiligkeit, und so sehr überflüssiger Luxus in der Tracht, in Vergnügungen, jede prunkende Darstellung des Reichtums unmoralisch ist, so sehr ist sein Gewinn und seine Steigerung gottgewollt. Wenn Gott einen Weg zeigt, auf dem man durch Anspannung der sittlichen Tatkraft mehr gewinnen kann, so ist ein solcher Gewinn auch Gottes Wille. Der Reichtum soll dann für notwendige und nützliche Dinge verwendet werden; den Begriff des gediegenen Komforts haben zuerst die Quäker ausgebildet.

Der für die Vereinigte Staaten Richtung gebende Teil, das Heimatland ihrer eignen Bildung, sind die Neu-England-Staaten. Diese aber sind Gründungen des reformierten Puritanismus im weitesten Sinne: der Independentenstaat Massachusetts, der Baptistenstaat Rhode Island, der Quäkerstaat Pennsylvanien. Hier sind die geistigen Grundlagen auch der heutigen amerikanischen Union auf allen Gebieten des sozialen Lebens gelegt worden. Noch im Zeitalter theologischer Kultur, im 17. Jahrhundert, wirkte zu Boston Cotton Mather als Prediger der Kongregationalisten-Gemeinde. Er schuf in Massachusetts die Benefit Societies, deren Mitglieder durch gegenseitige Kontrolle und Aussprache an ihrer eignen und der Mitbürger Besserung arbeiten sollten. Er stellte eine Reihe von Fragen für jeden Tag der Woche zusammen, die er sich Jahr um Jahr zur

Digitized by Google

Selbstprüfung vorlegte. Er schrieb endlich ein kleines, viel gelesenes Buch: Essays to do good, von dem Franklin bekannte: „Das Buch hat auf mein ganzes Leben eingewirkt; wenn ich ein nützlicher Bürger geworden bin, so hat das Publikum es diesem Buche zu verdanken." In diesem Kreise wuchs nun Benjamin Franklin selbst auf, das Kind eines frommen Independentenhauses, der Sohn eines religiösen Flüchtlings aus der Zeit der Stuartschen Reaktion, aus altenglischem Freisassen-Stamm. Aber neben den religiösen Eindrücken wirkte bei ihm die englische Aufklärung: Locke, Shaftesbury, Collins, und sie gewann die Oberhand. Er hat niemals die Kraft verkannt, die aus der Religion fließen könne, er hat kirchliche Aufgaben der verschiedensten Gemeinschaften mit Geld unterstützt und sich in Philadelphia den Quäkern angeschlossen, er hat sich zu den Grundsätzen des deistischen Glaubens: Gott, Vorsehung, Tugend, Unsterblichkeit, als wesentlichen Gedanken aller Menschheitsreligionen bekannt. Aber sein wirkliches Leben hat es nur mit dem Menschen und seiner sittlichen Kraft zu tun. Da aber haben wir, ohne den religiösen Hintergrund der Gnadenwahl und des Ruhmes Gottes, genau die innerweltliche Askese des Puritanertums. Was von Cotton Mather erwähnt, finden wir in Franklins eigener Lebensbeschreibung wieder: die schematische Tugendübung, nach einzelnen Tugenden auf die Wochentage und Monate verteilt, zu steter Selbstprüfung, wie weit man fortgeschritten; es ist der amerikanische Geist der Selbstzucht. Der Erwerb und die erwerbende Berufsarbeit sollen nicht Mittel zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse oder gar des Luxus sein, sondern reiner Selbstzweck als Ausdruck sittlicher Tüchtigkeit. Nachdem sich Franklin ein kleines Vermögen gesichert, zog er sich schon mit 43 Jahren von seiner Berufsarbeit als Buchdrucker zurück und widmete sich mit doppelter Kraft ausschließlich öffentlichen Angelegenheiten und schriftstellerischer Tätigkeit. Er empfiehlt und übt die sozialen Tugenden des Erwerbslebens: Fleiß, Gewissenhaftigkeit, Sparsamkeit, und im Verkehr mit Menschen Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, weil sie nützlich sind; aber nicht im gemeinen Sinne, weil sie im Dienste der Selbstzucht zu Erfolg, Reichtum und Ansehen führen, sondern weil sie dem Leben Inhalt und Wert geben auch für das Ganze, in dem der einzelne lebt. So erst verleihen sie wahres Glück. Dem Fleiß und der Genügsamkeit verdankt Franklin, wie er sagt, die frühe Behaglichkeit seiner Verhältnisse und die Erwerbung seines Vermögens samt aller jener Kenntnis, die ihn in den Stand setzt, ein nützlicher Bürger zu sein; der Wahr-

Digitized by Google

haftigkeit und Gerechtigkeit dankt er das Zutrauen seines Landes und die Ehrenämter, die es ihm übertrug. Die Anwendung aufs Erwerbsleben geben einige der so ausgezeichneten kleinen Abhandlungen, von denen die meisten zunächst im „Kalender des armen Richard" erschienen und später in seinen Werken zusammengestellt wurden. Es sind Muster volkstümlicher Darstellung seiner Lebensphilosophie, für die ihn Herder als den ersten Volksschriftsteller seines Jahrhunderts pries. Er wollte auch zusammenfassend eine Arbeit über die „Kunst der Tugend" schreiben und hier einschärfen, daß lasterhafte Handlungen verboten seien, da sie schädlich erschienen, wenn man das Wesen des Menschen an sich betrachte; nichts mache eines armen Menschen Glück mehr als Rechtschaffenheit und Biederkeit. Ein Freund, der die Handschrift von Franklins Jugendbiographie las, forderte ihn auf, sie zum allgemeinen Besten zum Druck zu geben; er meinte: „Ich kenne keinen Charakter unter den jetzt Lebenden und nicht viele unter den Menschen überhaupt, die so wie du imstande wären, unter der amerikanischen Jugend einen größeren Geist des Fleißes und der frühen Aufmerksamkeit aufs Geschäft, der Genügsamkeit und Mäßigkeit zu fördern." Ein andrer sieht in ihr eine edle Anleitung und ein Vorbild zur Selbsterziehung; aus Franklins Feder könne nur kommen, was zugleich weise, praktisch und gut sei.

Wenn man überhaupt vom Amerikanismus als einer geschlossenen Denkart im Berufs- und Erwerbsleben reden kann, so werden wir sie bei Franklin wiederfinden müssen, und eben durch ihn hat sie ihre noch stärkere Auswirkung in der Nation erfahren, da er sie in menschlicher Weite, rein praktisch und weltlich, ohne religiöse Begründung vertrat. Als Volksschriftsteller unendlich viel gelesen, unmittelbar und persönlich wirkend in engeren und in den weitesten Kreisen, ist er der Stolz Amerikas geworden.

Immerhin dürfte es von Interesse sein zu sehen, wie Franklins Lebensweisheit auch heute in kirchlich interessierten Kreisen vertreten wird und in modernerer Weise sich mit religiösen und theologischen Motiven verbindet. Ist doch Amerika noch heute ein Land, in dem kirchliches und religiöses Leben weit enger in das gesamte Dasein verflochten ist als etwa bei uns. Bei aller Freiheit, bei aller Unabhängigkeit vom Staate, von seiner Bevormundung wie Begünstigung, bei aller Freiwilligkeit des Anschlusses, die z. B. Baptisten, Methodisten und Quäker wenigstens grundsätzlich vertreten, ist doch tatsächlich die Teilnahme am kirchlich-religiösen Leben viel allgemeiner

Digitized by Google

und selbstverständlicher, die Durchdringung des ganzen Lebens mit religiösen Elementen viel größer, als in Deutschland, wo Herkommen, Ueberlieferung und nicht zum wenigsten der moralische Zwang der Sitte, der Gesellschaft und des Staates die Menschen zu rein äußerlichen Mitgliedern der Kirche machen. So ist es nicht gleichgültig, wie Männer der amerikanischen Kirchen zu den Fragen des Erwerbslebens Stellung nehmen, einflußreiche Prediger, theologische Lehrer oder kirchlich bekannte, hervorragende Laien. Keine dieser Kirchen vertritt wohl als solche eine bestimmte soziale oder politische Theorie. So werden einzelne Männer nicht ohne Bedeutung für die Ansichten in ihren Kirchen sein. Da ist Strong, der Präsident und Professor der biblischen Theologie an der baptistischen Universität zu Rochester im Staate New York; er äußert sich in Ansprachen, Aufsätzen und Predigten, wie er im Titel der gedruckten Sammlung sagt, „um große Wahrheiten in populärer Form auszusprechen". Er widmet dies Buch dem Baptisten John Rokefeller und erscheint hier als Lobredner des Kapitalismus. Das Kapital, sagt er, hat seinen Ursprung in Arbeit und Sparsamkeit; es erfordert ein gewisses Maß von geistiger und moralischer Höhe, um überhaupt Anhäufung möglich zu machen; es verlangt Opfer an gegenwärtigen Gütern zugunsten zukünftiger. Eine zweite moralische Bedeutung hat es durch seine Verwendung: Es ist Hilfe und Unterstützung für Arbeit; ohne dies wären große öffentliche Werke unmöglich; der Kapitalist ist der größte Arbeiterfreund. Aber was hier als Wirkung geschildert wird, soll bei einem Christen auch Beweggrund sein. Dieser soll in allem, was er tut, Christus angehören. Hat dieser ihm die Gabe zum Gelderwerb verliehen, so muß er sie bewußt im Interesse des Gebers brauchen. Er darf sich nicht vom Geschäft zurückziehen, nur etwa, um Aufregung oder Unbequemlichkeit zu vermeiden. Er darf kein kleines Geschäft machen, wenn er ein großes machen kann. Er muß das, was er hat, produktiv machen für den großen Eigentümer, dessen Verwalter er ist. Er ist verpflichtet zu möglichst großer Produktion, nicht zur größten Anhäufung, gerade so wie wir den nicht schätzen, der nur Kenntnisse anhäuft, ohne sie andern mitzuteilen. Aber ebenso ist das öffentliche Urteil zu verwerfen, das in dem Kapitalisten nur den Blutsauger sieht. Damit ist noch keine Entscheidung darüber getroffen, welche Mittel im Erwerbsleben erlaubt oder unerlaubt sind. Von John Rokefeller, der übrigens früher selbst im Sonntagsschul-Unterricht seiner Baptistengemeinde zu New York sehr tätig gewesen ist, erzählt man

Digitized by Google

sich den Ausspruch: „Mache Geld, wo und wie du nur immer kannst; aber dann verwende es für das Reich Gottes"; mit andern Worten: Wende die sittlichen Tugenden des Erwerbslebens an und handle so, daß du deinen geschäftlichen Kredit behauptest, und dann benutze das Gewonnene nicht für deinen persönlichen Nutzen, sondern für den der Allgemeinheit. Wieviel man für sich verwenden mag, ist gar nicht zu bestimmen. Vieles, was früher Luxus hieß, gilt heute für notwendig. Ein tätiges Gehirn braucht gute Nahrung; ein schwer Arbeitender wird länger leben, wenn er ein gutes Bett hat. So ist es auch recht, für die Verschönerung des Daseins, für die Kunst, Geld auszugeben. Aber Schönheit und Vergnügen sind nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel für einen höhern Zweck: den Menschen immer besser zu machen, immer mehr zu einem Organ des Guten im Dienst der Zwecke Gottes. So sei er in Gabe und Besitz ein guter Haushalter der mannigfachen Gaben Gottes: Leben ist Bewährung.

Ziehen wir hier die religiöse Begründung ab, so bleibt doch wieder nichts anderes als das Evangelium Franklins: Uebe die Tugenden, durch die du reich werden kannst, weil sie doch allein dem Erwerbsleben seinen höhern Wert für den Menschen geben, für den einzelnen wie für das Ganze. Wenn aber Franklin der gesunde Menschenverstand in nüchterner Betrachtung dazu führt, so stellt ein Mann wie Strong seine Lebensweisheit zugleich in den Zusammenhang metaphysischer Ueberzeugungen, wie es dann ähnlich Walter Rauschenbusch, ebenfalls Professor an der Baptisten-Universität zu Rochester, in seinem Buche „Christianity and social crisis" tut: Keiner, der sich isoliert, und nur an seinen eignen Gewinn, an das Zusammenraffen denkt, kommt zum Ziele. Kein irdisches Ding hat Wert, das nicht des Menschen Siegel und Ueberschrift trägt, das nicht den Menschen fördert. Aber ein soziales Element muß in allem liegen, was der Mensch tut. Es sind doch nur die Gesetze der politischen Oekonomie, gleichsam Naturgesetze, die auch das Christentum predigt und zu deren Erfüllung es treibt. Wissenschaft und Religion führen auf dasselbe hinaus. Wenn man aber behauptet: „Das mögen schöne Gruudsätze sein, aber in Wahrheit regiert Selbstsucht die Welt", so ist zu erwidern: Der höchste Erfolg ist abhängig vom Gehorsam gegen Gottes Gebote, seine Naturgebote, zu denen uns die Wirklichkeit zwingt, wenn anders unser ganzes Berufsleben nicht ein Unsinn sein soll: „Honesty and kindness are the best policy." So stammt Religion aus derselben Quelle wie

Digitized by Google

die Natur; was Gott zusammen gefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Hier hören wir überall durchklingen das Evangelium des großen schottischen Puritanersohnes Thomas Carlyle: Nur das kann bestehen und hat Wert, was den großen Gesetzen der Ordnung in Gottes Weltall entspricht, und der Mensch, die Menschheit sind dazu da, um aus dem Chaos immer mehr einen Kosmos zu machen; ein jeder hat die Pflicht, an seiner Stelle durch Gesinnung und Arbeit zu diesem Ziele mitzuwirken, keiner hat das Recht, müßig und faul zu leben, und wie es das Amt jedes Helden ist, Menschen zu gemeinsamer Arbeit zu organisieren, so leisten in solcher Menschenführung die „Hauptleute der Industrie" ein gutes Stück heroischer Arbeit. Solche Arbeit ist Gottesdienst: **Laborare est orare.**

Hier reichen sich das Puritanertum von diesseits und das von jenseits des Ozeans die Hand, und in seiner Verbindung mit Carlyle wird der Amerikanismus in jener religiös-metaphysischen Begründung ursprungs- und geistesverwandt mit dem deutschen Idealismus, dem Carlyle sein Bestes verdankte.

Digitized by Google

Moderne Dichtung und moderne Kultur.

Von

Richard Müller-Freienfels.

Die Theorie, nach der alle Kunst und besonders die Dichtung nur ein Ausdruck des jeweiligen Gesamtlebens und der jeweiligen Gesamtkultur sein soll, stimmt vielleicht für keine Zeit so wenig wie für die Gegenwart.

Nehmen wir die Dichtung des Naturalismus mit ihren schwächlichen, nervösen, vom Milieu geknechteten und durch Vererbung degenerierten Gestalten; nehmen wir die noch schwächlicheren und noch nervöseren Stimmungsmenschen der Neuromantik; nehmen wir selbst die biderben und meist auch recht schwächlichen Figuren, wie sie die gegen Naturalismus und Neuromantik ankämpfende Heimatskunst aufgestellt hat; immer werden wir uns erstaunt fragen, ob das wirklich der Ausdruck unseres neuen deutschen Volkstums sei. Das sollte die poetische Verkörperung eines Volkes sein, das auf wirtschaftlichem, technischem und wissenschaftlichem Gebiete einen in der Geschichte beispiellosen Aufschwung genommen hat, vor dessen Energie und Zähigkeit das stolze England zittert, eines Volkes, dessen Heer das größte und bestdisziplinierte ist, das jemals über die Erde geschritten ist?

Man sieht, in der einfachen Form jener Theorie ist die Frage nicht zu beantworten. Sie ist es aber auch nicht durch eine Umkehrung jener Theorie, nach der die Dichtung gewissermaßen die Negation jener treibenden Kräfte wäre. Es liegt gewiß etwas Richtiges darin; zu allen Zeiten haben Dichter und Dichtkunst in einer gewissen Opposition zu ihrer Zeit, den darin herrschenden ethischen Ansichten und sozialen Einrichtungen gestanden. Richtiger denn als „Ausdruck" würde man oft das Wesen der Dichtung als eine Ergänzung fassen. Man könnte sagen, nicht das gelebte

Digitized by Google

Leben zu wiederholen, sondern es zu ergänzen, ihm gerade das zu geben, was ihm fehlt, sei des Dichters Beruf. Nicht diejenigen Stimmungen, Gefühle, Ideale zu verkörpern, die eine Zeit tatsächlich hat, sondern diejenigen darzustellen, die sie nicht hat, darauf komme es an. Sie müsse eine Zuflucht sein für diejenigen gerade, die im Leben selber nicht Genüge finden.

Gewiß ist darin viel Wahres, und zu allen Zeiten hat es solche Dichter gegeben. Aber erschöpfend ist auch diese Formel nicht. Eine solche gibt es überhaupt nicht. So wenig man aus der Natur des rohen Erdbodens errechnen kann, welche Pflanzen darauf aufgehen werden, wenn man nicht die Samen kennt, die dahin getragen werden, und hundert andere Momente, so wenig läßt sich eine alles erschöpfende Formel finden für die Notwendigkeit bestimmter Dichtungen und Kunstwerke. Alles, was wir tun können, ist eine nachträgliche Feststellung der Momente, die für das Auftreten gerade dieser Art von Werken und Gestalten günstig waren. Auf eine einheitliche Formel müssen wir dabei verzichten, wir müssen vielmehr eine lange Reihe von psychologischen, ethischen, historischen, soziologischen und anderen Tatsachen berücksichtigen, wollen wir in das unendlich komplizierte Wurzelgewirre hineinleuchten, das die moderne Dichtung ergeben hat.

Es kommt noch hinzu, daß das, was wir als unsere Kultur bezeichnen, noch viel weniger ein Einheit ist, als es das in früheren Jahrhunderten gewesen. Was ist es, bei Lichte besehen, was ein schlesischer Magnat, ein elsässischer katholischer Geistlicher, ein Hamburger Reeder, ein Rixdorfer Eisenarbeiter und ein Münchener Maler miteinander gemeinsam haben? Würden sie überhaupt miteinander zu reden vermögen? Und wenn das wirklich der Fall wäre, wären diese gemeinsamen Dinge nun das, was wir als gemeinsame deutsche Kultur ansehen könnten? Kaum. In der Tat liegt die Sache so, daß wir nicht eine einheitliche Kultur haben, sondern eine ganze Reihe von völlig verschiedenen Kulturen, nicht nur über- sondern auch nebeneinander. Und in der Tat wird eine Analyse zeigen, daß die moderne Dichtung, von der wir hier sprechen werden, jeweils einer ganz speziellen Kulturschicht entsprossen ist und nicht im entferntesten etwa repräsentativ für das Ganze war. Gewiß ist es in fast allen Zeiten so gewesen, daß die Poesie einer bestimmten Kultursphäre entsprang, aber sie war doch allen bis zu einem gewissen Grade verständlich. Die Kunst des Sophokles war Sache des ganzen Volkes, Walthers von der Vogelweide Lieder sang

Digitized by Google

das Volk auf dem Markte und Shakespeares Stücke wurden bei Hof wie vor dem Meßbudenpublikum gespielt und alle verstanden es, empfanden: **tua res agitur** — Ist Aehnliches auch heute der Fall? —

* * *

Beginnen wir mit der Gründung des neuen Reiches. Die Dichtung und das, was sich dafür ausgab, die damals herrschte, war bürgerlich, allzu bürgerlich. Gustav Freytag, Spielhagen und Heyse waren die meistgelesenen Autoren. Wie sie selber durchaus dem Bürgerstande angehörten, so war auch die Welt, die sie darstellten, durchaus gut bürgerlich. Sie war es auch dann, wenn sie sich, wie bei Dahn, Ebers und vielen anderen, historisch kostümierte. Was auf den Bühnen herrschte, war das ebenfalls historisch aufgeputzte, im Grunde höchst bourgeoise Schiller-Epigonentum oder das französische Konversationsdrama. Und dem entsprach auch in der Lyrik die Kunst Geibels und anderer Epigonen. Es war alles durchaus brave Literatur, der nur leider der eigentlich göttliche Funke völlig fehlte. — Sie brachten gewiß mancherlei zum Ausdruck, was in ihrer Zeit lag, aber sie vermochten nicht, es in jene Höhen zu erheben, wo es vom Lichte der Ewigkeit verklärt ist. Der Literatur im eigentlichen Sinne, das heißt derjenigen, die für alle Zeiten dauert, gehört kaum etwas von dem an, was in dieser Zeit gelesen und geliebt wurde. Alles, was uns heute aus jener Zeit als groß erscheint, die Kunst C. F. Meyers, vieles von W. Raabe, Anzengruber blieb unbeachtet.

* * *

Um die Mitte der achtziger Jahre nun kam ein neues Geschlecht herauf, das im Namen der Wahrheit und Freiheit Sturm lief gegen die bürgerliche Kunst, die herrschte. Sehen wir uns die Stürmer und Dränger an, so sind sie ihrem sozialen Habitus nach meist Outsiders, Studenten, die sich in keinen bürgerlichen Beruf einpassen können, Schriftsteller, die kein zahlendes Publikum hinter sich haben, sozialistische Agitatoren. — Dem Inhalt nach ist ihre Kunst dementsprechend. Die Helden ihrer Bücher gehören fast durchweg diesem Milieu an: so in sämtlichen Dramen des jungen Hauptmann, Bierbaums Stilpe, wie Hartlebens Studenten, alles mehr oder weniger „Lumpengesindel", um das Wort im Sinne der sehr typischen Komödie Wolzogens zu gebrauchen. Damit aber ist auch bereits ihre Stellung zur gesamten Kultur gekennzeichnet: alles ist Protest

Digitized by Google

und Opposition. Man protestierte, indem man sich erotisch gewaltig erdreistete, man protestierte, indem man Sozialismus und Anarchismus predigte, man protestierte, indem man die Religion und jede staatliche Autorität auf den Kehrichthaufen warf.

Was nun ist von der zeit- und kulturtypischen Bedeutung dieser Kunst zu halten? War sie wirklich ein Ausdruck des deutschen Volkstums ihrer Zeit? Gewiß hat sie starken Widerhall gefunden in der Jugend jener Periode, bei allen denen, die selber solche Außenseiter waren, und solchen, die noch nicht sich hineingefunden hatten in den großen Mechanismus des modernen Lebens. Und hierin liegt fraglos der Wert dieser Kunst, in der starken kritischen und zerstörenden Wirkung, die ausging von ihr. Aber hat sie auch vermocht, Positives zu schaffen im Kulturleben? Diese Frage muß in der Hauptsache verneint werden. Gewiß haben Hauptmann und Halbe und andere manch feines Werk gegeben, aber deren bleibende Werte sind keineswegs etwa zeittypisch. Dasjenige an diesen Werken, was damals am meisten fesselte und was als zeitgemäß empfunden wurde, ist wesentlich negativ und kritisch und erscheint uns heute als der sterbliche Teil daran. Wenn die Weber und Hanneles Himmelfahrt noch heute wirken und vielleicht noch in 50 Jahren wirken werden, so ist es nicht dasjenige, was die Jugend von damals am meisten hinriß, das Revolutionäre und Sozialreformerische, es ist vielmehr die latente Mitleidslyrik und andere Faktoren, die mit dem eigentlich Aktuellen nichts zu tun haben. Und wenn auch diese Kunst vieles in sich hat, was dem spezifischen zeitlichen Milieu entstammt, eine Kunst, die wirklich ein typischer Ausdruck wäre für das Gesamtleben der Nation, hat der Naturalismus nicht geschaffen. Es ist bezeichnend, wo er seinen lautesten Widerhall fand: im sensationslüsternen Berlin W. Weitere Kreise des Volkes hat er überhaupt nur als Mode ergriffen, was sich schon aus seiner so kurzen Lebensdauer erweist. Und gar zu den Schichten der Arbeiter, als deren Kunst er sich zunächst ausgab, ist er gar nicht gedrungen. Wie die Statistik beweist, liest der Arbeiter, was psychologisch auch erklärlich ist, viel lieber idealistische Bücher als naturalistische. Es gibt eine ganze Reihe von Gründen dafür, daß der Naturalismus, obwohl er bewußt darauf ausging, keine zeittypische Kunst zu schaffen vermochte. Der Hauptgrund liegt natürlich in den Persönlichkeiten der Dichter selber. Wir können heute sie soweit überschauen, um sagen zu können, daß ihnen allen das fehlte, was allein vermag, eine solche Dichtung zu schaffen: der große,

Digitized by Google

synthetische Gedanke. Gewiß haben sie eine Fülle fein beobachteter Gestalten und fein erlauschter Stimmungen in die Welt gesetzt, aber vielleicht hängt es mit der naturalistisch-impressionistischen Begabung zusammen, daß sie am Einzelnen klebt und zur synthetischen großen Gestaltung nicht kommt. Das hat keiner, auch Gerhart Hauptmann nicht, vermocht. Das ist das Wesen des Naturalismus, daß er aufs Einzelne geht, daß die große Synthese ihm widerstrebt. — Dazu kommt ferner, daß eine große zeittypische Gestaltung nur aus der Liebe, nicht aus dem Haß geboren werden kann. Nun aber ist, wie wir oben gezeigt haben, die Stellung der ganzen Bewegung durchaus aggressiv, protestlerisch. Das ist gewiß auch die große Poesie früherer Zeiten oft gewesen; aber daneben und hauptsächlich war sie doch positiv und selbst ihr Haß war aus der großen Liebe geboren. — Diese aber fehlt durchaus der protestlerischen Außenseiterliteratur, diese jungen Leute haben kaum jemals ernsthaft versucht, die Lebensbedingung und die Lebensberechtigung derjenigen Verhältnisse zu begreifen, die sie angriffen. Auch die besten sind nicht objektiv; Hauptmann ist in den Webern, im Biberpelz ꝛc. ziemlich einseitig Partei, und so sind sie es alle. Aber noch ein Drittes kommt hinzu. Wohl ging man bewußt darauf aus, eine zeittypische Kunst zu schaffen, war „modern" mit Bewußtsein, aber man wollte das dadurch sein, daß man die Zeit *nachbildete*. Das aber ist unmöglich, niemals kann auf diesem Wege die Dichtung repräsentativ wirken. Nicht *nachbildend*, sondern *vorbildlich* ist die Kunst großer Zeiten gewesen. Das Wesen aller großen Poesie war ihre *idealbildende Kraft*; darum überragen die Ilias und das Nibelungenlied, Sophokles und Molière, Calderon und Schiller die Jahrhunderte, weil sie das *Ideal ihrer Zeit* geschaffen haben. Sie sind zeittypisch, nicht weil sie ihre Kunst ihrer Zeit angepaßt hätten, sondern weil ihre Zeit in ihrer Kunst ihr Ideal verkörpert hat. Darüber jedoch später. Der Naturalismus indes versuchte es auf dem andern Weg. Er wollte durch *Nachbildung* das Leben gestalten und lehnte jede Idealbildung bewußt ab. So mußte er in die Irre gehen. Wir kennen sein Schicksal. Bereits um das Jahr 1900 war er fast verschwunden.

* * *

Die Erbschaft trat die *Neuromantik* an. Wie die meisten historischen Erben trat auch sie als Opposition gegen den Naturalismus auf. Erst wir von heute erkennen, daß sie, wie alles Agressive,

Digitized by Google

eines Fleisches und Blutes war mit dem Naturalismus. Aeußerlich jedoch gebärdeten die neuen Männer sich ganz anders. Sie gingen nicht in Lodenjoppen mit der roten Kravatte um, wie die jungen Stürmer um 1890. Sie waren meist aus reichem Hause, hatten Kunstgeschichte und Aesthetik studiert, waren raffinierte Kenner aller Moden und Parfüms und durchaus unrevolutionär und undemokratisch. Schon rein äußerlich kommt ein neuer Dichtertyp herauf, die um George und Hoffmannsthal, Vollmöller und Hardt sich scharten. Mißverstandener Nietzsche gab ihnen, wie schon der vorigen Generation, die Schlagworte, diesmal aber in ganz entgegengesetzter Richtung. Man war aristokratisch mit Betonung, hielt sich fern vom profanum vulgus. Hatte der Naturalismus ausgesprochenermaßen zeitgemäß sein wollen und damit immerhin starkes Interesse erweckt, so schob die Neuromantik alles Gegenwärtige mit kühler Geste beiseite und drapierte sich mit historischen Gewändern aller Zeiten und Stile. Mit Vorliebe griff man in die Renaissance zurück, ohne zu merken, wie die weiten Cinquecentomäntel den blutlosen Figuren dieser Dramen um die dekadenten Glieder schlotterten. Das Evangelium dieser Kunst war die Form. Man faßte diesen Begriff vor allem im rein sprachlichen Sinne und glaubte, mit ziselierten Worten und Versen große Dichtung machen zu können. Nun soll gewiß nicht bestritten werden, daß in manchen kleineren Gattungen, in der Lyrik besonders, diese Richtung Werke von feinstem, delikatestem Reize geschaffen hat. Aber es blieben Treibhausblüten. Der Grund liegt darin, daß ihr Formbegriff, auf den sie alles bauten, verfehlt war. Dichterische Gestaltung ist nicht sprachliche Gestaltung in erster Linie, ist Gestaltung des Lebens. Form muß im Sinne Platons gefaßt werden als die Idee, das Ideal. Nicht durch ihre sprachlichen Reize leben die Odyssee und Shakespeare, Aeschylos und Goethe; nein, weil es ihnen gelang, Idealgestalten zu schaffen, die, aus ihrer Zeit geboren, in das Zeitlose hinüberragen. Sprachlich und als Komposition ist die Ilias genau so anfechtbar an vielen Stellen, wie der Faust. Das aber beweist, daß nicht die Sprachform das Ausschlaggebende ist für die Wirkung der Dichtung, sondern Formung im tieferen Sinne, als Idealgestaltung. So aber mußte es kommen, daß auch die Neuromantik nicht das leistete, was ein Volk von seiner Dichtung erhoffen kann und muß. Die Neuromantik blieb eine Domäne weniger abseits stehender Artisten, drang nicht weit hinaus aus den Ateliers und einigen literarischen Salons. Ein Kulturfaktor im breiteren Sinne konnte sie nie werden, weil sie

Digitized by Google

ja selbst auch verschmähte und absichtlich alle Wege mied, die ins Volk führen konnten. So ist auch über ihr Erlöschen heute kaum mehr ein Zweifel.

* * *

Nun gab es und gibt es aber neben diesen beiden Hauptrichtungen der neuen Dichtung noch eine andere Poesie, die nicht so deutliche Programme formuliert hat und doch neben jenen herlief. Es ist das jene Kunst, die mehr auf dem Lande als in den großen Städten daheim war, eine Kunst, die der Großstadtkunst mehr oder weniger deutlich Opposition machte. Eine Zeitlang suchte man eine Formel und fand den Ausdruck Heimatskunst. Er ist gewiß nicht glücklich und nicht erschöpfend, wenn sich vielleicht ein besserer auch schwer darbietet. Diese Art von Kunst hat es zuweilen zu breiteren Erfolgen gebracht: Frenssens „Jörn Uhl", Hesses „Peter Camenzind", E. Strauß' „Freund Hein", Schönherrs „Glaube und Heimat" sind besonders bezeichnende Werke, deren Reihe sich noch weithin verlängern ließe. Gewiß haben auch sie alle ihre menschlichen und dichterischen Qualitäten. Aber sind sie nun irgendwie Ausdruck unserer Zeit, um den es sich uns hier handelt? Nein, denn ihnen allen ist gemeinsam eine gewisse Abwendung von allem spezifisch Modernen, sie alle verherrlichen die Scholle im Gegensatz zur Großstadt, die nun doch einmal das führende Element in unserer Kultur geworden ist: alle gehen sie formal auf ältere, zum Teil sehr gute Muster, wie Keller, Storm, Raabe usw., zurück, aber es sind doch eben ältere Muster und nicht etwa Ausdruck unserer Gegenwart. Dazu kommt, daß sie alle doch beeinflußt sind vom Naturalismus wie von der Neuromantik, daß sie, genau besehen, doch nur Kompromisse geben und daß sie vor allem die Mängel dieser beiden Kunstrichtungen ebenfalls aufweisen: die Unfähigkeit, Ideale zu schaffen. Auch alle diese biderben Söhne der Scholle sind im Grunde genau dieselben schwachen Nervenmenschen, wie sie der Naturalismus und die Neuromantik uns in so reicher Fülle geschenkt haben, auch ihnen allen fehlt das, was der klassischen Dichtung ihren höchsten Adel geliehen hatte, daß sie nicht nur Nachbildung der Welt, sondern vor allem Vorbild, Idealgestaltung war.

Es liegt diesen Betrachtungen ganz fern, die Kunst meistern zu wollen. Ich konstatiere nur Tatsachen und diese sind, daß keine der neueren Kunstrichtungen es zu einer tieferen kulturellen Wirkung gebracht hat, ja, daß ein tiefer Spalt zwischen moderner Dichtung

Digitized by Google

und moderner Kultur klafft, daß die moderne Dichtung nicht der Ausdruck ihrer Zeit ist, sondern ein abseits stehendes, aber lebensfernes Gebilde. Das ist ja nun gewiß durch theoretische Erwägungen nicht zu ändern. Wohl aber kann die Theorie eins: sie kann die falschen Theorien bekämpfen, die allerdings ganz gewaltig geschadet haben. Diese falschen Theorien sind die des Naturalismus, daß die Kunst das Leben nachzubilden habe, und die der Neuromantik, daß Kunst Form sei, vor allem sprachliche Form. Beide Theorien sind nachweislich falsch, denn es ist nachzuweisen, daß diejenigen Kunstwerke aller Zeiten und Völker, die die höchsten und tiefsten Wirkungen erzielt haben und die alle wechselnden Moden überdauert haben, beiden Theorien direkt wiedersprechen, d. h. nach jenen Theorien höchst mangelhaft sind, dafür aber ganz andere Vorzüge aufweisen. Diese Vorzüge also müssen wir, wenn wir streng empirisch vorgehen wollen, als das Wesen aller starken Dichtung ansehen, und diese Vorzüge sind durchaus idealistischer Natur. Das ist das Wesen aller großen Dichtung seit Homer, daß sie Ideale hinzustellen wußte, daß sie es vermochte, der Sehnsucht und dem gärenden Drang ihrer Zeit Fleisch und Blut zu leihen und Leben zu schenken.

Und so beantworten sich die Fragen, die wir im Anfang ganz allgemein betreffs des Verhältnisses von Poesie und Kultur stellten. Die große Poesie müßte wie der platonische Eros geboren sein aus Haben und Nichthaben. Sie müßte einmal dem Boden ihrer Zeit entsprossen und mit dessen Säften genährt sein, sie müßte aber andererseits ein Ausdruck sein dessen, was der Zeit fehlt. Aus beiden Momenten erwächst die idealbildende Kraft aller großen Poesie. Darum war der Naturalismus im Unrecht, weil er glaubte, durch bloße Nachbildung gewisser zeittypischer Geschehnisse eine zeittypische Kunst zu erzielen, darum mußte auch die Neuromantik wurzellos und fruchtlos bleiben, weil sie in abseits liegendem Treibhaus ihre Früchte ziehen wollte, statt auf dem Boden der Zeit.

Nur dadurch, daß die Dichtung der Zeit ein Ideal, das ihr notwendige Ideal zu geben weiß, nur dadurch vermag sie der typische und notwendige Ausdruck der Zeit zu werden. Gewiß ist es heute schwerer als je, alle Tendenzen unserer Zeit zusammenzufassen, und dadurch, daß man sie nachbildet, wird es gewiß nicht gelingen. Der einzige Weg wäre auch hier, wie es früher immer war, daß Ideale geschaffen würden, die es vermöchten, den verschiedenen Richtungen gemeinsame Ziele

Digitized by Google

zu geben. Nicht so, wie manche Naiven heute meinen, ist eine moderne Kunst zu schaffen, daß man von Fabriken, Eisenbahnen, Dampfschiffen ꝛc. dichtet, obwohl man diese sicher auch nicht ausschließen soll. Eine wahrhaft moderne Kunst ist nur so zu gewinnen, daß die im Volke vorhandenen Tendenzen idealisiert werden und in der Dichtung lebendig gemacht werden. Dann wird auch die Rückwirkung auf die Kultur nicht ausbleiben. Es wäre falsch, anzunehmen, daß diejenigen Ideale, die Homer, die Sophokles, die das höfische Epos, die Schiller ihren Völkern hingestellt haben, etwa Abbilder waren von Tendenzen ihrer Zeit. Nein, sie waren Vorbilder, Ideale, die das gaben, was der Zeit fehlte, und darum die Kultur schaffen halfen. Die höfische Kultur des Mittelalters ist mindestens ebensosehr ein Produkt der Poesie, als die höfische Dichtung ein Produkt der Zeitkultur ist. Und wenn in der Zeit der Freiheitskriege es den Anschein gewinnt, als seien Helden aus Schillerschen Dramen ins Leben hinabgestiegen, um die dort verherrlichten Tugenden der Freiheitsliebe und des Patriotismus zu verwirklichen, so liegt die Sache nicht so, daß Schillers Helden das Abbild, sondern so, daß sie das Vorbild jener lebendigen Helden waren. In dieser Weise muß der Zusammenhang zwischen Dichtung und Kultur sein, daß jene vorausahnend bilde, was diese zu erreichen hat. Es war der folgenschwere Irrtum des Naturalismus, daß er glaubte, die Kunst müsse dem Leben nachhinken, statt ihm idealbildend vorausgehen. So kam er trotz heißen Bemühens nicht zu einer Kunst, die wirklich als typischer Ausdruck ihrer Zeit gelten kann.

Indessen zeigt eine genaue Prüfung unserer neuesten Kunst, daß Tendenzen am Werke sind, die bewußt wieder auf idealisierende Gestaltung ausgehen. Ob es diesen Trieben bestimmt ist, zur Blüte und Reife zu gelangen, kann erst die Zukunft lehren.

Digitized by Google

Die evangelische Kirche und ihre nationale Mission.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

1.

Nur wenige Jahre fehlen noch, und es wird das vierhundertjährige Bestehen der Reformation gefeiert werden. Der Worte hellauflodernde Feuerflut wird sich dann in reichem Strom ergießen, und die Segnungen dieser reformatorischen Tat werden laut und stolz gepriesen werden. Aber unter all dem festlichen Jubel wird doch in den besinnlicheren Gemütern unseres Volkes die Stimme des Gewissens nicht zur Ruhe kommen, die uns verklagt: ihr habt das Erbe eurer Väter verschimmeln lassen und habt euer Pfund vergraben; wo nun das Salz dumm wird, womit soll man's salzen?

Oder ist es nicht so, daß von allen geistigen Mächten die Kirche heut diejenige ist, die am meisten zurückgeblieben ist und nur träge und verdrossen hinter den großen Bewegungen unserer Tage einherschleicht! Sie, die es ehedem als ihre vornehmste Aufgabe erkannte, die Verkünderin reiner Wahrheit zu sein, sehen wir sie nicht mißmutig und schmälend beiseite stehen, nachdem es sich als unabweislich herausgestellt hat, dieser Glaubenswahrheit abermals eine geistigere Fassung zu geben? Wir wollen es und dürfen es nicht glauben, daß alles, was sich der Geist unseres Volkes im 18. und 19. Jahrhundert Großes erarbeitet hat, daß alles das für die Kirche nur so in den Wind gesprochen ist und daß sie darin die waltende Hand Gottes nicht mehr zu erkennen vermag. Denn eine Kirche, die zu stumpf wird, dieses lebendige Wirken des göttlichen Geistes zu verstehen, sinkt zur Konventikel- und Parteikirche herab; in ihr ist dem Genius der Weltgeschichte keine Stätte mehr bereitet.

Digitized by Google

Schon ist es soweit gekommen, daß Tausende und Abertausende dieser kirchlichen Gemeinschaft den Rücken gekehrt haben, und noch größer ist die Zahl derer, die ihr, ohne sich äußerlich von ihr zu trennen, innerlich völlig gleichgültig gegenüberstehen. Und doch kann man trotz aller modernistischen, monistischen und materialistischen Seifenblasen nicht sagen, daß das religiöse Bewußtsein unseres Volkes im Schwinden begriffen wäre. Vielmehr trifft das Umgekehrte zu, daß das religiöse Bedürfnis allüberall sich heut wieder kraftvoller regt, und nur die Kirche säumt immer noch, ihre gegenwärtige Bestimmung zu verwirklichen. Das aber ist das Bedenkliche. Denn eine religiöse Gemeinschaft, die nicht mehr mit der in Gott gegründeten Einheit eines ganzen Volkes in organischer Verbindung bleibt, eine Religion, die sich im Konventikeltum und Parteiwesen auslebt, hört auf, ein entscheidender Kulturfaktor zu sein. Es ist mit Recht gesagt worden: „Wenn eine Partei innerhalb der protestantischen Kirche ihre Ansichten soweit zur Geltung gebracht hat, daß die Gegner, seien es nun Orthodoxe oder Pietisten oder Liberale, hinausgemaßregelt sind, so beginnt der Zerfall der Kirche." Noch ist unsere evangelische Kirche vor diesem Verhängnis bewahrt worden; doch nur wenige Schritte auf der von der herrschenden Richtung verfolgten Bahn vorwärts, und wir stehen unmittelbar vor dieser Zersetzung.

Die aber, die bereits draußen stehen und nun auch den Anderen, ob ihrer Kirche Enttäuschten, ebenfalls zurufen, das alte Band mit ihrer Glaubensgemeinschaft zu zerschneiden, sie vergessen in ihrer leichtfertigen Verblendung nur das Eine, daß ein Volk, das seinen religiösen Zusammenhang auflöst, sich selbst aufgibt. Denn ein Volk, das nicht mehr fest auf dem Boden seiner selbst erkämpften Religion steht, verliert damit zugleich die Fähigkeit, neue Kulturwerte von wahrhaft weltgeschichtlicher Bedeutung zu schaffen. Und so konnte sogar ein Denker wie Ludwig Feuerbach nicht umhin, zu erklären: „Was als ein neues Prinzip in die Welt tritt, muß sich zugleich als religiöses Prinzip aussprechen, denn nur dadurch schlägt es als ein zerschmetternder und erschreckender Blitz in die Welt ein, denn nur dadurch wird es eine gemeinsame, die Gemüter beherrschende Weltsache; nur dadurch, daß das Individuum, durch welches sich der Geist ins Werk setzt, diesen Geist in Gott erkennt, seine Tat, seinen Abfall von dem früheren Prinzip, welches sich gleichfalls als Religion aussprach, als eine göttliche Notwendigkeit, als einen religiösen Akt anschaut, bekommt

Digitized by Google

es jenen unwiderstehlichen Mut, vor dem alle äußere Gewalt als Machtloses verschwindet." Daß es so ist, beweist der Gang der Geschichte auf Schritt und Tritt, und kein Geringerer als Ranke hat immer wieder darauf hingewiesen, daß die religiöse Verankerung das innere Grundprinzip alles weltgeschichtlichen Geschehens ist. Darum gilt auch für uns unumstößlich der Satz: das deutsche Volk steht und fällt mit seiner evangelischen Kirche.

Es sind nicht die Geister der Tiefe, sondern der Oberfläche, die da wähnen, so nach eigenem Gutdünken und nach eigenen Einfällen eine neue Weltanschauung zimmern zu können. Und wer in eitler Selbstüberhebung sich brüstet, eine Umwertung aller Werte vollbringen zu wollen, ist selbst nur ein betrogener Betrüger. Solcher luftigen Anmaßung muß entgegengehalten werden, daß ein weltgeschichtliches Volk überhaupt keine wesentlich neue Weltanschauung mehr annehmen kann; denn das, was es vermag, ist nur dies, daß es den mit seiner geschichtlichen Entwicklung ergriffenen Totalitätsglauben reinigt, vertieft, vergeistigt, nicht aber, daß es einen gänzlich neuen an seine Stelle setzt. Solange es daher ein deutsches Volk geben wird, wird es auch gegründet sein auf die Idee der Rechtfertigung aus dem Glauben, auf die Idee der universell-christlichen Lebensgemeinschaft in der gottmenschlichen Persönlichkeit, auf die Idee des allgemeinen Priestertums. Wohl kann dasselbe, künstlerisch und philosophisch, auch in anderer Form ausgedrückt werden, und unsere großen Dichter und Denker haben es auf ihre Weise ausgedrückt; nicht weil dies ihre vorgefaßte Absicht war, sondern weil sie von demselben Geist getrieben waren, von dem sich auch unsere Reformatoren ergriffen fühlten. Wer sich daher von der protestantischen Glaubensgemeinschaft lossagt, der sagt sich damit zugleich von dem schöpferischen Geist unseres deutschen Volkes los. Eben deswegen ist es vollkommen widersinnig, die sichtbare Kirche zu verlassen, weil sie den gegenwärtigen Ansprüchen nicht genügt; denn sie ist doch nun einmal, auch als sichtbare Kirche, das Produkt unserer religiös-geistigen Volksgemeinschaft und ist deshalb mit uns selbst bis in die Herzfasern verwachsen. Wir dürfen uns daher nicht von ihr abwenden, und wir dürfen uns auch nicht einmal gleichgültig gegen sie stellen, wenn wir uns aus der organischen Verbindung mit dem nationalen Geistesleben nicht in blinder Vermessenheit absondern wollen. Denn wenn wir uns als Träger dieses Gesamtgeistes fühlen, wenn wir darin das Höchste und Heiligste verehren, das wir von der geschichtlichen Vorsehung

Digitized by Google

empfangen haben, dann müssen wir uns auch sagen: wir sind so oder so allesamt schuld daran, daß die Kirche in unserem Zeitalter nicht das erfüllt hat, was sie hätte erfüllen sollen, und darum haben wir allesamt die Pflicht, unsere persönliche Kraft dafür einzusetzen, daß die Flamme des protestantischen Glaubensgeistes wieder der ganzen Menschheit auf ihrem Lebenswege voranleuchte.

2.

Was aber ist, wenn wir von allen partikularen und zufälligen Schäden absehen, das Grundübel, an dem unsere evangelische Kirche so schwer zu leiden hat? Was ist es, das sie so arg in das Hintertreffen gebracht hat und das sie immer mehr des entscheidenden Einflusses auf die Gestaltung der großen Lebensfragen beraubt hat? Man wird, je tiefer man dem Quell dieses Elendes nachgräbt, nur immer gewisser darauf geführt, daß der Kirche als Kirche trotz aller hervorragenden Einzelleistungen das Verständnis für das Walten des weltgeschichtlichen Geistes verloren gegangen ist. Es wird deshalb zunächst auffällig erscheinen; aber es muß doch einmal klipp und klar ausgesprochen werden: die Kirche hat die religiöse Bedeutung der nationalen Menschheitsbewegung, der gewaltigsten Bewegung der Völker in den letzten hundert Jahren, nicht zu erfassen, nicht zu würdigen, nicht in sich aufzunehmen vermocht; sie ist mit der Erfüllung ihres nationalen Berufes im Rückstande geblieben und hat darüber die lebendige Fühlung mit dem Weltgeiste eingebüßt; sie hat die Aufhebung des Gegensatzes zwischen den individuellen Bestrebungen der Völker und der Universalität der christlichen Religion noch immer nicht als ihre Bestimmung begriffen.

Der Anhänger der römischen Kirche würde, wenn er das hörte, erstaunt ausrufen: wie ist das möglich, daß man der Kirche, die doch die Organisation der universellen Lebensgemeinschaft des Christentums ist, eine nationale Mission zuspricht? In der Tat; für die Papstkirche kann es diese Bestimmung niemals geben; denn für sie wird der Gegensatz zwischen dem nationalen Staat und der universalen Kirche ewig ungelöst bleiben. Für die protestantische Kirche dagegen ist die Aufhebung dieser abstrakten Gegensätzlichkeit erreichbar; ja, es ist dies ihre höchste sittliche Aufgabe. Eben deswegen kommt ihr ein nationaler Beruf notwendig zu, und ihr gehört darum die Zukunft. Der Protestant aber wird fragen, wie

Digitized by Google

können die Mißstände in bezug auf Lehre, Leben und Verfassung, unter denen die Kirche heut so schwer zu leiden hat, vermittelst der Durchführung jener ihres nationalen Berufes gehoben werden. Dazu bedarf es einer Auseinandersetzung über das Wesen der nationalen Bewegung.

Als unser Land unter dem Joch der napoleonischen Fremdherrschaft schmachtete, da hatte diese Demütigung doch die segensreiche Folge, daß das deutsche Volk in heiligem Eifer und bis in die untersten Schichten hinein sich wieder gemeinsam auf Gott und auf seine eigene Bestimmung besann. Wie verblaßte vor diesem Geisteswehen der schale theologische Rationalismus, der doch niemals bis in die innersten Tiefen des Volksgemütes zu dringen vermocht hatte, weil er selbst ohne geschichtlichen Sinn auch nicht das an seiner geschichtlichen Bestimmtheit haftende Volksbewußtsein als Ganzes hatte beleben können! Wie fand sich Hoch und Niedrig nun mit einemmal wieder zusammen in dem gemeinschaftlichen Gebet zu Gott, wie er diese Menschengruppe zusammengeführt und sich in der Abwandlung ihrer Schicksale machtvoll offenbart hatte! Der gemeine Mann, der solange von der aktiven Teilnahme an der Gestaltung des Staatslebens ausgeschlossen war, nun erging auch an ihn in der Zeit der schweren Not die Weisung, als Glied seiner Volksgemeinschaft für die Befreiung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen und so an dessen geschichtlicher Wiedergeburt selbsttätig mitzuwirken. Nicht bloß für die organisierten Stände, sondern schlechthin für alle wehrhaften Männer, auch für diejenigen, welche noch der unorganisierten Gesellschaftsklasse angehörten, wurde die Pflicht in Anspruch genommen, Gut und Blut für die Befreiung vom Feinde einzusetzen. Darin aber lag die Anerkennung eines Prinzips von höchst bedeutsamer Tragweite, eines Prinzips, das nun erst seine volle sittliche Kraft zu verwirklichen begann. Denn damit war aus dem Verlauf der überwältigenden Ereignisse endlich zum Bewußtsein gebracht, daß jeder Einzelne, wer er auch sei, nicht bloß als Mittel und Zweck, sondern überdies als selbstverantwortlicher Vertreter der geschichtlichen Lebensgemeinschaft, in die er hineingeboren wird, gewertet werden müsse. Als sich dies vollzog, hatte bei uns die große Stunde der nationalen Volkserhebung geschlagen.

Das Nationalbewußtsein ist kein Rassen-, sondern ein Kulturgebilde. Die Rassen und ihre Besonderung in Naturnationen sind keine geschichtlichen Mächte; ihre Entstehung gehört dem vor-

Digitized by Google

geschichtlichen Naturprozeß des Völkerlebens an. Das Werden von Kulturnationen dagegen beginnt erst mit der geschichtlichen Entwicklung einer aus dem bloßen Naturzustand oder dem Barbarentum heraustretenden Volksmasse. Dazu gehört aber die Verbindung mit den bereits vorhandenen Kulturvölkern, und hierbei kommt ein Doppeltes in Betracht: einerseits die Einordnung in die vorgefundene Kultur und andererseits die Erhaltung der eigenen Selbständigkeit ihr gegenüber. Jene Aufgabe bildet den universellen, diese den individuellen Bildungsfaktor der weltgeschichtlichen Völker. Aus der Aufnahme dieses Gegensatzes und aus den Versuchen, ihn zu lösen, geht das geschichtliche Leben der Völker hervor. Das ist der Gegensatz, der mit dem Eintritt dieser Völker in die Geschichte stets von neuem erzeugt wird und daher auch von neuem wieder überwunden werden muß. Die Weltgeschichte ist demnach die fortgesetzte Aufhebung des in immer neuer Gestalt auftretenden Gegensatzes zwischen der Universalbestimmtheit und der Individualbestimmtheit der Kulturvölker. Vollzieht sich nun dieser Einigungsprozeß vorwiegend auf der Grundlage des universellen Lebensgeistes, so entsteht daraus der Kosmopolitismus; setzt er sich dagegen in der Form des individuellen Volksgeistes durch, so geht daraus der Nationalismus hervor.

Von diesen beiden Lösungsformen jenes alles geschichtliche Leben beherrschenden Gegensatzes vergegenwärtigt der Nationalismus den durchgebildeteren Entwicklungsstand. Denn in ihm stellt sich die universelle Kulturbestimmtheit nicht mehr wie im Kosmopolitismus nur in abstrakter Allgemeinheit dar, sondern in der konkreten, aus der geschichtlichen Eigenart eines Volkes hervorgetriebenen Lebensform. Dieses kulturelle Nationalbewußtsein muß also immer irgendwie erst durch eine der religiösen oder politischen Erscheinungsformen des Universalismus hindurchgegangen sein und muß dessen sittliche Allgemeinbestimmtheit in sich aufgenommen haben; dann aber wird es auch der vorhandenen allgemeinen Weltkultur dadurch eine vollendetere Gestalt abgewinnen, daß es ihr je nach der Volksindividualität ein konkretes Gepräge gibt und so erst den ganzen Reichtum ihrer Daseinsmöglichkeiten zur Verwirklichung bringt. Andererseits hat auch nur dieses kulturelle Nationalbewußtsein sittliche Berechtigung. Fehlt ihm dagegen die universelle Geistesschulung, so ist es nur ein selbstsüchtiges und als solches zu bekämpfendes Naturelement.

Von der Verlebendigung des geistigen Nationalbewußtseins geht

Digitized by Google

nun aber eine doppelte Wirkung aus: eine politische und eine soziale. Diese beiden Tätigkeitsformen gehören untrennbar zusammen, und nur in ihrer lebendigen Wechselwirkung äußert sich ihre schöpferische Kraft. Die politische Wirksamkeit beweist sich in der Hervorbringung des nationalen Staates. Aber es ist eine Einseitigkeit, zu glauben und es immer so darzustellen, als ob die nationale Geistesbewegung sich wesentlich nur auf dieses Ziel richte. Denn nicht minder wesentlich ist die Hervorbringung der nationalen Vergesellschaftung. Worauf beruht der Unterschied dieser beiden notwendig zusammengehörigen und doch nicht schlechtweg zusammenfallenden Faktoren? Man wird sagen können: der nationale Staat ist die Verkörperung der generellen Willensbestimmtheit, die hervorgewachsen ist aus der selbständigen Art, wie sich in der Gesamtheit einer Volksmasse die Aufhebung des Gegensatzes zwischen den universellen und individuellen Lebensmächten geschichtlich vollzogen hat. Dagegen geht die soziale Wirkung der nationalen Bestrebungen nicht auf das Staatsganze als solches, sondern auf das Verhältnis des Einzelnen zum Einzelnen. Wahrhaft national aber wird dieses Verhältnis erst, wenn sich in einer durch gemeinsame Schicksale verbundenen Volksgemeinschaft die Forderung Bahn bricht, daß grundsätzlich ein Jeder das Wohl und Wehe dieses Ganzen zu vertreten habe und daher auch als dieser Vertreter von allen übrigen rechtlich, gesellschaftlich und politisch anzuerkennen sei. Es ist das der Inbegriff der nationalen Organisation, der damit erst zu seiner vollen Entwicklung kommt. Eben dadurch verwirklicht sich auch erst die Anerkennung der allgemeinen Menschenwürde, die der Kosmopolitismus zwar bereits erstrebte, aber doch nicht konkret zu gestalten vermochte. Denn im Zusammenhang damit, daß im nationalen Staat allen seinen Angehörigen die Pflicht erwächst, persönlich für die Nation einzustehen, wird dadurch zugleich auch dem Menschen schlechthin als Menschen die Ausübung seiner Menschenrechte tatsächlich verbürgt. Daher wird mit dem nationalen Staat auch ein neuer Mensch geboren: der nationale Gemeinschaftsmensch. Das ist aber der Mensch, der nicht bloß wie derjenige im 18. Jahrhundert als Mittel und Zweck der menschlichen Gesellschaft dasteht, sondern der überdies zum selbstverantwortlichen Gliede der Staatsgemeinschaft erhoben wird. In der Hervorbringung dieses Menschheitstypus liegt die soziale Bedeutung des nationalen Prozesses. Der nationale Staat ist nicht ohne die nationale Vergesellschaftung und diese nicht

Digitized by Google

ohne jenen möglich; in dieser wechselseitigen Doppelzeugung verwirklicht sich der nationale Geist.*)

3.

Welch neues Leben wird damit entfacht! In dem wahrhaft nationalen Staat kommt jeder Einzelne erst zur vollen Anerkennung seiner ganzen Menschheit, weil allein durch die nationale Gemeinschaft jene starren Schranken aufgehoben werden, die das Aufsteigen der Individuen von der niederen in die höhere Klasse und von dem einen Stand in den anderen grundsätzlich verhindern, und weil nur in ihm auch den Mitgliedern der untersten Klasse das Recht, vollwertiges Glied der nationalen Gemeinschaft zu sein, allgemein zugesprochen wird. Die in der Tiefe schlummernden Kräfte, hier werden sie alle geweckt, und frisches Blut durchströmt wieder die Adern des erschöpften Staatskörpers. Mag immerhin eine der notwendig damit verbundenen Wirkungen auch die sein, daß sich nun erst die unteren Schichten als Arbeiterklasse organisieren und mit brutalem Ungestüm alles dieser ihrer Klasse zu unterjochen suchen, so wird doch der nationale Geist kraft seiner umfassenderen Kulturbestimmung durchsetzen, daß auch die starre Einseitigkeit dieses Klassendämons gebändigt werde. Nationalität ist das konkrete Ethos der Humanität. Das gibt ihr die Ueberlegenheit über alle anderen und so auch über die proletarischen Bestrebungen.

Macht das nun aber den wesentlichen Inhalt der nationalen Bewegung aus, daß durch sie der Gegensatz zwischen den individuellen und generellen resp. universellen Lebensmächten und zwar auf der geschichtlichen Grundlage eines Volkstums zu tatkräftiger Einheit aufgehoben wird, so fragt sich, wodurch sich der universelle Kulturfaktor in diesem Prozeß wirksam erhält. Darauf ist zu antworten: alle universelle Menschheitskultur, auch diejenige, die aus Kunst und Wissenschaft entspringt, wurzelt zuletzt in den Tiefen des religiösen Bewußtseins. Denn was ist die Wissenschaft anderes als die begriffliche Erforschung der göttlichen Wahrheit, wie sie sich vergegenwärtigt im Geist des Menschen und in dem natürlichen und ge-

*) Auf dem zweiten Deutschen Soziologentage hat Prof. Max Weber (Heidelberg) versuchsweise folgende Definition vorgeschlagen: „Als Nation ist eine Gemeinschaft anzusehen, deren Zusammenhalt auf einem Gemeinschaftsgefühl ruht, dessen adäquater Ausdruck ein nationaler Staat ist." Dagegen habe ich einzuwenden, daß ein solcher Zusammenhalt nicht auf einem bloßen Gefühl beruht, sondern auf einem Zusammenschweißen durch geschichtliche Schicksale, und daß sein adäquater Ausdruck nicht bloß der nationale Staat, sondern zugleich die nationale Vergesellschaftung ist.

Digitized by Google

schichtlichen Zusammenhange der Welt. Und was ist die Kunst anderes als die lebendige Veranschaulichung des göttlichen Gestaltens. Dieses religiöse Urbewußtsein kann sich in mannigfacher Weise äußern. Seine höchste und in sich vollendete Form aber hat es da, wo das Göttliche als ein Menschgewordenes gewußt wird, wo es erscheint in dem Gewande verklärter Humanität und in dieser gottmenschlichen Grundgestalt alles miteinander vereint. Und ihre sichtbare Verwirklichung hat diese universelle Gottesgemeinschaft nun in der Kirche. Sie ist ihrer wahren Bestimmung nach die zur Erscheinung kommende Universalgemeinschaft der Menschen, sofern sie sich unabhängig von den trennenden Unterschieden des natürlichen Daseins in ihrem reinen, gottmenschlichen Wesen eins wissen. Als solche ist aber die Kirche die einzige universelle Lebensgemeinschaft, die überhaupt möglich ist. Denn alle übrigen Gemeinschaften sind doch immer irgendwie begrenzt und dadurch im Gegensatz untereinander. Nur das gattungsmäßige Wesen des Menschen ist ohne Ausnahme allen Menschenkindern gemeinsam. Und dieses Wesen ist kein abstrakter Begriff, sondern eine konkrete Macht, die sich lebendig offenbart in der Religion, da Religion eben das Bewußtsein jener göttlichen Bestimmtheit ist. Der Inhalt der Religion aber ist kein anderer als die beständige Menschwerdung des Göttlichen und die sich dadurch vollziehende Verklärung unseres Menschentums in sein wahres Wesen hinein. Nichts, schlechterdings nichts weiter ist allen Menschen ohne Einschränkung gemeinsam als dieses gottmenschliche Wesen der Persönlichkeit, und daher kann eine universelle Gemeinschaft auch nur auf diese von allen endlichen Gegensätzen gereinigte Humanität gestiftet werden. Die Kirche ist diese Stiftung!

Wer daher der Kirche den Rücken kehrt, er mag als Einzelpersönlichkeit noch so scharfsinnig, noch so tatkräftig, noch so edelmütig sein, so entbehrt er doch der höchsten Menschenwürde, jener Würde, in der die Bestimmung seiner wahren Menschheit erst zur Verwirklichung gelangt. Denn dieses Ziel kann er nicht in seiner individuellen Absonderung von dem übrigen Menschentum erreichen, sondern nur in der Gemeinschaft mit ihm und auch nur in derjenigen Gemeinschaft, in welcher sich Jeder mit Jedem durch die Verlebendigung der universellen Grundgestalt der wahren, geistigen, gottmenschlichen Persönlichkeit persönlich vereinigt. Erst in dieser Gemeinschaft wird der Mensch wahrhaft Mensch, und nur auf ihrer Grundlage kann unsere Humanität zur vollendeten Durchbildung kommen.

Digitized by Google

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Kirche als Stifterin der universellen Persönlichkeitsgemeinschaft diese ihre Kulturaufgabe oft in beklagenswerter Weise vernachlässigt hat. Trotzdem aber kann die Menschheit die Durchführung dieser kirchlichen Bestimmung doch niemals wieder aufgeben, ohne sich selbst in ihrem wahren Beruf aufzugeben. Man verzichte auf die universelle Vereinigung der Menschen in der Wesenseinheit ihrer reinen, aus dem göttlichen Geist geborenen Persönlichkeit, und man sinkt wieder in die Barbarei zurück. Immer wird daher dies in Geltung bleiben: Taugt die Kirche in einem Zeitalter nichts, so taugt auch das Geschlecht nichts, das eine solche Kirche hat. Ohne eine gesunde Kirche muß auch die universelle Lebensfunktion der Humanitätskultur versagen.

Der religiöse Trieb dieser Gemeinschaftsbildung war im Menschentum potenziell von jeher da; aktuell aber hat er sich erst in der christlichen Kirche organisiert. Und wie es nun immer geschieht, wenn sich etwas Neues in der Weltgeschichte durchsetzt, daß es sich erst einmal im ausschließenden Gegensatz zu den bereits vorhandenen Daseinsmächten durchsetzen muß, so hat auch die Kirche ihr Prinzip der universellen Vereinigung zunächst in der abstrakten Entgegensetzung gegen die natürliche Welt verwirklichen müssen. Den Individuen und Sondernationen mußte so zuvörderst das Bewußtsein erweckt werden, daß sie trotz ihrer natürlichen Verschiedenheit nicht nur allesamt Kinder eines Gottes seien, sondern daß sich der Geist Gottes überdies in ihnen auf eine und dieselbe Weise unmittelbar verpersönliche, und daß sie in dieser seiner Verpersönlichung mit Gott und untereinander Eine, heilige und von allem Unterschiedlichen abgesonderte Gemeinschaft bilden. Nur so war es möglich, der noch unvergeistigten Masse ins Herz zu pflanzen, daß das universelle Persönlichkeitsprinzip nicht nur gleichberechtigt neben dem natürlichen Besonderungsprinzip stehe, sondern diesem als das höhere übergeordnet sei. Eine wahrhaft große, weltgeschichtliche Aufgabe! Sie gelöst zu haben, ist das unantastbare Verdienst der katholischen oder universalen Kirche.

Erfüllt aber war damit der Beruf der Kirche noch keineswegs. Eine zweite, umfassendere Aufgabe ging daraus hervor, und zu ihrer Bewältigung schickten sich nunmehr die Völker des protestantischen Glaubens an. Worum es sich dabei aber zuletzt handelt, ist dies, daß jener abstrakte Gegensatz zwischen der religiösen Universalfunktion der Kirche und den beruflichen Individualfunktionen des natürlichen Lebens auf die Dauer nicht bestehen kann, sondern durch ein

Digitized by Google

lebendige Vermittlung, durch eine konkrete Versöhnung überwunden werden muß. Aus diesem tiefen und unüberwindlichen Bedürfnis des schöpferischen Geistes ist der Protestantismus hervorgegangen, und in der organischen Verbindung von Staat und Kirche, von religiöser und beruflicher Vergesellschaftung, von Individualismus und Universalismus besteht daher sein weltgeschichtlicher Beruf.

4.

Durch den Gang, den die reformatorische Bewegung nahm, trat es klar zu Tage, daß die Kirche ihre religiöse Universalfunktion nicht vollkommen zu entwickeln vermag, wenn sie selbst in ihrer sichtbaren Gestalt als Universalkirche verfaßt ist. Denn dann muß auch jener ihr ausschließender Gegensatz gegen die politischen und beruflichen Gemeinschaften des natürlichen Daseins grundsätzlich aufrecht erhalten werden, und es kommt zu keinem wahrhaft organischen Ineinandergreifen beider Arten von Lebenstätigkeiten. Das ist aber ein Zustand der Unreife. Soll dieser Mangel überwunden werden, so kann die Kirche nicht äußerlich als Universalkirche bestehen bleiben. Sie kann es deswegen nicht, weil das Universelle ein Geistiges ist und daher auch nur geistig seine volle Wirksamkeit zu entfalten vermag. An und für sich kann ja doch das Geistige nur im Glauben und im Denken ergriffen werden. Soll es aber von hier aus auf die Mächte des natürlichen Daseins wirken, so kann sich dies letzten Endes nur darauf erstrecken, daß den individuellen Lebensgemeinschaften der Geist universeller Berufszwecke eingeimpft wird. Denn nur so und nicht anders kann der universelle Persönlichkeitsgeist des Menschen zu konkreter Verwirklichung gelangen, und daher muß sich auch die sichtbare Organisation der religiösen Universalfunktion jenen sittlichen Berufsgemeinschaften vermittelnd eingliedern, nicht aber im Gegensatze zu ihnen verharren. Wie sich daher der römische Universalstaat im Abendlande unter dem Einfluß des siegreichen Germanentums schließlich zu einem Kulturorganismus nationaler Staaten ausgestaltet hat, so mußte sich auch die Universalkirche zu einer dementsprechenden Mannigfaltigkeit von Partikularkirchen entwickeln. Zur Vollbringung dieses Werkes ist der Protestantismus in die Welt gekommen.

Mit allem Nachdruck muß demnach zum Bewußtsein gebracht werden, daß dem vom Protestantismus erzeugten Partikularkirchentum seinem Wesen und seiner Entstehung gemäß die Durchführung einer doppelseitigen Aufgabe zugefallen ist. Als Glieder des Einen,

Digitized by Google

christlichen Kulturorganismus haben diese Partikularkirchen in erster Linie den gottmenschlichen Persönlichkeitsglauben des Christentums in seiner reinen, allgemeinmenschlichen Wesenheit zu pflegen und zu entwickeln. Das ist die rein religiöse Seite der Bestimmung, welche die Kirche zu erfüllen hat; es ist ihre Universalfunktion. Sodann aber hat die Kirche diese religiöse Grundwahrheit in lebendiger Beziehung zu der konkreten Wirklichkeit sittlicher Volksgemeinschaften zu erfassen und durchzubilden; das ist ihre Nationalfunktion. Nur durch diese Doppeltätigkeit wird die Kirche das, was sie zu sein hat: die Vereinigung der Menschheit in dem Glauben an den menschwerdenden Gott. Es genügt nicht, daß die Kirche nur ihre religiöse Universalfunktion ausübt; denn dadurch allein wird gerade erst der allertiefste Widerspruch in der Brust des Menschen entfacht, der Widerspruch zwischen seiner geistigen Universalbestimmtheit und seiner sinnlichen Individualbestimmtheit. Vielmehr muß die Kirche religiös und sittlich zugleich wirken, und das kann sie in vollgültiger Weise nur, indem sie die wertvollste aller sittlichen Gemeinschaften, den nationalen Staat, mit dem geistigen Gehalt universeller Menschheitszwecke durchtränkt. Staat und Kirche sind daher notwendig zusammenwirkende und doch nie ganz zusammenfallende Faktoren; denn immer hat der Staat der Kirche gegenüber die Eigenart der nationalen Zwecke und die Kirche dem Staat gegenüber die Eigenart der universalen Zwecke zu vertreten. Die Aufhebung ihres ausschließenden Gegensatzes kann daher nur dadurch erfolgen, daß der Staat seine ihm eigentümlichen Zwecke stets auch mit Rücksicht auf die sittliche Organisation der ganzen Menschheit ins Werk setzt, und daß die Kirche ihre universelle Bestimmung durch die Vergeistigung der nationalen Gemeinschaft verwirklicht. Das schöpferische Ineinandergreifen dieser beiden Kulturmächte legt daher dem nationalen Staat einen universalen Beruf und der universalen Kirche einen nationalen Beruf auf. In der wechselseitigen Hervorbringung dieser nationalen Versittlichung hebt sich der abstrakte Gegensatz von Staat und Kirche in einer konkreten Einheit auf.

Wenn dieses Ziel nicht sogleich am Beginn der Reformation mit voller Deutlichkeit hervortrat, so lag das daran, daß der eine jener beiden Faktoren, der nationale Staat noch gar nicht vorhanden war, sondern selbst erst aus dieser Geistesbewegung geboren werden mußte. Aber daran kann doch kein Zweifel sein, daß Luther nicht zum wenigsten deswegen in den Kampf gegen Rom getrieben wurde, weil er den starren Gegensatz von kirchlicher und sozialpolitischer Lebens-

Digitized by Google

betätigung als eine Verkümmerung auch der Religion empfand. Im Gegensatz zur Weltflucht und Weltunterdrückung der mittelalterlichen Kirche hat er wieder erst im vollen Umfange zum Bewußtsein gebracht, daß Familie, gesellschaftliche Berufstreue und staatliche Gemeinschaft göttliche Stiftungen und darum höher zu werten seien, als alle Möncherei. Bestand daher das Werk Luthers wesentlich auch nur in der Reinigung der religiösen Funktion der Kirche, so erfolgte diese durchgreifende Tat doch grundsätzlich unter dem Gesichtspunkt, die kirchliche Glaubensgemeinschaft wieder so zu gestalten, daß dadurch ihr organischer Zusammenhang mit der selbständigen Natur der sittlichen Berufsgemeinschaft ermöglicht wurde. Das aber konnte nur geschehen durch die Loslösung von der hierarchischen Standeskirche und die Aufrichtung der Volkskirche des allgemeinen Priestertums. Wahrer Glaube war ihm nur derjenige, der die mönchische Abkehr von der Welt beseitigt und vielmehr die Vergeistigung des natürlichen Menschen erzeugt. Um die Verlebendigung dieses Glaubens war es Luther zunächst zu tun.

5.

Wiederholt ist jedoch dem Luthertum vorgehalten worden, daß es zwar ein neues, tieferes Glaubensprinzip, nicht aber zugleich damit ein selbständiges Prinzip des sittlichen Lebens hervorgebracht habe. Insbesondere ist geltend gemacht worden, daß die reformierte Kirche auf Grund ihrer Hauptlehre von der vorherbestimmten Gnadenwahl des Gläubigen sogleich eine Erneuerung der sittlichen Kräfte herbeigeführt habe und zwar insofern, als die Tatsächlichkeit jener Gnadenwahl nicht bloß von der subjektiven Ueberzeugung, sondern von der Bewährung des Glaubens in der gesellschaftlichen Berufsarbeit abhängig gemacht wird. Daß darin ein starker Sporn für den Einzelnen liegt, alle seine Kräfte anzuspannen, um sich dadurch vor der Welt als Auserwählter zu erweisen, muß anerkannt werden. Und auch dies muß zugestanden werden, daß die Anhänger des reformierten Glaubens infolgedessen einen gewaltigen Einfluß auf die Gestaltung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse ausgeübt haben. Nicht aber kann zugegeben werden, daß die sittliche Kraft des lutherischen Protestantismus deswegen geringer ist. Ihm war nur die tiefere und umfassendere Aufgabe gestellt, nicht bloß die Antriebe zur Erfüllung der privaten Berufstüchtigkeit zu verstärken, sondern eine neue und höhere Form

Digitized by Google

der sittlichen Volksgemeinschaft zu erzeugen. Das ist aber die Gemeinschaftsform des christlich-nationalen Staates.

Es hat lange Zeit gedauert, bis der lutherische Glaubensgeist auch seine sittliche Kraft soweit entwickelt hatte, um unabhängig von allen konfessionellen Unterschieden eine nationale Gemeinschaft zu erzeugen, die auf der Freiheit der Persönlichkeit und ihrer für das Ganze persönlich verantwortlichen Pflicht ruht. Ist das aber der nationale Staat, dann kann dieser Zusammenhang auch nicht zweifelhaft sein. Denn, nachdem Luther einmal den Grundsatz vom allgemeinen Priestertum proklamiert und damit in Glaubenssachen die persönliche Freiheit des Christenmenschen zur Anerkennung gebracht hatte, konnte es auch nicht ausbleiben, daß dieser religiöse Lebenstrieb nach und nach alle Tätigkeitsweisen des menschlichen Geistes und so auch diejenige der sittlichen Gemeinschaftsbildung ergriff. Wie in religiösen Dingen, so mußte daher der Protestant die persönliche Selbständigkeit schließlich auch zur Grundlage der gesellschaftlichen und politischen Organisation machen. Das war das Eine. Aber dieser Trieb allein würde in letzter Linie nur zu einem allseitigen Independentismus führen. Für den lutherischen Protestantismus aber kommt notwendig noch das Andere hinzu, daß das allgemeine Priestertum nicht wie bei den Reformierten gegründet ist auf die Gnadenwahl des Individuums als eines solchen, sondern einzig und allein auf die Rechtfertigung aus dem Glauben. Das heißt aber: es ist gegründet, gerade unter Absehung von allen individuellen Unterschieden, lediglich auf die gottmenschliche Gattungsbestimmtheit aller Menschen. Die Freiheit des Christenmenschen wurzelt demnach darin, daß das gottmenschliche Wesen der Gattung von dem Einzelnen als sein eigenes persönliches Wesen begriffen wird, und diese Freiheit ist ferner keine abstrakt individualistische, sondern eine gemeinschaftstiftende, weil der Christ in diesem seinem wahren Wesen zugleich dasjenige aller Christen mitbefaßt. So auf die Rechtfertigung aus dem Glauben gestützt, kann das allgemeine Priestertum, wie es sich im Luthertum durchsetzte, sich sittlich auch nur in der Erzeugung einer objektiven Gemeinschaftsform und nicht bloß in der Steigerung der privaten Moralität verwirklichen. Und diese objektive Triebkraft muß jenem religiösen Prinzip gemäß notwendig darauf zielen, daß durch sie alle Glieder einer geschichtlich vergesellschafteten Volksmasse auf Grund ihrer religiösen Wesensgleichheit und ihrer sittlichen Freiheit zu einem einheitlichen Ganzen verbunden werden. Diese so verfaßte Einheit macht aber

Digitized by Google

das Wesen des nationalen Staates aus. Wir können daher als tatsächliches Ergebnis den fundamentalen Satz feststellen: Die weltgeschichtliche Schöpfung des protestantischen Geistes auf sittlichem Gebiet ist der nationale Staat mit seiner nationalen Vergesellschaftung.

Es muß demnach bestritten werden, daß die ersten Anregungen zur Bildung dieser Staatsform von der französischen Revolution ausgegangen seien. Was von dorther stammt, ist vielmehr das abstrakte Gleichheitsprinzip der individuellen Freiheit und der Souveränität der Massen. Das ist aber kein nationales, sondern ein abstrakt demokratisches Prinzip, und in ihm hat nicht die neue staatliche, sondern die neue sozialdemokratische Bewegung ihren Ursprung. Oder ist der nationale Staat etwa entstanden aus der Anerkennung der empirischen Gleichheit der Individuen einer geschichtlich verbundenen Volksmasse? Er kann gar nicht so geworden sein; aus dem einfachen Grunde nicht, weil es eine solche empirische Gleichheit gar nicht gibt. Nicht ihrer individuellen Natur, sondern nur ihrer Gattungsbestimmtheit nach sind die Menschen gleich und daher auch nur in dieser Beziehung gleichwertig und gleichberechtigt. Diese Wesensgleichheit und nicht die empirische Gleichheit der Menschen macht das Fundament für die Bildung des nationalen Staates aus, und zwar je nach dem Maße, wie sie sich in den Gliedern einer geschichtlich gewordenen Volksgemeinschaft eigenartig vergegenwärtigt. In der Welt wachgerufen worden aber ist dieses Urprinzip der religiös-sittlichen Wesensgleichheit der menschlichen Persönlichkeit und des sich darauf erbauenden nationalen Staates, nicht von der französischen Revolution, sondern von der deutschen Reformation. Einmal vom Geiste des deutschen Protestantismus entfacht, mußte dann die nationale Bewegung alsbald auch die anderen Völker ergreifen, auch die nichtprotestantischen. Damit stiegen freilich zugleich die wilden Dämonen des alten, von der Kultur niedergezwungenen Nationalismus der Urzustände wieder aus der Unterwelt herauf; die barbarischen Naturinstinkte begannen sich wieder zu regen und alle Leidenschaften der Selbstsucht zu entfesseln. Diesen animalischen Nationalismus hat daher der nationale Staat in sich selbst zu bekämpfen. Erzeugt aus dem Geiste der christlichen Kultur als die werkzeugliche Macht, die da berufen ist, die Volksgemeinschaften auf der Grundlage der religiös-sittlichen Wesensgleichheit ihrer Glieder wirtschaftlich, rechtlich und politisch zu organisieren, hat dieser Staat gleichwohl nur dann eine Daseinsberechtigung, wenn er in seine nationalen die

Digitized by Google

universalen Zwecke der Menschheit aufzunehmen die Kraft hat. Das allein macht die wahre Bestimmung des nationalen Staates aus. So ist er aus dem religiösen Kulturprinzip des Protestantismus erstanden, und darum ist auch vor allen anderen den protestantischen Völkern die Pflicht auferlegt, diese ihre eigenste sittliche Schöpfung im Dienste der Weltgeschichte vollgültig zu verwirklichen. Zur Erreichung dieses Zieles müssen daher alle physischen und geistigen Kräfte zusammenwirken.

6.

Die großen und hellen Geister unseres deutschen Vaterlandes, sie sind auf die eine oder andere Weise bereits alle an diesem Werke beteiligt, und nur die Kirche steht abseits und verzehrt sich in kleinlichem Parteihader. Es ist, als ob sie mit ihrem Pfunde nicht mehr zu wuchern wüßte, als ob nur sie nichts mehr verspürte von dem schöpferischen Ringen, das heut die Herzen unseres protestantischen Volkes durchzittert. Bei aller nationalen Begeisterung im Einzelnen, was hat es gefruchtet, daß sie auf die Tatsache verwiesen worden ist: „Nationalität und Religion lassen sich nicht voneinander trennen. Sie sind Scheide und Schwert zugleich. Sie durchdringen sich nicht nur, sondern schaffen sich wechselseitig. Es sind Formen, welche das Menschengeschlecht anzieht, in denen es sein historisches Leben führt: unablässig quillt und fließt es aus dem Born der Kirche, auch wenn sie in den starren Fesseln des Dogmas liegt und mit dem Anspruch auf unbedingte Herrschaft dem Staate entgegentritt, in alle Organe der Nation hinüber: in die Fundamente der Nationalität sind religiöse Urkunden hineingelegt: der Idee der Nationalität selbst ist religiöses Empfinden beigemischt; und weil dies ein Teil ihres Wesens, ihres Keimens und Wachsens ist, durchdringt es alle Formen der Gesellschaft und des Staates, die auf dem Grunde der Nationalität ruhen." Zwar, daß es so ist, leugnet auch die evangelische Kirche nicht. Gleichwohl hat sie sich bisher außerstande gezeigt, diejenige Bestimmung zu ergreifen, die ihr selbst daraus erwächst. Sie hat es nicht verstanden, was es für sie zu bedeuten hat, wenn im Anschluß an jene Worte gesagt worden ist:*) „Die nationale Einheit ist nicht fertig, solange unsere Gottesverehrung noch nicht auf gemeinsamem Boden ruht.

*) Max Lenz in seinem schönen Aufsatz „Nationalität und Religion." (Kleine historische Schriften. München und Berlin 1910.)

Digitized by Google

Der Wille zur Macht selbst, der unser Reich schuf, würde erlahmen, der Lebensmut, der Glaube an das Vaterland müßte versiegen, wenn nicht in dem Innersten, in dem Adyton gleichsam unseres nationalen Bewußtseins dieselben Heiligtümer, die gleichen Gottesgedanken ihren Platz fänden. Es liegt also eine zugleich politische und sittliche Notwendigkeit vor uns, jene Lebensmächte zu suchen, welche der Nationalität den eigentümlichen Inhalt geben."

Wie bitter ist es, demgegenüber eingestehen zu müssen, daß der nationale Funke in unserer Kirche kein allerleuchtendes Geistesfeuer entzündet hat, sondern daß vielmehr ihre nationale Mission in dem Parteitreiben erstickt worden ist. Suchen wir uns klar zu machen, was hier verabsäumt worden ist!

Als die schweren Schicksalsschläge vor hundert Jahren die nationale Bewegung wachriefen, da wurde sich unser Volk auch wieder der religiösen Grundlagen seiner Lebensgemeinschaft bewußt. Die alte Frömmigkeit, die lange nur in stillen Winkeln gepflegt worden war, sie ergriff jetzt von neuem wieder die Gemüter auch der gebildeten Schichten und trieb frische Blüten an dem so lange verwinterten Rosenstock unseres protestantischen Volksglaubens. Diese Wiedergeburt des religiösen Lebens vollzog sich geschichtlich in dem leidenschaftlichen Gegensatz gegen die rationalistische Strömung des 18. Jahrhunderts. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, daß diese einseitige Verstandesaufklärung die Religion in einen platten, kalten Moralismus aufzulösen versuchte. Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß dieser Rationalismus, geschichtlich betrachtet, die Aufgabe zu erfüllen hatte, den beschränkten Konfessionalismus der verknöcherten Orthodoxie zurückzudrängen, um dem protestantischen Geiste nunmehr die freie Bahn zu schaffen, sich aller Kulturgebiete zu bemächtigen. Das ist dann im Zeitalter unserer klassischen Dichtung und Philosophie geschehen.

Als sich sodann in den Freiheitskriegen die nationale Erhebung unseres Volkes vollzog und damit auch das religiöse Bewußtsein dieser Gemeinschaft wieder die Gemüter ergriff, erwuchs der Kirche daraus eine doppelte Forderung: nämlich einerseits über den Rationalismus hinweg den geschichtlichen Zusammenhang mit der abgebrochenen Entwicklung des religiösen Protestantismus wiederherzustellen und zugleich andererseits diese Glaubenserneuerung im Sinne des inzwischen nach allen Seiten hin durchgebildeten Gesamtgeistes unserer Nation kraftvoll zu vollziehen. Das Erste ist

Digitized by Google

erreicht worden, das Zweite nicht. Unsere Kirche krankt daher heut an einer beklagenswerten Halbheit.

Jene Wiederanknüpfung an die alte Frömmigkeit geschah so, daß sich zunächst die pietistisch gefärbte Religiosität von neuem Geltung verschaffte und das kirchliche Leben zu beherrschen begann. Diese Richtung kam der nationalen Bewegung insofern entgegen, als hier eine allgemeine Verbrüderung der frommen Seelen erstrebt wurde und damit eine Gemeinschaft, die auf der allgemeinen Anerkennung der religiösen Wesensgleichheit ruhte. Dagegen erwies sich dieser Neo-Pietismus für die Förderung des nationalen Geistes deswegen als völlig unzureichend, als er statt der sittlichen Hervorbringung der nationalen Gemeinschaft vielmehr nur der Pflege privaten Frömmigkeitgefühls diente. Infolgedessen mußte er sehr bald jeden entscheidenden Einfluß auf den Gang der nationalen Bewegung verlieren, und es bildete sich daneben eine Neo-Orthodoxie, die das Heil der Kirche wieder von der Erneuerung der reinen Lehre und des strengen Bekenntnisglaubens abhängig machen zu müssen wähnte.

Wie jener Pietismus das Heiligkeitsgefühl lebendig erneuert hat, so hat diese Orthodoxie das Verdienst, dem Glaubensgeist seine feste geschichtliche Grundlage zurückgewonnen zu haben. Zu nationaler Bedeutung vermochte aber auch sie der Kirche nicht zu verhelfen, weil sie mit ihrer Glaubenslehre wesentlich auf der Stufe des 17. Jahrhunderts stehen geblieben ist und die geistigen Errungenschaften der späteren Zeit nicht schöpferisch in sich aufgenommen hatte. Wie der Neo-Pietismus, so zeigte sich daher auch die Neo-Orthodoxie außerstande, der Kirche zu ihrer nationalen Bedeutung zu verhelfen. Ja, vor der rückständigen Einseitigkeit dieses unfruchtbaren Konfessionalismus mußte sogar Hengstenbergs Evangelische Kirchenzeitung warnen, als sie im Jahre 1858 erklärte: „Wir können nicht leugnen, daß es in unserem Lande wie in anderen lutherischen Ländern Einzelne gibt, welche der Eifer um die reine Lehre und rechte Ordnung der Kirche blind macht über das, was eigentlich nottut, welche in der lutherischen Dogmatik sattelfest von der Universität gekommen oder nachher geworden, von dem regen geistlichen Leben in Hinterpommern und Schlesien, in Württemberg, in Elberfeld und Hermannsburg nur achselzuckend reden hören: Gott bewahre uns vor unseren Freunden. Die Aufgabe der Kirche Gottes in unserer Zeit ist die Versöhnung der Orthodoxie mit dem Pietismus, der Rechtgläubigkeit mit der Innigkeit des Glaubens-

Digitized by Google

lebens." Diese Versöhnung ist alsdann geschlossen worden, aber auch sie hat versagt. Und auch das hat nichts genutzt, daß man sogar dem geistlichen Amt wieder eine angeblich göttliche, von der Gemeinde unabhängige Machtbefugnis nach Art der römischen Kirche zu verschaffen suchte. Verlorene Liebesmühe! Die Kirche ist dadurch nur immer weiter von ihrer nationalen Bestimmung abgeirrt. Denn statt einer nationalen Volkskirche haben wir heute nur noch eine orthodox-pietistische Parteikirche, der die großen Massen unseres Volkes mehr oder minder gleichgültig gegenüberstehen. Die herrliche Saat christlich-nationalen Geistes, die vor hundert Jahren so segenverheißend aufging, man hat sie verwelken und verdorren lassen.

7.

Darum ist dies nun die ernste Forderung, die an unser Geschlecht ergeht: Sorge ein jeder an seinem Teil dafür, daß unsere Kirche nicht fort und fort durch den Parteihader an der Erfüllung ihrer nationalen Mission gehindert werde! Werden sich alle diese Parteien, ob konfessionell, pietistisch oder liberal, endlich bewußt, daß sie trotz aller frommen Bestrebungen dennoch dann *sündhafte* Gebilde sind, wenn sie nicht einem über ihr eigenes Dasein hinausreichenden Zweck dienen, der die Möglichkeit der Vereinigung ihrer aller in sich schließt! Nicht um ihrer selbst, sondern nur um der Erfüllung dieses höheren Zweckes willen haben sie überhaupt Daseinsberechtigung, und dieser höhere, gemeinsame Zweck ist kein anderer als die *Verwirklichung der nationalen Volkskirche*!

Nicht alle Menschen können und sollen dieselben Wege gehen; deswegen werden sich immer besondere Gruppen und Vereinigungen bilden. Wohl aber haben alle Glieder einer Volksgemeinschaft ihre verschieden gerichteten Wege auf das gemeinsame große Ziel zu lenken, dessen Erreichung ihre weltgeschichtliche Bestimmung ausmacht. Das gilt auch für die kirchliche Gemeinschaft, und darum steht allen Parteien, die da behaupten, nur sie seien die Kirche und alle anderen müßten hinaus, von vornherein das Brandmal der Sünde an der Stirn geschrieben. Solche Parteien sind dann schlechterdings unfähig, den nationalen Beruf der Kirche zu erfüllen. Den Beweis dafür hat die Geschichte der letzten hundert Jahre erbracht.

Was unserer Kirche also noch immer fehlt, ist die organische Verbindung mit dem nationalen Geist unseres Volkes. Es ist das die Ursache, weshalb unsere Glaubensgemeinschaft so einflußlos ge-

Digitized by Google

worden ist, und es ist zugleich auch die Ursache, weshalb sich unser Staat und seine Vergesellschaftung trotz der Aufrichtung des Deutschen Reiches geistig noch in einem sehr unausgeglichenen Zustande befindet. Die Herstellung jener organischen Wechselwirkung zwischen dem universellen Glaubensgeist und dem nationalen Volksgeist ist aber wesentlich die Obliegenheit der Kirche; das ist ihre nationale Bestimmung. Denn, da der Nationalcharakter eines Volkes letzthin aus seinem lebendig gestalteten Gottesglauben entspringt, so ist es auch die Pflicht der Kirche, diese wechselseitige Beziehung kraftvoll zu entwickeln. Wie aber kann das geschehen?

Was die Wahrheit und das Wesen des Glaubens ist, der uns durch die Aufrichtung des allgemeinen Priestertums freimacht von allem hierarchischen Zwange, das hat uns Luther gelehrt. Sein reformatorisches Werk ist und bleibt die Brunnenstube deutscher Glaubensgewißheit und deutscher Glaubensweisheit. Aber die Frontstellung dieses Glaubensringens ist heute eine andere, als sie es zu Luthers Zeiten war. Denn damals galt es, die Freiheit des Christenmenschen und seiner darauf gegründeten Glaubensgemeinschaft noch erst im *Gegensatz* zur römischen Priesterkirche zu erkämpfen. Lehre, Leben und Verfassung dieser kirchlichen Neubildung sind daher noch wesentlich von diesem Gegensatz getragen. Und so sind die reformatorischen Bekenntnisschriften ihrem eigentlichen Charakter nach *Oppositionsschriften*; die religiöse Lebensgestaltung ist in der Hauptsache als ein Gegenstück der weltflüchtigen Mönchsideale entworfen worden, und die protestantische Kirche hat ihre Hauptzüge aus dem Widerspruch gegen den Ordensgeist der Kirche empfangen. Diese Entwicklungsbahn mußte auch solange innegehalten werden, bis die evangelische Glaubensfreiheit endgültig gegen den römischen Katholizismus erkämpft war. Als das dann aber vollbracht war, konnte auch der Gegensatz gegen die mittelalterliche Form des Christentums nicht mehr der entscheidende Bestimmungsfaktor unserer kirchlichen Entwicklung bleiben, und zwar deswegen nicht, weil der Glaubensgeist unseres Volkes nun endlich von innen heraus zu der selbständigen Entfaltung seines Wesens fortschreiten mußte. Denn solange der konfessionelle Gegensatz noch den Gang der Dinge beherrschte, blieb unsere Kirche doch immer noch negativ von dem hierarchischen Geist des Römertums mitbestimmt. Aber, als dann unser Volk endgiltig seine Glaubensfreiheit durchgesetzt hatte, konnte es nunmehr auch allmählich jene letzte Fessel gegensätzlicher Bindung abstreifen und zu der autonomen Durchbildung

Digitized by Google

seines in ihm selbst ruhenden Glaubenslebens übergehen. Der altlutherische Konfessionalismus hatte damit seine geschichtliche Aufgabe erfüllt, so daß er von da ab einer freieren und umfassenderen Gestaltung unserer Lebenskultur Platz machen mußte. Jetzt erst begann der deutsche Geist sich seiner schöpferischen Kraft auf allen Gebieten bewußt zu werden, und das war es, was letzthin zu seiner Erhebung vom Konfessionalismus zum schöpferischen Idealismus führte.

8.

Dadurch hat sich die Aufgabe der evangelischen Kirche grundsätzlich geändert. Denn, wenn der Protestantismus auch noch immer gegen römische Angriffe auf der Hut sein muß, so ist diese konfessionelle Stellungnahme doch längst nicht mehr die Hauptsache. Heute handelt es sich um die Durchführung der zweiten, nicht minder großen Aufgabe des Protestantismus: um die Wiedergeburt der christlichen Universalreligion aus dem nationalen Geist! Das heißt aber in bezug auf die Lehre: die Grundwahrheiten des Christentums, die in unserer Kirche noch immer die einseitige und starre Fassung des konfessionellen Gegensatzes an sich tragen, müssen nunmehr dieser beschränkten Form enthoben und endlich erst aus dem allseitig durchgebildeten Geistesbewußtsein unserer nationalen Gemeinschaft lebendig begriffen werden.

Es bleibt dabei, daß die Rechtfertigung aus dem Glauben das Urprinzip des Protestantismus ist, von dem aus alle anderen Glaubenslehren der christlichen Kirche begreifbar gemacht werden müssen. Und nur das auch, was sich an solchen Lehren, wie denjenigen von der Dreieinigkeit, von der gottmenschlichen Natur, von der Erbsünde und Gnade unter dem Gesichtspunkt jenes rechtfertigenden Glaubensprozesses als wahr und wirklich erweist, kann hinfort als lebendiger Gehalt anerkannt werden. Aber das alles kann doch heute nicht mehr die einseitige Form behalten, die es im altlutherischen Protestantismus angenommen hat. Denn damals ist dieses Prinzip, vermittelst dessen Luther die ewige Wahrheit des Christentums vom Wesen des deutschen Geistes aus erfaßte, eben noch in der Form des konfessionellen Gegensatzes gegen die mönchische Werkgerechtigkeit zum Ausdruck gebracht worden. Infolgedessen tragen auch alle die darauf gegründeten Glaubenslehren noch diesen konfessionell-gegensätzlichen und insofern vom katholischen Standpunkt abhängigen Charakter an sich.

Digitized by Google

Inzwischen aber hat sich der Geist unseres Volkes durch die Denkarbeit seines klassischen Idealismus zu der Fähigkeit durchgebildet, die christliche Glaubenswahrheit aus der göttlichen Grundlage des eigenen Wesens lebendig und frei von aller konfessionellen Einseitigkeit zu bestimmen. Leider hat jedoch die evangelische Kirche gerade in diesem entscheidenden Punkte bisher durchaus versagt; sie hat noch immer nicht vermocht, jene potenziell vorhandene Energie in eine aktuelle Kraftleistung umzusetzen. Der einzige bedeutsame Versuch, der in dieser Richtung gemacht worden ist, war die Glaubenslehre Schleiermachers. Aber dieses Werk hat sich trotz seiner geistreichen Tiefsinnigkeit als verfehlt erwiesen, und zwar deshalb als verfehlt, weil dieser Theologe noch von dem frommen Gemüt des individuellen Menschen und der Tendenz der privaten Gemeinschaftsbildung ausgegangen war. Weder er noch seine Nachfolger erkannten, daß das System des rechtfertigenden Glaubens nicht aus dem frommen Individualbewußtsein, sondern aus dem frommen Gattungsbewußtsein, nicht aus dem privaten, sondern aus dem national-vergesellschafteten Frömmigkeitsgeist, und nicht aus dem zufälligen Religionsgefühl, sondern aus dem wesentlichen Religionsgeist unserer geschichtlichen Volksgemeinschaft gestaltet werden müsse. So wahr wir eine solche, durch gemeinsame Schicksale gewordene Volksgemeinschaft sind, so wahr lebt auch in uns allen ein gemeinsames, vom Geist des Christentums getragenes Religionsbewußtsein, dem sich der Einzelne, auch wenn er sich scheinbar noch so gleichgültig oder ablehnend dagegen verhält, doch im tiefsten Innern nicht zu entziehen vermag. Das ist das universelle Gottes- und Menschheitsbewußtsein, wie es sich nach der Fügung der Vorsehung in unserer nationalen Zusammengehörigkeit national verwirklicht und darin den Geist der Universalität lebendig erhält.

Nachdem daher der nationale Sinn die allbeherrschende Macht im Völkerleben geworden ist, vermag auch fernerhin weder das konfessionelle noch das private, sondern allein das nationale Frömmigkeitsbewußtsein die evangelische Kirche zusammenzuhalten und segensreich zu fördern. Den rechtfertigenden Glaubensgeist in diesem Sinne auszuprägen und durch eine demgemäße Entwicklung der kirchlichen Lehre in allen Winkeln deutschen Landes zum Bewußtsein zu bringen, das ist die große nationale Mission unserer Kirche, deren Verabsäumung der wesentliche Grund ihrer gegenwärtigen Schwäche ist. Der universale Glaubensgehalt in

Digitized by Google

nationaler Lebensgestalt! — In der Erfüllung dieser erhabenen Forderung liegt der weltgeschichtliche Beruf des kirchlichen Protestantismus unserer Tage.

9.

Entsprechend der Lehre muß aber auch das kirchliche Leben und die kirchliche Verfassung seine nationale Durchbildung erhalten, und es sind darüber nicht viel Worte zu machen. Auch hierbei ist von dem rechtfertigenden Glauben auszugehen, und diese Lehre besagt doch, daß die religiöse Aneignung des göttlichen Geistes einerseits die Sache der Einzelpersönlichkeit und andererseits die wesentliche, allen christlichen Persönlichkeiten gemeinsame Bestimmung sei. Deshalb ist schon mit Recht in den Zeiten unseres klassischen Idealismus gesagt worden: indem das Individuum weiß, daß es mit dem göttlichen Geist erfüllt ist, so fallen damit alle Verhältnisse der Aeußerlichkeit weg; es gibt jetzt keinen Unterschied mehr zwischen Priester und Laien, es ist nicht eine Klasse ausschließlich im Besitz des Inhaltes der Wahrheit wie aller geistigen und zeitlichen Schätze der Kirche, sondern es ist das Herz, die empfindende Geistigkeit des Menschen, die in den Besitz der Wahrheit kommen kann und kommen soll, und diese Subjektivität ist die aller Menschen; jeder hat an sich selbst das Werk der Versöhnung zu vollbringen.

Aus dieser in dem Glauben liegenden Versöhnung des Menschen mit Gott und ebenso der Versöhnung der geistigen mit unserer sinnlichen Natur geht nun aber auch im Protestantismus die Versöhnung mit der Welt als weitere Bestimmung der religiösen Bildung hervor. Der universale, göttliche Lebensgeist muß in die geschichtlichen Mächte hineingebildet werden und muß jede von ihnen mit seinen allgemeinmenschlichen Zwecken erfüllen. „Der Bildung überhaupt", so ist von einem unserer tiefsinnigsten Denker gesagt worden, „gehört die Form an; Bildung ist Betätigung der Form des Allgemeinen, und das ist das Denken überhaupt. Recht, Eigentum, Sittlichkeit, Regierung, Verfassung usw. müssen auf allgemeine Weise bestimmt werden, damit sie dem Begriffe des freien Willens gemäß und vernünftig seien. So nur kann der Geist der Wahrheit im subjektiven Willen, in der besonderen Tätigkeit des Willens erscheinen; indem die Intensität des subjektiven freien Geistes sich zur Form der Allgemeinheit entschließt, kann der objektive Geist erscheinen. In diesem Sinne muß man es fassen, daß der Staat auf Religion gegründet sei. Staaten und Gesetze

Digitized by Google

sind nichts anderes als das Erscheinende der Religion an den Verhältnissen der Wirklichkeit." Jene geistige, göttliche Allgemeinbestimmtheit des Menschen hat aber ihre konkrete geschichtliche Form in der Verlebendigung der nationalen Gemeinschaft; in dieser erst kommt sie zum vollen Durchbruch, und daher muß auch die Versöhnung des religiösen mit dem weltlichen Geist auf diesem Boden erfolgen.

Sind daher auch die neu hervortretenden Bildungen des nationalen Staates und der nationalen Gesellschaft an sich selbständige Mächte mit selbständigen Zwecken, so muß doch die kirchliche Gemeinde, wenn anders in ihr die allgemein menschliche Wahrheit des Christentums gegenwärtig ist, ihrerseits dahin wirken, daß sie in den nationalen Bestrebungen samt und sonders den Geist der universellgöttlichen Lebensgemeinschaft entzündet und lebendig erhält. Wird der Mensch erst dadurch wahrer Mensch, daß er sich religiös zur gottmenschlichen Persönlichkeit und sittlich zur nationalen Persönlichkeit erhebt, so ist es doch ein und dasselbe Individuum, in welchem sich beide Naturen ungetrennt und unvermischt zu lebendiger Einheit verbinden. Was aber sind Kirche und Nation anderes als die objektiven Erscheinungsformen dieser religiösen und sittlichen Gattungsbestimmtheit aller Glieder einer geschichtlichen Volksgemeinschaft! Daher kann denn auch nur in der wechselseitigen Befruchtung des universalen und nationalen, des kirchlichen und staatlichen Persönlichkeitsgeistes zu einer konkreten Versöhnung des Menschen mit Gott und der Welt führen. Und somit tritt auch hier die Forderung auf: universaler Glaubensgehalt in nationaler Lebensgestalt!

In praktischer Hinsicht ergibt sich daraus der entscheidende Wertmesser: alle religiösen Sonderbildungen, auch wenn sie individuell auf einen noch so frommen Seelenton gestimmt sind, haben doch für die Vollendung des Christentums keinerlei Bedeutung, wenn sie sich dem Dienste der nationalen Geistesbewegung entziehen. Denn das ist noch keine wahre christliche Frömmigkeit, die nur darauf bedacht ist, die eigene Seele von der Sünde zu lösen. Es ist das vielmehr immer noch trotz alles frommen Gebarens ein selbstsüchtiges und darum sündhaftes Verhalten. Echte christliche Religiosität verlangt dagegen, daß wir uns nicht nur für unsere eigene, sondern für der Welt Sünde mitverantwortlich wissen und darum auch nur im Dienst für die Erlösung aller die persönliche Erlösung gewinnen.

Digitized by Google

Diese konkrete Beziehung auf die gesamte Menschheit aber haben wir nur durch das Mittelglied unserer nationalen Gemeinschaft. Eben deswegen muß das christliche Leben notwendig aus dem Grundcharakter des national-kirchlichen Lebens bestimmt sein.

Und wenn man demgegenüber einwendet, daß ja, abgesehen vom Judentum, ein Drittel dieser nationalen Gemeinschaft römisch-katholischen Glaubens ist, so ändert auch dies nichts an dem Gesagten. Denn der Katholizismus übt wohl auf die Bildung des nationalen Ethos unter Umständen eine negative, beschränkende Wirkung aus; die positive, schöpferische Kraft aber geht von dem protestantischen Geist aus und wirkt durch das Medium des nationalen Lebensgeistes auch auf die nicht-protestantischen Volksbestandteile ein.

10.

Was endlich die kirchliche Verfassung betrifft, so kommen hier grundsätzlich zwei Faktoren in Betracht. Das ist einerseits nach innen hin die aus dem rechtfertigenden Glauben entspringende Wesensbestimmtheit des allgemeinen Priestertums und andererseits nach außen hin die Abzweckung dieser universalen Glaubensidee auf die Vergeistigung der nationalstaatlichen Volksgemeinschaft.

Der Grundsatz des allgemeinen Priestertums besagt wiederum ein Doppeltes: erstens, daß die Wiedergeburt aus dem Geiste die innerste Angelegenheit der menschlichen Persönlichkeit selbst sei, und zweitens, daß sie die gemeinsame religiöse Bestimmung aller Menschen sei. Darauf beruht die Freiheit des Christenmenschen als der gottmenschlichen Persönlichkeit, und diese religiöse Freiheit ist die Gattungsbestimmtheit der ganzen Christenheit. Hieraus folgt nun, daß die Verfassung der Kirche nur dann dem wahren Geiste des Christentums entspricht, wenn sie die Objektivierung des gemeinsamen Besitzes jener Freiheit ist. Das aber ist nicht die religiöse Freiheit der individuellen Subjektivität, noch diejenige der Massen und Majoritäten, sondern es ist die das Wesen der gottmenschlichen Persönlichkeit darstellende Freiheit; also nicht diejenige unserer religiösen Individual-, sondern unserer christlichen Gattungsbestimmtheit. Infolgedessen kann weder der Independentismus der Einzelgemeinde, noch die Zufälligkeit der äußeren Mehrheitsbildung die Grundlage der Verfassungsgestaltung abgeben, sondern allein der allgemeine, wesenhafte Freiheitsbegriff der aus dem Geiste wiedergeborenen Persönlichkeit.

Digitized by Google

Das ist das Eine. Das Andere aber ist dies, daß die kirchliche Verfassung ihre konkrete Form auf Grund der lebendigen Beziehung zu der sittlichen Nationalgemeinschaft hervorbringen muß. Denn ohne dies würde die Religion nur einen neuen Zwiespalt in die Menschheit hineintreiben und somit ihren erlösenden Zweck verfehlen. In Wirklichkeit ist sie es aber selbst, die den Urgrund aller wahren, geistigen Sittlichkeit abgibt, und darum liegt es notwendig in der Natur der Dinge, daß sie die Organisation der kirchlichen Gemeinschaft auch stets und ständig mit Rücksicht auf die Entwicklungseinheit des sittlichen Lebens auszubilden hat. Das aber ist nun die nationale Einheit, der nationale Staat mit der nationalen Vergesellschaftung seiner Staatsglieder, und deshalb wird die Verfassung unserer Kirche auch nur dann in gesunder Weise funktionieren, wenn sie nationalkirchlichen Charakters ist, d. h. wenn sie wesentlich im Dienste der Vergeistigung des nationalen Lebens wirksam ist.

Ebensowohl wie daher die vollständige Auflösung der Kirche im nationalen Staat ein Unding ist, so ist umgekehrt auch die Trennung dieser beiden Lebensmächte in jedem entwickelteren Zustande der sittlichen Freiheit ein vollständiger Widersinn und ein Rückfall in den unseligen Widerspruchsgeist des Mittelalters. Wer daher heute mit dem Gedanken der grundsätzlichen Trennung von Kirche und Staat spielt, er sei auch, wer er sei, der beweist damit nur, daß er ebensowenig den Geist des protestantischen Christentums wie denjenigen der nationalen Sittlichkeit begriffen hat. Wer nicht darauf bedacht ist, immer nur seine eitele Weisheit zu Markte zu bringen, sondern wer sich streng bemüht, einzig und allein dem großen Zuge der unserem deutschen Volke zuteil gewordene Geistesoffenbarung zu folgen, der wird auch erkennen, daß nachgerade nur aus der organischen Vereinigung von Staat und Kirche gesundes Leben erblühen kann. Ungetrennt und unvermischt — das ist auch hier wie auf allen Gebieten des religiös-sittlichen Lebens der allein die Wahrheit treffende Begriff. Und wie für die kirchliche Lehre und das kirchliche Leben, so gilt daher auch für die kirchliche Verfassung die Maxime: der universale Glaubensgehalt in nationaler Lebensgestalt!

* * *

Damit ist die nationale Mission unserer evangelischen Kirche gekennzeichnet. Die Forderung, die sie enthält, ist der Fortschritt auf jener Bahn, die uns die Geisteserhebung der Reformation und

Digitized by Google

des klassischen Idealismus vorgezeichnet hat. Nur eine Kirche, die diesen durch den Entwicklungsgang von Jahrhunderten bestimmten Weisungen folgt, wird wieder kraftvollen und segensreichen Einfluß auf die Gemüter der Gesamtheit gewinnen. Zugleich aber spricht sich darin eine Mahnung des weltgeschichtlichen Ethos aus. Denn, nachdem einmal die gegenwärtige Menschheit von dem alles überwältigenden Triebe ergriffen worden ist, den Gehalt der sittlichen Wahrheit in der Form der nationalen Gemeinschaft zu objektivieren, werden nur diejenigen Völker zur Führung dieser Kulturbewegung berufen sein, die ihren nationalen Sinn mit dem universalen Geist des Christentums zu verklären die Kraft haben. Wo beides getrennt ist oder wird, wo Nation und Kirche es nicht zu einer organisch verbundenen Lebenseinheit mehr zu bringen vermögen, muß auch ein langsamer Verfall eintreten. Zugleich wird der abstrakte Universalismus der mittelalterlichen Kirche erst dadurch der völligen Rückständigkeit anheimfallen. Der Geist der Universalität oder Katholizität wird hinfort nur noch in der konkreten Form der nationalen Volkskirche zu schöpferischer Wirksamkeit gelangen. Möge sich darum die evangelische Kirche nicht länger mehr ihrer weltgeschichtlichen Aufgabe entziehen und tatenlos hinter den Weltereignissen einherschleichen; möge sie sich endlich bewußt werden, daß sie lange, schon allzulange das Pfund ihrer nationalen Mission ungenutzt vergraben hat.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Arthur Drews: Geschichte des Monismus im Altertum. Verlag Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1913. XI und 429 Seiten. Preis 6 Mk.

Vorliegendes Werk bildet den fünften Band der in obengenanntem Verlag unter dem Namen „Synthesis" erscheinenden Sammlung historischer Monographien philosophischer Begriffe. Mit Recht bemerkt Drews, in unserem „monistischen Jahrhundert" werde diese Geschichte ihr Erscheinen nicht zu rechtfertigen brauchen. Der moderne Monismus habe selbst ein ebenso großes Interesse daran wie seine Gegner, den Spuren der monistischen Denkweise in der Geschichte nachzugehen. Und gerade die Versuche des Altertums, die Vielheit der Erscheinungen in einem einheitlichen Weltbegriff aufzuheben, hätten nicht bloß den Reiz der Jugend für sich, sondern besäßen doch zugleich einen hohen philosophischen Wert auch für den gegenwärtigen Monismus, schon weil sie den Monismus in seinen typischen Erscheinungsformen, die auch für die Gegenwart noch grundlegend seien und diese in ihrer relativ einfachsten und eindrucksvollsten Gestalt uns vorführten. Vielleicht gäbe es kein besseres Mittel, um den heute so anspruchsvoll sich gebärdenden naturalistischen Monismus zur Bescheidenheit und zur „Vernunft" zu bringen, als der Hinweis auf die Rolle, welche dieser Standpunkt bisher in der menschlichen Geistesgeschichte gespielt, und der Nachweis, wie die ihm notwendig anhaftende Unzulänglichkeit bereits vor mehr als zwei Jahrtausenden dazu geführt hat, ihn in einen höheren idealistischen Standpunkt aufzuheben. Die Ueberwindung des herrschenden Naturalismus aber sei die wichtigste Aufgabe, die der heutige Monismus zu lösen habe.

So verfolgt denn der Verfasser mit seinem Spürsinn den Entwicklungsgang des Monismus von dessen unterster Stufe bei dem Naturmenschen, wo er sich naiv indifferentistisch aus Gedankenlosigkeit als Standpunkt einer bloß erst gefühlten, aber noch nicht erkannten und begriffenen Einheit ergibt, durch die morgenländischen, d. h. indischen und chinesischen Religionen und Philosophien hindurch zu seinen Spuren in den Religionen und

Digitized by Google

Philosophien des abendländischen Altertums, d. h. im Orphismus, der griechischen und römischen Philosophie, in den Mysterien, dem Judentum und dem Neuplatonismus, überall dessen Ansätze, Fortgestaltungen, Umformungen, Höherbildungen, Entstellungen, kurz dessen Auf- und Niedergänge in außergewöhnlich klarer und fesselnder Weise darstellend, so daß man seiner sachkundigen Führung unermüdet gerne folgt und das Ganze mit hoher Befriedigung aufnimmt.

Bad Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

Theologie.

C. v. Zastrow und Th. Steinmann: Die Geheimreligion der Gebildeten. Göttingen, 1913. Verlag: Vandenhoeck & Ruprecht. 66 S.

In der von Th. Steinmann herausgegebenen Zeitschrift „Religion und Geisteskultur" hat v. Zastrow unlängst einen Aufsatz über „Die Geheimreligion der Gebildeten" veröffentlicht, zu welchem der Herausgeber sofort in längeren Ausführungen Stellung genommen hat. Die vorliegende Broschüre ist ein Sonderdruck aus der genannten Zeitschrift, bringt also beides, Rede und Gegenrede, wobei die letztere dem Umfange nach überwiegt. Wohl auch dem Gehalte nach. Denn wer v. Zastrows Persönlichkeit aus früheren Anregungen zu Erörterungen über religiöse Fragen kennt, wird nicht finden, daß er diesmal besonders stoßkräftige Argumente ins Feld führt, vielleicht auch bezweifeln, daß er seine eigenen Anschauungen restlos zum Ausdruck gebracht hat, wenn nach ihm die Geheimreligion der Gebildeten sich — kurz gesagt — beschränkt auf die Anerkennung einer Ueberwelt im Menschengeiste, auf die Mutmaßung einer Identität zwischen der dort spürbaren Kraft und einem Weltgeiste, der, obwohl weder Weltschöpfer noch Weltregierer, nicht nach blindem Zufall waltet, auf das Vertrauen zu den im Menschengeist beschlossenen Kräften und den Verzicht auf jede Gewißheit über ein Fortleben nach dem Tode.

Gegenüber v. Zastrows Beweisführung, deren Hauptargument, daß die moderne Weltanschauung keinen Himmel kennt, doch nur der sinnlichen Lokalisierung Gottes wehrt und von denkenden Christen längst überwunden ist, haben schon den Vorzug größerer dialektischer Schärfe die Entgegnungen Steinmanns, der zunächst in besonders beachtenswerter Darlegung dem Subjektivismus die richtige Stellung (und damit Grenze) zur geschichtlichen Religion zuzuweisen unternimmt, sodann in Zweifel zieht, ob die von v. Zastrow aufgezeigten Reste Anspruch darauf haben, als eine neue Religion bezeichnet zu werden, und endlich den Nachweis versucht, daß diese Reste, folgerichtig durchdacht, vertieft und an der Wirklichkeit der sittlichen Leistung gemessen, zu den wesentlichsten Wahrheiten des Christentums zurückführen, von denen allerdings der Glaube an Gebetserhörung preisgegeben wird.

Digitized by Google

Immerhin hat v. Zastrow das Verdienst, seit dem Streit um Jatho brennende Fragen zur Sprache gebracht zu haben. Um seine Stärke aber besser zu würdigen, empfiehlt es sich, auch den Aufsatz über „Diesseits und Jenseits" zu lesen, der dem besprochenen bald in der „Christlichen Welt" (Jahrg. 1913, Nr. 20) gefolgt ist und in dieser Zeitschrift zu lebhaften Auseinandersetzungen Anlaß gegeben hat.

Ph. H. Wicksteed, Zeitlichkeits- und Ewigkeitsreligion. Aus dem Englischen übersetzt von Charlotte Broicher. Göttingen, 1913. Verlag: Vandenhoeck & Ruprecht. Preis: geh. Mk. 0,60. 24 S.

Nur scheinbar deckt sich das Thema dieser aus dem Englischen übersetzten Schrift des Unitariers Wicksteed mit der, wie oben berührt, von v. Zastrow zur Erörterung gestellten Frage der Diesseitigkeitsreligion. Daß es eine Diesseitigkeitsreligion, wie jener sie will, geben kann, kommt Wicksteed gar nicht in den Sinn. Beide von ihm in Gegensatz gestellten Religionsformen beziehen sich auf ein Jenseits; aber der Ewigkeitsreligion weist er, an die Mystik des Mittelalters anknüpfend, die höhere Stufe zu als derjenigen, welche für Gott vollen Ernst macht mit dem Gedanken seiner Ewigkeit und seines von allem Zeitablauf unabhängigen, alles Vergangene und Zukünftige umschließenden, die Fülle unermeßlichen Lebens in Einem erfassenden Seins, und welche dementsprechend der Seele als Ziel einen Zustand setzt, in dem sie, ohne daß aus ihrem Hintergrunde die Zeitvorstellung ganz verschwinden könnte, der Einwirkung und dem Wandel der Zeit immer weniger unterworfen ist und über jedes Elend, das noch kommen mag, triumphiert (S. 18).

Mögen andere sehen, ob dieser Gottesbegriff wirklich vollziehbar ist und ob die so geschilderte Religion einer wirklich erlebbaren Stimmung entspricht. Mir scheint die größte Beachtung Wicksteeds Ausgangspunkt zu verdienen. Denn schärfer, als es mir sonst irgendwo entgegengetreten ist, kommt hier der Widerspruch zum Ausdruck, der in dem Streben nach Wahrheit liegt ohne die Hoffnung, sie zu finden, oder gar bei der Ueberzeugung, sie nicht zu finden, der ferner in dem sittlichen Streben nach einer Ordnung der Dinge liegt, deren Herstellung sittliche Anstrengung und Selbstopferung überflüssig machen und gerade dadurch dem Leben den höchsten Wert nehmen würde.

Aber anstatt zu den von Wicksteed gezogenen Folgerungen zu gelangen, wird man sich wohl begnügen müssen, diesen Widerspruch dem mancherlei Irrationalen zuzuzählen, was Seelenleben ausmacht.

Th. Engert, Jesus im Banne des Modernisteneides (als 1/2 Heft der 2. Serie der Sammlung „Huttenus redivivus", herausgegeben von K. Auer). Berlin-Schöneberg, 1912. Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb. Preis: geh. Mk. 1,60. 94 S.

Diese kleine Schrift hat das Verdienst, an dem Beispiel der Münchener

Digitized by Google

Rektoratsrede des katholischen Kirchenhistorikers Knöpfle über „Das Christusbild und die Wissenschaft" auf die Gefahr der Rückständigkeit hinzuweisen, welches die katholische Bibelforschung, insbesondere die auf die Evangelien und die Person Jesu bezügliche, unter der Herrschaft des Modernisteneides, dessen Druck sich auch die äußerlich nicht durch Eid gebundenen Universitätsprofessoren nicht entziehen können, zu verfallen droht. In der Tat gibt Knöpfle, von dem man früher annahm, daß er mit Schnitzer für Wissenschaft und Fortschritt eintrete, wenn er z. B. für die synoptischen Evangelien die Zweiquellentheorie bestreitet, alles preis, was nicht nur die protestantische Bibelforschung mit Einschluß ihrer orthodoxen Vertreter, sondern auch namhafte katholische, keineswegs als Modernisten gebrandmarkte Theologen als gesichertes Ergebnis einer mehr als hundertjährigen mit ungeheurem Scharfsinn durchgeführten Arbeit angesehen haben.

Engerts Beweisführung gegen Knöpfle wird dem Kenner der neutestamentlichen Wissenschaft nicht viel Neues bringen; sie hebt aber geschickt die überzeugendsten Punkte hervor.

P. Feine: Einleitung in das Neue Testament. Leipzig, 1913. Verlag: Quelle & Meyer. Preis: geh. 4,40 Mark, geb. 5 Mark. 217 S.

Gern glauben wir dem Verfasser, daß es seine besonderen Schwierigkeiten hat, eine kurze Einleitung in das Neue Testament zu schreiben. Er hat aber nicht nur diese Aufgabe geleistet, sondern überhaupt ein handliches, klar gefaßtes, übersichtliches Büchlein geschaffen, das dazu im Augenblick vor anderen ähnlichen Werken den Vorzug hat, auch auf die allerneueste Literatur Bezug zu nehmen. So bemerkt man, daß berücksichtigt ist Bourgets Rekonstruktion der delphischen Inschrift, aus welcher sich die Zeit der Ankunft des Prokonsuls Gallio in Korinth und damit das Ende der Wirksamkeit des Paulus in dieser Stadt berechnen läßt; B. Weiß: Das Johannesevangelium als einheitliches Werk, 1912; Norden: Agnostos Theos, 1913. Es wird das Buch daher Studierenden und Lehrern gute Dienste leisten, Laien, an die der Verfasser gleichfalls gedacht hat, vielleicht weniger, weil es zu viel gelehrtes Material enthält.

Freilich wird man bei der Wahl eines solchen Buches auch nach dem Standpunkt des Verfassers fragen. Da ist nun zu sagen, daß Feine die Tradition, wenn nicht um jeden Preis, so manchmal doch, wie es scheint, um reichlich hohen Preis zu retten beflissen ist. Nur daß die Echtheit des 2. Petrusbriefes preisgegeben wird. Aber die Verfasser des Judas- und des Jakobusbriefes sind ihm wirklich die Brüder des Herrn; daß Paulus neben dem Kolosserbrief auch den Epheserbrief selbst geschrieben hat, wird als die beste Annahme befürwortet; im Johannesevangelium findet der Verfasser „nichts, was nicht der Apostel Johannes in seinem Alter hätte schreiben können" (S. 193), und über die Apokalypse wird geurteilt, daß „an ihrem johanneischen Charakter auf Grund der Abweichungen von den

Digitized by Google

andern johanneischen Schriften zu zweifeln sich nicht empfiehlt" (S. 163). Wer aber diese Rechtfertigungen der Tradition für etwas gezwungen hält, kann sich doch des Buches mit Nutzen bedienen, weil es überall auch auf die entgegenstehenden Ansichten und ihre Begründung eingeht.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Kunst.

Succos „Toyokuni".*)

Es ist nicht dankbar genug zu begrüßen, daß wir neuerdings, außer mit den Biographien europäischer Künstler, auch mit ausführlichen Darstellungen hervorragender Größen der japanischen Kunst beschenkt werden. Den ausgezeichneten Werken von Kurth über Utamaro, Harunobu und Sharaku reiht sich nunmehr Succo mit einem umfangreichen zweibändigen Werke über Toyokuni I an, das im gleichen Verlage, wie die genannten, bei Piper in München, erschienen ist.

Utagawa Toyokuni war neben Shunsho und Sharaku der bedeutendste und fruchtbarste Schauspielermaler seiner Zeit. Geboren im Jahre 1768 in Yedo, wo sein Vater ein Holzstatuettenbildhauer war, schöpfte er frühzeitig das lebhafteste Interesse für die bunte Welt des japanischen Theaters. Sein Lehrer war Toyoharu I, der Begründer der berühmten Utagawaschule und ausgezeichnete Landschaftsmaler, dessen Kunstblätter europäischen Einfluß, besonders in der Behandlung der Perspektive, zeigen. Sein Schaffen begann Toyokuni etwa im Jahre 1785, zunächst im Sinne seines Lehrers, sowie des großen Kiyonaga und Nagayoshi, dann immer selbständiger seine schöpferische Kraft entfaltend, durch die er sich bald zu einem der berühmtesten Holzschnittmeister seiner Zeit emporschwang. Die enge Freundschaft mit Utamaro gewann ihn für die von diesem bevorzugten Bilder schöner Frauen. Auch gab er sich zeitweilig dem Einfluß von Yeishi hin. Dann aber wandte er sich unter Shunshos und Sharakus Einfluß dem Schauspielerporträt zu und brachte es hier zu Leistungen, die zu den hervorragendsten der japanischen Kunst gehören. Im Jahre 1794 verdarb Sharaku es durch seine von beißender Satire triefenden, satanisch karikierten Bilder beliebter Mimen mit dem Publikum wie mit den Verlegern. Man ließ ihn fallen, und alle seine Bemühungen, die alte Gunst zurückzugewinnen, schlugen fehl. Unter dem Einfluß dieses Ereignisses, das ihn tief erschüttert zu haben scheint, gab auch Toyokuni es eine Zeitlang auf, Schauspielerporträts zu schaffen, und kehrte zur Darstellung von schönen Frauen und Bildern aus dem Volksleben und der Sage zurück. Im Suchen nach Neuem geriet er mit Utamaro auf die Bahn des Eklektizismus, in welchem sich schon damals der Verfall der japanischen Holz-

*) Friedrich Succo: Utagawa Toyokuni und seine Zeit. Bd. I. Mit 153 Abbildungen und 6 Farbentafeln. München 1913. R. Piper & Co. Verlag.

Digitized by Google

schnittmalerei anzukündigen begann. Aber dann trat er nach dem Tode Sharakus dessen Erbe an und wurde dauernd zum Schauspielerporträtisten trotz der Abmahnungen seines Freundes Utamaro. Toyokuni stand nun auf der Höhe seines Schaffens. „Er malte", heißt es von ihm, „die Bilder von berühmten Schauspielern derart, daß sie Leben und Geist zu besitzen schienen"; und da er sich von der Uebertreibung und Karikatur fernhielt, die Sharaku zum Verhängnis geworden waren, war der Erfolg beim Publikum ihm sicher. Daneben schuf er aber auch eine große Reihe anderer Darstellungen, Szenen aus dem Frauenleben, Landschaften, Bücher, die eine schier unerschöpfliche Gestaltungskraft offenbaren. Einmal geriet er wegen politischer Darstellungen in einen Konflikt mit der Regierung, der auch für Utamaro verhängnisvoll wurde und diesem eine dreitägige Kerkerhaft eintrug. Toyokuni kam leichter davon als sein Freund. Während das Leben des letzteren durch den Prozeß und die damit verbundenen Aufregungen zerbrochen wurde, verdoppelte die ihm ungerechterweise zuteil gewordene Behandlung nur sein Schaffen. Indessen schon traten jene Züge bei ihm hervor, die verrieten, daß auch seine Kraft zu Ende war. Vollends als Utamaro im Jahre 1806 starb und ihm damit die Anregung des Freundes und dessen aufmunternder Zuspruch bei der Arbeit fehlten, begann der Verfall seines Schaffens immer stärker einzusetzen. Wohl schuf er auch jetzt noch eine Reihe ausgezeichneter Werke, zumal er sich nun ganz der Darstellung beliebter Schauspieler zuwandte und die Frauenwelt ihm immer gleichgültiger wurde, auf die Utamaro ihn hingewiesen hatte. Wohl hörte er nicht auf, nach neuen Formen und Ausdrucksmitteln seiner Kunst zu suchen und dem mit Hokusai immer weiter um sich greifenden allgemeinen Verfall des japanischen Holzschnittes durch eigenartige neue Malweisen der Darstellungen aufzuhalten. Allein mit dem Jahre 1810 wurde der volle Verfall seines Schaffens offenkundig. Seine Kraft war erschöpft, und wenn sich auch eine ganze Schule um ihn scharte und ihn begeistert als den Führer und Lehrer verehrte, er fühlte doch, daß das Alte unwiderbringlich dahin und er selbst nicht mehr imstande sei, der Kunst ein neues Leben einzuhauchen. Er starb, 57 Jahre alt, im Jahre 1825. Seine Schüler errichteten ihm einen Denkstein, auf welchen die Geschichte seines Lebens eingegraben wurde.

Toyokuni war kein universelles Genie, wie Utamaro. Die Vielseitigkeit des letzteren ging ihm ab. Aber auf den Gebieten, die sein Interesse erregten, gehören seine Werke zum Bedeutendsten und Schönsten, was die Dekadence hervorgebracht hat. Zu seinen Schülern zählten sich Männer, wie Toyoshige (Toyokuni II), Kunisada I und II (Toyokuni III und IV), Toyokuni V, Kunimasa I und II, Kunimitsu, die beiden Kunimaru, Kuniyasu, Kunioshi usw., die alle von Succo eingehend und liebevoll in den Kreis seiner Darstellung einbezogen werden. Ueberhaupt zeichnet sich sein Werk vor allem durch die Vollständigkeit und Sorgfalt aus, womit der äußerst schwierige Gegenstand nach allen Richtungen behandelt ist. Besonders

Digitized by Google

dankenswert ist u. a. auch die sorgfältige Behandlung der Quellen und der Versuch, die zahllosen Werke des Meisters den verschiedenen Perioden seines Lebens zuzuweisen. Ob Succo hier überall das Richtige getroffen hat, entzieht sich meiner Beurteilung. Aber daß er unsere Kenntnisse der japanischen Holzschnittkunst nach sehr wesentlichen Richtungen hin bereichert und ein ausgezeichnetes Nachschlagematerial für den Sammler geliefert, der aus seinem Buche überhaupt zum ersten Male einen Einblick in die bisher noch viel zu wenig gewürdigte Bedeutung des Toyokuni I empfängt, das soll besonders hervorgehoben werden. Schließlich möge auch noch auf die prächtigen Abbildungen hingewiesen werden, womit das Werk ausgestattet ist. Ein so reiches Anschauungsmaterial, wie diese 150 Wiedergaben von Holzschnitten Toyokunis selbst sowie seiner Vorbilder und Schüler — darunter fünf farbige — ist bisher wohl noch nie in der Biographie eines einzelnen japanischen Künstlers geboten worden. Möge das Interesse, das dem prächtigen Werke vonseiten des Publikums entgegengebracht wird, die darauf verwandte Mühe und die Kosten des Verfassers und Verlegers lohnen. A. Drews.

Werner Weisbach: Impressionismus. Ein Problem der Malerei in der Antike und Neuzeit. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Band I 1910, Band II 1911.

Der Impressionismus als malerisches Element wird vom Verfasser, kurz ausgedrückt, als ein der Skizze nahestehendes, von einem rein subjektiven Standpunkt ausgehendes Erfassen der momentanen Wirklichkeit im Gegensatz zu einer das Lineare und Dekorative betonenden Darstellungsweise charakterisiert. Er ist keineswegs Produkt oder Merkmal einer besonders hochentwickelten Kultur. Schon in den paläolithischen Höhlenmalereien finden sich impressionistische Darstellungen von Tieren, die ein ungemein sicheres Erfassen der Wirklichkeit, selbst des Momentanen, erkennen lassen. Erst in späterer Zeit überwiegt das linear-dekorative Element, das auch für die ältere ägyptische und griechische Malerei charakteristisch ist. Im ersten vorchristlichen Jahrhundert macht sich in der alexandrinischen Kunst eine impressionistische Auffassung der Dinge geltend, und in pompejanischen Wandmalereien, ebenso in der spätantiken und frühchristlichen Buchillustration erscheint der Impressionismus bereits auf einer gewissen Höhe der Ausbildung. Aber unter byzantinischem Einfluß gewinnt die starre Linie wieder die Oberhand über das impressionistische Element. Im Gegensatz zu der byzantinisch-hieratischen, vorwiegend dekorativen Linienführung sucht das Trecento und Quatrocento zu einer lebendigeren, realistischen Auffassung der Wirklichkeit zu gelangen. Aber noch überwiegt das Formal-plastische unter dem Bann des antiken Vorbildes. Erst die venezianische Schule, unter Tizian und Tintoretto, erreicht unter

Digitized by Google

Herausbildung einer koloristischen Valeurmalerei, die unter Verwendung fein nuancierender, tonabstufender Flecken zu charakterisieren sucht, wieder impressionistische Wirkungen. Durch El Greco findet der Impressionismus in Spanien eine Stätte und wird dort durch Velasquez zu höchster künstlerischer Wirkung gebracht, ohne doch zu einer völligen Auflösung der äußeren Struktur der Dinge wie im neueren Impressionismus zu führen.

Die Holländer führen auf dieser Bahn eine Stufe weiter. Frans Hals bringt es in seinen Porträts zu einem blitzartigen Erfassen des Momentes, wobei er sich freilich fast nur an die äußere Oberfläche der Erscheinung hält, ohne in das Seelische tiefer einzudringen. Auch Rembrandt gelangt in seiner Spätzeit zu einer die Erscheinung summarisch behandelnden Darstellung, die bei ihm einer seelisch vertieften Auffassungsweise parallel geht. Er bildet schließlich eine beinah der modernen ähnliche Fleckenmalerei aus, bei der die derb hingesetzten Pinselstriche erst in einer gewissen Entfernung zu einem glatten Bildganzen verschmelzen. Doch geht er darin noch nicht ganz so weit wie die Modernen. Jan Vermeer van Delft verbindet mit einer pointillierenden Art der Darstellung eine Aufhellung des Tons, die ihn von allen übrigen Holländern unterscheidet. Nicht als ob die Lokalfarben bei Vermeer zugunsten eines einheitlichen Tones zurücktreten würden, wie dies auf Landschaften Jan van Goyens und Rembrandts der Fall ist. Höchste Leuchtkraft der Farbe verbindet sich mit einer die Wirklichkeit zu einheitlichem Gesamteindruck gestaltenden Darstellung.

Das Rokoko setzt die impressionistischen Tendenzen des 16. und 17. Jahrhunderts fort. Watteau gibt seinen landschaftlichen Darstellungen und seinen Interieurbildern einen zarten Schleier, etwas duftig Zerfließendes, was sich bei ihm mit echtester Rokokograzie verbindet. Feinste tonige Wirkung geht von Chardins Stilleben aus, während in seinen Genrebildern ebenfalls jene duftig-weiche Eleganz des Rokoko zum Ausdruck kommt. Fragonard geht in der Auflösung der Form unter dem Einfluß von Licht und Luft und zugleich in der dem Rokoko eigentümlichen Aufhellung des Bildganzen noch einen Schritt weiter. Auch Helldunkel-Effekte, vielleicht unter Rembrandtschem Einfluß, weiß er zu verwenden. Seine geistsprühende, temperamentvolle Art, die auch das Laszive in eleganter Weise zu behandeln weiß, findet ihren natürlichen Ausdruck in einer durch Flecken leicht andeutenden Malerei und einer der Rembrandtschen ähnlichen, flüchtig skizzierenden Zeichnung. Als glänzender Koloriſt wie als impressionistischer Darsteller steht Fragonard an der Spitze der französischen Rokokomaler.

Goya führt, vom Rokoko ausgehend, zum 19. Jahrhundert hinüber, ohne doch hier unmittelbar weiterzuwirken. In Italien hatte er bei Tiepolo impressionistische Darstellungen von bewegten Massen kennen gelernt. Auch Guardi, der große Schilderer Venedigs und seines glänzenden, reichbewegten Lebens, war ihm nicht fremd geblieben. Goya hat den Impressionismus — vor allem, soweit es sich um Darstellung bewegter Massen

Digitized by Google

handelt — zu einer bis dahin noch kaum vorhandenen Ausbildung geführt. Seine alles Bewegte nur leicht andeutenden Darstellungen von Stierkämpfen oder Erschießungen Aufständischer geben in ihrer Art ein Aeußerstes an Ausnutzung impressionistischer Mittel. Seinem leidenschaftlichen, exzentrischen Temperament entsprach eine heftig bewegte, nur flüchtig skizzierende Behandlungsweise. Doch hat er auch das ruhig Gegenständliche mit einer an Velasquez erinnernden Meisterschaft darzustellen vermocht, wie seine alles Stoffliche ebenso wie den seelischen Ausdruck mit feiner realistischer Beobachtung wiedergebenden Porträts erkennen lassen.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts, nach Zerstörung des Rokoko durch Revolution und Kaisertum, gewinnt in Frankreich auf kurze Zeit eine allem Impressionistischen schroff gegenüberstehende Kunstanschauung, der Klassizismus, wie er durch David und Ingres vertreten wird, Bahn. Das formal-plastische, zeichnerische Element herrscht durchaus vor. Allmählich jedoch tritt diese der Natur fernerstehende antikisierende Richtung zurück. Im Zusammenhang mit dem durch die Romantik neu erweckten Naturgefühl ersteht ein Kolorismus, der als der Ausgangspunkt des heutigen Impressionismus bezeichnet werden kann. Delacroix verbindet gewaltige Leuchtkraft seiner tief sonoren Farbentöne mit einem ausgesprochenen Sinn für das Momentane. Glühende, von dunklem Hintergrund sich abhebende Farben dienen einem leidenschaftlich erregten Empfinden zum Ausdruck.

Zu gleicher Zeit üben englische Maler, wie Constable mit seinen von Licht und Luft gebadeten, ungemein frischen und suggestiven Landschaften und der Halbfranzose Bonington mit seinen ganz impressionistisch gehaltenen, zugleich fein-koloristischen Bildern, die tiefste Wirkung auf die französischen Künstler aus, während Turners nur auf nebelhaft zerfließende Farbenmassen eingestellte, allem festen Gefüge der Dinge gegenüber versagende Kunst ohne tiefere Spuren blieb.

Die Maler der romantischen Schule, die eigentlichen Vorläufer des heutigen Impressionismus, suchen vor allem den seelischen Charakter mit größter Wahrheit und Unmittelbarkeit wiederzugeben. Für sie besteht Schönheit in der Wahrheit des Ausdrucks. Daumier, zu seiner Zeit nur als Karikaturmaler bekannt, vereinigt mit höchster Meisterschaft in der Darstellung des Charakteristischen eine bei aller Monochromie fein nuancierte Behandlung von Licht und Schatten unter sorgfältigster Abwägung aller Tonwerte. Millet findet für die Darstellung ländlichen Lebens eine durch Großartigkeit der Linie wie durch schlichte Natürlichkeit des seelischen Ausdrucks bezeichnende Sprache. Während in seinen Oelgemälden noch eine etwas eintönige, dunkle Farbengebung herrscht, sind seine Zeichnungen in ihrer leicht andeutenden Strichführung von geschlossenster, suggestivster Wirkung. Unter den Landschaftern kommt namentlich Corot in seinen mehr realistisch gehaltenen Darstellungen, die mit größter Zartheit und Feinheit das Vibrierende, Momentane eines Natureindrucks wiedergeben, den modernen Impressionisten nahe. Einen Schritt weiter in dieser Rich-

Digitized by Google

tung führt Courbet. Noch bleibt ihm die Beherrschung des Momentanen verschlossen, noch sind seine Bilder in dunklem Ton gehalten, auch fehlt es ihm vielfach an voller Geschlossenheit der Komposition, aber durch seinen unentwegten Realismus, der Szenen aus dem niederen Volksleben ohne jede Schönmalerei zur Darstellung bringt, wie durch seine auf meisterhafter Fleckenbehandlung beruhende Koloristik hat er dem modernen Impressionismus wie wenig andere vorgearbeitet.

Erst Manet ist der eigentliche Begründer dessen, was wir heute Impressionismus nennen. Von seiner Zeit wurde seine Kunstauffassung als etwas völlig Revolutionäres empfunden. Man ahnte nicht, daß Manet in seiner auf einen grauen Ton gestellten Fleckenmalerei an große Meister der Vergangenheit, wie Velasquez, anknüpfte. Am meisten fiel an seinen Bildern ihre für die damalige Zeit unerhörte, bis in den Hintergrund hineingehende Helligkeit auf, die sich in den siebziger Jahren unter dem Einfluß Manets noch weiterhin steigerte, jedoch trotz allem Flimmern des Sonnenlichtes niemals zu jener völligen Formauflösung gleichzeitiger und späterer Impressionisten führte. Auch Bewegungsmotive interessierten ihn. Das Problem, bewegte Massen suggestiv zur Anschauung zu bringen, löste er in meisterhafter, sich frei an Goya anlehnender Weise. Mit dieser vorwiegend impressionistischen Darstellungsweise verbindet Manet, Anregungen japanischer Kunst, die damals auch auf andere gleichzeitige Maler den tiefgreifendsten Einfluß übte, folgend, eine fein rhythmische, dekorative Auffassung, die in leiser, ungezwungener Weise von innen heraus die Komposition gestaltet. Nie wird der Impressionismus für ihn in einer die künstlerische Aufgabe störenden Weise zum Selbstzweck. In Porträts, wo es ihm um Herausarbeitung des geistigen Eindrucks zu tun ist, ordnet er im Gegensatz zu manchen seiner Nachfolger die Lichtbehandlung und andere impressionistische Darstellungsmittel durchaus der seelischen Wirkung unter. In manchen seiner Spätwerke, seinen zart empfundenen Stilleben oder seinen in Pastell gemalten, leicht hingehauchten Damenporträts erreicht Manet eine wunderbare Vergeistigung der Form, die als die letzte Ausdrucksweise, die er sich geschaffen hat, gelten kann.

Manets Nachfolger, die „Impressionisten" — zuerst so von dem Witzblatt Charivari nach dem Monetschen Bild „Soleil levant. Impression" genannt — gehen in zwei Punkten über den Meister hinaus: einmal hellen sie das Bild noch bedeutend mehr als dieser auf und dann zerlegen sie in weitgehendem Maße die Farben, wodurch sich das Bildganze in ein System schimmernd farbiger Flecken auflöst, hinter denen die Umrisse der äußeren Form mehr und mehr zurücktreten. Es bleibt dem Auge des Beschauers überlassen, die Verschmelzung der vereinzelten Farbenflecke zu vollziehen. Der Hauptvertreter dieser Richtung ist Claude Monet. Von feinster impressionistischer Beobachtung und delikatester Farbenwirkung sind seine Straßenbilder und Landschaften der sechziger und siebziger Jahre. Jede Einzelheit ordnet sich streng dem Bildganzen unter, ohne daß sich doch die

Digitized by Google

Umrisse der Dinge völlig verflüchtigen würden. Später jedoch wird die impressionistische Ausdrucksweise immer mehr zur Manier. Seine Darstellung gewinnt etwas Spielerisches, zugleich etwas hastig Flüchtiges. So reizt ihn etwa die sich unter dem Wechsel des Tageslichts immer wieder verändernde Farbenstimmung eines Teiches, die er in einer ganzen Serie von Bildern behandelt. Seine Kunst wird zu einem Spielen mit schönem farbigen Schein unter fast völligem Zurücktreten der äußeren Struktur der Dinge. „Er hat den Impressionismus als Prinzip ad absurdum geführt", mit diesen Worten faßt Weisbach sein Urteil über den späteren Monet zusammen.

Während Monet und mit ihm, ungefähr in gleicher Richtung weisend, Pissarro und Sisley die Landschaft behandeln, so ist Renoirs vorwiegendes Gebiet das Figurenbild. Das individuell Seelische tritt dabei ziemlich zurück. Alles sagt die Farbe, die mit ihren schwellend weichen Tönen jeden Fleck seiner Bilder umkost. Eine auf feinsten Sinnengenuß gerichtete Kultur, die in manchem dem ausklingenden Rokoko ähnlich ist, findet in ihm ihren glänzenden Darsteller. Weisbach vergleicht ihn deswegen mit Fragonard, mit dem er ja auch die koloristische Verve gemeinsam hat. Seine den Figurenbildern gegenüber zurücktretenden Landschaften zeigen die gleiche Schönfarbigkeit und kosende Weichheit wie diese, nur daß sich hier, besonders auf seinen späteren Bildern, dasselbe Zerfließen aller Umrisse wie beim späteren Monet bemerkbar macht. Weisbach charakterisiert diese extremste Richtung des modernen Impressionismus in seinen Schlußbetrachtungen mit den Worten: „Die impressionistische Malerei des 19. Jahrhunderts als historische Erscheinung von einem besonderen Zeitcharakter grub sich ihr Grab, indem sie zu immer extremeren Formulierungen ihres Programms und ihrer Theorie gelangte."

Neben dieser einer Auflösung der Form zustrebenden Malerei machen sich nun Strömungen geltend, die neben dem impressionistischen Element in irgendeiner Weise linear-dekorative Tendenzen verfolgen. Bei Cezanne, bei den Neoimpressionisten, bei Degas, bei van Gogh spielt überall die Linie in irgendeiner Weise eine größere Rolle: bei Cezanne im starren Aufbau seiner durch ein eigentümliches Fleckensystem charakterisierten Landschaften, bei den Neoimpressionisten in einem ihre nebulosen Farbenvisionen zusammenhaltenden Formprinzip, bei Degas in einer das Formgefüge in realistischer und doch zugleich ungesucht dekorativer Weise betonenden Linienführung und bei van Gogh in seiner leidenschaftlich bewegten, auf mächtige dekorative Wirkung angelegten Stilisierung.

Etwa bis zu diesem Punkt führt die Entwicklung einer das impressionistische Problem behandelnden Malerei. Die in der Richtung auf das Lineare und Dekorative darüber hinausgehenden Strömungen fallen nicht mehr unter den Begriff impressionistischer Kunst.

Die deutsche Kunst nimmt nicht in gleicher Weise wie die französische an der Herausarbeitung des impressionistischen Problems teil, obwohl es

Digitized by Google

nicht an eigenartigen, hervorragenden Lösungsversuchen fehlt. Es sei nur an Namen wie Marees, Menzel, Leibl und Liebermann erinnert. In der englischen Kunst hat in neuerer Zeit Whistler als Vertreter einer selbständigen, bedeutenden impressionistischen Malerei eine Rolle gespielt, aber er hat im Ausland gegenüber dem Siegeslauf des französischen Pleinairismus nicht die gebührende Beachtung gefunden.

Die im Bisherigen gegebene kurze Skizze sucht mit wenigen Strichen an der Hand des Weisbachschen Werkes den Gang der impressionistischen Entwicklung zu schildern. Mit meisterhafter Kunst der Darstellung hat der Verfasser die Aufgabe, das Wesen des Impressionismus aus seiner geschichtlichen Entwicklung heraus darzulegen, gelöst. Mit einer überaus klaren, formsicheren, sich jeder Nuance anpassenden Sprache, die niemals in Routine oder Phrasenhaftigkeit verfällt, charakterisiert er die einzelnen Erscheinungen. Ueberall tritt das Bezeichnende scharf und plastisch hervor. Ein feines, sicheres Gefühl für das Künstlerische leitet die Darstellung von Anfang bis zu Ende. Obwohl das Hauptziel des Verfassers die nüchterne Herausschälung des impressionistischen Gehalts der einzelnen künstlerischen Erscheinungen ist, kommt doch der ästhetische Gesichtspunkt nirgends zu kurz. Wahre Meisterstücke einer das Schöne wie das Charakteristische heraushebenden Darstellung sind z. B. seine Ausführungen über Velasquez, über Rembrandt, über Goya oder über Neuere wie Manet und Degas.

Möge das auch äußerlich schön ausgestattete, mit guten Illustrationen versehene Werk die volle Beachtung finden, die es verdient, und vielen Lesern den hohen Genuß gewähren, den es bei eindringender, am besten wiederholter Lektüre zu bieten vermag.

Dr. Gustav Zeller.

Pädagogik.

Freie Bahn in der Bildung.

Dem ausgezeichneten Aufsatz von Max Güldenstubbe im Juliheft der Preuß. Jahrbücher: „Die Freiheit des Einzelnen im heutigen Staat" möchte ich ein Nachwort folgen lassen.

Die Erwägungen, die der Herr Verfasser im konservativen Sinne anstellt, sind nichts anderes, als die Erwägungen, die zur Gründung der Freien Schulgemeinde (Wickersdorf b. Saalfeld i. Thür.) führten. Diese ist ihres Namens wegen als eine „liberale" Einrichtung bekannt und gewissermaßen verschrieen, ist es aber ganz und gar nicht in Wirklichkeit, sondern sie ist in Wahrheit konservativ, „edelkonservativ", wenn man als Vertreter des Konservatismus etwa Paul de Lagarde und — der Name ist gegenwärtig in der Freien Schulgemeinde viel genannt — Ku-Hung-Ming (vergl. Preuß. Jahrbücher Febr. 1912, S. 221 ff) gelten läßt.

Die Freie Schulgemeinde führt mit Bewußtsein in der Theorie und in der Praxis den Kampf für die dauernden, ewigen Güter gegen die

Digitized by Google

Herrschaft ihrer vorübergehenden, zeitbedingten Erscheinungsweise, für das Ideal oder — wie es im Wickersdorfer Sprachgebrauch heißt — die „absoluten Werte", gegen Nützlichkeitsmacherei jeder Art, also auch gegen die rein utilitaristische Reglementierung der Bildung durch den Staat, seien seine Tendenzen welche sie wollen, dynastisch, feudalistisch oder sozialistisch. Auf dem Gebiete des Unterrichts also bezweckt sie nichts als die reine Bildung, die Bildung an sich, ihr Unterrichtsprogramm deckt sich vollkommen mit den vom Verfasser aufgestellten Forderungen: (Seite 76)

> „Die Mahnung an die Schüler soll lauten: Lerne deine Augen auftun und die Welt verstehn, so weit es uns Menschen gegeben ist. Wer das nicht gelernt hat, ist ungebildet, der ist nur geschult oder gelehrt. Verständnis ist alles, Kenntnisse sind nur Mittel zum Zweck."

Das Erziehungsproblem hat von Güldenstubbe nicht gestreift, auch hier aber deckt sich das Programm der Freien Schulgemeinde mit der wahrhaft konservativen Forderung im Gegensatz zu den Forderungen des Staates. Der Staat will Drill und Abrichtung. Seine Wege hat von Güldenstubbe aufgezeigt, nicht der unwesentlichste ist die allgemeine Wehrpflicht. Er will nicht „Menschen", sondern „Staatsbürger", und das heißt nicht „Staatsbürger schlechthin", sondern möglichst gut zugeschnittene, glatt ausgedrehte Räder im einmal geschaffenen, jetzt existierenden Mechanismus. Der Staat will den Menschen nur als Mittel, nicht als Zweck, und damit freilich schneidet er sich seine eigene Rekreationsmöglichkeit, die Wege der Entwicklung und Fruchtbarkeit, ab. Dies ist ja auch in Wahrheit unkonservativ. Denn der „gegenwärtige Staat", die gegenwärtige Form, ist kein an sich zu erhaltender Wert, kein Ideal, keine Idee, sondern der Staat im konservativen Sinne wird die sich immer wandelnde und anpassende Form sein, unter der eine menschliche Gemeinschaft am Ewigen, Unzeitlichen, Unbedingten arbeitet, im Dienst des Höchsten und Absoluten.

Dem entspricht das Erziehungsprogramm der Freien Schulgemeinde als ein durchaus konservatives im Gegenensatz zu der gewiß großartigen liberalen Reformbewegung der Arbeitsschule. Der Arbeitsschule kommt es auf den Effekt an, die Erzielung möglichst hoher Arbeitsleistung durch geschickte und durchdachte Schulungsmethoden. Der Freien Schulgemeinde gilt als Ziel die hohe Qualität des Modus, als dem, was allein dauernden und ewigen Wert besitzt, während der Effekt dem Tage dient.

Die Erziehung in der Freien Schulgemeinde ist verschrieen worden merkwürdigerweise als weichlich und liberal, d. h. als in jenem Sinne individualistisch, daß mit dem Verstehen jeder Eigenart und jedes Eigenwillens auch ihre Billigung und Duldung gegeben sei nach der Art jener Bewunderung und Anbetnng des Kindes, wie sie in der Tat Prinzip einer Reihe von modernen Reformversuchen in der Erziehung ist. Vermutlich meint von Güldenstubbe ähnliches, wenn er sich gegen eine „Lockerung der

Digitized by Google

Disziplin, einen Parlamentarismus der Schüler" wendet. „Straffe sittliche Zucht", ja, strafffste sittliche Zucht durch strengste Verantwortlichkeit, mit Freiheit zu verbinden ist nicht nur möglich, sondern notwendig, und die Verbindung ist tatsächlich da in der Freien Schulgemeinde. Daß „straffe sittliche Zucht" nun aber ganz etwas anderes ist als Drill und Abrichtung zu einer bestimmten Form des Daseins, zum brauchbarsten Bürger des gegenwärtigen, also für die zu bildende Generation gestrigen Staates, braucht nicht erörtet zu werden.

Der Freien Schulgemeinde also ist die straffe sittliche Zucht nicht Forderung eines Staates oder sonst irgendeiner temporären Zweckmäßigkeit, wie es die Disziplin etwa in einer Armee oder einer Fabrik ist, sondern Selbstzweck, schlechthinniger, unzeitlicher, ewiger, absoluter Wert. Tüchtigkeit, Arbeitsamkeit, Kraft und Gesundheit, Schönheit und Freude, Tapferkeit, Wahrhaftigkeit, Großmut, Kameradschaftlichkeit, Ehrfurcht und Pflichttreue erscheinen hier nicht als Mittel, sondern als Zweck. Nicht als Bedingungen einer sozialen Gemeinschaft von höchster Leistung oder höchstem Glücksausmaß werden diese Eigenschaften gepflegt und gefordert, sondern weil sie die Eigenschaften sind, die von Ewigkeit her in alle Ewigkeit den Menschen wertvoll machen, ihn dem Bilde Gottes näher bringen. Hat nun die Methode dieser Erziehung gewisse Formen des Parlamentarismus für ihre Zwecke herübergenommen und ausgearbeitet, weicht sie darum von ihrem Ziel ab? Methoden werden in der Tat auf den Effekt hin geprüft, und wenn wir versichern, mit unserer Methode gute Erfahrungen gemacht zu haben, darf man sie doch nicht prinzipiell verwerfen.

Es ist in der Tat so. Die heutige Staatsschule ist, als Werkzeug des sozialistischen Staates, „liberal". Die Freie Schulgemeinde ist „konservativ." Die liberale Schule des sozialistischen Staates vergewaltigt den Schüler, den sie als Mittel zu Zwecken ansieht, und schablonisiert die Geistesbildung. Die konservative Freie Schulgemeinde gibt freie Bahn in der Bildung und dem Schüler das Recht, ein Mensch von Eigenwert zu werden, über die vom Staat und allen gegenwärtigen Verhältnissen gesetzten Schranken und Bedingungen hinaus, orientiert an ewig feststehenden, deutlich einzusehenden unbedingten Werten. —

Es steht zu vermuten, daß die Freie Schulgemeinde dem Leserkreise der Preuß. Jahrbücher, die es ja sich zur Aufgabe gemacht haben, der konservativen Richtung im Schulwesen zu dienen, im großen und ganzen unbekannt geblieben oder doch nur als Zerrbild bekannt geworden ist, als, wie es so oft gesagt wird, eine Institution des „seichten Modernismus". Forderungen aber, wie sie von Güldenstubbe aufstellt, ist gerade die Freie Schulgemeinde längst entgegengekommen.

Vielleicht sind die Veröffentlichungen über die Freie Schulgemeinde in ihrer Art nicht durchweg gelungen und genügen vielleicht so, wie sie vorliegen, noch nicht vollkommen für eine wirksame Propagierung der Idee. Und doch möchte man ihr Studium allen zur Pflicht machen, die sich

Digitized by Google

irgendwie für die Kultur verantwortlich fühlen. Es handelt sich zunächst um die beiden bisherigen „Wickersdorfer Jahrbücher", die „Jahresberichte der Freien Schulgemeinde Wickersdorf" und die beiden Jahrgänge der Zeitschrift „Die Freie Schulgemeinde". Bequemer zugänglich sind alle diese Aufsätze des ersten Leiters von Wickersdorf, Dr. Gustav Wynecken, in seinem jüngst erschienenen Sammelband „Schule und Jugendkultur" (sämtlich bei Eugen Diederichs, Jena). Ausgezeichnet ist die kleine Propagandaschrift des jetzigen Leiters M. Luserke (durch die Leitung der Freien Schulgemeinde unentgeltlich zu beziehen). Auf diese mag verwiesen sein, wer sich ein Bild davon machen will, in welcher Weise und mit welchem Erfolge hier die Idee zu verwirklichen gesucht wird.

Es handelt sich bei der Freien Schulgemeinde nicht um einen Vorstoß gegen die Schule der Gegenwart, der Unmodernität oder gar Verrottung vorgeworfen werde, sondern um einen Protest gegen jede Schule jeder Gegenwart, die sich nicht restlos am Absoluten und Ewigen orientiert, sondern für die Bedürfnisse irgend eines Staates in der Gegenwart oder in der nächsten Zukunft da ist. Es handelt sich um einen Protest gegen jede Staats- oder Arbeitsschule, oder besser um die Ueberwindung jedes Schulsystems, das gegenwärtigen bedingten Zwecken dient und nicht der Bildung allein. Insofern sollte die Freie Schulgemeinde durchaus auf das Interesse gerade des Leserkreises der Preuß. Jahrbücher rechnen dürfen. Kritik an der Art der Verwirklichung der Idee kann für alle Teile nur dienlich sein. Dr. Siegfried Krebs-Wickersdorf.

Nachwort der Redaktion.

Wir haben der vorstehenden Zuschrift gern Aufnahme in die Jahrbücher gewährt, da man nicht oft und nicht stark genug auf die Gefahr hinweisen kann, der das öffentliche Schulwesen seiner Natur nach unterliegt, daß es nämlich, wie der Herr Einsender es ausdrückt, „schablonisiere"; daß es „nicht Menschengebilde, sondern möglichst gut zugeschnittene, glatt ausgedrehte Räder in dem einmal geschaffenen, jetzt existierenden Mechanismus bilde." Aber wo der Einsender schon nichts mehr sieht, als einen vorhandenen verwerflichen Zustand, da sehen wir unsererseits zwar auch schon mehr als eine bloße Gefahr, auch schon etwas von einem Zustand, aber doch auch Gegenwirkungen, die diesen Zustand nicht zum alleinherrschenden werden lassen. Im Unterschied von dem Einsender sind wir daher grundsätzlich Anhänger des bestehenden Schulsystems, sind voller Anerkennung für seine Leistungen, halten es nur für geboten, immer wieder diejenigen Kräfte anzurufen und zu verstärken, die der Mechanisierung des Lehrbetriebes entgegenarbeiten. Denn wie der Herr Einsender es ja auch sagt und es vortrefflich ausdrückt: Wenn der Staat und die Staatspädagogik den Menschen nur als Mittel und nicht als Zweck ansieht und behandelt, „so schneidet er sich damit seine eigene Rekreationsmöglichkeit, die Wege der Entwicklung

Digitized by Google

und Fruchtbarkeit ab". Das wissen nicht bloß wir, das wissen auch die Leiter unseres öffentlichen Schulwesens selber, und solange dem so ist, hat die Gefahr der pädagogischen Mechanisierung ihre Grenzen.

Wenn soeben der unseren Lesern so wohlbekannte Direktor Dr. Ferd. Jac. Schmidt zum Professor der Pädagogik an der Universität Berlin ernannt worden ist, so darf das als ein neuer Beweis angesehen werden, daß es der Leitung unseres Schulwesens weder an der Einsicht noch an dem Willen fehlt, die preußische Jugend nicht bloß zu Staatsbürgern, sondern auch zu Menschen zu erziehen.

Als die stärkste Potenz für die Erhaltung einer freien, individuellen Pädagogik sehe ich aber noch nicht einmal die tiefere Einsicht der Unterrichtsverwaltung, als die Ausbildung unseres gesamten Oberlehrerstandes auf den Universitäten an. Ein hier in der Luft der reinen Wissenschaft, in der akademischen Freiheit selbst erzogener Lehrerstand kann niemals völlig einem bloß mechanischen Lehrbetrieb verfallen. Für äußerst wünschenswert, ja für unentbehrlich halte ich es aber schließlich, daß neben der Staatsschule der ganz freien Privatschule Raum gelassen wird. Als seinerzeit der Kultusminister Graf Zedlitz sein viel und oft über die Gebühr angefeindetes Volksschulgesetz einbrachte, war auch darin die freie Privatschule vorgesehen. Leider war es gerade die nationalliberale Partei, die diesen Punkt bekämpfte, ja mit besonderer Leidenschaftlichkeit bekämpfte; man fürchtete die Privatschulen der Jesuiten, Sozialdemokraten und Polen. Als ob Privatschulen in Konkurrenz mit den aus öffentlichen Mitteln erhaltenen jemals einen erheblichen Umfang gewinnen könnten! Mögen jesuitische, sozialdemokratische, polnische Privatschulen unbequem und selbst schädlich sein, der Gewinn, den die öffentliche Erziehung davonträgt dadurch, daß der immer zu einer gewissen Starrheit und Unbeweglichkeit verurteilte Staatspädagogik die Konkurrenz der freien Privatschulen zur Seite steht, wird immer unvergleichlich viel größer sein. Delbrück.

Arbeiten des Bundes für Schulreform Nr. 6; II. Deutscher Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde; Das Wesen der Bildung, die Schultypen, die Vorbildung für das Lehramt. Leipzig und Berlin, 1813. Verlag B. G. Teubner. Preis: geh. Mk. 2,—. — 211 S.

Mitten in die lebhafte Bewegung der pädagogischen Gedankenarbeit der Gegenwart führen diese nunmehr dem Druck übergebenen Verhandlungen des Bundes für Schulreform ein, an welchen auch so hervorragende Führer wie G. Kerschensteiner, P. Cauer und K. Muthesius sich beteiligt haben. Nicht nur, daß die Auswahl der Hauptgegenstände der drei Verhandlungstage, nämlich des Wesens der Bildung, der Schultypen, der Vorbildung für das Lehramt, einem vorhandenen Bedürfnis entspricht; es werden auch

Digitized by Google

innerhalb dieses Rahmens mit Ausnahme der Arbeitsschule, welcher die vorausgehende Tagung des Bundes gewidmet war, die meisten im Augenblick brennenden Fragen, z. B. die der Einheitsschule, der Hochschulausbildung der Volksschullehrer, der freieren Unterrichtsgestaltung auf der Oberstufe, eines besonderen Moralunterrichtes, erörtert oder doch gestreift. Es ist unmöglich, von Ergebnissen der Verhandlungen, die ja auch zunächst bloß der Aussprache dienen sollten, zu berichten, nur daß am zweiten Tage das von Kerschensteiner vorgeschlagene, den übrigen Vollanstalten einzureihende technische Gymnasium nicht viel Anklang gefunden zu haben scheint, daß dagegen am dritten Tage weitgehende Uebereinstimmung sich darüber ergab, daß eine pädagogisch-psychologische Ausbildung für das Lehramt, und zwar auf der Hochschule, wünschenswert ist; ebenso unmöglich ist es, in der Kürze über den ganzen reichen Gedankeninhalt der Vorträge und Debatten zu berichten. Nur auf die grundlegende Frage nach dem Wesen der Bildung, für welche der erste Verhandlungstag bestimmt war, auf welche aber auch die folgenden immer wieder zurückführten, soll hier kurz eingegangen werden.

Allzuhoch steckte meiner Einsicht nach der Referent des ersten Tages, Prof. Cornelius, das Ziel der Bildung. Ueber die Berufsbildung rasch hinweggehend, stellte er die allgemeine Bildung der Ausbildung des sittlichen Charakters gleich, welche von zwei Faktoren abhänge, nämlich von „der Logik der Werthaltungen", d. h. von der mehr und mehr verfeinerten Differenzierung der Werte, ihrer klaren Abstufung und widerspruchslosen Vereinigung mit einander, wie sie durch wissenschaftliche Arbeit gewonnen werde, und zweitens der Beherrschung der Handlungen im Sinne dieser Werturteile, wozu die Gewöhnung an ausdauernde Arbeit für ein als wertvoll erkanntes Ziel führe. Aber beide Mittel scheinen doch unzulänglich für den der Bildung zugeschriebenen Zweck. Nicht zur Sprache gekommen scheint bei der Debatte die Schwäche des zweiten Punktes, welche darin liegt, daß Arbeit nur ein Teil des viel umfassenderen sittlichen Lebens ist und daß ein tüchtiger Arbeiter noch durchaus keine Gewähr dafür bietet, daß er in andersartigen Lebenslagen seine Affekte zu beherrschen oder, in Cornelius' Sinne ausgedrückt, niedere Werte höheren unterzuordnen vermag. Dagegen haben verschiedene Redner auf den im ersten Teile der Darlegung steckenden Intellektualismus hingewiesen, insofern vorausgesetzt wird, daß, wer durch wissenschaftliche Ausbildung zu klarer Erkenntnis und Anordnung der Werte gelangt ist, sich diese Werte auch innerlich zu eigen macht.

Dennoch erklärt sich Kerschensteiner in dem Referat des zweiten Tages mit der von Cornelius entwickelten Begriffbestimmung in der Hauptsache einverstanden; in der Tat gibt er aber eine dankenswerte Berichtigung, welche die Grenze des allgemein Erreichbaren wiederfinden läßt. Er selbst findet zunächst nämlich (S. 24) folgende Fassung: „Das Wesen der Bildung eines Menschen besteht in der widerspruchlosen Entwicklung aller Seiten

Digitized by Google

seiner individuellen Psyche zur größtmöglichen Leistungsfähigkeit im Geiste der Kulturwerte." Diese Erweiterung des Objektes der Bildung von dem sittlichen Charakter auf „alle Seiten der individuellen Psyche" vermag den Jugendbildner zu ermutigen, da sie ihm seine Aufgabe nach anderer Seite hin nicht zwecklos erscheinen läßt, wenn sich auch der sittliche Charakter des Zöglings als der unterrichtlichen Einwirkung schwer zugänglich erweisen sollte. Eine noch glücklichere Wendung ist es, wenn Kerschensteiner weiterhin (S. 26) unter Voranstellung des oben schon mit aufgenommenen Faktors der Kultur erklärt: „Die objektive Kultur ist der ganze Komplex von Kulturgütern einer Zeit . . .; die subjektive dagegen ist die Ausdehnung und Intensität, mit welcher die Individuen an den Kulturgütern teilhaben."

So gewinnt Kerschensteiner, da die Schule immer nur eine Auswahl der Kulturgüter an den Zögling heranbringen kann und die Auswahl den Hauptgruppen menschlicher Begabung entsprechend treffen muß, den Uebergang zu den Schultypen; so wird aber überhaupt eine praktisch brauchbare Begriffsbestimmung gewonnen, der man vielleicht auch die noch anspruchslosere Form geben könnte: Bildung ist fortschreitendes Verständnis für die Kultur der Gegenwart (womöglich mit Einschluß ihrer in der Vergangenheit steckenden Wurzeln) und fortschreitende innere Aneignung derselben.

J. Schnitzer: Savonarolas Erzieher und Savonarola als Erzieher. Berlin-Schöneberg, 1913. Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb. 141 S.

Schnitzer hat sich sonst schon um die Kenntnis Savonarolas verdient gemacht; hat er doch vor einigen Jahren die Aufzeichnungen Parentis, eines der Richter Savonarolas, mit vortrefflichen Erläuterungen versehen, herausgegeben. Die jetzt veröffentlichte Schrift behandelt aus dem großen Stoffe, den die Geschichte des reformatorischen Wirkens Savonarolas darbietet, einen kleineren Ausschnitt. Nicht im allgemeinen nämlich als Volkserzieher, wie man nach dem Titel vermuten könnte, sondern als Jugenderzieher soll Savonarola dargestellt werden, und innerhalb dieser Aufgabe bildet wiederum den Mittelpunkt die von ihm zur Unterstützung seiner Sittenreform ins Leben gerufene Kinderpolizei, eine freie, aber von der Behörde gebilligte Jugendorganisation, welche heimliche Laster, Spielwut und die Putzsucht der Frauenwelt bekämpfen sollte, also Fehler und Mißstände, gegen welche sich alle Gesetze und alles behördliche Einschreiten als ohnmächtig erwiesen hatte.

Als verfehlt sieht natürlich auch Schnitzer diese merkwürdige Einrichtung Savonarolas an; in der Tat muß man sich wundern, daß es dabei ohne arge Ausschreitungen abgegangen ist und daß nicht etwa die Söhne der Gegenpartei sich ebenso organisierten und den Banden Savonarolas förmliche Schlachten lieferten. Aber als genauer Kenner jener Zeit vermag er doch viel dazu beizutragen, um Savonarolas Mißgriff begreiflich zu machen, und ungerechtfertigten, daraus gegen ihn hergeleiteten Vorwürfen

Digitized by Google

zu begegnen. Nicht recht gelingt ihm freilich der Nachweis früherer Verwendung von Kinderscharen zu ähnlichen ernsten Zwecken; denn Führer in den angeführten Fällen waren doch nur die Mönchskutte tragende Demagogen einer etwas bedenklichen Sorte. Schwerer dagegen fällt ins Gewicht, wenn Schnitzer geltend macht, daß Savonarola die sittenpolizeiliche Tätigkeit der Kinder, deren löbliche Zucht auch von ganz unparteiischen Zeitgenossen anerkannt wird, auch unter dem Gesichtspunkt der Selbsterziehung aufgefaßt hat, und wenn er diese einzelne Maßnahme einordnet in seine Gesamtanschauung von der Kindesseele und von Kindererziehung.

So ist der Verfasser dazu geführt worden, auch nach den Erziehern Savonarolas zu forschen und ist dabei zu dem sehr beachtenswerten Ergebnis gelangt, daß seine Erziehungsgrundsätze im ganzen ein Erbe seines Großvaters Michael Savonarola gewesen sind, wie dieser sie in Schriften, welche in einem Anhang (S. 127—141) abgedruckt werden, niedergelegt und zum Teil auch bei der Erziehung des Enkels zur Anwendung gebracht hat. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Geschichte.

Erinnerungen eines alten Publizisten und Politikers von Dr. Jul. Bachem. Köln 1913. Verlag und Druck von J. P. Bachem. 195 Seiten. Geh. Mk. 2,40, gebd. Mk. 2,80.

Einer der eifrigsten Kulturkämpfer war einst der Abgeordnete Ernst von Eynern, ein rheinischer Großindustrieller von allgemeiner Bildung, eine entschlossene, kampfesfrohe Persönlichkeit, der Typus eines Nationalliberalen alten Schlages. Ich erinnere mich sehr lebhaft eines heftigen persönlichen Zusammenstoßes zwischen ihm und Herrn v. Schorlemer-Alst im Abgeordnetenhause, bei dem doch beide die volle Selbstbeherrschung behielten, so daß das Aeußerste vermieden wurde und sie sich stumm, als Zeichen, daß die Sache beglichen sei, über den Gang, der ihre Sitze trennte, die Hand gaben. Als Führer, nicht in einer Reihe etwa mit Windthorst oder Schorlemer zu nennen, aber doch unter den Vorkämpfern des Zentrums schon in jener Zeit sehr bedeutend, war der leidenschaftliche Kölner Rechtsanwalt und Redakteur Julius Bachem, der heute als Wortführer der gemäßigten, nationalen Richtung im Zentrum gilt. In den Erinnerungen, die er herausgegeben hat und die wesentlich der Zeit des Kulturkampfes gewidmet sind, erzählt er, wie er viele Jahre später Herrn von Eynern noch einmal auf dem Bahnhof in Bonn begegnet sei und sie sich verständnisinnig die Hand gedrückt hätten: „Das sollte ungefähr so heißen, was waren wir doch dazumal für Hitzköpfe!"

Im Geiste dieses Geschichtchens sind die ganzen Erinnerungen geschrieben. Die ungeheure Glut jenes Kampfes umspielt von den linden Lüften des versöhnenden Humors. Es gibt ja bei uns noch immer schroffe

Digitized by Google

Parteimänner genug, denen es widerstrebt, den Standpunkt des Gegners auch nur relativ gelten zu lassen. Wer aber, wie ich es von mir sagen darf, umgekehrt darauf aus ist, seinen Gesichtskreis dadurch zu erweitern, daß er auch möglichst in die Denkweise des Gegners einzudringen versucht, und Freude hat an den neuen Bildern, die ihm da entgegentreten, dem kann ich diese Bachemschen „Erinnerungen" als eine höchst anmutige und instruktive Erzählung aufs beste empfehlen. Delbrück.

E. Schubert, Die evangelische Predigt im Revolutionsjahr 1848. Ein Beitrag zur Geschichte der Predigt wie zum Problem der Zeitpredigt. Als 8. Heft der „Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus", herausgegeben von Hoffmann und Zscharnack. Gießen, 1913. Verlag: A. Töpelmann. Preis: geh. Mk. 4,90. 180 Seiten.

Der Verfasser liefert, sofern es das Gebiet der Kirche und Religion betrifft, einen willkommenen Beitrag zur Geschichte des Revolutionsjahres 1848. Wie sich die Ereignisse, Ideen und Zustände dieses Jahres in der Predigt widerspiegeln, zeigen in sachlicher Anordnung Auszüge aus den Predigten namhafter Kanzelredner verschiedener Richtung, unter denen K. Gerok, C. und L. Harms, Fr. Mallet, J. Rupp, K. Sydow, F. Tholuck genannt werden mögen.

Zugleich aber soll durch diese geschichtliche Studie die Grundlage gewonnen werden für die Beurteilung des Problems der Zeitpredigt. Schubert selbst führt die Unkirchlichkeit unserer Zeit zum guten Teil auf den mangelnden Zeitcharakter der Predigt zurück und fordert von ihr, daß sie alle Gebiete des öffentlichen Lebens, alle Fragen des Zeitgeistes, alle Probleme der Gegenwart mit in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht. In der Zurückhaltung nun, mit welcher auch Schubert diesen allgemeinen Grundsatz verwirklicht wissen will, muß wegen des schweren Schadens, der dem Zusammenhalt der Kirchengemeinde durch Eintreten ihres Predigers für eine bestimmte politische Partei erwachsen würde, meiner Einsicht nach noch weiter gegangen werden. Unnatürlich ist es freilich, wenn ein von Schubert namhaft gemachter Prediger im Jahre 1848 Predigten gehalten hat, die in keinem Satze das Revolutionsjahr merken lassen; unmöglich geradezu war es am 19. März 1848, der ein Sonntag war, für einen Berliner Prediger, über die erschütternden Ereignisse des vorausgehenden Kampftages zu schweigen. Aber eine Bezugnahme auf Ereignisse und Zustände des öffentlichen Lebens sollte doch Ausnahmefällen vorbehalten bleiben, wo der Mund des Predigers von dem übergeht, wovon das Herz aller Hörer voll ist. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Digitized by Google

Staatswissenschaft.

Ernst Rothschild: Kartelle, Gewerkschaften und Genossenschaften nach ihrem inneren Zusammenhang im Wirtschaftsleben. Versuch einer theoretischen Grundlegung der Koalitionsbewegung. (Berlin, Julius Springer, 1912.)

Allmählich mehren sich die Versuche, die großen Interessengemeinschaften, welche unserm Wirtschaftsleben mehr und mehr das Gepräge geben, in ihrem Wesen von innen heraus zu erkennen und so die in ihnen liegenden Notwendigkeiten von den Zufälligkeiten der einzelnen Maßnahmen zu trennen, nur jene für die Beurteilung der Gesamtentwicklung maßgebend zu machen. Die Zeit scheint vorüber zu sein, wo schon das Wort Monopol einen gelinden Schrecken allenthalben verbreitete und man von gelegentlichen Wirkungen, wie man sie sah oder fürchtete, das ganze Urteil abhängig machte. Das Schlagwort und die Konstruktion weichen der Systematik des Tatsachen-Erkennens und dem Erfassen notwendiger Kausalzusammenhänge, wobei auch der Mensch in seinem irrationalen Handeln entsprechend für die Wirtschaftsgestaltung als Massenerscheinung in Anspruch genommen wird.

Mit der Betonung der psychologischen Grundlagen aller Vereinigungen hängt es zusammen, daß mehrfach jetzt nicht mehr nur die eine oder die andere Gemeinschaftsart unter die wissenschaftliche Lupe genommen wird, daß man vielmehr eine Vielheit von Vereinigungszwecken zugleich behandelt; die Basis für die Erkenntnis gerade der menschlichen Bestimmungselemente wird dadurch erheblich ausgeweitet und gewinnt so an Tragsicherheit, während bei einer Beschränkung auf bestimmte Zwecke immerhin die wirtschaftlich-sachlichen Momente leicht das Irrational-Persönliche nicht in das richtige Licht gelangen lassen. So hat Kestner in seinem Buch über den Organisationszwang, ohne freilich dadurch vor argen Mißdeutungen geschützt zu werden, die Kartelle und die Arbeitergewerkschaften in eine gewisse Parallele gestellt,*) und so untersucht auch Rothschild mehrere Formen unter dem gleichen Gesichtswinkel, wodurch in all den verschiedenen Fällen „das neu entstehende Solidaritätsgefühl" ausgelöst wird, und was das für das Wesen der Vereinigungen bedeutet.

*) Vgl. meinen Artikel „Organisationszwang" in diesen Jahrbüchern, Bd. 150, Heft 3, S. 401 ff. — Ich benutze gern diese Gelegenheit, mitzuteilen, daß Kestner in einer Einzelheit von mir mißverstanden worden ist. Er will nicht, wie ich aus seinen Worten herausgelesen habe, das Monopol des Kalisyndikats auf die frühere Mutungsfreiheit als Grundlage gestellt wissen, ist vielmehr ebenfalls der Meinung, daß diese Rechtslage gerade zur Durchbrechung des anfangs tatsächlich gegebenen Monopols geführt habe. Damit entfällt natürlich, was ich (a. a. O. S. 405) an seiner Darlegung über das Kalisyndikat gerügt habe; und meine Ausführungen bekommen den Charakter einer Ergänzung, die vielleicht aus einer genaueren Personen- und Verhältniskenntnis die Zusammenhänge schärfer beleuchtet, aber im wesentlichen Inhalt nicht von Kestners Auffassung abweicht. Der allgemeine Gegensatz unserer Beurteilung wird hierdurch jedoch nicht berührt.

Digitized by Google

Den Ausgangspunkt der Rothschildschen Untersuchung bilden die Marktvorgänge mit ihrem psychologischen Inhalt. In seinen, zu erheblichem Teil aus Beobachtungen des eigenen Familienmilieus stammenden Darlegungen wird hier die These verfochten, daß für die Marktpreisbildung primär nicht der Wettbewerb der verschiedenen Mitglieder einer Anbietergruppe, sondern das Verhältnis der ganzen Gruppe zur Gesamtheit der Nachfrager entscheidend sei und daß jener Wettbewerb erst sekundär zur Wirkung gelange — wenn nämlich die Anbietergruppe in ihrer Gesamtheit durch Uebersetzung des Marktes in Nachteil gegenüber der Nachfragergruppe gekommen ist; bei nicht übersetztem Markt sei in der Regel die Anbietergruppe im Vorteil, weil ihre Mitglieder die bessere Marktkenntnis, das entscheidende Moment der Marktmacht, zu besitzen pflegen und keinen Anlaß haben, von diesem Vorsprung etwas an die Nachfrager abzulassen. Diese ursprüngliche Interessenharmonie wirkt nun in die Zeit des übersetzten Marktes hinein; denn sie liegt auf einer Unterlage von gleichen Allgemeingefühlen, sowie von gleichen Auffassungen über die Lebenshaltung und demgemäß die angemessenen Preise. Und das gibt dann die psychologische Basis ab, von der aus es zur Bildung von Anbieterkoalitionen kommen kann, gleichgültig ob es sich um Unternehmer oder Arbeiter handelt. — Jene Preisbildungstheorie ist nun nicht so neu, wie wohl Rothschild selbst geglaubt hat; sie bringt nur in anderer Formulierung zum Ausdruck, was sonst als Preisbildungsgesetz für beliebig vermehrbare Güter (= übersetzter Markt) und für nicht beliebig vermehrbare Güter bezeichnet zu werden pflegt. Aber eigenartig ist daran die besonders scharfe Betonung der Marktkenntnis und — wenn ich so sagen darf — der Marktgefühle, sowie die Ablehnung der Betonung des Monopolelements; erst recht natürlich die Benutzung dieser Momente zur Erklärung der Koalitionsbildungen. Und hier ist dem Verfasser zuzustimmen: die Erinnerung an frühere „angemessene" Preise und Gewinne, das — keineswegs nur wirtschaftlich, sondern allgemein-menschlich empfundene — Unbehagen über das Machtübergewicht der im Handel repräsentierten Nachfragergruppe, das sozial bestimmte Zusammengehörigkeitsgefühl pflegen sehr wichtige Grundlagen zur Interessenvereinigung abzugeben; allein vom wirtschaftlichen Bedürfnis her kann das Aufgeben der Selbständigkeit nicht erklärt werden, wenn auch der Anstoß natürlich von dort her stets kommen muß. Dies besonders stark betont zu haben, darf dem Verfasser als Verdienst angerechnet werden.

Mit dem vierten Kapitel verläßt R. das wirtschaftlich-psychologische Gebiet, indem er die Systeme der Koalition „und den Marktkampf der Verbände" nach dem rein sachlichen Inhalt untersucht und dann noch im letzten Kapitel das Wesen und die Bedeutung der „Integration" (Betriebskombination) kurz erörtert. Da finden sich auch noch eine beträchtliche Anzahl guter Bemerkungen und Beobachtungen; aber eine bestimmte Eigenart tritt nicht mehr hervor. Immerhin sei hier noch angeführt, daß auch R. das Ziel der gereiften Kartellpolitik nicht so sehr in möglichst hohen

Digitized by Google

Preisen, als vielmehr in möglichst starker Absatzerweiterung erblickt, und daß er der Monopoltendenz der geeinten Anbieter als maßgeblichen Regulator die Rücksicht auf die Aufnahmelust der Nachfrager gegenüber stellt; diese können namentlich dadurch den monopolisierten Markt „umgehen", daß sie „die Wirtschaftsfunktion einer marktgegnerischen Gruppe in Eigenregie übernehmen". In der Wechselwirkung von Integration und Koalition mehr noch, als in der gegenseitigen Kontrolle von Koalition und Gegenkoalition sieht R. die Garantie für eine gedeihliche Entwicklung der Gesamtwirtschaft gegeben, ohne aber auf eine Untersuchung sich einzulassen, wo denn nun Koalition, Gegenkoalition und Integration möglich sind.

K. Wiedenfeld.

Weiteres über die angeblichen „unerwünschten Folgen der deutschen Sozialpolitik".

Wenn Ludwig Bernhards Bemängelungen der deutschen Sozialpolitik trotz vielfacher Widerlegungen und Richtigstellungen, unter anderen von Hitze, Würmeling und Faßbender „Zur Würdigung der deutschen Sozialpolitik", — von Lenz im Märzheft 1913 dieser Jahrbücher, nach wie vor viel zitiert und als maßgeblich betrachtet werden, so dürfte dies darauf beruhen, daß die von ihm angeführten Tatsachen auch solchen, die seinen Schlußfolgerungen nicht beitreten, richtig erscheinen. So hält die Frankfurter Zeitung vom 17. Januar 1913 trotz ihrer anerkannt sozialpolitischen Richtung vieles, vor allem die Klagen Bernhards über die Konzessionierung, für recht beachtenswert; ähnlich die von Dr. Stresemann herausgegebene Zeitschrift „Sächsische Industrie" 1913, S. 198. Deshalb wird es sich in Ergänzung der Lenzschen Ausführungen nicht entbehren lassen, noch einmal kurz Bernhards tatsächliche Behauptungen auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen.

Bernhard erhebt im wesentlichen drei Angriffe:

1. Die Sozialpolitik habe bei der Genehmigung gewerblicher Betriebe das Verfahren so verlangsamt und erschwert, daß die deutsche Industrie gegenüber dem ausländischen Wettbewerb ins Hintertreffen gerate.

2. Die staatliche Kontrolle und die staatliche Regelung privater Betriebe im Arbeiterschutz bringe derartig viel Umstände mit sich, daß sie die freie Initiative des Unternehmers lähme.

3. Die staatliche Arbeiterversicherung führe zur Simulation und Rentenhysterie und schade damit nicht nur wirtschaftlich, sondern auch moralisch dem deutschen Erwerbsleben.

Was sich außer diesen drei Behauptungen in der Broschüre noch findet, ist, wie man wohl ohne ungerecht zu sein, sagen darf, nur schmückendes Beiwerk. Dies gilt sowohl von dem Kapitel über die Verstaatlichung privater Betriebe, das zu dem interessanten und schwierigen Problem der

Digitized by Google

Rentabilität des staatlichen Kohlenbergbaus einige Bemerkungen macht, mit Sozialpolitik aber nichts zu tun hat, wie auch von dem 3. Abschnitt über den „parteipolitischen Mißbrauch sozialpolitischer Einrichtungen". Zu der Erörterung der großen und bedeutsamen Frage, inwiefern die Verquickung von politischen Parteien und Gewerkschaften der Arbeiterschaft Vorteil oder Nachteil gebracht, die staatliche Sozialpolitik gehemmt oder gefördert hat, bringt Bernhard nur die Erzählung eines bestimmten übrigens schon vorher bekannten Tatbestandes bei, daß nämlich von den bergmännischen Organisationen anläßlich der Wahl der staatlich eingeführten Sicherheitsmänner gelegentlich skruppellos agitiert wird. Daß mit der Wiedergabe einiger Flugblätter und Briefe aus dieser Agitation auch nur die Fragestellung des Problems irgendwie gefördert werden könnte, nimmt Bernhard wohl selbst nicht an.

Die Bedeutung des Buches konzentriert sich daher darauf, ob jene oben aufgeworfenen drei Behauptungen tatsächlich richtig sind oder nicht. Die dritte Frage, Simulation und Rentenhysterie, kann ich aus eigener Sachkunde nicht beurteilen, die beiden anderen kenne ich aber genug, um zu wissen, was daran ist.

1. Zunächst: ist es wahr, daß die Sozialpolitik das Genehmigungsverfahren gewerblicher Betriebe erschwert?

Es ist wahr: daß die Genehmigung unter Umständen lange dauert und die Eröffnung eines Betriebes dadurch verzögert wird, kann nicht bestritten werden. Unrichtig aber ist, daß dies irgend etwas mit Sozialpolitik zu tun hat, zum mindesten wenn man unter Sozialpolitik Arbeiterschutzpolitik versteht. Die lange Dauer und die Schwierigkeiten des Konzessionsverfahrens beruhen auf ganz anderen Dingen: Einmal auf dem Nachbarrecht — so wehren sich häufig die Grundbesitzer gegen die Errichtung einer neuen Fabrik in ihrer Nähe, sei es, daß sie eine Verunreinigung der Luft befürchten, sei es, daß sie durch das Hinzuströmen der Fabrikarbeiterbevölkerung einen Wegzug wohlhabender Leute besorgen — oder auf dem Widerstreit verschiedener Interessen, insbesondere bei der Abwässerfrage in der chemischen Industrie, zwischen Fabriken und Fischzuchtinteressenten. Oder es handelt sich auch um rein polizeiliche Fragen, Besorgnis der Behörden hinsichtlich der Feuersicherheit, Widersprüche von Schul- und Kirchenverwaltungen gegen den Lärm, der mit einem Walz- und Hammerwerk verbunden ist, und was dergleichen mehr ist. Die Abwägung dieser Interessen kann im Einzelfall sehr schwer sein, und je mehr die Verwaltungsbehörden bedacht sind, sie miteinander in Einklang zu bringen, desto länger zieht sich unter Umständen das Ausgleichen hin. Der Arbeiterschutz spielt aber in diese Sachen so gut wie garnicht hinein. Zwar muß, bevor eine Genehmigung erteilt wird, der Fabrikplan auch dem Gewerbeinspektor ebenso wie dem Kreisarzt und dem Bausachverständigen zur Begutachtung vorgelegt werden, und häufig äußern diese dann im Interesse der Gesundheit der Arbeiter Wünsche hinsichtlich Schutz- und Waschvorrichtungen oder Ab-

Digitized by Google

orte oder Staubbeseitigung usw. Da solche Maßnahmen die Fabrikanten vor der Notwendigkeit späterer Umbauten schützen und im allgemeinen besondere Mehrkosten nicht bedingen, wenn sie von vornherein vorgesehen werden, stoßen sie fast nie auf Widerstand. Gelegentlich beschweren sich wohl einmal kleine Unternehmer, im allgemeinen machen aber die Punkte der Konzessionsbedingungen, die sich auf die Arbeiterverhältnisse beziehen, so gut wie keine Schwierigkeiten. Hierfür läßt sich ein strikter Beweis führen. Bekanntlich gehen die Beschwerden (Rekurse) gegen die Beschlüsse der Bezirks- oder Kreisausschüsse im Genehmigungsverfahren des § 16 der Gewerbeordnung in Preußen an den Handelsminister. Würden die sozialpolitischen Bedingungen im Genehmigungsverfahren Schwierigkeiten machen, so müßte dies auch in der Zahl der dagegen eingelegten Rekurse zum Ausdruck kommen. Wie ich durch Erkundung im Handelsministerium festgestellt habe, ist dort gezählt worden, wieviel der in den letzten 3 Jahren eingegangenen 307 Rekurse im Genehmigungsverfahren sich gegen Bedingungen wenden, die im Interesse des Arbeiterschutzes gestellt werden, und dabei hat sich ergeben, daß von den 307 Rekursen insgesamt 11 Bedingungen hinsichtlich der Arbeiter anfechten. Diese eine Zahl genügt schon zum Beweise, daß all die Schwierigkeiten und die lange Dauer des Genehmigungsverfahrens mit Arbeiterschutz überhaupt nicht zusammenhängen. Ob das Genehmigungsverfahren etwa der Revision bedarf, ist eine Frage, die man an sich sehr wohl erörtern kann, die aber mit Arbeiterschutzpolitik nicht zu begründen ist*).

2. Der zweite tatsächliche Angriff Bernhards richtet sich gegen die übermäßige Kontrolle und die zu detaillierte staatliche Regelung privater Betriebe. Was er hier anführt, ist im wesentlichen die alte Klage aus Unternehmerkreisen, daß der Arbeiterschutz umständliche Bestimmungen mit sich gebracht hätte, die von den Beteiligten selbst schließlich nicht mehr gekannt würden. Es ist ja allgemein üblich, sich über die vielen Anhänge in den Fabriken zu mokieren, und wer im Gewerbeinspektionsdienst tätig gewesen ist, weiß auch ungezählte Fälle zu berichten, wo er im Betrieb noch ganz alte, längst nicht mehr in Geltung befindliche Anhänge für jugendliche Arbeiter usw. angetroffen hat. Nun ist es vollkommen richtig, daß unsere Arbeiterschutzbestimmungen allmählich recht kompliziert geworden sind. Aber worauf beruht das? Lediglich auf der Absicht, möglichst schonend vorzugehen und die Unternehmer in der Freiheit der Beschäftigung nicht weiter zu beschränken, als unbedingt erforderlich ist. Nähme unsere staatliche Sozialpolitik wirklich, wie ihr von den Gegnern immer vorgeworfen wird,

*) Daß einer solchen Reform „die Mächte der Agrarpolitik" entgegenstehen, dürfte wohl auch kaum zutreffen. Der Antrag Spee auf Beteiligung landwirtschaftlicher Behörden am gewerblichen Konzessionsverfahren ist doch eben nicht Gesetz geworden. — Die Ausführungen Bernhards über das Verhältnis von § 120 d zum § 18 der Gewerbeordnung sind gleichfalls nicht ganz zutreffend.

Digitized by Google

keine Rücksicht auf die Bedürfnisse der Industrie, so würden auch die Bestimmungen des Arbeiterschutzes einfach sein. Es würde dann z. B. lediglich angeordnet werden, daß Arbeiter unter 16 Jahren in Fabriken nicht beschäftigt werden dürfen, etwas, was sich vom hygienischen, moralischen und volkswirtschaftlichen Standpunkte aus ohne Schwierigkeiten rechtfertigen ließe. Soweit ist die Sozialpolitik nicht gegangen. Sie gestattet, jugendliche Arbeiter zwischen 14 und 16 Jahren zu beschäftigen, aber unter gewissen Vorschriften und Kontrollen. Diese Vorschriften sind wiederum milder und dehnbarer für kleinere Betriebe unter 10 Arbeitern und innerhalb dieser wieder für rein handwerksmäßige Betriebe abgeschwächt. Die hierdurch notwendig werdenden vielfachen Sondervorschriften sind es, die das ganze dem Außenstehenden so umständlich erscheinen lassen. Genau dasselbe gilt von der Sonntagsruhe. Bernhard mokiert sich auf S. 25 über die vielen Ausnahmen von der allgemeinen Sonntagsruhe; er schildert, wie von dem Prinzip eine allgemeine und eine spezielle Ausnahme zugelassen werden, von diesen Ausnahmen 4 Ausnahmen und von 3 dieser Ausnahmen wieder eine Ausnahme usw. Sollte Bernhard wirklich nicht gemerkt haben, um was es sich dabei eigentlich handelt, daß alle diese sogenannten Ausnahmen nur Bestimmungen sind, die es der Industrie ermöglichen sollen, ohne Schädigung durch die sonntägliche Pause ihren Betrieb weiter zu führen? Ginge der Staat in Sachen der Sozialpolitik einfach, unkompliziert vor, so würde er Sonntagsarbeit verbieten. Dann brauchte es gar keiner besonderen Bestimmungen. Nur weil er das nicht tut, weil er möglichst auf die einzelnen Verhältnisse Rücksicht nehmen will, deshalb läßt er Ausnahmen zu.

Dasselbe gilt endlich von der Verordnung über die Großeisenindustrie, die Bernhard ebenso wie schon vorher zahlreiche Vertreter der schweren Industrie scharf angreift; besonders die Umständlichkeit der Listenführung. Aber wie lag der Tatbestand eigentlich? Es war festgestellt worden, daß die Dauer und Art der Beschäftigung in der Großeisenindustrie vielfach einen gesundheitsschädlichen Umfang angenommen hatte, daß einzelne Arbeiter bis zu 36 Stunden beschäftigt waren, daß zahlreiche Arbeiter bis zu 16 Stunden Arbeit leisten, daß keine regelmäßigen Pausen gehalten wurden usw. Wäre die Sozialpolitik radikal und einfach vorgegangen, so hätte sie vorgeschrieben: die Schicht in der Großeisenindustrie beträgt 8 Stunden, länger darf an einem Tage der einzelne Arbeiter nicht beschäftigt werden. Hätte sie ohne jede Spur von Radikalismus ein unkompliziertes Verfahren einführen wollen, so hätte sie etwa sagen können, die Arbeitszeit in der Großeisenindustrie darf für den einzelnen Arbeiter 12 Stunden nicht übersteigen, Sonntagsarbeit ist unzulässig. Dies hätte sich einfach kontrollieren lassen, würde weder Verzeichnisse noch Statistiken, noch sonst etwas nötig machen, aber es würde wiederum den besonderen Bedürfnissen der Industrie nicht gerecht geworden sein, denn viele Unternehmer halten es für unentbehrlich, daß gelegentlich über 12 Stunden gearbeitet wird und daß in weitem Um-

Digitized by Google

fange Arbeiten am Sonntag stattfinden dürfen. Nur um diesen Wünschen Rechnung zu tragen, hat die Bekanntmachung über die Großeisenindustrie das komplizierte Verfahren gewählt, statt eines Verbotes die Aufzeichnung von Ueberarbeit in besonderen Listen vorgeschrieben und nur hinsichtlich der zwischen den Schichten liegenden Ruhezeiten und der Pausen gewisse Minimalvorschriften aufgestellt. Bernhards Spott würde dann vielleicht gerechtfertigt sein, wenn die Durchführung jener Statistik ergeben hätte, daß tatsächlich eine lange Arbeitszeit gar nicht stattfindet und daß so gut wie gar nicht Arbeiter über 12 Stunden beschäftigt werden. Bernhard müßte aber aus den Berichten der Regierungs- und Gewerberäte, wie auch aus den Zusammenstellungen, die hieraus in den Conradschen Jahrbüchern seit 1910 jedes Jahr veröffentlicht worden sind, wissen, daß tatsächlich die Arbeit über 12 Stunden, die doch wohl jeder unvoreingenommene Mensch als übermäßig bezeichnen muß, in großem Umfange fortdauert, und daß noch immer zahlreiche Fälle einer ganz langen, bis zu 16 Stunden dauernden Arbeitszeit vorkommen, daß die Sonntagsarbeit noch einen großen Umfang einnimmt und sogar die sogenannten Wechselschichten, wo ein Arbeiter bei dem Uebergang von der Tag- zur Nachtschicht oder umgekehrt 24 Stunden hintereinander arbeitet, noch weit verbreitet sind usw. Da das unbedingt notwendige Mindestmaß an Arbeiterschutz hier noch nicht eingeführt ist, ja die Veröffentlichungen eher eine Zunahme als eine Abnahme der Ueberarbeit erkennen lassen, ist die genaue statistische Ueberwachung eben noch nicht zu entbehren. Bernhard hätte doch wohl übrigens hierbei auch anführen müssen, daß durch den Zwang der Verordnung nicht wenige Industrielle nach eigenem Zeugnis zu einer besseren Arbeitsdisposition gelangt sind*).

Zu diesem zweiten Punkt ist also zusammenfassend zu sagen: Die „Vielschreiberei", „Reglementiererei", die Menge von Einzelbestimmungen und Vorschriften, all das, worüber Bernhard sich beklagt, beruht allein auf dem Wunsche, den Bedürfnissen der Industrie möglichst gerecht zu werden. Sie sind also nicht veranlaßt durch die Sozialpolitik, sondern durch die Beschränkungen der Sozialpolitik. Wie man sie der Sozialpolitik selbst zum Vorwurf machen kann, ist für den Unvoreingenommenen unverständlich.

---

*) Dem Bernhardschen Buche würde etwas fehlen, wenn es sich nicht wie die ganze gleichgesinnte Presse über die Erhebungen der Regierungs- und Gewerberäte aufhielte, ob die Arbeiter morgens gefrühstückt haben. So gleichgültig die Sache an sich ist, sei sie doch mit zwei Worten aufgeklärt. Die Frage ist nicht aus allgemeinem sozialen Mitleid, sondern aus einem rein technischen Grunde gestellt worden. Zu den Aufgaben der Gewerbeinspektoren gehört die Genehmigung der Arbeitsordnungen in den größeren Fabriken, damit auch der Arbeitspausen. Dafür, ob die Frühstückspause $1\frac{1}{2}$ oder 2 oder $2\frac{1}{2}$ Stunden nach Arbeitsbeginn liegen soll, ist es gut zu wissen, ob die Arbeiter, bevor sie in die Fabrik gehen, frühstücken. Also — keine große Frage der Sozialpolitik, aber lohnte sie den großen Lärm und Spott?

Digitized by Google

Ebenso unverständlich ist es mir, wie man in einer Zeit, in der gegenüber dem Geburtenrückgang die Erhaltung der Gesundheit und physischen Kraft der Bevölkerung oberstes Gesetz sein muß, gerade den Arbeiterschutz bemängelt. Aber ich wollte hier über die Tendenzen der Bernhardschen Schrift nichts sagen. Ich beschränke mich auf die Feststellung, daß von den drei Hauptstücken Bernhards mindestens zwei in ihren tatsächlichen Unterlagen unsubstantiiert und unrichtig sind. —

Reg.-Rat Dr. F. Kestner.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Der Friede von Bukarest. — China und Mexiko. — Eine Flugschrift über Deutschlands auswärtige Politik. — Oesterreich-Ungarn und die Südslawen.

Im Gegensatz zu den langwierigen Unterhandlungen über die Präliminarien von London hat die Bukarester Konferenz ihre Aufgabe rasch gelöst; schon nach 10 Tagen ist der Friede geschlossen und dann gleich ratifiziert worden. Nur mit heftigem Widerstreben hatten sich Griechen und Serben durch das Kabinett von Bukarest bestimmen lassen, während der Verhandlungen Waffenruhe zu halten. Offenbar wollten sie noch die Zeit ausnutzen, während deren sie sicher waren, daß die rumänische Armee auf bulgarischem Boden stand und bedeutende Streitkräfte Bulgariens auf sich zog. Denn die Könige Konstantin und Peter mußten mit der Möglichkeit rechnen, daß Bukarest und Sofia sich vertrugen und dann Griechen, Serben und Montenegriner ohne rumänische Hilfe den Krieg fortzusetzen hatten. Es heißt, daß die bulgarischen Generale zu sich selber und zu ihren Truppen das Vertrauen gehabt haben, wenn ihre Diplomatie ihnen nur die Rumänen vom Halse schaffte, mit den ehemaligen Verbündeten fertig werden zu können.

Zur Erleichterung der schwer geprüften europäischen Börsen ist es zu einer dritten Kampagne nicht gekommen. Das Kabinett von Bukarest blieb standhaft gegenüber den Versuchen des Königs Ferdinand, Rumänien von Griechenland und Serbien zu trennen. So mußten sich denn die Bulgaren die Unumstößlichkeit der harten Tatsache eingestehen, daß sie gegen die Alternative gepreßt waren, entweder den Frieden anzunehmen, wie ihn Rumänien diktierte oder aber mit ihren erschöpften Kräften einen dritten Feldzug zu führen. In einer solchen Kampagne würde das Königreich Bulgarien die Invasion von nicht weniger als fünf Feinden erlitten haben. Denn die 170000 Türken, deren Vorhut in Adrianopel und Kirkkilisse eingerückt war, hatte auch schon, noch vor dem Beginn der Bukarester Konferenz, Streifpartien auf altbulgarisches Gebiet vorgeschoben.

So hat denn Zar Ferdinand, dessen Staat sonst der Vernichtung entgegengetaumelt wäre, nicht umhin gekonnt, seine Wahl zugunsten des

Digitized by Google

Friedens zu treffen. Die vom Siegesrausch ergriffene Militärpartei, durch welche bulgarischerseits der zweite Krieg provoziert worden war, hatte das von ihr verschuldete Mißgeschick ernüchtert; sie dürstete nach keinem dritten Waffengang, sondern ließ den Unterhändlern in Bukarest freie Hand. Dieselben unterzeichneten, indem sie allerdings das Recht Bulgariens zu einer Appellation an die Großmächte vorbehielten, einen Frieden, welcher den Bulgaren nur einen dürftigen Anteil an Mazedonien zusprach; bloß die Bezirke von Strumiza, Melnik und Newrokop. Dagegen überließen Griechenland, Serbien und Montenegro als die Miteroberer Thraziens den alleinigen Besitz dieser Landschaft Bulgarien.

Diesen Traktat haben auf die Appellation Bulgariens hin zwei Großmächte übereinstimmend beanstandet, welche sonst heute im Morgenlande Antipoden sind, Rußland und Oesterreich. Das Kabinett von St. Petersburg wollte den Bulgaren Kavála verschaffen, das der Friede von Bukarest Griechenland überweist. Dieser Hafen ist, wie die Bulgaren behaupten, für sie unentbehrlich; sie würden, sagen sie, lieber Adrianopel aufgeben als Kavála. Auf eine solche Denkweise ist man an der Newa mit der größten Bereitwilligkeit eingegangen. Denn sie eröffnete Rußland die Möglichkeit, sich sowohl Bulgaren als auch Türken zu verpflichten und, last but not least, die Bulgaren, welche dort unbequeme politische Konkurrenten Rußlands sind, aus der Nähe von Bosporus und Dardanellen zu entfernen. Was die Griechen betraf, so hätten sie vielleicht für den Distrikt von Kavála mit Lesbos entschädigt werden können, denn beide Landschaften gehören zu den wirtschaftlich wertvollsten Stücken aus der Siegesbeute der Balkanliga.

Diese Berechnungen der russischen Politik wurden nicht etwa von irgendwelchen Neidern der moskowitischen Macht durchkreuzt, sondern von Rußlands eigenem Bundesgenossen, von Frankreich. Die Franzosen begünstigen das Erstarken Griechenlands. Sie wittern in den Hellenen zukünftige Feinde Italiens. Von Italien aber sieht sich die französische Republik durch eine tiefe Kluft getrennt. Italiener und Franzosen rivalisieren um die Herrschaft über das Mittelmeer. Abgesehen von diesem Gegensatz allgemeiner Natur fürchtet man in Paris die Italiener noch aus dem besonderen Grunde, weil nach der Ansicht der französischen Militärverwaltung in dem Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland die italienische Seemacht eine schwere Drohung für die Transportflotten darstellen würde, welche Frankreichs nordafrikanische Streitmacht dem Kriegsschauplatz zuzuführen hätten. Durch derartige Erwägungen geleitet, überwand das Kabinett von Paris seine Scheu, den russischen Alliierten Opposition zu machen. Deutschland und England traten ihm bei; Deutschland, weil es gern von Zeit zu Zeit der französischen Republik Gefälligkeiten erweist, um nicht durch eine fehlerhafte Gehässigkeit mit eigener Hand die Tripelentente zu befestigen.

Gegen eine Kombination: Frankreich, Deutschland, England kann so leicht in der Welt nichts aufkommen. Deshalb scheiterte der russische Plan,

Digitized by Google

und den gleichen Mißerfolg ernteten die Revisionsbestrebungen Oesterreich-Ungarns, welches zu erreichen suchte, daß die Distrikte am oberen östlichen Wardar anstatt an das austrophobe Serbien an das austrophile Bulgarien fallen sollten. So wenig wie Frankreich Rußland, stand das Deutsche Reich der Donaumonarchie bei. Großbritannien, ebenso ungeduldig wie wir, die Wirren auf dem Balkan zu Ende kommen zu sehen, gesellte sich zu dem Kabinett von Berlin. Für einen Augenblick schien es, als ob ein politisches Erdbeben alle Allianz- und Ententeverhältnisse Europas umgestürzt und durcheinander geworfen hätte. Frankreich, England und Deutschland bildeten die eine diplomatische Gruppe, Rußland, Oesterreich und Italien die andere. Die zuletzt genannte Macht wurde den auf die Revision des Bukarester Vertrages gerichteten Bemühungen Oesterreichs und Rußlands günstig gestimmt durch ihre Eifersucht auf Griechenland. Es ist ganz natürlich, daß das Kabinett von Monte Citorio zu der aufsteigenden hellenischen Nation in dem umgekehrten Verhältnis steht wie das Kabinett von Paris.

Das Renversement des alliances, welches die Kavála-Frage eingeleitet zu haben schien, entpuppte sich jedoch sofort als ein bloßes Momentbild der politischen Laterna Magica. Die Gruppierung der europäischen Mächte in Dreibund und Tripelentente, welche sich seit einer Reihe von Jahren ungestört erhalten hat, wird nach menschlichem Ermessen noch längere Zeit der Lage des Weltteils entsprechen. Jedenfalls konnten so untergeordnete Differenzen wie der Streit um die Zugehörigkeit von Kavála, Istip und Kotschana unmöglich dazu führen, daß die Grundlagen des europäischen Gleichgewichts umgestaltet wurden. Als man an der Newa erkannte, daß man nicht auf Paris, an der Donau, daß man nicht auf Berlin rechnen konnte, wurde sowohl von den Russen als auch von den Oesterreichern das Projekt der internationalen Durchsicht des Bukarester Vertrages fallen gelassen.

Leider sind mit diesem Verzicht die den europäischen Frieden gefährdenden orientalischen Schwierigkeiten noch immer nicht ganz gehoben. Nicht die Revision des Friedens von Bukarest ist dasjenige, was nottut, sondern im Gegenteil seine Durchführung. Es wird aber kaum möglich sein, die Realisation des Friedens anders denn als Stückwerk zustande zu bringen. Denn nicht einmal Zar Ferdinand vermag anscheinend noch zu glauben, daß es gelingen wird, die Türken zur Räumung Adrianopels zu bewegen. Schon viel erreicht, wenn auf die Drohungen Rußlands hin die Türken aus Thrazien westlich der Maritza wieder weggehen, östlich dieses Flusses werden sie sich hartnäckig nicht bloß an Adrianopel, sondern überhaupt an jeden Streifen Erde anklammern. Und selbst wenn die Türken, wie französischerseits behauptet wird, östlich von der Maritza Kirkkilisse an die Bulgaren zurückgeben sollten, würde diese Lösung, obwohl vielleicht ein praktisch annehmbares Kompromiß, Wunden wieder aufreißen, die kaum angefangen hatten, sich zu schließen. Die Bulgaren werden der Verzweiflung nahe kommen, wenn sie als un-

Digitized by Google

abwendbar erkennen, daß nicht einmal das in Bukarest ihnen Zugesprochene wirklich alles in ihr Eigentum übergeht. Es mag schon heute genug Bulgaren geben, welche gegen Rumänen, Griechen und Serben die Anklage erheben, sie hätten Bulgarien aus Hinterlist die Pflicht der sofortigen Abrüstung auferlegt, um dem Zaren Ferdinand die Durchsetzung seines Anspruchs auf Thrazien unmöglich zu machen. Aber diejenigen Bulgaren, welche den rumänischen Glaubensgenossen und den hellenischen, serbischen, montenegrinischen Brüdern vom Balkanbund eine so durchtriebene Niedertracht zutrauen dürften in ihrem Mißtrauen über das Ziel hinausschießen. Denn setzen wir den Fall, das bulgarische Heer hätte mobil bleiben dürfen, wäre es wohl imstande gewesen, die Streitkräfte des großen osmanischen Reichs zum zweitenmal zu schlagen, wohlverstanden, lediglich aus eigener Kraft, ohne daß ihm wie im vorigen Türkenkriege die Armeen der anderen christlichen Balkanstaaten zu Hilfe kamen?

Offenbar wäre es am besten, wenn die Bulgaren alles thrazische Gebiet bis zum Ergenefluß erlangten, das die Türkei in London dem Balkanbunde abgetreten und dieser Bulgarien überlassen hat. Denn ein gar zu tief verbittertes bulgarisches Volk kann kein Element der Stabilität im Orient werden. Aber die internationale und die bulgarische Diplomatie haben andererseits auch mit dem kriegsbereiten und kampflustigen Türkenheer zu rechnen. Hoffen wir, daß die internationale Vermittelung nicht mehr auf allzu große Schwierigkeiten stoßen wird.

Wenn man schon in Petersburg unwillig war, daß die Franzosen zur Revision des Bukarester Friedens nicht helfen wollten, ist jenes Gefühl zu Wien inbezug auf uns Deutsche noch viel leidenschaftlicher hervorgebrochen. Wie schon erwähnt, strebte Oesterreich darnach, die mühsam erzielten Ergebnisse der Bukarester Konferenz zu einem guten Teile umzustoßen. Die habsburgische Monarchie wünscht Serbien und Griechenland möglichst im Zustande der Schwäche zu erhalten, Bulgarien jedoch zu stärken. Darum ist der Ausgang des zweiten Balkankrieges in der Hauptstadt Oesterreichs sehr peinlich vermerkt worden. Diese Empfindungen entspringen besonders Griechenland gegenüber einer etwas kleinlichen Denkungsart. Das mächtig emporgekommene hellenische Volk wird ein unangenehmer Rivale für Rußland und, wie wir schon sahen, auch schon für Italien sein. Es lag also im wahren Interesse Oesterreichs, dem Anwachsen Griechenlands keine Hindernisse zu bereiten. Nimmermehr durften von Seiten der k. u. k. Diplomatie dem Kabinet von Athen gegenüber die beschränkten Gesichtspunkte als maßgebend angesehen werden, bei welchen kurzsichtigerweise manche österreichische Rheder stehen bleiben, indem sie den von dem aufblühenden Saloniki angeblich Triest drohenden Schaden kalkulieren. In Bezug auf Serbien sind die Versuche des Ballplatzes, die schon auf albanischem Gelände so erfolgreich eingeschränkte Vergrößerung des „südslawischen Piemont" auch noch in Mazedonien möglichst zu verhindern eher erklärbar, dagegen würde es für uns unvernünftig gewesen sein, diese Bestrebungen Oesterreich-Ungarns zu unter-

Digitized by Google

stützen. Es war nicht Sache derjenigen Kontinentalmacht, welche den entwickeltsten und darum empfindlichsten Wirtschaftskörper hat, der Wiederherstellung des Friedens im Orient zu widerstreben. Natürlich ist Deutschland in ökonomischer Beziehung stark und elastisch genug, um unter allen Umständen die politischen Interessen über die wirtschaftlichen zu stellen. Aber gerade unser politisches Interesse verwies uns in der Streitfrage der Revision des Bukarester Friedens an die Seite Englands und Frankreichs. Seit dem Beginn des Allianzverhältnisses zwischen Deutschland und Oesterreich ist von Deutschland immer an dem Grundsatz festgehalten worden, daß die Orientpolitik der beiden Reiche nicht unter allen Umständen identisch zu sein braucht. Wir haben in Afrika größere, in Ostasien ebenso große Interessen wie in der Levante. Folglich müssen wir jede passende Gelegenheit ergreifen, um uns den Westmächten angenehm zu machen. Ob übrigens die österreichischen Staatsmänner wirklich so arg verstimmt darüber sind, daß es bei dem Frieden von Bukarest sein Bewenden haben wird, erscheint trotz der temperamentvollen Ergüsse in den Wiener Zeitungen als einigermaßen zweifelhaft. Die Politik der Doppelmonarchie hat getan, was sie konnte, um den Bulgaren eine Verteilung der mazedonischen Ländermasse zu ersparen, welche für den Staat des Zaren Ferdinand ungerecht und nachteilig ist. Eine Befestigung des österreichischen Einflusses in Sofia wird der Lohn der Habsburgischen Monarchie für Anstrengungen sein, bei welchen man in seinem bulgarenfreundlichen Eifer nicht einmal vor einer gewissen Friktion mit dem eigenen Alliierten zurückgescheut ist.

Das Deutsche Reich hat eine ganz andere internationale Stellung als die österreichisch-ungarische Monarchie. Für Deutschland als die erste Industrie- und Kapitalsmacht des europäischen Festlandes ist Weltpolitik mehr als Orientpolitik. Von den Dingen in Mittelafrika hört man zurzeit wenig; der aus dem Südosten unseres Weltteils zu uns dringende Waffenlärm machte unsere Ohren taub für manches, was uns näher angeht als die Balkanhalbinsel und selbst Anatolien. Jedenfalls sind die Probleme, welche der portugiesische und belgische Kolonialbesitz Europa aufgibt, noch ungelöst, und jene Fragen können bald für Deutschland das eminenteste Interesse gewinnen. Daß die Lage am Stillen Ozean die gespannte Aufmerksamkeit der deutschen Staatskunst erfordert, liegt auf der Hand. Die Intervention der Vereinigten Staaten in Mexiko rückt, wie der Gesamtinhalt der freilich widerspruchsvollen Meldungen zu lehren scheint, immer näher. In China hat General Yuan die Rebellen besiegt und die Führer des Aufstandes sind an den Busen seiner japanischen Nährmutter geflüchtet. Aber die chinesische Zentralregierung hat in dem weiten Reich noch manchen Herd des Bürgerkrieges zum Auskühlen zu bringen. Im übrigen hat Japan den Zweck, welchen es im Auge hatte, als es die Revolution unterstützte, die Schwächung des Präsidenten der chinesischen Republik, zu einem erheblichen Teil erreicht. Denn die Unkosten des bewaffneten Konflikts zwischen Norden und Süden dürften die durch die Fünfmächte-Anleihe halbwegs geordneten chinesischen

Digitized by Google

Finanzen aufs neue dem Chaos nahe bringen. Sicherer kann der sich mühsam bildende chinesische Nationalstaat gar nicht in seiner Lebenskraft unterwühlt werden.

Die großen Veränderungen der Landkarte, welche teils schon im Werke sind, teils sich langsam vorzubereiten scheinen, werden nicht verfehlen, auch bei unserm Volke den expansiven Tendenzen einen neuen Aufschwung zu verleihen. Zur Klärung der nationalen Ansichten über die Aufgaben unserer auswärtigen Politik vermag keine Schrift der jüngsten Literatur so wirksam beizutragen, wie die bei Puttkammer & Mühlbrecht 1913 erschienene Broschüre: „Deutsche Weltpolitik und kein Krieg" von ***. Der Verfasser verbindet gründliche politische Sachkenntnis mit einem gesunden und reifen Urteil. Das Studium der von einem leidenschaftlichen, aber dennoch nüchternen Patrioten geschriebenen Veröffentlichung ist besonders allen denjenigen zu empfehlen, welche gegen die Ansteckung durch chauvinistische Utopien nicht immun sind. Die Flugschrift beweist, daß der Dreibund kein brauchbares Werkzeug für eine Eroberungspolitik ist, daß auch schon von dem Fürsten Bismarck immer nach dem Grundsatz gehandelt worden ist, durch die Allianz der drei mitteleuropäischen Mächte nur das damnum emergens, nicht das lucrum cessans der Partner decken zu lassen. Das Deutsche Reich bedarf des Dreibundes, um sich gegen eine Offensivkoalition Rußlands mit Frankreich sicher zu stellen, an welcher sonst vielleicht sogar Oesterreich teilnehmen könnte. Wenn wir aber Kolonien erwerben wollen, so muß der Dreibund deutscherseits ergänzt werden durch ein Einvernehmen mit England. Für ein Deutschland, welches erobernd in Kleinasien und Mesopotamien vorgeht, würde eine Verständigung mit Großbritannien kaum möglich sein; im Gegenteil, wir würden wahrscheinlich erleben, daß die Tripelentente sich zu einem Kriegsbündnis gegen uns auswüchse. Der habsburgischen Monarchie würden wir in solchem Falle nicht ganz sicher sein, in Anbetracht des oben festgestellten Charakters des Dreibundes; ebensowenig Italiens.

Im übrigen gibt es noch zahlreiche andere Gründe politischer, wirtschaftlicher und geographischer Natur, aus denen wir nach Landerwerb in Asien nicht streben dürfen. Das für unsere kolonialpolitische Betätigung ausschließlich geeignete Feld ist vielmehr Mittelafrika. Die Briten haben bereits zu verstehen gegeben, daß sie die Deutschen in Portugiesisch-Zentralafrika und am belgischen Kongo nicht stören würden; an ein feindliches Dazwischentreten Rußlands ist gar nicht zu denken, und so dürfte sich denn auch Frankreich zu der Begünstigung einer deutschen Staatskunst verstehen, welche ohne Schaden für die französische Republik dem Ueberschuß an deutscher nationaler Energie ein Ventil öffnen würde.

Die Ausführungen des Anonymus flößen trotz ihrer Solidität und Verständigkeit in einigen Punkten Bedenken ein. Die Schwierigkeit, zwischen Deutschland und Rußland, welches uns immer bitterer haßt, je mehr seine Rüstungen sich vervollkommnen, auf die Dauer den Frieden aufrecht zu er-

Digitized by Google

halten, unterschätzt der kühle Rechner offenbar. Andererseits überschätzt er bei seiner rationalistischen, auf klare Verhältnisse drängenden Naturanlage unser Bedürfnis, uns in der Kolonialpolitik auf ein einziges Ziel zu konzentrieren. Das mag theoretisch das Beste sein, aber praktisch verlaufen die Dinge manchmal unrationell und nötigen die Menschen, ihrem Zickzackweg zu folgen. Unter Umständen kann sich Deutschland eines Tages gezwungen sehen, an mehreren Stellen der Erde zugleich zuzugreifen und auch im Morgenland Dependenzen zu erwerben.

Wenn die in Afrika vorwaltenden Westmächte dem deutschen Volke dauernd eine große kulturschöpferische Position im schwarzen Weltteil vorenthalten sollten, dann, nur dann würde für das deutsche Kaisertum ratsam werden, die Kreuzzugsgedanken Kaiser Rotbarts in zeitgemäßer Form wieder aufzunehmen. Da in solchem unwillkommenem Fall der Dreibund zu unserer politischen Brücke nach dem Orient umgestaltet werden müßte, haben wir an den inneren Verhältnissen der habsburgischen Monarchie ein um so lebhafteres Interesse. Diese Zeitschrift enthält in der vorliegenden Nummer einen Aufsatz des Herrn Dr. Wilhelm Schüßler: „Neudeutschland und Oesterreich". Auf Grund von persönlichen Beobachtungen wird hier auseinandergesetzt, welchen glorreichen Aufschwung die Donaumonarchie nehmen würde, wenn Wien die überwuchernde Macht des Magyarentums in vernünftige Grenzen zu bannen endlich den Entschluß fände. Aus der Feder unseres ständigen Mitarbeiters, des Herrn Direktor L. Korodi, haben wir schon viele Beiträge über jenes große Problem gebracht, welche gleichfalls auf eigenen Erfahrungen mit der magyarischen Tyrannei beruhen. Ein förmliches Arsenal für den literarischen Kampf gegen die Ungarn ist: „Die südslawische Frage im Habsburger Reiche" von R. W. Seaton Watson (Scotus Viator). Aus dem Englischen. Berlin. Meyer & Jessen. 1913. Der Verfasser teilt mit Dr. Schüßler und Direktor Korodi den Glauben an eine große Zukunft Oesterreichs. Mit um so stärkerem sittlichen Zorn erfüllt ihn das Bestreben der Magyaren, die Mission des großen Reichs, zu welchem ihr Volk neben vielen anderen gehört, zu fälschen. Das Buch des britischen Autors wirft helle Schlaglichter auf den nationalen Egoismus, mit welchem ungarischerseits der durch die dualistische Reichsverfassung und das Wahlrecht zum ungarischen Parlament dem magyarischen Volksstamm eingeräumte Vorrang ausgebeutet wird. Beispielsweise verfolgt Ungarn eine Eisenbahnpolitik, welche Kroatien, Bosnien und Dalmatien wirtschaftlich niederhält. Allerdings hat Agram eine ausgezeichnete Verbindung mit Fiume, aber nur weil es zufällig an der Linie Fiume—Budapest liegt. Um so schlechter sind die Verbindungen der aufblühenden kroatischen Hauptstadt mit Cisleithanien. Das ungarische Handelsministerium hat den Kroaten zwei Eisenstraßen nach Wien gestattet, aber vorsätzlich nur solche, welche mit weitem Umweg dorthin führen. Die Magyaren machen letzteren mit Fleiß so ungemütlich wie irgend möglich, indem der Fahrplan den Reisenden — wenigstens am Tage — nur Bummelzüge von

Digitized by Google

schneckenartigem Tempo und mit unnötig langen Stationsaufenthalten zur Verfügung stellt. Die Unbequemlichkeit und Langweiligkeit einer derartigen Reise ist so groß, daß die meisten Passagiere den kolossalen Umweg über Budapest machen, auf welchem die Eisenbahnverwaltung sie im übrigen ganz vorzüglich bedient.

An Oesterreich liegt es wahrlich in keiner Weise, wenn Agram mit Wien durch Schienenwege noch immer nicht ohne Umweg verbunden ist. Die Ungarn verbieten einfach, daß solche Eisenbahnen gebaut werden. Es handelt sich um zwei Linien. Die eine läuft von Wien über Graz und Marburg nach Agram hinunter und ist österreichischerseits bis an die kroatische Grenze fertiggestellt worden. Hier liegt, noch auf österreichischem Gebiet, das aufblühende Bad Rohitsch. Die 14 Kilometer Schienen jedoch, welche nötig wären, um Rohitsch mit der nächsten kroatischen Stadt zu verbinden, würden vom ungarischen Handelsministerium auch nicht gebaut werden, wenn sich die Kroaten auf den Kopf stellten. Will der Kroat zum Schwaben, so mag er eben über Budapest fahren; das verlangen die Interessen der „Nation".

Sogar in der direkten Luftlinie Wien—Agram hat man österreichischerseits bis Fehring an der Raab fertig gebaut; hier müßte die Bahn auf ungarisches Gebiet übertreten, aber die Ungarn zeigen nicht die geringste Neigung zum Weiterbau. Zwischen Fehring und Warasdin an der Drau klafft eine mächtige Lücke, wo nach menschlichem Ermessen niemals Schienen gelegt werden werden. Ebenso rücksichtslos wie die Hauptstadt Kroatiens wird der bedeutende Platz Karlsstadt im Westen dieses Königreichs durch die magyarische Eisenbahnpolitik von der Welt außerhalb des ungarischen Globus abgeschnitten. Karlsstadt liegt an der Bahnstrecke Fiume—Agram—Budapest, welche die Ungarn in ihrem eigenen Interesse recht gut in Ordnung halten. Aber als Mittelpunkt einer blühenden Landwirtschaft hätte Karlsstadt ein großes Interesse daran, neben Budapest auch mit dem viel näher gelegenen Laibach verbunden zu werden. Wiederum hat die österreichische Eisenbahnverwaltung das ihrige getan. Bis Rudolfswerth, am Fuße des Uskokengebirges, ist die Strecke Laibach—Karlsstadt seit vielen Jahren fertig und dem Betrieb übergeben, aber auf der kroatischen Seite des Gebirges rührt sich keine Hand, denn das ungarische Veto lähmt das Kulturwerk.

Durch diese einfache Staatskunst sichern die Magyaren die agrarischen Produkte der Karlsstadter Gegend dem Markt von Budapest, der natürlich jene Waren nicht mit Geld, sondern durch Industrieerzeugnisse bezahlt. So machen die Magyaren den Mittelpunkt ihres Volkstums zur Industriestadt. Nicht weniger probat ist das Mittel, durch welches staatlicherseits das Produkt des wichtigen kroatischen Holz-Emporiums Brod den Sägemühlen der Hauptstadt zugeführt wird. Die große kroatische Sägemühle von Dugoselo ist die natürliche Verarbeiterin des Holzes von Brod. Die magyarische Tarifpolitik aber ist weit entfernt, dem Grundsatz: „Laisser

Digitized by Google

faire, laisser aller!" zu huldigen. Die Natur kann nicht maßgebend sein, wenn die materiellen Interessen der „Nation" in Frage kommen. Was heißt übrigens Natur? Geographische Daten sind nicht so unumstößlich, wie sie wohl aussehen. Nach den üblichen Methoden gemessen, beträgt die Entfernung zwischen Dugoselo und Brod 171 Kilometer. Der ungarischen Eisenbahnverwaltung ist es aber gelungen, durch Einrechnung aller möglichen Umwege ein Verfahren zu entdecken, welches den Abstand zwischen den genannten kroatischen Plätzen auf 330 Kilometer steigert. Diese sinnreiche Erfindung macht die Fracht von Brod nach Dugoselo dermaßen teuer, daß die Holzhändler vorziehen, ihre Ware anstatt in die heimische Sägemühle nach dem großen Stapelplatz Budapest zu schicken.

Man braucht nur einen Blick auf die Landkarte zu werfen, um zu erkennen, wie stiefmütterlich Kroatien-Slawonien im Vergleich zum ungarischen Schwesterkönigreich mit Eisenbahnen bedacht worden ist. Dieser Umstand, zusammen mit einer völlig bedenkenfreien Tarifpolitik, bewirkt, daß der Kroat dieselbe Ware vielfach billiger aus Budapest als aus dem eigenen Lande bezieht. Die nationalistische Gesinnung macht sich also für die Gewerbetreibenden von Budapest bezahlt. Umso unerschütterlicher wird „ganz Ungarn" an den veralteten Grundsätzen der gegenwärtig getriebenen Nationalitätenpolitik festhalten. An dieser Tatsache läßt sich leider nicht zweifeln.

Die Mißhandlung des serbokroatischen Volksstammes durch die Eisenbahnabteilung des ungarischen Handelsministeriums tritt auf bosnischem und dalmatinischem Territorium fast noch schreiender zutage als in Kroatien. Budapest hat durch die Bahn, welche bei Brod die ungarisch-bosnische Grenze überschreitet, direkte Verbindung mit Sarajewo und Mostar. Die Linie geht dann weiter an das Adriatische Meer, welches bei Gravosa (Ragusa) erreicht wird. So hat Ungarn alles, was es braucht, Oesterreich jedoch besitzt eine unmittelbare Eisenbahnverbindung weder mit Bosnien noch mit Dalmatien. Die Oesterreicher sind schon so bescheiden geworden, daß sie vielleicht zufrieden sein würden, wenn der ungarische Handelsminister den vorsintflutlichen Betrieb der Linie Agram—Steinbrück verbesserte. Es handelt sich um eine jener beiden Eisenbahnen, welche Kroatien mit Cisleithanien verbinden. Wie es auf diesen Strecken zugeht, ist oben beschrieben worden. Die genannte Bahn geht über Agram weiter nach Brod und stellt so eine indirekte Verbindung zwischen Oesterreich und Bosnien dar. Beinahe flehentlich hat die Handelskammer zu Agram gebeten, das ungarische Handelsministerium möge einen neuen Schnellzug Graz—Steinbrück—Agram—Sarajewo zulassen uud so eine erträglichere Verbindung Wiens mit Bosnien schaffen. Aber der ungarische Minister verweigerte seine Zustimmung, indem er offen erklärte, das Projekt entspräche nicht den Interessen Ungarns.

Wohlgemerkt, dieser Schienenweg würde nur vermittelst eines Umweges Oesterreich mit Bosnien verbinden. Der direkte Weg geht nicht über

Digitized by Google

Brod, sondern über Doberlin. Von dieser kroatisch-bosnischen Grenzstadt aus hatten schon die Türken nach Bosnien hinein Schienen gelegt und waren bis Banjaluka gekommen. Hier stockte der Bahnbau aus Mangel an Geld. Als nun die Oesterreicher Bosnien und die Herzegowina erst okkupierten und nachher annektierten, war es eine ihrer dringendsten Aufgaben, jenen türkischen Schienen-Torso in das Herz der beiden Provinzen hinein weiterzubauen und so Banjaluka, die drittgrößte Stadt der Provinzen, mit Sarajewo und Mostar in Eisenbahnverbindung zu setzen. Allerdings würde durch ein derartiges Kulturwerk auch Wien seine unmittelbare Verbindung mit den der Monarchie neu gewonnenen Landschaften erlangt haben. Die Ungarn aber wollten für Budapest das Monopol einer unmittelbaren Verbindung mit Bosnien. Deshalb belegten sie den Weiterbau der Strecke Doberlin – Banjaluka mit ihrem Veto; bis zum heutigen Tage ist Banjaluka Endstation geblieben wie unter der verachteten und verfluchten Türkenherrschaft.

In einer einzigen großen Eisenbahnfrage hat Ungarn nachgeben müssen, und es ist sehr charakteristisch und ein providentieller Fingerzeig, daß jene Konzession den Magyaren durch den k. u. k. Generalstab abgenötigt worden ist. Wie mit Bosnien, so beanspruchte man ungarischerseits auch mit Dalmatien das Monopol der direkten Eisenbahnverbindung zu besitzen. Budapest erfreute sich, wie oben ausgeführt, einer direkten Eisenstraße nach Gravosa (Ragusa) in Süddalmatien. Dagegen verhinderten die Magyaren, daß Spalato in Norddalmatien — die alte Residenz Diocletians und heute wieder ein aufstrebender Hafen — durch eine Eisenbahn mit Wien verbunden wurde. Es handelte sich um die Strecke Ogulin – Knin im westlichen Kroatien, welche wegen des magyarischen Widerspruchs nicht gebaut werden durfte. Infolgedessen mußte nicht nur die wirtschaftliche Aufschließung des Likagebiets, wie das westliche Kroatien heißt, unterbleiben, sondern auch die Dalmatiner, abgesehen von Ragusa tief im Süden des Landes, sahen sich jeder Eisenbahnverbindung mit dem übrigen Europa beraubt und für Handel und Verkehr wie in längst vergangenen Jahrhunderten auf den Seeweg angewiesen. Nur einige Lokalbahnen bestanden. Diesem schmachvollen Zustand haben endlich strategische Rücksichten ein Ende bereitet. Im Sommer des vergangenen Jahres ist mit dem Bau der Likabahn begonnen worden, und im Jahre 1915 wird dank dem Eingreifen des Militarismus die Linie Wien—Spalato im Betrieb, das nördliche und mittlere Dalmatien endlich durch einen Schienenstrang mit der Welt verbunden sein.

Seaton Watson vermag ein Aufhören solcher himmelschreienden Mißwirtschaft nur von dem Umsturz der dualistischen Reichskonstitution und dem Aufbau einer trialistischen Verfassung der Monarchie zu erhoffen. Natürlich stellt er sich einen Trialismus mit starker Zentralgewalt vor: „Der wahre Trialismus", sagt der britische Austrophile, „besteht in einem Kompromiß zwischen dem Föderalismus und dem Zentralismus". Das

Digitized by Google

Watsonsche Buch macht dann konkrete Vorschläge über die Reform der Verfassung der Monarchie. Der Verfasser will die österreichische und die ungarische Delegation, nachdem sie an Mitgliederzahl verstärkt worden sind, zu einem einheitlichen Zentralparlament verschmelzen. In das letztere würden auch der kroatische und der bosnische Landtag Mitglieder zu entsenden haben.

Damit wäre das trialistische Element in die Reichskonstitution eingeführt. Den Ungarn würde von nun an auch die Möglichkeit entzogen sein, bei den Ausgleichsverhandlungen Oesterreichs Interessen in den Hintergrund zu drängen, denn in dem einheitlichen Zentralparlament vermöchten Oesterreicher, Kroaten und Bosnier die Ungarn zu überstimmen. Die Kompetenz des Zentralparlaments wünscht Seaton Watson, wie es scheint, gleichfalls erheblich zu erweitern im Vergleich mit der gegenwärtigen Zuständigkeit der Delegationen. Jedenfalls schlägt er vor, den zentralen Instanzen in Wien die Gesetzgebung und Verwaltung bezüglich der wichtigsten Eisenbahnen, der Ströme und sonstigen großen Verkehrswege zu übertragen. Die magyarische Verkehrspolitik mit ihrem skrupellosen Eigennutz gegenüber den südslawischen Stämmen würde sich dann, ob ihre Träger wollen oder nicht, dem allgemeinen Interesse zu beugen haben.

Unterhalb des Zentralparlaments, neben dem Reichsrat in Wien und dem Reichstag in Budapest, will Watson in Agram eine südslawische Nationalversammlung gebildet wissen. Die Landtage von Kroatien, Bosnien, Dalmatien, Istrien und Krain würden der südslawischen Nationalversammlung untergeordnet sein und eventuell zu bestehen aufhören, falls einer von ihnen mit Dreiviertelmehrheit seine Auflösung beschließen sollte. Daß es um der südslawischen Einheitsidee willen zu solchen Akten der Selbstvernichtung wirklich kommen sollte, hält unser Verfassungsreformer für wenig wahrscheinlich; er meint, die Kirchtumspolitiker der verschiedenen Länder würden die Unifikation zu hintertreiben wissen.

Der Trialismus Watsons ist mithin eine noch künstlichere Konstitution als die gegenwärtige dualistische mit ihrem komplizierten, so oft versagenden Räderwerk. Noch verwickelter würde die trialistische Verfassung aussehen, wenn die Häfen von Fiume, Pola, Cattaro und Sebenico, wie Watson anregt, der Machtsphäre der südslawischen Nationalversammlung entzogen und reichsunmittelbar gemacht werden würden. Zwar ist Triest dies schon heute, aber doch nur im Rahmen des cisleithanischen Staats; mit Transleithanien hat es nichts zu schaffen. Dagegen sollen unter der trialistischen Ordnung der reichsverfassungsmäßigen Institutionen nach den Ideen Watsons die reichsunmittelbaren Städte eine besondere Vertretung im Zentralparlament haben, das mithin zusammengesetzt sein würde: aus den Delegierten des österreichischen Reichsrats, des ungarischen Reichstags, des kroatischen Landtags, des bosnischen Landtags,*) der fünf reichsunmittelbaren

*) Wie er sich die Verteilung der Delegierten denkt, wenn die südslawische Nationalversammlung zustande kommt, sagt Watson nicht.

Digitized by Google

Städte. Watson erkennt an, daß der von ihm ausgesonnene konstitutionelle Mechanismus sehr verzwickt sei. Aber er vermag hierin kein Unglück zu erblicken. Schon heute habe Oesterreich 23 gesetzgebende Körperschaften, denn neben dem Wiener, Budapester und Agramer Parlament sowie den Delegationen müßten die Landtage der cisleithanischen Kronländer in Betracht gezogen werden mit ihren zwar verschiedenartig abgestuften, aber durchweg bedeutenden legislativen Befugnissen. Was komme also groß darauf an, wenn man in der Gestalt der südslavischen Nationalversammlung noch eine 24. Volksvertretung schaffe, zumal dafür die beiden Delegationen in ein einheitliches Gremium zusammengezogen werden sollten?

Der Verfasser der „Südslawischen Frage im Habsburgischen Reich" hat mit seiner verhältnismäßigen Geringschätzung des formalen Moments ohne Zweifel recht. Wie schwerfällig der von ihm entworfene Umbau der Verfassung der Donaumonarchie auch aussehen mag, der Gehalt jener konstitutionellen Formen ist offenbar nur zum Teil ein trialistischer, in erheblichem Maße auch ein eminent zentralistischer, indem der Hofburg dadurch erleichtert werden würde, die eine Völkerschaft gegen die andere auszuspielen. Außerdem besitzt das Watsonsche Verfassungsprojekt den außerordentlichen Vorzug, daß es das historische Recht nur mit schonender Hand antastet und nirgendwo empfindlich verletzt. In der südslavischen Nationalversammlung würden cisleithanische und transleithanische Länder zusammen mit Bosnien vertreten sein, welches zu keinem jener beiden Staatsverbände gehört. Watson denkt jedoch gar nicht daran, Kroatien von der ungarischen Krone, Dalmatien, Istrien und Krain von der österreichischen staatsrechtlich loslösen zu wollen. Er kommt mit solchem vorsichtigen Konservatismus den Intentionen der Hofburg entgegen. Hier fühlt sich der Thronfolger Franz Ferdinand nicht bloß als der Träger der Idee des österreichischen Kaiserstaats, welche ja erst im 19. Jahrhundert emporgekommen ist, sondern ebensosehr als König von Ungarn, Böhmen usw. Nach der Auffassung der Dynastie hängt der Glaube der Völkerschaften an ihre Legitimität zum Teil davon ab, daß ein gesunder Partikularismus der Königreiche und Länder von oben her als berechtigt anerkannt wird. Nun bedarf es aber auch keineswegs einer Zertrümmerung des geschichtlichen Rechts im Königreich Ungarn, um dem Südslaventum eine seiner würdige Stellung innerhalb der Habsburgischen Monarchie zu verleihen. Eine Vernichtung des ungarischen Staatsrechts ist hierzu nicht erforderlich, mag der Reform der österreichisch-ungarischen Verfassung nun das Watsonsche Schema zum Grunde gelegt werden oder ein anderes. Nach der Revolution von 1848 hob der Kaiser von Oesterreich die ungarische Verfassung auf und trennte Kroatien, Siebenbürgen und das (großenteils von Serben bewohnte) Banat von Ungarn ab. Solche Wege werden in Wien nimmermehr von neuem beschritten werden. Der Bachsche Zentralismus ist tot und der Auferstehung nicht fähig. Die uralte ungarische Landesverfassung wird nicht begraben, sondern verjüngt werden, indem der König für das Werk der

Digitized by Google

Reform sich auf diejenigen Elemente des Magyarentums stützt, welche die heute in Ungarn obwaltende Oligarchie ebenso verabscheuen, wie das von seiten der Nationalitäten geschieht. Die vor kurzem zustande gekommene Reform des Wahlrechts zum Unterhause, welche Ministerpräsident Graf Tisza, das gegenwärtige Oberhaupt der Oligarchie, geglaubt hat, der antioligarchischen Opposition konzedieren zu müssen, wird sich bald als der, wenn auch wider Willen getane, erste Schritt zum totalen Umbau des ungarischen Staatswesens erweisen. Denn das neue Wahlgesetz muß, wie Kenner Ungarn wenigstens versichern, trotz seiner sorgfältig ausgeklügelten Bestimmungen, welche der verderbten Aristokratie die Fortdauer ihrer Macht garantieren sollen, zahlreiche homines novi in den Reichstag bringen.

In der Aera Thugut lieferte die österreichische Regierung den edlen griechischen Freiheitssänger Rigas den Türken aus. Der Pascha von Belgrad ließ ihn in der Zitadelle dieser damaligen Türkenstadt als Rebellen gegen den Beherrscher aller Gläubigen, angeblich unter Martern, hinrichten. Dieses abscheuliche Bild, welches gleichsam über dem Portal der modernen österreichischen Orientpolitik angebracht ist, hat sich den christlichen Balkanvölkern tief eingeprägt. Ueberlieferungsgemäß erblicken sie in der Donaumonarchie den Feind ihrer Freiheit. Gelegentlich nimmt das eine oder andere von ihnen die diplomatische Unterstützung Oesterreichs in Anspruch, aber Sympathien, wie Rußland, England und Frankreich, auch Italien, genießt Oesterreich in der Levante kaum; es sei denn bei ein paarmalhunderttausend halbwilden Nordalbanesen. Das muß und kann anders werden. Wien würde heute, nachdem die österreichische traditionelle Turkophilie sich allmählich genügend abgekühlt hat, eine mächtige, auch politische, Anziehungskraft auf die christlichen Orientvölker ausüben können. Leider vermag die Erinnerung an die österreichische Orientpolitik der Vergangenheit, welche, um anderswo die Hände frei zu haben, am Balkan fast immer den ideenlosen Stillstand begünstigte, wenn nicht etwa gerade der berühmte „Statusquo" zugunsten der albanesischen Bedränger des Balkanchristentums geändert werden sollte, noch immer nicht einzuschlafen. Vielmehr werden jene Reminiszenzen bei den christlichen Morgenländern stets wieder wachgerufen, wenn sie mitansehen müssen, wie die Südslawen Ungarns unter einem beinahe türkischen Joch schmachten. Und auch unmittelbare vitale Interessen der zukunftsreichen jungen Nationen in Südosteuropa leiden manchmal aufs allerschwerste unter der überlebten dualistischen Verfassung Oesterreich-Ungarns. Verhindert doch die schnöde Selbstsucht der magyarischen Agrarier schon sehr lange, daß Serbien befriedigende handelspolitische Beziehungen zu der großen Nachbarmonarchie erlangt. Eben sollen wieder zwischen Serbien und Oesterreich neue Verhandlungen beginnen; wer weiß, ob, wann und in welchem Grade sie zum Ziele führen?

Im Aprilheft führte ich aus, daß die morgenländische Staatskunst Oesterreichs strenger beurteilt wird, als sie es während der gegenwärtigen Orientkrisis verdient haben dürfte. Oesterreich zu einer großen orientalischen Macht zu erheben, ist ein Werk, das nicht von heute auf morgen zu ge-

Digitized by Google

schehen braucht. Die Wiener Hofburg steht da, mit der Patina der Jahrhunderte geschmückt; sie vermag Wind und Wetter auszuhalten und durch die Zeit nur zu gewinnen. Dennoch wird auf die Dauer unumgänglich sein, die auswärtige Politik der Monarchie von den magyarischen Ultras zu befreien. Da die letzteren einem Anwachsen des Gewichtes der Südslaven in Oesterreich-Ungarn fanatisch widerstreben, so würden sie in etwaigen durchschlagenden Erfolgen der k. u. k. Balkanpolitik, beispielsweise dem Zustandekommen einer föderativen Vereinigung mit österreichischer Spitze, eigene schwere Niederlagen erblicken müssen. Mit denjenigen Magyaren, welche zur gegebenen Stunde Ungarn und die ungarische Delegation beherrschen, Orientpolitik großen Stiles treiben zu wollen, würde auch für jeden anderen leitenden Staatsmann der Habsburgischen Monarchie als den Grafen Berchtold contradictio in adjecto sein. Daniels.

Bebel der Demagog.

Die Presse aller Parteien hat dem heimgegangenen Führer der Sozialdemokratie August Bebel so gut wie ohne Ausnahme freundliche Nachrufe gewidmet. Von der „Deutschen Tageszeitung" an bis zum „Vorwärts" waren die Betrachtungen auf einen so ähnlichen Ton gestimmt, daß nicht bloß dem Menschen Bebel ein freundliches Andenken auf allen Seiten gesichert erscheint, sondern selbst gewisse politische Rückschlüsse für das Wesen der Sozialdemoktratie sich daraus ziehen lassen: nämlich insofern in dem Nachruf des „Vorwärts" das eigentlich Sozialdemokratische garnicht die entscheidende Rolle spielte. Ich habe dem, was so in allen Zeitungen über die Herkunft, das Werden, das Talent und die Erfolge Bebels gesagt worden ist, nichts hinzuzufügen. Der allgemeinen Anerkennung seiner Persönlichkeit aber möchte ich doch einiges entgegenhalten. Nicht freilich irgendetwas Individuelles, was ihm zur Unehre gereichen könnte oder sollte, aber eine allgemeine Betrachtung über die Einschätzung, die diese demagogischen Naturen, denen wir in der Geschichte so häufig begegnen und von denen Bebel eine war, von Rechts wegen zuteil werden soll und darf.

Was ist der Unterschied zwischen einem Demagogen und einem Staatsmann? Eine unbedingt scharfe Grenze wird nicht zu ziehen sein. Alle bedeutenderen und auch die größten Staatsmänner, die mit der Gefolgschaft von Volksmassen zu rechnen hatten, haben ein Stück vom Demagogen an sich gehabt: Caesar, Gregor VII, Palmerston, Gladstone, Disraeli, Bismarck. Der tiefe, begriffliche Unterschied zwischen dem Demagogen und dem Staatsmann besteht dennoch. Thucydides hat ihn uns typisch dargestellt in den Bildern der beiden athenischen Volksführer Perikles und Kleon. Die beiden Porträts sind historisch wie begrifflich von unangreifbarer Wahrheit und allen klassisch Gebildeten bekannt. Nichtsdestoweniger ist der Typus des Demagogen Kleon für den Tagesgebrauch nicht zu verwerten, da das Bild

Digitized by Google

durch die Ueberlieferung schwer verunstaltet worden ist. Wir haben nicht nur das Porträt des Thucydides, sondern auch das Bild des Kleon in der Komödie des Aristophanes, und die traditionelle Auffassung hat sich gewöhnt, das eine Bild aus dem anderen zu ergänzen. Das ist aber grundfalsch. Das Bild, das Aristophanes gezeichnet hat, ist eine Karikatur der allergröbsten Art, vielfach das gerade Gegenteil der Wirklichkeit. Keinen Zug davon darf man zu ungunsten Kleons aufnehmen, im besonderen nicht den Vorwurf der Bestechlichkeit, mit dem die Griechen bei ihren bedeutenden Männern stets bei der Hand waren. Kleon war ein bürgerlich ehrbarer Mann, der als Beamter Sorge trug für die Ordnung der Staatsfinanzen, keine Scheu trug, sich Feinde zu machen, indem er Mißbräuche aufdeckte, auch seine eigenen Freunde nicht schonte und die Liederlichkeit der Junker mit strengen Worten geißelte. Dieser Mann aber war zugleich der Urtypus des Demagogen, der sein Volk zugrunde richtete. Er war der Führer der Kriegspartei in Athen, der schneidige Draufgänger, stets der Vertreter der energischsten Maßregeln, der Feind aller Lauheit und Halbheit — weshalb war er kein Staatsmann? Weil ihm das positive Ziel fehlte. Er sah immer nur die augenblicklich vorliegende Frage; aber er hatte nicht Gedanken und Verantwortungsgefühl genug, um auch zu überlegen, was hinterher kommen werde. In dieser Ueberlegung aber, wie das auch Bismarck einmal gesagt hat, steckt der eigentliche Politiker. Eine Politik, die rechtzeitig überlegt, was hinterher kommt, kann nicht immer das tun, was dem gemeinen Verstand als das augenblicklich Nützliche und Erreichbare erscheint; sie muß es daher auf sich nehmen, mit der öffentlichen Meinung, die sie doch leiten muß, zeitweilig in Widerspruch zu geraten: diesen Gegensatz siegreich zu überwinden, macht das eigentliche Wesen des wahrhaft großen Staatsmannes aus; hier entwickelt er seinen Charakter, hier wird er zu einer Persönlichkeit, die oft noch den Jahrhunderten und Jahrtausenden Probleme zu lösen aufgibt. Für den Demagogen gibt es solche Schwierigkeiten und solche Entwicklungen nicht. Wie er das tiefere Nachdenken scheut und sich von der Verantwortung für sein Gemeinwesen abwendet, so vermeidet er auch den Konflikt mit den Massen, der seiner eigenen Stellung gefährlich werden könnte und segelt als „unentwegter", „charaktervoller" Mann immer geradeaus.

Kleon ist der reinste Typus des welthistorischen Demagogen, weil er auch als leitender Staatsmann der Demagog blieb, der er schon in der Opposition gegen Perikles gewesen war*). Das wird sich nicht so leicht wiederholen. Demagogische Naturen, die zu leitenden Staatsstellungen kommen, nehmen immer mehr oder weniger real-politische Züge an, während auch der wirkliche Staatsmann gewisser demagogischer Künste oft nicht ganz entbehren

*) Ich habe diese Auffassung Kleons quellenmäßig begründet in einem Anhang zu meiner Schrift „Die Strategie des Perikles, erläutert durch die Strategie Friedrichs des Großen. 1890. Vergl. dazu über Sphakteria die 2. Auflage meiner Geschichte der Kriegskunst, Bd. I.

Digitized by Google

kann. So bilden sich die mannigfachsten Uebergangsbilder. Besonders bei modernen französischen Ministern sind sie heute zu beobachten. Nicht viel mehr als einen bloßen Demagogen möchte ich in Gambetta sehen. Bei Disraeli und Gladstone möchte man zweifeln, ob man sie mehr als Demagogen oder als Staatsmänner ansehen soll. Für das moderne Deutschland ist es charakteristisch, daß die Demagogen in der unendlich glücklichen Lage sind, nicht fürchten zu brauchen, plötzlich als Minister selber praktische Politik machen zu müssen. Damit fällt aber ein Hauptvergleichspunkt zwischen Kleon auf der einen und Richter und Bebel auf der anderen Seite fort. Richter und Bebel konnten sich so einrichten, daß sie immer in der Opposition blieben; von der letzten großen Verantwortung für das Geschick des Staates blieben sie frei. Der Fluch der Geschichte, der auf dem Namen Kleon lastet, konnte sie nicht treffen, und so ist es gekommen, daß bei ihrem Abscheiden auch die Gegner ganz freundlich von ihnen sprechen konnten. Aber nicht die bürgerliche Ehrbarkeit ist es, die Volksbeliebtheit und das Talent, was ihnen das freundlichere Andenken als dem athenischen Artgenossen geschaffen hat, denn alle jene Eigenschaften hatte Kleon auch. Der Unterschied liegt allein in der Politik, die die Mängel in Kleons Charakter zum Verderben werden ließ für sein Volk, während dieselben Mängel in unseren deutschen Zeitgenossen dank der Festigkeit unserer Verfassung uns nichts haben anhaben können. Bebel schwur, daß, wenn es einmal die Verteidigung Deutschlands gegen die Russen gelte, er selbst das Gewehr auf den Buckel nehmen werde; gleichzeitig aber verweigerte er der Armee die Anschaffung von Waffen und Munition. Daß die Gewehre, die man im Kriege auf den Buckel nehmen will, vorher im Frieden fabriziert werden müssen, so weit reichte sein Nachdenken nicht. Aber da Andere die Last, für das Vaterland zu sorgen, auf sich genommen haben, so sind wir vorläufig noch gegen Rußland gesichert.

Für zukünftige Historiker wird es einmal interessant sein, die beiden eminentesten Demagogen unserer Zeit untereinander zu vergleichen. Einiges läßt sich wohl schon heute feststellen. Bebel hat vielen Leuten wohl noch für gefährlicher gegolten als Richter; trotzdem war er persönlich bei den meisten nicht eigentlich verhaßt. Von mir selbst kann ich sagen, daß mir Richter von je noch unendlich viel unsympathischer gewesen ist als Bebel. Das rührte daher, daß Bebel doch viel mehr vom Idealisten an sich hatte als Richter. Bebel glaubte wirklich an seinen Zukunftsstaat. Das Bild dieses Zukunftsstaates war zwar ein sehr konfuses; aber beschränkten Geistes, wie der Prophet war, merkte er das selbst nicht so. Er glaubte das Einzelne dieses Zukunftsstaates der Zukunft überlassen zu können und arbeitete mit unglaublicher Hingabe an dem Aufbau seiner Partei. Was soll man sagen, wenn man in seinem in mehr als 50 Auflagen erschienenen Buche „Die Frau“ liest (Kap. 26), wie er das Problem der wissenschaftlichen Forschung im Zukunftsstaat lösen will? „Jedem, der Tüchtiges leistet, soll Gelegenheit geboten werden, sich zu beteiligen; nicht mehr von der

Digitized by Google

Gunst des Buchhändlers, den Geldinteressen, dem Vorurteil wird er abhängen, sondern von der Beurteilung unparteiischer Sachverständiger, die er selbst mitbestimmt und vor deren ihm nicht zusagender Entscheidung er jederzeit an die Gesamtheit appellieren kann." Man denke! Die Gesamtheit entscheidet.

Zunächst handelt es sich darum, nach was für Kennzeichen die Gesamtheit, sei es des deutschen Volkes, sei es der internationalen Völkergemeinschaft, dem Einzelnen Zeit und Mittel zur Forschung oder zur Ausübung einer Kunst zuerkennt; des weiteren, ob ein fertig ausgearbeitetes Werk (da es keine Privatdruckereien mehr gibt) gedruckt oder sonstwie ausgeführt werden soll oder nicht. Einen etwa ablehnenden Bescheid der Sachverständigen werden die Autoren vermutlich meist als ungerechtfertigt befinden und wieder an die Gesamtheit gehen, die nun also, falls sie sich nicht ohne weiteres auf das Urteil der Sachverständigen verlassen will, das Manuskript zu studieren oder die Entwürfe zu beurteilen hat. Unter einigen hundert, vielleicht auch einigen tausend Fällen täglich wird es dabei nicht abgehen. Was ist dazu zu sagen? Nun, man lächelt über den großen Volksmann, der 500 Seiten lauter derartiger Zukunftsideale vorträgt; man macht sich vielleicht auch etwas lustig über die 50 Auflagen, die das Volk von diesem Buche gekauft hat, aber man kann dem Autor doch eigentlich nicht gram sein; er kann nichts dafür, wie der Berliner sagt. Niemals hat Eugen Richter solche Nebelbilder in die Welt gesetzt. Er war viel zu gescheut dafür. Mit beiden Beinen stand er fest in der Wirklichkeit. Aber eben darum ist er um so unsympathischer. Sein ganzes Wesen erschöpft sich in der Opposition, in der Negation, in der Kritik. Er ist der Ausbund der Nörgelei im großen Stil. Auch Bebels praktische Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten war ja nichts weiter als Kritik. Darin sind sich beide gleich. Das ist auch für beide ihr historischer Rechtsboden; denn wer will leugnen, daß sie in der Kritik häufig genug den Nagel auf den Kopf getroffen und dadurch auch hier und da Gutes geschaffen haben? Aber bei Bebel war der Nährboden seiner Kritik des Bestehenden ein Zukunftsideal, ein Märchen, an das er mit kindlicher Inbrunst wirklich glaubte. Richter war der Vertreter einer Partei, die ihre große Zeit bereits hinter sich hatte. Der Liberalismus hatte sich gespalten; ein Teil hatte sich dem großen Staatsmann der Epoche in freier Verbindung angeschlossen und neue politische Gestaltungen von unendlicher Fruchtbarkeit und unendlichem Segen für das deutsche Volk geschaffen. Ein Bruchteil aber hielt sich mißmutig zurück, predigte unentwegt veraltete Doktrinen und kritisierte. Solange Bismarck lebte, kann man vielleicht sagen, daß die ungeheure Kraft seiner Persönlichkeit mit den jeder großen Individualität anhaftenden Einseitigkeiten und Härten mit einer gewissen Notwendigkeit einen Gegenspieler in der Art Eugen Richters auf den Plan bringen mußte. Nach dem Abgang Bismarcks aber zeigte sich, daß Richter wirklich kein Staatsmann, sondern ein bloßer Kritiker und Demagoge war. Die entscheidende

Digitized by Google

Handlung seines Lebens, an der er gemessen werden muß, ist, daß er im Jahre 1892 das Angebot Caprivis, sich mit ihm auf Grund der zweijährigen Dienstzeit über die Militärforderungen zu vertragen, ablehnte. Es erfolgte die Auflösung und die Niederlage der freisinnigen Partei, von der sie sich bis auf den heutigen Tag nicht erholt hat. Wie anders, wenn diese Partei die Stellung zu den Wehrfragen, die sie heute einnimmt, bereits im Jahre 1892 genommen hätte! Es ist die reine Ironie, wenn die Freisinnigen heute beabsichtigen, ihrem großen Führer ein Denkmal zu setzen, statt sich öffentlich dazu zu bekennen, daß sie sich glücklich von den verkehrten Prinzipien seiner Politik freigemacht hätten.

Auch über Bebel wird ja dasselbe Gericht einmal hereinbrechen. Unmöglich kann die Partei mit ihren 111 Mitgliedern für alle Zeit sitzen und auf den Zukunftsstaat warten, oder sich bestenfalls an der Bekämpfung des Dreiklassenwahlrechts in Preußen abhaspeln. Denn an die internationale Revolution, an den großen Kladderadatsch, den Bebel ja ursprünglich noch zu erleben erhoffte und auf das Jahr 1898 festsetzte, hatte er wohl schon selber den Glauben verloren. Die sozialdemokratische Partei wird unzweifelhaft auch einmal vor Entscheidungen gestellt werden, wie die deutsche Fortschrittspartei im Jahre 1866 oder die freisinnige im Jahre 1892. Aber eben, daß das erst in der Zukunft liegt, gibt wieder den Unterschied zwischen Bebel und Richter. Sicherlich gibt es schon heute unter den Sozialdemokraten sehr Viele, die der Meinung sind, daß die Partei längst hätte zu einer positiven Politik übergehen sollen und daß es Bebels Fehler war, das nicht getan, es vielleicht verhindert zu haben. Aber das sind doch nur Möglichkeitserwägungen und man kann es bezweifeln, ob der historische Moment für die sozialdemokratische Partei bei uns wirklich schon einmal dagewesen ist. Bebels Andenken kann daher niemals so belastet werden, wie dasjenige Richters mit der Entscheidung von 1892. Richter lebt fort als der zwar sehr bedeutende Führer, hochbegabte Parlamentarier und Debatter, aber auch als Totengräber seiner Partei. Bebel hat umgekehrt eine neue Partei aufgebaut. Es kommt darauf an, ob er Nachfolger findet, die nun, indem sie seine unbrauchbaren Doktrinen entschlossen abstreifen, aus der ungeheuren Macht, die er wesentlich mit aufgetürmt, etwas Fruchtbringendes zu gestalten imstande sein werden.

Wie anders als diese Beiden steht doch Ludwig Windthorst in der Geschichte da! Auch das Zentrum hat sicherlich seine Demagogie, aber es hatte zugleich einen Führer, der mit dem Geist des echten Politikers begnadet war.

Heute sind alle unsere Parteien mehr oder weniger demagogich fundamentiert. Halten wir darauf, daß wie bisher in diesen 50 Jahren die Führer solcher Parteien in ihren Schranken gehalten, nie zur direkten Ausübung der Macht zugelassen werden, sondern nur in einer freien Mitwirkung und kontrollierenden Kritik an der Regierung teilnehmen.

22. 8. 13. Delbrück.

Digitized by Google

Neue Deutschenhetze in Ungarn. — Der stille Schulkrieg in Oesterreich.

Die leider noch vielfach vorhandene Interesselosigkeit des deutschen Publikums gegenüber den Brüdern jenseits der Leitha wird in ihrer Wirkung neuerdings wieder einigermaßen ausgeglichen durch die Bemühungen der ungarischen Regierung selbst; sie ist wieder fleißig daran, die deutsche Frage in Ungarn kräftig zu aktualisieren, indem sie die deutschen Führer in Süd- und Westungarn mit Prozessen aller Art förmlich überschüttet. Da ist also wieder einmal von oben die Parole ausgegeben worden, die Deutschen mürbe zu machen. Unter den lächerlichsten Vorwänden geht man gegen einzelne Persönlichkeiten vor und sucht ihnen die materielle Existenz in Ungarn unmöglich zu machen; dazu eignet sich aber nichts besser als der politischen Preßprozesse Schraube ohne Ende. Die Männer der Regierung hätten ja bis jetzt längst sehen können, daß diese Methode zum gewünschten Ziel nicht führt. Wohl kann einzelnen Männern das allzuteure Vaterland so verekelt werden, daß sie endlich den Staub von den Füßen schütteln und notgedrungenermaßen in der Welt Umschau halten, ob wirklich extra Hungariam non est vita, aber die entstandenen Lücken werden, wie die Erfahrung der letzten zehn Jahre lehrt, immer sofort wieder ausgefüllt, die unfreiwilligen Emigranten dagegen haben nun, Dank der Fürsorge der ungarischen Regierung, freie Hand, um ohne die in der alten Heimat gewohnte Mitwirkung preßpolizeilicher Zensur das Ausland genauer darüber zu unterrichten, was in Ungarn vorgeht und wie stark auch das übrige Europa an diesen Vorgängen und ihrer Rückwirkung auf die äußere Politik interessiert ist. Am Königreich Rumänien hat man ja eben ein sprechendes Beispiel dafür erlebt; die Magyaren wissen es am besten, warum dieser Staat so demonstrativ von Oesterreich-Ungarn abgerückt ist, aber sie sind noch recht weit davon entfernt, ihren Fehler zu bekennen und vernünftige Folgerungen daraus zu ziehen. Die Völkerverhetzung wird jetzt auch innerhalb der Schulen mit Hochdruck betrieben. Das Magnatenhausmitglied Eugen v. Rakosi ist jetzt dabei, im ganzen Lande einen „Verein zur Bekämpfung der Nationalitäten" zu organisieren, dessen tätigste Mitarbeiter die Schüler der höheren Lehranstalten sein sollen; ihnen wird die Aufgabe zugewiesen, überall, wo in ihrem Kreise „nationalistische Regungen" bemerkt werden, die moralischen Urheber auszukundschaften und sie bei der Hauptleitung des Vereins zur Anzeige zu bringen. Also eine großangelegte Erziehungsstätte für politisches Spitzeltum! Und das Protektorat über diesen sauberen Jugendbund wird dem Kultusminister v. Jankowich angetragen, demselben Minister, der vor kurzem im Abgeordnetenhaus sich für den engeren Anschluß an „die germanische Kultur" und für intensivere Pflege des deutschen Unterrichts in den höheren Schulen Ungarns ausgesprochen hat. Wenn er

Digitized by Google

sich nicht der Doppelzüngigkeit schuldig machen will, wird er doch wohl die ihm zugedachte Ehre dankend ablehnen müssen.

Wohin diese kurzsichtige Politik führen muß, hat der in der letzten Korrespondenz der „Preußischen Jahrbücher" erwähnte magyarische Soziologe Dr. Oskar Jaszi in seinem Werke „Die Ausgestaltung der Nationalstaaten und die Nationalitätenfrage", von dem auch eine deutsche Ausgabe erscheinen soll, veranschaulicht; er sagt seinen Landsleuten, die Zwangsmagyarisierung zeitige: 1. eine Demoralisierung der herrschenden Nation; 2. die Einigung der bedrückten Völker und die Aufhebung der Klassenunterschiede; 3. sie hindere nicht nur den wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt der bedrückten Nationalitäten, sondern werfe auch das ganze Land in seiner Entwicklung zurück.

In demselben Werke wird auch, auf Grund einer magyarischen statistischen Aufstellung, in Erinnerung gebracht, daß das Magyarentum während der letzten 50 Jahre 261 Ortschaften gewonnen habe und 465 verloren. Nie ist aber für die Magyarisierung von Amts wegen mehr getan worden als eben in diesem letzten halben Jahrhundert!

* * *

Was deutsche Selbsthilfe vermag, gerade wenn sie sich in den Dienst der Schule stellt, beweisen die Volksgenossen in Oesterreich. Die Rosegger-Stiftung hat nun schon die dritte Million erreicht, und daneben arbeiten noch so und so viele Schutzvereine. Die Tschechen sind allerdings auch nicht müßig; ihr Schulverein hat in den letzten 32 Jahren über 18 Millionen Kronen für tschechische Schulen aufgewendet. Das ist ein stiller und ernster Krieg, durch dessen Ausgang schließlich das Schicksal des ostmärkischen Deutschtums in erster Linie entschieden werden wird. Lutz Korodi.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Aathal, Werner v. — Suka-Bumi Estate, Novelle aus dem Tabakpflanzerleben. 5 Mk. Berlin-Leipzig 1913. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand.

Allard, Emmy. — Friedrich der Grosse in der Literatur Frankreichs mit einem Ausblick auf Italien und Spanien. Dissertation Berlin 1913. Verlag Max Niemeyer, Halle a. S.

Les annales des Nationalités. — Bulletin de l'union des nationalités. Numéros consacrés à l'étude de la Lituanie et de la Lettonie. Prix de l'abonnement: France 10 frcs. Etranger 12 frcs. Le numéro: 2 fr. 25. Redaction et administration 41, Boulevard des Batignolles, Paris.

Die Ansiedelung von Europäern in den Tropen. — Abgeordneter M. S. Evans, Reg.-Rat Dr. Hardy, Dr. Karstedt: Natal, Rhodesien, Britisch-Ostafrika. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Band 147, III. Teil. Verlag Dunker & Humblot, München-Leipzig 1913.

Ballod, Dr. C. — Grundriss der Statistik. br. 9,50, geb. Mk. 10,—. Berlin, J. Guttenberg.

Bapst Germain. — La bataille de Saint-Privat, avec cartes. Paris 1913. Librairie Plon Rue Garancière 6/8.

Belloc H. and Chesterton C. — The Party System. London, Howard Latimer Ltd. 1913.

Bernsmann, August Walter. — Des Lebens buntes Spiel. Berlin-Leipzig 1913. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Bernhard, Dr. Marg. — Die rechtliche und wirtschaftliche Lage der höheren Privatmädchenschulen in Preussen. Mk. 1,80. Leipzig, B. G. Teubner.

Digitized by Google

Bücher, B. — Staatsbeamtenrecht im Königreich Sachsen. Mk. 1,60. Leipzig, B. G. Teubner.
Brunier, J. W. — Minnesang. Aus Natur und Geisteswelt Bd. 404. Mk. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
Carlyle Thomas. — Helden und Heldenverehrung, brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3,50. Jena. Eugen Diederichs Verlag.
Carnegie Endowment. — International Peace, Year-Book for 1912. Washington 1913.
Cromer, Else. — Die moderne Jüdin, brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—. Berlin. Axel Junker Verlag.
Eitle, Dr. Ephorus, J. — Der Unterricht in den einstigen württembergischen Klosterschulen von 1556—1806. III. Beiheft zu der „Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts". Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
Fischer, Professor A. — Mehr Praxis als Reform unserer Bildung. Leipzig-Berlin, Jul. Klinkhardt.
Fischer, Th. — Mittelmeerbilder, brosch. Mk. 7.—, gebd. Mk. 8.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Fittbogen, G. — Das Deutschtum im Ausland in unseren Schulen. Mk. 0.80. Leipzig, B. G. Teubner.
Flitner, Willy. — August Ludwig Hülsen und der Bund der freien Männer, Mk. 3.—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Forst-Battaglia. — Genealogie. Mk. 1.80. Leipzig, B. G. Teubner.
Friis, Aage. — Bernstorffsche Papiere. Auswärtige Briefe und Aufzeichnungen, die Familie Bernstorff betreffend 1732—1835. III. Band. Gyldendalske Boghandel Kopenhagen.
Spargo, John. — Karl Marx. Preis Mk. 9.—, gebd. Mk. 10.—. Leipzig, Felix Meiner.
Der Staatsbürger. — Halbmonatsschrift für politische Bildung. Herausgegeben von Professor Dr. Hans Dorn, in Verbindung mit Oberstudienrat Dr. Georg Kerschensteiner. Verlag E. H. Moritz, Stuttgart. 4. Jahrgang (jährlich 24 Hefte und eine Buchbeigabe). Vierteljährlich 2 Mk. Heft 1—4.
Stähler, Hanns. — Geschichte Esslingens bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Dissertation. Berlin 1913. Druck von Kohlhammer in Stuttgart.
Stein, Konrad. — Die Entwicklung der Frage nach der Qualität der Menschen in der Volkswirtschaftslehre. Dissertation. Tübingen 1913.
Steinhausen, Prof. Dr. Georg. — Geschichte der deutschen Kultur. Bd. I. Mk. 10.—.
Stille, Dr. G. Sanitätsrat. — Der Kampf um das Judentum. Achte Auflage. Preis Mk. 2.—. Verlag der deutschnationalen Buchhandlung Hamburg.
Stimmen aus Nordschleswig. — Lose Blätter zur Vertretung Deutscher Friedensarbeit in der Nordmark. Heft 10, Preis 80 Pfg. Berlin-Steglitz, B. Behrs Verlag.
v. Strauss & Torney. — Aus der Chronik niederdeutscher Städte. Geh. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.50 Stuttgart, Frank'sche Verlagsbuchhandlung.
Stromberg, Karl. — Bekenntnisse eines Pastors, brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—. Berlin. Concordia, Deutsche Verlagsbuchhandlung.
Ströle, Dr. Albrecht. — Carlyles Sartor Resartus. Mk. 1.20. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Stübe, Dr. R. — Lao-tse. brosch. Mk. 0.50, gebd. Mk. 0.80. Religionsgeschichtliche Volksbücher, III. Reihe, Bd. 16. Tübingen, J. C. B. Mohr
—„— Confucius, Religionsgeschichtliche Volksbücher, III. Reihe, Bd. 15. Mk. 0,50, gebd. Mk. 0.80. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Suchier-Birch, Hirschfeld. — Geschichte der frans. Literaturgeschichte. 2. Aufl., Bd. I. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Sütterlin, Dr. L. — Werden und Wesen der Sprache, geh. Mk. 3.20, gebd. Mk. 3.80. Leipzig, Quelle & Meyer.
Tauler, Joh. — Predigten I/II, brosch. Mk. 10.—, gebd. Mk. 18.—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Die Tat. — Monatsschrift, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft Mk. 0.80. Eugen Diederichs, Jena.
Thamm, Prof. Dr. M. — Geschichte der brandenburgisch-preussischen Staaten. Sammlung Göschen N. 600. Mk. 0.80 Berlin, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung.
Thom, Andr. — Lindeleid. Das Kind und die Leute, Erzählung, geh. Mk. 3.50, gebd. Mk. 4.50. Frankfurt a. M., Rütten & Löning.
Thoma, Ludwig. — Das Säuglingsheim. Eine Burleske, geh. Mk. 1.—. kart. Mk. 1.50. Verlag Albert Langen, München 1913.
Thule V. — Brosch. Mk. 5.—, gebd. Mk. 6.50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
—„— Altnordische Dichtung und Prosa, Felix Niedner, Islands Kultur zur Wikinger Zeit, brosch. Mk. 4.50, gebd. Mk. 6,—. Jena. Eugen Diederichs Verlag.
—„— XII. — Brosch. Mk. 3.50. gebd. Mk. 5.— Jena. Eugen Diederichs Verlag,
—„— XIII. — Brosch. Mk. 5.—, gebd. Mk. 6.50. Grönländer und Füringer Geschichten. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Treitschke, Heinrich von. — 1813, gebd. Mk. 2.—. Leipzig, S. Hirzel.
Trinkwalter, L. — Ausländische Kultur- und Nutzpflanzen, brosch. Mk. 1.80, gebd. Mk. 2.40. Leipzig, Quelle & Meyer.
Vaerting, Mari-. — Max Theermanns erste Liebe. Roman, geh. Mk. 4,—, in Leinen Mk. 5.—. Verlag Albert Langen, München 1913.
Vaterländische Bilderbücher. — Bismarck. Mk 1.—. Mainz, Jos. Scholz.
Verhandlungen des dritten deutschen Jugendgerichtstages, brosch. Mk. 3.—. Leipzig B. G. Teubner.
Vocchting. — Ueber den amerikanischen Frauenkult. Mk. 2.—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Digitized by Google

Volkmann. — Bewegungslehre, Heft 14/18. Friedrich Huth's Verlag, Charlottenburg 4.
Wagemann, Arnold. — Geist des deutschen Rechts, Mk. 2.50 Jena, Gustav Fischer.
Walther, Andr. — Die Ursprünge der deutschen Behörden-Organisation im Zeitalter Maximilians I. Stuttgart und Berlin 1918, Verlag von W. Kohlhammer.
Walzel, O. — Friedrich Hebbel und seine Dramen. Mk. 1.25. Aus Natur und Geisteswelt. Band 408. Leipzig, B. G. Teubner.
Wasow, J. — Borislaw, Mk. 2.50. Autorisierte Uebersetzung aus dem Bulgarischen von J. Zobel. Dresden, „Die Sonne" Belletristische Verlagsanstalt.
Watzlik, H. — Im Ring des Ossers, broschiert Mk. 3.—. gebunden Mk. 4.—. Leipzig, L. Staackmann.
Weck, Gustav. — Jahrhundertfeier. Neue Vaterländische Dichtungen. reis 60 Pfg. Breslau 1913, Ferdinand Hirt.
Wegeleben, Theodor. — Die Rangordnung der römischen Centurionen. Dissertation Berlin 1913. Verlag W. Weber, Berlin.
Wegner, Paul. — Die mittelalterliche Flussschiffahrt im Wesergebiet (Teil C, Kap. 1, b und c). Dissertation, Berlin 1913.
Weides, Dr. jur. H. — Die zivilrechtliche Haftung der Zeitung für falsche Nachrichten, Mk. 1.40. Paderborn, Ferdinand Schöningk.
Weiss, Franz. — Grundfragen unserer Fleischversorgung, Mk. 1.—. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.
Welt des Islams. — Zeitschrift der deutschen Gesellschaft für Islamkunde. Herausgegeben von Dr. Georg Kampffmeyer. Band 1, Heft 1. Mit Bibliographie No. 1—52. Berlin 1913, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).
Weltwirtsch. Archiv. I. Band komplett in 2 Heften, Mk. 20.—. Jena, Gustav Fischer.
Wentscher, E. — Grundzüge der Ethik, Mk 1.25. Aus Natur und Geisteswelt Bd. 397. Leipzig, B. G Teubner.
Werner, E. M. — Hebbel, Mk. 4.80. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Whitman, Sidney. — Deutsche Erinnerungen. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.
Wicksteed, Th. H. — Zeitlichkeits- und Ewigkeitsreligion. Mk. 0.60. Göttingen, Vandenhoeck, Ruprecht.
Weyr, Dr. Fr. — Rahmengesetze. Studien aus dem Oesterreichischen Verfassungsrechte. Mk. 2.40. Wiener Staatswissensch. Studien. XI. Band, Heft 3. Leipzig-Wien, Franz Deuticke.
Wille, Otto. — Shakespeares Dramen. Wiedergeboren aus dem Geiste der Musik. 1. Viel Lärm um nichts. Leipzig, Otto Wille 1913.
Wilbrandt, R. — Als Nationalökonom um die Welt, gebd. Mk. 2.—. Jena, Eugen Diederichs, Verlag.
Witkowski, G. — Das deutsche Drama. Mk. 1.25. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 51. Leipzig, B G. Teubner.
Wobbermin, Georg. — Dr. Phil. et Theol, Professor an der Univers. Breslau. Zum Streit um die Religions-Psychologie. Preis Mark 2.—. Berlin-Schöneberg 1913. Protestantischer Schriftenvertrieb.
Wohnlich, Dr. O. — Tiecks Einfluss auf Immermann, besonders auf seine epische Produktion, Sprache und Dichtung, Heft 11. Mk. 3.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Wolzogen, E. v. — Eine fürstliche Maulschelle. Preis Mark 2.—. Berlin-Grunewald, F. Fontane & Co.
v. Zastrow, C. & D., Steinmann Th. — Die Geheim-Religion der Gebildeten. Mk. 1.—. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht.
Zebegeny-Gründorf, Wilhelm Ritter v. — Memoiren eines österreichischen Generalstäblers 1832—1866. Verlag Robert Lutz, Stuttgart.
Zorn, Th. — Reichsverfassung, brosch Mk. 1.—, gebd. Mk. 1.25. Wissenschaft und Bildung, Bd. 10. Leipzig, Quelle & Meyer.
Das Zuwachssteuergesetz. Mk. 0.40. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.

August, R. — Bismarck und Leopold v. Gerlach. Mk. 3.—, gebd. Mk. 3.50. Leipzig, Quelle & Meyer.
Baranowsky, Tugan. — Soziale Theorie der Verteilung, Mk. 2.80. Berlin, Jul. Springer.
Barth, Dr. G. K. — Der Lützower und Pestalozzianer W. H. Ackermann und Auerbach I. V. Mk. 2.80. Lehrer an der Musterschule in Frankfurt a. O. Leipzig, B. G. Teubner.
Bauer, Karl. — Charakterköpfe aus Deutschlands grosser Zeit. 16 Federzeichnungen, Mk. 3.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Bericht über die Wirksamkeit des unter dem Allerhöchsten Protektorate Sr. Majestät des Kaisers und König Wilhelm II. stehenden Vereins zur Besserung der Strafgefangenen im Jahre 1911. Berlin, Druckerei des Zellengefängnisses Moabit.
Beth, Karl. — Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion, brosch. 5.50, gebd. Mk. 6.—. Leipzig, Quelle & Meyer.
Boerner, Aug. — Kölner Tabakhandel, gebd. Mk. 6.—. Essen, G. D. Baedeker.
Bouché, W. — Geschichte der Peruginer Malerei. Preis Mk. 16.—, gebd. Mk. 19.—. Berlin, Bruno Cassierer.
Brandt, Otto. — Amerikabriefe. Düsseldorf, Verlag der Düsseldorfer Zeitung.
Braun, Dr. Heinrich. — Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung. II. Band, fünftes und sechstes Heft. Berlin 1913, Verlag von Julius Springer.
Buber, Martin. — Daniel, Gespräche von der Verwirklichung, gen. Mk. 5.—, Halbleder Mk. 5.—. Insel-Verlag, Leipzig 1913.
Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln. — Aus dem Jüdisch-Deutschen übersetzt, mit Erläuterungen versehen und herausgegeben von Herrn Dr. Alfred Feilchenfeld. Jüdischer Verlag, Berlin 1913. Preis Mk. 4.— gebd.

Digitized by Google

Bürger-Lichterfelde, Curt. — Deutschtum und Judentum. Preis 75 Pfg. Berlin 1913, Verein zur Abwehr des Antisemitismus.
Diercks, Dr. G. — Das moderne Portugal, brosch. Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.50. Berlin, Hermann Paetel.
Doehler, Gottfried. — Lyrische Ernte, gbd. 3 Mk. F. A. Barthel, Verlag, Leipzig 1913.
Dünnebier, Dr. Hans. — Gottfried Keller und Ludwig Feuerbach. Zürich, „Weltensegler", Franz Ketner.

Ehrler, Hans Heinrich. — Frühlingslieder. Verlag Albert Langen, München.
Eisler, Dr. Rudolf. — Handwörterbuch der Philosophie. Lfg. 1, 1913. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Berlin SW. 68, Kochstrasse 68—71.
Ente, Em. — Der Trampel. Die Geschichte eines zielbewussten Mädchens. Verlag Albert Langen, München.
Erzberger, M., M. d. R. — Der Wehrbeitrag 1913. Finanzwirtschaftliche Zeitfragen, 2. Heft. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart 1913.

Dr. Eschle. — Katechismus für Helferinnen vom Roten Kreuz. Mk. 0.70. München. Verlag der Aerztlichen Rundschau.

Gänzel, Fr. V. — Cortez und die Azteken. Bd. I/II. Brosch. Mk. 6.—, gebd. Mk. 8.—. Dresden „Die Sonne", Belletristische Verlagsanstalt.
Handbuch der Kunstwissenschaft. — Herausgegeben von Dr. Fritz Burger. Erste Lieferung. Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H.
Hartmann, Dr. L. — Ein Kapitel vom spätantiken und frühmittelalterlichen Staate. Brosch. Mk. 2. —. Stuttgart, W. Kohlhammer.
Hess, A. — Die Sünden im deutschen Buchhandel. Mk. 0.50. Stuttgart, J. Hess.
Hirschfeld, Georg. — Onkel und Tante Vantee, Roman. Mk. 4.—. Berlin, Verlag Gebr. Paetel.
Jahresbericht der Handelskammer zu Berlin. — II. Teil. Bericht über die wirtschaftliche Lage. Berlin, H. S. Hermann.
Jastrow, Prof. Dr. J. — Was ist „Arbeiterschutz"? Berlin u. Leipzig 1913. Dr. Walter Rothschild.

Jastrow. — Textbücher zu Studien über Wirtschaft und Staat. Bd. III. Adam Smith, Gebd. Mk. 3.—. Berlin, Georg Reimer.
Infessura. — Römisches Tagebuch. Brosch. Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.20. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Kallenberg, S. G. — Musikalische Kompositionsformen. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 412. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Keyserling, Graf Hermann. — Kulturprobleme des Orients und des Okzidents. Mk. 1.—, Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Kindermann, Prof. Dr. Karl. — Zur Persönlichkeit. Brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—. Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz.
Koch, Dr. Julius — Römische Geschichte. Bd. I: Königszeit und Republik, Bd. II: Die Kaiserzeit bis zum Untergang des Weströmischen Reiches. Samml. Göschen No. 19 und 677. Jede Nummer in Leinwand Mk. 0.90. G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. Berlin u. Leipzig 1913.

Der preussische Kommunalbeamte. — Mk. 0.40. M.-Gladbach. Volksvereins-Verlag.
Köhler, Paul. — Der Begriff der Repräsentation bei Leibniz. Mk. 3.20. Bern, A. Franke.
Kohler, J. — Moderne Rechtsprobleme. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 128. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Kraus, Dr. Phil. Wolfgang. — Die Strategie des Erzherzogs Carl im Jahre 1796 mit besonderer Berücksichtigung der Schlacht bei Würzburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Kriegskunst. Berlin 1913. Georg Nauck (Fritz Rühe).
Kuberka, Dr. F. — Ueber das Wesen der politischen Systeme in der Geschichte. Mk. 2.40. Heidelberg, Carl Winter's Univers.-Buchhandlg.
Kurs, Hermann. — Sie tanzen Ringel-Ringel-Reihn. Roman. Geh. Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—. Stuttgart und Berlin 1913, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
*** * *.** — Deutsche Weltpolitik und kein Krieg. Berlin 1913. Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht.
*** * *.** — Krieg — mobil! 19.. Zweite Auflage. Johannes Baum Verlag, Berlin W. 30.
Kulemann, W. — Berufsvereine. Bd. 4/6. Brosch. Mk. 30.—, gebd. Mk. 34.—. Berlin, Leonhard Simson Nachf.

Kultur der Gegenwart. — Herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil IV, Bd. 12 des Gesamtwerkes. Technik des Kriegswesens. Geh. Mk. 24.—, in Leinwand Mk. 26.—. in Halbfranz Mk. 28.—. B. G. Teubner, Berlin und Leipzig 1913.
Lehne, Fr. — Gräfin Lassbergs Enkelin. Roman. Geh. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3,—. Chemnitz 1913. H. Thümmler's Verlag.

Lohmeyer, W. — Die Dramaturgie der Massen. Brosch. Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.—. Berlin. Schuster & Loeffler.
Lutz, Dr. H. — Geschichte Süd Amerikas. II. Sammlung Göschen, No. 672. Mk. 0.90. Berlin und Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhdlg
Maeterlinck, M. — Vom Tode. Brosch. Mk. 2.50, gebd. Mk. 3.50. Jena, Eugen Diederich's Verlag.
Marek, Ottokar Stauf von der. — Wir Deutsch-Oesterreicher. Wien 1913. Verlag von H. Feige & Co.

Meisner, Heinrich. — Die Lehre vom monarchischen Prinzip in der französischen und deutschen Verfassungsgeschichte, vornehmlich im Zeitalter der Restauration und des Deutschen Bundes. Abschnitt 4, II. Dissertation, Berlin 1913.
Merkl, Kaspar Ludwig. — Der Gutsbesitzer von Holderau. Roman. Geh. Mk. 2.—, Pappband Mk. 3.—. Albert Langen, München 1913.

Digitized by Google

Meyer-Rotermund, Kurt. — Der Rausch der Jugend. Schauspiel in 3 Akten. Preis Mk. 1.50. Wolfenbüttel 1913, Heckner's Verlag.

Mitscherlich, W. — Die Ausbreitung der Polen in Preussen. Brosch. Mk. 8.—, gebd. Mk. 9.20. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Moeller, van der Bruck. — Italienische Schönheit. München 1913. R. Piper & Co Verlag.

Morsch, H. — Das höhere Lehramt in Deutschland und Oesterreich. Brosch. Mk. 3.60, gebd. Mk. 4.—. Leipzig, G. B. Teubner.

Müller, Joh. — Wegweiser. Mk. 4.50. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg.

Müller, Joh. — Hemmungen des Lebens. Mk. 3.—. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

v. der Osten-Sacken, Frhr. Ottomar. — Kaiser Wilhelm II. und sein Heer 1888—1913. Eine Gedenkschrift zum 25jährigen Regierungs-Jubiläum unseres Kaisers. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Pollack, Walter. — Der systematische Aufbau und die Technik der Mundbussenbestimmungen im Ediotus Rothari. Dissertation. Berlin 1913.

Poppe, Theod. — Hebbels Briefe. Mk. 4.—. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Porsenna N. et Manolesco Serge. — Interdépendance des facteurs sociaux. Prix 3 frcs. Etablissement d'arts graphiques „Geogres Jonesco" Rue de l'Académie 30, Bucarest 1913.

Prölls, Karl. — Vermächtnis, Gedichte und Denksprüche. Berlin 1913. Thormann & Goetsch.

Rahe, John E. — Von alten hamburgischen Speichern und ihren Leuten. Quickborn-Bücher, Bd. 2. Preis Mk. 0.50. Verlegt von Alfred Janssen in Hamburg.

Radbruch, G. — Einführung in die Rechtswissenschaft. Wissenschaft und Bildung. Bd. 79. Geh. Mk. 1.—, gebd. Mk. 1.25. Leipzig, Quelle & Meyer.

Reventlow, Gräfin F. zu. — Herrn Dames Aufzeichnungen. Geh. Mk. 2.50, Halbpergament Mk. 3.50. Verlag Albert Langen, München 1913.

Riemann, C. — Die deutschen Salzlagerstätten. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 407. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Röder von Diersburg. — Zur Gleichstellung der Altenpensionäre und ihrer Hinterbliebenen mit den Neupensionen auf Grund des letzten Pensionsgesetzes. Preis Mk. 0.60 Der Reinertrag wird für Witwen und Waisen inaktiver Offiziere und Sanitätsoffiziere verwendet. Dresden 1913. Verlag und Druck von C. Heinrich.

Rohleder, Dr. med. — Der Geburtenrückgang eine Kulturfrage. Mk. 1.20. Berlin, Fischers med. Buchhandlung.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preußischen Jahrbüchern" ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr 43.

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertvierundfünfzigster Band.

Oktober bis Dezember 1913.

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.
1913.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

des

154. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

	Seite
Baumgarten, O., Hygiene und Ethik	37
Behne, Ad., Romantiker, Pathetiker und Logiker im modernen Industriebau	171
Bonus, A., Besprechung. Das Zeitalter der Renaissance. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur, herausgegeben von Marie Herzfeld	154
Daniels, E., Hesiod, der Vater der griechischen Demokratie	500
—„— Besprechung von Der Glückel von Hameln, übersetzt von A. Feilchenfeld	140
—„— Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik von Heinrich v. Treitschke. Auswahl von M. Cornicelius	143
Delbrück, H., Besprechung von K. Helfferich, Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913	335
Deutscher Resident, Dritter politischer Brief aus der chinesischen Republik	24
Dünnebier, H, Gottfried Keller, der Epiker	483
F. S. v. C., Briefe Alexander v. Humboldts an Ignaz v. Olfers, herausgegeben von C. W. M. v. Olfers	334
Faßbender, M., Die deutschen Jesuiten und die deutsch-nationalen Interessen	511
Fittbogen, Gottfried, Der Streit um Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts"	218
—„— Gott oder Mensch? Eine falsche Alternative	523
Flügge, Entgegnung auf Schiele, Band 153, S. 39	336
Franz, Erich, Theodizee	193
Fuhrmann, M., Besprechung von L. Nordström, Bürgergeschichten, übersetzt von M. Franzos	180
—„— Grazia Deledda, Liebe, übersetzt von E. Müller-Röder	181
—„— Sidney Whitman, Deutsche Erinnerungen	536
—„— M. v. Boehn, Die Mode	538
Güldenstubbe, M. v., Reaktionen	150
—„— Das Ziel der Dichtung	175
Havenstein, M, Besprechung von H. Spiero, Gerhart Hauptmann	528
—„— K. Martens, Deutschland marschiert	528
—„— W. Bloem, Volk wider Volk	530
Herkner, H., Neuere sozialpolitische Literatur	338
Hesse, O., Mittelschulberechtigungen	254

Digitized by Google

Seite

Jahnus, Besprechung von E. v. Schrenck, Richard Wagner als Dichter 350
Kühn, H. A., Besprechung von H. E. Kromer, Arnold Lorez Zimmermann 356
—„— R. Hoser, Axel Martens Heimat 356
Klumker, Wanderfürsorge 342
Knoodt, R., Besprechung von Vergangenheit und Gegenwart, Zeitschrift für den Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung, II. Jahrgang 136
—„— Staatsbürgerliche Erziehung durch Schulen und Hochschulen . . . 137
—„— A. Jaeger, Zur Reform der Mittelschule 135
—„— Jugendpflege-Literatur, Gottfried Erich. — Otto Ganzer. — Jahrbuch 1913 für Volks- und Jugendspiele 139
Krebs, Siegfried, Hermann Bang 531
Kuske, Erich, Die Beteiligung der höheren Schulen Preußens an der Erhebung im Jahre 1813 437
Laubuscher, Charlotte, Die jüngsten Arbeitskämpfe in England . . 312
Matthaei, Ad., Besprechung von A. Riehl, Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart 129
—„— C. Fuchs, Monismus, Religionsgeschichtliche Volksbücher, V. Reihe, Heft 10/11 130
—„— Huckert, Die Leistungen der höheren Lehranstalten in Preußen im Lichte der Statistik 135
—„— O. Schroeder, Vom papiernen Stil. 8. Aufl. 179
—„— G. Kerschensteiner, Begriff der Arbeitsschule. 2. verbesserte und vermehrte Auflage 333
Pachaly, Paul, Der Frauenweg zur Universität in Preußen 130
Roicher, H, Zur Wohnungsfrage 72
Schaumkell, Ernst, Geschichtschreibung und Weltanschauung Jacob Burckhardts 1
Schacht, R., Besprechung von Karl Voßler, Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung 162
—„— R. Klemperer, Die Zeitromane Friedrich Spielhagens und ihre Wurzeln 355
Scheffer, Thassilo v., Besprechung von Dantes Göttlicher Komödie in deutschen Stanzen, freibearbeitet von P. Pochhammer 353
—„— Grabbes Werke 364
Schmidt, C., War Jesus positiv oder liberal? 274
Schneidewin, M., Ueber religiöse Erlebungen 117
Scholz, Heinrich, Goethes Urphänomen 327
—„— Tiefseitigkeit oder Innerlichkeit? 389
Walsemann, H., Schleiermacher und die Frauen 451
Waltemath, K., Die Hamburger Wohnungs- und Bodenpolitik 57
West, Robert, „Der König rief“ (Breslau 1813—1913) 200
Zitelmann, Katharina, Die chinesische schöne Literatur 80
Zollinger, Max, Victor Hehn und sein Goethe 107
Zweybrück, F., Julius Andrassy und die auswärtige Politik 400

Besprochene Werke.

Birch, Samuel, Casket of gems 80
Bloem, W, Volk wider Volk 530
Boehn, M. v., Die Mode 538
Burckhardt, Jac., Briefe an einen Architekten 4
Chinesischer Hausschatz, Sprüche und Erzählungen 80
Choix des contes et nouvelles 80
Christ, Geschichte der griechischen Literatur, bearbeitet von Schmid . . 500
Cornicelius, M., Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik von Heinrich v. Treitschke. (Auswahl) 143
Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen freibearbeitet von P. Pochhammer 353

Digitized by Google

Seite
Düring, E. v., Gesammelte Vorträge 37
Davis, John Francis, Poesies 80
Deledda, Grazia, Liebe, übersetzt von E. Müller-Röder 181
Erich, G., Zum Problem der Jugendpflege in Deutschland und im Auslande 139
Eucken, R., Können wir noch Christen sein? 390
Feilchenfeld, A., Der Glückel von Hameln aus dem Jüdisch-Deutschen übersetzt 140
Fuchs, C., Monismus. Religionsgeschichtliche Volksbücher, V. Reihe, Heft 10/11 130
Gantzer, O., Die Jugendpflege 139
Grabbes Werke 354
Grieſebach, Eduard 80
Lord Haldane, Higher Nationality 540
Heilmann, Hans, Chineſiſche Lyrik 80
Helfferich, K., Deutſchlands Volkswohlſtand 335
d'Hervy, St. Denis 80
Herzfeld, Marie, Zeitalter der Renaiſſance. Ausgewählte Quellen, zur Geſchichte der italieniſchen Kultur herausgegeben 154
Hoyer, N., Axel Mertens Heimat 356
Huckert, Die Leiſtungen der höheren Lehranſtalten in Preußen im Lichte der Statiſtik 135
Jahrbuch für 1913 für Volks- und Jugendſpiele 139
Jaroßky, A., Zur Reform der Mittelſchule 138
Julien, Einleitung zu „les deux jeunes filles lettrées“ 80
Kern v. Hartmann, Berta, Heſiodos Werke, überſetzt von Johann Heinrich Voß 500
Kerſchenſteiner, G., Begriff der Arbeitsſchule. 2. verbeſſerte und vermehrte Auflage 333
Keſtner, Fr., Der Organiſationszwang 338
Kirchhoff, A. Heſiods Mahnlieder an Perſes 500
Klemperer, V., Die Zeitromane Friedrich Spielhagens und ihre Wurzeln 355
Kremer, J., Das Problem der Theodizee 193
Kromer, H. E., Arnold Lohrs Zigeunerfahrt 356
Krüger, Albrecht Thaer und die Erziehung des Menſchengeſchlechts . . 218
Kulemann, W., Die Berufsvereine 338
Martens, K., Deutſchland marſchiert 528
Murr, Einleitung zu Haoh Kjöh-Tſchwen 80
Nordſtröm, L., Bürgergeſchichten, überſetzt von M. Franzos 180
Olfers, C. W. M., Briefe Alexander v. Humboldts an Ignaz v Olfers herausgegeben 334
Peppmüller, R. Heſiodos. Ins Deutſche überſetzt, mit Einleitungen und Anmerkungen verſehen 500
Riehl, A., Zur Einführung in die Philoſophie der Gegenwart 129
Rotten, Eliſabeth, Goethes Urphänomen und die platoniſche Idee . . 327
Schott, W., Ueber die chineſiſche Verskunſt 80
Schrenck, E. v., Richard Wagner als Dichter 350
Schröder, O., Vom papiernen Stil, 8. Auflage 179
Schwittau, G., Die Formen des wirtſchaftlichen Kampfes 338
Spiero, H., Gerhart Hauptmann 528
Staatsbürgerliche Erziehung durch Schulen und Hochſchulen . . 137
Vergangenheit und Gegenwart. Zeitſchrift für den Geſchichtsunterricht und ſtaatsbürgerliche Erziehung in allen Schulgattungen. 136
Voßler, K., Frankreichs Kultur im Spiegel ſeiner Sprachentwicklung . 162
Wertheimer v., Andraſſy Biographie, Band II, III 400
Whitman Sidney, Deutſche Erinnerungen 536
Woitſch, Chineſiſche Sprichwörter 80
Zaſtrow C. v. und Steinmann Th., Die Geheimreligion der Gebildeten 390

Digitized by Google

Seite

Politische Korrespondenz.

Daniels, E., Der Orient 182
Delbrück, Die Lösung der Welfenfrage 358
—„— Allgemeine Entspannung 361
—„— Der Freideutsche Jugendtag 364
Grimm, H., Die südafrikanische Union nach persönlichen Erfahrungen . . 367
Daniels, E., Die Reise des Herrn Poincaré nach Spanien. — Tunnel und Eisenbahn durch den Kanal La Manche. — England . . . 374
Oncken, Hermann, Ueber die Nationalität hinaus 540
Wie., Die Ostsibirische Ausstellung in Chabarowsk 546
Delbrück, Rückblick auf den Krupp-Prozeß 564
—„— Das Jesuitengesetz 571
—„— Die Alldeutschen 573

Digitized by Google

Geschichtsschreibung und Weltanschauung Jacob Burckhardts.

Von

Lic. Dr. Ernst Schaumkell, G.-Prof.

Die historischen Studien haben im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Breite und Tiefe erfahren, wie sie die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte. Ins Ungeheure haben sich die geschichtlichen Perspektiven verändert. Und auch die Methode ist verfeinert worden. Das 18. Jahrhundert kannte die Geschichtsschreibung nur als Kunst, sie gehörte zu den belles lettres. Erst das 19. Jahrhundert hat sie zum Rang einer Wissenschaft erhoben. Und das verdankt sie dem kritischen Geist, durch den sie von der bloß phantasievollen Erfassung der Vergangenheit zu streng methodischer Forschung aufstieg und der sozial-psychologischen Betrachtungsweise, die Otto Hintze als die vielleicht bedeutendste Errungenschaft auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts bezeichnet hat.

Aber bleibt nicht doch trotz der größeren Befähigung des 19. und 20. Jahrhunderts für geschichtliche Studien in der individuellen Beschaffenheit des einzelnen Historikers immer ein trübender, die Erkenntnis der Wirklichkeit und damit den Fortschritt der Wissenschaft hemmender Moment übrig?

Mit der Forderung, die Wissenschaft solle objektiv sein, kann man nichts anfangen. Das Wort ist irreführend, Objektivität schließt das Subjekt nicht aus, sondern „bedingt ein Denken und Werten, wie es das Postulat der sachgemäßen Beurteilung des Gegebenen fordert" (Eisler Wörterbuch der philos. Begriffe). Es ist eine ethische Errungenschaft, die erworben sein will. So hat sie auch Ranke verstanden. „Sie ist das Ziel", so schreibt er an König Max von

Digitized by Google

Bayern, „das der Historiker sich um so mehr setzen muß, da persönliche Beschränktheit ihn doch hindert, es zu erreichen". Sie fordert eine Disziplinierung des Denkens, denn sie beruht auf dem entschiedenen Willen, sich in eine fremde Zeit, in eine Persönlichkeit hineinzuversetzen. Die Uebung des Rechtsprechens ist die Schule der Gerechtigkeit, sagt Ihering, „es will erlernt werden, was den Richter ausmacht: der strenge Gehorsam gegen das Gesetz, das Verschließen der Augen gegen jedes Ansehen der Person". Das gilt **mutatis mutandis** auch von dem Historiker. Seine Objektivität ist die möglichste Negation alles Subjektiven oder, wie Fester es einmal ausdrückt, der prinzipielle Verzicht auf subjektive Einseitigkeit. So wollte Ranke objektiv sein. Der Wirklichkeit so nahe wie möglich zu kommen, war sein ernstestes Bemühen. Und wenn je einer sich zu vorurteilsloser Auffassung der Dinge erhoben, mit vorsichtigster Zurückhaltung nnd Besonnenheit sein Urteil ausgesprochen hat, so ist es Ranke.

Und doch, ein reiner Empiriker war auch er nicht. Schmoller hat in seiner Gedächtnisrede auf Sybel und Treitschke gezeigt, daß den Historiker, der die Geschichte der Völker erzählen, aus ihrer trümmerhaften Ueberlieferung ein Ganzes machen will, neben seinem genialen Blick vor allem seine Weltanschauung leitet, d. h. „diejenige Gruppe von zentralen Vorstellungen und Urteilen, in deren vollendeter Einheitlichkeit seine Individualität besteht, deren geschlossener Ring sein praktisches und sein theoretisches Handeln bestimmt." An derselben Stelle sagt er von Ranke, daß in seinem Wesen das höchste Maß von Objektivität lag, aber aufgebaut auf seiner religiös-philosophischen, von der Gegenwart abgewandten quietistischen Stimmung. Das Erkenntnisbild, das der Historiker schafft, ist keine reine Abspiegelung der Wirklichkeit. Das macht die Beschaffenheit des menschlichen Intellekts unmöglich. Zwischen der Erkenntnis und dem erkennenden Subjekt liegen apriorische Bedingtheiten, subjektive Faktoren, die das Resultat modifizieren. Die Wissenschaft der Geschichte ist Umformung der Wirklichkeit nach leitenden Gesichtspunkten. Diese aber werden gewonnen unter dem Einfluß von Gedanken, die, mag der Forscher sich noch so strenge auf das Tatsachenmaterial beschränken, geschichtsphilosophische und metaphysische Keime enthalten, d. h. sie sind abhängig von seiner Weltanschauung. An der Gestaltung dieser hat nicht nur das Leben mit seinen Erfahrungen und Schicksalen und nicht in erster Linie Anteil. Jeder Mensch bringt etwas mit, das

Digitized by Google

ihn ohne sein Wissen in eine bestimmte Richtung weist; die Substanz seines Innenlebens wird letzten Endes bestimmt durch Ursachen, die vor seiner Geburt liegen, das ist seine naturhafte Anlage, sein ingenium, sein ihm ganz eigentümlicher physischer und psychischer Gesamthabitus, das „Urphänomen" Goethes, das er in den orphischen Urworten so erläutert:

Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehn
So sagten schon Sibyllen und Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Troeltsch macht einmal in der Gedächtnisrede auf Rich. Rothe die feine Bemerkung, daß die größere oder geringere Stärke der religiösen Anlage eine Tatsache sei, die, im Geheimnis der Bildung der Individualität begründet, von jedem Biographen bei seinem Helden berücksichtigt werden müßte. Männer wie Hume, Mill u. a. hatten von Haus aus eine sehr schwache religiöse Anlage, andere wie Leibniz und Kant, Schleiermacher und Ranke eine sehr starke, und dieser Umstand habe die verschiedene Entwicklung dieser Männer bestimmt. Zu diesem naturhaften Moment, der Anlage, kommen dann die Lebenserfahrungen, die Lebensschicksale, die Umwelt, und sie schaffen die dem Eigenwesen des Einzelnen entsprechende Lebensstimmung, welche, wie Dilthey sagt, die untere Schicht für die Ausbildung der Weltanschauung sind. So ist sie nicht ein Erzeugnis des Denkens, sondern der Struktur der so gebildeten psychischen Totalität. Jeder nimmt nur das auf, was seinem Eigenwesen gemäß ist, jeder hat seine Philosophie, aber nur die, für welche er die nötige Apperzeptionsfähigkeit besitzt. Und so sagt Goethe sehr treffend in der „Farbenlehre", daß, wenn man einsehen wolle, wie jemand über einen gewissen Fall denke, man zu erfahren suchen müsse, wie er überhaupt gesinnt sei. Das sei notwendig, wenn wir die Meinungen über wissenschaftliche Gegenstände bei einzelnen Menschen oder ganzen Schulen recht eigentlich erkennen wollen. „Daher", fährt er fort, „ist die Geschichte der Wissenschaften mit der Geschichte der Philosophie so innigst verbunden, aber auch so mit der Geschichte des Lebens und dem Charakter der Individuen sowie der Völker". Damit stimmt die Aeußerung Jacob Burckhardts, daß die Einzelwissenschaften oft garnicht wissen, durch welche Fäden sie von den

Digitized by Google

Gedanken der großen Philosophen abhängen. Leben und Wissenschaft stehen in engem Zusammenhang. Jacob Burckhardt ist dafür der einleuchtendste Beweis.

In der Festschrift zur Feier des 450jährigen Bestehens der Universität Basel hat Carl Joël in einer tief eindringenden und erschöpfenden Abhandlung Burckhardt als Geschichtsphilosophen geschildert. Er ist dabei in bezug auf seine Stellung zur Philosophie, besonders derjenigen Schopenhauers, zu Ergebnissen gekommen, die sich mir schon vor Jahren, als ich mich mit ihm in einem größeren Zusammenhang beschäftigte, als zweifellose aufgedrängt haben. Unter Bezugnahme auf diese feinste und intimste Analyse des Burckhardtschen Geistes und den vor kurzem von H. Trog herausgegebenen Briefen an einen Architekten*), außerdem auf Grund eigener Studien möchte ich im folgenden zeigen, welche Verbindung Weltanschauung und Geschichtsschreibung bei diesem großen historischen Denker eingegangen sind.

Burckhardt hat mit dem Studium der Theologie begonnen und diesem unter Lehrern wie De Wette und Hagenbach einige Semester gewidmet. Aber bald ging er zur Historie über. Auf der Universität Berlin, der er vom Herbst 1839 bis zum Frühling 1843 mit Ausnahme des in Bonn zugebrachten Sommersemesters angehörte, arbeitete er im Rankes Seminar, wo er zwei umfangreiche Arbeiten lieferte und das Glück hatte, die Zufriedenheit des großen Lehrers als Lohn zu empfangen. Aber seine eigentliche geistige Richtung verdankte er, wie er erzählt, Franz Kugler.

In seiner Autobiographie berichtet er, daß ihn außer der Geschichte die Betrachtung der Kunst von jeher mächtig angezogen habe; neben den reichen geistigen Anregungen jeder Art, welche Berlin bot, waren die Museen von Anfang an für ihn eine Quelle des Lernens und des ersehnten Genusses gewesen. In dieser Liebe zur Kunst förderte ihn auch sein kurzer rheinischer Aufenthalt in Bonn, wo er zu Gottfried Kinkel in das Verhältnis innigster Freundschaft trat. R. Meyer-Krämer vermutet wohl mit Recht, daß es das gemeinsame Studium altchristlicher Kunst gewesen sei, das beide zusammengeführt habe. Hier in Bonn entstand sein Aufsatz „Ueber die vorgotischen Kirchen am Niederrhein", in dem er es als einen großen Gewinn für die Kulturgeschichte bezeichnet, wenn

*) Jac. Burckhardt, Briefe an einen Architekten 1870—1889. 1913. Verlegt bei Georg Müller und Eugen Rentsch in München.

Digitized by Google

eine umfassende Behandlung der vorgotischen Bauten vom Dom zu Aachen bis auf die Nachahmungen der Jesuiten diese Uebergangsperiode mit der Zeitgeschichte in Zusammenhang bringen könnte. „Bei weiterem Nachforschen", heißt es da, „wird man inne, wie sich diese Umgestaltung der Architektur, vielleicht das größte Faktum der ganzen Kunstgeschichte, in die geheimsten Tiefen des vom Christentum angeregten germanischen Volkstums verliert". So führte ihn die Kunstgeschichte zur Kulturgeschichte, der er, wie er an Gottfried Kinkel schreibt, hauptsächlich seine Kräfte widmen will. Aber Kunsthistoriker ist er immer gewesen und hat sich zuletzt, seit 1886, ganz auf die Kunstgeschichte zurückgezogen, er ist es auch als Historiker gewesen, ein Bildsucher, wie Joël sagt, ein Künstler der Geschichte. Die historische Wissenschaft ist an künstlerisches Vermögen gebunden, weil sie nur so Menschen und Zustände vergegenwärtigen kann, und Burckhardt besaß die Gabe anschaulicher künstlerischer Darstellung, die Fähigkeit, sich mit dichterischer Phantasie in die volle sinnliche Gegenwart untergegangener Kulturen zu versetzen, im besonderen Maß. Er hatte nicht nur das tiefste Verständnis für Poesie — Paul Heyse hat geschildert, wie er im Hause Franz Kuglers den Freunden italienische Volkslieder vorgetragen und ihnen das Verständnis dafür erschlossen hat —, er war auch selbst ein Dichter. Durch Karl Neumann wissen wir, daß die beiden namenlosen Sammlungen der in Basel bekannten **Basilea poetica** von Burckhardt herrühren. Dramatische Pläne gingen durch seinen Kopf: er dachte an ein Drama Salomo, in dem die Königin von Saba Salomo „wie ein glänzendes Irrlicht verlockt und dann plötzlich verläßt". Er hat sich sogar an das größte dichterische Problem versucht und einen Faust gedichtet. Die Geschichte selbst ist ihm Poesie. So kennzeichnet er schon 1842, nachdem er seine erste historische Arbeit über Konrad von Hochstaden vollendet hatte, dem späteren Halleschen Theologen, W. Beyschlag, seine Weise, Geschichte zu schreiben, mit folgenden Worten: „Was ich historisch aufbaue, ist nicht Resultat der Kritik und Spekulation, sondern der Phantasie, welche die Lücken der Anschauung ausfüllen will. Die Geschichte ist mir größtenteils Poesie, sie ist mir eine der malerischen Kompositionen . . . Mein ganzes Geschichtsstudium ist so gut wie meine Landschaftskleckserei und meine Beschäftigung mit der Kunst aus einem enormen Durst nach Anschauung hervorgegangen." Er hatte einst das Gelübde getan, in einem lesbaren Stil zu schreiben, die Philologie habe ihren Bankerott da-

Digitized by Google

durch bewiesen, daß sie nicht eine gute Darstellung des Altertums hervorgebracht habe. Burckhardt hat nicht nur einen lesbaren Stil geschrieben, er kleidete seine Darstellung zuweilen in das köstliche Gewand bildkräftiger und anschaulicher Vergleiche, die mit überraschender Deutlichkeit auf unsere Sinne wirken, wenn er z. B. von Attila sagt, daß er das Leichentuch über das okzidentalische Leben gezogen habe, wenn es von der Philosophie des 4. nachchristlichen Jahrhunderts heißt, daß uns aus dem Leben der Philosophie der Aberglaube wie ein grauer Qualm entgegenströme, oder wenn er bei der Schilderung Jerusalems und Palästinas die Besessenen, die dort ihr Wesen treiben, den irren Geistern vergleicht, die über diesem Schlachtfeld aller Religionen, dem Land zwischen Jordan, Meer und Wüste, herumschweben. Oft sind auch ganze Partien in das farbenprächtige Gewand künstlerischer Darstellung gekleidet, wie die Schilderung der Inseln der Seligen am Ende des 3. Abschnitts im Konstantin.

Weil ihm aber die Geschichte in der Hauptsache Poesie ist und aus dem Durst nach Anschauung hervorgegangen ist, kann er sich nicht „in Philosophie berauschen", wie er einmal an einen Schweizer Freund schreibt. Er verkennt natürlich die Bedeutung der Philosophie durchaus nicht, er rühmt sie vielmehr als den höchsten Zweig der Kultur, aber er liebt an ihr, wie Joël gezeigt hat, was sie mit der Kunst gemein hat und lehnt ab, was sie von ihr scheidet, die Abstraktion. Er spricht von dem einseitigen Hang seiner Natur zur Anschauung und bekennt Nietzsche gegenüber, daß „er noch nie in den Tempel des eigentlichen Denkens eingegangen und sich zeitlebens in Hof und Hallen des Peribolos ergötzt habe, wo das Bildliche im weitesten Sinn des Wortes regiert."

Und doch — er war ein Geschichtsphilosoph. Verwunderlich ist das bei einem Denker und Grübler wie Burckhardt nicht. Denn Philosophie der Geschichte ist, wie Hegel sagt, denkende Betrachtung derselben, und bei dem Historiker, der den wesentlichen Gehalt einer Zeit erfassen will, verbindet sich mit der kritischen Tatsachenforschung die konstruktive Phantasie des Philosophen. Insofern sind die Grenzen zwischen Geschichtsschreibung und Geschichtsphilosophie fließende, und Adolf Lasson sagt mit Recht in der Delbrück-Festschrift, daß, wenn es Geschichte gibt, es auch eine Geschichte der Philosophie gebe, und jede Spezialwissenschaft eine philosophische Seite habe, wenn auch im Zustand der Latenz. Ist die Metaphysik nach Kant ein unhintertreibliches Bedürfnis der denkenden Menschen, so hat

Digitized by Google

auch der Historiker, der sich von der Einzelforschung zu universaler Betrachtung getrieben fühlt, ein geschichtsphilosophisches Bedürfnis, das Verlangen, in der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen die zusammenfassende Einheit zu suchen. Dieser Trieb lebte in Ranke. Er wollte, wie wir von Georg Winter wissen, im Anschluß an seine Weltgeschichte eine besondere Philosophie der Geschichte schreiben, und er selbst hat es bezeugt, daß es das philosophische und religiöse Interesse gewesen sei, das ihn zur Geschichte getrieben habe.

Bei Burckhardt ist gerade das das Auffallende, daß er kein Geschichtsphilosoph sein wollte und doch einer war. Das ist der Eindruck, den wir nicht nur aus seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", sondern aus allen seinen großen historischen Werken empfangen. Mit Recht sagt Joël, daß wir bei ihm mehr als bei anderen „den Schauer des Weltgeistes spüren", daß seine Geschichtsschreibung metaphysisch durchleuchtet sei. Hinter den geschichtlichen Erscheinungen steckt nach Burckhardt mehr, als platte Schulmeinung sich träumen läßt. Die Geschichte soll ihm die Rätsel des Lebens lösen helfen, aber es bleibt ein großes Rätselhaftes übrig, wo der Forscher in Ehrfurcht verstummt. Die Oekonomie der Weltgeschichte ist in ewiges Dunkel gehüllt; die letzten Fäden seiner Geschichtsbetrachtung, wo sie sich dem Universalen zuwendet, verlieren sich in das Gebiet des Supranaturalen. Wie nach Hegel die großen Männer diejenigen sind, die in ihren partikularen Zwecken Mittel und Werkzeuge des Weltgeistes sind, so vollzieht auch bei Burckhardt der große Mann höhere Beschlüsse, während er seine Zeit zu bestimmen und zu beherrschen glaubt. So ist es bei Konstantin, so bei Alexander. „Hier führt eine allmächtige Hand; die weltgeschichtliche Hand, die ihn hinausgeführt hat, ist zu riesig, als daß wir uns dessen erwehren könnten." Die individuelle Entwicklung des modernen Menschen in der Renaissance kam über ihn durch einen „weltgeschichtlichen Ratschluß". Ueberhaupt jeder Große ist ein Mysterium, ein metaphysischer Wurf der Natur, ein Wunder. Und nicht bloß in den weltgeschichtlichen Knotenpunkten vernimmt Burckhardt das Walten unerklärlicher Kräfte, spürt er das gewaltige Daherwogen eines neuen Zeitalters (Kultur der Renaissance II, 277), auch sonst sieht er die Geschichte voll von Rätseln, von Geheimnisvollem, voll wundersamer Verkettung von Taten und Schicksalen, in die der Einzelne wie von einer dunklen Macht hineingezogen wird (Konstantin, S. 328). Jedes Antizipieren des Weltplans tadelt er, weil wir nicht eingeweiht sind „in die Zwecke der ewigen

Digitized by Google

Weisheit" und sie nicht kennen. Aber „am Waldesrand der geschichtlichen Studien" hat auch er den Zentauren begrüßt, der einzelne mächtige Ausblicke durch den Wald gehauen und Salz in die Geschichte gebracht hat, und gedenkt in diesem Zusammenhang Herders. So sind also Philosophie und Geschichte auch für ihn nicht unversöhnliche Gegner. Nein, seine Grundüberzeugung von der Geschichte ist philosophischer Natur, auch wenn er den Namen der Philosophie ablehnt. Burckhardt treibt nicht Geschichte wie Ranke, er will nicht erzählen, wie es geworden, er betrachtet das stetig sich Wiederholende, Konstante, Typische, und das ist's doch, was die Philosophie immer gewollt hat. Auch er hat wie Ranke eine Universalität des Mitgefühls mit allen Zeiten und Lebenssphären, auch er schaut „lebend Leben". Aber während Ranke den Strom der Vergangenheit an sich vorüberrauschen läßt, dem Geschehenen nachgeht, gibt Burckhardt Querdurchschnitte. Gleich in seinem ersten großen Werk, im Konstantin, erklärt er, die Dinge nicht nach der Zeitfolge der Ereignisse, sondern nach der vorherrschenden Richtung des Lebens schildern zu wollen. In der „Kultur der Renaissance" teilt er nicht ein nach zeitlich aufeinanderfolgenden Perioden, in der „Griechischen Kulturgeschichte" will er nicht Ereignisse erzählen, sondern Gesichtspunkte geben, „den ewigen Griechen" kennen lernen. „Burckhardt", sagt Joël, „suchte und fand die Kunst, das Bewegte stehend zu machen. Er ward der Meister der Historie, weil er sie bemeisterte, d. h. überwand, indem er die Vergangenheit in Gegenwart verzauberte." Er „entzeitlicht" die Geschichte, er will, wie er sagt, „was Jubel und Jammer war, Erkenntnis" werden lassen.

Auch Burckhardt steht wie Ranke dem großen weltgeschichtlichen Leben ästhetisch betrachtend gegenübend, aber er schaut es anders als dieser. „Jedes betrachtende Individuum", sagt er, „kommt auf *seinen* Wegen, die zugleich sein geistiger Lebensweg sein mögen, auf das riesige Thema zu." Das ist ein außerordentlich bezeichnendes und erleuchtendes Wort. In der Schule Rankes hatte Burckhardt einst gearbeitet und den Sinn für universale Betrachtung von ihm empfangen. Aber ihre „geistigen Lebenswege" gingen auseinander und so auch ihre *Geschichtsbetrachtung*. Indem Ranke in die Vergangenheit eintaucht, tritt *ein* Gedanke beherrschend in den Mittelpunkt seines Denkens, das ist die Ueberzeugung, daß alles geschichtliche Leben von religiösen Ideen getragen ist, daß es „keine Tätigkeit von wahrhaft geistiger Bedeutung gibt, die nicht

Digitized by Google

in einer mehr oder weniger bewußten Beziehung zu Gott und göttlichen Dingen seinen Ursprung hätte (Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation I, 3). „Das Göttliche", sagt er auf der ersten Seite seiner Weltgeschichte, „ist das Ideal, das den Menschen voranleuchtet". Wohl gebe es eine auf die Bedingung des realen Daseins gerichtete Tendenz, die dem menschlichen Tun und Lassen innewohne, „aber es strebt doch unaufhörlich nach dem Göttlichen hin". In seinem Gottesglauben liegen die Grundelemente seiner Geschichtsauffassung, von hier ist er ausgegangen. Daß das philosophische und religiöse Interesse ihn allein zur Geschichte getrieben habe, hat er selbst von sich bekannt. „In Gottesfurcht und Historie" will er sein Leben vollbringen, die Ideen Gottes in der geschichtlichen Welt ergründen, denn „in aller Geschichte wohnt, lebt, ist Gott zu erkennen. Jede Tat zeugt von ihm, jeder Augenblick predigt seinen Namen, am meisten aber dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte." Diese „heilige Hieroglyphe" will er ergründen, und so „dient er Gott als Priester, als Lehrer." In dem Lutherschen Gottesglauben war er aufgewachsen, in diesem Glauben hat er gelebt trotz aller zeitweiligen Trübungen, in dem Trost, den dieser gibt, ist er gestorben. Alles Leben kommt ihm aus Gottes Hand, wie er in Gott zurückgeht. Anders Burckhardt. Von der Hoheit, der sittlichen Kraft und Reinheit der Person Christi war er aufs tiefste durchdrungen. „Wenn ich einsam in Stunden trüber Sehnsucht nach meinen Lieben seufze", so schreibt er an W. Beyschlag, „tritt mir tröstend sein (Christi) majestätisches Bild vor die Seele; ich glaube, er ist der Größte der Menschen. Als Gott ist mir Christus ganz gleichgültig, als Mensch geht er mir läuternd durch die Seele, weil er die schönste Erscheinung der Weltgeschichte ist". Ein Christ im Sinne Rankes und des kirchlichen Christentums war Burckhardt also nicht. Die Kirche, wie sie geworden, erschien ihm als eine Mumie. Wohl erkannte er den kirchlichen Standpunkt „jetzt noch und vielleicht für eine Zeitlang" als berechtigt an, wohl hatten ihn seine Studien gelehrt, daß auch die protestantische Kirche Bewahrerin hoher geistiger Güter sei, aber es entging ihm nicht, daß zur Signatur des 19. Jahrhunderts die fortschreitende Entfernung von der Kirche gehörte, daß die „Genien der Nation von ihr abgefallen sind". Und an diese aus der nüchternen Betrachtung der Gegenwart gewonnene Erkenntnis knüpft er in dem erwähnten Brief an Beyschlag sein persönliches Bekenntnis: „Ich habe für ewig mit der Kirche gebrochen aus ganz individuellem Antriebe, weil ich

Digitized by Google

nämlich buchstäblich nichts mehr damit anzufangen weiß. Meine Sittlichkeit sit venia verbo, marschiert vorwärts ohne kirchliches Zutun und rückwärts ohne kirchliche Gewissensbisse. Die Kirche hat für mich jegliche Gewalt verloren, wie über so viele tausend andere, und das ist in einer Auflösungsperiode nicht mehr als recht und billig. Das Christentum ist für unsern Standpunkt in die Reihe der rein menschlichen Gefühlsepochen getreten; es hat die Völker sittlich groß gezogen und ihnen endlich die Kraft und Selbständigkeit verliehen, sich fortan nicht mehr mit Gott, sondern mit dem eigenen Innern versöhnen zu können. In welchen Denkformen die germanischen und romanischen Völker sich vielleicht einst wieder einem persönlichen Gott nähern werden, wird die Zeit lehren." Die Grundidee des Christentums war ihm die „Idee des Leidens dieser Welt", das moderne kirchliche Christentum ein „optimistisch umgedeutetes".*)

Burckhardt hatte überhaupt ein anderes Verhältnis zur Gegenwart. Er war von Haus aus Pessimist, und diese Lebensstimmung hat seine Welt- und Geschichtsauffassung bestimmt. In der von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung erzählt er, daß ihn mit dem Tode der Mutter das erste Leid in seinem Leben getroffen, daß sich infolge dieses Ereignisses bei ihm schon frühe der Eindruck von der Vergänglichkeit und Unsicherheit alles Lebens geltend gemacht und seine Auffassung der Dinge bestimmt habe. Er bezeichnet seinen Pessimismus als mütterliches Erbe. Freilich in den Jahren seiner Studienzeit, besonders in dem „traumhaften Sommersemester" 1841, wie er es in einem Brief an Beyschlag nennt, das ihm in der Erinnerung wie eine Vision erschien, hatte auch er alle Wonnen des Lebens gekostet.

Im süßen Taumel lebt auch ich
Und grübelte und dachte nicht.
Sanft rauscht es von dem Rhein herauf,
Mir ward mein Leben zum Gedicht.

So klang ihm das Rauschen des Rheines „durch heimwehschwere Träume", als er ein Jahr später in dem „öden" Berlin dies Gedicht niederschrieb. Damals schwärmte er für deutsches Wesen und glaubte zu sehen, wie die Geschichte Deutschlands „so schön in die Gegenwart mündet", da konnte er es sich

*) Vgl. die Briefe an einen Architekten, S. 227.

Digitized by Google

nicht anders denken, als daß dies Land der „Mittelpunkt seiner Sehnsucht, das Kapitol aller schönen Erinnerungen" bleiben werde. „Ich erkenne die Mutterarme unseres großen gemeinsamen deutschen Vaterlands, das ich anfangs verspottete und zurückstieß", schreibt er. Was ihn an Deutschland fesselte, war das Bewußtsein, daß auch er zu dem Stamme gehöre, in dessen Hände die Vorsehung die goldenste, reichste Zukunft, das Geschick und die Kultur einer Welt gelegt habe. „Vor diesem Gedanken schwindet mir alles, auch meine arme Poesie, die diesen göttlichen Weltgeheimnissen folgen möchte, wenn sie nur könnte. Hinter einem Scheine von Waldesgrün und rosigen Wölkchen sitzt das ewig jugendliche Weib Germania und harrt der kommenden Geschlechter, sie singt alte und neue gewaltige Lieder. Und was von ihren Tönen und von dem Sausen ihres diamantenen Webstuhls zu uns herüberdringt, das möchte man wohl in die Geschichte hineinverarbeiten, aber die Sprache ist noch nicht dafür erfunden." Gottfried Kinkel hat vor allem diese Liebe zum deutschen Wesen in ihm genährt. „Ihnen verdanke ich es", schreibt er an ihn, „daß es mir als ein Majestätsverbrechen erscheint, an Deutschland zu verzweifeln, wie es jetzt Mode ist."

Aber diese Deutschschwärmerei war nur eine Episode in seinem Leben, und nur eine ganz kurze. Als er 1877 am Kyffhäuser vorbeifuhr, „wo Kaiser Barbarossa schlafen soll, wenn es ihm nicht 1870/71 verleidet ist", da wurden, so schreibt er, „muffig verschimmelte Erinnerungen an eine romantische Zeit wach, daß ich lachen mußte" (Briefe an einen Architekten, S. 24). Als Deutschland seine große Zeit erlebte, da war von seiner einstigen Begeisterung für deutsches Wesen nichts mehr vorhanden. Während sein Schweizer Landsmann, Konrad Ferdinand Meyer, die Entwicklung Deutschlands mit dem größten persönlichen Interesse verfolgte, wie er an Bismarck mit ungeteilter Bewunderung hing, stand Burckhardt abseits, denn er lebte mit seinen politischen Anschauungen in der Vergangenheit. Als Heinrich Gelzer seiner Freude Ausdruck gab, daß er in Deutschland lebe, erwiderte er: „Ich bin alt und kann mich in die neue Zeit nicht schicken. Sie müssens. Aber ich beneide Sie wahrhaftig nicht darum." (H. Gelzer, Ausgewählte kleine Schriften, S. 357.)

Karl Neumann hat darauf hingewiesen, daß die Wurzeln des geistigen Lebens Burckhardts bis ins 18. Jahundert zurückreichen, daß er auf dem Boden des deutschen Idealismus stehen geblieben sei und den Uebergang von der Geisteskultur der ersten Hälfte des

Digitized by Google

19. Jahrhunderts zur Machtpolitik der zweiten nicht mitgemacht habe. Ebendaher stammt auch sein Kulturbegriff und seine Anschauung vom Verhältnis der Kultur zum Staat. Auch Ranke hat sich — in einem Brief an seinen Bruder Heinrich — als ein Geschöpf des 18. Jahrhundert bezeichnet, auch er war aufgewachsen in einer Zeit, wo Dichtung und Philosophie das gemeinsame Lebensinteresse des Volkes waren, in einer Zeit, die erfüllt war von dem starken Bewußtsein der Superiorität des Geistes über die Natur. Aber Ranke gehörte dem Staat an, der sich zu einem großen Macht- und Nationalstaat auswuchs, und er fühlte sich wohl in ihm und schwelgte in seinem Anblick. „Für mich", schreibt er an seinen Bruder, „ist es ein Glück und Lebensbedürfnis, einem Staate anzugehören, mit dessen Intentionen — im allgemeinen einverstanden — ich übereinstimme". Auch Ranke hat das klassische Humanitätsideal nicht verleugnet, aber nicht bloß die Kultur, sondern auch die mit dem Staat in lebendiger Beziehung stehende Nation, die jener ihre Selbständigkeit nach außen gewährt, ist für ihn die in der Geschichte wirkende Macht. Er sah in dem Kampf der Staaten „geistige, Leben hervorbringende, schöpferische Kräfte", „moralische Energien".

Auch Burckhardt erkennt die Machttriebe der modernen Staaten als eine Realität an, aber Macht ist nach ihm nicht ohne weiteres für Glück zu halten. „Macht bessert die Menschen nicht, sie ist vielmehr nie ohne Verbrechen gegründet worden." Der Staat ist auch ihm notwendig, aber nur sofern er die Freiheit der Individualität fördert, sofern er Kulturstaat ist; er fürchtet den Mißbrauch der staatlichen Gewalt, ihr Eingreifen in die Freiheit der Einzelnen. Ihm ist jede Machtäußerung verhaßt; die Gesundheit des Staates schien ihm nur gewährleistet, wenn er sich seiner Natur als „Notinstitut" bewußt bleibt. Der Staat ist der „Hort des Rechts", der allein die „Sekurität", welcher das Leben bedarf, zu wahren und alle Handlungen zu verhüten hat, welche die innere Sicherheit und Ruhe stören. Damit trat Burckhardt in den Gedankenkreis Schillers und Wilhelm von Humboldts zurück. Dieser hatte in seiner Schrift vom Jahre 1792, ebenso wie Burckhardt, dem Staat keine andere Aufgabe zugewiesen als die, eine Sicherheitsanstalt für seine Bürger zu sein, Raum zu lassen für „die höchste und proportionierlichste Ausbildung ihrer Kräfte in ihrer individuellen Eigentümlichkeit." Das geschehe aber am besten, wenn er am mindesten eingreife. Burckhardt hing mit ganzer Seele an dem Kleinstaat, dem Stadtstaat, in dem er aufgewachsen war, den Joël in seiner Einzigartigkeit treffend geschildert hat. Er haßte

Digitized by Google

alle große Machtkonzentration, und schon darum, weil er den Entwicklungstendenzen seiner Zeit, die auf den Großstaat, die Machtkonzentration hindrängten, widerwillig gegenüberstand, sah er den Staat, so, wie er geworden war, mit den Augen des Pessimisten. Und nicht bloß diesen. Die psychische Disposition, die er mitbrachte, die vorwiegend pessimistische Lebensstimmung, die ihn beherrschte, hat seine ganze Welt- und Geschichtsauffassung beeinflußt. Schopenhauer hat ihn darin bestärkt.

In den Jahren, in denen Burckhardt als Professor der Kunstgeschichte in Zürich wirkte, hatte sich hier eine Schopenhauergemeinde gebildet, welche in ihm den Philosophen verehrte, der das Geheimnis der Zeit ausgesprochen habe. Ob Burckhardt ihr angehört hat, weiß ich nicht. Er ist auch nicht durch Schopenhauer zum Pessimisten geworden, denn er war es, wie wir gesehen haben. Aber er fand in ihm seinen Philosophen. Was für eine Philosophie man habe, sagt Fichte, hänge davon ab, was man für ein Mensch sei, denn ein philosophisches System sei beseelt durch die Seele des Menschen, die er habe. Freilich nicht er allein hat seiner pessimistischen Lebensstimmung Nahrung gegeben, auch Eduard von Hartmann hat ihn angeregt, wie Joël nachgewiesen hat. Aber am tiefsten hat ihn Schopenhauer beeinflußt, dessen Hauptwerk Burckhardt in der Auflage von 1859 besaß.

„Auf einsamen Spaziergängen", schreibt Nietzsche am 7. November 1870 an seinen Freund Gersdorf, „nennt er (Burckhardt) Schopenhauer unseren Philosophen". (Fr. Nietzsches Gesammelte Werke I, 175.)

Kein Wunder! Die Welt- und Lebensauffassung beider war innerlich verwandt. Burckhardt hatte mit Schopenhauer den Grundton der Lebensstimmung gemeinsam: das Gefühl des Leidens am Leben, die Negativität des Glückes. K. Neumann sagt von ihm, daß er zu den Naturen gehöre, die an der Zeitlichkeit leiden, und er selbst bekennt: „Vor allem ist die Vorstellung vom Glück als einer positiven Empfindung falsch, während es nur Abwesenheit des Schmerzes ist, höchstens mit einem leisen Gefühl des Wachstums verbunden" (Weltgeschichtl. Betrachtungen, S. 267). Gerade an diesem Punkt, in der Auffassung von der Negativität des Glückes und der Positivität des Schmerzes, ist die Auffassung beider am augenfälligsten. Schopenhauer hat in dem Kapitel „Charakteristik des Willens zum Leben" ein erschütterndes Gemälde von dem in der Tierwelt herrschenden Kampf ums Dasein entworfen, von dem

Digitized by Google

auch das menschliche Leben erfüllt sei. Auch Burckhardt spricht von diesem angstvollen Kampf ums Dasein in der Natur, der sich bis weit in das Völkerleben und die Geschichte hinein erstrecke. „Es ist die Gewalt, das Recht des Stärkeren über den Schwächeren, vorgebildet schon in demjenigen Kampf um das Dasein, welchen die ganze Natur, Tierwelt wie Pflanzenwelt erfüllt, weitergeführt in der Menschheit durch Mord und Raub in den früheren Zeiten, durch Verdrängung resp. Vertilgung oder Knechtung schwächerer Rassen, schwächerer Völker innerhalb derselben Rasse, schwächerer Staatenbildungen, schwächerer gesellschaftlicher Schichten innerhalb desselben Staates und Volkes" (Weltgesch. Betr. S. 263, 265). Burckhardt spricht ähnlich wie Schopenhauer von einer Verwüstung des Geistes durch Zeitungen und Romane. Und wenn er den Erwerbssinn als das Nichtseinsollende der Gegenwart kennzeichnet, so erinnert das an Schopenhauers Lehre, daß der Grund aller Leiden im Habenwollen besteht, während das Wort der Erlösung Nichthabenwollen heißt. Wenn Burckhardt ferner in den Gleichheitsbestrebungen der modernen Zeit eine Entfesselung aller niederen Instinkte erblickt und die Erwartung ausspricht, daß einmal die menschliche Ungleichheit wieder hervortreten müsse, so bezeichnet Schopenhauer den Satz von der natürlichen Gleichheit als einen der verderblichsten und unsinnigsten Irrtümer. Burckhardt war wie Schopenhauer von dem tiefsten Widerwillen gegen die oberflächliche Fortschrittsbegeisterung, den platten Optimismus erfüllt. Er warnt vor einer Verwechslung von Sittlichkeit und Bändigung der Individuen und bezeichnet es als einen höchst lächerlichen Dünkel, wenn man meint, es gehe einer Vollendung des Geistes und der Sittlichkeit entgegen.

In seinem Pessimismus wurzelt auch seine antievolutionistische Auffassung. In dem Evolutionismus liegt, wie P. Hensel in seinen „Hauptproblemen der Ethik" bemerkt, eine verhängnisvolle Tendenz, das Spätere auch immer als das Vollkommenere und Bessere anzusehen. Die Ueberlegung, daß das Spätere auch das mehr Angepaßte und Vollkommenere ist, drängt sich dem evolutionistischen Denken mit so starker Ueberzeugungskraft auf, daß der rein zeitliche Verlauf einen geheiligten Charakter bekommt, der ihm zu garantieren scheint, daß alles Spätere auch als das Bessere anzusehen sei. Gegen diese Auffassung lehnt sich Burckhardt mit allem Nachdruck auf. Seine Auffassung vom Wesen der Kultur verbot es ihm, den Wert der einzelnen Zivilisationen nach den „Fort-

Digitized by Google

schritten und Erfindungen" abzuschätzen. Daher bezeichnet er Hellwalds Ansicht als „erweislich falsch", daß sich mit der materiellen Bereicherung und Verfeinerung des Lebens auch der geistige Fortschritt einstelle, sie schützen nicht gegen die Roheit, die sich vielmehr oft unter „luxuriöser Tünche" erst recht breit mache; sie führen die Vermehrung und Verpöbelung der städtischen Menschen herbei, d. h. alles, was auf den Untergang hindrängt, auf jenen Zustand, da sich die Welt doch wieder nach „Erfrischung" durch noch unverbrauchte Naturkräfte, also nach einer neuen „Roheit" umsieht (Griech. Kulturgesch. IV, 23ff.). Burckhardts innerlich gerichtetes Auge wurde nicht geblendet durch den Siegeslauf der technischen Fortschritte mit ihren über die wahre Bedeutung des Lebensproblems hinwegtäuschenden Erfolgen, er sah klar, daß diese großen Errungenschaften nicht zugleich auch einen Gewinn für den inneren Menschen bedeuten. Auch bei geringer materieller Kultur könnten bevorzugte Rassen, wie die Griechen, etwas haben, das, weil es aus Seelentiefen komme, höchste und reinste Schönheit ist: „über die Geschichte der Nausikaa geht an Seelenschönheit nichts hinaus" (Griech. Kulturgesch. IV, 23). Burckhardt haßte die Allerweltskultur, wie sie ihm besonders in den modernen Großstädten ihren Mittelpunkt zu finden schien, das Gekünstelte ihres Lebens, den „gequälten Effekt der aufgedonnerten Gesellschaften und Feste", die Abgrenzung der einzelnen Stände, die jeden freien geistigen Austausch unmöglich mache, und er preist demgegenüber jene Geselligkeit, wie sie uns in den Dialogen Platos gegenübertritt. Die vorherrschende Eigenart der Gegenwart sah er in den Macht- und Gleichheitsbestrebungen und im Gefolge dieser letzteren eine neue materielle Kultur heraufkommen, den Erwerbssinn; und in dem Verlangen nach Bildung, das die Gegenwart als Menschenrecht fordere, erkannte er nichts weiter als ein verhülltes Begehren nach Wohlleben. Als der Große Rat in Basel den Radikalen das Zugeständnis machte, das Schulgeld auch für höhere Schulen abzuschaffen, da bezeichnete er dies als einen „jener abgeschmackten sogenannten Fortschritte". Während wirklich talentvolle Arme schon bisher davon befreit gewesen wären, habe es, so schreibt er, „jetzt der mittelmäßige épicier auch für seine Brut loyal ertrotzt" (Briefe an einen Architekten, S. 133). So war er natürlich auch ein Gegner des allgemeinen gleichen Wahlrechts; er sah in dieser von dem doktrinären Liberalismus gepriesenen Errungenschaft der modernen Zeit den Anfang des Niedergangs, weil dadurch das politische Schwer-

Digitized by Google

gewicht immer mehr herabgleitet in die breiten Massen der Jüngsten, Unreifsten, Unerfahrensten. „Alles, was Hosen trägt und zwanzig Jahre alt und nicht Fremder ist, darf stimmen und uns das Gesetz machen .... Ich sehe in ganz Europa nichts anderes als eine unwiderstehliche Zunahme der Kräfte von unten herauf, welchem man ja ganz expreß das Messer in die Hand gedrückt hat. Auch Frankreich wird, wenn auch sachte, immer mehr abwärts geraten. Einmal kommt es schon wieder anders, aber wann? wie? und durch wen?" (Briefe an einen Architekten, S. 158). Er haßte die alles nivellierende Demokratie, wie den Zwangsstaat; in der „Befreiung des Menschen" sah er die eigenste Tat des hellenischen Geistes. Kultur war für ihn die Summe derjenigen Entwicklung des Geistes, welche spontan geschehe und keine universale oder Zwangsgeltung in Anspruch nehme; sie war Entfaltung der Individualität, die ohne Freiheit nicht denkbar ist. Sie wirkt „modifizierend und zersetzend", weil sie Erhebung des Einzelnen über andere bedeutet, die auf niedrigerer Stufe stehen geblieben sind, und somit eine fortschreitende Differenzierung zwischen dem individuellen und dem Durchschnittsbewußtsein herbeiführt.

Diese Freiheit schien ihm durch die moderne Entwicklung nicht gewährleistet. In der Weltgeschichte geht es nach Burckhardt eben nicht vernünftig zu. So wurde er ein Antipode Hegels wie aller optimistischen Geschichtsphilosophie. Er, der Realist, lehnte diese nicht bloß ab, weil sie den Weltplan „keck" antizipiert, sondern weil sie ihn „meist im höchst optimistischen Sinn" sucht. Hegel war freilich kein oberflächlicher Optimist, denn er räumt dem Schmerz eine wesentliche Stelle in der Welt ein. Die Vernunft verwirklicht sich nach ihm nicht auf friedlichem und glücklichem Wege. Die Endlichkeit der Dinge besteht darin, daß sie den „Keim des Verderbens als ihr Insichsein hat". Und dieser „Traum der Endlichkeit" macht sich auch dem Bewußtsein nicht bloß in Hinsicht auf den Einzelnen als endliches Wesen fühlbar, sondern auch bei der Betrachtung des rastlosen Entstehens und Vergehens aller Erscheinungen. Ein wie tiefes Gefühl Hegel für weltgeschichtliche Tragik hatte, zeigt besonders der Abschnitt über den sich entfremdeten Geist in seiner „Phänomenologie des Geistes", aber auch die Schilderung, die er in seiner „Philosophie der Geschichte" von dem Niedergange Athens, von der Zertrümmerung Griechenlands durch Rom, von dem Zustand der römischen Welt vor dem Siege des Christentums gibt. Aber dieser Widerspruch mit der Vernunft in der Geschichte

Digitized by Google

war für ihn nicht das letzte. Denn wenn ihm die Weltgeschichte die Entwicklung des absoluten Geistes ist, so offenbart sich in dem Weltverlauf doch eine großartige Theodizee, eine fortschreitende Enthüllung des Göttlichen in der Gestalt des Weltgeistes. „In der Tat", sagt er, „liegt nirgend eine größere Auffassung zu solcher versöhnenden Erkenntnis als in der Weltgeschichte". So war Hegel Optimist. Burckhardt ist von Grund aus Pessimist. Den modernen Staaten prophezeite er den Niedergang, das kommende Schicksal sah er in den düstersten Farben. „Ich mag mich wehren, wie ich will, so peinigen mich schlimme Ahnungen schon für eine ganz nahe Zeit", schreibt er 1882. „In Orient und Okzident, Nord und Süd, wird in neuen Teufeleien gekocht, und ich empfinde ganz deutlich einen brenzlichen Geruch" (Briefe an einen Architekten S. 186). Zwar bezeichnet er einmal die Vorstellung, daß die Welt und ihr Lauf ihm einigermaßen „abschreckend zu duften beginne" als eine Schuld seiner hohen Jahre. Aber Pessimist war er immer. Der gegenwärtige Zustand entsprach seinen Idealen nicht.

So wurde er ein **laudator temporis acti.** Auf die Einwendung, daß ihm doch auch die modernen technischen Erfindungen, wie Eisenbahnen u. a., behagten, antwortete er: „Als wir das alles noch nicht hatten, war die Welt glücklicher und zufriedener, die Ankenwecklein (Buttersemmeln) besser und der Markgräfler so gut, wie er nicht mehr ist. Die Oper in Basel war vor 45 bis 42 Jahren so gut als jetzt und nicht halb so teuer; wer aber reiste, sah sich die Sachen recht an, weil er nicht wußte, ob er wieder desselben Weges kommen würde, und die größten Kunstwerke existierten schon, und die besten Bücher waren schon geschrieben. Ich könnte noch weiter fortfahren als **laudator temporis acti.** (Briefe an einen Architekten S. 184).

So versagte sein historischer Sinn an der Schwelle der Gegenwart. Fand er in der Vergangenheit, was diese ihm nicht bot? Er liebte die Vergangenheit und lebte in ihr, als wäre sie Gegenwart. In ihm war etwas vom Geist der Romantik, die Sehnsucht nach dem Großen und Erhabenen aller Zeiten. Er besaß im besonderen Maß die Fähigkeit historischen Nachempfindens, jene Kraft der Anschauung, die Schopenhauer die eine Seite des Genies nennt. Und wenn dieser Philosoph lehrt, daß der Wille mit seinen Interessen das Bewußtsein räumen muß, damit der anschauende Intellekt das Wesen der Dinge in völliger Reinheit auffasse und ab-

Digitized by Google

spiegele, klares, ewiges Weltauge werde, so bezeichnet auch Burckhardt diesen Gedanken in der Einleitung zu den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" als das höchste Ziel alles geschichtlichen Denkens. Darum muß die geschichtliche Betrachtung hinaus „aus den Regionen des zeitlichen und individuellen Bangens zurück in eine Gegend, wo unser Blick nicht sofort egoistisch getrübt ist". Darum hat Burckhardt das Gebiet seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Geschichte da gesucht, wo aus größerer Erdenferne eine ruhigere Betrachtung des Geschehenen möglich ist. Er sehnte sich nach dem „archimedischen Punkt außerhalb der Vorgänge" und fand ihn nur in der Vergangenheit. „Erst in späterer Zeit", sagte er, „wird der Geist vollkommen frei über solcher Vergangenheit schweben". So wurde ihm die Geschichte zum Gegenstand der Kontemplation, die ein „hohes Bedürfnis" unseres Geistes ist, und, indem der Geist, der „die Kraft ist, das Zeitliche ideal zu fassen", während das Wirkliche nicht ideal ist, die Vergangenheit in seinen Besitz verwandelt, wird, „was einst Jubel und Jammer war, nun Erkenntnis". Damit wird die Geschichte im höheren Sinn zur **Magistra vitae**. Sie hat etwas „Beglückendes", weil sie uns aus der Gebundenheit des Lebens in die Freiheit erhebt, indem sie zum Gegenstand beschauender Betrachtung wird. Sie hilft die Rätsel des Lebens lösen und befreit vom Druck und der Schwere des Endlichen, auch dann, wenn eine gewaltige Tragik die ganze Geschichte durchzieht. Pessimismus ist tragische Weltauffassung, und für Burckhardt, den Pessimisten, war die Geschichte eine große Tragödie. Er will sie von dem für ihn allein möglichen Zentrum aus betrachten, „vom duldenden, strebenden, handelnden Menschen". So wird seine Betrachtung, wie er sagt, „gewissermaßen pathalogisch". Er gleicht demjenigen unter den großen Künstlern, den er nicht liebte, Michelangelo, von dessen Terribilità schon seine Zeitgenossen sprachen. Er sah überall in der Geschichte Düsteres, Tragisches, Abgrundartiges, noch bevor er Schopenhauer kannte. Joël hat gezeigt, wie schon „die Zeit Konstantins des Großen" in dunkle Schatten getaucht ist, wie er auch in der „Kultur der Renaissance" die dunklen Untergründe aufdeckt und hier in dem großen Schlußkapitel über Sitte und Religion die einzelnen Abschnitte oft nach den Uebeln betitelt, selten nach dem Guten. In der „Griechischen Kulturgeschichte", die fast gleichzeitig mit den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" entworfen ist, nachdem er Schopenhauer gelesen hatte, wird ihm das ganze Leben von Hellas zu einer Tragödie, die

Digitized by Google

Griechen sind ihm recht eigentlich das tragische Volk. Die traditionellen Anschauungen vom Griechentum, die dem Geiste Winckelmanns und der klassischen Literatur entstammten, sind hier abgetan. Schon im Konstantin hatte er angedeutet, daß die Weltanschauung des kräftigsten Griechentums nicht so heiter gewesen sei, als man zu glauben pflege, und am Schluß des ersten Abschnittes der „Griechischen Kulturgeschichte" steht das Wort: „Von allen Kulturvölkern sind die Griechen das, welches sich das bitterste, empfundenste Leid angetan hat". Im zweiten Band dieses Werkes bezeichnet er es als eine der allergrößten Fälschungen des geschichtlichen Urteils, wenn man meine, daß die Athener des perikleischen Zeitalters Jahr aus, Jahr ein im Entzücken gelebt hätten. „Man überhörte", heißt es dort, „den schreienden Protest der ganzen überlieferten Schriftwelt, welche vom Mythus an das Menschenleben überhaupt beklagt und verschätzt, und inbetreff des besonderen Lebens der griechischen Nation verblendete man sich, indem man dasselbe nur von der ansprechenden Seite nahm und die Betrachtung gern mit der Schlacht von Chäronea abschloß. Ganz als wären die folgenden zwei Jahrhunderte, welche das Volk, und weit überwiegend durch sein eigenes Tun, bis nahe an die nationale Vernichtung führten, nicht die Fortsetzung des Vergangenen gewesen." Aus der Fülle von Aeußerungen, aus den größten und den bekanntesten Dichtern der verschiedenen Epochen drängt sich Burckhardt der Lebenspessimismus des hellenischen Volkes auf. Der „Wille zum Düstern" durchzieht den ganzen Mythus, tritt uns in Poesie und Prosa als eine volkstümliche Tatsache entgegen, nicht als bloße Reflexion sondern als eine Stimmung, die das Leben beherrscht. Und dieser „Wille zum Düstern" ist mit der steigenden hellenischen Bildung im Wachsen, man muß nur, sagt Burckhardt, „dem wirklichen Perikleischen Athen, nicht dem übereinkömmlich verklärten ins Angesicht sehen", man muß sich nur die Parteikämpfe und Zerrüttungen gegenwärtig halten, um derentwillen die Nation materiell zu einem Schatten wurde, bis sie den Römern in die Arme fiel. Und gerade das, was die Bedingung der Größe des griechischen Lebens, was sein Ruhm war, ward sein Unheil, führte zu seinem Niedergang.

War dieser Pessimismus in dem Maß vorhanden, wie Burckhardt es darstellt? Diese Frage berührt eine der schwierigsten Aufgaben historischer Forschung, nämlich das Problem, wie weit der Historiker Einheitlichkeit in großen geschichtlichen Erscheinungsgruppen erkennen kann, ohne in den Fehler unzutreffender Verallgemeinerung

Digitized by Google

zu verfallen, wie weit es ihm möglich ist, durch die Schicht der innerhalb eines Kulturvolkes immer vorhandenen individuellen Erscheinungen zu den tieferen Schichten wesentlicher Gleichartigkeit vorzudringen. Burckhardt war sich dieser Schwierigkeit vollauf bewußt. Er hat sich darüber in dem Abschnitt „Zur Gesamtbilanz des griechischen Lebens" wie in dem Schlußkapitel der „Kultur der Renaissance" ausgesprochen und nennt hier diese zusammenfassende Darstellung bescheiden Randbemerkungen, die sich ihm aus mehrjährigem Studium ergeben hätten. Daß dieser Pessimismus innerhalb des Griechentums vorhanden war, darf wohl nicht bestritten werden. Das haben indes die Spezialhistoriker nachzuprüfen. Aber Burckhardt hat ihn verschärft. Ein so gründlicher Kenner griechischer Geschichte wie R. v. Pöhlmann sagt von ihm, daß er in der Reaktion gegen die frühere Idealisierung und Verklärung durch den Klassizismus viel zu weit gegangen sei, sein Nachtgemälde von der „Polis", das aus einer nach Jahrhunderten zählenden Entwicklung alle düsteren Züge zu einem pessimistischen Gesamtbild konzentriert habe, sei in dieser Gestalt unhistorisch. Man hat auch, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, behauptet, (Fr. M. Fels Deutsche Rundschau 1899, S. 304), daß man, wenn man Burckhardts Raisonnement auf andere Völker übertrage, kein einziges glücklich nennen dürfe. Aber uns interessiert hier zunächst nicht die Frage, wie weit Burckhardt recht hat oder nicht. Wir haben die Tatsache anzuerkennen, daß seine pessimistische Lebensauffassung ihn zu Schopenhauer und zur Verneinung der traditionellen Anschauung vom Griechentum geführt hat, und daß ihm die griechische Heiterkeit als die Maske erschien, hinter der er den leidenden Dionysos sah, wir haben anzuerkennen, daß dieser Pessimismus auch seine Auffassung der Geschichte überhaupt bestimmt hat. Seine „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" beweisen das. Ich bitte das bei Joël nachzulesen.

Wir stehen also bei diesem historischen Denker wieder vor der Tatsache, daß, wie bei jedem großen Künstler, so auch bei dem großen Historiker etwas von seiner Persönlichkeit in seine Werke übergeht. Nun ist es gewiß eine der reizvollsten und fruchtbringendsten Aufgaben, die Spiegelung der Welt der Vergangenheit in originalen Geistern kennen zu lernen. Aber wie steht es mit der Wahrheit und dem Fortschritt geschichtlicher Erkenntnis, wenn immer wieder der individuelle Charakter der Weltanschauung in die wissenschaftliche Forschung eingreift? Wird nicht dadurch das Geschichtsbild — zwar nicht entstellt — aber doch stark subjektiv gefärbt und in

Digitized by Google

seinem objektiven Wahrheitsbestand beeinträchtigt? Die Frage muß bejaht werden. Pessimismus wie Optimismus als Beurteilungsprinzipien sind einseitig. Wissenschaftlich denken heißt persönliche Stimmungen und Gefühle von dem Vorstellungsinhalt ausschließen; dadurch unterscheidet sich eben das wissenschaftliche Denken von dem unwissenschaftlichen. Nun sind Optimismus und Pessimismus nicht bloß Stimmungen, sondern können konstant werden, sich also in Lebens- und Weltanschauung umsetzen, wie bei Burckhardt der Pessimismus. Die Weltanschauung aber hängt, wie wir gesehen haben, in ihren letzten Wurzeln mit der individuell gearteten seelischen Beschaffenheit zusammen. Schopenhauer ging von denselben Prämissen aus, wie Kant, aber seine philosophische Weltauffassung war eine andere, weil seine Seele anders war. Dieses subjektive Element kann dann auch nicht eliminiert werden durch den entschiedenen Willen, es auszuschalten. Wer kann hinaus über die in den Tiefen der Psyche festgewurzelten Anschauungen? Auch der strengste und gewissenhafteste Historiker bringt eine subjektive Bestimmtheit mit, ein **a priori**, die „Form" zur Auffassung der Zusammenhänge, wie W. von Humboldt es ausdrückt. Burckhardt hatte gewiß den Willen zu vorurteilsloser Betrachtung der Wirklichkeit. Er wollte ja, wie oben gezeigt, heraus aus der Sphäre, die „in hohem Grade mit unseren Wünschen und Befürchtungen verflochten ist", wo wir in Gefahr sind, „von der Seite der Erkenntnis auf die Seite der Absichten hinüberzuneigen". Die vaterländisch-patriotische Geschichtsschreibung hat er mit dem Namen Publizistik belegt und den Historiker gegenüber dem Lobpreisen der Heimat auf die schwerere Pflicht hingewiesen, „sich auszubilden zum erkennenden Menschen, dem die Wahrheit und die Verwandtschaft mit allem Geistigen über alles geht". Er wollte die Geschichte nehmen, wie sie ist, die Entwicklung in ihrer Notwendigkeit erkennen. Im Gegensatz zu L. Pastor, dessen Verdienste um die Bekämpfung des in der römischen Kirche herrschenden Vorurteils gegen die Renaissance er in einem höflichen Brief anerkannt hat, der aber in seiner „Geschichte der Päpste" eine falsche heidnische und eine wahre christliche Renaissance unterschied, hat Burckhardt gezeigt, daß die individuelle Entwicklung an sich weder gut noch böse, sondern notwendig ist.

Und doch, trotz dieses entschiedenen Willens, die Dinge zu erkennen, wie sie an sich gewesen sind, ist seine Persönlichkeit mit dem Objekt seiner Betrachtung eine chemische Verbindung eingegangen, die seiner Auffassung ihre besondere Eigenart gegeben hat. Wir

Digitized by Google

können uns der demütigenden Wahrheit nicht verschließen, daß unsere Erkenntnis der Geschichte niemals eine allgemeingültige, sondern eben nur unsere ist. „Nous créons Dieu à notre image", sagt Sabatier in seinem Leben des heiligen Franziskus, „et nous imprimons la marque de notre personnalité là où l'on s'attend le moins la retrouver". Aber dieses Schicksal teilt die Historie mit allen anderen Wissenschaften. Die Welt ist eben nur unsere Vorstellung.

Ist aber damit nicht der Fortschritt geschichtlicher Erkenntnis in Frage gestellt?

Was zunächst die griechische Geschichte betrifft, so ist hervorzuheben, daß die Auffassung, zu der Burckhardt „auf seinem Weg" gekommen ist, eine berechtigte Reaktion war gegen die idealisierte Auffassung des Klassizismus. Und dann: Wo immer sich die Welt in einem originalen Denker widerspiegelt, wird bisher nicht Beachtetes betont, Altes in neue Beleuchtung gerückt, und damit werden Probleme angeregt, die zu neuen Lösungsversuchen führen. Jedes Zeitalter, hat Burckhardt selbst gesagt in der Einleitung zu seiner „Griechischen Kulturgeschichte", schaut die Vergangenheit neu und anders. Er hat eine tiefere Auffassung des Griechentums herbeigeführt, weil er ein tieferes Verständnis für die Wirklichkeit besaß, als der Klassizismus, weil ihm ein aufgeschlossener Wirklichkeitssinn eigen war. Nicht die Philologen, aber Historiker haben das anerkannt. Gerade sein Pessimismus hat ihm die Augen geschärft für die Seiten des geschichtlichen Lebens, für welche die bisherige Auffassung das Verständnis nicht erlaubte, weil sie aus einer ganz anderen seelischen Stimmung an die Dinge herankam. Burckhardt hat, wie uns seine „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" und einzelne Aeußerungen in seinen jüngst veröffentlichen Briefen beweisen, einen tiefen Blick getan in die Zwiespältigkeit und Gebrochenheit der modernen Kultur, Erscheinungen, die jede Vollkultur aus sich erzeugt, und er hat diese auch in einem so hochentwickelten Volk, wie es die Griechen sind, gefunden. „Der Grieche war früher ein individueller Mensch geworden als die übrigen und trug nun hiervon den Ruhm und das Unheil in unvermeidlicher Mischung." (Griech. Kulturgesch. II, 386.)

Der einzelne Historiker vermag freilich nicht die unübersehbare Mannigfaltigkeit des historischen Lebens eines Volkes zu erfassen. So hat Burckhardt den griechischen Menschen überwiegend vom Standpunkt der „Polis" aus behandelt und besonders ihre zerstörenden Kräfte hervorgehoben. Den wirtschafts- und sozialgeschicht-

Digitized by Google

lichen Problemen ist er nicht nachgegangen. Und doch hat auch Griechenland eine soziale Frage gehabt. R. von Pöhlmann ist hier ergänzend eingetreten und hat den hellenischen Staat in seinen Wechselbeziehungen mit dem sozialen Dasein entwicklungsgeschichtlich darzustellen unternommen. Burckhardt steht auch mit seinem Hauptwerk „Die Kultur der Renaissance", das er selbst nur einen Versuch genannt hat, historiographisch betrachtet, am Anfang der Geschichtsschreibung, die sich mit dieser Zeit befaßt hat. Es fehlt ihm die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung, und Gothein hat darauf hingewiesen, daß, wenn man mit dieser Ernst macht, die Abrechnung mit dem Mittelalter sich vielleicht anders stellen wird. Seine schroffe Scheidung zwischen dem Seelenleben des Mittelalters und der Renaissance hat Anlaß gegeben, dieses Problem nachzuprüfen. Forscher wie Thode, K. Neumann, Brandi, W. Goetz haben in dieser Richtung weiter gearbeitet.

So werden die Resultate der einzelnen historischen Denker zu einer Kette von Erkenntnissen, und wir entnehmen daraus den Trost, daß trotz aller Trübungen durch die individuelle Weltanschauung des Einzelnen überindividuelle Wahrheitswerte verarbeitet werden, die den Fortschritt geschichtlicher Erkenntnis verbürgen.

Digitized by Google

Dritter politischer Brief aus der chinesischen Republik.*)

Von

einem deutschen Residenten.

Changsha, den 3. August 1913.

Liebe Eltern!

Die Revolution nimmt ihren Fortgang.

Die Zerstörung der Zentralgewalt, die im Herbst 1911 dadurch verhindert wurde, daß Yüanschikai aus dem Privatleben hervortrat und es mit überlegener Staatskunst verstand, die Zügel der Regierung fest in seine Hand zu bekommen, soll jetzt ein für allemal durchgeführt werden. Der Traum, die Errichtung eines großen Staatenbundes freier, selbständiger Republiken, soll jetzt verwirklicht werden. Jung-China und der Gentry der Provinzen ist es endlich klar geworden, daß sie durch ihre vereinigten Anstrengungen bisher nichts weiter erreicht haben, als daß die alte Sache mit einem neuen Namen benannt worden ist. Der neue Präsident ist ihnen bereits unerträglicher als der alte Kaiser. Monarchie? Republik? **Plus ça change, plus c'est la même chose.** Yüanschikai hat sie übertölpelt, das haben sie deutlich eingesehen.

So beginnt jetzt der „Straffeldzug" gegen den „ehemaligen Mantschusklaven, der, die Natur eines Tigers mit der eines Wolfes vereinigend, in hinterlistiger Weise die Republik verraten hat". Keine Verhandlungen mehr, keine Worte! Die Kanonen beginnen zu sprechen.

Der Kampf zwischen Peking einerseits und Jung-China und den Provinzen andererseits hat, wenn im allgemeinen auch nur hinter

*) Den zweiten, vom 28. Dezember v. J. datierten Brief siehe Band 152.

Digitized by Google

den Kulissen geführt, in dem letzten Jahre nie geruht, ohne daß man aber die Hoffnung auf einen schließlichen Ausgleich aufzugeben brauchte. Wenn jetzt ein vollständiger Bruch erfolgt ist und der offene Kampf im Felde, wie ihn Sunyatsen beim Abschluß der großen Anleihe im Frühjahr vorausprophezeite, begonnen hat, so bedeutet das, selbst wenn Peking siegt, nichts weiter als das Scheitern der Politik Yüanschikais, und zwar in dem Augenblick, in dem er glauben konnte, das Ziel, nach dem er strebte, beinahe erreicht zu haben.

Was erstrebte Yüanschikai? Schließlich nur das eine: Errichtung einer starken Zentralgewalt auf friedlichem Wege, da jede Anwendung offener Gewalt, wie er einsah, ihm unversöhnliche Gegner schaffen mußte. Hierauf und hierauf allein zielt alles, was er seit Errichtung der Republik unternommen hat. Erfolgreich konnte er nur sein, wenn er seine bisherigen Gegner, Jung-China und die Gentry der Provinzen, bewegen konnte, mit ihm zusammenzuarbeiten. Seiner meisterhaften Politik, die alle und jede Schwäche des Gegners auszunutzen verstand, gelang es, dies bis zu einem gewissen Grade zu erreichen. Wie er die Führer Jung-Chinas, Sunyatsen und Hang Hsing, um nur die wichtigsten zu nennen, teils für sich gewann, teils kaltzustellen wußte, habe ich früher gezeigt. Liyüanhung wurde sein erklärter Anhänger; noch jetzt ist er eine der Hauptstützen, wenn nicht die Hauptstütze, seiner Politik. Die Provinzen machte er durch seine Finanzpolitik mürbe; in manchen wußte er ihm ergebene oder doch wenigstens nicht direkt feindliche Männer als Tutuhs einzusetzen. Kurz, zu Beginn dieses Jahres sahen viele die allgemeine Lage als für Peking sehr hoffnungsvoll an. Die Gegensätze waren durchaus nicht aus der Welt geschafft, aber doch scheinbar sehr abgeschwächt. Peking feindliche Aeußerungen der Kuo-min-tang-Presse — das ist jetzt der Name der offiziellen Jung-China-Partei, die früher unter dem Namen Tung-meng-hui bekannt war — wurden als bedeutungslos hingestellt. Yüanschikai war Anfang 1912 als provisorischer Präsident gewählt worden, bis der Reichstag zusammenträte. Er hatte begründete Hoffnung, von der Mehrheit des Parlaments endgültig zum Präsidenten gewählt zu werden. Einmal verfassungsmäßiges Oberhaupt der Republik, hätte er sich der Konsolidierung des Reichs mit aller Kraft widmen können.

Da trat, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, ein Ereignis ein, das die Kluft zwischen Yüanschikai und der Kuo-min-tang, die nach unendlichen Bemühungen mit einer Notbrücke versehen war, tiefer

Digitized by Google

und klaffender machte denn je, und das innerhalb weniger Tage China an den Rand des Bürgerkrieges brachte. Ich meine die Ermordung Sung-Chiao-jens. Als der frühere Ackerbauminister, trotz seiner Jugend einer der Koryphäen Jung-Chinas, am 20. März von Schanghai nach Peking abreisen wollte, wurde er auf dem Bahnhof der Nankinger Eisenbahn durch einen Pistolenschuß meuchlings getötet. Der Mörder, eine unbedeutende Persönlichkeit, entkam, stellte sich aber später selbst den Gerichten und bekannte, der Schuß habe eigentlich Huang Hsing gegolten, der ebenfalls auf dem Bahnhof anwesend war; sein einziger Beweggrund sei private Feindschaft gewesen. Huang Hsing, nebenbei gesagt, hatte ein paar Wochen vorher den Direktorposten der Hukuang-Eisenbahn, den er aus Yüanschikais Händen angenommen hatte mit dem Versprechen, sich nicht mehr mit Politik zu beschäftigen, ohne ersichtlichen Grund niedergelegt und sich in Schanghai wieder der Politik zugewandt.

Dieser eine Pistolenschuß, der Sung Chiao-jen niederstreckte, zerstörte in einem Augenblick die Ergebnisse monatelanger Bemühungen Yüanschikais. Sofort erklärte die Kuo-min-tang, der Mörder sei von Yüanschikai gedungen, um Jung-China eines seiner talentvollsten und der Zentralregierung gefährlichsten Führers zu berauben. Trotz endloser Gerichtsverhandlungen ist der Mord bis auf den heutigen Tag vollständig unaufgeklärt geblieben und wird, wie es nun einmal mit der Gerichtspflege in China steht, auch sicherlich nie aufgeklärt werden. Das hat aber die Kuo-min-tang nie gehindert, Yüanschikais Schuld als absolut erwiesen anzusehen und als ein sehr wirksames Agitationsmittel gegen ihn zu gebrauchen. Man muß ein Zeuge der allgemeinen Empörung, der zuweilen an Raserei grenzenden Wut, gewesen sein, die sich ganz Süd-Chinas, wo die Kuo-min-tang suprem herrscht, nach dem Morde bemächtigte, um sich von der Stärke der Stimmung der höheren Klassen eine Vorstellung machen zu können. Sung Chiao-jen war ein Hunanese, in Changsha gebürtig. Hier sah man daher seinen Tod als ein Landesunglück an. In allen Straßen wurde das Bild des Ermordeten verkauft. Sein Haus, vor dem Ehrenwachen standen und das mit Trauerabzeichen reich geschmückt war, stand jedermann offen: bis in die tiefen Nachtstunden drängten sich tagelang alle Klassen der Bevölkerung hinein, um vor dem Ahnentablett den Manen des Ermordeten ihre Ehrfurcht zu erweisen. Eine große Photographie des Leichnams, auf dem man deutlich die Schußwunden sehen konnte, war offenbar in der Absicht ausgestellt, die Volksleidenschaft zu entflammen.

Digitized by Google

Seit jenem verhängnisvollen 20. März nahm die Stimmung Jung-Chinas gegen Yüanschikai jeden Tag an Heftigkeit zu. Die Kampagne für die Parlamentswahlen wurde von der Kuo-min-tang ganz unter der Parole: „Nieder mit Yüanschikai!" geführt. Daß die Wahlen nichts weiter als eine Farce waren und sein konnten, ist für jeden, der nur etwas von China weiß, eigentlich selbstverständlich. Wie hier in Hunan, wo eben nur der wählte, der dafür bezahlt wurde, oder der sonst einen, wenn auch noch so geringen Vorteil von dieser Arbeit erwarten konnte, ist es sicher mit geringen Ausnahmen überall in China gewesen. Die Kuo-min-tang behauptet als stärkste Partei ins Reichsparlament eingezogen zu sein. Ziffernmäßig hat sich das schon aus dem einen Grunde nie beweisen lassen, weil sich die meisten Abgeordneten bei zwei, drei, ja manchmal vier Parteien zugleich einschreiben lassen und ihr Wirken für die oder jene Partei davon abhängig machen, welche ihnen im Augenblick am meisten zu bieten hat oder deren Politik ihnen zurzeit am meisten zusagt. Dieser Zustand erklärt das verblüffende, an Ebbe und Flut erinnernde Ab- und Zunehmen der verschiedenen Parteien und die Leichtigkeit, mit der sich neue Parteien haben bilden lassen. Trotzdem ist es sicher wahr, daß die Mehrheit des Parlaments aus Jung-China-Leuten besteht, die, wenn auch nicht gerade beständig der Kuo-min-tang angehörig, doch in der Abneigung gegen Yüanschikai einig sind. Das hat sich aufs allerdeutlichste gleich von Anfang an gezeigt.

Am 8. April wurde das erste chinesische Reichsparlament in Peking eröffnet. Die allererste Kundgebung war eine Kriegserklärung gegen Yüanschikai, wie sie deutlicher nicht hätte erfolgen können. Yüanschikai wurde nicht nur daran verhindert das Parlament in eigener Person zu eröffnen, wie er beabsichtigt hatte, sondern die Kuo-min-tang wußte es sogar durchzusetzen, daß nicht einmal der Willkommensgruß des bisherigen Präsidenten von dem Delegierten Yüanschikais verlesen wurde. In demselben Augenblicke, in dem das Reichsparlament zusammentrete, so hieß es, habe die provisorische Regierung von selbst aufgehört zu existieren. Wenn Yüanschikai durchaus im Parlament erscheinen wolle, so möge er eine Karte für die Galerie der Zuschauer zu erhalten suchen.

Der 8. April ist von Fremden und Chinesen gleicherweise mit äußerster Spannung erwartet worden. Wenn auch die einen ihm mit tiefer Skepsis, die anderen voll überschwänglicher, enthusiastischer Zuversicht entgegensahen, alle waren sich jedenfalls darüber klar,

Digitized by Google

daß von diesem Tage ab eine neue Epoche der chinesischen Geschichte begönne, daß es ein Tag von weltgeschichtlicher Bedeutung sei. Genau 15 Jahre, nachdem in der Hauptstadt der ältesten Monarchie der Welt die erste Reformbewegung von der Despotenhand der Kaiserinwitwe Tju-Hsi, des „alten Buddha", mit Blut im Keime erstickt worden war, trat in derselben Stadt, jetzt Kapitale der jüngsten Republik, ein Parlament auf Grund von Wahlen zusammen, wie sie nur die freiheitlichsten der westlichen Staaten haben. Der Traum Jung-Chinas war Wahrheit geworden. Nach der Theorie dieser enthusiastischen Reformer stand nun der glänzenden Zukunft Chinas nichts mehr im Wege. Immer und immer wieder haben diese im demokratischen Geiste Englands und Amerikas erzogenen Studenten in den letzten zehn Jahren lauttönend versichert, daß China nur einer Volksvertetung bedürfe, einem Panaceum von wahrhaft magischer Kraft, damit sich alles zum Besseren wende. Korruption der Beamten, mittelalterliche Methoden, Rückständigkeit des Volkes? Ja, wartet nur, bis wir eine Volksvertretung haben, dann werden diese Ergebnisse einer despotischen Regierung von selbst verschwinden. Das Parlament ist zusammengetreten und kann auf eine viermonatliche Tätigkeit zurückblicken. So kurz der Zeitraum auch ist, er hat den Gewählten des Volkes genügt, einen gewaltigen Eindruck hervorzubringen. Für Jedermann, der überhaupt durch Ereignisse zu überzeugen und nicht mit Ketten an irgend ein Dogma für alle Zeiten festgeschmiedet ist, ist es durch die Tätigkeit des chinesischen Reichtages während dieser vier Monate mit jedem Tag mehr zur Gewißheit geworden, daß das China von heute und wohl auch das China von morgen durch ein Parlament nicht regiert werden kann. Denn eine parlamentarische Regierung, wie sie England und Frankreich haben, ist die einzige Regierungsform, die die Kuo-min-tang in China eingeführt sehen will. Wer die Sitzungsberichte dieser hohen Körperschaft von Beginn ihres Zusammentritts an durchliest, muß sich wirklich fragen, ob er es mit einer Versammlung von Kindern oder Narren zu tun hat, und wird den Spottnamen, unter dem sie in ganz China jetzt bekannt ist, nämlich das „Idioten-Parlament", keineswegs zu hart finden. Die allerdringendste Frage, von deren Lösung zu einem großen Teil die Anerkennung der Republik durch die Mächte abhängt, nämlich, ob zuerst der Präsident gewählt oder die Verfassung beraten werden soll, ist bis zur Stunde noch nicht einmal ernstlich angeschnitten worden. Manchmal macht es geradezu den Eindruck, als ob die Volksvertreter im Bewußtsein ihrer Unzu-

Digitized by Google

länglichkeit vor wirklich wichtigen Fragen instinktiv zurückscheuten. Steht aber doch einmal eine bedeutende Aufgabe auf der Tagesordnung, so wird deren Beratung nach kurzem abgebrochen und man kommt auf irgendeine Kinderei zurück, z. B. welchen Preis Besucher der Parlamentsgalerien für Einlaßbillette bezahlen sollen, worüber dann — es ist buchstäbliche Wahrheit — tagelang weiter beraten wird, ohne daß man selbst hierüber zu einem Resultat kommt. Denn das ist eine andere und sehr charakteristische Eigentümlichkeit des chinesischen Parlaments: es ist stets beschlußunfähig. Die Reize der Hauptstadt erweisen sich als zu stark für die unverwöhnten Gaumen der biederen Provinzialen. Es ist der Vorschlag gemacht worden, daß an den Tagen, an denen ein Quorum unbedingt erforderlich sei, besondere Parlamentstrommler durch einige nur allzu bekannte Straßen Pekings geschickt werden sollten. Dafür gebärden sich die wenigen Abgeordneten, die zu erscheinen geruhen, wie die Tollhäusler. Bei den unwichtigsten Diskussionen fliegen die Tintenfässer im Saal umher, und es ist häufig vorgekommen, daß ein Abgeordneter, dem widersprochen wurde, in einen geradezu hysterischen Wutanfall ausgebrochen ist. Wer die Chinesen kennt, den werden solche Vorgänge nicht allzusehr wundern. Widerspenstigkeit und absolute Unfähigkeit, zu gehorchen, sogar selbstgewählten Führern, ist eine der verhängnisvollsten Eigenschaften des chinesischen Volkscharakters, was in seiner ganzen Bedeutung klar wird, wenn man die Nachbarn der Chinesen, die Japaner, zum Vergleich heranzieht, die in dieser Beziehung das genaue Gegenteil sind. Der Chinese fügt sich, außer wenn es zu seinem direkten Vorteil ist, nie freiwillig einem Majoritätsbeschluß, sondern nur der brutalen Gewalt. Für gewöhnlich die Ruhe und Apathie selbst, gerät er außer sich, wenn er seinen Willen nicht durchsetzen kann. Das tägliche Leben bietet dafür zahllose Beweise: angefangen mit den blutigen Kämpfen von Dorf gegen Dorf, die sich häufig über ein paar Käsch nicht einigen können*), bis zu den Aktionärversammlungen großer Gesellschaften, z. B. der China Merchants Steam Navigation Co., auf denen stets Szenen vorkommen wie im Parlament in Peking.

---

*) Anmerkung. Kürzlich handelte es sich bei einem derartigen Kampf zwischen zwei Dörfern unsern Changschas, bei dem mehrere Menschen ihr Leben einbüßten, tatsächlich nur um einen einzigen Käsch, etwa den fünften Teil eines deutschen Pfennigs. Die „Schlacht" verlief ergebnislos, und die beiden Dörfer leben noch im Kriegszustande.

Digitized by Google

Schließlich aber verstanden es die Abgeordneten, zu beweisen, daß sie weder Kinder noch Narren seien, sondern eben nichts weiter wie die Mehrzahl Jung-Chinas, einfache Stellenjäger, deren ganzes politisches Programm im Grunde darin besteht, eine reiche Pfründe zu erlangen. Das einzige Gesetz, das das Parlament bisher zustande gebracht hat, betrifft die Festsetzung des Gehaltes der Abgeordneten, das jährlich 6000 $ betragen soll, also 24000 Mark! Daß ein solches Gesetz in einem Augenblicke der höchsten Finanznot Chinas erlassen werden konnte, hat in der Tat dem Parlament fast alle Sympathien entfremdet: „Es ist zu unserem Glück zweierlei", so schrieb eine chinesische Zeitung, „ob unsere Abgeordneten sich hohe Gehälter bewilligen, und ob die Staatskasse diese Gehälter auszahlen kann."

Trotz all dem soeben Gesagten erwartete offenbar Yüanschikai zusammen mit dem Parlament regieren zu können. Eine Zeitlang schien es auch wirklich, daß es ihm gelingen würde. In erstaunlich kurzer Zeit brachte er es fertig, der drohenden Phalanx der Kuo-min-tang eine neue Partei gegenüberzustellen, die Chin-pu-tang, gebildet aus verschiedenen kleineren Parteien und sogar einem Teil der Kuo-min-tang selbst. Welche Mittel zur Bildung dieser neuen Partei, die als Regierungspartei erklärt wurde, angewandt wurden, entzieht sich der allgemeinen Kenntnis, außer daß der allmächtige Dollar dabei eine Hauptrolle spielte. Numerisch war, wie es schien, die neue Partei anfänglich der Kuo-min-tang überlegen, aber gar bald erwies sie sich als ein absolut unzuverlässiges Werkzeug, mit dem sich nichts ausrichten ließ. Die wichtigste und dringendste Aufgabe, neben der alles übrige nebensächlich erscheinen mußte, war die Regelung der Finanzlage. China war seit einem Jahr bankrott. Wenn es nicht bankrott erklärt und demgemäß behandelt wurde, so hatte es das nur der Nachsicht der Mächte zu verdanken, die den Aufschub großer Zahlungen, z. B. der Boxerindemnität, ausdrücklich zugestanden hatten. Aber die bewilligte Frist lief ab, und die Finanzen Chinas hatten sich verschlechtert, nicht verbessert. Es war klar, daß sich allein durch eine ausländische Anleihe der vollständige Zusammenbruch abwenden ließ. Nichtsdestoweniger erwies es sich als unmöglich, das Parlament zur Annahme der großen Anleihe zu bewegen, angeblich, weil durch die Einrichtung eines ausländischen Rechnungshofes in Peking zur Ueberwachung der Verwendung der Gelder, sowie die Verpfändung der Salzsteuer, wie es die Bedingungen der Anleihe vorsahen, die Herrschaft des Auslandes über China

Digitized by Google

angebahnt würde, in Wirklichkeit, weil das Parlament, mit Recht, befürchtete, daß die Anleihe die Macht der Zentralregierung weiter verstärken würde. Unter diesen Umständen hat sich Yüanschikai gezwungen gesehen, ohne Zustimmung des Parlaments die große Anleihe abzuschließen, die am 27. April in Peking von der chinesischen Regierung einerseits und einem Syndikat von Banken Deutschlands, Frankreichs, Englands, Rußlands und Japans andererseits unterzeichnet wurde. Amerika war aus Gründen, die ich sofort erwähnen werde, kurz vorher aus dem Syndikat ausgeschieden. Der Anteil Japans wurde von England übernommen, der Rußlands teils von Belgien, teils von Frankreich. Die Anleihe belief sich auf £ 25 000 000, da aber der Ausgabekurs 84 vom Hundert des Nennwertes war, so erhielt China nur £ 21 000 000. Hiervon mußte nahezu die Hälfte zur Deckung rückständiger ausländischer Verpflichtungen verwandt werden. Die Provinzen haben bisher nichts erhalten und werden voraussichtlich auch nichts bekommen. Trotzdem selbst die Verwendung des Restes (am 1. September des Jahres wird bereits die ganze Anleihe aufgebraucht sein) zur Bezahlung von Truppen, Einlösung ungedeckter Papiernoten usw. angeblich bis zum letzten Pfennig vorgesehen ist und von dem fremden Rechnungshof genau überwacht werden soll, so sind diese Bestimmungen doch sicherlich immerhin dehnbar, und finanziell ist Yüanschikai durch diese Anleihe in der einen oder anderen Weise, wenn nicht bedeutend, so doch immerhin gestärkt worden. Das Wutgebrüll, das der Abschluß dieser Anleihe aus dem Lager der Kuo-min-tang auslöste, klingt noch jetzt jedermann in den Ohren. Sunyatsen telegraphierte an die Hauptvertreter der englischen Presse, allen Einfluß aufzuwenden, diese Anleihe rückgängig zu machen, da ihr Abschluß den Bürgerkrieg in China bedeute. Am unteren Yangtse versuchte die Kuo-min-tang Truppen zu konzentrieren, aber sie war unvorbereitet, und es kam damals zu nichts.

Immerhin, von Ende April ab verschlechterte sich das Verhältnis zwischen Jung-China und Peking mit jedem Tage, immer intensiver, und auf beiden Seiten fing man an, sich aufs Aeußerste vorzubereiten.

Die Hoffnung Jung-Chinas auf schließlichen Erfolg wurde dabei zum großen Teil durch das Verhalten eines Teiles des Auslandes bestärkt. Moralisch glaubte es sich, und sicher mit Recht, von Amerika unterstützt, dem seine hervorragendsten Mitglieder ihre Erziehung verdanken. Dabei ist es stets die Politik der Vereinigten

Digitized by Google

Staaten gewesen, auf Kosten der übrigen Mächte sich bei China in Gunst zu setzen und sich absichtlich in den Augen der Chinesen in einen Gegensatz zu Europa zu bringen. Ich erinnere Euch nur an den berühmten und berüchtigten Verzicht Amerikas auf seinen Teil der Boxerindemnität, um sich als den einzig wahren Freund Chinas hinzustellen, und die sich daran knüpfenden geheimen Bedingungen. Diese Politik ist jetzt wieder aufs energischste aufgegriffen worden. Eine der ersten Regierungshandlungen des Präsidenten Wilson war, zu veranlassen, daß die amerikanischen Banken sich aus dem internationalen Anleihesyndikat zurückzogen, weil, wie ausdrücklich erklärt wurde, Amerika nicht Teilhaber einer Politik sein wolle, die darauf hinziele, sich in die inneren Angelegenheiten Chinas zu mengen und die den nationalen Bestand der neuen Republik gefährde. Jung-China faßte dies als ein Kompliment für sich auf; jedenfalls war es Wasser auf seine Mühle. Amerika erwartete eben oder hoffte zum wenigsten, daß in dem Kampfe zwischen „Despotismus und Freiheit" (letztere **made in U.S.A.**) Jung-China, sein dankbarer Zögling, siegen würde, und „wettete dementsprechend auf das Pferd der Freiheit", um einen Yankeeausdruck zu zitieren. Doch dies war nur der Anfang. Unter dem Dröhnen der Reklamepauke und den Segenswünschen der Kuo-min-tang-Presse wurde hierauf ein chinesisch-amerikanischer Freundschaftsverein gegründet, die sich in erster Linie an die Jung-China-Kreise wandte. In allen wichtigen Städten Chinas sind bereits Zweigvereine gebildet, die alle mit dem Hauptsitz des Vereins in Peking in Verbindung stehen. Mitglieder sind natürlich in erster Linie die amerikanischen Missionare und ihre Zöglinge. Hier in Changsha, wie überall, sind Flugblätter dieses Vereins in Tausenden von Exemplaren verbreitet worden. Ihr Inhalt ist wirklich pikant. Amerika und China, heißt es darin, die beiden größten Republiken der Welt, seien nicht nur durch natürliche Freundschaftsbande aneinander gefesselt, sondern seien dazu berufen, gemeinsam die Sache der Freiheit gegen die „Militärmächte" zu verteidigen. Es ist charakteristisch, daß keine geringeren Männer Präsidenten dieses Vereins sind, wie Wutingfang, früherer chinesischer Gesandter in Washington, und Roosevelt. Der politische Akt aber, durch den die Vereinigten Staaten ihre besondere Stellung gegenüber China ins rechte Licht setzten, war die Anerkennung der Republik durch Amerika am 2. Mai, während bekanntlich bis auf den heutigen Tag die übrigen Mächte die Republik China noch nicht anerkannt haben. Da die Anerkennung ausdrücklich auf Grund der Eröffnung des

Digitized by Google

Parlaments erfolgte (ursprünglich war sogar beabsichtigt, zugleich mit Eröffnung des Reichstags die Anerkennung erfolgen zu lassen), so ist sie fraglos als ein weiteres Kompliment für Jung-China gedacht und ist auch dementsprechend aufgefaßt worden. In ganz China ist Amerika in enthusiastischer Weise von Jung-China gefeiert worden. Hunan stand den übrigen Provinzen darin nicht nach. Der Tutuh gab der kleinen amerikanischen Kolonie ein Festessen, und abends fanden große Umzüge mit Lampions statt, auf denen die Charaktere für Amerika und China vereinigt waren, unter der Führung von Studenten aus Amerika und — Japan. Was ist auch schließlich Jung-China anderes als ein künstliches Produkt Amerikas und Japans? Aus Amerika kommen die freiheitlichen Phrasen, aus Japan die Bomben.

Und Japan in der Tat ist, neben Amerika, das andere Land, von dem Jung-China Hilfe erhoffte und auch wirklich erhalten hat und noch erhält. Japan hat allerdings wesentlich andere Gründe wie Amerika, Jung-China zu unterstützen. Es fördert Jung-Chinas Sache aus zwei Gründen. Erstens, weil Jung-Chinas Macht im Süden begründet liegt, und die wirtschaftlichen Interessen Japans überwiegend im Süden liegen. Als Gegenleistung für seine Hilfe fordert Japan von der Kuo-min-tang wirtschaftliche Zugeständnisse. Der zweite Grund ist, daß Japan ein Interesse daran hat, China politisch nicht erstarken zu lassen: Jung-Chinas Programm heißt Dezentralisation, was natürlich ein politisch schwaches China bedeutet. Aus diesen Gründen drückt die japanische Regierung beide Augen zu, nicht nur, wenn große japanische Firmen mit Waffen und Geld die Kuo-min-tang-Regierungen der Südprovinzen unterstützen, sondern sogar, wenn zahlreiche ehemalige japanische Offiziere, wie es wieder in den letzten Kämpfen ganz unzweifelhaft vorgekommen ist, in den Reihen der Peking feindlichen Armeen kämpfen.

Die offene Sympathie Amerikas und die heimliche materielle Unterstützung Japans sind sicher von entscheidender Bedeutung gewesen, den Kampf zwischen Peking und der Kuo-min-tang zum offenen Ausbruch zu bringen, vielleicht sogar, wie von verschiedenen Seiten behauptet wird, überhaupt erst möglich zu machen.

Jung-China begann den ihm wohlvertrauten Krieg der Bomben und Revolten. Seit Beginn des Jahres sind in Wutschang nicht weniger als drei große gegen Liyüanhung gerichtete Verschwörungen unterdrückt worden, der durch seine Unterstützung Yüanschikais sich den besonderen Haß Jung-Chinas zugezogen hat. Bei der letzten,

Digitized by Google

der gefährlichsten und umfangreichsten, wurden in Wutschang am 26. Juni hundert Menschen öffentlich hingerichtet. Große Mengen japanischer Waffen und Munition wurden im Besitze der Verschwörer gefunden. Liyüanhung erklärt öffentlich, er habe die Beweise in Händen, daß in alle diese Umtriebe Japaner selbst verwickelt seien. Auch in Peking wurden mit Bomben ausgerüstete Agenten der Kuo-min-tang verhaftet, darunter, ebenso wie in Wutschang, Frauen. Am 24. Mai wurde einer der besten und zuverlässigsten Generale Yüanschikais, Hsü Pao schan, der seit dem Jahre 1912 einen der wichtigsten Punkte des unteren Yangtzetals, Yang chou fou, besetzt hielt, dank einem raffiniert erdachten Plan durch eine Bombe ermordet. In Peking bereitete das Parlament eine große Anklageschrift vor, um Yüanschikai öffentlich als „Usurpator der Macht und Verräter der Republik" zu erklären.

Yüanschikai seinerseits ergriff wohlüberlegte Gegenmaßregeln. Einerseits nahm er Truppenverschiebungen vom Norden nach dem Süden vor, um gegen Ueberraschungen gedeckt zu sein und die Yangtzelinie auf alle Fälle halten zu können. Andererseits versuchte er auch im Süden ihm feindlich gesinnte Tutuhs durch ihm ergebene Männer zu ersetzen. Hu Han min, Tutuh von Kuangtung, wurde als Spezialkommissar nach Tibet geschickt, Po Wen huei, Tutuh von Anhuei, erhielt einen ähnlichen nominellen Posten in der Mongolei. Die größten Schwierigkeiten machte Li Lieh chün, Tutuh von Kiangsi, der in seiner Provinz einen sehr starken Anhang hatte. Yüanschikai schickte, um ihn matt zu setzen, Wang Jui kai als Zivilgouverneur nach Kiangsi, ohne damit seinen Zweck zu erreichen. Erst als Nordtruppen an der Grenze Kiangsis erschienen, hielt es Li Lieh chün für das Beste, die Provinz zu verlassen. Yüanschikai hielt sich sogar für stark genug gegen die Spitzen der Kuo-min-tang, die „Heroen der Revolution", selbst vorzugehen. Am 18. Mai wurde Huang Hsing, der eines Mordanschlages gegen den Präsidenten überführt war, seines Feldmarschalltitels für verlustig erklärt. Kurz darauf wurde auch Sunyatsen von seinem Posten des Chefs einer Studienkommission für Eisenbahnwesen abgesetzt.

Die Kuo-min-tang begann einzusehen, daß es ihr ans Leben ging. Noch ein paar Monate dieser Politik und ihr Prestige und ihre Macht würden vernichtet sein. So hat sie denn den Kampf gegen Peking von neuem aufgenommen. An der Spitze stehen die alten „Helden der Freiheit", die schon 1911 gegen die Mantschus kämpften, Huang Hsing, Sunyatsen, Chen Chi mei. Neu hinzuge-

Digitized by Google

kommen ist Tsen Hsüan chun, ein ehemaliger Generalgouverneur der Mantschus und ein alter Feind Yüanschikais, der sich sicher mehr aus Haß gegen ihn als aus Liebe zu Jung-China zum neuen Präsidenten hat wählen lassen. Liyüanhung ist Yüanschikai treu geblieben und hat damit das strategisch wichtige Hupeh Peking erhalten.

Auch sonst ist die Lage wesentlich anders wie im Herbst 1911. Damals kämpfte ein Dreibund gegen Peking: das Volk in der Erwartung, daß die Vertreibung der Mantschus seine Lage verbessern würde, die Gentry der Provinzen, um ihre Selbständigkeit zu wahren, und Jung-China, um Macht und reiche Stellen zu erringen. Das Volk ist von dem Ergebnis der Revolution enttäuscht; aber es will keine weiteren Kämpfe, es will nichts weiter als Frieden und steht daher den jetzigen Bestrebungen Jung-Chinas direkt feindlich gegenüber. Die Mehrzahl der Provinzen fühlt sich für einen neuen Kampf zu schwach. So hat denn Jung-China allein zu kämpfen. Vergebens hat es versucht, ein neues populäres Schlagwort: „Nord gegen Süd!" zu prägen. Im ganzen Süden Chinas haben alle Handelskammern sich geweigert, den Kampf gegen Yüanschikai auch nur mit einem Pfennig zu unterstützen. Jung-China ist überhaupt nur in der Lage, den Kampf zu führen, weil es die ewig plünderungsgierige Armee auf seiner Seite hat.

Die Lage hier in Hunan dürfte wohl für alle Südprovinzen mehr oder minder charakteristisch sein. Der Tutuh der Provinz, Tan Jen kai, ein Mitglied der Gentry, der sich weigerte, den Kampf gegen Yüanschikai aufzunehmen, wurde unter Bedrohung seines Lebens von den Hauptanführern der hiesigen Kuo-min-tang und den Befehlshabern der Armee gezwungen, am 28. Juli Hunan für unabhängig zu erklären und eine Proklamation zu erlassen, in der alle Sünden Yüanschikais der Bevölkerung verkündet werden. Das Haupt der Handelskammer, die sich direkt für Yüanschikai erklärte, nicht aus Liebe, sondern allein um des Friedens willen, ist von der Armee eingekerkert worden. Die Kuo-min-tang, ein Häuflein ehrgeiziger Studenten, und die Armee terrorisieren die übrigen Volksklassen.

Im übrigen wiederholen sich die Szenen vom Herbst 1911. An allen Straßenecken sind Proklamationen zu sehen, die den Schutz der Fremden anempfehlen. Alle chinesischen Dampfboote sind von der Regierung requiriert, und täglich werden Tausende von Soldaten nach dem Norden abgeschickt, um vorläufig die Grenzen Hunans gegen ein Eindringen von Truppen Pekings zu verteidigen. Neue Truppen werden in Eile angeworben. Der Bevölkerung hat sich

Digitized by Google

natürlich eine Panik bemächtigt. Reiche Familien fliehen aufs Land, um dort Zuflucht zu suchen, und vom Lande kommen Leute in die Stadt, weil sie es innerhalb der Tore und Mauern für sicherer halten.

Es macht bisher den Eindruck, als ob Yüanschikai ohne allzugroße Schwierigkeit Herr der Lage werden wird. Aber zwischen ihm und Jung-China ist das Tafeltuch entzwei geschnitten. Er kann Jung-China besiegen, aber er kann es nicht vernichten. Jung-China hat sich bisher wie eine Hydra gezeigt, der für jedes abgeschlagene Haupt zwei neue erwachsen. Und in ein paar Jahren, wenn den Provinzen die Macht Pekings wieder unerträglich wird und Yüanschikai, der alt und krank ist, nicht mehr lebt, mag eine neue Revolution gegen die Zentralregierung reif sein.

China geht fraglos unruhigen Zeiten entgegen.

Viele Grüße

G.

Digitized by Google

Hygiene und Ethik.

Von

Otto Baumgarten.

So hätte Ernst von Düring seine 1912 bei J. C. B. Mohr (Siebeck) in Tübingen erschienenen „Gesammelten Vorträge" (219 S.), betiteln sollen. Denn das ist der Nerv seiner Ausführungen: unsere Gesundheit ist erst dann ein gesichertes Gut, wenn sie von uns selbst mit sittlicher Selbstachtung gepflegt wird. Der Verfasser, einst Generalinspekteur der Türkischen Hospitäler in Kleinasien, dann Professor für Haut- und Geschlechtskrankheiten in Kiel, hatte die Stelle als Chefarzt der Lahmannschen Anstalten auf dem Weißen Hirsch wesentlich in der Hoffnung übernommen, diesem Ziel der Gesundheitserziehung in einer großen, gesicherten Anstalt an Tausenden dienen und ihre Grundsätze dadurch verbreiten zu können. Dies Ziel schwebte ihm auch seither vor, als er durch widrige Umstände genötigt ward, sich eine andere Wirkungsstätte zu suchen.

Die Vorträge sind entstanden als Ansprachen an die Patienten der Sanatorien, die der Verfasser sich nie als bloß passive Objekte ärztlicher Heilkunst, immer zugleich als selbsttätige Heilfaktoren denkt. Denn als Ziel der Behandlung im Sanatorium gilt ihm nicht Ausbesserung der defekt gewordenen Maschine bis zum nächsten Zusammenbruch und zur nächsten Reparatur in der Anstalt, sondern Heranbildung eines Willens zur Selbstbehandlung in einem gesundheitlich geordneten Leben und dadurch Verhütung fernerer Anstaltsbedürftigkeit. Darum muß er versuchen, Klarheit über die Ziele und einfachsten Grundzüge der Selbsthygiene zu verbreiten. Diesem Unternehmen begegnen notwendig die alten Bedenken tüchtiger Hausärzte und Kliniker: ob nicht so Laien zu eingebildeten Sachverständigen gemacht werden, zu Halbärzten, zu halbgebildeten Künstlern

Digitized by Google

in der Selbstbeobachtung. Das würde wohl auch eintreten, wenn unverstandene Einzelheiten vermittelt würden. Dieser Besorgnis stellt der Verfasser seine Erfahrung gegenüber, daß die Besprechung vieler Fragen im Vortrag mehr auf das Verständnis wirkt als die Besprechung in der Sprechstunde; oft sei es viel leichter, einen Einfluß auf die Psyche gerade sensitiver veranlagter Menschen durch die unpersönliche Besprechung im Vortrag als durch das Gespräch unter vier Augen zu gewinnen. Man muß es nur grundsätzlich vermeiden, Uebergriffe ins ärztlich-technische, spezialistische Gebiet zu machen, muß lediglich Fragen der Gesamtkonstitution, der elementarsten Grundfunktionen des Körpers und diese möglichst wenig technisch-medizinisch behandeln. Indem der Verfasser aber diese Grundsätze dauernd befolgt, erweitert sich der Kreis derer, die von seinen Vorträgen Gewinn ziehen, über die Besucher von diätetischen Sanatorien hinaus zu allen Volksgenossen, die für ihrer Familie Gesundheit und ihre eigene Wirkungskraft sich verantwortlich fühlen.

Wir wollen versuchen, diese Grundzüge, von allen natürlich unentbehrlichen Einzelheiten tunlichst befreit, in Kürze herauszuheben.

I.

Zu solcher Selbstbehandlung nötigt die neueste Entwicklung des Aerztewesens. In dem Vortrag „Der Hausarzt" zeigt v. Düring, wie mehr und mehr der ärztliche Freund ganzer Generationen einer Familie, der die Kinder von der Geburt bis zur Familiengründung verfolgt hat und ihre einzelnen Erkrankungen im Netz der Familieneigentümlichkeiten, Anlagen und Vererbungen, also organisch betrachtet und behandelt, zum Schaden der Klienten wie des ärztlichen Standes dem Spezialisten oder dem eiligen Kassenarzt oder dem Sanatoriumsleiter gewichen ist, die alle den Kranken nicht genau, d. h. nicht den ganzen Menschen von Geburt und Familie her kennen, deshalb häufig nur das einzelne Organ berücksichtigen, wo es sich doch oft um Erkrankung dieses Organs infolge Erkrankung anderer Organe, ja des Gesamtorganismus, etwa durch Stoffwechselstörungen handelt. Durch derartige Mißgriffe leidet aber das Vertrauen der Patienten zum Arzt, und der ganze Stand verliert an Wertschätzung. Abgesehen von der Beförderung des Kurpfuschertums, der Naturheilärzte, Gesundbeter usf. rächt sich dieser Rückgang des Hausärztetums am Aufhören wirklicher Gesundheitspflege im Hause: „Der Hausarzt ist es, der die individuelle, die häusliche

Digitized by Google

Hygiene zu pflegen hat; er muß die ganzen Lebensgewohnheiten, Wachen und Schlafen, Essen und Trinken, Arbeit und Vergnügen, Tugenden und Fehler, Freuden und Leiden seines Klienten kennen. Denn nur wer das kann, ist wirklich imstande, Einzelerscheinungen richtig zu beurteilen, auf ihre richtige Erscheinung zurückzuführen. Wo der Spezialist oder die einmal konsultierte Autorität unter Umständen den innersten Ursachen eines Leidens ganz verständnislos gegenüberstehen, völlig irregeleitet werden können, wird oft der Hausarzt, ohne Fragen, einfach auf Grund eines offenen. mit Interesse beobachtenden Auges die verborgenen Quellen des Leidens wissen."

Aber sollen wir denn nun warten, bis wieder Hausärzte erstehen, bis über die Spezialisten, die in den großen Kliniken sich heranbilden, wieder aufs Ganze schauende, in den Familien lebende Aerzte sich erheben und bis sich wieder eine allgemeine Nachfrage nach solchen Hausärzten bildet, nach der sich dann auch das Angebot richten wird? Vorläufig, aber auch dauernd, um den Sinn für die Bedeutung der Hausärzte zu verbreiten, müssen die Mütter, die Geistlichen, die Lehrer, kurz die für die Erziehung der nachwachsenden Generation verantwortlichen Stellen die Elemente der Gesundheitspflege kennen, müssen in der Pflege der ihnen anbefohlenen Kinder stets berücksichtigen, daß viele lokale Leiden wesentlich durch Veränderung der ganzen Lebensweise, des Rhythmus von Arbeit und Erholung, der Ernährung, der Atmung, der Hauttätigkeit überwunden werden, damit sie eben nicht Spezialisten, sondern wirklichen Aerzten die Heilung ihrer Kinder anvertrauen.

II.

Das Wesentlichste an der hier vorgetragenen Hygiene ist ihre Unterordnung unter die Ethik. Das führt der erste, wichtigste Vortrag aus: Gesundheit ist ein sittliches Gut, dessen Pflege sittliche Pflicht ist. Es handelt sich wahrlich nicht um Erhaltung und Hinfristung des armseligen Daseins als solches, das ja überhaupt kein Gut ist, sondern um Erhaltung und Erhöhung der Leistungsfähigkeit. Wir müssen unser ganzes Leben in allen seinen Einzelheiten so einrichten, daß wir es zu einer möglichst hohen Leistung im Dienst der Menschheit bringen. Gegen diese Forderung sündigen wir aber auf Schritt und Tritt: Mangelnde Ruhe, unruhiges gesellschaftliches Leben wirken schon auf das sich entwickelnde Kind. Die ganze Lebensführung, die Kleidung der Mutter macht sie oft

Digitized by Google

unfähig, ihr Kind selbst zu nähren, also ihrer höchsten ethischen Pflicht Genüge zu tun. Das Nichteinhalten hygienischer Grundsätze tritt auch in den Resultaten der Jugenderziehung zutage: falsche Erziehung ist die auffallende Zunahme der Neurastheniker, aber auch die für die bevorzugten Kreise so beschämende Abnahme an Militärtauglichen zuzuschreiben. Die Ursache dieser Erscheinungen aber ist die Ueberernährung der Kinder, besonders mit Fleisch, und die Darreichung von Reizmitteln, Alkohol, Kaffee und Tabak. Ohne Fanatiker zu sein, erklärt v. Düring jegliche Mitteilung von Alkohol an Kinder, auch in der mildesten Form, für unsittlich; es sei auch Unsinn, daß der Mann lernen müsse, eine gewisse Menge Alkohol zu vertragen. Vom hygienisch-ethischen Gesichtspunkt aus gelangt er sodann zu einer sehr hohen Veranschlagung des wohltätigen Einflusses des Sports in der Ausbildung des Körpers und der Persönlichkeit, lehnt freilich ebenso entschieden die Ausartung in Sportexerei ab, die er für ebenso gesundheits- wie persönlichkeitswidrig erklärt. Die Geselligkeit, die doch unserer Erholung zur Stärkung der Leistungsfähigkeit dienen sollte, verfehlt diesen Zweck durch die allzu reichlichen, zu später Stunde eingenommenen Mahlzeiten und maßlosen Trinkereien; nicht bloß durch die Zerstörung vielen Familien-, vielen Eheglückes, auch durch die Zerstörung der Leistungskraft erweist sich diese Art der Geselligkeit als tief unsittlich.

Viel wichtiger als diese gewiß zeitgemäßen Einzelmahnungen erscheint uns aber der stete Hinweis auf die durch Alles hindurchgehende, das Ganze tragende voluntaristische Weltanschauung. Wer das Publikum der Sanatorien kennt, weiß, wie wenig der stete Rückgriff aus dem hygienischen Detail auf die ethische Grundanschauung der oberflächlichen Laune der Angeredeten entgegenkommt. v. Düring ist ausgesprochener Gegner aller materialistisch-ökonomischen oder physiologisch-deterministischen Anschauung: der Mensch ist ihm, so klar er im übrigen die Verkettungen des Individuums mit Familientypus, Milieu, Standessünden sieht, keineswegs lediglich Produkt der Verhältnisse, der ererbten Anlagen, der Vorgeschichte, sondern großenteils selbst Schöpfer und Verderber seiner Gesundheit, seines Glücks. Wenn immer wieder betont wird: „Es gibt keinen anderen Weg: Wer gesund sein will, muß eine gesunde Lebensweise führen", wenn des öfteren gezeigt wird, wieviel leichter Vorbeugen als Heilen ist, wie solches Vorbeugen gerade bei schwächlicher Disposition, erblicher Belastung usf., rechtzeitig von Erziehern und in der Selbsterziehung geübt, die Umbiegung einer

Digitized by Google

scheinbar notwendig abwärtsführenden Entwicklungslinie in eine nach oben, zu Kraft der Körper- und Selbstbeherrschung führende hervorruft, so liegt dahinter eine Gesamtanschauung, die erst in dem Vortrag „über Psychoneurosen und über Psychotherapie" klar hervortritt. Es sei erlaubt, davon die wichtigsten Stellen herauszuheben, weil sie für den Standpunkt und populären Stil des Verfassers gleich charakteristisch sind.

„Vor mir liegt eine kleine Schrift Kants: Von der Macht des Gemütes, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein. Eine Vorrede zu diesem kleinen Buch hat der berühmte Arzt Hufeland geschrieben. Der Titel des Kantschen Buches könnte der Titel dieses Vortrages sein. Und die Einleitung könnten die Worte Hufelands bilden: der Geist allein lebt. — Das Leben des Geistes allein ist ein wahres Leben. Das Leben des Leibes muß jenem immerfort untergeordnet sein und von ihm beherrscht werden, nicht umgekehrt der Geist sich den Launen, Stimmungen und Trieben des Körpers unterordnen, wenn das wahre Leben erhalten werden soll.

In diesen Worten ist das enthalten, was die Psychotherapie anstreben soll: Sie soll dem Geist die Herrschaft über den Körper wiedergeben, sie soll versuchen, den Kranken zu lehren, durch die Macht des Gemütes, durch den bloßen Vorsatz, seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden."

Und so kommt er zu einer in wesentlich ärztlichen Vorträgen ungewohnt eingehenden Behandlung der Frage von Leib und Seele und der Freiheit des Willens, zu deren erschöpfender Erörterung ihm freilich mehr Raum und Fassungskraft der Zuhörer als, wie er bescheiden meint, die eigene Kompetenz abgeht.

Was die erste Frage angeht, so führt v. Düring aus:

„Der Geist allein lebt. Das Leben des Geistes allein ist wahres Leben . . . Gar nichts anderes wollen wir gegenüber dem Monismus betonen, der unannehmbar ist für uns, als daß der Geist allein lebt, daß die Seele über dem Leibe steht, daß sie etwas Wesensverschiedenes vom Leibe ist, daß Geist, Seele, Verstand, Bewußtsein, Leben nicht Funktionen des Gehirns, des Zentralnervensystems sind.

„Die Psychologie oder die Psycho-Physiologie hat mit der Seele, dem Geiste selbst gar nichts zu tun. Sie beschäftigt sich mit dem, was wir sehen, was wir beobachten, mit dem, was wir kausal, d. h. auf und vielleicht aus einander folgend miteinander ver-

Digitized by Google

binden können. Die Wissenschaft kann die Bedingungen beobachten, unter denen bestimmte Erscheinungen ablaufen, und kann daraus Gesetze ableiten. Aber das Wie der Umsetzung äußerer Reize in Bewußtsein und Vorstellung kann niemals wissenschaftlich erklärt, kann niemals der Gegenstand des Experiments oder wissenschaftlicher Forschung werden."

Ich kann es mir nicht versagen, auch den Versuch, diese Leitsätze zu veranschaulichen, mitzuteilen: „Wir gehen im Dunkeln auf einer Straße; erst undeutlich, allmählich immer deutlicher hören wir ein Geräusch, das wir bald als das eines mit durchgegangenen Pferden heranrasenden Wagens erkennen. Eine ganze Skala der Gefühle taucht in uns auf, von denen bei den meisten Menschen jedenfalls das lebhafteste und unmittelbar in Handlung umgesetzte das der Rettung ist.

„Zerlegen wir uns diese Begebenheit in die einzelnen Vorgänge: Ein Reiz, ein Geräusch trifft unser Sinnesorgan, das Ohr. Dieser Reiz wird auf den Nervenbahnen zur Hirnrinde fortgeleitet — und nun tritt etwas ein, das sich mechanisch, experimentell nie erklären läßt: es bildet sich eine Vorstellung; die Reizwelle, eine Bewegung, wird in elementares Denken umgesetzt, das uns ein Bild gibt von der (nicht gesehenen) Ursache des Reizes, mit dem Wagen durchgehende Pferde, der unser Ohr getroffen hat.

„Es bleibt aber nicht bei diesen durch äußere Reize vermittelten Vorstellungen, die in unserem Bewußtsein vorhanden sind, sie bleiben keine bloßen Wahrnehmungen. Diese Wahrnehmungen bleiben nicht rein objektiv, sondern sie bekommen eine subjektive Bedeutung, eine Bedeutung für unser Ich. Wir erkennen in den daherrasenden Pferden eine Gefahr für uns, wir bekommmen einen Schreck, wir überlegen mehr oder weniger, was wir tun müssen, um uns zu retten. Wissenschaftlich sagt man, die Wahrnehmungen werden von uns gewertet, sie lösen in uns Empfindungen, Gefühle der Lust oder der Unlust aus, und die gefühlsbetonte, emotionell gewordene Vorstellung löst Handlungen aus.

„Sie alle werden sofort die Grenze bezeichnen, bis zu der eine psycho-physiologische Erklärung, eine experimentelle Nachprüfung möglich ist: Stärke der Geräusche, Zeitdauer, bis die Wellen das Ohr treffen, Stärke der ausgelösten Muskelreaktion, Beeinflussung des Pulses usw. sind Dinge, die man nachprüfen und in Gesetze bringen kann. Aber überall stoßen wir auf eine Grenze: Wie die Reize, die Bewegung in eine Vorstellung umgesetzt wird, wie der

Digitized by Google

Ablauf der inneren Kausalzusammenhänge ist, das bleibt ein Rätsel, das wir nie lösen werden. Es ist das Rätsel der Seele, des Geistes, des Bewußtseins, des Lebens. Wie die Umwandlung der materiellen Reizerscheinung in die psychologische, seelische Wahrnehmung, in die Vorstellung vor sich geht, in eine Vorstellung, die Ich, das empfindende Ich vor mir sehe, wie diese Vorstellung nun Gefühle und diese Gefühle Handlungen auslösen — das sind Vorgänge, die unser Verstand einfach nie aufklären kann. Wir müssen ruhig zugeben: für die wichtigste, ausschlaggebende Erscheinung des psychischen Geschehens, für das Bewußtsein haben wir keinerlei wissenschaftliche Erklärung.

„. . . . . Für dieses vom empfindenden Ich gesehene Bild, für dieses allersubjektivste vermögen wir keinerlei Erklärung zu geben — wir können nur eben diese für das Ich absolut feststehende, sicherste Tatsache feststellen. Und wenn wir den Monismus ablehnen, so soll das zunächst gar nichts weiter sagen, als daß wir dieses Rätsel erkennen und nicht lösen können.

„Es ist selbstverständlich, daß die biologische Forschung darüber keine Klarheit bringen kann. Sie kann immer feinere Vorgänge der Uebertragung, der Assoziation, der Erinnerungsbilder, immer genauere Lokalisationen dieser Vorgänge kennen lehren — aber über die auslösende Ursache der Umwandlung eines Reizes in eine Vorstellung, über das Bewußtsein, kann sie nie Aufklärung geben. Die weitgehendste Aufklärung, die wir darüber haben können, liegt aber in der Bewußtseinstatsache selbst: es ist so, ich erlebe es täglich; und dieses Erlebnis gibt mir das Bewußtsein meines subjektiven Ich. Bestimmt wird es auch nie gelingen, durch philosophische Spekulation diese letzten Rätsel zu lösen, diesen Schleier zu lüften. Hier gibt es nur zwei Wege: entweder im Glauben eine Offenbarung zu erfassen oder in Bescheidung unser **ignorabimus** hinzunehmen. Der Monismus tut keins von beiden . . . .

„Leibniz hat wohl recht, wenn er dem berühmten Satz des Aristoteles: Nichts ist in unserem Bewußtsein, was nicht durch unsere Sinne gegangen ist, den Nachsatz hinzufügt: außer dem Bewußtsein selbst. Wie das Leben, so ist die Seele da, eine unerklärbare Tatsache — aber die allertatsächlichste!

„In der Antwort, ja in der Art der Antwort auf die Frage nach Leib und Seele, auf das Wie des Bewußtseins, der Vorstellung, ist der Punkt, wo sich Weltanschauungen scheiden. Wir müssen die Wesensverschiedenheit von Leib und Seele unbedingt

Digitized by Google

betonen, die Annahme, daß die Seele, das Bewußtsein eine Funktion des Gehirns sei, aufs Bestimmteste ablehnen!"

Viele Leser werden meine Freude über diese Ausführungen nicht teilen, werden dahinter den Theologen wittern, der dem Pädagogen und Mediziner ins Handwerk pfuscht, und werden aus der Widmung des Buches an mich, den Theologen, die Vermutung schöpfen, daß auch v. Düring, durch die Freunschaft mit Theologen, die ihn allerdings von Jugend auf, seit den gemeinsam mit Rade, P. Drews u. a. verlebten Studienjahren in Leipzig, nicht verlassen hat, zu einer in der Sache, in der Medizin nicht begründeten Vorliebe für metaphysische Fragen geführt sei. Gegen diese heimlichen Feinde wendet sich der folgende bedeutsame Absatz:

„Aber brauchen wir denn auf die Frage eine Antwort?

„Dubois meint, wir brauchen uns im Grunde nicht weiter darum zu kümmern, was die Seele ist. Wie eine Elektrotechnik sich ohne Lösung des Grundproblems der Elektrizität hat entwickeln können, so kann, meint Dubois, auch eine Psychotherapie bestehen, ohne daß wir uns über eine Frage zu einigen versuchen, welche wahrscheinlich unlösbar bleiben wird. Ja, aber bleibt der Monismus vor diesem ewigen Rätsel, vor dieser unlösbaren Frage stehen? Liegt in dem Worte Monismus, in der Betonung der Einheit nicht schon eine bestimmte Lösung ausgedrückt? Ich will mit der Ablehnung des Monismus zunächst gar nichts anderes sagen, als bestimmt betonen: die Seele, das Bewußtsein sind in keiner Weise irgendwie als Mechanik, als Funktion des Gehirns, der Nervenzellen zu erklären. Sie sind wohl an den Leib gebunden, aber keine Funktion des Organismus. Wir sind ja individuell sehr verschieden. Für mich sind zwischen der Entwicklung der Elektrotechnik und der Möglichkeit der Psychotherapie so tiefe „Gefühls"unterschiede, daß ich diesen Vergleich nicht annehmen kann. Ich weiß, daß eine präzise Beantwortung der Frage von Leib und Seele, wenigstens im negativen Sinne: Seele, Bewußtsein sind keine Funktionen des Gehirns, für viele Menschen wie auch für mich von fundamentaler Bedeutung ist; ohne diese Auffassung würde ich mich in der Psychotherapie gegenüber gequälten Menschen häufig vor unübersteiglichen Schranken sehen, meiner besten Hilfen beraubt sein!"

Noch mehr tritt die Bedeutung der ethischen Weltanschauung für die Hygiene hervor bei der Erörterung der anderen Frage nach der Willensfreiheit, die sich uns hier so stellt: „Sind wir in unseren Entscheidungen determiniert, d. h. ist unsere Auffassung,

Digitized by Google

daß wir Herren unserer Handlungen seien, eine Illusion; werden unsere Entscheidungen bestimmt von dem Motiv, das das mächtigste ist, oder haben wir, schließlich oder letztlich, die Freiheit der Entscheidung, einen freien Willen?"

Und hier stellt der Verfasser sofort die Notwendigkeit der Lösung dieser Vorfrage fest: „Ueber diese Frage müssen wir uns klar sein. Denn alle Logik, alle Ueberredung, aller Zuspruch nützt nichts dem Patienten gegenüber, der uns sagt: ich kann nicht, ich bin so, ich bin so geworden, wie ich bin, durch Vererbung, Erziehung, Umstände und Milieu! Wenn wir da nicht mit voller Ueberzeugung sagen können: tausend Ketten halten dich, schwere Widerstände sind zu überwinden; aber du kannst frei sein, wenn du willst — dann weiß ich nicht, was in solchen Fällen zu tun übrig bleibt."

Und zum Abschluß der ganzen Erörterung stellt er fest: „Es ist mir bei meinen Besprechungen mit so vielen Hunderten von Kranken eine Gewißheit der Erfahrung geworden, daß diese Fragen nach Leib und Seele und nach der Freiheit des Willens, bewußter oder unbewußter, und zwar sehr oft nicht klar bewußt, bei der inneren Unsicherheit vieler Menschen eine große Rolle spielen. Ich möchte nicht und könnte nicht versuchen, meinen Mitmenschen zu helfen in diesen geistig-leiblichen Nöten, wenn ich nicht ihnen sagen könnte: Dein Geist steht über deinem Leibe, und wenn du willst, kannst du frei sein!"

Und nun folge man den Ausführungen über Willensfreiheit als Versuchen, nicht mit philosophischen Köpfen das vielbehandelte Problem dialektisch zu verhandeln, wohl aber durchschnittlich gebildeten Patienten lösende Worte, klare Gesichtspunkte für die befreiende Wahrheit zu bieten. Der Stil scheint uns überaus glücklich für die vorliegende Aufgabe der halb seelsorgerlichen ärztlichen Beratung: „Ja, eine starke Stimme sagt uns: Wir sind frei, wenn wir wollen; unser Wille kann frei sein, wenn wir wollen. Wir sind nicht das rettungslose Opfer, unser Handeln nicht die eiserne Notwendigkeit, gleichsam die Diagonale des Parallelogramms der Kräfte, die sich in uns streiten und deren stärkste, mögen wir wollen oder nicht, den Sieg davonträgt! Es ist nicht so, daß unbedingt in uns entschieden wird, sondern es ist bestimmt so, daß wir entscheiden können, wenn wir wollen." Dafür verweist er solche, die diese Fragen quälen, auf Karl Joel, der freie Wille.

Er gibt nun ruhig die Tatsache zu, daß wir durch unseren Charakter, unsere „Gefühlsanlage", Temperamente, Neigungen,

Digitized by Google

Triebe, unsere Erziehung, unser Milieu, alle möglichen Erlebnisse und zufälligen Umstände augenblickliche, durch Witterung, körperliches Befinden, tägliche Kleinigkeiten, beeinflußte Stimmungen („Gefühlslagen") in unserm Handeln determiniert werden, daß die Entscheidungen unseres Willens sich in mehr oder weniger engen, bescheidenen Grenzen bewegen, daß die Möglichkeiten, zwischen denen wir zu wählen haben, meistens nicht von uns selbst gesetzt, sondern uns meist ohne unsere Wahl von außen gesetzt sind, günstigsten Falls ein Ergebnis unserer vorhergegangenen Handlungen, Gedanken, Neigungen. „Diese Neigungen, die Triebe, unsere Fehler, unsere guten Anlagen, das Milieu sind nicht unser Werk, nicht von uns geschaffen. Wenn sie bestimmen, sind wir unfrei." Aber damit sieht er noch nichts dagegen bewiesen, daß wir frei sein können, wenn wir wollen. Was wir aus uns machen, wie wir mit unseren Anlagen, Trieben wirken, wie wir Milieu und Verhältnisse auf uns wirken, unsere Handlungen bestimmen lassen, ob wir uns entwickeln, innerlich wachsen oder abnehmen, das ist von uns abhängig, von unserem Willen.

Die Naturwissenschaftler vergessen bei der Aufstellung des Determinismus ganz, daß eine Determination, eine Bestimmung ein Subjekt, ein zu Bestimmendes voraussetzt. Von der Notwendigkeit der Naturgesetze ausgehend, übertragen sie ihre am Objekt gemachten Erfahrungen auf das Subjekt. Und doch sind wir es, die die Naturgesetze schaffen aus unserer Objektivierung heraus. Vom Menschenleben aus haben wir den Begriff des Gesetzes auf die Natur übertragen, nicht umgekehrt. Die Naturgesetze sprechen aber gar keine Forderungen aus: du sollst, oder drohen mit Strafen, sondern sie stellen einfach Tatsachen fest. Gesetze des Sollens sind logische Gesetze, sie können übertreten werden, und auf ihren Uebertretungen steht Strafe. Es ist klar, daß die Forderung, sich für etwas zu entscheiden, die Möglichkeit der freien Wahl voraussetzt. Wenn aber unser Handeln nur ein Ergebnis wäre der von uns gar nicht zu wägenden, zu erwählenden oder zu verwerfenden Beweggründe und Triebfedern, so wäre bereits unser Ueberlegen und Wählen passiv gebunden an diese Motive; in uns würde gedacht, der Denkprozeß vollzöge sich in uns mit der kausalen Notwendigkeit der Naturgesetze, ob wir wollen oder nicht, auch die Richtung, in welcher sich diese Nötigung vollzieht, wäre ganz unabhängig von uns. Wer einsieht, daß Kausalität und Gesetze Dinge sind, die wir erst in die an sich indifferente Natur hineinlegen, der wird der deterministischen Ueber-

Digitized by Google

tragung des Mechanischen in der Natur auf den Geist sich versagen. „Können wir nicht frei sein trotz aller Schranken und Hindernisse, die auf unser Handeln bestimmend einwirken, so sind wir Maschinen. Gerade aus unserem Freiheitsbewußtsein heraus haben wir, um die Welt zu beherrschen, um sie für unsere Bedürfnisse, unsere Praxis nutzbar zu machen, die Kausalität erschaffen. Das Freie, die Freiheit ist das Bestimmende; gerade, weil wir frei sein können, empfinden wir, daß Triebe, Neigung, Milieu, Verhältnisse bestimmend, determinierend, unserer Freiheit entgegenstehend, vorhanden sind."

Wenn aber diese Gesichtspunkte manchem noch überraschend und paradox erscheinen mögen, so werden sich wenige philosophisch Unverbildete folgender Beweisführung aus dem sittlichen Erscheinungsleben entziehen:

„Ganz gewiß wird ein guter Mensch im allgemeinen so sein, sich so betragen, solche Handlungen vollführen, die wir gut nennen; und vom Lumpen werden wir Lumpereien erwarten. Aber es ist doch eine Tatsache, daß auch Menschen, von denen wir nur gute Handlungen erwarteten, gelegentlich ein Verbrechen begehen, eine Handlung, die wir eben nicht erwarteten, und auch Lumpen handeln unerwartet unter besonderen Umständen einmal edel." Wenn der gute Mensch nicht auch Böses tun könnte, dann würde er ohne Freiheit handeln. Indem er aber sein Ich von dessen Inhalt trennen, diesem Inhalt, d. h. seinen Trieben und Neigungen, objektiv gegenübertreten, sie zum Objekt seiner Beurteilung und Wahl machen, sie zu ändern streben kann, betätigt er seine Freiheit. Darum kann man auch von einer Bekehrung zu einem neuen Menschen reden. „Das heißt, wir können unseren Willen üben, erziehen, stärken, langsam, allmählich; wir werden einmal Siege über die Determinationen, über das uns Bestimmende davontragen, und wir werden ein anderes Mal unterliegen. Unser sittliches Handeln ist durchaus nicht etwa stets einfach ein Ergebnis unseres Charakters, unserer Natur, unserer Anlagen, so daß man etwa Willensfreiheit als Handeln in Uebereinstimmung mit unserem besseren Ich bezeichnen könnte. Nein, wir befinden uns oft im Kampfe mit unseren Anlagen und der beste Mensch ist der, der alles Gute in sich durch Kampf gegen seine Neigungen, Triebe, Natur zur Geltung zu bringen sucht — gar nicht einmal immer zur Geltung bringt."

Nun schildert Verfasser beweglich den durch fortgesetzte, allmählich eingewöhnte Entscheidungen geführten Kampf des höheren, ein-

Digitized by Google

heitlichen Ich gegen das niedere, widerspruchsvollere Triebleben in einer Weise, die durchaus an F. W. Försters Ausführungen über Sexualpädagogik erinnert, um mit folgendem, im Munde eines Arztes besonders wirksamen Appell an den Willensmenschen zu schließen:

„Kaum einem Menschen, der bewußt das Ideal der Freiheit, des freien Willens erstrebt, bleiben innere Konflikte erspart: das ist Tragik. Und doch liegt gerade hierin das Glück des Lebens: dem Ideal, das wir in uns tragen, über alle Neigungen, Gewohnheiten, Einflüsse des Augenblickes und der Umwelt zur Entfaltung zu verhelfen. Gerade in diesem Streben, Denken und Versenken in das Ideal erkennen wir unser Bestes, das, was das Leben lebenswert macht, unser allereigenstes, innerstes Ich! Die Stimme dieses unseres Ich können wir durch Vernachlässigung immer leiser, immer stummer machen; hören wir auf diese Stimme, üben wir uns, ihr Gehör, Einfluß auf unsere Entscheidungen zu geben, so erhebt sie sich laut und immer lauter gegen alles, was uns an unserem inneren Wachsen hindern will; sie stellt sich aber dem entgegen, was nicht das Gute, was nicht unserer Bestimmung gemäß ist.

„Dieser innere Kampf, der gerade in den edelsten Menschen am schwersten ausgekämpft wird, sollte eine Phantasie unseres Gehirns sein, unser „Ich" in diesem Sinne eine Illusion? Dann ist auch das Leben Illusion! Wer kann mir die Kriterien des Lebens beschreiben? Was Leben ist, weiß jeder nur vom Erleben selbst, jeder nur von sich selbst. Und ebenso weiß ich mein Ich als das sicherste innere Erlebnis. Ich und die Freiheit bedingen sich; Ich sagen ist schon ein Akt der Freiheit. Solange das Kind sich selbst ein Objekt ist, spricht es von sich in der dritten Person; plötzlich kommt es zum Ichbewußtsein und sagt Ich!

„Nur wer auf diese Stimme des Ich hört, kann das Gefühl der Freiheit haben. Und nur im Kampf wird sie gehört, erworben, wächst sie, und zwar *nur* im Kampfe, in der Uebung. Das als gut und recht Erkannte ist uns nicht immer das Wünschenswerteste, das Erstrebenswerteste, wenn wir nicht Heilige sind. . . . Das höchste Ziel der Freiheit ist das, daß unser Wille eins wird, sich deckt, mit aufgeht in einem Willen, den wir als den höchsten Willen, die höchste Instanz in uns und vielleicht über uns fühlen — die höchste Freiheit ist das bewußte Aufgehen der Freiheit im Zwange der sittlichen Pflicht! . . . Es ist die Höhe der Freiheit, wie sie ihren Ausdruck findet in den Worten Luthers: Hier stehe ich, *ich kann nicht anders*, Gott helfe mir. Amen!"

Digitized by Google

Man versteht nach alledem die große Rolle, die in des Verfassers Behandlung die ethischen und Weltanschauungsfragen spielen: nur die Annahme der Primats des Geistes über den Leib und der Freiheit des Willens, die Gewißheit der ethischen Lebensziele und der Selbstverantwortlichkeit erzeugt die gesunde Seelendisposition, die tausendfach die physische Gesundheit, das Nerven- und unbewußte Leben beeinflußt. Je klarer die Erkenntnis des Primats des Seelen- über das Leibesleben oder des Willens über das Triebleben ist, je stärker die Ueberzeugung ist, die Shakespeare in die Worte kleidet: „Der Leib ist der Garten, dessen Gärtner unser Wille ist", desto wirksamer wird die Psychotherapie eines Willensmenschen sein.

In diesem Zusammenhang gewinnt denn auch die Religion eine gewaltige Bedeutung für den Arzt. Ganz im Einvernehmen mit Dr. Stier betont v. Düring die verhängnisvollen Wirkungen der einseitigen Bewertung des positiven Wissens und der Vernachlässigung der Gefühlswerte, aus deren Gewißheit allein das alle Sicherheit des Handelns tragende Selbstvertrauen erwächst; der Zusammenhang der Zunahme der Nervenleiden mit der Abkehr von der Religion könnte sogar Psychopathen zur Suggestion des Anschlusses an eine Religionsgemeinschaft veranlassen. Aber sehr im Gegensatz zu Stier einer-, zu den Aesthetizisten andererseits will v. Düring nur solche Gefühlswerte pflegen, die nicht bloß für den bereits erkrankten Psychopathen, sondern eben für jeden Gesunden zur Bewahrung vor Psychopathie gültig sind und die wesentlich nicht in der Kultur schöner, harmonischer Stimmungen und Stilgefühle, sondern in der Kräftigung des Willens zur Erreichung sozialer, altruistischer Ziele bestehen, darum wirklich-religiöse, nicht stimmungs-religiöse Grundlage haben. „Wie heute vielfach der Kultus des Schönen als Selbstzweck getrieben wird, das ist geradezu ein Gift, jegliche Initiative und wirkliches Handeln aufhebend. Solche Aesthetizisten verlieren gegenüber Menschen und Verhältnissen vollständig den schließlich allein gültigen Maßstab, den Maßstab des ethischen Werts. . . . Kaum ein Neurastheniker ist schwerer zu behandeln als der Aesthetizist!"

Und so kommen wir zu dem Abschnitt, der m. E. den Höhepunkt des Ganzen ausmacht:

„Das größte Unglück für den Einzelnen ist die durch unsere Erziehung, unsere Weltanschauung gegebene Ueberwertung des Einzelindividuums. Das Zeitalter des Kindes! Das Recht der Individualität! Freiheit in der Entwicklung der Persönlichkeit! Das Recht, sich auszuleben! Schlagworte, die sehr viel Unheil angestiftet haben.

Digitized by Google

Wenn diese Anschauungen die Grundlage sind, auf der sich Charakter und Ansprüche gegenüber dem Leben des Einzelnen entwickeln, so müssen sie einen mächtigen Faktor zur Entstehung der Neurasthenie abgeben. Wenn meine eigene Persönlichkeit, meine Individualität an erster Stelle meines Interesses steht, da, wo meine Pflicht zu stehen hat, wenn wir nicht gewöhnt werden, die Pflichten gegen unseren Beruf, gegen unsere Mitmenschen, gegen den Staat, wohin gerade jeder gestellt ist, an erste Stelle zu setzen, wenn es uns nicht als selbstverständlich anerzogen wird, daß das eigene Ich hinter der Pflicht vollständig zurückzutreten hat, dann ist uns eine der wunderbarsten Glücksmöglichkeiten im Leben genommen, dann werden wir dauernd in schmerzhafte, verbitternde Konflikte kommen. Dinge, die der zur Pflicht erzogene Mensch selbstverständlich, ohne die Empfindung, überhaupt etwas Besonderes getan zu haben, fröhlich erfüllt hat, machen dem Egoisten schwere Stunden, erscheinen ihm als unüberwindliche Hindernisse. Wo der Pflichtmensch im ersten Schwunge über die Schranken gekommen ist, fehlen dem Egoisten Kraft und Wille, Schwierigkeiten zu überwinden, Ziele zu erreichen. Das Recht seiner Persönlichkeit, seine Individualität, die Ansprüche, die er zu machen hat an Menschen, Leben, Dinge, Verhältnisse, nehmen seine Aufmerksamkeit so in Anspruch, erschweren ihm die Auffassung entgegenstehender Verhältnisse so, daß er völlig tatenlos da versagt, wo der zur Pflicht Erzogene schon längst fröhlich jenseits aller Schwierigkeiten steht!"

So fügt der Verfasser denn die Gesundheitserziehung mit sicherer Hand in den weiten Rahmen der religiös-sittlichen Charakterbildung zum Erwerb tragender Lebensgewißheiten.

III.

Die eben entwickelten Grundsätze beherrschen nun besonders den ausgeführtesten Vortrag über Psychoneurosen und Psychotherapie. Da findet sich natürlich vielfache Verwandtschaft mit Dubois, verbunden mit starkem Gegensatz gegen Freud. Der Verfasser geht aus von einem Gleichnis, um das Verhältnis der somatischen zu den seelischen Vorgängen, um das es sich bei diesen Gegensätzen handelt, zu illustrieren: er vergleicht den Menschen, die Vereinigung von Leib und Seele, mit einem Künstler und seinem Instrument; der Leib ist das Instrument und die Seele ist der Spieler. Wenn nun die Musik nicht gut ist, so kann es am Instrument, am Spieler oder an beiden liegen. Aber während be-

Digitized by Google

deutende Künstler auch auf einem schlechten Instrument immer noch künstlerisch spielen können, wird auch das beste Instrument von einem Nichtkünstler entwertet; nur daß wir keine Seele als wertlos und unfähig schlechthin behandeln dürfen, die nicht geradezu ausgesprochen geistesgestört ist. Nach diesem Gleichnis muß sich das ganze Bemühen des Psychotherapeuten darauf richten, beide Seiten zu harmonischem Zusammenwirken zu bringen. „Ueber die Zeiten sind wir hoffentlich bald ganz hinaus, in denen man „Neurasthenie" als ein wesentlich physisches Leiden mit etwas Grobheit, etwas Suggestion und viel kaltem Wasser behandelte. Stärkende Mittel, Ueberernährung, Mastkuren, Sport bilden aber gleichwohl heute noch das Rüstzeug vieler Aerzte gegen Psychoneurosen; sie haben nur das Instrument im Auge und denken nicht an den Spieler". Viel verehrungswürdiger erscheinen dem Verfasser Männer wie der Berner Dubois, die alles Gewicht auf den Spieler legen, dem Instrument in der Behandlung nur wenig Bedeutung beilegen; er glaubt auch, daß die Resultate dieser ethisch soviel höher stehenden Methoden immer segensreich sein werden, wenn es sich um eine für die Weckung der Fähigkeiten im Spieler so hervorragend begabte Persönlichkeit wie Dubois handelt. Dennoch möchte er neben dem Künstler — denn um einen solchen handelt es sich, diese Fähigkeit ist nicht zu erlernen —, neben dem Künstler, der dem Patienten durch Eingehen auf seine Auffassung, durch logische Erklärung seines Zustandes, durch psychische Behandlung Verständnis für seine eigene Psyche beizubringen, in ihm den Einfluß des Geistes, die Herrschaft des Willens zu stärken versteht, den einfachen Arzt nicht vernachlässigen, der dahin strebt und den Patienten es lehrt, den Körper durch zweckmäßige Lebensweise möglichst leistungsfähig zu machen, ihn so zu behandeln, daß er nicht ein Hemmnis für die Psyche wird.

Uebrigens bildet auch schon die Durchführung einer zweckmäßigen Lebensweise, also die Enthaltung von Ueberernährung, von schlafstörenden Reizungen usf., einen Teil der Selbsterziehung, der sich jeder Psychoneurotiker unterwerfen muß. „Die Einsicht, daß eine Lebensweise der Mäßigkeit, bei der man sich mancherlei Genüsse versagen muß, für den Nervösen gut ist, soll den Entschluß zeitigen, sie nun auch durchzuführen. Die damit verbundene Willenserziehung überträgt sich auch darauf, daß solche Patienten widerstandsfähiger gegen ihre kleinen Leiden werden, daß überhaupt ihr Wille gekräftigt wird. Schlemmer, Schlaffe, Menschen, denen ihr Bauch ihr Gott und ohne Zigarre das Leben nicht mehr lebenswert ist, und

Digitized by Google

die nicht die Energie haben, auf diese oder jene Weise ihren Körper auszuarbeiten, haben gar nicht den ernsten Willen, als Künstler auf ihrem Instrument zu spielen — dazu gehört Selbstzucht!"

Schon um seiner voluntaristischen Grundansicht willen, aber auch im Interesse des wichtigsten, psychotherapeutischen Mittels, des „Verstehens" der schwierigen, mit schweren Gemütsaffekten oder psychischen Störungen verbundenen körperlichen Zustände ist v. Düring die von Freud zuerst vertretene sogenannte „Psychoanalyse" etwas überaus Unsympathisches. Es ist hier nicht der Raum vorhanden, um diese Auseinandersetzung eingehender vorzuführen. Im Bilde gesprochen, wirft der Verfasser, übrigens wieder im Einverständnis mit F. W. Förster, der Freudschen Schule vor, daß sie lediglich auf das Instrument schauen unter gröblicher Außerachtlassung der dem Spieler, und zwar gerade der fein organisierten, leicht verletzten, sittlich reizbaren Seele schuldigen Rücksicht. Gegenüber der zumeist geübten Zurückführung der Zwangsvorstellungen und Zwangsgefühle auf ins Unterbewußtsein verdrängte sexuelle Vorstellungskomplexe und dem Bemühen, sie zu heilen durch Bewußtmachen und Abreagierenlassen der unterbewußten Komplexe, betont v. Düring den unberechenbaren Schaden, den Seele und Wille der Analysierten, zumal der Jugendlichen erleiden, wenn die triebmäßigen, unterbewußten Vorgänge krampfhaft über die Schwelle des Bewußtseins gezerrt werden, wenn die tierischen Regungen bewußt gemacht werden. Die wesentliche Heilung sucht er dagegen in der Erweckung der richtigen Werteinschätzung für diese Vorgänge im Verhältnis zu Seelen- und Willensreinheit. So verspricht er sich aber auch nichts von dem Ausreden der „eingebildeten" hysterischen Schmerz- und Hemmungsempfindungen, alles aber von ihrer teilnehmenden Anerkennung, wenn diese verbunden ist mit einer sicheren Einschätzung als falsche Bewertung vorhandener, aber im Vergleich zum Wesentlichen des Lebens unerheblicher Störungen. So wird auch hier der ethische Gesichtspunkt durchgeführt, ohne dem somatischen sich zu versagen, ja in innerer Durchdringung beider.

Natürlich vernachlässigt der Verfasser so wenig als andere Psychotherapeuten die Wiederherstellung der physischen Normalität, die Ordnung der Ernährung und Verdauung, der Atmung, des Schlafes, der Hauttätigkeit; vielmehr dürften seine eingehenden Ausführungen hierüber jedem Skeptiker seine volle Beherrschung der somatischen Therapie offenbaren. Aber immer wieder wird all diesen Heilmethoden die geistig willentliche übergeordnet, die ja mit jener,

Digitized by Google

wie wir sahen, auch unmittelbar verbunden ist: die Hebung des Glaubens an die eigene Kraft, an die bleibende Leistungsfähigkeit, vor allem an die noch immer bestehenden Willensziele.

IV.

Man möge aber aus dem Mitgeteilten nun nicht den Schluß ziehen, als ob wir es hier mit einem mystisch-religiös veranlagten mehr Seel- als Leibsorger zu tun hätten. Den größten Teil des Buches nimmt doch die Erörterung der spezifisch medizinischen Fragen, besonders über die Ernährung, aber auch über Erkältung und Abhärtung, über den Schlaf und Schlafstörung ein. Dabei führt der Verfasser seine Zuhörer recht tief in die chemisch-physiologischen Vorgänge bei den pathologischen Zuständen ein.

In dem Vortrag über Ernährung macht er uns bekannt mit der wissenschaftlichen Forderung, wieviel von den drei organischen Nährstoffen: Eiweiß, Fett, Kohlehydrate zur Erhaltung des Körpers täglich erforderlich ist, was wir unter „Kalorien" zu verstehen, was wir von Liebigs Ueberernährung mit Einweiß, die tatsächlich Unterernährung war, zu halten haben. Er lehrt uns aber auch, auf alle allgemeinen Schemata der überaus individuell zu behandelnden Ernährungsfragen zu verzichten. So überrascht uns der Fortführer Lahmannscher Anregungen durch die resolute Ablehnung einer für alle auf Fleischnahrung verzichtenden, rein laktovegetabilen Ernährung: Da, wo es darauf ankommt, möglichst hohen Anforderungen mit Einsatz der größten Energie auf eine kurze Spanne Zeit zu entsprechen, wird eine an Fleischeiweiß möglichst reiche Kost zu empfehlen sein. Wenn der Muskelarbeiter bei vegetarischer Nahrung bestehen kann, der Geistesarbeiter braucht Fleisch. Nur soll er sich vor der bei Fleischnahrung so besonders naheliegenden Schlemmerüberernährung hüten, im übrigen aber eine gemischte, gut ausgenutzte, gut gekaute, langsam genommene Kost suchen, die aber restlos verwertet, verdaut und in Wärme und Kraft umgesetzt, nicht als unverwertbare träge Masse wieder ausgeschieden wird. Hier finden die Hausfrauen unmittelbar verwendbare Winke für gesundes Kochen, zumal mittels der Kochkiste. Aber auch die Antialkoholiker kommen auf ihre Rechnung, wenn sie freilich die besonnene Unterscheidung unschädlichen, gelegentlichen, von schädlichem, regelmäßigem Genuß aller Genuß- und Reizmittel als eine Halbheit verwerfen werden; der Verfasser schaltet eben auch hier nicht den das Maßhalten garantierenden Primat des Willens über den Trieb aus.

Digitized by Google

In dem Vortrag über Erkältung und Abhärtung erfahren wir zunächst, daß der wissenschaftlichen Medizin eine Erklärung des dem Laien so geläufigen Begriffs „Erkältung" mangelt, daß der Kreis derjenigen Erkrankungen, die auf eine Erkältung als Ursache zurückgeführt werden, sehr zusammengeschrumpft ist, daß aber die Zurückführung aller „Erkältungen" auf „Infektionen", eine Folge der siegreichen Bakteriologie, an einer ganzen Reihe von Funktionsstörungen scheitert, die durch die Störung des Wärmehaushaltes ausgelöst werden können. Wir bekommen alsdann die Wärme-Regulierungsvorrichtungen unseres Körpers expliziert, die in nicht festen, individuell verschiedenen, aber nach oben und nach unten doch nicht überschreitbaren Grenzen die zum Leben nötige Wärme regulieren. Da sie bei vielen Individuen häufig versagen aus Mangel an Uebung, aus Vernachlässigung des Hauptorgans für die Wärmeregulierung, der Haut, so gilt es die Menschen zu einer vernünftigen Hautpflege zu erziehen, die den Körper gegen wechselnde Temperatur widerstandsfähig zu machen bestrebt ist. Die lange Zeit ausschließlich geübte Abhärtung durch kalte Uebergießungen, kalte Bäder, Barfußlaufen im nassen Grase wird eben wieder als einseitig-schematisch für manche Individuen korrigiert durch das für alle Altersstufen verwertbare, nur richtig zu dosierende Luftbad. Während die kalten Bäder neben den Luftbädern leicht entbehrt werden können, haben die warmen lange nicht den verweichlichenden Einfluß, den man ihnen zuschreibt. Man sieht, es ist auch rein medizinisch aus diesem Kapitel viel Neues und wenig Schematisches zu lernen.

In dem kurzen Vortrag über richtiges Atmen erfahren wir, welche wichtigen Aufgaben dies für den Körper leistet und was für bedeutende Störungen in unserem Wohlbefinden durch fehlerhaftes Atmen hervorgerufen werden. Hier begegnet uns das direkt unsittliche, weil den Blutumlauf störende, Wallungen, Stauungen und damit Unterleibsbeschwerden hervorrufende Korsett. Und nicht bloß Asthmatikern können richtige Atemübungen große Erleichterung, Fortfall schwerer Störungen, verschaffen. Aber gerade dies richtige Atmen beansprucht eine recht respektable Selbstzucht.

Endlich werden viele dem Verfasser mit mir besonders dankbar sein für den Vortrag über Schlaf und Schlafstörungen. Es ist schon von großer Wichtigkeit, die Bedeutung genügenden Schlafes für unseren Organismus und die schweren Folgen seiner Vernachlässigung nahe gelegt zu bekommen: Je zahlreicher die Anforderungen und Eindrücke des Tages waren, um so mehr häufen sich die Er-

Digitized by Google

müdungsstoffe im Zentralnervensystem an, um so mehr bedarf der Körper der Ruhe; während des Schlafes werden die lähmenden Stoffwechselprodukte ausgeschieden und nimmt das Zentralnervensystem die zur Wiederherstellung der Leistungsfähigkeit unerläßlichen Stoffe aus den ernährenden Säften auf. Um nun die Schlafstörungen zu beseitigen, die einen hygienischen Schlaf nicht zustande kommen lassen, genügt nicht die Fernhaltung von Licht, Geräusch, übermäßiger Kälte und Wärme, gegen welche Reize übrigens verschiedene Menschen sehr verschieden empfindlich sind, sondern muß auch eine gewisse Einrichtung des Schlafzimmers und des Lagers — keine Federbetten! — treten. Wir erhalten dann genaue Vorschriften über die verschiedene normale Schlafzeit der Lebensalter im Sommer und Winter, zumal für frühes Zubettgehen, da eine möglichst große Schlafperiode vor Mitternacht fallen soll. Auch über das nicht als allgemeines Bedürfnis zugestandene Schlafen am Tage bekommen wir zu hören, daß dem Schlafen nach Tisch eine Ruhe vor Tisch, womöglich in freier Luft, vorzuziehen ist. Den Schlafstörungen müssen wir aber auf die Spur zu kommen suchen, indem wir annehmen, daß der sie bewirkenden erhöhten Reizempfindlichkeit eine „unzweckmäßige" Lebensweise zugrunde liegt. Ein großer Teil der neurasthenischen Schlafstörungen — übrigens kommt absolute Schlaflosigkeit nicht vor — ist die Folge sinnwidrigen Hinausschiebens des Schlafes, der „Uebermüdung", wobei die im Körper gebildeten Stoffwechselprodukte derartig reizend, vergiftend auf das Zentralnervensystem einwirken, daß es nicht „zur Ruhe" kommen kann. Narkotika sind berechtigt nur gegenüber durch akute Schmerzen bedingter Schlaflosigkeit; im übrigen sind dagegen nur allgemeine diätetische und hygienische Mittel anwendbar. Das gilt wenigstens für jeden, der seine Krankheit vom ethischen Gesichtspunkt der Wiederherstellung der Leistungsfähigkeit ansieht.

Hat dieser knappe Ueberblick über einige konkrete Einzelheiten der medizinischen Belehrung wohl das Vorurteil, als ob es sich hier um etwas wie Pastoralmedizin handle, außer Kraft gesetzt, so soll zum Schluß nochmals betont werden, daß doch durch diese ganzen medizinischen Erklärungen und Winke der ethische Grundzug hindurchgeht, den wir zuvor aufgewiesen haben. Schon allein das vorausgesetzte Verlangen nach klarer Erkenntnis der wesentlichen Funktionen des Organismus und der unerläßlichen Voraussetzungen ihrer Gesundheit hat eine tief sittliche Art an sich. Aber den ganzen Willensmenschen nimmt das energische Ausschalten all der

Digitized by Google

erkannten Fehlerquellen, der die Gesundheit störenden Momente in unserem Trieb- und Gesellschaftsleben in Anspruch. Wir haben es in den Sanatorien des öfteren beklagen hören, daß v. Düring so unerbittlich, so verständnislos für die Bedürfnisse des Genuß- und Gesellschafts-, kurz des Lebemenschen sei. Das aber entspricht genau dem sittlichen Pathos seiner Berufsauffassung, die bei Kant, Fichte und Schiller in die Schule gegangen ist. „Nur keine Halbheit, wo dir bewußt, daß du was Ganzes vertreten mußt!"

Aber ebenso weit entfernt wie von schwächlicher Nachgibigkeit gegen das sanft lebende Fleisch ist der Verfasser von aller Gesundheitsfexerei. Beides liegt den Sanatoriumsleitern besonders nahe. So hat denn auch der letzte Vortrag über das Sanatorium einerseits die Aufgabe und den Wert desselben nicht in die vorübergehende Beseitigung der Beschwerden und Leiden der Patienten, sondern in ihre Erziehung oder doch Anreguug zu einer gesunden und sittlichen Lebensweise gesetzt, von der sie alle ihre Beschwerden wesentlich bedingt erkennen sollen, andererseits mit größter Energie vor der ewigen Selbstbeobachtung und Behorchung der eigenen inneren Funktionen gewarnt, die aus der Gesundheit einen ängstlich gehegten Selbstzweck macht. Ist der Patient zu der Erkenntnis durchgedrungen, daß er es in der Hand hat, durch gesunde Lebensweise, durch sittliche Selbstzucht mehr oder weniger frei von Beschwerden zu sein, so soll er doch auch vor der „Sanatoriumspsychose" behütet werden, die aber eine allgemeine Psychose viel behandelter, langjähriger Kranker ist: durch immer neue Behandlungsmethoden in der Ansicht vom alles andere Lebensinteresse verschlingenden Ernst ihres Leidens bestärkt zu werden. Für diese Gesundheitsfanatiker und für die sich selbst beobachtenden Nervösen und für die „naiven Egoisten, denen die Körperpflege der selbstverständliche Zweck des Lebens ist", dem sie auch ihre Umgebung knechten und ihren Beruf zum Opfer bringen, könnten und sollten die Sanatorien die Rolle des Erziehers spielen. Ihnen und den langjährigen Kranken hat die sittlich verstandene Gesundheitspflege Vertrauen zur Gesundheit, der auch etwas zuzumuten ist, wenn die allgemeine Disposition, die Lebensordnung im ganzen gesund ist, und stilles Ertragen der geschwächten Gesundheit nahezulegen, bei welcher mancher Geistesmensch Gewaltiges geleistet und getragen hat.

So geht diese Verbindung von Hygiene und Ethik durchweg aufs Ganze, auf den Willen zur Gesundheit im Dienste der Lebenstüchtigkeit.

Digitized by Google

Die Hamburger Wohnungs- und Bodenpolitik.

Von

Kuno Waltemath.

Die Hamburger Bürgerschaft, das Parlament des hansischen Freistaates, hat in ihrer letzten Sitzung vor den Sommerferien einen Beschluß gefaßt, der von schwerwiegender Bedeutung für die Hamburger Wohnungspolitik ist und auch außerhalb Hamburgs von allen Interessenten aufmerksam beachtet werden muß. Handelt es sich doch um einen Schritt, der den Staatssozialismus in die Wohnungspolitik der Republik einführt. Das gibt mir Veranlassung, mich einmal in diesen Büchern mit der hamburgischen Wohnungs- und Bodenpolitik zu befassen. Diese weist Züge auf, die eine markante Eigenart atmen und sie bietet überreichlichen Stoff dar an Belehrung und Anregung für die Freunde einer modernen, vom sozialen Geiste getragenen Wohnungsfürsorge. Nicht zu vergessen ist, daß sie sich im Rahmen eines Staatswesens abspielt, das nach der Bevölkerungszahl ein Mittelstaat genannt werden kann, nach seiner Finanzkraft gleich hinter den deutschen Königreichen rangiert.

Die hamburgische Wohnungs- und Bodenpolitik ist ursprünglich, wie auch anderswo, von dem Gedanken bewegt worden, die Sünden der Vergangenheit wieder gutzumachen. Und dieser Sünden gab es ganz besonders in Hamburg viele, aus dem einfachen Grunde, weil es früher überhaupt keine staatliche Wohnungs- und Bodenpolitik in Hamburg gab, wenigstens keine solche, die einen derartigen Namen im modernen Sinne führen dürfte. Hamburg war **de facto** seit Jahrhunderten eine unabhängige reichsunmittelbare Republik, **de jure** wurde es eine erst 1776. Die Staatsform war völlig aristokratisch-obligarchisch und von jeder Demokratie weltenfern. Die Macht lag in den Händen einer kleinen Plutokratie, mit einem Mitbestimmungsrechte der Bürgerschaft, der erbgesessenen Bürgerschaft,

Digitized by Google

wie sie früher hieß, zu der nur eine engbegrenzte Zahl von Leuten gehörte, hauptsächlich die größeren Grundeigentümer. Deren Interessen beherrschten den Staat. Nichts geschah, was dem entgenstand. Die Folge waren Wohnungsverhältnisse, die einfach furchtbar zu nennen sind. Man baute ganz willkürlich, durch keine behördliche Aufsicht behindert und ließ die Liebe zum Gelde walten, das in Hamburg mehr als anderswo abgöttisch verehrt wurde. Die Stadt bot dabei genügend Gelegenheit zum weiteren, gesundheitsfördernden Bauen; das Gebiet, das innerhalb der Stadtumwallung lag, barg noch im 18. Jahrhundert viele Gärten und Freiplätze in sich. Die Sachlage war nicht so wie in den engen mittelalterlichen Festungsstädten, wie Breslau, Danzig, Nürnberg, wo der Mangel an Raum zum zusammengedrängten Zusammenwohnen zwang. Die dichteste Bebauungsart aber, die man dort kannte, wurde noch von der in Hamburg üblichen übertroffen. Schmale Straßen, zum Teil so schmal, daß die Leute, die einander gegenüber wohnten, sich bequem die Hände reichen konnten! Twieten nannte man diese Straßen. Die Häuser überall mehrstöckig, düster und dumpf gebaut. Dazu die Kanäle, die die Stadt durchzogen, in denen aller Unrat entleert ward, die aber zugleich die Schöpfstellen des Trinkwassers bildeten. Die Sterblichkeit war riesig; aus der Statistik ergibt sich, daß bis zum großen Hamburger Brand von 1842 ungefähr alljährlich erheblich mehr Menschen starben als geboren wurden. Im Laufe des 18. und des 19. Jahrhunders wichen die Gartengrundstücke der Bebauung! Und was für einer Bebauung! Von der Erfüllung sanitärer Gesetze war natürlich keine Spur! Jeder baute wie er Lust hatte. Stickige düstere Löcher entstanden da in Menge in schmalen Gäßchen und Höfen, manchesmal mehr Wohnhöhlen ähnlich als Häusern. Das geschah noch mehr in der Neustadt als in der Altstadt. Jeder Fleck wurde sorgsam ausgenutzt. Wie sah das Innere der Häuser aus! Niedrige Stuben, teilweise ohne Licht, schmale Stiegen, ohne Geländer, an deren Stelle Stricke als Leitstütze dienten. Dennoch fanden diese sogenannten Wohnungen willige Abnehmer. Allerwärts kribbelte und krabbelte es wie in einem Ameisenhaufen. Die Wohnungen wurden bald auch stärker besetzt als wie es den Erbauern anfänglich vorgeschwebt hatte. Die merkwürdige und charakteristische Einrichtung der sogenannten Säle und Buden war weit verbreitet, d. h. von Einzimmerwohnungen mit gemeinsamer Küche. Das Gewimmel in den Häusern, die Verletzung aller moralischen und sanitären Rücksichten muß unbeschreiblich gewesen sein.

Digitized by Google

Die übergroße und entsetzliche Armut, wie sie früher in Hamburg heimisch war, verschuldete es, daß diese erbärmlichen Wohnungen so bereitwillig benutzt wurden. Hamburg war stets eine Stätte weitverbreiteten hoffnungslosen sozialen Elends, worüber Busch im 18. Jahrhundert berichtet. Die Zahl der Bettler und Unterstützten war sehr groß, größer als sonst in Deutschland. Von Köln sehen wir dabei ab, das als gesunkene und verarmte Stadt im 18. Jahrhundert eine Stadt von Bettlern geworden war. Die Armut vieler Hamburger, das damit verknüpfte Wohnungselend sind auch die Ursache des plötzlichen und raschen Emporkommens der Sozialdemokratie in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Hamburg steht neben dem Wuppertale als eine Wiege der Sozialdemokratie da. Die Erkenntnis des Wohnungsjammers war vielen bereits früh aufgegangen. Die private Wohltätigkeit, die als natürliches Gegengewicht gegen das viele verschuldete und unverschuldete Elend in Hamburg von jeher eifrig und liebevoll gepflegt wurde, bestrebte sich, für Abhilfe zu sorgen. Zahlreiche milde Stiftungen riefen sog. Gotteswohnungen ins Leben, in denen Arme ganz oder teilweise Freiwohnungen erhielten. Wir hören bereits im 17. Jahrhundert von solchen Stiftungen; im 18. und 19. Jahrhundert ward ihre Zahl sehr groß. Obwohl die Gotteswohnungen in sanitärer Beziehung meistenteils besser eingerichtet waren als sonst im alten Hamburg üblich war, litten sie natürlich dennoch in ihrer Beschaffenheit durch die häufig verwahrloste Umgebung. Die fürcherliche Armut vieler Hamburger, die Indolenz, mit der sie ihr Dasein verbrachten, verschlechterte überhaupt die Qualität der Wohnunngen noch erheblich. Abscheu vor Reinlichkeit, Gleichgültigkeit gegen alle gesundheitlichen Regeln verschwistern sich ja stets mit sozialem Elend. Diese übeln Beigaben vollendeten in Hamburg an dem Zustand der Wohnungen, was die Erbauer in ihrer Geldgier begonnen hatten.

Die erste Bresche in dieses Behausungselend wurde durch den großen Hamburger Brand von 1842 gelegt; ein bedeutender Teil der Altstadt, mit jammervollen Quartieren versehen, lag in Asche. Es zeugt von der schlechten Herstellungsweise der Häuser, von einer leichten, oberflächlichen Bauart, daß ein solcher Brand in einem solchen Umfange in einer westeuropäischen Stadt überhaupt vorkommen konnte. Der Brand steht tatsächlich ohne Beispiel in Westeuropa in den letzten 100 Jahren da. Die neuen Quartiere, die man an Stelle der niedergebrannten errichtete, waren nach modernen Prinzipien angelegt; die älteren Straßenzüge wurden gerade gebogen,

Digitized by Google

zum Teile verschwanden sie ganz und machten neuen Platz. Die Häuser wurden größer und ausgedehnter gebaut. Auch sonst faßte man allerhand sanitäre Reformen an; durch eine Bauordnung versuchte man den ärgsten Uebelständen zu begegnen. Die gesundheitlichen Verhältnisse besserten sich bedeutend und ebenso die kulturelle Lage der Bevölkerung, womit eine bessere Reinhaltung der Wohnungen verknüpft war.

Auf der anderen Seite verschlimmerten sich die Wohnungsverhältnisse dadurch, daß die Wohnungen stärker bewohnt wurden und die Häuser anfingen, enger aneinander gedrängt zu werden. Die letzten Grünflächen oder unbebauten Flächen machten Wohnbauten Platz. Die alte Stadt Hamburg, die heutige Alt- und Neustadt, bevölkerte sich stärker als je. Wohnten hier um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts 80—90 000 Menschen, so war es ein halbes Jahrhundert die doppelte Zahl geworden. In manchen Quartieren wohnten die Menschen wie die Heringe zusammengepackt.

Die Ursache lag wieder in dem Alles überragenden Einfluß der gewerbsmäßigen Wohnungsvermieter, der Grundeigentümer. Mit Gewalt versuchten sie das Hinausdrängen der überquellenden Bevölkerung nach den Vororten und den anderen Dörfern zu hindern; mit allen Mitteln hintertrieb man die Abschaffung der Torsperre. Wer nach 9 Uhr abends hinaus- oder hineinwollte, mußte ein Torgeld bezahlen, das für kleine Leute auf die Dauer unerschwinglich war und sie möglichst in der Stadt festhielt. Erst 1860 fiel die Torsperre, nach erbittertem Widerstand der Grundeigentümer. Nun konnte die Bevölkerung aus der Stadt strömen; die Bebauung der Vororte schritt rasch vorwärts. Hier existierten neben den ländlichen Behausungen der ackerbautreibenden Bevölkerung bereits zahlreiche Villen der wohlhabenden Stadtbevölkerung, ferner Häuschen, die von kleinen Leuten bewohnt wurden; die mit den sechziger Jahren einsetzende rasche Bebauung änderte dieses Bild bald. Etagenhaus reihte sich bald an Etagenhaus, angefüllt nur allzu häufig mit lichtlosen engen Wohnräumen. Die hamburgische Wohnungsfrage wurde in durchaus antisozialem Sinne gelöst, in Konsequenz des hamburgischen Baugesetzes. Dieses erlaubte eine Ausnutzung des Grund und Bodens in einem Umfange, wie es sonst in Deutschland nicht bekannt war. Im übrigen Deutschland ist es immer teils Gewohnheit gewesen, die aus altersgrauen Zeiten herrührt, teils gesetzliche Bestimmung, daß hinter dem Hause ein mehr oder weniger breiter Hof sich befindet. Das ist in Hamburg völlig unbekannt.

Digitized by Google

Die Etagenhäuser, die man von den sechziger Jahren ab auf Grund des damals geltenden Baugesetzes in Hamburg errichtete, baute man tief in den Baublock hinein; nur ein schmaler Streifen trennt ein Haus vom dem auf der gegenüberliegenden Seite in demselben Baublock. Um etwas Licht und Luft dennoch in das Haus hineinzubringen, baute man einen Lichthof hinein. Das ist lediglich ein schmaler Spalt, der in die Häuser eingelassen wurde. Eine Anzahl Zimmer jeder Wohnung geht auf diesen Lichthof hinaus. Diese empfangen in den unteren Etagen nur ein sehr gedämpftes Licht, so daß stets ein Halbdunkel herrscht. Diese Zimmer werden gewöhnlich als Schlafzimmer benutzt, in die also nie ein Sonnenstrahl dringt. Eine andere merkwürdige hamburgische Institution war, daß die Abtritte auf das Treppenhaus hinausgingen oder überhaupt kein Licht empfingen. Ganze Stadtteile wurden mit derartigen Häusern besetzt, und zwar besonders die Stadtteile, die vorwiegend mit Arbeitern und kleinen Leuten besiedelt wurden. Dieser seltsame Bautyp, ein richtiges Kennzeichen der althamburgischen Denkart, die alles andere eher als altruistisch war, wurde auch in den alten Stadtteilen angewandt, wenn Abbrüche alter Häuserquartiere stattfanden. Was dann an Stelle des alten Wohnungsjammers sich erhob, war häufig ebenso häßlich und gesundheitswidrig wie die abgerissenen Behausungen unserer Altvorderen. Als eine besondere Merkwürdigkeit Hamburgs entwickelten sich in der vor den alten Toren sich erstreckenden Stadt die sog. Terrassen. Da darf man beileibe nicht an die Brühlsche Terrasse oder ähnliche schöne Bauten denken. Es sind lediglich schmale lange Hintergassen, die von einem an der Straße gelegenen Vorderhaus ausgehen. Man gelangt durch einen Torweg in die Terrasse. Die Spekulanten sind auf diese Institution aus Sparsamkeitsrücksichten, die ihrem Geldbeutel sehr wohl taten, gekommen. Man sparte nämlich an Boden, wenn man anstatt der Straßen, die doch immer eine gewisse Breite haben müssen, enge Hinterhausgassen anlegte.

Es war so richtig eine Politik des laisser aller, die Hamburg in der Wohnungspolitik betrieb. Es fehlte nicht an Versuchen, eine Aenderung herbeizuführen. Sie gingen gewöhnlich vom Senate aus, der ja an Weitblick, Weisheit und Einsicht stets die Bürgerschaft turmhoch überragt hat und von dem das Meiste ausgegangen ist, was wir an Fortschritten in Hamburg sehen. Aber die Bestrebungen des Senats verliefen im Sande, weil der andere gesetzgebende Faktor, die Bürgerschaft, völlig unter der Herrschaft der Grundeigentümer

Digitized by Google

stand, die alten Reformen hartnäckig widerstrebten. Es schien, als ob die scheußlichen alten Viertel bis in die Ewigkeit stabilisiert wären. Infolge des Anschlusses Hamburgs an das deutsche Zollgebiet verschwand ein Teil davon. Die finsteren Stadtteile am Hafen mit ihren unglaublichen Gassen und Gängen, stinkenden Kanälen, winkeligen Häusern, schmutzigen Ecken, in die sich nie ein Sonnenstrahl verlor, wichen den gewaltigen Bauten des Freihafens. Die 15 000 Menschen, die dadurch ihre alte Wohnstätten verloren, verteilten sich über die Mietskasernen und Terrassen der Vororte.

Eine radikale Aenderung des hamburgischen Wohnungs- und Bauwesens brach sich erst im Gefolge der Schrecken der Cholera von 1892 Bahn. Das Grausen, das die Stadt durchzog, das materielle Elend, das vollkommene Stilliegen des Handels, das schrecklichste Ding für jeden echten Hamburger, entwaffneten wenigstens für einige Zeit den Egoismus der Grundeigentumspartei. Die Zeit war ausreichend, um die Grundlagen der neuen hamburgischen Wohnungs- und Bodenpolitik zu schaffen, und zwar einer Politik, die einen ausgeprägt sozialistischen Zug trägt. Die erste Wirkung des Schreckens, den die Cholera erzeugte, war eine gründliche Reform des Baugesetzes. Die Errichtung von Lichthöfen war nun unmöglich gemacht, lichtlose Zimmer gab es nicht mehr. Ebenso war es unzulässig geworden, Räumlichkeiten, Aborte u. dergl. nach dem Treppenhaus zu legen. Ferner wurde es für unstatthaft erklärt, jene tiefen Kellerwohnungen zu errichten, die in den alten Wohnquartieren einen so breiten Raum einnehmen. Der Inspirator dieses Gesetzes war der Senat, der diese Verbesserungen nur unter harten Kämpfen durchbringen konnte. Dagegen scheiterte er mit Reformversuchen, die im Einklange mit den weitergehenden Wünschen der sozialen Wohnungshygiene waren, u. a. darin, die Ausnutzung des Bodens zu beschränken. Er beantragte, daß nur die Hälfte jedes Grundstückes bebaut werden dürfe; die Grundeigentumspartei in der Bürgerschaft setzte dem aber einen unbeugsamen Widerstand entgegen, der denn auch erfolgreich war. Es wäre sicherlich segensvoll gewesen, wenn die Pläne des Senats siegreich geblieben wären. Man hätte dann erreichen können, daß allmählich Wohnviertel geschaffen wurden, die auch Gärten innerhalb des Häusergewirres aufkommen lassen. Etwas glänzende Sonne und etwas Naturleben könnte dann in dem grauen Einerlei des Häusermeeres sich erhalten. Jedoch derartige Bestrebungen prallten an den egoistischen Bedenken der Grundeigentumspartei und der

Digitized by Google

Bodenspekulanten ab, wie sie so zahlreich in der Bürgerschaft sitzen, und zwar sowohl in der Fraktion der Linken als auch des linken Zentrums. Glücklicher waren der Senat und die Freunde der Wohnungsreform mit anderen Plänen. Ihren Bemühungen gelang es, das Institut der Wohnungspflege zu begründen. Dieses ist dazu berufen, die ärgsten Auswüchse des Wohnungsbaues, wie er früher gepflegt ward, auszumerzen. Die Beamten der Wohnungspflege, die sämtlich ehrenamtlich angestellt sind und den Namen „Wohnungspfleger" führen, sollen die Wohnungen inspizieren, auf zweckentsprechende Aenderungen dringen, wenn gesundheitliche Mängel oder Schäden auftreten. Sie können veranlassen, daß Wohnungen, Wohnräume oder Häuser gesperrt werden, wenn diese den gesundheitlichen Anforderungen nicht entsprechen oder auch nicht mehr entprechend gemacht werden können. Ihre Tätigkeit ist außerordentlich nützlich gewesen. Daß viele Grundeigentümer nicht solcher Meinung sind, beweist nur, wie notwendig das Amt der Wohnungspflege ist. Die Reinhaltung der Wohnungen ist zweifellos seit Inaugurierung des Amtes gewachsen. Vordem herrschten in dieser Beziehung wahrhaft mittelalterliche Zustände. Die Lichthöfe waren Herde der Unsauberkeit geworden, die Aborteinrichtungen in den Arbeiterhäusern vielfach vernachlässigt oder total unzureichend.

Mit diesen Mitteln konnte man aber noch nicht genug gegen das Elend, den Schmutz und den Gestank in den Quartieren der inneren Stadt ausrichten. Da half nur ein radikales Vorgehen mit den Machtmitteln des Staates, ein konsequenter Staatssozialismus. Es mußten die alten Quartiere aufgekauft, niedergerissen und an ihre Stelle neue, moderne Anlagen geschaffen werden. Es ist das Verdienst des verstorbenen großen Bürgermeisters Mönckeberg, daß er alle die Kräfte, die ihm zur Verfügung standen, aufbot, um das Werk der vollkommenen Stadterneuerung zu vollbringen. Am himmelschreiendsten waren die Verhältnisse im südlichen Teile der sogenannten Neustadt gewesen. Hier fand die Cholera ihre meisten Opfer, hier war die Enge der Bauart am drückendsten gewesen, hier hauste das meiste Elend und die damit verknüpfte soziale und körperliche Verwahrlosung. Die alten Baracken und Wohnhöhlen — Häuser kann man nicht sagen — wurden niedergerissen, die Straßen verbreitert, die engen Gänge ließ man eingehen, man zog neue Straßenzüge. Hierauf verkaufte man die Bauplätze und legte den Käufern in starkem Maße die Verpflichtung auf, kleine Wohnungen von zwei Zimmern und Küche zu errichten. Die Ab-

Digitized by Google

sicht war, dafür zu sorgen, daß ein Teil der Hafenarbeiter in der Nähe ihrer Arbeitsstätten Wohnung finden und rasch an ihre Arbeitsstätte gelangen können. Ob der Versuch gelungen ist, steht dahin. Die Wohnungen sind sehr teuer; im höchsten Stockwerke kostet eine Wohnung von zwei Zimmern mit Küche mindestens 400 Mark. Das ist zuviel für eine Arbeiterfamilie mit ihren zum Teil sehr unsicheren und schwankenden Einnahmen. Deshalb sind die Wohnungen vielfach auch von anderen Leuten als von Arbeitern bezogen worden. Das Einlogierersystem mit all seinen traurigen Schattenseiten grassiert in hohem Maße. Man hat es deshalb bei dem einen Versuche, Arbeiterwohnungen nahe dem Zentrum der Stadt zu errichten, bewenden lassen.

Dieser Verzicht rührte größtenteils auch davon her, daß die Idee, die Arbeitermassen lieber an der Peripherie anzusiedeln, sich zu dem Projekte verdichtete, eine elektrisch betriebene Hoch- und Untergrundbahn durch das ganze Stadtgebiet, vom Hafen bis an die Ränder der Stadt, zu führen. Es war hier wieder der geniale Möncke berg, der als hauptsächlichster Propagator auftrat. Seinem Einfluß und seiner Beredsamkeit gelang es, die widerstrebenden Elemente in der Grundeigentumspartei zu überzeugen oder zurückzudrängen und das Projekt in der Bürgerschaft zur Annahme zu bringen. Diese Reform ward mit der Errichtung des Hauptbahnhofes und der Sanierung der Altstadt verbunden. Dem Plan, die Massen vom Zentrum nach den Außenteilen zu schieben, diente bereits vorher die im Anfange dieses Jahrhunderts durchgeführte Umgestaltung der Bahnanlagen, die konsequent betriebene Errichtung von Vororts- und Lokalbahnhöfen und schließlich die Anlage einer Vorortsbahn durch ganz Groß-Hamburg bis an die äußersten Grenzen des Stadtgebietes durch den fabrikreichen Osten und Nordosten hindurch.

Alles dies war Vorbedingung für die Erneuerung, die in der Altstadt Platz griff. Es handelte sich hier um die Aufräumung uralter Viertel, die seit Jahrhunderten von kleinen Leuten bewohnt waren und sich besonders um die St. Jakobikirche gruppierten. Wenn man diese Massen aus den wurmstichigen, verräucherten, übelriechenden Wohnungen entfernen wollte mit der Absicht, sie nie wieder dahin zurückkehren zu lassen, mußte dafür gesorgt werden, daß sie auswärts wohnen konnten und zu diesem Zwecke nach geeigneten Beförderungsmitteln gestrebt werden. Man handelte also nach einem großzügig angelegten Plane.

Digitized by Google

Die Erneuerung der Altstadt ist eigentlich das prunkvolle Glanzstück der hamburgischen Wohnungspolitik. Sie war von dem Bestreben geleitet, an die schon bestehenden Kontor- und Geschäftsviertel um die Börse herum ein neues anzuschließen, das zugleich ein Schaustück werden sollte. Zugleich sollte bei der Gelegenheit eine neue Hauptverkehrsader geschaffen werden, die das Stadtzentrum, wo Rathaus, Börse und Bankgeschäft aneinander stoßen, mit dem Hauptbahnhofe verbinden. Eine lange Reihe von Jahren hindurch ging der Abbruch der erbärmlichen Wohnbaracken vor sich, in denen so viele Geschlechter der Vergangenheit existiert haben, die alten Straßenzüge hörten zum Teil völlig auf; besonders die kleinen Gäßchen und Gänge mit ihren fürchterlichen Wohnungen. Eine große, breite Straße zieht sich statt dessen vom Hauptbahnhofe bis zum Rathausmarkte hin, zu Ehren des unvergeßlichen Vorkämpfers der Stadterneuerung Mönckebergstraße genannt. Um der Straße einen einheitlichen Charakter zu geben, ist den Behörden ein Prüfungsrecht hinsichtlich der Baupläne auf die architektonische Wirkung hin verliehen worden. Es soll auf diese Weise dafür Sorge getragen werden, daß die Neubauten sich dem Straßenbilde anpassen. Architekten und Behörden haben Hand in Hand gearbeitet, und so ist Großes und Bewundernswertes begründet worden. Die Kunst unserer mittelalterlicher Städtebauer, dem Auge wohlgefällige Stadtszenerien hervorzuzaubern, in denen sich alles harmonisch ineinanderfügt, ist wieder aufgelebt. Wer vom Hauptbahnhofe aus die Mönckebergstraße betritt, sieht vor sich die lange Zeile von Bauwerken, die in einem würdigen, einfachen Stile gehalten sind, frei von allem talmiartigen, augenblenderischen Beiwerk, das früher Mode war. In der Ferne und seitwärts grüßen die hohen Türme der Kirchen und des Rathauses. Alles liegt so, daß es Blicke in die Weite gewährt.

Es ist der Vorderteil der Altstadt, wo derartiges entstanden ist. An ihn schließt sich südwärts ein Stadtteil, der noch das alte Hamburg in seinen schlechtesten Zeiten zeigt. Hier finden sich auch die Schlupfwinkel der Verbrecher und des lichtscheuen Gesindels, sowie die Keller und Wirtschaften, in denen Verbrecher und verdächtiges Volk verkehren. Allerwärts sind den Fremden diese Lokale bekannt, und es gehört zum Reiseprogramm vieler Besucher Hamburgs, an der Hand eines Führers die Verbrecherlokale mit Gruseln zu betrachten. Hier wird die Sanierung und die Niederreißung in den

Digitized by Google

nächsten Jahren einsetzen. Die gesetzgebenden Körperschaften haben alles Nötige beschlossen.

Nachdem man einmal das ganze Elend, das die ältere Wohnungspolitik hervorgerufen, klar und deutlich eingesehen hatte, schritt man dazu, bestimmte Regeln über die Bebauungsart der Stadt aufzustellen, die Bebauungspläne, wie der allgemein angenommene Ausdruck lautet. Dazu ist man allerwärts in Deutschland gelangt. In Hamburg baute früher jeder, wie ihm gefiel. Dort setzte man Villen hin, daneben unförmliche, lichtlose Mietskasernen oder qualmende Fabriken, und das alles an Straßen, die, je nachdem, eng oder breit waren, wie es im Interesse der Bauspekulation lag. Keiner dachte an die Zukunft, wie wohl später einmal die Stadt aussehen würde, wenn alle die Privatparks, die Wiesen und Felder, die in das Stadtgebiet hineinragten und Licht und Grün hineinbrachten, bebaut sein würden. Von der vorbedachten Anlage von Parks, von großen Plätzen war nirgends die Rede. So ist es denn glücklich fertig gebracht worden, daß beispielsweise ein Stadtteil im Nordwesten, Eimsbüttel, der weit über 100000 Einwohner hat, keinen Park oder große Plätze besitzt, nur ein paar kärgliche Anlagen um die Kirchen herum. Etagenhaus reiht sich an Etagenhaus, die alten Villen und Parks, die großen Gärten mußten das Feld vor den Mietskasernen räumen, so daß der Stadtteil nichts wie eine Steinwüste ist. Die Bebauungspläne, die nunmehr für das ganze Stadtgebiet ausgearbeitet worden sind und zur gesetzlichen Einführung gelangt, haben ähnlichen Eventualitäten in den anderen Teilen vorgebeugt.

Die moderne hamburgische Wohnungspolitik geht konform mit einer energischen Bodenpolitik. Darin besteht die hervorstechendste Eigenart der hamburgischen Politik, darin liegt das, was besonders das Interesse des übrigen Deutschland hervorrufen muß. Diese Bodenpolitik mag ihre Wurzel in dem reichen Landbesitz haben, über den der Hamburger Staat stetig verfügte. Schon im Mittelalter besaß er eine beträchtliche Anzahl Landhufen in den angrenzenden Dörfern, von denen ihm noch heute ein beträchtlicher Teil gehört. Der Staat hat dieses Landeigentum seit zwei Jahrzehnten noch in außerordentlich großem Umfange vermehrt. Wo es möglich war, hat er innerhalb der Stadt sowie in den anliegenden Dörfern, die jetzt einverleibt sind, sämtliche alten Bauernhöfe, mit einigen Ausnahmen, an sich gebracht, so daß er Herr über einen großen Teil des offenen Geländes ist, das innerhalb der Stadt noch der Bebauung harrt.

Digitized by Google

Diese Politik ist von einem richtigen Gedanken geleitet. Wenn der Staat Bebauungspläne über alles unbebaute noch ländliche Terrain aufstellt, ist es für ihn das Beste, wenn es sein eigen ist. Wenn er nicht darnach strebt, werden bald die Spekulanten sich des Bodens bemächtigen. Dann wird der Staat Schwierigkeiten haben, den Bebauungsplan durchzuführen, vorausgesetzt, die gesetzgebenden Körperschaften gestalten ihn überhaupt so, daß er den gesundheitlichen und sozialen Anforderungen unserer Zeit entspricht. Es muß immer damit gerechnet werden, daß die Bodenspekulation Einfluß auf die Gesetzgebung ausüben wird. Aber wenn das auch nicht der Fall ist, mindestens die Durchführung der Gesetze im arbeiterfreundlichen Sinn wird entschiedenem Widerstand begegnen, da die Spekulation möglichst viel aus dem Boden ziehen will. Der Staat wird auch Schwierigkeiten haben, das notwendige Terrain zu erwerben, das er für öffentliche Bauten, Bahnen, Krankenhäuser, Schulen, Parks usw. nötig hat. Ueberall wird er auf die private Bodenspekulation stoßen, die ungeheure Preise fordern wird, was dann wieder den Staat, um nicht zu große finanzielle Lasten sich aufzuladen, zwingen wird, vieles zu lassen, was zur Erhaltung der physischen Kraft des Volks und zur Hebung der Stadt notwendig ist.

Der Hamburger Staat ist mit seinen Ankäufen von privatem Grund und Boden über das Stadtgebiet hinausgegangen auf das Landgebiet. Dazu forderte die Eigenart der Grenzbildung des Hamburger Staates auf. Dieser stößt dort, wo die Stadt sich dehnt, überall an das preußische Gebiet. Die Stadt ist rings von einem Kranze von preußischen Vororten umgeben, die zum Teile dicht die Stadt berühren. Dabei sehen wir, daß im allgemeinen der Hamburger wenig Neigung besitzt, auf das preußische Gebiet überzusiedeln. Die Furcht vor den hohen Steuern in Preußen, die tatsächlich für kleinere und mittlere Steuerzahler erheblich höher als in Hamburg sind, Widerwillen gegen Preußen, Republikanerstolz, die liebe Gewohnheit vereinigen sich, um das Gros der Bevölkerung auf Hamburger Gebiet zu halten. Es sind mehr die wohlhabenderen Schichten, die häufig auf das preußische Gebiet in die dort überall sich bildenden Villenkolonien ziehen, während die breiten Massen lieber innerhalb des Bereiches des Hamburger Staates verharren. Wenn irgend ein Stadtteil, der an Preußen grenzt, ausgebaut ist, dann geht die fortschreitende Bebauung nicht etwa über den Stadtteil hinaus auf den Nachbarstaat hinüber, sondern sie spinnt sich auf Hamburger Gebiet in einem anderen Stadt-

Digitized by Google

teil weiter. Es ist deshalb leicht vorauszusehen, daß die Massen, wenn das jetzige Stadtgebiet einmal ausgebaut ist, dann vorwärts nach dem Gebiete abströmen, das an den Ufern der Bille, eines Nebenflusses der Elbe, und an den Armen der Oberelbe liegt und südostwärts von der Stadt sich ausbreitet. Diese gewaltigen Fluren werden von dem Hamburg der Zukunft ausgefüllt werden. In Voraussicht des Kommenden hat der Staat gehandelt. Fast sämtliche Bauernhöfe sind auch hier in Staatsbesitz übergegangen. Die Bodenspekulation ist so vollkommen ausgeschlossen, der Staat imstande, frei zu disponieren und die Bebauung im sozialen Sinne allmählich vorzubereiten. Bei der Gelegenheit versucht man auch, das notwendige Gelände für die Anlage von Fabriken und industriellen Unternehmungen zur Verfügung zu stellen und der Industrie zu ermöglichen, auf Hamburger Boden sich anzusiedeln, und nicht auf preußischem Boden, wie es bislang so häufig geschah. Die Herrichtung eines neuen Stadtviertels hat bereits begonnen. Gewaltige Terrains werden zur Bebauung vorbereitet und zu diesem Zwecke aufgehöht und mit Kanälen durchzogen. Sie liegen nämlich auf Marschboden. Bemerkenswert ist, daß der Bebauungsplan für diese Quartiere die Errichtung von Mietskasernen verbietet. Nur Häuser mit zwei Geschossen sind zulässig. Man will so die Bildung reiner Arbeiterquartiere mit vollgepfropften Kasernen verhindern, die zu leicht im Anschlusse an die Industrieanlagen aus der Erde wachsen könnten.

Dieselbe konsequente, vorausschauende Bodenpolitik verfolgt der Hamburger Staat auch in den ländlichen Gemeinden, die auf den Inseln an der Unterelbe, in der Nähe der Häfen sich erstrecken. Es wird in der Annahme vorgegangen, daß sie bald Teile von Groß-Hamburg sein werden. Diese Elbinseln sind so großenteils bereits in Staatsbesitz übergegangen, u. a. das idyllische Fischereiland Finkenwärder. Hier sind Fabrikviertel und Arbeiterwohnungen in Aussicht genommen, um so das Verlangen der riesigen Armee der im Hamburger Hafen beschäftigen Leute, näher an dem Hafen zu wohnen, zu befriedigen.

Die letztere Frage beschäftigt überhaupt anhaltend die Gesetzgebung. Sie ist eine speziell hamburgische Sache. Im übrigen Deutschland zerstreuen sich gewöhnlich die Arbeitsstätten der handarbeitenden Bevölkerung über ein weites Gelände, eine ganze Stadt. So sehr wechselnd die Arbeiter in ihrer Beschäftigung sind, sie haben es doch verhältnismäßig leicht, in der Nähe der Arbeitsstätte

Digitized by Google

Wohnung zu finden. In Hamburg dagegen ist ein gewaltiges Heer von Arbeitern in seiner Beschäftigung an den Hafen, an eine zusammengedrängte Arbeitsstätte gefesselt. Und das Heer wird größer und größer und die Schaffung von Verkehrsgelegenheiten, um die Massen tagtäglich von den Wohnstätten zum Hafen und zurück zu befördern, schwieriger. Auch verschlingt das Fahrgeld einen verhältnismäßig großen Teil des Verdienstes und verteuert so den Lebensaufwand. Ferner wird die Zeit, während deren der Familienvater von seiner Familie getrennt ist, ungebührlich verlängert. Das Einnehmen der Mittagsmahlzeit im Kreise der Familie bleibt für Tausende von Arbeitern lediglich ein schöner Traum. Deshalb ist die Frage: Wie siedeln wir die Arbeiter nicht allzu weit vom Hafen an? Große Unternehmungen, wie die Hamburg-Amerika-Linie haben versucht, dieses Problem in der Weise zu lösen, daß sie Wohnungen auf preußischem Gebiete, in dem am Hafen grenzenden Orte Wilhelmsburg für ihre Leute angelegt haben. Man ist schließlich dazu übergegangen, einen vollkommenen Staatssozialismus in dieser Beziehung obwalten zu lassen, wie ihn der letzte Beschluß der Bürgerschaft festlegt. Von Staats wegen sollen darnach 4000 Wohnungen für die im Hafen beschäftigte Bevölkerung erbaut werden, und zwar auf der Elbinsel Veddel, östlich vom Hafen. Das dazu erforderliche Terrain wird expropriiert. Die Grundeigentumspartei der Linken hat gegen die Maßregel heftig angekämpft und u. a. auch mit dem Einwande operiert, daß ein Ueberstand an kleinen Wohnungen vorhanden sei, wie die Statistik ergebe. Diese Wohnungen liegen aber entweder zu weit entfernt oder es sind alte, elende Höhlen, die ein moderner Arbeiter nicht mehr beziehen mag. Das ist ja das Erfreuliche an den Arbeitern der Gegenwart, daß sie mehr als früher auf Lebenskomfort und auf ein gutes Familienleben in einer netten Wohnung halten. Sie wollen nicht mehr in diesen Löchern hausen, in die nur trübe das Himmelslicht bricht, mit ausgetretenen, wackeligen Treppen und dem üblen Geruche, der alten Quartieren eigen ist. Sie wollen in einer lichten Wohnung ihr Dasein verbringen, sie mit Möbeln gut ausstaffieren und ein bürgerliches Leben führen. Und wenn eine solche Wohnung auch mehr kostet, der Arbeiter bezahlt es lieber als den billigeren Preis einer rückständigen Behausung. Nach gut eingerichteten kleinen Wohnungen ist deshalb eine übergroße Nachfrage vorhanden, die den Preis ungebührlich steigert, während die alten Löcher nicht zu vermieten sind.

Digitized by Google

Die Verwertung des Grund und Bodens, den der Staat erworben, vollzieht sich gewöhnlich in der Weise, daß der Boden in einzelne Bauplätze verteilt wird, die dann an Unternehmer auf dem Wege der öffentlichen Verdingung verkauft werden. Der Staat hat sich finanziell dabei bislang sehr gut gestanden. Als die Erneuerung der inneren Stadt zur Diskussion stand, versuchte man die öffentliche Meinung dadurch vor der Reform gruselig zu machen, daß man auf die ungeheuren Kosten der Sanierung hinwies. Tatsächlich hat der Hamburger Staat ein gutes Geschäft dabei gemacht. Die Steigerung des Wertes von Grund und Boden in der inneren Stadt hat alle Erwartung übertroffen. Diese Art der Verwertung wird von vielen heftig bekämpft, nämlich von den Freunden einer wirklich sozialen Wohnungspolitik, die dafür eintreten, daß der Staat Eigentümer des erkauften Landes bleibe und an Bauunternehmer nur verpachte. Lange Debatten sind darüber in der Bürgerschaft gepflogen worden. Die Macht des Grundeigentums und der Spekulation hat sich aber als zu stark erwiesen. Mit Schrecken hörten diese von der revolutionären Idee des Erbbaurechtes und prophezeiten Unglück über Unglück, wenn sie verwirklicht würde. Es gelang ihnen, als es über die Verwertung des staatsseitig erworbenen Grund und Bodens in der inneren Stadt zur Abstimmung im Staatsparlamente kam, die auf Einführung des Erbbaurechtes gerichteten Bestrebungen zum Scheitern zu bringen. Glücklicher waren die Freunde des Erbbaurechtes, als man an die Einrichtung der neuen Viertel an den Ufern der Bille und der Oberelbarme ging. Der Senat beantragte hier von vornherein die Aufrechthaltung des Eigentumsrechtes des Staates an dem erkauften Grund und die Einführung des Erbbaurechtes. Trotz des Mißvergnügens der Grundeigentumspartei drang der Senat durch. Es zeugt von der sozialpolitischen Einsicht des Senats, daß er das Erbbaurecht für das neue Industriegebiet propagiert hat. Hätte man entgegen den Vorschlägen des Senats dieses Gebiet veräußert und es dem privaten Wettbewerb ausgeliefert, so hätte das die Auslieferung an die Bodenspekulation bedeutet. Das private Kapital würde das Gelände an sich gezogen haben, in der Hoffnung, reiche spekulative Gewinne daraus zu ziehen. Die Hoffnung würde dabei leiten, daß ganz von selbst die Stadt sich nach den Gefilden an der Bille entwickeln muß, längs der Berlin-Hamburger Bahnlinie. Allerdings haftet laut Gesetz dem Gebiet der Charakter als Industrieviertel an. Wenn aber durch die Hochhaltung des Preises die Industrie ferngehalten worden ist, werden

Digitized by Google

die Interessenten schon dafür sorgen, daß der Charakter beseitigt wird. Dafür bürgt ihr Einfluß in der Bürgerschaft. Wir begrüßen die gesetzliche Festlegung des Erbbaurechtes als den Anfang einer neuen Aera in der Wohnungspolitik der Hamburger Republik. Das neue Hamburg wird nach 25 Jahren, wenn die innere Stadt und die älteren Vororte ausgebaut sind, sich nach dem Südosten ausstrecken. Die konsequente Festhaltung des Erbbaurechtes, die Proklamierung der Nichtveräußerlichkeit des staatlichen Bodens wird allein imstande sein, im neuen Hamburg das Ideal zu verwirklichen, das allen Freunden einer sozialen Wohnungspolitik vorschwebt, nämlich die Schaffung einer Wohnstadt ohne riesige Mietskasernen, mit Häusern, die entweder nur eine oder wenige Familien beherbergen, mit Grün das sich überall durchschlingt, mit weiten Spielplätzen für die Jugend, kurz, eine Stadt voll Licht und Sonne und Naturleben. Nur in solchen Städten vermag ein Geschlecht heranzuwachsen, das den Unbilden des Stadtlebens zu widerstehen und sich körperlich kräftig zu erhalten vermag.

Digitized by Google

Zur Wohnungsfrage.

Von

Heinrich Roscher, Senator a. D. in Hamburg.

In einem finanziellen Bericht aus Wien wird unterm 1. Juli dieses Jahres mitgeteilt, das Baugewerbe sei auf ein totes Geleise geraten, die Wohnungsnot steige ständig, mit ihr die Mieten und die Verlegenheit der erwerbenden Stände, nur 1% aller Wohnungen stehe leer. Der teure Geldpreis habe das gesamte Hypothekengeschäft zu den größten Beschränkungen gezwungen, die Tätigkeit der Pfandbriefanstalten habe nahezu eingestellt werden müssen, da ihre Pfandbriefe keinen Absatz finden.

Aehnliche Klagen kommen aus deutschen Großstädten. Die Hypothekzinsen sind überall gestiegen, erste Hypotheken sind schwer, die folgenden fast gar nicht zu schließen, der Bau kleiner Wohnungen ist so gut wie eingestellt. Bei Fortdauer dieser Verhältnisse wird ein Wohnungsmangel da, wo er nicht schon vorhanden ist, sehr bald entstehen und die Unzufriedenheit der Masse der Bevölkerung wird zunehmen.

Nun wird ja voraussichtlich die Bedrängnis des Hypothekenmarktes in nicht zu ferner Zeit aufhören. Sobald friedliche Zeiten wiederkehren, werden sich die Kapitalisten vermutlich darauf besinnen, daß der Besitz guter Hypotheken weniger riskant ist, als derjenige von Aktien industrieller Unternehmungen oder selbst von Staatspapieren, und es scheint nicht unwahrscheinlich, daß Geld für hypothekarische Beleihungen demnächst wieder reichlicher vorhanden sein wird. Auch könnte man meinen, der durch die Stockung im Bauwesen veranlaßte Wohnungsmangel und die daraus hervorgehende Mietesteigerung werde den Wert der vorhandenen Wohnungen erhöhen und damit zur alsbaldigen Wiederaufnahme des Wohnungs-

Digitized by Google

baues führen. Die entstehende Nachfrage werde die rasche Befriedigung des Wohnungsbedarfes zur Folge haben müssen.

Mit solcher Meinung würden wir uns jedoch offenbar nur selbst betrügen. Denn schon die Verhandlungen im Reichstage und auf den zahlreichen Kongressen haben genügend erwiesen, daß in Deutschland wie in Oesterreich der Mangel an kleinen Wohnungen nicht erst durch die vom Balkankrieg veranlaßte Geldteuerung hervorgerufen ist, sondern in fast allen großen Städten schon vorher bestanden hat. Ist dies aber richtig, dann liegt klar am Tage, daß die jetzige Stockung im Bauwesen das schon vorhandene Uebel ganz ungemein verschlimmern und verallgemeinern muß. Es sollte daher zu den wichtigsten Aufgaben der Sozialpolitik gehören, Abhilfe zu beschaffen, denn nichts ist ja so geeignet, die Bevölkerung dauernd unzufrieden zu machen, als die Teuerung oder gar der Mangel passender Wohngelegenheit.

Woran mag es nun wohl liegen, daß in bezug auf die Mittel zur Abhilfe bisher so selten praktisch etwas geleistet worden ist und wir uns fast überall zu großen Mißerfolgen auf diesem Gebiete bekennen müssen? Hat denn die immer wiederholte Empfehlung der gemeinnützigen Gesellschaften, der Baugenossenschaften und der Benutzung des Erbbaurechts gar keinen Erfolg gehabt, und wie steht es mit der Behauptung, es müsse gelingen, die Arbeiterbevölkerung der großen Städte statt in vielstöckigen Etagenhäusern in Gartenstädten unterzubringen?

Wer nicht Luftschlösser bauen, sondern dem Mangel kleiner Wohnungen wirklich abhelfen will, hat sich vor allen Dingen die Größe des zu befriedigenden Bedarfs klarzumachen. Er wird berechnen müssen, wie viele Wohnungen zurzeit fehlen und wie viele erforderlich sind, um den Zuwachs der Einwohner angemessen unterzubringen. Die jährliche Bevölkerungszunahme im Deutschen Reiche beläuft sich jetzt auf 1,36%, auf rund 900 000 Köpfe. Von der Zunahme entfällt jedoch ein größerer Teil auf die Großstädte, in welchen sie 2—3% zu betragen pflegt, beispielsweise hat sie in Hamburg, mit rund einer Million Einwohner, im vorigen Jahre 33 725 Köpfe betragen. Der weitaus größte Teil dieses Zuwachses besteht aus Arbeitern und ist auf kleine Wohnungen angewiesen, außerdem aber müssen noch neue Wohnungen gebaut werden, als Ersatz für diejenigen, welche alljährlich infolge von Baufälligkeit, von Straßenregulierungen oder Durchbrüchen zu beseitigen sind. In Hamburg sind deshalb im Durchschnitt der letzten

Digitized by Google

zehn Jahre jährlich 8800 kleine Wohnungen, bis zu drei Zimmern groß, in der Mehrzahl Zweizimmerwohnungen, im Werte von mindestens 35 Millionen, in zehn Jahren also von 350 Mill. Mark, gebaut worden. Hiernach ist leicht zu ermessen, welche gewaltigen Mittel erforderlich sind, um nur die auf kleine Wohnungen angewiesene Bevölkerung in den Großstädten unterzubringen. Es liegt auf der Hand, daß der Staat und die Gemeinden, außer den ihnen schon aufliegenden Verpflichtungen, nicht auch noch die Mittel für Bau und Verwaltung der Kleinwohnungen für mindestens 75% der Bevölkerung aufbringen können, ganz abgesehen von der zurzeit naheliegenden Frage, ob ihnen nicht im Gegenteil zu empfehlen sei, die Kreditbeanspruchung eher einzuschränken als auszudehnen. Denn die Leistungsfähigkeit derjenigen Klassen der Bevölkerung, welche die Anleihen aus ihren Rücklagen decken sollen, hat doch ihre Grenzen.

Also die Größe des Bedarfs an kleinen Wohnungen zwingt Staat und Gemeinde, schon aus finanziellen Rücksichten darauf zu verzichten, die Befriedigung des Bedürfnisses selbst zu übernehmen. Dann wird man sich aber nicht darüber wundern dürfen, daß die Leistungen gemeinnütziger Gesellschaften, Stiftungen und Baugenossenschaften, im Verhältnis zum Bedarf, völlig ungenügend bleiben müssen und daß z. B. in Hamburg von diesen im Durchschnitt der letzten zehn Jahre nur ca. 3% der kleinen Wohnungen gebaut worden sind. Das eigentlich werbende Kapital kommt hierfür ja nicht in Betracht, und selbst die Gelder der Reichsversicherungsanstalten nur unter besonderen, die unbedingte Sicherheit verbürgenden Bedingungen. Und ebensowenig ist daran zu denken, den Bedarf durch Bau von Gartenstädten zu befriedigen, deren Wohnungen für diese Klasse der Bevölkerung auch viel zu teuer werden. Denn für weniger als 4—5000 Mk. läßt sich eine Gartenwohnung nicht bauen und dazu kommen dann noch die Kosten eines doch mindestens 300 qm großen Gartens. Wie schwierig es damit liegt, zeigt schon der, den Versicherungsanstalten bei Gelegenheit der Zinserhöhung von 3 auf 3½% gemachte Einwurf, diese Erhöhung mache den Bau von Gartenstädten selbst für eine bisher gestellte Klasse unrentabel.

Wie endlich das Erbbaurecht zur Lösung der Wohnungsfrage viel beitragen könnte, ist ebensowenig abzusehen, denn dasselbe kann neue Werte nicht schaffen und deshalb zur Verbilligung des Wohnens keine Handhabe bieten. Das Bauen selbst wird auf Grund eines

Digitized by Google

Erbbauvertrages nicht billiger, sondern durch die nötige Amortisation und die Schwierigkeiten der Beleihung eher teurer. Im Baugrund steckt nur ein kleinerer Teil des Wohnungswertes, dessen Preis in den Außenbezirken auch nicht übermäßig steigen kann, weil diese, durch Benutzung der leicht zu verbessernden Kommunikationsmittel, unschwer zu vergrößern sind. Damit ist aber gar nicht zu rechnen, daß die Grundbesitzer den Baugrund in dem erforderlichen großen Umfange auf Grund eines Erbbauvertrages billiger als zum gemeinen Marktpreise hergeben werden, in der Hoffnung, daß der Wert des Bodens bei Ablauf des Vertrages nicht nur in der Einbildung, z. B. durch Verringerung des Geldwertes, sondern in Wirklichkeit um mehr als den für den Veräußerer eintretenden Kapital- und Zinsverlust gestiegen sein werde. Müßte doch, 4 % Zins auf Zins gerechnet, ein nicht zum Marktwert von 25 Mk., sondern im Erbbaurecht für 15 Mk. pro qm, also für 10 Mk. pro qm billiger veräußerter Platz, nach 75 Jahren, bei Ablauf des Vertrages, ca. 200 Mk. pro qm wert sein, um nur den vom Veräußerer erlittenen Schaden wieder einzubringen! Auf solche Geschäfte kann sich der Staat nur einlassen, wenn es sich um Terrains handelt, welche aus besonderen Gründen unbedingt im Staatsbesitz bleiben müssen und die deshalb unter früherem Recht einfach verpachtet wurden. Der private Grundbesitzer, dem man ja nachsagt, er verstehe sich auf seinen Vorteil, wird solche Verträge im allgemeinen ablehnen, auf die Einfalt Einzelner wird man die Lösung der Wohnungsfrage aber nicht anweisen wollen.

Kann man sich nach alledem der Erkenntnis verschließen, daß das Wohnungsbedürfnis der rasch wachsenden Bevölkerung großer Städte weder durch Staat und Gemeinde noch durch gemeinnützige Gesellschaften und Baugenossenschaften befriedigt werden kann? Ist dem aber so, müssen wir zugeben, daß die Hunderte von Millionen, welche alljährlich erforderlich sind, nur auf privatwirtschaftlichem Wege aufgebracht werden können, dann zeigt sich auch die volle Bedeutung und der große Ernst der Wohnungsfrage. Denn dann sind wir für die Befriedigung des Bedürfnisses auf die Bauunternehmer und Hausbesitzer angewiesen, diese aber klagen allgemein, sie befänden sich nicht nur infolge der augenblicklichen Schwierigkeiten des Geldmarktes in übler Lage, sondern seien auch mit Abgaben überbürdet und es werde so wenig Rücksicht auf ihre Ansichten und Interessen genommen, daß es niemandem zu verargen sei, wenn er seinen Hausbesitz lieber veräußern als vergrößern

Digitized by Google

wolle. Sind diese Klagen der nicht zu entbehrenden Hausbesitzer berechtigt, so würden wir uns offenbar in arger Verlegenheit befinden, wie steht es also damit?

Die Vermietung kleiner Wohnungen, als eine Art Gewerbebetrieb, ist durch die industrielle Entwicklung in Deutschland wesentlich gefördert worden und dies Geschäft konnte bisher vielfach von kleineren Kapitalisten und als Nebenbeschäftigung betrieben werden. Der Hausbesitzer war gewissermaßen nur Vertreter seiner Hypothekgläubiger, welche sich mit einer der Höhe des landesüblichen Zinsfußes entsprechenden Verzinsung ihres ganz sicher angelegten Kapitals begnügten, dem Eigentümer aber den Mehrertrag des Grundstücks als Entschädigung für die Mühe und Gefahr der Verwaltung überließen. Er hat das Grundstück zu unterhalten, die Vermietung und Einkassierung der Miete zu besorgen und haftet den Behörden für die Zahlung der Abgaben. Ueber die Höhe der ihm dafür zufallenden Entschädigung bestehen wohl vielfach irrige Ansichten, welche dann leicht zu der Meinung führen, man dürfe die behördlichen Forderungen unbedenklich erhöhen. In Wirklichkeit dürfte, infolge des auch auf diesem Gebiete sich geltend machenden Mitbewerbs, die Entschädigung des Hausbesitzers für seine Mühewaltung selten größer gewesen sein, als die Zinsdifferenz zwischen den seinen Hypothekariern zu zahlenden Zinsen und einem Zinsfuß von 5 % für das ganze im Grundstück angelegte Kapital. War also ein Grundstück mit 75 % zu durchschnittlich 4 % hypothekarisch belastet, so erhielt der Eigentümer sein eigenes Kapital von 25 % des Wertes mit 8 % verzinst. Man wird nicht behaupten können, eine solche Entschädigung für die Verwaltung der von kleinen Leuten bewohnten Grundstücke sei zu groß, eine Belastung des im Wohnungsbau angelegten Kapitals mit durchschnittlich 5 % p. a. Zinsen entspreche nicht der Mühewaltung und dem Risiko. Denn leider lassen die Erfahrungen der Neuzeit befürchten, daß zu solchen Bedingungen sich schwerlich viele Leute jetzt noch veranlaßt finden werden, ihr kleines Kapital im Hausbesitz zu riskieren. Die Zeiten haben sich sehr geändert, für den früheren ruhigen Betrieb scheint wenig Raum zu bleiben. Die Anforderungen des Staats und der Mieter kleiner Wohnungen, mit denen heute nicht leicht zu verkehren ist, sind gestiegen, mit ihnen der Zinsfuß der Hypotheken, so daß der Ueberschuß in Frage gestellt ist. Daß unter solchen Umständen der Neubau kleiner Wohnungen stockt, wird erst recht erklärlich, wenn an manchen Orten solide Bauunternehmer ihr Erstaunen darüber aussprechen, daß man

Digitized by Google

ihnen zumute, mit Baugenossenschaften in Wettbewerb zu treten, welchen der Baugrund vom Staate und das Baugeld von den Reichsversicherungsanstalten unterwertig überwiesen werde, mit Leuten, die nicht vom Baugeschäft zu leben brauchen und durch ihre auf solche Weise billig hergestellten Wohnungen die Mieter der nicht so vom Staate begünstigten Hausbesitzer unzufrieden und aufsässig machen. Wenn der Staat so störend in die Privatwirtschaft eingreife, müsse auf die Mitwirkung von Privaten, die etwas zu verlieren haben, zur Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses verzichtet werden!

In einer der wichtigsten Angelegenheiten unserer Volkswirtschaft scheinen wir also in der Tat auf ein totes Geleise geraten zu sein, indem wir uns, im Vertrauen auf trügerische Hilfen, den richtigen Weg zur Beseitigung eines Notstandes verbaut haben. Wer dieses Verfahren gefördert hat, wird sich des unbehaglichen Gefühls nicht erwehren können, damit die Anschauungen der Sozialdemokratie bestärkt zu haben, welche längst die Unfähigkeit des bestehenden Staates zur Lösung der Wohnungsfrage behauptet hat und hofft, denselben gerade durch diese Unfähigkeit umstürzen zu können. Müßte doch die, von den Sozialdemokraten verlangte Uebernahme des Wohnungsbaus auf den Staat, die Uebernahme der gesamten Produktionsmittel durch den Staat und damit die Gründung des sozialdemokratischen Staates zur Voraussetzung haben!

Staats- und Gemeindeverwaltungen, welche die Wege der Sozialdemokratie für ungangbar halten, werden sich also in dieser schwierigen Lage, da es andere Mittel offenbar nicht gibt, zu fragen haben, was kann geschehen, damit trotz alledem kleine Wohnungen in genügender Zahl durch Bauunternehmer gebaut und von Hausbesitzern gekauft und in Verwaltung genommen werden und sie werden trachten müssen, die entgegenstehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Nun wird ein Theoretiker behaupten können, nichts sei doch leichter! Man brauche ja nur zu fragen, welche Miete kann der kleine Mann zahlen, wie hoch dürfen sich also die Kosten belaufen, um die Herstellung der Wohnung zu einem Preise zu gestatten, welcher den Bauunternehmer zum Bau und den Hausbesitzer zum Ankauf veranlaßt. Und es besteht auch nicht der mindeste Zweifel, daß auf dieser Grundlage es überall ausführbar wäre, die Frage ohne Schwierigkeit zu lösen und Wohnungen in genügender Zahl zu nutzenbringenden Preisen zu bauen. Denn die kleine Wohnung

Digitized by Google

von zwei Zimmern, Küche und Zubehör brauchte im Etagenhaus der Außenbezirke höchstens M. 4000 zu kosten und die für Bau und Unterhalt hierfür erforderliche Miete kann bei jetzigen Löhnen der Arbeiter aufbringen.

Aber diese einfache Lösung wird nur zu oft erschwert durch die Anforderungen des Staates in sanitärer, baulicher und steuerlicher Beziehung, vielfach gestützt von der öffentlichen Meinung, welche ihre Forderungen stellt, ohne zu beachten, daß sie, ebensowenig wie der Staat, imstande ist, dem kleinen Mann die Mittel für die ihm zugedachte schöne und weiträumige Wohnung zu verschaffen. So wird in bezug auf Licht und Luft, auf Größe, Mauerstärken, Treppen, leicht zuviel verlangt, die Steuerbehörden aber begleiten den Bau während seines Daseins mit nie aufhörenden Forderungen. Und jede Behörde weiß ihre Ansprüche als im Interesse der wachsenden Kultur unbedingt geboten zu verteidigen, in völliger Uebereinstimmung mit den Mietern, welche sich gern überzeugen lassen, sie müßten eigentlich viel besser wohnen. Wenn dann der Hausbau infolge der zu hohen Ansprüche unrentabel wird, so ist das Endergebnis der wohlwollenden Bestrebungen — die Wohnungsnot!

Wer auf diesem schwierigen Gebiete Erfolge erkämpfen will, muß es also verstehen, die widerstrebenden Mächte zu überzeugen, das Staatsinteresse verlange, so viel von den eignen Forderungen aufzugeben, als nötig ist, um den Privatunternehmer wieder zum Bau kleiner Wohnungen zu veranlassen. In Hamburg hat man diesen Weg beschritten. Als zu Anfang dieses Jahrhunderts eine so große Wohnungsnot bestand, daß bereits mit der Unterbringung von Obdachlosen in provisorischen Baracken vorgegangen werden mußte, haben die Beratungen zu einem Gesetz geführt, welches durch Entgegenkommen auf verschiedenen Gebieten den Wohnungsbau durch Privatunternehmer fördern sollte. Während in den letzten Jahren vor Erlaß dieses Gesetzes sogar mehr große als kleine Wohnungen gebaut wurden, hat sich dieses Verhältnis seidem völlig geändert, in zehn Jahren sind 88116, davon im vorigen Jahre noch 9201 kleine Wohnungen bis zu drei Zimmern, gebaut worden, und dies wird voraussichtlich genügen, um auch über die jetzige finanzielle Kalamität ohne Wohnungsmangel hinwegzukommen. Ueber die einzelnen Vorschriften dieses Gesetzes wird man ja streiten können, dasselbe wird nicht überall ohne weiteres angewendet werden können, denn die Bedingungen für den Woh-

Digitized by Google

nungsbau sind in den verschiedenen Staaten nicht die gleichen. Auch soll keineswegs behauptet werden, es seien durch dieses Gesetz bereits ideale Zustände im hamburger Wohnungswesen geschaffen und es sei überflüssig, daß sich gelehrte und ungelehrte Leute noch weiter darüber streiten, wie solche herbeigeführt werden können. Aber der Vorgang in Hamburg beweist doch, daß es damals gelungen ist, das unerträgliche Uebel der Wohnungsnot durch praktische Mittel mit Erfolg zu bekämpfen. Wo also in großen Städten Wohnungsnot herrscht, sollte man sich nicht auf Scheinmittel, wie gemeinnützige und Gartenstadt-Gesellschaften, verlassen, oder gar die Erledigung des vieljährigen Streites um das Erbbaurecht abwarten, sondern man sollte ernstlich prüfen, was erforderlich ist, um den Privatunternehmer wieder zum Bau kleiner Wohnungen zu veranlassen, ein anderes Heilmittel scheint es nicht zu geben.

Digitized by Google

Die chinesische schöne Literatur.

Von

Katharina Zitelmann.

W. Schott. Ueber die chinesische Verskunst.
John Francis Davis. Poesies. 1822.
Woitsch. Chinesische Sprichwörter. 1908.
Sprüche und Erzählungen: Chinesischer Hausschatz.
Samuel Birch, Casket of gems.
Hans Heilmann: Chinesische Lyrik, R. Piper & Co. München-Leipzig.
Julien: Einleitung zu „Les deux jeunes filles lettrées". 1860.
Murr: Einleitung zu Haoh Kjöh-T'schwen. 1766.
Choix des Contes et nouvelles. Paris 1839. Th. de Pavie.
Eduard Griesebach, Stuttgart 1880 und 1884.
Marquis d'Hervey St. Denis. Paris 1885.

Wer, ein fremdes Land bereisend, nicht nur dessen Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen wünscht, sondern auch Bewohner und Kultur zu verstehen sucht, der kann sein Urteil nicht auf eigene Beobachtungen und Erlebnisse allein gründen. Ist es doch in den Ländern des Ostens fast unmöglich, dem Eingeborenen näher zu treten und sein Vertrauen zu gewinnen. Er wird uns weder über seine geistigen und sittlichen Ideale, noch über seine Sittenanschauungen und sein Familienleben Rechenschaft geben. Wie es *in* ihm aussieht können wir nur ahnen. Und so ist es schwer, ja vielleicht unmöglich für den Europäer, eine richtige Auffassung zu gewinnen. Am schwersten ist es wohl in China. Sagen doch die alten Missionare, die ein Menschenalter lang dort gewirkt und uns mit Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Chinesen bekannt gemacht haben, daß sie in die Häuser niemals eingedrungen wären, von den Frauen nichts wüßten, die „in den inneren Gemächern" nicht nur europäischer Neugier, sondern auch den Blicken ihrer eigenen Landsleute, soweit sie nicht allernächste Verwandte sind, entzogen

Digitized by Google

seien, und daß auch der Charakter der Bewohner des Reiches der Mitte ihnen stets ein Rätsel geblieben wäre.

Die Eindrücke, die der Reisende empfängt, sind zum größten Teil äußerst abstoßend. Er sieht überall unergründlichen Schmutz, Verlumptheit und Armut, Gefühllosigkeit und Grausamkeit. Die schönsten Bauwerke zerfallen, die äußere Kultur des Lebens, an die wir gewöhnt sind, fehlt vollständig.

Wenn er dann aber Kunstwerke von erstaunlicher Größe kennen lernt, die Berge besucht, die besetzt sind mit den schönsten und originellsten Denkmälern, wenn er ein Kunstgewerbe findet, das vor Jahrhunderten schon Europa seine Vorbilder gegeben, den unendlichen Fleiß und die Anspruchslosigkeit der Menschen beobachtet, so wird er, schwankend zwischen Widerwillen und Bewunderung, verwirrt und unsicher aufhören zu urteilen.

Um ein Volk mit einer so alten Kultur kennen und verstehen zu lernen, muß man vor allen Dingen seine Literatur zu Rate ziehen. Ich will hier nicht von den großen Philosophen Laotse, Confutse und Mengtse, nicht von den Werken der Wissenschaft reden, sondern allein von der schönen Literatur, die uns am ersten den Einblick in Sitten und Anschauungen des Volkes gewährt. Wir sind da freilich auf Uebersetzungen angewiesen, denn die chinesische Sprache selbst zu erlernen ist für den Europäer, der kein Sprachforscher ist und nicht jahrelang in China lebt, außerordentlich schwer. Engländer und Franzosen, die lange vor uns Deutschen mit China in nahe Berührung kamen, haben uns die Kenntnis der bekanntesten Belletristik vermittelt. Indes gibt es einen Roman, der schon im Jahre 1766 von Murr aus dem Portugiesischen ins Deutsche übersetzt worden ist und sich „Die angenehme Geschichte des Haoh Kjöh Tschwen" nennt. Er ist einer der ersten, die zur Kenntnis Europas kamen, und der unterhaltendsten, die ich gelesen. Der Engländer John Francis Davis, der Gouverneur von Hongkong war, gab dann mehrere Bände chinesischer Novellen und den Roman „The fortunate Union" heraus, den Perrin später zum zweitenmal übersetzt hat. Am wichtigsten und zahlreichsten sind die Arbeiten der Franzosen auf diesem Gebiet. Stanislaus Julien, Theodore de Pavie, Guillard d'Arcy, Abel Remusat, Bazin haben uns im letzten Jahrhundert die bekanntesten Romane, die meist aus dem 15. bis 17. Jahrhundert stammen, zugänglich gemacht. Die genannte Epoche bedeutet den Höhepunkt der belletristischen Literatur in China. In den letzten Jahrhunderten ist darin nichts Hervorragendes mehr

Digitized by Google

geleistet worden. Zum Schluß möchte ich noch Eduard Griesebachs erwähnen, der 1880 neue und alte Novellen der chinesischen „Tausend und eine Nacht" ins Deutsche übertragen hat.

Wie reich die erzählende Literatur Chinas ist, beweist wohl, daß schon zu Juliens Zeit die Pariser Bibliothek über 1000 chinesische Romane besaß.

Den höchsten Rang in der schönen Literatur nimmt aber die Dichtkunst ein. Die Liebe zur Poesie ist dem chinesischen Volk von ältester Zeit her eigen.

I.

Die Dichtkunst.

Um die Rolle zu verstehen, die die Dichtkunst in der Kultur Chinas gespielt hat, muß man sich die außerordentlichen Schwierigkeiten klar machen, welche die Beherrschung der Sprache bietet. Bildet sie doch bisher die einzige Wissenschaft Chinas, und ein Menschenleben genügt nicht zu ihrem Studium.

„Die chinesische Sprache besteht aus einsilbigen Worten, die nicht verändert werden können. Der reichste Dialekt besitzt nur 800 Worte. Man griff nun nicht zu neuen Wortbildungen, sondern man bereicherte die Sprache durch verschiedene Betonung, mit der man dem Wort eine neue Bedeutung gab. Eine Anzahl von Bildern und Zeichen wird zusammengestellt, um neue Begriffe zu bilden. So wird z. B. „Träne" mit „Auge und Wasser" bezeichnet, die „Güte" ist „Frau und Kind". Herz ist das Schriftzeichen für alle metaphisischen Begriffe. Der Reim ist allgemein üblich, die Worttöne werden nach ganz bestimmten Regeln verteilt. Da jedes Schriftzeichen den Inhalt des Wortes sinnbildlich illustriert und ebenso sich klangvoll dem Ohr einprägt, so entsteht ein kompliziertes Gebilde, aus dem nicht ein Wort fortgelassen oder verändert werden darf, ohne daß das ganze Gebäude zusammenbricht. Ein Gedicht von vier fünffüßigen Zeilen besteht aus 20 Silben und umschließt einen Inhalt, den wir nur mit der fünffachen Wortzahl wiedergeben können. In dieser Kürze liegt häufig eine Vieldeutigkeit, die sich ins Unverständliche verliert."*)

Jedes Gedicht ist ein Kunstwerk in Schrift und Musik. Es handelt sich fast ausschließlich um Lieder, die mit der Begleitung

*) Hans Heilmann.

Digitized by Google

der Laute oder der Flöte gesungen werden. Ein alter Kaiser hat 2200 v. Chr. eine Ansprache an einen Würdenträger gehalten, den er mit der Pflege der Kunst betraute. Darin sagt er: „Lehre sie den Söhnen der Großen, damit sie Gradheit mit Zartheit, Takt mit Würde, Güte mit Energie, Bescheidenheit mit der Verachtung eitler Vergnügungen verbinden lernen. Die Verse drücken die Gefühle des Herzens aus, der Gesang beseelt die Worte, die Musik moduliert den Gesang, die Harmonie verschmilzt die Stimmen und mit ihnen die verschiedenen Instrumente. Da werden die härtesten Herzen gerührt, und die Menschen werden eins mit den Geistern."

Konfutse sagt: „In den Oden können wir wie in einem Spiegel unsere Pflichten erblicken und zugleich auch das, was uns unanständig ist. Durch die fleißige Betrachtung unserer Schuldigkeit werden wir mit einer heilsamen Verachtung alles Unschicklichen erfüllt werden.

Durch die Oden können wir uns gesellig, gesprächig und angenehm machen. Denn wie die Tonkunst die Töne mäßigt, so schwächt auch die Poesie unsere Leidenschaften und Begierden. Wir können ohne Zorn hassen, so wie wir natürliche Triebe ohne Laster befriedigen können.

Die Oden lehren uns, wie wir zu Hause unseren Eltern und außer demselben unsern Fürsten dienen müssen."

Da die Lehren des Konfutse bis heute die Hauptreligion des gebildeten Chinesen bedeuten, so kann man sich vorstellen, wie tief solche Worte gewirkt haben und noch wirken.

Konfuzius selbst ist es, der im 6ten Jahrhundert v. Chr. das Schi-King zusammengestellt hat, das die Hauptlieder alter Zeit enthält. Die Liebe zur Dichtkunst ist nach ihm die Grundlage aller Geistesbildung. Gedichte haben über die Geschicke des chinesischen Staates entschieden. Der ganze Beamtenstand bildete eine Literatenhierarchie, zu der jeder Sohn des Volkes je nach Maßgabe der von ihm abgelegten Prüfungen Zugang fand. Die Kaiser selbst beteiligten sich an der Kunst, Verse zu bauen, und beurteilten auf ihren Reisen die Geistesrichtung nach den Gedichten, die im Volke verbreitet waren. Daran hat sich bis heute nicht viel geändert.

Das Schi-King, das dreitausend Jahre alte Vermächtnis der Vergangenheit, kennt jeder gebildete Chinese auswendig. Das Buch enthält 305 Poesien meist unbekannter Autoren. Es gehört also mit den indischen Veden und den hebräischen Königsliedern zu den

Digitized by Google

ältesten literarischen Denkmälern der Vergangenheit und spiegelt uns die ganze reale und geistige Welt des alten China wider.

Das Schi-King ist in vier Teile geteilt, deren erster für uns der interessanteste ist und den Titel trägt: „Die Sitten verschiedener Staaten". Es sind die Staaten gemeint, in die das Land damals zerfiel, die aber in feudaler Abhängigkeit vom Kaiser standen. Um diesem eine Vorstellung von dem Charakter und den Gefühlen seiner verschiedenen Völker zu geben, versah man ihn mit ihren beliebtesten Gesängen und Liedern. Diese schließen oft mit einem Refrain und wurden von Musik begleitet. Der zweite und dritte Abschnitt besteht aus Oden, die bei Staatsfesten gesungen wurden. Helden und Weise drücken ihre Gedanken aus und werden ihrer Taten wegen gefeiert. Der vierte Teil enthält Hymnen zum Ruhm der Vorfahren der Dynastie oder großer geschichtlicher Persönlichkeiten. Die Oden scheinen bei religiösen Gelegenheiten, wenn der Kaiser in den Tempeln des Himmels und der Erde oder den Heiligtümern seiner Vorgänger opferte, gesungen worden zu sein. Die Lieder des Schi-King sind heute oft nur verständlich durch den Kommentar, der ihren Sinn erläutert und über alle die historischen Begebenheiten und Personen Aufschluß gibt, auf die sie sich beziehen. Mit diesem Kommentar bildet es aber das wichtigste Studium der gebildeten Kreise, und man greift in den neueren Dichtungen fortwährend auf das Schi-King zurück.

Die Lieder des Schi-King bestehen meistens aus viersilbigen Zeilen, die zu zwei oder vier Strophen zusammengeschlossen sind. Der Reim wird so mannigfaltig wie möglich gebildet. Zeile 1 und 3, oder Zeile 2 und 4 zu reimen ist die einfachste Art. Mit der Zeit wurden die Formen indes immer kunstvoller. Bald haben die Verse meist 5 bis 7 Silben und stehen unter festen rhythmischen Gesetzen. Die Gedichte haben 3 oder 4 Strophen, wachsen aber auch bis zu 13 an.

W. Schott sagt: „Es gibt nur regelrechte Gedichte mit Zäsur nach dem zweiten oder vierten Wort. Jede Zeile besteht aus einem vollständigen Satz, der oft von einer Parallelzeile begleitet ist. Diese gibt denselben Sinn in anderem Bilde wieder, oder bringt den Gegensatz zu den vorigen Versen.

Zum Beispiel:

Unbefleckte Armut ist immer glücklich,
Unreiner Reichtum bringt viel Sorgen.

Digitized by Google

Das bekümmerte Herz findet keinen Platz der Ruhe;
Der Geist inmitten von Trübsal denkt einzig an Kummer.

Einige Beispiele aus dem Schi-King:

Unser erhabener Ahnherr lehrt, man solle das Volk sich nahe bringen, nicht es herabdrücken. Das Volk ist des Staates Wurzel. Ist die Wurzel stark, so ist der Staat sicher.

Die Angelegenheiten der Welt sind alle Eile und Unruhe ohne Ende;
Warum also mit bitterer Angst verschwenden des Herzens Frühling?
Suche nach einem lieblichen Ort, eine Schale Wein einzugießen,
Stiehl eine müßige Stunde, die Verse einer Ode zu singen.

* * *

Verehre Himmel und Erde, erfülle die Riten der Götter,
Verehre Deine Ahnen, sei pflichtvoll gegen Deine Eltern,
Beobachte die Gesetze, verehre Lehrer und Vorgesetzte,
Liebe Deine Brüder und sei treu Deinem Freunde.

In den Morallehren wollen Schott und Davis viele Anklänge an griechische und hebräische Dichter finden.

Z. B.: „Die höchste Art Menschen ist tugendhaft oder weise, unabhängig vom Unterricht. Die Mittelart ist so n a c h der Unterweisung; die niedrigste ist lasterhaft trotz des Unterrichts", heißt es im Chinesischen.

Hesiod sagt: „Der ist der beste aller Menschen, der weise ist aus sich selbst, obgleich auch der gut ist, der einem guten Lehrer folgt. Aber der, der weder von selbst weise ist noch indem er auf einen anderen hört, — das ist der wertlose Mann.

In einem Gedicht wird der Große der Welt ermahnt, nicht über den zu lachen, der seinen Wein in irdenem Gefäß aufbewahrt, während er den seinen in silbernen Schalen sich von Sklaven reichen läßt. Und der Dichter schließt: „Wenn ihr euch eurer Gewohnheit gemäß b e i d e betrunken habt, so liegt ihr unter demselben Baum beieinander.

Man sieht, der Chinese hat viel Neigung zu moralisieren, und in der Tat nimmt die didaktische Poesie einen breiten Raum in der Literatur ein. Kaum gibt es wohl in einem anderen Teil der Erde eine solche Fülle von Weisheitsgedichten und Sprüchen oder Sprüchwörtern, wie im himmlischen Reich. Eine Uebersicht über diese Spruchweisheit gibt die sechsbändige Sammlung von Tschutze, in der auch Konfutse stark vertreten ist. Ich führe einige Beispiele an, die wert sind, bei uns bekannt zu werden.

Digitized by Google

Ein alter Kaiser Tsin-tsong, 1023—1063, sagt: „Mein Herz läuft täglich einmal über das ganze Reich."

Spruch der Alten: „Wenn Du Deinen Zweck erreichen willst, darfst Du nicht auf Menschen achten. Der Sieg eines Feldherrn muß von 10 000 Gebeinen begleitet sein."

„Der Himmel durchdringt den Grund der Herzen, wie ein Licht die finstere Kammer."

„Die größten Dinge haben oft einen kleinen Anfang."

„Die Böse n fürchten sich vor den Geistern."

„Ein Mann ohne Entschließung ist wie ein Schiff ohne Ruder."

„Ein Wort, das einmal gesprochen ist, kann mit einem vierspännigen Wagen nicht wieder eingeholt werden."

„Rede nicht mit einem Manne, dem eben etwas mißlungen ist, von Deinem eigenen guten Glück."

„Unternehmet nichts, was Ihr nicht ausführen könnt."

„Zweifel und Zerstreuung auf Erden. Wahrheit im Himmel."

„Fragen über Recht und Unrecht entstehen alle Tage. Wenn man nicht auf sie hört, sterben sie von selbst."

„Die beste Kur für Trunksucht ist, nüchtern einen betrunkenen Mann zu beobachten."

„Da man es nicht allen Menschen recht machen kann, sollte unsere einzige Sorge sein, unser Gewissen zu befriedigen."

„Eine einzige Unterhaltung mit einem Weisen ist besser als zehn Jahre Studium aus Büchern."

Nur der ist glücklich, der sein Glück nicht sieht."

„Eine Trommel gibt keinen Schall, wenn sie nicht geschlagen wird, und eine Glocke keinen Laut, wenn man nicht daran klopft."

„Die Gaben des Himmels sind von hohem Wert, aber Beharrlichkeit gewinnt den Preis."

„Der wertvolle Mensch ist wirklich groß, ohne stolz zu sein; der gemeine stolz, ohne groß zu sein."

„Die Leute, deren Talent unbedeutend ist bei großer Stellung und die, deren Kenntnisse klein sind bei großen Plänen, die werden elend."

„Eines Menschen gute Taten gehen selten aus den Toren hinaus, aber seine schlechten werden tausend Meilen weit getragen."

„Weisheit und Tugend, Wohlwollen und Gradheit ohne gute Erziehung sind unvollkommen."

Digitized by Google

„Erkenntnis ist grenzenlos; aber die Fähigkeit des Menschen ist begrenzt."

„Es gibt viele Menschen auf der Welt, aber wenige Helden."

* * *

Volkslieder und Balladen nehmen einen niedrigeren Rang in der chinesischen Literatur ein.

Das Epos fehlt vollständig, was sich wohl aus der höchst kunstvollen Form erklärt, die im Epos nicht durchzuführen sein und auch langweilig wirken würde.

Die Lyrik ist außerordentlich reich. Lenz und Liebe, Scheiden und Meiden, Sonne und Mond, die Schönheiten der Landschaft bilden ihre Stoffe, wie überall auf der Welt.

Unter der Handynastie 205 v. Chr. bis 200 n. Chr. hat sich eine sehr hohe Literatur entwickelt. Neben dem Hauptdichter Mei-Scheng treten zwei Dichterinnen in den Vordergrund.

Die klassische Zeit der chinesischen Dichtkunst ist aber die Tang-periode, 618—907, die eine Menge von bedeutenden Dichtern hervorgebracht hat. Ich nenne als größeste: **Li-tai-pe** und **Thu-Fu**. Neben ihnen gelten am höchsten: **Tonkitschang**, **Tschunpuschah**, **Tschankangtswen**, **Kaukeh-si** und **Kiu-y-Wen**, dem Schott eine außerordentliche Innigkeit nachrühmt.

Da die chinesische Schrift die Hauptschwierigkeit für die Dichter bildet, mußte die Technik sich stark entwickeln, so daß die Form allmählich den Inhalt erdrückte. Die Poesie sank schließlich zum Sport herab und entartete. Jetzt hat sie den Charakter der Gelehrtenliteratur angenommen.

In den ältesten Gedichten des Schi-King hat die Frau noch eine viel bessere Stellung als später. Sie war die Kameradin des Mannes, und er sang ihr seine Liebe oft mit bewundernswerter Zartheit und Innigkeit.

Indes hat Konfutse seine geringe Meinung vom weiblichen Geschlecht nie verhehlt, und er war es wohl zumeist, dem es seine spätere untergeordnete Stellung zu danken hat.

„Ein Haus, wo die Henne das Amt des Hahns verwalten will, muß bald zugrunde gehen", meint er, und wie ein Stoßseufzer klingt es, wenn er sagt: Es ist sehr schwer, Weibsleute und Bedienstete im Zaum zu halten!"

Digitized by Google

Später bürgerte sich die asiatische Polygamie in China ein, und die Stellung der Frau verschlechterte sich. Fortan werden die Aeußerungen schmachtender Sehnsucht den Frauen in den Mund gelegt, und Klagen über Untreue und Verstoßung finden sich häufig. Ein Trost ist es aber doch wohl für das weibliche Geschlecht, „daß der alte Mann im Monde mit unsichtbarem Band die Knaben und Mädchen, die für einander bestimmt sind, aneinander knüpft, so daß auch die weiteste Trennung ihre Heirat nicht hindern kann."

Indes findet sich auch leidenschaftliche Liebe von seiten des Mannes, namentlich im Drama und in der erzählenden Literatur. Einige Proben der vielseitigen Lyrik der Zeit nach Konfutse.

1. Liebe oder Freundschaft: Die Blätter und Blüten dieses fruchttragenden Baums — Werden von den Abendwinden immerfort hin- und hergetrieben. — Wie kann ich jemals unterlassen an dich zu denken? — Wie kann ich aufhören, zu wünschen, daß ich dich sehen möge? — Aber ach! Das sind eitle und vergebliche Wünsche. — Unsere Wohnungen sind allzuweit von einander entfernt.

---

2. Draußen vor dem östlichen Tor sind Weiber wie Wolken. Ob sie gleich wie Wolken sind, meine Gedanken weilen nicht bei ihnen. Mein Weib in schlichtem Kleid und Kopftuch beglückt mich genug. (Schott.)

Patriotisch. Wie Feuer glüht sein / des Volkes / Schmerz. Nicht wagt es heitere Reden. Warum bleibst Du / der Fürst / sorglos?

Glückwunsch. Sei wie der wachsende Mond, wie die aufgehende Sonne. Werde so alt, wie der Südberg, der nicht verwittert und umstürzt, und grüne immerdar, wie Fichte und Zeder.

Natur. Der kühle Mond hängt wie eine Augenbraue über den Windungen des Weidenbaches. Im Wasserspiegel erscheinen die Berge von Jue — In den Strom ist drei Tage lang ein Regen von Pfirsichblüten gefallen. Um Mitternacht kommt der Karpfen und schwimmt stromaufwärts.

Ueble Nachrede: Wenn ich von einem andern übel reden höre, so fühle ich ebensoviele Schmerzen, als wenn starke Dornen mein Herz durchdrängen. Wenn ich einen andern rühmen höre, so gibt es mir ebenso viel Vergnügen, als der auserlesenste Duft der wohlriechendsten Blumen.

Digitized by Google

Auch ein Scherzgedicht teilt Schott mit:

Der Becher ist gefüllt mit Wein,
Im Napfe liegt ein Hühnerleib,
Von ältster Zeit bis heute hat,
Der Mann nur ein rechtmäßig Weib.

So spricht die Frau; die erste Nebenfrau antwortet, die Frau sei ohne Kind geblieben, daher habe der Herr sie geheiratet. Die zweite Nebenfrau meint, es käme ihm nicht darauf an, er nähme auch noch andere. Und der Mann singt zum Schluß:

Der Becher ist gefüllt mit Wein,
Der Napf enthält ein Lauchgericht,
Schon gut, ihr Weiber alle drei,
Verhöhnet nur mich alten Wicht."

Totenklage: Dieser Mann verschwand von der Erde wie der Mond — der sich gegen Morgen in einem Augenblick hinter den Bergen verliert. — Das Leben ist wie eine Lampe. — Wenn das Oel fehlt, so löscht sie schon in der dritten Nachtstunde aus.

Li-Tai-Pe, 702 geboren, ward an den Hof des Kaisers gezogen, der ihn mit Ehren überhäufte. Aber er war ein rechter Bohèmien, genial, doch zuchtlos. Seine persönliche Freiheit ging ihm über alles. Er trank stark. So verließ er den Hof und begann ein wildes Herumtreiberleben von Kneipe zu Kneipe. Trotzdem sollte er an den Hof zurückkehren, als er plötzlich, 61 Jahre alt, starb. Im Gedächtnis des Volkes lebt er weiter als „der Kaiser der Poesie", „der Unsterbliche, der den Wein liebte". Man hat einen Tempel zu seiner Ehre gebaut.

Nur einer kommt seinem Ruhme nahe, sein Zeitgenosse Thu-Fu, der indes selbst Li-Tai-Pe hoch über sich stellte. Auch er ward an den Hof gezogen und in eine höchste Vertrauensstellung berufen. Aber irgend ein Konflikt ließ ihn den Abschied nehmen, weil das Amt seinem Freiheitsbedürfnis widersprach. Er zog ein unstetes, kümmerliches Vagantenleben vor. Später nahm sich der Gouverneur seiner Heimatprovinz seiner an und hinterließ ihm ein Legat, das seine Zukunft sicherte. Er hat nur ein Alter von 59 Jahren erreicht.

Heilmann sagt, daß die beiden Dichter die Rassenkennzeichen der Chinesen hätten: Liebe zur Natur und zur Heimat und die Sonderlingsneigungen, den Widerstand gegen die Beschränkung der Individualität. In allen Zeiten der chinesischen Geschichte treffe

Digitized by Google

man auf diese Eigenbrödler, die der Fürstengunst und dem öffentlichen Leben entflöhen und ein freies, aber ärmliches Dasein vorzögen. Noch ein anderer Zug sei den beiden Dichtern gemeinsam: die weltschmerzliche Melancholie, die den Grundton ihrer Poesie bilde. Li-Tai-Pe sucht sich in der Trunkenheit zu betäuben. Sie gilt ihm nicht als etwas Niedriges, sondern als eine Art Zuflucht aus dem Elend des Lebens. Die höchste Schönheit stürzt ihn in die tiefste Schwermut. Thu-Fu ist maßvoller. Er denkt sozial, hat mehr Herz; die Not seiner Mitbürger rührt ihn. Er ist ohne Frage der bessere Mensch, aber Li-Tai-Pe ist der größere Dichter.

Einige kleine Proben in H. Heilmanns Uebersetzungen:

In der Herberge. (Li-Tai-Pe.)

Vor mein Bett wirft der Mond einen grellen Schein.
Ich wähne, es ist Frühreif, was am Boden glänzt;
Hebe das Haupt — und schau in den leuchtenden Mond,
Senke das Haupt und denk' an mein Heimatland. . . .

Die geheimnisvolle Flöte. (Li-Tai-Pe.)

Eines Abends trug mir der Wind durch den Duft der Blätter und Blumen den Ton einer fernen Flöte zu.

Da habe ich einen Weidenzweig abgeschnitten und mit einem Liede geantwortet.

Seitdem hören nachts, wenn alles schläft, die Vögel ein Gespräch in ihrer Sprache.

Die Treppe von Jade. (Li-Tai-Pe.)

Die Treppe von Jade glitzert im Vollmond über und über von Tau.

Langsam steigt die Kaiserin sie hinab und läßt die Schleppe ihres fürstlichen Gewandes sich mit den funkelnden Tropfen benetzen.

Auf der Schwelle des Pavillons, der ganz vom Mondlicht erfüllt ist, bleibt sie geblendet stehen; dann zieht sie den Vorhang von Kristallperlen nieder, der herabsinkt wie ein Wasserfall, durch den man die Sonne sieht.

Und während das kristallene Klingen verrieselt, betrachtet sie, wehmütig und träumend, lange, lange den herbstlichen Mond, der durch die Perlen gleißt.

Auf dem Flusse Tschu. Thu-Fu.

Rasch treibt mein Schiff durch die Fluten, mein Blick ruht auf dem Wasser.

Droben am weiten Himmel wandern die Wolken.

Auch der Himmel ist in der Flut; wenn eine Wolke am Mond vorüberschwebt, seh ich sie im Wasser dahinzieh'n.

Und ich wähne, mein Schiff gleitet über den Himmel.

Dann denke ich, daß auch meine Geliebte sich also in meinem Herzen spiegelt.

Digitized by Google

Auch die Balladendichtung ist den Chinesen nicht unbekannt. Da ist die Nonne, die sich nach Mann und Kind sehnt und ihr trauriges Schicksal beklagt. Schließlich flieht sie und sucht sich einen Gatten.

Ein junges Mädchen dient zwölf Jahre lang in der Armee für ihren Vater und bleibt unerkannt. Endlich kommt sie heim, von Ehren überhäuft, und das Geheimnis wird offenbar.

Ein Witwer klagt um den Tod der Gattin. „Wenn Du lebtest, hätte ich Dir ein neues Kleid zu Neujahr geschenkt", sagt er. Er überlegt, ob er nicht eine andere Frau suchen solle. Aber wo soll er eine finden, die ihr gleicht? Da fleht er zu ihrem Geist, daß er ihn besuchen solle. Beim dritten Vollmond weilt er klagend und weinend an ihrem Grabe. Und dann, in der Nacht ihres Todestages, erscheint der Geist ihm wirklich im Traum, verspricht ihn alle Nacht zu besuchen und bittet ihn, sich nicht mehr zu grämen.

Charakteristisch für China und sehr poetisch sind die vielen symbolischen Ausdrücke und bildlichen Redensarten, deren Sinn wir schwer verstehen. Z. B.:

„Des Mondes Spiegel im Wasser", — bedeutet Unerreichbares. — „Frühling" ist Freude. — „Herbst" Sorge. — Frohsinn wird ausgedrückt mit „des Herzens Blumen sind aufgeblüht". — Die Pfirsichblüten in Schönheit bedeuten: „Heirat". — Will man von Schwierigkeiten sprechen, so sagt man: „Gras und Unkraut auf dem Wege". — Das Herz, das der Laute antwortet, meint: „der Verführung nachgeben". — Dankbarkeit für Wohltaten: „der Vogel, der die gelben Blumen bringt". Usw.

* * *

II.

Romane und Novellen.

Hat uns die Poesie der Chinesen einen Einblick in die Seele des Volkes eröffnet, so führt uns nun die erzählende Literatur in das Leben selbst hinein, das uns nach allen Seiten hin geschildert wird. Freilich ist es das Leben der gebildeten Stände und das der Großen und Mächtigen mehr als das des armen Volkes, das wir kennen lernen. Aber auch auf dieses fallen Streiflichter genug, so daß wir doch ein Bild gewinnen, das sicher weit richtiger ist, als das, welches uns eigene Anschauung jemals vermitteln könnte.

Digitized by Google

Aus der Menge der Belletristik ragen zehn Werke hervor, deren Verfasser einst den offiziellen Titel „Schriftsteller von Genie“ erhalten haben. Sie sind so bekannt in ihrer Heimat, daß die Chinesen sie nicht beim Titel, sondern nur bei der Nummer zu nennen brauchen, um allgemein verstanden zu werden. Der Inhalt ist jedermann gegenwärtig. Trotzdem sind die Namen der Schriftsteller unbekannt geblieben und weder Literaturgeschichten noch Bücher- und Autorenverzeichnisse erwähnen ihrer, noch überhaupt der Erzählung und des Romans. Ebensowenig sprechen sie von Dramen und anderen Theaterstücken, deren Aufführung doch jedermann beiwohnt. St. Julien nennt als Beweis für seine Angabe den berühmten Katalog des Kaisers Khien-Long, 1736–1795, der über diese Zweige der schönen Literatur gänzlich schweigt.

Den Grund dafür sowohl, als für die Anonymität der Verfasser glaubt er in der Unveränderlichkeit der chinesischen Riten zu finden. Heißt es doch an irgendeiner maßgebenden Stelle: „Ein Mann kann sich nur mit dem Studium der Meisterwerke beschäftigen, öffentliche Tätigkeiten ausüben oder sich der Anwendung der sozialen Tugenden hingeben“. Sollte Julien recht haben, so ist es um so merkwürdiger, daß die Kunst, Verse zu machen, den höchsten Ruhm bildete und die hohen Beamten ihre Mußestunden, die ihnen, wie es scheint, sehr reichlich zugemessen waren, mit dieser Beschäftigung ausfüllten.

Man kann die chinesischen Romane in historische, Familien- oder Sitten- und Geisterromane teilen.

Zur ersteren Gattung gehört „Chui-hon-Tchuen“, die Geschichte der Insurgenten, die Julien die Lieblingslektüre der Jugend nennt, wie „San-hue-tschi“, die Geschichte der drei Königreiche, diejenige reifer Leute sei.

Ausnahmsweise hat der Verfasser dieses Romans, Tchin-cheon, der gegen Ende des dritten Jahrhunderts nach Chr. lebte, seinen Namen genannt. Der Schriftsteller muß damals also noch eine geachtete Stellung eingenommen haben. Es gibt in diesem zwanzigbändigen Werk eine Gestalt, die an die alttestamentlichen Heldinnen Judith und Esther erinnert. Der Emporkömmling Tong-tcho hat sich der Gewalt bemächtigt, indem er den kranken Kaiser, nach dessen Krone er selbst strebt, gefangen hält und dessen Familie umbringen läßt. Das Volk beugt sich knirschend dem verhaßten Joch. Da gibt sich eine wunderschöne Sklavin aus Patriotismus dazu her,

Digitized by Google

den Tyrannen zu verderben. Ihr Herr, ein vornehmer Beamter des Reichs, der sie wie eine Tochter hält, schmiedet mit ihr zusammen den Plan. Er bietet sie dem Pflegesohn des Tong-tcho zur Gattin und läßt ihn das schöne Mädchen sehen. Als der in Leidenschaft entbrannt ist, führt sie eine Begegnung mit Tong-tcho herbei, der sie nun ebenfalls begehrt und mit sich führt. Sie spielt Vater und Pflegesohn gegeneinander aus, bis tödlicher Haß zwischen ihnen entbrennt und der Sohn die Mörder für den Usurpator dingt. Dieser wird getötet und das Volk frohlockt und bringt achthundert Frauen und alle Angehörigen des Tong-tcho, auch den Sohn, um. Es geht entsetzlich roh und grausam in dem Roman zu, der gewiß ein Spiegelbild der Zeit seiner Entstehung ist.

Zum Teil historisch, aber doch mehr ein Zeit- und Sittengemälde ist der außerordentlich bekannte und auch dramatisierte Roman „Erh-Tu-Mei" die wunderbaren Pflaumenbäume, den Theophile Pirty uns vermittelt hat und der im 16. oder 17. Jahrhundert verfaßt worden ist. Er erzählt in zwei starken Bänden eine sehr verwickelte und ereignisreiche Geschichte, die voll Spannung, aber schwer wiederzugeben ist. Sie spielt im 7. Jahrhundert n. Chr. unter der Tangdynastie, die durch die Eroberungszüge der Tufan, hier einfach Tartaren genannt, eines Volkes, das am Ufer des Lop-Nor in der Wüste Gobi lebte, stark beunruhigt wurde. Es ist höchst interessant, hier von den Völkern zu lesen, die erst jetzt durch Sven Hedin und die Ausgrabungen der Tufan-Expedition des Museums für Völkerkunde bei uns bekannt geworden sind. Dieser Roman, der interessanteste, den ich gelesen habe, hat mich wirklich Land und Leute kennen gelehrt. Er führt uns in die Häuser der Vornehmen, zu dem allmächtigen Günstling des Kaisers, Lu-Tschi, einer historischen Persönlichkeit, einem Schurken, und zu edlen ausgezeichneten Menschen, die sich gegen seine Missetaten auflehnen und dafür schwer zu büßen haben. Zum Schluß siegen natürlich Recht und Tugend. Wir erleben Hinrichtung, Verfolgung, Flucht mit wunderbarsten Abenteuern, zarte Liebesgeschichten von poetischem Reiz und tränenreiche Abschiede. Die Menschen sind unendlich gefühlvoll und glänzen durch kunstvolle Verse, durch die sie ihren inneren Wert beweisen. Hochgebildete Frauen und die glücklichsten Ehen im Innern der verschlossenen Höfe werden uns vorgeführt. Daneben werden uns aber auch die Schrecken der Gerichtspflege mit den entsetzlichen Strafen, für die sich die Bestraften noch bedanken müssen, geschildert. Der Roman schließt mit einer Doppelhochzeit der zwei

Digitized by Google

Helden und vier Heldinnen. Jeder junge Mann bekommt zur Belohnung zwei Frauen — und darüber ist alle Welt höchst froh!

Zu den Romanen der „Schriftsteller von Genie" gehören auch **„Les deux cousines"** (v. Guillard d'Ary, übersetzt 1842) und **„Les deux jeunes filles lettrées"**.

Die Heldinnen beider Romane sind Dichterinnen. In **les deux jeunes filles lettrées** beherrscht ein zehnjähriges Mädchen schon die ganze Verskunst, beschämt alle Würdenträger und Hofpoeten und erhält vom Kaiser den Ehrentitel: Mädchen von Genie. Die Zweifler verstummen, nachdem sie aus allen Proben als Siegerin hervorgegangen. Ihr Ruhm erschallt durch das ganze Land und die Freier nahen von allen Enden, sie zu erobern. Aber sie will nur einen Mann, der ebenso schön dichtet, wie sie. Das ist nicht leicht; sie findet aber eine Freundin, die ihr in der Kunst ebenbürtig ist. Nach Jahren des Suchens und Wartens kommen endlich die richtigen Männer, deren Geschichte parallel mit der der späteren Bräute durch das ganze Buch geführt wird. Trotz der schlechten Stellung der Frau in China spielt die Liebe zwischen Mann und Weib dieselbe Rolle, wie in europäischen Romanen, und die Heirat eine viel größere. Alle Romane, die ich gelesen, behandeln diese Frage, und die Unmöglichkeit für die jungen Leute, sich kennen zu lernen, erhöht nur die Leidenschaft, die sie unbekannterweise für einander empfinden. In den Erzählungen sieht der eine Teil den anderen zuweilen durch Zufall. In den anmutigen **„Les deux Cousines"** weigert der Held sich, die ihm angebotene höchst ehrenvolle Heirat zu schließen, weil die junge Dame, die er einmal in dem Pavillon eines Gartens erblickt hat und die er fälschlich für die ihm bestimmte Braut hält, ihm nicht gefällt. Er verliebt sich nun in die Verse der Heldin und es währt Jahre, bis das Paar durch unendliche Wirrnisse zueinander gelangt. In demselben Roman sieht die zweite Heldin, Cousine der ersten, in einem Nachbarhause durch ein offenes Fenster denselben jungen Mann im Profil und denkt sofort: „diesen oder keinen!" Da ihre Mutter eine Witwe ist, der die Gelegenheit fehlt, einen Mann für die Tochter zu besorgen, nimmt das Mädel ihr Schicksal selbst in die Hand. Sie legt Männerkleidung an, führt eine Begegnung mit dem geliebten Jüngling herbei und schließt einen Seelenbund mit ihm. Dann bietet sie ihm ihre Zwillingsschwester, die ihr ganz gleiche, wie sie sagt, zur Heirat an, und er ist so hingerissen von der Schönheit und Liebenswürdigkeit des fünfzehnjährigen vermeintlichen Knaben, daß er sein Jawort gibt und glück-

Digitized by Google

selig von der unbekannten Braut schwärmt. Das verträgt sich aber ganz gut mit seiner leidenschaftlichen Liebe zu der anderen. Schließlich entpuppen die beiden Mädchen sich als eng befreundete Cousinen und sind höchst zufrieden damit, ihn beide zu heiraten.

So verschieden alle diese Romane im einzelnen sind, so tragen sie doch gleiche typische Züge. Eine Entwicklung des Charakters gibt es nicht. Die Menschen werden uns in ihrem Wert und Unwert sofort vorgestellt. Die Helden beweisen ihren Edelsinn, indem sie wundervolle Verse machen, und sind schön, während die Bösewichte und Intriganten stets gewöhnlich aussehen, häßlich und unbegabt sind.

Einen außerordentlich breiten Raum nimmt die immer wiederholte Beschreibung des Zeremoniells ein. Bei jedem Besuch, den die Personen einander machen, wird es ausführlich geschildert, und ebenso die vorgeschriebene Bewirtung erwähnt, die der höfliche Chinese dem Gast zuteil werden läßt. Dabei wird stets getrunken, und zwar so viel und so reichlich, daß das Ende gewöhnlich ein tiefer Schlaf der Geladenen ist oder daß die Berauschten Torheiten begehen. Es scheint das durchaus zum guten Ton zu gehören und das Trinken eine der ständigen Freuden des gebildeten Chinesen zu sein.

Die Notwendigkeit, die Kinder zu verheiraten, ist gleich groß für die Eltern der Tochter wie die des Sohnes, und daß die Ehe so früh geschlossen wird, berechtigt ein wenig die Bestimmung der Eltern. Die Mädchen sind vom 12. Jahre ab heiratsfähig und gelten mit 17 oder 18 Jahren schon als alt, während der Jüngling höchstens 20 oder 21 Jahre alt sein darf. Nachkommen zu haben ist für den Chinesen das Wichtigste im Leben. Der Sohn muß den Eltern die Totenopfer bringen, und die unglückliche Frau, die keine Söhne hat, spielt eine beklagenswerte Rolle. Indes bleibt *sie* die einzige rechtmäßige Gattin und Herrin des Hauses, und die Kinder der Konkubine, die bezahlte Magd oder Sklavin ist, nennen sie Mutter. Sehr oft fand ich indes in den Romanen, daß die Heldin die einzige Tochter eines Elternpaares oder eines verwitweten Vaters ist, dem das Schicksal Söhne versagt hat, und daß er nun dies Kind zärtlich liebt und es gebildet hat zur Genossin seiner literarischen Beschäftigung. Er ist stolz auf ihre Verse und sucht den Gatten für sie, stellt aber die höchsten Anforderungen an diesen. Es währt lange, bis er den richtigen findet.

Sehr erschwerend für die Heirat ist der nötige Vermittler, der möglichst ein angesehener Mann sein muß, und der, wenn er die

Digitized by Google

Vermittlung übernimmt, sich nicht gern einen Korb holt. Es gibt aber auch bezahlte Vermittler und Vermittlerinnen, die in den Kreisen des Bürgertums eine wichtige Rolle spielen. Sie erwerben eine außerordentliche Personenkenntnis, und die Frauen, die in die „inneren Gemächer" eindringen, um die Heiratskandidatinnen kennen zu lernen, genießen oft großes Ansehen und erwerben Geld und Ruf durch glücklich zustande kommende Partien.

Fast immer sind Held und Heldin einander ebenbürtig in der Kunst, Verse zu machen. Die Bewunderung für diese überträgt sich auf den Menschen. Ob der Jüngling hoch oder niedrig geboren, arm oder reich sei, entscheidet nicht bei der Wahl des Gatten, sondern ob er Ruhm durch literarische Grade erworben hat, die ihn zu den höchsten Staatsämtern berechtigten. Die Prüfungen, die der Kandidat erst in seiner Vaterstadt, dann in der Provinzialhauptstadt und schließlich in Peking abzulegen hat, bilden den Gegenstand lebhaften Interesses für das ganze Volk, und die Namen der Sieger sind in aller Munde.

So sind denn die Romane reichlich mit Gedichten durchsetzt, die wahrscheinlich die Chinesen entzücken, die aber selbst in der Uebersetzung für uns schwer verständlich sind. Besteht doch ihre Schönheit in Wortspielen und Anspielungen auf dem gebildeten Chinesen bekannte Vorkommnisse, auf geschichtliche Ereignisse und Fragen, die der Literat beherrschen muß. Wir empfangen indes durch sie den Eindruck von der hohen alten Kultur des Reiches der Mitte.

Die Verfasser arbeiten meistens mit den einfachsten Verwicklungen. Flüchtige Begegnungen, die glühende Liebe zur Folge haben, während es den Liebenden unmöglich ist, zu ermitteln, wer der oder die Betreffende ist, Namensverwechslungen, die bei der kleinen Zahl von Familiennamen sehr oft vorkommen, wiederholen sich immer. Ein Jüngling heißt z. B. Se Yeute, der andere Se Yeupe, und im Vertrauen auf die Aehnlichkeit des Namens kommt nun der falsche Bewerber zu dem Vater des begehrenswerten Mädchens. Ferner schafft die beliebte Sitte, falsche Namen anzunehmen, was besonders bei den vornehmen Leuten nicht selten vorzukommen pflegt, viele Verlegenheiten. Vor allem aber schmückt sich der Bösewicht mit Versen, die er nicht gemacht hat. Er weiß sich den Prüfungen schlau zu entziehen, erringt Erfolge durch hohe Konnektionen und täuscht die Begehrte durch allerlei Unehrlichkeiten. Ihn zu entlarven, gelingt dann gewöhnlich in letzter Stunde dem glücklichen Nebenbuhler.

Digitized by Google

Dem Chinesen fehlt vollständig das, was wir Herzensgüte, Mitleid, Erbarmen nennen. Die entsetzlich grausamen Strafen zeigen das auch. Man freut sich der Bestrafung der Verbrecher. Ganz auffallend tritt dieser Zug in „Les deux jeunes filles lettrées“ hervor. Wie die jugendliche Heldin einen törichten und eingebildeten Bewerber abstraft, indem sie ihn mit ihrem zackigen Zepter schlägt, daß er blutend um Gnade fleht, ist für unsere Begriffe empörend und unverständlich, während offenbar der Verfasser ganz auf ihrer Seite steht.

Stark ausgebildet ist dagegen der Sinn für Gerechtigkeit und dieser zu dienen das Ideal der Edlen. Das zeigt der Roman „Haoh Kjöh Tschwen“ sehr deutlich. Der Held ist ein Jüngling, der fern der großen Stadt seinen Studien gelebt hat. Als er sich nun auf die Reise begibt, wird er Zeuge von Uebergriffen mächtiger oder reicher Leute gegen arme. Aufbrausenden Temperaments stellt er sich auf der letzteren Seite und es gelingt ihm, den Streit siegreich zu Ende zu führen. Seine spätere Frau rettet er dann aus schwerer Bedrängnis. Sie ist, verfolgt von einem habsüchtigen Onkel und einem reichen Bewerber, in größter Gefahr, diesem zur Beute zu fallen. Durch Klugheit ist sie schon mehrmals entronnen. Nun lockt man sie durch List aus ihrem Hause vor Gericht, wo sie Nachricht von ihrem nach der Tartarei verbannten Vater erhalten soll. Zu spät merkt sie, daß sie in eine Falle gegangen. Haoh Kjöh, der unbekannte Fremde, der des Weges kommt, hört ihren Hilferuf, folgt ihr, erfährt den Zusammenhang, schleudert dem hohen Beamten, der ein Freund des Bewerbers ist, seine Anklage ins Gesicht, wird nun selbst verfolgt und beinahe vergiftet, worauf ihn das Mädchen, um ihn zu retten, heimlich nachts in ihr Haus holen läßt. Dieser ungewöhnliche Schritt erregt natürlich böse Nachrede. Erst als der mutige Jüngling in Peking bei dem Kaiser Gehör gefunden und als Stütze des Thrones und Kämpfer für die Wahrheit hohen Ruhm erlangt hat, kann er das charaktervolle Mädchen, dessen Vater er aus der Tartarei befreit, heimführen. Dieser Held begnügt sich mit einer Gattin und entgeht glücklich den Schlingen, die ihm der mächtige Hof-Eunuch legt, um ihn mit seiner Tochter zu verheiraten.

Eine Pagode in Peking trägt die Aufschrift:

„Wanderer, hier liegt eine Frau, welche nichts Weibliches an sich hatte. Alles war männlich an ihr; alles war groß und bewunderungswürdig an ihr.“

Digitized by Google

Ich erinnerte mich dieses Nachrufes beim Lesen der Romane, die stets hochbegabte und den Männern ebenbürtige Frauen schildern. Es scheint also ein entschiedener Widerspruch zu bestehen zwischen der Rolle, die sie in den Büchern spielen, und der Gefangenschaft, in der sich noch heute ihr Leben „in den inneren Gemächern" abspielt.

Wir finden in diesen Romanen, wie gesagt, eine Moral, die sich in den Hauptsachen wenig von der unseren unterscheidet. Die Polygamie wird durchaus nicht gebilligt, nur in bestimmten Fällen als notwendig anerkannnt. Die Hauptsache ist, Nachkommen zu haben.

Die Frau: „Tsi" ist die absolute Herrin des Hauses, nimmt denselben Rang ein wie ihr Gatte und ist unwiderruflich verheiratet. Die Konkubine ist gekauft — Magd oder Sklavin —, kann sich aber loskaufen. Sie wird von der rechten Frau schlecht behandelt. Die Verschiedenhet der gesellschaftlichen Stellung mindert deren Eifersucht.

Hinterläßt von zwei Brüdern der eine keine Söhne, so schenkt der glücklichere Bruder einen der seinen an die Schwägerin. Besitzt er indessen selbst nur einen Sohn, so gilt der als Stammhalter zweier Familien, muß aber dafür zwei Frauen heiraten. Eine für seine, die andere für des Onkels Familie. Indes hat die seine den Vorrang. Dieser Fall bildet gesetzlich die einzige Ausnahme, daß zwei legitime Frauen da sind, die sich gleichstehen.

Indes habe ich in den chinesischen Erzählungen sehr häufig gefunden, daß die Männer zum Schluß mit zwei Frauen belohnt werden; es wird also wohl im Leben öfter vorkommen oder vorgekommen sein.

Die Chinesen sind wenig beeinflußt durch ihre Hoffnung auf das künftige Leben, auf Lohn und Strafen im Jenseits. Es werden immer mehr die irdischen Vorteile der Tugend klar gemacht. Die Moral wird nicht von der Religion abgeleitet.

Die Rolle, die der Kaiser, Sohn des Himmels, in den Romanen spielt, sein persönliches Eingreifen, Strafen und Belohnen, die unendliche Unterwürfigkeit und Kriecherei seiner Untertanen bis zu den höchsten Großwürdenträgern hinauf und das Zeremoniell, das ihn umgibt und in allen Einzelheiten wieder und wieder geschildert wird, zeigt uns am klarsten den Unterschied zwischen der chinesischen und europäischen Kultur und wirkt abstoßend und lächerlich zugleich. Aber gerade die Selbstverständlichkeit dieser Schilderungen deucht

Digitized by Google

mich äußerst lehrreich und bezeichnend für das kaiserliche China, dessen Zusammenbruch wir soeben erlebt haben.

Auch von einem der im Volke außerordentlich beliebten Geisterromane will ich noch eine Vorstellung zu geben versuchen, von **„Blanche et Bleue" ou les deux couleuvres-fées**, den Stanislaus Julien 1834 bearbeitet hat. Der Verfasser, der sich **„l'hôte de la montagne de Jade"** nennt, war ein berühmter Gelehrter, der die alten Traditionen seiner Heimat 1807 erst aufzuzeichnen suchte. Ein Greis in Tschinkiang habe ihm die Geschichte erzählt, sagt er.

Die weiße Schlange war einst eine Frau, die auf dem Wege der Seelenwanderung in ihre Schlangengestalt geraten ist, um ihre früheren Sünden zu büßen. Nachdem sie 1800 Jahre nur Tugend geübt hat, bestimmt Fo (Buddha), daß Wen-Sing, das Gestirn der Literatur, auf die Erde herab und zu hohen Ehren gelangen soll. Blanche, die weiße Schlange, soll wieder Mensch werden, Han-Wen heiraten und seine Mutter werden. Sie lebt auf einem heiligen Berg in einer Höhle und ist mit allen möglichen magischen Kräften begabt, mit denen sie allerlei Gutes, aber auch Schlechtes zu wirken vermag. Nun fühlt sie plötzlich den Wunsch, in die Menschenwelt hinabzusteigen. Dazu spannt sie einen Wolkenwagen an, und die Abenteuer des Romans beginnen. Der Geist des Nordpols begegnet ihr und fragt, was sie da unten wolle? Sie redet sich heraus: sie beabsichtige, den Gott Kuan-in am Südmeer nach ihren weiteren Schicksalen zu befragen. Da läßt er sie schwören, daß das wirklich der Zweck ihrer Erdenfahrt sei. Das tut sie, ohne zu zögern. Dafür wird sie später gestraft. Sie nimmt nun die Gestalt einer schönen jungen Dame an, gewinnt eine andere Schlange, der sie ihre großen magischen Kräfte zeigt, zur Dienerin, und verliebt sich sogleich in den schönen tugendhaften Han-Wen, der ein armer Apothekerlehrling ist. Er klagt ihr, daß er ihr keine Hochzeitsgeschenke bringen könnte aus Mangel an Geld. Da entbietet sie schnell ihre Geister und läßt aus dem Stadtschatz eine große Summe stehlen. Moralbegriffe fehlen ihr offenbar gänzlich. Der Jüngling wird statt ihrer, die sich unsichtbar macht, angeklagt, halbtot geprügelt, wie das in China Sitte ist, und an die Grenze des Landes verwiesen. Sie fährt auf dem bequemen Luftwagen ihm nach. Große Wiedersehensfreude, das Paar heiratet und lebt in Liebe und Glück. Sie dreht Pillen, die alle Menschen heilen, und er gewinnt großen Ruf als Arzt. Da kommt der Tag, der der Abwehr gegen die Geister gewidmet ist. Ihr Mann zwingt sie, von einem Pulver zu genießen, das sie als-

Digitized by Google

bald in ihre frühere Gestalt verwandelt. Als er auf ihrem Bett, statt ihrer eine weiße Riesenschlange findet, stirbt er vor Schreck. In die menschliche Gestalt zurückgekehrt, ruft sie ihn durch ihre magischen Kräfte wieder ins Leben und weiß seinen Verdacht zu zerstreuen. Aber ihre Feinde sind die heiligen Priester in den Klöstern, deren Kräfte den ihren übergeordnet sind. Sie warnen den vertrauensseligen Gatten, und als sie abermals einen Diebstahl, diesmal in des Kaisers Schatzkammer, begeht, um ihren Mann aus großer Verlegenheit zu retten, trennt er sich von ihr. Sie flieht und macht eine Bittreise zu den Göttern; er entgeht nur mit Mühe schwerster Strafe und kehrt, abermals verwiesen, in die Heimat zurück. Da findet sich Blanche wieder an und weiß ihm neue Liebe einzuflößen. Daß sie ein Kind unter dem Herzen trägt, verbindet ihn ihr wieder. Aber da ist ein berühmter, mit überirdischen Kräften ausgestatteter Mönch im Kloster nahe der Stadt. Der offenbart dem Ehemann, welcher Art seine Frau sei. Aus Verdruß darüber läßt sie die Regen rauschen und den Fluß anschwellen. Eine Ueberschwemmung entsteht, in der Hunderte von Menschen umkommen. Das verhaßte Kloster aber, welches sie treffen wollte, bleibt unversehrt. Ihr Mann tritt in das Kloster ein, um für die Schuld seiner Frau zu büßen. Sie gibt einem Sohne das Leben; der wundertätige Mönch erscheint und vernichtet sie als der Stärkere. Sie wird unter der Pagode Loipong begraben. Ihr Sohn wächst bei den Verwandten auf und erfährt nichts von seiner Mutter. Er wird berühmt, aber der Gram um die unbekannten Eltern läßt ihm keine Ruhe. Endlich spürt er den alten Vater im Kloster auf und bringt der Mutter die Totenopfer bei der Pagode. Das erlöst endlich Blanche. Nun hat sie die Fehler ihres Erdenlebens verbüßt und das Maß ihrer Leiden ist erfüllt. Auf Fürsprache ihres Sohnes wird sie zum Aufenthalt der Götter erhoben. Die bösen Geister und ihre Streiche spielen die größte Rolle in dem Roman.

Die Novellenliteratur ist ebenfalls sehr reich. Um die Mannigfaltigkeit der Stoffe zu zeigen, die sie behandelt, gebe ich einige Proben.

Aus der englischen Sammlung John Francis Davis, London, (John Murray) 1822, stammt die allerliebste Geschichte der

Zwillingsschwestern.

Eine Ehepaar, das in Uneinigkeit mit einander lebt, hat zwei entzückende Töchter, ein Zwillingspaar. Die Eltern sind ziemlich grobe und

Digitized by Google

ungebildete Leute aus dem Kaufmannsstand. Nun sucht sich die Mutter, ohne mit dem Vater zu verhandeln, zwei Schwiegersöhne aus, und ebenso tut es der Vater, ohne mit der Frau zu sprechen. Das Hochzeitsfest wird festgesetzt, und an dem bestimmten Tage erscheinen vier Schwiegersöhne statt zwei. Die Mutter wirft voll Empörung zwei von ihnen hinaus und der Vater die beiden anderen. Es gibt einen großen Tumult, Spott und Schadenfreude bei den Nachbarn und schließlich eilt das Ehepaar vor den Richter.

Der findet, daß beide Eltern recht haben, und weiß nicht, für welche der vier Schwiegersöhne er sich entscheiden soll. Er läßt also beide Töchter und die vier Ehekandidaten kommen. Da erscheinen nun zwei süße kleine Mädchen und vier gemein-häßliche, grobe Männer. Der Richter befragt die Mädchen selbst nach ihrer Meinung. Diese, angestarrt von Hunderten von Männeraugen, wagen nicht aufzusehen und weinen nur. Doch so weit blinzeln sie doch durch ihre Tränen, um die vier Bräutigams abscheulich zu finden. Da bestimmt der Richter, daß, da beide Eltern der Heirat nach dem Gesetz zustimmen müßten, diese Männer es nicht sein könnten, und schickt sie fort. Den Eltern hält er darauf eine grimmige Strafpredigt und erklärt, selbst die Gattenwahl vornehmen zu wollen. Er sendet nun Agenten ins Land und läßt nach heiratslustigen Männern suchen. Aber keiner derer, die angebracht werden, gefällt ihm. Da beschließt er, echt chinesisch, nach literarischem Verdienst zu wählen. Er schreibt also ein Konkurrenzexamen mit vier Preisen aus. Zwei verheiratete Sieger sollen Wildpret erhalten, für die zwei unverheirateten sind die Bräute bestimmt. Die Mutter muß mit den Töchtern im Examenhause wohnen, und der Ruf der schönen Zwillinge läßt die Kandidaten in Massen herbeiströmen. Nach einigen Tagen findet das erste Examen statt. Zehn Jünglinge werden zur engeren Wahl zugelassen; das zweite Examen folgt. Der Richter will die jungen Leute persönlich sehen und beurteilen. Jeder, der hübsch ist, hat große Hoffnungen. Der Richter macht bei jedem seine Bemerkung auf die Arbeit, endlich bestellt er Musik. Das Wildpret und die jungen Mädchen, die schon in Heiratsstühlen (Sänften) prunkvoll geschmückt sitzen, erscheinen. Auch bekränzte Hochzeitslaternen sind schon bestellt.

Vier Kandidaten werden nun als Sieger ausgerufen. Zwei verheiratete und zwei unverheiratete. Diese Letzteren heißen Szet-sin und Chi-juen. Die zwei verheirateten Preisträger treten vor und empfangen ihren Lohn. Ein unverheirateter ist da, der zweite, Chi-

Digitized by Google

juen, fehlt; der Richter ist sehr betreten und fragt nach ihm. Szet-sin sagt, er sei Chi-juens Freund, der wohne entfernt und habe nicht erfahren, daß er selbst kommen solle. Der Richter gratuliert nun dem Szet-sin und preist seine Arbeiten als die besten, er solle die älteste der Zwillinge zur Frau haben. Aber Szet-sin lehnt ab, er habe schon sechs Frauen oder Bräute gehabt; sie seien alle bald wieder gestorben. Er wolle Priester werden und nicht noch ein junges Leben opfern. Der Richter redet ihm gut zu; umsonst. Da wird nun nach Chi-juen geforscht und Szet-sin muß endlich gestehen, daß er die Arbeit für den Freund auch gemacht habe, um ihm, der sehr arm sei, zu helfen.

Da entscheidet der Richter, dann hätte der Edelmütige beide Schwestern verdient. Wenn er zwei heirate, wäre das Schicksal versöhnt; das wäre die Absicht des Himmels gewesen. Da muß denn Szet-sin nachgeben, und die Geschichte schließt damit, daß er als glücklicher Bräutigam mit den beiden Bräuten abzieht. Er reitet auf geschmücktem Pferde; die beiden Mädchen werden in Sänften nach Hause getragen. Sie sind glückselig, daß sie sich nicht zu trennen brauchen!

Der kluge Richter aber ist durch seinen Urteilsspruch berühmt geworden. Der Kaiser ruft ihn nach Peking, um seine Bekanntschaft zu machen, und gibt ihm eine hohe Stellung im militärischen Tribunal. Szet-sin avanciert hoch und lebt mit dem Richter „wie Sohn und Vater".

Aus derselben Sammlung stammt

„Der Schatten im Wasser",

eine richtige Liebesgeschichte. Zwei Schwäger können sich im Hause der Schwiegereltern nicht vertragen; der Eine ist ernst und tief, der Andere liebenswürdig, leichtherzig und talentvoll. Dieser nimmt den höheren Rang ein. Als die Eltern sterben, gehört den Beiden das Besitztum gemeinsam. Sie trennen es durch eine hohe Mauer und schneiden allen Verkehr miteinander ab. Der Eine hat einen Sohn, der Andere eine Tochter. Die Kinder kennen sich nicht, gleichen sich aber außerordentlich. Im Garten gibt es einen kleinen Teich; die Mauer ist erhöht darübergeführt. Die Kinder, auf beiden Seiten sitzend, schauen im Wasser jedes des anderen Bild und verlieben sich ineinander. Briefe werden über die Mauer geworfen und schließlich verloben sie sich. Ein gemeinsamer Freund der Väter macht den Zwischenhändler. Der Vater des

Digitized by Google

Mädchens, der Ernste, lehnt indes die Heirat ab. Weil da nichts zu hoffen ist, schiebt der Vermittler seine eigene Tochter als Braut des Jünglings ein. Das andere Mädchen wird vor Liebe krank. Endlich löst der Vermittler den Knoten, indem er den Jüngling adoptiert und als seinen Sohn mit dem liebekranken Mädchen verlobt. Seine Tochter will nun aber auch den Bräutigam nicht lassen und wird ebenfalls sterbenskrank vor Kummer. Wie ist da zu helfen? Der geliebte Jüngling bekommt sie alle beide! Und alle drei sind glücklich über die Lösung.

Tsi-Hiong-Hiong-ti,

die beiden Brüder verschiedenen Geschlechts, spielt unter dem Ming-kaiser Siuan-Tsong, 1426—1436.

Der unendlich tugendhafte Wirt eines kleinen Dorfes, das am Wege nach Peking am großen Kanal liegt, erbarmt sich eines alten Soldaten, der bei ihm krank wird und stirbt, und adoptiert dessen Sohn, da er selbst kinderlos ist. Bei einem Schiffbruch wird ein drei Jahre älterer Jüngling gerettet und aufgenommen. Seine Heimat ist von einer Ueberschwemmung verwüstet, seine Eltern sind umgekommen. Er sorgt für feierliches Begräbnis ihrer Gebeine und für die Totenopfer und wird dann ebenfalls von dem Wirt adoptiert. Die Eltern setzen sich auf zwei Stühle, er, zwischen ihnen, macht seine vorgeschriebenen Ehrfurchtsbezeugungen und grüßt sie mit den Namen Vater und Mutter.

Der Bruder Nr. 2 unterrichtet nun den jüngeren Nr. 1, der hohes Wissen erwirbt und studiert. Die Eltern sterben und die Brüder errichten einen Seidenhandel, bei dem sie wohlhabend werden. Der ältere Bruder möchte heiraten, will sich aber nicht von dem jüngeren trennen, der nichts von heiraten wissen will. Endlich kommt heraus, daß dieser ein Mädchen ist. Die beiden lieben sich und heiraten mit Hilfe einer Vermittlerin, damit die vorgeschriebene Form gewahrt bleibt.

Der Verfasser preist die seltene Reinheit der Sitten, die Ehrlichkeit und kindliche Liebe der handelnden Personen, die im ganzen Dorf bewundert wurden und diesem den Namen: „Das Dorf der drei Gerechten" einbrachten.

Aus Grieſebach: Chinesische Novellen (Berlin, Lehmanns Verlag 1886) stammt

Die ewige Rache des Fräulein Wang-Kiou-Luan.

Sie zeigt China von einer anderen Seite.

Digitized by Google

Hinter dem Rücken der Eltern knüpfen zwei junge Leute ein Liebesverhältnis an und schwören sich ewige Treue. Er wird aber untreu und heiratet eine andere. Sie schickt dem Gouverneur seiner Provinz die Briefe, die er ihr geschrieben, und erhängt sich. Er wird zur Strafe zu Tode geprügelt.

Ebenso bringt Griesebach:

Die Geschichte Tschuan-Söngs und seiner Gattin Tianchi.

Dieser Tschuan-Söng war ein großer Philosoph, Nachfolger des Laotse, und von ihm soll das oben angeführte Wort stammen: Unser Leben hat seine Grenze, die Erkenntnis aber ist ohne Grenze.

Dieser Weise des Tao, der zaubern kann und große Macht besitzt, heiratet schon alt in dritter Ehe eine wunderschöne junge Frau, die ihn zu lieben und ewige Treue halten zu wollen beteuert. Er stellt sie auf die Probe und stirbt scheinbar. Sie verliebt sich alsbald in einen seiner Schüler und läßt ihres Gatten Sarg in die Rumpelkammer stellen. Der Geliebte fällt in Krämpfe. Da hilft nur das Hirn eines Menschen, das in Wein gekocht werden muß. Sie eilt mit einem Beil zu dem Sarg und zertrümmert den geschlossenen Deckel, um des Toten Hirn zu holen. Der Mann erwacht, bittet sie, ihm heraus zu helfen und fragt sie aus. Sie erfindet eine Lüge und er überführt sie der Wahrheit, indem er ihr den Geliebten zeigt. Sie erhängt sich. Da wirft er sie in den Sarg, singt ein Abschiedslied auf einer tönernen Flöte, zerschmettert diese und zündet das Haus an. Nur die Manuskripte des Tao steckt er zu sich und wandert nach Westen. Er scheidet als reiner Geist.

* * *

In der Literatur spielt die außerhalb des Hauses stehende Frau eine große Rolle. So gibt es eine Novelle „Tuschiniang", die ich zum Schluß hier skizzieren will. Tuschiniang ist eine berühmte Hetäre, schön, liebenswürdig, klug und geistreich. Aber sie ist in den Händen ihrer alten Wirtin, einer Kupplerin, und als sie sich in einen ihrer Verehrer, der ihre Leidenschaft teilt und sie heiraten will, verliebt, leistet jene Widerstand. Die Alte plündert Likieh, den Liebhaber, aus, und seine Familie, beunruhigt über seinen Lebenswandel, ruft ihn zurück. Die Geliebte will mit ihm gehen, aber die Alte will sie nur für dreihundert Taels loslassen. Das Geld, um sie freizukaufen, besitzt er nicht. „Sein Gesicht ist vor

Digitized by Google

Kummer so zusammengeschrumpft, daß man es mit der Hand bedecken kann", heißt es. Da schafft Tuschiniang die Hälfte des Geldes selbst. Es sind Ersparnisse, die sie in ihrer Bettdecke eingenäht, verborgen gehalten hatte. Von ihrem Edelmut nun überzeugt, borgt ein Freund die ganze Summe, und die anderen Kurtisanen — ein schöner Zug! — helfen Tuschiniang, kleiden sie, beschenken sie, so daß die Abreise stattfinden kann. In dem Juwelenkästchen, das sie ihr mitgegeben, befindet sich eine Börse mit fünfzig Unzen Silber, dazu legt sie ihre Ersparnisse und ihren Schmuck. Likieh weint vor Rührung. Die Fahrt bringt die Beiden schließlich an den Kiangstrom. Ein Lüstling in einem Nachbarboot sieht die schöne junge Frau und entbrennt in Liebe. Er macht sich an Likieh heran, schließt Freundschaft mit ihm und preßt ihm schließlich die Geschichte seiner Liebe heraus. Tuschiniang hat den Plan, in einer Nachbarstadt zu wohnen, bis Likiehs Familie in die Heirat eingewilligt hat. Der Lüstling aber macht dem Liebhaber klar, daß er gegen die Pietät handle, die Pflicht gegen die Eltern verletze und kein Geld habe, um seine Geliebte zu ernähren. Endlich schlägt er ihm vor, sie ihm für tausend Taels abzukaufen. Likieh weint und zweifelt, willigt aber endlich ein. Als Tuschiniang erfährt, was geschehen, ist sie ganz kalt. Sie schmückt sich mit Blumen und legt ihre Edelsteine an. Das Geld vom Nachbarschiff wird herübergebracht. Da tritt sie an Bord ihres Kahnes, öffnet ihren Juwelenkasten, nimmt Edelsteine, Perlen und das Geld heraus, ebenso ihre Flöte, und wirft alles in den Strom. Man schreit, will sie festhalten; Likieh, seiner Sinne nicht mehr mächtig, umarmt sie. Sie stößt ihn von sich. „Ich habe Gefahr mit dir bestanden", sagt sie. „Was ich erspart, war für den Rest meines Lebens genug. Jener Mann dort hat an einem Morgen alle deine Zuneigung vernichtet. Nun bist du mein Feind." Sie hält ihm eine tüchtige Standrede und springt dann in den Strom. Die empörten Schiffer wollen beide Männer schlagen. Sie fliehen. Likieh wird wahnsinnig. Seinem Freunde, der sie losgekauft, erscheint die Tote und dankt ihm, indem sie ihn das Kästchen mit den Juwelen finden läßt. Die Erzählung schließt mit den Worten: „Nichts verwüstet die Kraft des Menschen so sehr wie Leidenschaft!"

Die Frau, die der Fremde einzig zu sehen bekommt, ist die außerhalb des Hauses stehende Sängerin, Tänzerin, die Frau der Freudenhäuser und die Hetäre. Mit dem griechischen Wort müssen wir sie nennen, denn sie nimmt eine ähnliche Stellung in China

Digitized by Google

ein, wie sie es einst in der alten Welt tat. Sie ist die Kluge, Gebildete, Reizvolle, gewöhnt, mit Männern zu verkehren, sie zu unterhalten und zu bezaubern. Ihr widmet der Mann seine Liebe, sie hat den größten Einfluß auf ihn, ja auf das öffentliche Leben und oft sogar auf die Politik.

Zum Schluß will ich der **Avadanas** (Gleichnisse) erwähnen, die der spätere Justizminister Yu-en-thai, genannt Yuhien, 1565 nach zwanzigjähriger Arbeit herausgegeben hat. Er sammelte aus den alten buddhistischen Büchern 84 Bände von Gleichnissen, die er in 20 Klassen und 180 Abschnitte einteilte. Aus diesem Schatz hat Stanislaus Julien drei Bände zusammengestellt und übersetzt.

Die Sammlung Yuhiens ist um so wertvoller, als die indischen Originale verloren und nur durch die chinesische Uebersetzung gerettet worden sind.

Digitized by Google

Viktor Hehn und sein Goethe.

Von

Max Zollinger in Zürich.

In die Leipziger Festwoche fällt der hundertste Geburtstag Viktor Hehns (geb. 8. Oktober 1813), eines Mannes, dessen Bedeutung für die gesamte geistige Kultur Deutschlands stilles, dankbares Gedenken fordert. Es könnte zwar leicht als ein übles Omen gelten, daß sich das deutsche Volk bei einem im Grunde doch recht äußerlichen Anlaß seiner erinnert, denn oft genug überschätzen wir die Verdienste unserer Toten, wenn der Jubiläumskalender Zunge oder Feder in Bewegung setzt. Daß Viktor Hehn aber durchaus nicht auf posthume Säkularhuldigungen angewiesen ist, das hat sich vor kurzem gezeigt, als uns Ed. v. d. Hellen Hehns Dorpater Vorlesungen über Goethes Gedichte aus dem Jahre 1848 auf den Tisch legte: das Buch packte durch die künstlerische und menschliche Tiefe der Auffassung und die weiche Eleganz der Sprache, wie wenn es von heute, nicht von vorgestern stammte, und bewundernd erkannten wir, daß Hehns einzigartiges Stilgefühl in der Frühzeit der Goethe-Forschung manches vorausgeahnt hatte, was sich nach Jahrzehnten wissenschaftlich bestätigte.

Viktor Hehns gesamtes Lebenswerk in seiner unerhörten Mannigfaltigkeit zu erfassen und richtig zu werten, erscheint für den einzelnen Kritiker heutzutage als ein Ding der Unmöglichkeit; Kulturgeschichte, Naturwissenschaft und Sprach- und Literaturforschung nehmen ihn alle für sich in Anspruch, und die wahre Heimat seines Geistes ist ebenso schwer zu bestimmen wie die Vaterstadt Homers. Die Mitwelt sah in dem gelehrten Verfasser der „Kulturpflanzen und Haustiere“ (1869) und der italienischen „Ansichten und Streif-

Digitized by Google

lichter" (1864) in erster Linie den Kulturhistoriker und Linguisten, dann auch den Naturforscher, der sein imposantes Wissen in ein auffallend glattes, klingendes Deutsch zu bannen verstand. Als er dann in den „Grenzboten" unvermutet Gedanken über Goethe auszuspinnen begann, da schüttelte man zuerst erstaunt den Kopf über den tollkühnen Saltomortale des mehr als Siebzigjährigen; doch wir, die wir dank dem Eifer der kundigen Sachwalter Theodor Schiemann, Albert Leitzmann, Eduard v. d. Hellen außer dem ersten und einzigen Teil der „Gedanken über Goethe" auch noch die älteren Abhandlungen über Goethes Gedichte (1848) und über „Hermann und Dorothea" (1853) besitzen, erkennen mit Hehns Biographen Schiemann,*) daß Goethe der eigentliche Kern seiner Studien und sein getreuer Begleiter von der Hauslehrer- und Dozentenzeit bis in die grämliche Einsamkeit der letzten Lebensjahre gewesen ist. Und zwar hat sich der Gesichtswinkel, unter dem Hehn seinen Goethe betrachtete, innerhalb voller vier Dezenien so wenig verschoben, daß ganze Abschnitte aus den sorgfältig ausgefüllten Vorlesungsmanuskripten unverändert in das abschließende Werk hinüberwandern konnten; nur da und dort macht sich in der etwas abgekühlten Gefühlstemperatur, in einem verschärften Urteil, einem unterstrichenen Tadel die herbe Stimmung des alten Hehn geltend, der wie der Weimarer Generalsuperintendent Herder der „mechanischen Neuzeit" mit ihrem geräuschvollen Bierbank-Demokratismus längst grollend den Rücken gewandt hatte, und das Bedürfnis, sich selbst zu isolieren, verrät sich darin, daß er den Freund Karl Augusts und der Frau v. Stein von seiner gesellschaftlichen Umgebung loszulösen und als den Einsamen, stets Verkannten hinzustellen trachtet.

Hehns Stellung innerhalb der modernen Literaturwissenschaft, speziell der Goethe-Forschung zu bestimmen, ist nicht ganz einfach. Streng methodische Schulung und ein leichter zugängliches Tatsachenmaterial sichern den Jüngern nach der einen und anderen Seite hin einen gewissen Vorsprung, aber Hehn hat doch wohl als Erster in einer Zeit fruchtloser Dürre der Literaturgeschichtsschreibung das geschenkt, was der Titel seines Hauptwerkes mit berechtigtem Stolz bekennt: Gedanken.

Nicht von Spinoza oder Schelling, was weit bequemer gewesen wäre, sondern von Hegel aus findet der junge Hehn den Weg zu Goethe.

---

*) Theodor Schiemann: „Viktor Hehn. Ein Lebensbild" (Stuttgart 1894); und Goethe-Jahrbuch XV, 117 (1894).

Digitized by Google

Als Berliner Student gerät er in den Bannkreis der Hegelschen Philosophie; ganz im Sinne des sonst ebenso unromantischen Denkers, der in der Geschichte „die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes" sah, erscheint ihm, wie er dem von Schiemann herausgegebenen Tagebuch seiner ersten Reise durch Italien (S. 356) anvertraut, die Entwicklung der Menschheit lediglich als die Entfaltung einer Idee, und er erkennt in der italienischen Landschaft „ein immanentes Prinzip sich selbst beherrschender Schönheit", das „alles eigensinnig Maßlose in seinen Umrissen zur Grazie zurückführt". Hegels Dogma vermag ihn freilich nur solange zu fesseln, bis ihm das Wunder der künstlerischen Gestaltung in Goethes Gedichten aufgegangen ist; seinem gesunden und künstlerischen Wirklichkeitssinn widerstrebt die wolkige Abstraktion, und die Fülle der Gesichte läßt sich durch kein starres philosophisches System bändigen. Schon in seinem Entwurf zu einer Vorlesung über Goethes „Faust", deren Zustandekommen die schnöde Ueberrumpelung durch die russische Geheimpolizei (1851) vereitelte, protestiert er gegen das Gebaren der Hegelianer, die in der Dichtung nur das Vehikel ihrer Theorien erblicken (Goethe-Jb. XV, 134), und der alte Hehn kann es dem alten Goethe nicht verargen, daß er „die rauhe scholastische Schale, unter welcher der spekulative Gedankengehalt verborgen lag" (Ged. üb. G. S. 43), nicht mehr zu sprengen vermochte.

Hegels Auffassung von der Natur als der „Idee in ihrem Andersein" mag Hehn in dieser schroffen Form so wenig wie Goethe behagt haben; und doch interessiert ihn die Natur, wie die Einleitung zu den „Kulturpflanzen und Haustieren" verrät, erst von da an, wo sich die säende, erntende, ordnende, veredelnde Tätigkeit der Menschenhand in ihr Walten mischt. Im Menschen, lehrt die Philosophie Hegels, wird die Idee zum selbstbewußten Ich, und sie erreicht dadurch erst ihr wahres Sein, aber nicht im einzelnen Menschen, der in genialem Subjektivismus sein Einzeldasein vom Gesamtdasein aller abzuspalten strebt, sondern in den ewigen objektiven Gestalten des Menschenlebens überhaupt, in Staat, Recht, Familie, bürgerlicher Gesellschaft, in Kunst, Religion und Sittlichkeit — in der modernen deutschen Dichtung hohen Stils, erklärt Hehn (Herm. u. Dor. S. 78), ist „die Einwirkung der Götter in das Walten und die Selbstoffenbarung des Weltgesetzes überhaupt zurückverlegt . . . . alles endliche Schicksal ist wunderbar, denn es steigt aus dem Grunde der Idee auf und erhält von ihr tiefste Bedeutung; es ist aber auch natürlich, denn alles hat seine Gründe

Digitized by Google

in der Verknüpfung mit dem übrigen." Und sein Goethe ist (Gs. Ged. S. 164) „der humanistische Dichter, der die ewigen Formen, unter denen das Menschenleben auftritt, die stille Naturgestalt, die durch alle Menschengeschlechter hindurchgeht, phantasievoll ergreift und in idealer Läuterung dichtend reproduziert", der Dichter, der, wie sein Spiegelbild im „Vorspiel auf dem Theater", stets das Einzelne zur allgemeinen Weihe ruft: „kein Lebendiges ist ein Eins, immer ist's ein Vieles" („Gott und Welt").

Die Darstellung der „substantiellen Lebensformen unseres Geschlechtes, in deren Schoße das Subjekt noch unerschlossen ruht" (Ged. üb. G. S. 190) ist nach Hehns Auffassung vor allem die Aufgabe der epischen Dichtung. Im epischen Zeitalter läßt sich das Individuum in seinem Handeln naiv und unbewußt von seiner Menschlichkeit leiten: „es ist von dem Volksgeist in allem, was es tut und fühlt, bestimmt und in den allgemeinen Mächten, die das Leben und die Sitte bilden, völlig enthalten" (Herm. u. Dor. S. 9); der Mensch ist rein objektiv, substantiell. Auf einer weitern Entwicklungsstufe aber löst sich das Subjekt von der Substanz ab; kehrt es zu subjektiver Empfindung und Betrachtung in sich selbst zurück, so entsteht die lyrische Dichtung; gerät es in Zwiespalt mit der objektiven Welt und sucht es sich selbst darin geltend zu machen, so drängt dieser Konflikt zu dramatischer Gestaltung. Im Epos spiegelt sich in der begrenzten Tat des Einzelnen das Leben des ganzen Volkes; das Schicksal hebt und fördert das Streben des Menschen, statt es, wie im Drama, zu durchkreuzen: „der epische Held ist nur eine Konzentration der Nation und der Zeit; was er will und fühlt, ist Wille und Gefühl aller" (Herm. u. Dor. S. 16), was er tut, quillt aus dem „Instinkt des Ganzen". Zur „epischen Substanz" gesellt sich die „epische Haltung", oder, wie wir sagen würden, „der epische Stil". Das Epos rollt das menschliche Wirken und Dasein in seiner ganzen Breite auf — im Drama dagegen, dessen Wesen straffste Konzentration ist, stürmt die Handlung in gerader Linie ihrem Ziele zu; das Epos läßt dem Betrachter die „Freiheit des Gemütes und die allseitige Integrität seiner Kräfte" (Herm. u. Dor. S. 18) — das Drama packt und schüttelt ihn, indem es die Grenze zwischen der realen Welt und der Welt des schönen Scheins zu verwischen strebt.

Viktor Hehns Goethe ist seiner ganzen Naturanlage nach ein durchaus epischer Dichter. Sein Leben erscheint als ein episches Gedicht: es fließt ohne Stauung und Wirbel in gleichmäßig ge-

Digitized by Google

lassenem Strom dahin und „umgeht in sanften Windungen den Fuß entgegentretender Felsgebirge" (Herm. u. Dor., S. 23). Er bleibt immer in reinem Einklang mit der gesetzmäßigen Ordnung der Natur; er erlebt den Konflikt des Subjektes mit der objektiven Welt nicht und vermag ihn daher auch nicht darzustellen: er erschrickt, wie er am 9. Dezember 1797 an Schiller berichtet, vor dem Gedanken an eine Tragödie und ist „beinahe überzeugt", daß er sich „durch den bloßen Versuch zerstören könnte".

Das Episch-Plastische seines Wesens und Dichtens verdankt Goethe nach Hehns Ueberzeugung einmal seiner Heimat und dann dem klärenden Aufenthalt in Italien. Als die alten germanischen Götter — so beginnt der erste Aufsatz der „Gedanken über Goethe" — um die Mitte des 18. Jahrhunderts berieten, von welcher Gegend Deutschlands der Genius ausgehen solle, der nach jahrhundertelanger Verödung den über der Nation liegenden Bann lösen werde, da zeigte es sich, daß „die Naturkraft der Phantasie und der Adel und die Schönheit der Form" weder im kalten, kritischen Norden, noch im heldenmütigen Süden Deutschlands zuhause waren, sondern einzig am Mittelrhein, „wo in weintragender, fruchtbarer, vielbevölkerter Gegend die Sitten menschlicher sind und das Blut leichter und fröhlicher ist" (Herm. u. Dor., S. 60). Im mitteldeutschen Boden — als das „Volk der Dichtung" feiert die Franken Josef Nadler,*) der Hehns ethnographische Betrachtungsweise mit ebensoviel Temperament wie Gelehrsamkeit ergänzt und vertieft — wurzelt die ganze geistige Existenz des Weimarer Ministers; ihm ist zumute wie der Linde, der man Gipfel und Aeste weggeschnitten, damit sie neuen Trieb kriege (8. Nov. 1777 an Frau v. Stein), und überglücklich fühlt er auf der Reise in die Schweiz im Spätsommer 1779, wie unter der heimatlichen Sonne alles, was ihn bedrückt, von ihm herabgleitet: „. . . Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder, willkommener Atem durchs ganze Land . . . Jedes Bauernhaus mit Reben bis unters Dach, jeder Hof mit einer großen, vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich: man wird auch wie die Trauben weich und feucht in der Seele. Wollte Gott, wir wohnten hier zusammen: mancher würde nicht so schnell im Winter einfrieren und im Sommer austrocknen" (25. Sept. an Frau v. Stein, Ged. üb. G., S. 25). Und

*) Josef Nadler: „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften." Bd. I, S. 7 u. ö. Regensburg 1912.

Digitized by Google

was die Heimat ihm als dunkeln Drang in die Brust gelegt, das reifte im plastischen Italien zum deutlichen Bewußtsein seines innersten Wesens: „die Natur- und Kunstwelt Italiens gab ihm die durchsichtige Klarheit, die vollendete Form, die objektive Bestimmtheit und den milden Frieden, der seine Werke von da an auszeichnet" (Herm. u. Dor., S. 26).

Der köstlichste Gewinn der italienischen Läuterungsperiode: die entschiedene Wendung zur klassisch-typischen Kunst, ist kein jäher Ruck in der harmonischen Entwicklung Goethes, sondern nur die Erfüllung dessen, was schon der Frankfurter und Wetzlarer Jurist mitten im Strudel des Sturms und Drangs als knospende Zukunftshoffnung im Herzen getragen hatte. In den Dithyramben, die der „Pilger" auf seinen einsamen Wanderungen in den Schloßensturm hinausjauchzt, erscheint genialischer Tatendrang gelegentlich gedämpft durch ganz unsentimentale Sehnsucht nach dem Frieden der eigenen Hütte auf dem Hügel; Werthers erste Briefe an Wilhelm strömen über von dem Glück, das er in anmutiger Landschaft und in der Nähe einfacher Menschen gefunden, und das Duo „Der Wanderer" (Gs. Ged., S. 163) stellt den Gegensatz zwischen stillem Naturleben und sentimentalem Idealismus dar: staunend entdeckt der Träumer mitten unter den Gaben der reichhinstreuenden Natur Spuren ordnender Menschenhand, aber Efeu überwuchert den Säulenstumpf, die Inschrift auf der Marmorplatte ist erloschen, ans Gesims des Tempels klebt die Schwalbe ihr Nest, die Raupe umspinnt den Zweig mit goldenen Fäden, und „zwischen der Vergangenheit erhabene Trümmer" flickt sich der Mensch für seine einfachen Bedürfnisse eine Hütte. Und während er den schlummernden Säugling im Arme hält, offenbart sich dem Wanderer das schlichte Menschenleben in seinen ewigen Formen: die enge Häuslichkeit, die Ehe, die lieben täglichen Geschäfte, der Herd mit seiner heiligen Flamme und neben der Hütte im Gesträuch der steingefaßte Brunnen, daraus sich der Durstige mit hohler Hand seinen Trunk schöpft, und er scheidet mit dem Wunsch, an der Hand der Natur den Weg aus verstiegener Schwärmerei zu dieser stillen Einfalt des Daseins zurückzufinden:

„O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reisetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.

Digitized by Google

Leit' ihn zum Schutzort,
Vorm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsstrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.

Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl —
Laß mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!"

Die ideale, rein typische Darstellung der ewigen Naturformen menschlichen Lebens und Empfindens (Ged. üb. G., S. 190 ff.) erreicht ihren Höhepunkt in den Elegien („Euphrosyne", „Alexis und Dora") und vor allem in dem epischen Idyll „Hermann und Dorothea". Das Gedicht ist das „Epos von der deutschen Bürgertugend, das Epos von der Familie und dem Privatbesitz, dieser Substanz des deutschen Geistes" (Herm. u. Dor., S. 45). In behaglicher Gesprächigkeit entwirft es ein wirklichkeitsgetreues und doch ideales Bild des streng geregelten bürgerlichen Lebens mit seinem rhythmischen Wechsel von Geschäft und Muße, mit seinen guten alten Bräuchen, der sorgfältigen Pflege nachbarlicher Beziehungen, den Werkeltagssorgen und der sonntäglichen Landfahrt. Der Bürgerstand stellt sich, wie in den meisten Dichtungen vor Weimar und nach Italien (Ged. üb. G., S. 234), in seiner unverdorbenen Natürlichkeit als der sittliche Kern der Nation dar; Schönheit der Natur und Nützlichkeit fließen in antike Einheit zusammen; das Sinnliche liegt noch nicht im Kampf mit dem Sittlichen; die Religion ist dem Menschen heilig, aber nicht als positiver, vom Dogma eingeengter Bekenntnisglaube — es bleibt ungewiß, ob der Pfarrer ein protestantischer oder katholischer Geistlicher ist —, sondern nur in ihrem Verhältnis zu Sittlichkeit und natürlichem Lebensablauf, den sie mit höherer Weihe begleitet. In der ganzen Dichtung glänzt und duftet ein warmer, heller deutscher Sommertag, dessen heitere Stille selbst ein rasch vorbeipolterndes Gewitter nicht ernstlich zu erschüttern vermag, und wundervoll paßt sich die Sprache in ihrer „anmutigen Fülle" (S. 121) dem Inhalt an: häufig wiederkehrende Worte, wie gut, reinlich, tüchtig, verständig, ruhig, sauber, verweisen immer wieder auf die sittliche Grundstimmung des Idylls (S. 114), und die dämpfende Mäßigung, womit besonders der Schmerz sich äußert, sichert dem mitfühlenden

Digitized by Google

Leser die gelassene, affektlose Ruhe der Betrachtung. Wirklich und ideal zugleich ist die Welt, die sich in dem Gedicht auftut, und daher hält es die glückliche Mitte zwischen Vossens „Luise", der es an Idealität, und Klopstocks „Messias", dem es an Realität gebricht.

Viktor Hehns Goethe ist ausschließlich der epische Goethe des Vierteljahrhunderts von 1772—1797; was jenseits dieser Grenzen liegt, ist dem vollen Verständnis Hehns nicht zugänglich: Drama und reine Lyrik und die gesamte Dichtung des alternden Goethe. Ein Gang vom Aequator zum Erdpole veranschaulicht dem Pflanzengeographen Goethes Entwicklung: „Dort in der Glut der Jugend die üppigste Vegetation, oft im Erzeugungsdrang über die Form hinauswachsend; dann im Mannesalter die gemäßigte Zone reiner Bildung, sittlichen Menschengefühls, tief milden Ernstes; endlich, je weiter vorrückend, desto mehr werden die Gewächse einförmiger, halten sich niedriger am Boden, und die Farben erlöschen" (Gs. Ged., S. 69). Der Literarhistoriker Hehn ist genau wie der Natur- und Kulturhistoriker, dem die rupfende Ziege so gut wie der von Efeu umsponnene Säulenstumpf weite geschichtliche Fernen erschließt, selbst eine durchaus epische Persönlichkeit. Immer bemüht er sich, die lyrische Stimmung in leise fließendes episches Geschehen überzuführen; er bewundert Goethes Lyrik vor allem als Dokument der persönlichen Entwicklung des Dichters und als Spiegel des Menschenlebens in seinem typischen Verlauf. Daher lehnt er in seiner schroffen, geistvollen Musterung der deutschen Dichter seit Goethe und Schiller (Gs. Ged., S. 1—59) die ausgesprochene lyrische Romantik ab: der Epiker Uhland, in dessen Dichtung die schwäbische Landschaft zum Lied geworden ist, schlägt als erster Lyriker nach Goethe den „echten Romantiker" Eichendorff so gut aus dem Feld wie den „stillen und sinnvollen Eduard Mörike" und den „phantasiereichen Schweizer Gottfried Keller", die sich mit ihren Zeitgenossen samt und sonders „in der Mittelregion des ganz artigen Talentes halten" (Gs. Ged., S. 332, 336), und der Wüstenpilger Freiligrath darf über Heine triumphieren, der die kristallenen Schlösser der Romantik freilich nur darum aufführt, um sie höhnend selbst wieder zu zertrümmern (S. 48). Aufhorchend stehen wir auf unserer Wanderung durch den Dichterwald des neunzehnten Jahrhunderts mitunter still, aber wir kehren doch immer wieder zu der Stelle zurück, wo Goethe an der Seite des würdigen, wenn auch minder begnadeten Freundes singt.

Digitized by Google

Das vollkommene Gleichgewicht von Form und Inhalt, das Goethes Dichtung auszeichnet, hat ebensowenig wie die Romantik Schiller erreicht, dem Hehn im übrigen den ersten Platz neben oder nach Goethe gönnt. Schiller ist ein philosophischer Dichter; er geht vom Gedanken aus und versucht, ihn in Form umzusetzen (Ged. üb. G., S. 226); die sinnliche und die geistige Welt werden aber nur aneinander heranbewegt, statt daß sie sich zur Einheit durchdringen (Gs. Ged., S. 149); die reine Empfindung darf sich nirgends naiv äußern: sie verflüchtigt sich sofort zur abstrakten Idee. Schillers Gedichte sind nichts anderes als „schimmernde Eispaläste, aufgeführt von dem konstruierenden Gedanken, erzwungen durch die Tätigkeit des persönlichen Willens" (Gs. Ged., S. 14). Mit dem Lyriker Schiller fällt auch sein Nachfahre Hölderlin: in hoher, feierlicher Form versucht er seine unerfüllbare Sehnsucht nach erfüllter Natur und versöhnter Menschlichkeit auszuströmen, aber „wie bei Schiller wird der freie Zug des lyrischen Gefühls durch die lastende Schwere des Gedankens aufgehalten und gebrochen" (Gs. Ged., S. 15).

Noch weniger als auf reine Lyrik läßt sich die ausgesprochen epische Betrachtungsweise Hehns auf das Drama und die damit verwandte Ballade anwenden. Den Konflikt des Subjekts mit der objektiven Welt (Götz, Egmont, Tasso!) hat Hehn selbst gründlich auskosten müssen, und daher wohl sieht und findet er in der Dichtung seines epischen Goethe nur das Palliativ für die Not des eigenen Daseins: die harmonische Einordnung des Individuums in das große schaffende All. Mit diesem durch Hegel geförderten Bedürfnis tritt er auch an den „Faust" heran: der Kern der Dichtung ist für ihn nicht die Entwicklung Fausts vom ohnmächtigen Grübler zum Sinnen- und endlich zum Tatmenschen, sondern die ergreifende Darstellung des natürlichen Menschenlebens, die die Gretchenszenen enthalten. In seinem Kolleg über die Dichtung sollte daher der Tragödie erster Teil als „Zyklus von Bildern urheimischer deutscher Sitte" erscheinen; im zweiten Teil dagegen, durch den das Gedicht wohl beendet, aber nicht vollendet worden sei, sieht er ein bloßes „Mosaik von besseren und schlechteren, abstrusen und deutlichen, immer aber wesenlosen Allegorien" (Schiemann, S. 133), so etwas wie einen mittelalterlichen Dom, den eine neue Zeit „ohne Glauben, ohne Liebe, aus reinem Kunstinteresse zu Ende gemauert" habe (Gs. Ged., S. 160); nur den Anfang des Helenaaktes läßt er als etwas vom Großartigsten gelten, was Goethe im hohen, typischen Stile der Griechen gelungen sei. —

Digitized by Google

Viktor Hehns Goethe ist der Dichter des Bestehenden, der Sitte und Sittlichkeit, der urewigen Naturformen einfachen menschlichen Daseins, der Erneuerer des humanen Griechentums, das von dem herben Kampf zwischen den zwei Seelen in der Brust des Menschen noch nichts weiß. Und den Epiker Goethe, den Dichter des Idylls „Hermann und Dorothea" vor allem, hat wohl kein Zeitgenosse und kein Nachfahre so tief erfaßt, wie Viktor Hehn. Was schadet es, daß sein Goethe nicht der ganze Goethe ist? Wer vermöchte den überhaupt zu erfassen?

Digitized by Google

Ueber religiöse Erlebungen.

Von

Prof. Dr. Max Schneidewin.

Auf „religiöse Erlebungen" setzen heutzutage viele ihre religiösen Meinungen, vielleicht auch Ueberzeugungen, meist in mehr oder weniger starkem Gegensatz zu dem festgesetzten kirchlichen Glauben, einige aber auch, um diesen durch Erfahrungen zu stützen und zu einer mit persönlicher Wärme empfundenen Eigensache für sich zu machen, alle aber, um irgendwie dem, was nach ihnen Christentum sein soll, recht machtvoll zu Hilfe zu kommen.

In der Höchstschätzung des Selbsterlebten für die Zeugenschaft wirklicher Wahrheit haben alle diese sogleich einen sehr starken Gedanken unter den Füßen, der bei manchen auch direkt auf einen Grundsatz der Erkenntnistheorie zurückgeht, welcher bei allen von Kant ausgehenden endlosen Verhandlungen um die beste Grundlegung und Durchführung dieser Wissenschaft noch am ersten ein allen Parteien gemeinsamer ist.

Doch erhebt sich schon bei der Verschiedenheit des Sachverhalts, der durch sie festgestellt werden sollte und der nicht zugleich so und wieder auch so wahr sein kann, und bei der gewissen Verschanzung hinter Gewißheiten, die innerhalb der Grenzen des erlebenden Ichs liegen würden, sowie endlich bei dem Verdacht, daß die Menschen gern mit sich selber schön tun und sich die Miene geheimnisvoller geistiger Eigenbesitze geben, das Bedürfnis, diese neueste und beliebteste Argumentationswaffe im geistigen Kampf mit unbedingter Wahrheitsliebe, ohne Voreingenommenheit für das Für oder Wider auf ihre Leistungskraft zu untersuchen. „Erlebungen" statt des geläufigeren Wortes „Erlebnisse" habe ich von vornherein in das Thema eingesetzt, weil das erstere Wort einen größeren Umfang hat und „Erlebnisse" sogleich nach dem allbekannten Falle

Digitized by Google

klingen würde, wo die an ihnen beteiligten Personen alle ohne Zweifel der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit angehören, was bei den „religiösen Erlebungen" eben die Frage ist.

Die Frage, was es mit den „religiösen Erlebungen" für eine Bewandtnis hat, kann ich in ihrer Bedeutung gar nicht hoch genug anschlagen. Oft wird auf sie Bezug genommen in dem Sinne, daß von Gott oder auch von Christus eine ganz bestimmte Art seines Wesens, z. B. seine Liebe oder seine Heiligkeit, oder auch seine sozusagen Handlungsweise, z. B. Gebetserhörung und Hilfe, in wirkliche Erfahrung konkreten Falles genommen sei, — zu dem Zwecke, auch andere von der Tatsächlichkeit dieses Falles zu überzeugen und von da aus für ihren ganzen Glauben zu gewinnen. Aber überhaupt in allen Fällen, auch wo die angeblichen Erlebungen noch viel innerlicherer Art sind, beruft man sich auf sie doch immer zu dem Zweck, einen Beweis, den sichersten der Beweise, beizubringen, daß in diesen Erlebungen etwas vorkomme außer der eigenen Person des Erlebenden und der Geschehnisse in ihr selbst: dieses soll eben damit in seiner sonst zweifelhaften Wirklichkeit erwiesen werden, weil es die intimste Kunde, die überhaupt denkbar ist, von sich selbst durch das Uebergreifen in das Ich des Erlebenden gegeben habe. Es wird also in der Diskussion der Erlebungen alles darauf ankommen, festzustellen, ob deren Inhalt das Dasein und Eingreifen des außerichlichen Anderen enthalte oder aus den Affektionen das Ich allein begriffen werden kann, dann aber ohne Hinzukommen andersartiger Beweise wahrscheinlicherweise auch begriffen werden muß.

Wenn ein einziger Fall beweiskräftig sein sollte, so wäre durch ihn allerdings etwas unabhängig von allem sujektiven religiösen Gefühl an sich selbst hinsichtlich des religiösen Gegenstandes Seiendes festgestellt und in alles Urteil über sein Wesen von da ab einzusetzen. Vielleicht würden durch einen ganz gewissen Fall auch noch viele, die am nächsten an ihn herankämen, zur Teilhaberschaft an seiner Gewißheit mit hinaufgezogen. Man mache sich aber klar: Bei der ungeheuren Bedeutung für allen Glauben müßten solche absolut über alle Verschiedenheit menschlicher Meinungen erhaben feststehende religiöse Erlebungen längst Allgemeinbesitz alles Wissens sein. So etwas gibt es aber nicht in dieser Art. Die folgende Untersuchung wird immer, frei, das heißt nach keinen der beiden Seiten vorurteilsvoll, angelegt, zu diesem Ergebnis gelangen. Sie wird aber nicht so weit gehen können, daß sie denen, die ihren

Digitized by Google

religiösen Erlebungen für sich, sogar in dem Sinne, daß in ihnen Uebergreifungen in das außerichliche Göttliche enthalten seien, Glauben schenken, auch ihren Glauben vernichtet. Das hätte sogar etwas Odioses an sich, und den persönlichen Glauben läßt man gern als eine persönliche Angelegenheit ersten Ranges, in die nicht hineinzureden ist, gelten. Nur das wird allerdings das Ergebnis der Untersuchung stets an sich tragen, daß die anders gearteten Naturen, die für die Frage, ob etwas nicht allgemein Erfahrenes sei oder nicht sei, in dem unparteiischen Verstande die zuständige Instanz sehen, zum Ausdruck bringen müssen, daß sie durch die fremden Erfahrungen nicht sich, überwunden, für sachfällig erklären. Die Untersuchung wird also, ohne darauf ausgegangen zu sein, zugunsten der religiösen Freiheit verschiedenartig angelegter Naturen ausfallen. Auch abfällig, oder gar höhnend, wird sie sich nicht gegen ein Uebermaß des Zutrauens auf ein rein Subjektives auslassen. Sie versteht die individual-psychologische Möglichkeit dieses Grades des Zutrauens, nur die objektive Kraft, auch über sich hinaus auf andere durch unbestreitbare allgemeingültige Gründe sich übertragen zu können, wird sie ihm absprechen. Wenn sie manche mißtrauischer gegen sich selbst machen sollte, so ist dies bei einer Untersuchung, die nur auf die sachliche Wahrheit ausgeht, nicht zu vermeiden und eben um ihrer Wahrheitsliebe willen kein Unglück. Jedenfalls ist ja auch oftmals der rein subjektive Glaube in seinem Hinausgehen zur Behauptung, sich einer außerichlichen Sachlichkeit bemächtigt zu haben, zu unkritisch.

Die religiösen Erlebungen sind gänzlich verschieden, je nachdem ein bestimmter Glaube schon anderweitig gehegt wird, oder ein Glaube, der sonst nicht da ist oder keine Zuversicht in sich finden kann, eben durch sie erst Inhalt und Vertrauen zu seinem Inhalt finden soll.

Wir wenden uns zuerst den religiösen Erlebungen der ersten Art zu. Der Glaube kann anderweitig gegeben sein durch das Ueberzeugtsein von der Beweiskraft der Gründe, welche die Lehre der Kirche oder der theologischen Wissenschaft dazu in Bereitschaft hält, oder durch Geist und Erziehung des Elternhauses, oder durch individuelle auf ihn gestimmte Anlage, oder auch — das schon als Wechselbalg von ihm — durch die Meinung, daß er zur Wohlanständigkeit gehört, — gegeben ist er tatsächlich auch in unserer Zeit noch in einem nicht geringen Teil der modernen Welt. Es ist vollkommen begreiflich, daß dieser Glaube religiöse Erlebungen subjek-

Digitized by Google

tiver Art haben muß. Das Beten und Gottvertrauen sind die nächstliegenden Sphären, in denen diese Erlebungen vorkommen müssen. Wer betet, setzt voraus, daß Gott ihn höre, ihn verstehe, also z. B. gleichsam in menschlicher Weise sämtliche Sprachen, in denen gebetet wird, beherrschen müsse, die tiefer Denkenden auch, daß Gott über ihr Wortgestammel hinaus in das Innerste ihrer Seele, das Eigentlichste ihres Sinnes und Denkens hineinblicke, daß er sie erhören könne und vielleicht durch ihr Beten bestimmt werde, anders zu handeln, als er ohne ihr Beten handeln würde. Wer betet, glaubt auch, so etwas wie Antworten Gottes zu vernehmen, in einem Verkehr mit Gott zu stehen, der wirklich zweiseitig tätig sei; ferner daß Gott gleichzeitig immer von Hunderttausenden das entgegennehmen müßte ohne es zu verwirren und ohne jemals dieser Lage müde zu werden.

Jede einzelne dieser Voraussetzungen erweckt die größten Schwierigkeiten für das Denken des absoluten Wesens durch die Vernunft und für den Vergleich des angenommenen Begriffes mit der Erfahrung, wie ich das im einzelnen auszuführen weiter verfolgen will bereit sein würde, hier aber nicht den Raum dafür finde. Die Schwierigkeiten wachsen, wenn man als den Empfänger des Gebetes statt Gottes, Jesum Christum sich denkt, wozu manche Gläubigsten unter den Gläubigen eine besondere Neigung haben; denn das hieße, daß eine allgegenwärtige und allmächtige Wesenheit doch in gewisser Beziehung identisch wäre mit einem Menschen, der einmal nach Zeit und Ort ganz bestimmt als wahrhaftiger Mensch auf Erden gelebt habe. Man merke wohl, was man noch immer oft übersieht: daß es ja wahrhaftig kein Unglück wäre, vielmehr ein wunderbares Lebensgut, wenn wir einen solchen Freund und stets auf unser bestes Wohl bedachten Helfer von unendlicher Macht und Vollkommenheit besäßen. Von dieser Seite her, von der seines Inhaltes, ist der Glaube nimmermehr anzugreifen, wohl aber von der seiner Richtigkeit, daß es tatsächlich so ist; und ohne daß es so ist, bricht das alles ja doch zusammen, denn das Beten als bloße Stimmung in uns und Bedürfnis für uns, ohne entsprechende Wirklichkeit an der anderen Seite des Drahtes, könnte ja doch nicht ernsthaft gemeint sein. Nun halten alle, die gläubig beten, dafür, daß Gott sie höre. Das kann man noch keine religiöse Erlebung nennen, wenn nicht der Glaube hinzukommt, daß er antwortet oder irgendwie den Betenden kundgibt, daß sie mit der allerhöchsten Instanz, mit deren Wissen und Gegen-

Digitized by Google

wirkung, in Verbindung gestanden haben. So kann aus dem Gebet namentlich Hoffnung, Hebung, Tröstung hervorgehen. Ist es da nun notwendig, eine Erlebung anzunehmen, die wirklich zwei als tätige Personen umschließt, den Menschen und Gott? Die Menschen strengen ihre Imagination an, nur nicht mit dem Bewußtsein, daß es Imagination ist, vielmehr in dem Verhalten, als ob sie etwas von einem Darreichenden entgegennähmen. Daß wirklich noch ein ganz Anderes und Neues außer ihnen selbst im Spiele ist, das machen die oben angedeuteten Schwierigkeiten sehr unwahrscheinlich, nur die Gläubigen behaupten es mit Zuversicht.*)

Das Gottvertrauen der Gläubigen muß ja auch nun Erlebungen haben. Es ist gemeint — nicht als ein Mittel zur Stärkung in seinem Innern, denn als eine Veranstaltung, die man bloß selbst in sich herbeizuführen sucht, könnte es ja nichts nützen; sondern es ist in den Gläubigen so gemeint, daß es dem entspreche, daß Gott wirklich sei und ein solcher sei, dem der Mensch ein Vertrauen auf die Lenkung seiner Schicksale entgegenbringen dürfe und müsse. In diesem Vertrauen ist nun begreiflicherweise große Stärke und Seelenruhe zu erleben. Daher soll er von der Seite seiner Wirkung und Güte ja nicht angegriffen werden! Es gibt nur im Menschen auch einen Drang zu unbedingter Wahrhaftigkeit, und diese muß auch ihren Weg gehen; sollten darüber Güter, die auf Einbildung beruhen, verloren gehen, so muß man eben suchen, auf Grund der Lage der Dinge, wie sie ist, einen Ersatz dafür zu schaffen. Das Gottvertrauen der Gläubigen glaubt sich nun auf Tatsachen berufen zu können, in denen es berechtigt gewesen ist.

*) Ein Aufsatz von Dr. Rudolf Focke über Das Gebet in dem 71. Bande (1893 dieser Zeitschrift, S. 389—396), wollte Eine Art des Gebetes als wirklich imstande, über Natur und Schicksal eine gewisse Macht zu gewinnen, ausscheiden, nämlich das Gebet zu Gott um die Einsicht und die Kraft, ganz in seinem Willen zu wirken. Ein solches Gebet verleihe die Fähigkeit, über seine menschliche Schwäche hinauszuwachsen und mit ganz anderem Erfolg in den Verlauf der Dinge einzugreifen, ihn also geradezu umzubiegen. Das ist ganz richtig. Und der gute Vorsatz kann in die Form des Gebetes nur dann übergehen, wenn diesem der Glaube zu Gebote steht, „das Ohr des Allerhöchsten" wirklich finden zu können. Dann ist aber die Wirkung des Gebetes auch aus reiner Religions-Psychologie erklärlich. Diese aber läßt nie sichere Schlüsse auf das Wesen der göttlichen Seite des religiösen Verhältnisses zu, so wissenschaftlich und allseitig sie auch die menschliche Seite dieses Verhältnisses gerade in unserer Zeit mit Vorliebe zu beleuchten und zu ergründen bemüht ist. Uebrigens sind die Gebete um Einigung des Willens des Betenden mit dem Willen Gottes im Vergleich zu der Masse der einfach-natürlichen Menschengebete um Verleihung dessen, was dem armen Menschenkinde sein Wohl und Glück scheint, gewiß in sehr großer Minderheit der Zahl.

Digitized by Google

Aus dem Drange der unbedingten Wahrhaftigkeit aber muß man dagegen einwenden: daß diese Tatsachen aber dadurch herbeigeführt seien, daß Gott ausdrücklich an das Interesse der Gläubigen gedacht und sie in diesem Gedanken anders herbeigeführt habe, als sie sonst gekommen sein würden, das läßt sich durch nichts beweisen. Daß der unkritisch natürliche Mensch sich für sich selbst die Hauptsache bei allem Geschehen ist, das ist wohl aus dem Weltgrundgesetze der Individuation verständlich, aber daß er es so sehr, wie sich das im „Gottvertrauen" ausprägt, für die oberste Leitung aller Dinge sein könnte, das ist ein ganz naiver Wahn. Der Lauf der Dinge ist so geleitet, wie es von Moment zu Moment die ursachliche Kraft des schon Seienden für das Werdende mit sich bringt, ein Vertrauen des einzelnen zu der Leitung, daß es gerade so gehen möge, wie es ihm erwünscht ist, liegt darin nicht begründet. Eine Welteinrichtung ist nicht denkbar, die zugleich für jeden einzelnen zugeschnitten sein sollte; und daß es die unsrige nicht ist, erlebt jeder oft genug. Wenn der Durchschnitt des für ihn überhaupt in Betracht kommenden Geschehens zugunsten des einzelnen übertroffen wird, so redet man in ganz natürlich richtigem Gefühl von dem Glück, das er hat, wenn zu seinen Ungunsten, von dem Unglück. Beides muß nach vernünftigen Wahrscheinlichkeitsgrundsätzen eine seltene Ausnahme sein und ist es auch nach der Erfahrung. Was man selbst aber zu seinem Schicksal tun kann, das pflegt sich mit viel größerer Sicherheit zu lohnen oder zu rächen, je nachdem. Wenn es ganz ernsthaft zum Klappen kommt, dann wird — beste Leute, es ist ja doch einmal leider so! — das Gottvertrauen nicht gerechtfertigt: eine Krankheit, die einmal tödlich ist, verläuft immer tödlich, und einen Ertrinkenden hat noch niemals eine unsichtbare Hand herausgezogen.

Bei festem Glauben sind Gebet und Gottvertrauen ganz naturgemäß religiöse Erlebungen. Daß sie aber auch den Beweis der Beteiligung des Anderen, welches hier das Höchste sein würde, in sich trügen, das ist also wieder nur ein Glaube, die Erwägung und die Tatsachen machen es sehr zweifelhaft.

Noch ungünstiger liegt die Sache bei dem beliebten vielen Gerede von „religiösen Erlebungen" seitens derer, die sie am meisten im Munde führen und am meisten aus ihnen machen wollen. Die nämlich den bestimmten Glauben der Gläubigen nicht haben, namentlich zu sehr vornehm tun, als daß sie sich davor nicht genierten, die berufen sich dann auf religiöse Erlebungen, wenn sie doch in irgend-

Digitized by Google

einer ihnen vornehmen dünkenden Weise vom alten Glauben etwas angeblich erst Wahreres und Höheres retten wollen. Wohl gemerkt: Sie haben noch nichts — denn die subjektiven Erlebungen auf bestehendem festen Glauben haben wir ja vorher abgehandelt — oder nichts mehr, die Erlebungen sollen erst alles für sie begründen. Sie müssen also erst alles ins Blaue hinein probieren. Da wollen sie denn also Gott treffen, den sie nicht mitbringen, der ihnen seinerseits erst entgegentrete. Welches Unterscheidungsmerkmal können sie angeben, daß das nicht alles Vorgänge und Bemühungen in ihrem eigenen Innern sind? Damit sollen sie einmal klar und bestimmt herauskommen, so daß sie auch andere, die guten Willen haben, ihnen etwa ihren Fund zuzugeben, überzeugen könnten. Denn von einem Bewußtwerden dessen, daß wir durch das Absolute und in dem Absoluten leben, weben und sind, ist hier ja nicht die Rede. Der Rhythmus unseres Herzens und das meist unbewußt immer vollführte Atmen erhält uns ja am Leben, und das machen wir nicht, beachten sogar nicht, wie es sich in uns macht: es ist die Leistung der bestehenden Welteinrichtung, die wir zuallerletzt auf ein seiendes Absolutes zurückzuführen gar nicht umhin können. Hier aber soll ein persönlicher Geist, wie in die Ebene menschlichen Fühlens herabgezogen, gleichzeitig allerorten das menschliche Suchen nach ihm verstehen und ihm überall, wo er es für ernstlich und würdig hält, die Hand reichen. Für wirklich gemacht und erwiesen kann man diese angeblich über das eigene Ich hinausgehende Entdeckung nicht halten, außer wo man den Willen hat, es zu tun.

Noch sehr erschwert wird ihre Glaubwürdigkeit, wo sie, wie manchmal, nicht sowohl auf Gott wie auf Jesum Christum geht. Die sich — unserer zweiten Gruppe angehörig — immer auf ihre religiösen Erlebungen berufen, können den Gottmenschen der Kirche gar nicht hinzubringen. Es sind solche, die sich, weil sie doch gern etwas Besonderes sind, oder wegen fester kritischer Bedenken auch dauernd von dem kirchlichen Lehrbegriff fernhalten wollen. Sie suchen also in religiösem Erleben ein Verhältnis mit dem Menschen Jesus zu gewinnen. Dies kann ja nun auf alle Fälle nur einseitig, nur intern in ihrem Ich sein, weil auch der größte gestorbene Mensch seinerseits nicht mehr das Bild lebender Menschen in sich aufnehmen und auf es reagieren kann. Oder glaubt man das etwa doch? Dann muß man auf jede Gemeinsamkeit mit den Verständigen verzichten, die sich an die Erfahrung halten, und kann

Digitized by Google

nur in sehr beschränktem Umfange der lockenden Hoffnung leben, viele zu seinem eigenen Glauben herüberzuziehen. Denn eine Einwirkung eines anderen Menschen durch seine lebendige Person findet hier ja gar nicht statt. Was man hier „erlebt", das ist ja ein ganz sekundäres Erleben, durch hinterlassene Werke und Worte, oder durch den Bericht von Taten eines außer persönlicher Berührung mit uns stehenden Menschen, und das auszeichnende Merkmal der gepriesenen Erlebung, daß sie einen Schluß auf ein außerhalb aller normalen Erfahrung außer uns Seiendes gewähre oder es geradezu ergreifen lasse, fällt fort.

Jesu in den Evangelien überlieferte Worte sollen dann durch die Wirkung, die sie hervorrufen, das religiöse Erlebnis darstellen. Alle doch wohl nicht, weil unter ihnen viele sind, die so sehr in Vorstellungen seiner Zeit, die wir schlechterdings nicht mehr teilen können, verflochten sind, daß sie keine andere Wirkung als geschichtlicher Erkenntnis eines in der Geistesgeschichte einmal Gewesenen ausüben können. Sind es aber nur manche dieser Worte, — wer trifft dann die Auswahl unter ihnen? Doch wohl man selbst. Man besitzt also schon das Unterscheidungsmerkmal in sich, stellt sich also kritisch über das, was man als ein neues Höheres und höher Tragendes erlebt zu haben verkündet. Sich klarer werden mag man ja wohl über dieses Höhere auf diesem Wege, aber eine rein innere Erlebung bleibt das alles ja doch nur.

Ganz besonders machen sich jetzt gewisse Stimmen laut, die auf die Bergpredigt hin so sehr viel „erlebt" haben wollen. Einige der wundervollsten Worte, die je gesagt sind, enthält diese ja wohl, z. B. Matth. 6, 3. 21. 24; 7, 12. 15 f., aber gleichwertige sind auch in der profanen Literatur nicht unerhört, und neben ihnen steht vieles, was nur aus seiner Zeit erwachsen ist, z. B. 5, 12. 18. 29 f. 34 f., auch manches, was starken Widerspruch ohne Hoffnung, ihn besiegen zu können, herausfordert, z. B. 5, 5. 22. 39 f.; 6, 31; 7, 2. 7. Endlich ist für das, was immer Christentum gewesen ist, die Bergpredigt keineswegs die Grundlage, sondern nur ein, und zum teil nicht einmal ein wesentliches Stück innerhalb des Christentums. Daß ein neues auf sie gegründet werden könnte, ist ein schwerlich gelingendes Experiment, auch ein verspätetes, da wir schlechterdings nicht mehr in solcher Abhängigkeit von alter Autorität stehen. Für diese behaupteten Erlebungen ist gewiß auch der Wille, sie zu machen, und die Voreingenommenheit, wie alles gedeutet und ausgepreßt werden soll, verantwortlich. Andere haben in anderen

Digitized by Google

Worten an sie herangekommenen auch weltlichen Schrifttums auch ähnlich großen rein inneren Umschwung erlebt.

Ganz besonders beruft man sich ferner auf die Erlebungen in der Anschmiegung an das Vorbild Jesu in der Einigung seines Willens mit dem himmlischen Vater. Nun, damit kommen wir so nahe dem Zentrum spezifisch religiöser Gefühlsweise, daß es schwer ankommt, diesen Bereich nicht einfach der Freiheit anheimzugeben. Aber wenn Jesus sich so Eins mit dem liebenden Vater im Himmel glaubt und manche glauben, es ihm gerade darin nachzutun versuchen zu müssen, so ist doch damit kein Beweis gegeben, daß ein liebender Vater zu sein wirklich eine wahre und die hauptsächliche Wesensbestimmung des Absoluten ist. Weil's einem so gefällt (und hoffentlich nicht nur zu schönem Reden), so macht es mancher auch sofort zu etwas Wirklichem. Es ist ja nicht zu leugnen, daß manches im Leben sich anläßt nach diesem Glauben, und daß er schön und beglückend ist; aber die Erfahrung enthält doch auch die furchtbarsten Gegeninstanzen gegen ihn. Und die Vernunfterwägungen, wie das Absolute wohl gedacht werden müsse, stimmen diesen Gegeninstanzen zu. Daß man über beides so leicht hingeht, kann verstimmen, und daß die angeblichen Erlebungen ein außerlich Wirkliches einschließen sollen, das macht angesichts solcher Gegengründe ihre Wahrheit sogar ihr Wahrhaftigkeit sehr verdächtig.

Wann und wo will man sie denn auch gemacht haben? Am Tage oder bei Nacht? Der Tag wird von der Arbeit erfüllt, und diese bezieht sich immer auf die Realitäten des Lebens, dazwischen steht einer Transzendenz die Seele nicht offen. Er hat auch seine Ausspannungen, aber diese pflegen sich in der Beziehung von Mensch zu Menschen zu bewegen, mitten zwischen denen eine tiefe Sammlung doch nicht Platz greifen kann. Des Nachts im Schlafe will man doch nicht in altorientalischer Naivität seine realen Beziehungen zu dem liebenden himmlischen Vater erleben? Bleibt wirklich nur übrig etwa die Sammlung vor dem Einschlafen oder nach dem Aufwachen, und etwa der einsame Spaziergang. Es ist aber doch klar, daß, wenn etwa unter vielen anderen Möglichkeiten in diesen der Sammlung günstigsten Strecken der 24 Stunden die Gedanken wirklich eine religiöse Richtung nehmen, das, was da vor sich geht, den Charakter einer Anspannung der seelischen Elemente auf einen Gegenstand, der in der Erfahrung nicht vorkommt, an sich trägt, und daß das mit Sicherheit von dem eigenen Innenleben Unterscheidbare mit Ueberzeugungskraft für die Unbeteiligten,

Digitized by Google

die dann immer aus diesem Erleben heraus belehrt und bekehrt werden sollen, nicht festzustellen ist.

Als Anlaß zu religiösen Erlebungen würde man, wenn man sich darüber überhaupt bestimmter ausließe, wohl besonders anführen große Naturereignisse, erhabene Natureindrücke, ergreifende Begebenheiten des Lebens oder der Geschichte und sogenannte „Führungen".

Ein mächtiges Gewitter, ein Orkan, Wassersnot oder gar Erdbeben und Zyklone führen in Wahrheit nicht aus der „geschlossenen Natureinheit" hinaus und stellen sich oft gegen die menschlichen Interessen so entsetzlich feindlich, daß, was dennoch Weisheit und Güte dahinter suchen will, offenbar künstlich konstruierte Menschengedanken sind, die Recht behalten wollen.

Die Bilder, die das Hochgebirge mit seinen schwindelnden Höhen, abstürzenden Tiefen, seinen tiefwinterlichen Landschaften im Sommer und seinen weiten Ausblicken über die Erde, die das „unendliche" wogende und farbenschillernde Meer, die der nächtliche Sternenhimmel vor Augen führen — sie alle durchschauern das Menschengemüt mit dem Gefühl des ganz Großen und Erhabenen, das den Menschen gleichsam in seiner Kleinheit zusammendrückt. Es ist wahr, „das Andere", durch das auch er selbst da ist, tritt ihm darin als das Ursprüngliche, das Schöpferische und unendlich Ueberlegene entgegen. Er muß sich ihm gegenüber zu halten suchen, wozu wohl die beste Möglichkeit ist, die durch den Gedanken, den Jean Paul mit den Worten ausgedrückt hat: „Vor den Sternen gibt es nichts Großes auf der Erde und nichts Kleines in der Brust." Aber daß an dem allen gerade auch er, der einzelne Mensch, liebend mitgedacht ist, worauf es doch der religiösen Erlebung vor allem ankommen würde, das ist gerade die Stelle in seinem Gefühl, die dann leer gelassen wird Mittelbar kann er sie sich vielleicht ausfüllen, am ersten durch den Gedanken, was denn das alles in seiner Bewußtlosigkeit eines bloßen Naturseienden eigentlich sein würde, wenn er es nicht durch seine Vorstellung, die höchste Gabe der schöpferischen Macht, in der Lebendigkeit seines Geistes emporheben würde — aber ein Erleben ist das nicht, sondern ein in seine eigene Tätigkeit zurückgeworfenes Denken.

Die ergreifenden Begebenheiten des Lebens oder der Geschichte sind ganz gewiß samt und sonders, nach ihrem Eintritt überhaupt wie nach allen ihren näheren Einzelheiten, an dem Leitfaden der Kausalität herbeigeführt. Ob nun darüber hinaus auch noch dadurch, daß sie geistigerweise ausdrücklich vor ihrer Verwirklichung

Digitized by Google

vorgestellt wurden von der alleroberſten Inſtanz, die ſie dann hätte herbeiführen wollen, das iſt eine große und ſchwere Frage. In Vorbereitung geweſen ſein müſſen die Ereigniſſe ſo wie ſo im kauſalen Verlauf der Dinge, von deſſen jeweiligem Ende Schritt für Schritt zu ihren weiteren Vorbedingungen, bis endlich zu ihrem Eintreten ſelbſt, und wenn man darüber nachdenkt, genau genommen von der Anfangskonſtellation aller Dinge her. Es kommt alles wie es kommen muß. Dieſer Satz iſt, wenn man ihn ſo auffaßt, daß von Zeitdifferential zu Zeitdifferential die ſtille Notwendigkeit der verurſachenden Kräfte immerfort die kleinſten Veränderungen bewirkt, der wiſſenſchaftlich nicht zu umgehende Determinismus. Wenn man ihn ſo denkt, daß es kommen muß wie es kommt, weil die göttliche Intelligenz es um gerade dieſes Inhaltes willen ſo vorbedacht hat, ſo iſt es der türkiſche Fatalismus. Wenn man ihn endlich ſo denkt, daß die Ereigniſſe zum teil nach natürlicher Kauſalität verlaufen, die wichtigſten aber durch Eingreifen Gottes unter Veränderung des reinen Kauſalitätsergebniſſes, ſo iſt das der wundergläubige Supranaturalismus. Eine Kombination dieſes mit dem Determinismus beſteht darin, daß Gott die Anfangskonſtellation der Dinge ſo geſetzt habe, daß durch den rein kauſalen Ablauf gerade bis in alles Einzelnſte dieſer Inhalt des Weltgeſchehens ſich ergeben ſollte; Gott müßte ſich dann ſozuſagen den Weltenkalkül unendlich erſchwert haben; daß er das gekonnt habe, iſt ein Machtſpruch aus dem menſchlichen Begriffe heraus, ob aber dieſe Idee ein reales Idealtum hat, iſt damit nicht entſchieden. Man ſieht: Man kommt an dieſem Punkte in eine verwickelte Denkarbeit. Die religiöſe Erlebung will ſie einfach durchhauen durch behauptetes unmittelbares Erfahrenhaben; dieſes Verdikt kann ſie anders gearteten Naturen nicht aufdrängen, am wenigſten, ſo ſcheint es, den in ihrem Erkenntnisbemühen fanatiſch redlichen. Zur Probe kann man ſich einmal einzelne Fälle durchdenken, welche ganz beſonders als große Gottesgerichte gelten, z. B. den Untergang der großen Armee 1812 oder jetzt den Zuſammenbruch der türkiſchen Herrſchaft: von welchem Punkte ab, oder um welcher Punkte willen die reine Kauſalität nicht ausreichen ſoll, das was gekommen iſt, als notwendig zu begreifen?

Ja, und nun dieſe „Führungen“! Es iſt kein Zweifel: Wenn man in ſein Leben zurückblickt, ſo findet man, daß oft die bedeutungsvollſten in ſich zuſammengehörenden Teile der Lebensſchickſale von einem ganz beſtimmten Erlebniſſe ausgehen und ganz beſtimmte

Digitized by Google

im Lauf der Zeit eingreifende Erlebnisse wieder sich damit zu bedeutungsvollen Folgen zusammenfügen. Jedes einzelne dieser Momente müßte im Ablauf der an ihm beteiligten Kausalitätskette so wie so an die Reihe gekommen sein. Z. B. Ich und mein bis dahin mir unbekannter späterer bester Freund treffen zum erstenmal zusammen, was für eine Lebensfreundschaft entscheidend wird. Daß er zu gerade der Zeit gerade an dem Orte war, das war einfach im Ablauf einer Kausalreihe seiner Lebensereignisse notwendig, für mich mutatis mutandis das gleiche. Soll nun hinter dieser kausalen Erklärung doch noch eine „Führung" dahinter stehen? Bedeutsam werdende und gleichgültig bleibende Beziehungen zu Menschen müssen in jedem Lebenslaufe eintreten; wären diese nicht eingetreten, so z. B. bei anderem Aufenthaltsorte, dann wohl andere, vielleicht nicht ganz so gute, vielleicht auch noch bessere. Soll man für das alles eine ewige Liebe auch noch bemühen? Unter „Führungen" aber denken die sich auf sie berufen ganz besonders an solche zu einer gefährdet gewesenen Religiosität zurück, eben mittels religiöser Anwendung des Begriffs der „Führungen" auf Lebensereignisse. Wer in den seinigen kein Bedürfnis empfunden hat, auf diese ihre Deutung zurückzugehen, der könnte von jenen höchstens einer gewissen Gleichgültigkeit oder Blindheit angeklagt werden, wo sie andererseits leichtgläubig an ihre Einbildungen gewesen sein können. Je mehr sie in Religiosität hineinwachsen, desto mehr werden sie „ewigen" Schaden als Entgelt für — die Eigenart seines kritischen Geistes für ihn in Aussicht nehmen. Wäre in diesem ewigen Schaden Sinn und Verstand, zumal man ja dem, was man nachträglich in „jenem Leben" erkennen würde, sich anpassen muß?

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

A. Riehl: Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. 4. Auflage. Leipzig und Berlin, 1913. Verlag: B. G. Teubner. Preis: geh. 3 M., geb. 3,60 M. 252 S.

Riehls im Jahre 1900 in Hamburg gehaltenen Vorträge liegen jetzt bereits in 4. Auflage gedruckt vor, ein Erfolg, der einer auf philosophischem Gebiet nicht gewöhnlichen Darstellungsgabe des Verfassers verdankt wird, die ihrerseits wieder auf Klarheit, Leichtigkeit der Sprache und Besonnenheit des Urteils beruht.

Nur zuweilen tritt der Verfasser mit seinen eigenen Anschauungen hervor: er lehnt z. B. die Atomistik entschieden ab, indem er die Atome nur als Hilfsbegriffe physikalischer Erkenntnis betrachtet und darum treffend mit Rechenpfennigen vergleicht; ferner tritt er für den philosophischen Monismus ein, der freilich nicht zu der Weltanschauung auszuwachsen braucht, für welche Häckel und Ostwald diesen Namen gepachtet haben, sondern für einen mit sehr verschiedenen Standpunkten verträglichen Monismus des Sinnes, daß ihm die Einheit des Wirklichen feststeht, welches nur, weil von dem Ich zugleich mit dem äußeren und dem inneren Sinn aufgefaßt, sich dualistisch in Natur und Geist zu spalten scheint.

Im allgemeinen beschränkt sich Riehl aber auf seine eigentliche Aufgabe, den Werdegang der Philosophie vorzuführen, bei welchem vor allem Hume, Kant, die großen Physiker des 19. Jahrhunderts, Schopenhauer und zuletzt Nietzsche berücksichtigt werden, dessen Darstellung und Kritik vielleicht die glänzendste Leistung des Verfassers ist.

Aber auch im übrigen darf sein Zweck als erreicht gelten, der Philosophie durch seine Vorträge unter den wissenschaftlich Gebildeten neue Freunde zu gewinnen und zum Verständnis der philosophischen Bestrebungen der Gegenwart beizutragen, von denen er vielleicht allzu enthusiastisch meint, daß sie ein Zeitalter herbeigeführt haben, wie es in der Wissenschaft nie ein philosophischeres gegeben hat (S. 241).

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Digitized by Google

Theologie.

Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von F. M. Schiele (†), V. Reihe, Heft 10/11: Monismus von C. Fuchs. Tübingen, 1913. Verlag: J. C. B. Mohr. Preis: geh. 1 M., geb. 1,30 M. 80 S.

Kurz und klar werden in diesem Heft die Grundgedanken des Monismus dargelegt und der Beurteilung unterzogen. Da der eigentlich nur in der Kampfesstellung gegen Kirche und Christentum einige Monismus trotz der auf dem letzten Hamburger Monistentag abgegebenen Erklärung keine einheitliche Weltanschauung ist, so galt es, sich mit den Vertretern der drei Hauptgruppen zu beschäftigen. An Häckel wird die allzu billige Abfindung mit den Welträtseln gerügt, sowie die Verwischung der Grenzen zwischen Anorganischem und Organischem, zwischen Organischem und Beseeltem, zwischen Zellenbewußtsein und Gesamtbewußtsein; bei Oswald wird auf den wesentlichen Unterschied zwischen geistiger und physikalischer Energie hingewiesen, welcher übrigens meiner Meinung nach, da die in der Natur nachweisbare Erhaltung der Energie für das Seelenleben nicht gilt, die Gleichheit der Benennung nur als Mißbrauch erscheinen läßt; gegen A. Drews endlich, mit dem er noch am ehesten eine Verständigung für möglich hält, macht der Verfasser geltend, daß alles, was er über sein Weltprinzip, das „Unbewußte", aussagt, die Grenzen philosophischen Erkennens überschreitet. Doch mögen etwaige Verteidiger des Monismus nicht glauben, es hier lediglich mit diesen Einwürfen, welche vielmehr nur, um einen Begriff von dem Inhalt des Buches zu geben, herausgegriffen sind, zu tun zu haben; es fehlt auch sonst nicht an scharfen Waffen.

So kommt das kleine Buch unzweifelhaft dem in weiten Kreisen gefühlten Bedürfnis entgegen, sich, ohne eine umfangreiche Literatur durchzuarbeiten, in der Kürze über den Monismus zu unterrichten. Wenn es sich aber im Grunde darauf beschränkt, gegenüber dem Monismus die Realität des religiösen Erlebnisses in seiner christlichen Eigenart aufrecht zu erhalten, so enttäuscht es diejenigen, welche von ihm eine Auseinandersetzung zwischen christlicher und monistischer Weltanschauung erwartet haben.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Pädagogik.

Der Frauenweg zur Universität in Preußen.

Die ungezählten Glieder des weiblichen Geschlechts, die in der Gegenwart zur Ehelosigkeit verurteilt sind, sind doppelt gestraft. Der Zölibat ist schon an und für sich ein Uebel; wenn das Ehelichwerden schon für den Mann das Natürliche und Normale ist, so ist es das in noch viel höherem Grade für die Frau. Hierzu kommt, es wird dem heranwachsenden weiblichen Geschlecht, jedenfalls den Begabten unter ihm, die den besseren und

Digitized by Google

nicht gerade mit Glücksgütern gesegneten Ständen angehören, heute immer noch zu schwer gemacht, einen ihrer Herkunft entsprechenden und ihnen zusagenden Beruf zu ergreifen. Nicht wenigen ist die freie Berufswahl einfach versagt.

Hierunter leiden nicht bloß die Mädchen selbst, sondern noch mehr deren Eltern, deutsche Staatsbürger, die ihre Steuern zahlen, ihre bürgerlichen Aufgaben erfüllen und ihr Vaterland lieben. Heute wird für die Knaben unverhältnismäßig besser gesorgt als für die Mädchen. Die schwierige Frage lautet: Was sollen unsere Töchter werden? Wer nach den Ursachen der vielberufenen Bevölkerungsabnahme forscht, möge dem weiter nachgehen.

Den Kern der Not bildet die Vorbereitung für das Studium, nicht das Studium selbst. Dies ist seit Jahren gesetzlich freigegeben und einer befriedigenden Lösung entgegengeführt.

Freilich steht auch der Weg zur Universität den Frauen gesetzlich offen. Es gibt sogar zwei Wege nach der preußischen Neuordnung für das höhere Mädchenschulwesen vom Jahre 1908. Aber beide sind reformbedürftig, wie sich im Laufe der Jahre immer deutlicher herausgestellt hat, und wie in der Presse aller Art sowie im Landtage des öfteren ausgeführt worden ist. Die Reform von 1908 teilt mit den Einrichtungen von Menschenhand das Schicksal, daß sie zwei Seiten hat, eine Licht- und eine Schattenseite.

Die Lichtseite ist das Lyzeum, die Anstalt, die in zehn Jahresstufen den zukünftigen Hausfrauen und Erzieherinnen der kommenden Generation eine dem Kulturfortschritt der Gegenwart gerecht werdende, wissenschaftlich begründete Bildung vermittelt. Die Vorzüglichkeit dieses Fundaments ist allgemein anerkannt worden.

Die Schattenseite ist das, was nachher kommt: sowohl das sechsjährige (bezw. fünfjährige) Mädchengymnasium oder, wie man statt dessen sagt, die Studienanstalt gymnasialer Richtung, die Studienanstalt realgymnasialer Richtung und die (fünfjährige) Studienanstalt mit Oberrealschulkursen als auch das drei- bezw. vierjährige Oberlyzeum.

Etwas Sonne haben beide Wege. Das ist beim Mädchengymnasium die Berechtigung, das erwählte akademische Fachstudium einzuschlagen. Es ist beim Oberlyzeum die Wegführung, die Einrichtung, daß es in gerader Linie die Bildung des Lyzeums erweitert und vertieft. Im übrigen aber verlaufen beide Wege in dichtem Schatten.

Der Hauptnachteil des Oberlyzeums ist der, daß es seinen Zöglingen lediglich die Berechtigung erteilt, den Lehrerinnenberuf zu ergreifen. Das ist zu wenig.

Das Mädchengymnasium, wie es zurzeit ist, leidet an mehreren Mängeln.

Der erste ist finanzieller Natur. Die Sache ist zu teuer für die Kommunen, denen nahezu alle höheren weiblichen Bildungsanstalten ge-

Digitized by Google

hören.*) Sie sind genötigt, für drei Jahrgänge von Mädchen doppelte Klassen zu unterhalten. Die obersten Klassen der Lyzeen, die an sich schon leerer sind als die unteren, werden infolge der unten beschriebenen Konstruktion noch leerer. Bestehen bleiben aber müssen auch sie. Denn derer, die weitergehen, sind weit mehr, als derer, die sich abzweigen.

Die Sache ist erst recht zu teuer für die Eltern. Diese sind zum Teil gezwungen, ihre Kinder mit 14 Jahren in großstädtische Pensionen zu schicken. Denn nur Großstädte sind imstande, der gesetzlichen Forderung, zu genügen, der Forderung nämlich, daß ein Mädchengymnasium nur dort errichtet werden darf, wo ein Oberlyzeum mit sog. Frauenschule**) existiert, auch wenn die Frauenschule, wie es faktisch vorkommt, aus Mangel an Anmeldungen in Wirklichkeit gar nicht, sondern bloß auf dem Papier existiert. Doppelt unbillig erscheint der Zustand, wenn man bedenkt, daß die Steuerschraube in unseren Tagen immer schärfer angezogen wird, und daß die Bewohner der Kleinstädte durchschnittlich niedrigere Verdienste oder Bezüge haben als die der Großstädte.

Ja, wenn die Großstädte für den Zweck der Erziehung die geeignetsten wären! Aber gerade das ist der wunde Punkt. Es ist eine contradictio in adjecto: jedermann warnt heute vor dem Zuge nach der Großstadt wegen der allbekannten zahlreichen Zerstreuungen, Vergnügungen und Versuchungen, den ungesundesten und unsittlichsten Orten mit dem störenden Straßenlärm und dem selbst Erwachsenen lebensgefährlichen Straßenverkehr. Mit Recht schafft die Jugendpflege unserer Tage zwecks körperlicher und sittlicher Ertüchtigung dem heranwachsenden Geschlecht frische Luft und Bewegung im Freien. Und ausgerechnet in die Großstädte zwingt man unreife Mädchen von 14 Jahren!

Freilich müssen, auch wenn die Mädchengymnasien in den Kleinstädten errichtet werden, Pensionen bezahlt werden. Allein die Last fällt dann, wie gesagt, auf die relativ kräftigeren Schultern. Und ferner das durch das In-Pension-Schicken zerrissene Familienleben, dasjenige sittliche Gut, das für die Mädchen ganz besonders wichtig ist, wird in den kleinen Orten mit ihrem mehr ländlichen Zuschnitt dadurch wiederhergestellt, daß die Mädchen hier in das Familienleben und häusliche Leben viel leichter hinein- und zu allerlei weiblichen Verrichtungen in Haus und Garten herangezogen werden können.

Der Grund dieser vernunft- und zweckwidrigen Organisation liegt in der Konstruktion, in der Abzweigung oder Gabelung. Da der Gymnasial-

*) Der Staat unterhält in der ganzen Monarchie nur fünf Schulen, eine im äußersten Norden (Posen), eine im äußersten Westen (Trier), zwei in Berlin, und eine, die dem hier beschriebenen Ideale am nächsten kommt, in Dronßig. Der Zustand bedeutet eine recht stiefmütterliche Behandlung des weiblichen Geschlechts, wenn man hiermit die große Zahl der königlichen Schulen für die männliche Jugend vergleicht.

**) Diese setzt die Bildung des Lyzeums nach der hauswirtschaftlich-sozialen Richtung fort.

Digitized by Google

kursus sechsjährig ist, müssen die Lyzeisten das Lyzeum nach einem siebenjährigen Besuch verlassen. Eine Umschulung ist aber schon an und für sich ein Uebelstand, und hier greift das Uebel um so tiefer, weil der wichtige Entschluß unnötig zu früh gefaßt werden muß. Nach meiner vieljährigen Amtserfahrung zeigt sich eine spürbare und auffallende Veränderung in der weiblichen Psyche, eine wohltuende Wendung zur Selbständigkeit, ein deutlicheres Hervortreten der Individualität, erst im 10. Schuljahre resp. in der ersten Klasse des Lyzeums. Der Abstand zwischen zwei aufeinander folgenden Klassen pflegt nie so groß zu sein wie zwischen Klasse II und I.

Genug, der gegenwärtige Zustand befriedigt wenig die brennend gefühlten Bedürfnisse weiter Kreise. Und dabei ist es so einfach, ihn zu bessern. Es brauchten bloß die oben genannten Vorteile der beiden vorhandenen Wege: 1. dreijährige, geradlinig an das 10jährige Lyzeum anschließende Fortsetzung und 2. Berechtigung, alle für Frauen in Betracht kommenden Berufe zu wählen, miteinander vereinigt und die beiderseitigen Nachteile vermieden zu werden. Auch dann noch umfaßt der Frauenweg zur Universität dreizehn Jahre, d. h. ein Jahr mehr als die männliche Vorbildung. Allein, das bedeutet keinen Verlust, da auf diese Weise der Lehrstoff in den Entwicklungsjahren geringer bemessen und die Mädchen in der Zeit mehr geschont werden können. In diesen 10+3 Jahren läßt sich aber fraglos eine gediegene Vorbildung für den erfolgreichen Universitätsbesuch geben.

Es ist durchaus eine sekundäre Frage, wie der neue, gesündere und praktischere Weg gebaut wird. Es eröffnen sich verschiedene Ausblicke.

Latein in beschränkterem Umfange möchte ich aus mehreren Gründen nicht missen. Aber daß die in früheren Jahrzehnten übertrieben betonte formale Bildung lediglich durch gewisse Fächer, z. B. durch die alten Sprachen oder die Mathematik, erzielt werden könne, darf als ein überwundener Standpunkt bezeichnet werden. Die altsprachlichen (Gymnasien), die neusprachlichen (Realgymnasien) und die mathematisch-naturwissenschaftlichen (Oberrealschulen) Bildungselemente sind gesetzlich seit Jahren als prinzipiell gleichwertig nebeneinander gestellt worden.

Begriff und Urteil läßt sich in jedem einzelnen Lehrfache vermitteln, also z. B. in Religion und Deutsch, zwei Disziplinen, die der Minister ausdrücklich als die Zentren der weiblichen Ausbildung bezeichnet hat (vergl. die amtlichen Bestimmungen vom 18. August 1908, A. Einleitung, dritten Abschnitt, am Ende), und die für das praktische Leben von höchstem Werte sind. Es kommt nur darauf an, der Anregung von höchster Stelle ernstlich zu folgen und den Unterricht entsprechend geist- und herzbildend zu gestalten. Wie sich im Religionsunterricht Denktätigkeit und Denkfreudigkeit, Selbsttätigkeit und Selbständigkeit erreichen, mit anderen Worten, wie der Religionsunterricht sich als Bildungsfach im Gesamtorganismus der Schule fruchtbar machen läßt, das zeigen einleuchtend und anerkanntermaßen jedem, der mit Verständnis und ohne Vorurteil an die Sache herangeht, die bei

Digitized by Google

W. Engelmann in Leipzig 1905 ff. erschienenen „Aufgaben über den religiösen Unterrichtsstoff der höheren Schulen".

Der Einwand, hierzu sind nicht alle gegenwärtigen Religionslehrer befähigt, weil nicht entsprechend vorgebildet, zieht nicht. Dann ist eben ein Uebergang nötig. Auch die Neusprachler alter Ordnung traf das nämliche Schicksal, als die Reform neusprachliche Sprachfertigkeit verlangte. Der Hinweis auf den Katholizismus, der eine derartige Verinnerlichung des Religionsunterrichtes nicht mitmachen würde, verfängt ebenso wenig. Denn wenn die katholischen Studentinnen schlechter vorgebildet ankommen als die evangelischen, nun, dann behaupten diese eben den Vorsprung. Und wenn man sagt, diese müssen dann Schwierigeres leisten als jene, auch gut, dafür sind sie Protestanten!

Es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum man nicht die religiösen und die deutschen Bildungselemente als gleichwertig neben die oben erwähnten dreierlei Bildungselemente stellt und besonders betont. Geschähe das, so wäre das endlich kein Abklatsch der Knaben- auf die Mädchenschulen, sondern ein wirklich neuer Weg.

Eine andere Möglichkeit wäre ein Umbau des gegenwärtigen Oberlyzeums durch Ausstoßung vorhandener und Heranziehung anderer Lehrstoffe. Der mir zur Verfügung stehende Raum verbietet es mir, Einzelvorschläge in der Richtung zu machen.

Eine dritte Möglichkeit wäre die Oeffnung der obersten Klassen der höheren Knabenschulen in den Kleinstädten für die Mädchen. Da es sich bloß um zweifellos gut begabte Mädchen handeln kann und soll, und da allemal ein begabtes Menschenkind feminini generis mehr leisten wird, als ein unbegabtes masculini generis, so wäre Herabdrückung der Klassenleistungen resp. eine Schädigung der männlichen Gymnasiasten ausgeschlossen. Sollten sich Dummköpfe oder Faulpelze bewogen fühlen, dann abzugehen, bravo! Das wäre ein Hoffnungsstrahl, daß das gelehrte Proletariat abnimmt. Jeder Lehrer, der seinen Beruf als einen inneren Beruf ausübt, freut sich, wenn die Zahl der intelligenten Zöglinge sich mehrt. Und die Klassen, die schon jetzt in den kleinstädtischen Gymnasien als recht leer bezeichnet werden müssen, wenn z. B. in den drei obersten Klassen ca. 20 Schüler sitzen, würden durch Hinzukommen von etwa dreimal 3 Mädchen noch lange nicht voll.

Die Männerwelt im allgemeinen erklärt sich gegen die Zulassung der Frauen zum akademischen Studium. Sie lehnt die oben vorgeschlagene Erleichterung der Vorbereitung für die Universität ab und behauptet, es würden sonst die Frauen zu Hunderten die Universität beziehen, den Männern das Brot nehmen und den natürlichen Sinn für Ehe und Haus verlieren.

Die Haltung bedeutet eine unerträgliche Härte und Ungerechtigkeit. Wo ist der Mann, der behaupten will, es sei sein Verdienst, daß er als masculinum geboren worden ist! Und dem weiblichen Geschlecht, den Gliedern der anderen großen Hälfte des Menschengeschlechts, sogar der

Digitized by Google

größeren Hälfte, genauer denjenigen, die keine Aussicht zu heiraten haben, will man das Ergreifen des ihnen am meisten zusagenden Berufes versagen, aus keinem anderen Grunde als dem, daß sie feminina sind! — —

Die Haltung beruht weiter auf einer bedauerlichen Verblendung. Die Gesamtheit, die ganze Nation, hat ein vitales Interesse daran, daß jeder Volksgenosse denjenigen Beruf frei wählt, für den er die größte Neigung und Begabung mitbringt. Denn auf die Weise zieht die Volksgemeinschaft den größtmöglichen Nutzen von ihren Gliedern, und die einzelnen Glieder gewinnen so die größtmögliche Zufriedenheit.

Die Haltung beruht drittens auf einem durch Sachkenntnis nicht eben getrübten Vorurteil. Tatsache ist: mit höchster Freude steuern erwerbstätige Frauen in den Hafen der Ehe, wenn sie können. Ein Beispiel statt vieler. Ich mußte im Laufe dieses Jahres eine Lehrerin vertreten lassen und ersah zur Vertreterin eine frühere Lehrerin meiner Anstalt, die hohe natürliche Begabung und nicht gewöhnliches pädagogisches Geschick besaß. Sie hatte den Dienst wegen Verheiratung quittiert und war inzwischen Mutter geworden, die ihr Kind selbst nährte. Ich erhielt auf meine Anfrage eine bestimmte Absage. Die Glückliche antwortete, sie sehne sich ganz und gar nicht nach ihrer früheren Wirksamkeit zurück, nach dem Leben nach der Minute und unter diesem und jenem Vorgesetzten; ihre Mutterpflichten seien unvergleichlich schönere! — —

Kurz und gut, die Reform des höheren Mädchenschulwesens ist da, sie ist aber nicht fertig, sondern muß weitergehen. Unter der Losung, Abwanderung aus den Großstädten in die Kleinstädte, läßt sich ein gesunderer und vernünftigerer dreijähriger Weg zur Universität leicht finden. Die Bildungsfrage ist eine wirtschaftliche, sofern es sich um Kenntnisse und Fertigkeiten für das Erwerbsleben handelt. Sie ist aber zurzeit in noch höherem Grade eine politische, sofern es sich um Macht, Recht und Gesetz dreht; bei Regierung und Parlament steht die Entscheidung.

Dr. Paul Pachaly-Perleberg.

Prof. Dr. Huckert: Die Leistungen der höheren Lehranstalten in Preußen im Lichte der Statistik. Leipzig, 1913. Verlag: Quelle & Meyer. Preis: geh. 2,60 M., geb. 3 M. 129 S.

Besonders seit der Rede, welche Prof. Hillebrandt am 21. Mai v. J. im preußischen Herrenhaus gehalten hat, hat die Besorgnis Platz gegriffen, daß die Leistungen der Gymnasien, speziell der preußischen, zurückgegangen seien. Drei Ausgangspunkte sind es vor allem, die zu diesem ungünstigen Urteil geführt haben: 1. die Abnahme der vom Gymnasium ohne Reifezeugnis abgehenden Schüler, aus der auf eine Herabsetzung der Anforderungen geschlossen wird; 2. die (freilich nicht sehr erhebliche) Zunahm der die Reifeprüfung bestehenden Schüler im Verhältnis zu den nichtbe-

Digitized by Google

stehenden, und 3. der ungünstigere Ausfall der Oberlehrerprüfungen, von welchem seit 1906 die Abiturienten der Gymnasien (1910: 36,9 %) noch mehr als die der Realanstalten (1910: 30,9 %) betroffen werden (umgekehrt stellt sich das Verhältnis z. B. für das Großherzogtum Hessen).

Das darauf bezügliche statistische Material hat Huckert mit großer Sorgfalt gesammelt und einer scharfsinnigen Untersuchung unterzogen, welche bei der Beurteilung dieser Frage nicht mehr übergangen werden darf. Er selbst sieht die Ursache des Ausfalles der Oberlehrerprüfungen einesteils in dem durch den Aufschwung des Wirtschaftslebens bedingten Andrang zur Oberlehrerlaufbahn, der naturgemäß eine Verschärfung der Prüfungsforderungen herbeiführe (S. 63. 64), und kommt überhaupt zu dem Ergebnis, daß die ungünstig gedeuteten Erscheinungen auf andersartige, von der Leistungsfähigkeit der Gymnasien unabhängige Gründe zurückgehen, richtiger muß man wohl sagen: zurückgehen können. Denn, wie neuerdings C. Schwarz in den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik, Bd. XXXII, S. 322 ff., stark betont hat, sind in Fragen der Schule, wie überhaupt auf geistigem Gebiete, statistische Tatsachen sehr vieldeutig.

Es ist daher auch durch Huckerts Darlegungen der Zweifel schwerlich endgültig behoben worden, ob nicht an den Gymnasien eine zu weit gehende Milde einer ausreichenden Auslese der für Universitätsstudien geeigneten Elemente im Wege gestanden haben, ein Zweifel, der sich auf das aus unmittelbarer Kenntnis geschöpfte Urteil berufen kann, das 1911 die Universitätsprofessoren in München einstimmig abgegeben haben.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Vergangenheit und Gegenwart. Zeitschrift für den Geschichtsunterricht und Staatsbürgerliche Erziehung in allen Schulgattungen. Herausgeber Dr. Fritz Friedrich und Dr. Paul Rühlman. Leipzig, Teubner. II. Jahrgang, 1912. Jährlich 6 Hefte zu je mindestens 4 Bogen 6 Mark.

Diese neue Zeitschrift wird sich durch ihren gediegenen Inhalt sehr bald in den Kreisen der Geschichtslehrer namentlich unserer höheren Schulen einbürgern, um so mehr, als sie die Vorarbeit leistet zur Gründung eines Verbandes deutscher Geschichtslehrer. Sie vermittelt in ihren Aufsätzen die Kenntnis der jeweilig neuesten Forschungsergebnisse und bespricht die methodischen Fragen des Geschichtsunterrichts und der staatsbürgerlichen und kunsthistorischen Unterweisungen. Jedes Heft enthält einen ausführlichen Literaturbericht über ein größeres geschichtliches Gebiet und eine Würdigung historisch-belletristischer Schriften, auch solcher, die für die Jugendlektüre geeignet sind.

Digitized by Google

Staatsbürgerliche Erziehung durch Schulen und Hochschulen. Ein Bericht. Hannover, Helwingsche Buchhandlung. 1913. 49 S. 1 Mark.

Unter diesem Titel wird Bericht erstattet über eine gemeinsame Sitzung der „Vereinigung für staatsbürgerliche Erziehung" und des „Ausschusses für Verbreitung von Rechtskenntnissen" (einer Sonderabteilung des Vereins Recht und Wirtschaft), die am 3. November 1912 unter dem Vorsitz des Staatsministers a. D. Dr. von Hentig in der Technischen Hochschule zu Charlottenburg stattfand. Die Verbindung dieser beiden Körperschaften mutet denjenigen zunächst wunderlich an, der mit Kerschensteiner in der staatsbürgerlichen Erziehung ein neues Erziehungsideal sieht. Dieses Staunen verschwindet aber, wenn man das Ziel der „Vereinigung für staatsbürgerliche Erziehung" aus dem Munde ihrer Vorsitzenden mit folgenden Worten wiedergegeben findet: „Unsere Arbeit ist auf volkstümliches Begreifen des Staates, auf das richtige Verstehen der Beziehungen des Einzelnen zum Staat und das dem allgemeinen Wohl entsprechende Verhalten möglichst vieler seiner Angehörigen gerichtet." Also auch die Arbeit der „Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung" erstreckt sich im wesentlichen auf Verbreitung von Rechtskenntnissen und stellt sich da, wo sie positiv erziehen will, wohl in erster Linie dar als Bewahrung vor den Utopien des sozialistischen Idealstaats. Es scheint aber, daß die ganze Tagung unter dem Zwiespalt gelitten hat, in den sie das gekennzeichnete Ziel zu den heute in pädagogischen Kreisen herrschenden Ansichten über staatsbürgerliche Erziehung gesetzt hat. So ist denn auch das Referat dieses oder jenes Redners ganz und gar im Sinne Kerschensteiners gehalten, während anderen wieder es lediglich auf Aneignung der Kenntnisse von Staat und Recht ankommt. Es ist gerade aus diesem Grunde sehr zu bedauern, daß der Sitzung das Ergebnis fehlte, die einheitliche Schlußnote, die erst durch eine Debatte herbeigeführt werden kann.

Nichtsdestoweniger enthalten aber auch die Referate für den praktischen Schulmann eine solche Fülle geistreicher Anregungen, daß die Lektüre des Buches warm zu empfehlen ist. Unter den drei Berichten, die sich mit der staatsbürgerlichen Erziehung auf den höheren Schulen beschäftigen, verdienen die Ausführungen des Gymnasialdirektors Dr. Lange hervorragende Beachtung. Er tritt als warmer Anhänger Kerschensteiners der Stoffüberfütterung unserer Schüler entgegen und bezeichnet es als Hauptaufgabe der Schule, im Zöglinge ein lebendiges, immer steigendes Interesse an den staatlichen und sozialen Dingen zu erzeugen, eine Freude über die Fülle segenbringender Einrichtungen, die so herrschend wird, daß sie in der jungen Seele den Wunsch erwachsen läßt, später selbst zur Vervollkommnung derselben beitragen helfen zu können. Von einer Umwandlung des Geschichtsunterrichts in staatsbürgerlicher Unterweisung will er nichts wissen und meint, daß es bei uns ähnlich gehen würde, als in Frankreich mit dem Moralunterricht. „So wenig dort dadurch moralische Menschen erzogen

Digitized by Google

würden, so wenig würden wir bessere Staatsbürger erhalten." Vielmehr will er am alten, bewährten Geschichtsunterricht festgehalten wissen, dem er mit Münch die Vaterlandsliebe als Ziel stellt. — Großes Interesse beansprucht auch das Referat des Regierungsrates Dr. Frielinghaus-Osnabrück, das über Volks- und Mittelschule auf die hohe Bedeutung der Fortbildungsschule weist und unsere moderne Jugendpflege, „dieses Erziehen im vaterländischen Geiste, dieses Hinführen zum Erfassen der Pflichten, die wir dem Vaterlande schulden", als wahrhaft praktische staatsbürgerliche Erziehung bezeichnet. Alles in allem: nach den bedeutenden Akkorden dieser Ouverture darf man auf die Oper gespannt sein, die der „I. Kongreß für staatsbürgerliche Erziehung" bringen wird. Ich für mein Teil wünsche ihm, daß kein Geringerer als Kerschensteiner selbst dabei die erste Geige spielen möge.

A. Jarotzky: Zur Reform der Mittelschule. Gedanken und Vorschläge. Reval bei Kluge, 1913. 52 Seiten.

Der edelgesinnte Verfasser ist Professor der klinischen Medizin an der Universität Dorpat. Was er unter Benutzung eines reichen wissenschaftlichen Materials zur Ueberbürdung des russischen Mittelschülers und des deutschen Gymnasiasten sagt, ist geistreich. Trotzdessen kann die Schrift ob ihrer überspannten Endziele nur eine entschiedene Ablehnung erfahren. Die Ausführungen des Autors lassen sich etwa wie folgt zusammenfassen: Man gehe bei der Aufstellung des Programms der Mittelschule in erster Linie von hygienischen Forderungen aus und mute den Schülern keinesfalls eine längere Tagesarbeit zu als den Erwachsenen. Der Pädagoge betrachte den Zögling als einen feinen, hochkomplizierten Mechanismus, zu dem er sich so behutsam verhalten muß, wie zu einer teuren Uhr oder einem wertvollen Mikroskop. Der verhängnisvollste Irrtum der heutigen Mittelschule ist es, daß sie glaubt, ihre Schüler mit dem Wissensvorrat versehen zu müssen, der dem Kulturmenschen der Gegenwart im Durchschnitt notwendig ist. Sie hat vielmehr in erster Linie den Verstand als Werkzeug zu vervollkommnen. Indem Jarotzky allen Gedächtnisstoff verwirft, gelangt er zu der Forderung: die Mittelschule lehre die Muttersprache gut sprechen und schreiben, gebe eine gute Vorbildung in der Mathematik, vermittle die gründliche Kenntnis einer fremden Sprache, lehre beobachten und weise ihre Schüler in eine, sein ganzes Leben erhebende ästhetisch-idealistische Richtung durch genaue Bekanntschaft mit einem Lieblingsschriftsteller. Als wöchentliche Stundenzahl werden für die untere Klasse des Gymnasiums 14, für die folgenden 7 Klassen je 18 angesetzt!!

Es kann selbstverständlich keine Rede davon sein, diesen übertriebenen Forderungen in bezug auf Lehrplan und Stundenzahl Realisation zu wünschen. Wo käme z. B. der moderne Gelehrte mit nur einer Fremdsprache hin? Jarotzky wünscht als solche das Griechisch. Ja, soll der Student das ihm unentbehrliche Latein und die heut nicht minder unerläß-

Digitized by Google

lichen modernen Sprachen privatim auf der Universität nachholen? Uebrigens ist es töricht, soviel von der Ueberlastung der Gymnasiasten zu reden, solange unsere Sekundaner noch so reichlich Zeit für Tanzstunden, Bälle, Gesellschaften und diesen oder jenen einseitig betriebenen Sport aufwenden.

Aus der Jugendpflege-Literatur.

Gotthard Erich: Zum Problem der Jugendpflege in Deutschland und im Auslande. Leipzig, Dürr. 1913. 94 S. 1,50 M.

Otto Gantzer: Die Jugendpflege. Grundsätze und Ratschläge zur Gründung und Leitung von Jugendvereinen. Ebenda. 1912. 133 S. 2,40 M.

Jahrbuch 1913 für Volks- und Jugendspiele. Gemeinschaftlich herausgegeben von Dr. E. von Schenckendorff, Prof. Dr. F. A. Schmidt und Geh. Hofrat Prof. H. Raydt. 22. Jahrgang. Leipzig, Teubner. 1913. 324 S. 3 M.

Seit dem Erlaß des preußischen Unterrichtsministers vom 18. Januar 1911, der die Frage der Jugendpflege als eines der wichtigsten Probleme unserer gesamten inneren Politik für die Oeffentlichkeit klarstellte, ist eine reichhaltige Literatur über dieses Gebiet erschienen. Die beiden Bücher des Dürrschen Verlages können warm empfohlen werden. Denn sie erheben sich weit über den Durchschnitt dessen, was sonst Theoretiker und Praktiker auf dem neuen Betätigungsfelde zu sagen haben. Gotthard Erichs Schrift zerfällt in einen historischen und einen systematischen Teil. An der Hand des vorzüglichen Buches „Jugend und Wehrkraft" von Robert v. Bothmer (München, Kupferschmid. 1911. 71 S. 1,40 M.), auf das hier gleichzeitig unsere Pfadfinder und Jugendwehrler aufmerksam gemacht werden, gibt er eine Zusammenstellung der Jugendpflegebestrebungen in Frankreich, Oesterreich, Italien, Rußland, Japan, der Schweiz, Schweden, England, Holland und Dänemark. „Ein endloser Marsch, ein einziger großer Zug der Jugend geht an unserm Auge vorüber", und es kommt dem Leser zum Bewußtsein, wie alle modernen Staaten, gedrängt durch einen schwellenden Strom frisch erregten Nationalgefühls, gegenwärtig eine Stärkung der Wehrkraft durch völkische Jugendertüchtigung erstreben. Im systematischen Teil versucht Gotthard Erich sodann eine Auseinandersetzung zwischen den bei uns hauptsächlich Jugendpflege treibenden Organisationen herbeizuführen und hofft damit zur Milderung der zwischen ihnen leider vorhandenen Gegensätze beizutragen. Er stellt der Jugendpflege mehr religiös-sittlicher Richtung, wie sie seit 8 Jahrzehnten die Kirche durch ihre Jünglingsvereine treibt, die Bestrebungen der Turn-, Sport-, Spiel-, Wehrkraft- und Wandervereine gegenüber, die mehr die körperliche Erziehung berücksichtigen. Dabei steht er im wesentlichen auf der Seite der „Bünde", indem er klarmacht, daß körperliche Ausbildung ohne sittliche Erziehung undenkbar ist und von keinem einsichtigen Jugendpfleger gewünscht wird. Interessant sind auch die Anmerkungen des Verfassers über die Hemmungen der Jugendpflege und über ihre Gefahren. Er kommt zu dem nur zu wahren Satze, daß die

Digitized by Google

beste Jugendpflege im Schoße der Familie zu geschehen hat. Das Buch ist frisch und warm geschrieben, manchmal etwas gar zu pathetisch. Aber der große Gegenstand rechtfertigt eine solche Behandlung.

Gantzers Buch ist völlig der Praxis gewidmet. Der Jugendpfleger, der mitten in der Arbeit steht, erhält eine Fülle wertvoller Anregungen gerade für das schwierigste Gebiet der ganzen Frage: Proletarierkinder zu sammeln und im nationalen Sinne zu beeinflussen. Wer die Bemühungen der Sozialdemokratie um die Arbeiterjugend kennt, der weiß, daß in diesen Dingen das Schwergewicht der gesamten Jugendpflegearbeit liegt.

Auch das neue Jahrbuch des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland ist ein rechtes Jugendpflegebuch. Bringt es doch an erster Stelle die Vorträge des Heidelberger Kongresses vom vorigen Jahr, der ganz im Zeichen der Jugendpflege stand; vor allem die Ansprache des Generalfeldmarschalls von der Goltz über den „Jungdeutschlandbund", den vorzüglichen Vortrag des Professors Dr. Kaup über „Die Ertüchtigung der erwerbstätigen Jugend" und die ebenso geistreichen wie bedeutenden Ausführungen von Alice Profé: „Die Ertüchtigung unserer Frauen". Sehr lesenswert ist auch, was Dr. Ernst Schultze (Hamburg-Großborstel), dieser Kenner der Vereinigten Staaten von Nordamerika, über den Zusammenhang von Parkpolitik und Jugendpflege sagt. Prof. Burgaß (Haspe i. W.) gibt wiederum einen trefflichen Ueberblick über die Literatur der Leibesübungen im Jahr 1912. Dr. Knippel.

Geschichte.

Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln. Aus dem Jüdisch-Deutschen übersetzt, mit Erläuterungen versehen und herausgegeben von Dr. Alfred Feilchenfeld. Jüdischer Verlag. Berlin 1913.

Das banalste Buch der Weltliteratur! Glückel war eine Hamburger Jüdin und lebte am Ende des 17. Jahrhunderts. Sie schrieb im judendeutschen Jargon und nur von Handelsgeschäften, Heiratspartien und Bankrotten. Es ist deshalb eine wunderliche Verirrung, wenn Sombart Glückel mit Goethes Mutter vergleicht. Die Beiden haben schlechterdings nichts miteinander gemein, als daß sie beide gescheite Frauen waren. Während aber Frau Aja eine eigenartige Individualität repräsentierte, die so, wie sie Gott geschaffen hatte, mit allen ihren Vorzügen und Schwächen, nicht zum zweiten Male in der Welt erscheinen konnte, denn das rein Persönliche wiederholt sich nie, besaß Glückel, sozusagen, überhaupt keine geistige Besonderheit, sondern war ganz wie manche andere Handelsfrau ihres Stammes auch.

Aber eben dieser Mangel an Subjektivität macht den Wert der Glückelschen Memoiren aus. Das banalste Buch der Weltliteratur nannte ich sie. Nicht alles Gedruckte ist Literatur, am wenigsten Weltliteratur.

Digitized by Google

Die Lebenserinnerungen Glückels dürfen zur Universalliteratur gerechnet werden, weil sie uns den Blick in eine geistige Welt eröffnen, zu der dem Historiker sonst wenige Zugänge offen stehen. Das deutsche Judentum des 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts darf von der Geschichtsforschung nicht vollkommen unbeachtet bleiben. Zwar spielen die Juden in jener Zeit eine ganz untergeordnete Rolle, aber es ist unmöglich, das moderne Judentum vollkommen zu verstehen, wenn man nicht weiß, welche Zustände Moses Mendelssohn vorfand, als seine reformatorische Wirksamkeit begann. Dies lernen wir aus den autobiographischen Aufzeichnungen Glückels. In ihnen kommen schon die Rothschilds vor; einer von ihnen ist Landesrabbiner von Bamberg, wie ja auch Amschel Rothschild, der Begründer der Weltfirma, ursprünglich das Rabbinerseminar zu Fürth beziehen wollte. In den Memoiren Glückels bemerkt man auffallend oft, daß die Hof- und Münzjuden des Zeitalters, sowie die großen jüdischen Lieferanten zugleich Rabbiner sind. So stammte auch, wie seine Nekrologe zu erzählen wußten, der gewesene österreichische Minister Graf Aehrenthal von einem Lieferanten der Aera Josephs II. ab, der aus einer berühmten Prager Rabbinerfamilie hervorgegangen war.

Dem starken materialistischen Zuge in der Geschichtsauffassung, die heute das Uebergewicht hat, entspricht es, daß die Ursachen des Judenhasses hauptsächlich in Instinkten der Rasse, sowie in wirtschaftlichen Gegensätzen gesucht werden; der religiöse Unterschied wird als Grund der Entfremdung kaum ernsthaft in Betracht gezogen. Ein tieferes Studium der Geschichte der Juden in Europa dürfte zu einem wesentlich anderen Ergebnis führen. So erzählt uns Glückel, daß die Hamburger ihrer Judenschaft, die sie 1649 vertrieben hatten und die nach Altona ausgewandert war, eine Reihe von Jahren später widerstrebend die Rückkehr erlaubten. Die Juden durften nun in Hamburg wieder wohnen und Handel treiben. Streng verboten aber blieb auf Hamburger Gebiet der israelitische Gottesdienst. Um ihren Kultus auszuüben, mußten die Juden nach ihrem ehemaligen Asyl Altona gehen. So hatten in Frankreich die Katholiken den Hugenotten erklärt, Gewissensfreiheit sei noch lange keine Kultusfreiheit. Besonders eifrig achteten die Kandidaten der Theologie darauf, daß kein Jude in Hamburg irgendeinen von den Riten seiner Religion auch nur in halber Oeffentlichkeit vollzog. Jene Eiferer denunzierten die Häuser bei der Obrigkeit, in denen man von der Straße aus beobachten konnte, daß am Freitag Abend die Sabbathlampe angezündet wurde.

Glückel teilte voll und ganz den religiösen Glauben der Gemeinschaft, zu welcher sie gehörte. Die Charakteristik, die ich oben von ihr gegeben habe, schließt die Möglichkeit aus, daß jemand eine individuell gefärbte Frömmigkeit bei ihr erwarten kann. Die Religion Glückels ist die der Juden, des 17. Jahrhunderts überhaupt. Auffallend stark ausgeprägt ist in dieser Religion das Gefühl der allgemeinen menschlichen Sündhaftigkeit,

Digitized by Google

eine Empfindung, die sich bei den Juden der kommenden aufgeklärten Periode sehr bedeutend abgeschwächt hat. Man hat bei der Lektüre der Glückelschen Memoiren den Eindruck, daß die altjüdische Frömmigkeit, obwohl sie offenbar den Geist erheblich beschränkte, doch auch mancherlei Gutes und Tüchtiges in sich trug, das bei der Reform mehr oder weniger verloren gegangen ist. Glückel sagt einmal, ein Jude, der Gott gefallen wolle, müsse viel beten, ehrlich sein und seine Familie anständig ernähren. Das sind höchst respektable Grundsätze, zumal Glückel, obgleich sie nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur für ihre Kinder schreibt, von einer besonderen Moral, die von den Juden im Verkehr mit Nichtjuden zu üben wäre, schlechterdings nichts weiß. Aber andererseits muß man sagen, daß der geistig-sittliche Gehalt der Religion, wie diese sich im Zusammenhang mit der gedrückten Lage ihrer Bekenner fortentwickelt hatte, ein recht dürftiger geworden war. Ueber den Gesichtskreis der Betschule, Pfandleihe und Kinderstube schaut auch die intelligente Tochter der Judengasse, die Werner Sombart neben Goethes Mutter stellt, nicht um einen Zoll hinaus.

Das idealste Moment in der jüdischen Religion des 17. Jahrhunderts war noch immer der Messiasglauben. Um 1666 trat in der Türkei Sabbatai Zewi als Messias auf. Er beglaubigte seine göttliche Sendung durch Wundertaten, und alle jüdischen Gemeinden von Jerusalem bis hin nach Amsterdem und Hamburg wurden von tiefer Erregung ergriffen. Besonders die portugiesischen Judengemeinden der beiden genannten Handelsmetropolen ergaben sich einem schwärmerischen Glauben an den bevorstehenden Anbruch des Tages der jüdischen Weltherrschaft. Die damals 20 Jahre alte Glückel durchdrang sich gleichfalls mit der Ueberzeugung, daß der Erlöser gekommen sei. Sie vermochte noch nach Jahrzehnten eine begeisterte Schilderung der Bewegung niederzuschreiben. Daß die Erzählung stellenweise von dem Erhabenen ins Groteske fällt, läßt sie für die Mentalität des Gettos nur um so charakteristischer erscheinen:

„Unterdessen bin ich mit meiner Tochter Mate ins Kindbett gekommen; sie ist ein sehr schönes Kind gewesen. Zu jener Zeit hat man angefangen, von Sabattai Zewi zu reden. Aber wehe uns, daß wir gesündigt, und daß wir es nicht erlebt haben, wie wir es gehört, und wie wir es uns fast eingebildet hatten! Wenn ich daran denke, wie damals alte und junge Leute Buße getan haben, das ist der ganzen Welt bekannt. O Herr der Welt, wie wir gehofft hatten, daß Du mit Deinem Volk Israel Barmherzigkeit üben und uns erlösen würdest! . . . . Alle Deine lieben Knechte und Kinder in der ganzen Welt haben sich mit Buße, Gebet und Wohltun sehr abgemüht. . . . . Mein Herr und Gott, deshalb verzagt Dein Volk Israel doch nicht und hofft täglich darauf, daß Du es in Deiner Barmherzigkeit erlösen wirst. Wenn sich die Erlösung auch verzögert, so hoffe ich doch an jedem Tage, daß Du kommen wirst. Wenn es Dein heiliger Wille sein wird, so wirst Du Deines Volkes Israel schon gedenken. . . . .

Digitized by Google

Was für Freude herrschte, wenn man Briefe bekam (die von Sabbatai Zewi berichteten), ist nicht zu beschreiben. . . . . Manche haben Haus und Hof und alles Ihrige verkauft, da sie hofften, jeden Tag erlöst zu werden. Mein seliger Schwiegervater, der in Hameln wohnte, ist von dort weggezogen, hat sein Haus und seinen Hof und alle guten Hausgeräte, die darin waren, stehen lassen und seine Wohnung nach Hildesheim verlegt. Von dort hat er uns hier her nach Hamburg zwei große Fässer mit Leinenzeug geschickt; darin waren allerhand Speisen, wie Erbsen, Bohnen, Dörrfleisch, Pflaumenschnitz und ähnlicher Kram und alles, was sich gut hält. Denn der alte Mann hat gedacht, man würde ohne weiteres von Hamburg nach dem Heiligen Lande fahren. Diese Fässer haben wohl länger als ein Jahr in meinem Hause gestanden. Endlich haben sie (meine Schwiegereltern) Furcht gehabt, das Fleisch und die übrigen Sachen würden zugrunde gehen. Da schrieben sie uns, wir sollten die Fässer aufmachen und die Eßwaren herausnehmen, damit das Leinenzeug nicht zuschanden werde. So haben die Fässer wohl drei Jahre gestanden und mein Schwiegervater hat immer gemeint, er solle es zu seiner Reise brauchen. Aber dem Höchsten hat es noch nicht gefallen. Wir wissen wohl, daß der Höchste es uns zugesagt hat, und wenn wir von Grund unseres Herzens fromm und nicht so böse wären, so weiß ich gewiß, daß sich Gott unserer erbarmen würde. Wenn wir doch nur das Gebot hielten: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!“ Aber Gott soll sich erbarmen, wie wir das halten. . . . Dennoch, lieber Herrgott, was Du uns zugesagt hast, das wirst Du königlich und gnädiglich halten. Wenn es sich auch durch unsere Sünden solange verzögert, so werden wir es doch gewiß haben, wenn Deine festgesetzte Zeit da ist. Darauf wollen wir hoffen und zu Dir beten, großer Gott, daß Du uns einmal mit der vollkommenen Erlösung erfreuest.“

Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik von Heinrich von Treitschke. Auswahl von M. Cornicelius. Berlin, Georg Reimer. 1913.

Die hier neu herausgegebenen Aufsätze haben einst den Preußischen Jahrbüchern zur Zierde gereicht. Sie erscheinen jetzt in vierter Auflage und eine fünfte, wiederum eine Gesamtauflage, steht bevor. Treitschke besaß, wie man hört, den Ehrgeiz, der deutsche Macaulay sein zu wollen. Davon kann nun freilich nicht die Rede sein; weder dem Inhalt noch der Form nach sind Treitschkes Essays den Macaulayschen zu vergleichen, die der Weltliteratur angehören. Es war auch für Treitschke gar nicht möglich, mit dem Lorbeer Macaulays geschmückt zu werden. Der mit historischem Sinn gesättigte Liberalismus Macaulays, diese glückliche Mischung von Romantik und Aufklärung, war etwas ganz Ursprüngliches, ein schöpferisches Prinzip in Geschichtschreibung und Publizistik, dessen edle und anmutige

Digitized by Google

Hervorbringungen das Entzücken aller Gebildeten Englands und des Kontinents waren. Treitschke vermochte, wie gesagt, gar nicht, derartigen Ehren nachzustreben. Er war nicht universal, sondern bloß national. Etwas anderes als national hat er selber nie sein wollen; mit allen Fasern seines Herzens war er Patriot und nur das. Macaulay, obwohl ein guter Engländer, sah weiter; er hatte einen kosmopolitischen Gesichtskreis.

Darum ist es für Ausländer schwer möglich, Treitschke zu würdigen. Sie wissen vielfach nur über ihn zu sagen, daß er ihnen zu ungeschlacht sei. Und in der Tat zeigen die Treitschkeschen Schriften nicht allzu große Feinheit. Sowohl Treitschke als auch Macaulay liebten das Moralisieren. Aber Treitschke hatte ein monotones sittliches Pathos an sich, eine gewisse rüde Heftigkeit, die nicht nur für die pikante Mentalität eines Bamberger unerträglich war. Macaulays Menschenbeurteilung, obwohl von Rankescher Objektivität weit entfernt, war doch weiser und freier. Die gewinnende Form seiner literarischen Produktionen vereinigte mit normannisch-französischer Courtoisie die Humanität und Urbanität des 18. Jahrhunderts. In der Tat! Hier ist jeder Vergleich ausgeschlossen.

Als Historiker hat Treitschke nichts eigentlich Bahnbrechendes geschaffen; im Gegenteil, er war einer von den Nachzüglern unserer klassischen geschichtswissenschaftlichen Periode. Mit dieser kühlen Reflexion über die Stellung, welche Treitschkes Werke in der Geschichte des deutschen Geistes einnehmen, ist warme Bewunderung für die Vorzüge des Autors durchaus vereinbar. Die Gelehrsamkeit dieses Geschichtsschreibers und Publizisten war ebenso lebendig wie sein Stil. Wer die Geschichte der deutschen wissenschaftlichen Literatur kennt, weiß, wieviel jenes Lob besagen will.

Auch insofern, als Treitschke Historiker und Politiker in Einer Person war, steht er nicht am Anfang, sondern am Ende einer Epoche unserer nationalen Entwicklung. Vorangegangen waren ihm Rotteck, Schlosser, Leo, Dahlmann, Gervinus, Häusser, Droysen, Mommsen u. a. m. Bei allen diesen geistigen Führern der deutschen Nation kann man nicht sagen, wo der Historiker aufhört und der Politiker anfängt. Wer aber würde sich wohl vermessen, zu behaupten, daß in jener Milchstraße historisch-politischer Talente Treitschke das glanzvollste Gestirn gewesen sei. Dagegen steht Macaulay in der englischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts in stolzer Einsamkeit da. Kein anderer Brite, der historische Studien und Politik vereinigt hat, ist würdig, ihm das Wasser zu reichen. Carlyle, der oft als Macaulays Gegegenpol dargestellt wird, war überhaupt kein Historiker, sondern — ganz ohne die Absicht der Verkleinerung sei es gesagt — ein Literat und geschichtswissenschaftlicher Dilettant. Wohl wußte der Denker, welcher gegenüber der Vorliebe seiner Landsleute für schrankenlose Freiheit sich zum Heroenkultus bekannte, der Geschichte manche beachtenswerte Lehre zu entnehmen und durch sein Verständnis für einzelne große Erscheinungen der Vergangenheit zuweilen zünftige Historiker weit

Digitized by Google

zu übertreffen, aber am letzen Ende muß man doch Carlyle den angeborenen historischen Sinn fast ebenso bestimmt absprechen wie die historische Schulung. Denn wie hätte wohl ein von der Natur zum Historiker bestimmter Mann schreiben können, das 18. Jahrhundert zeichne sich in der Weltgeschichte durch klägliche Unfruchtbarkeit aus, und Friedrich der Große gehöre geistig eigentlich gar nicht dazu!!

Macaulay hat sich ebensoviel Ruhm wie durch seine Schriften durch seine Reden verschafft; er war einer der oratorisch begabtesten Liberalen im Hause der Gemeinen. Die Parlamentsreform von 1832, dieses weltgeschichtlich hochbedeutsame Ereignis, ist zu einem nicht unbeträchtlichen Teil durch Macaulays Eloquenz zustande gekommen. Es ist bekannt, daß ein grausames Schicksal den gleichfalls außerordentlich beredten Treitschke hinderte, seine Gabe im deutschen Reichstage zu entfalten. Es ist übrigens die Frage, ob ihm ohne seine Schwerhörigkeit eine führende parlamentarische Stellung wirklich zugefallen wäre. Treitschke war frei von Trivialität, und hierin überragte er Macaulay. Nun ist es aber für jeden, dessen Natur es widerstrebt, gelegentlich mit gewichtiger Miene triviale Sätze auszusprechen, sehr schwer, in deliberierenden Versammlungen eine Rolle zu spielen.

Macaulay hat, woran Treitschke niemals denken konnte, auch das Glück gehabt, seine praktische gesetzgeberische Befähigung erproben zu dürfen. Und zwar wurde er unter ganz besonders großartigen Verhältnissen zu jener Tätigkeit berufen. In Indien gab Macaulay Gesetze über Justiz und Unterricht, welche sich praktisch aufs allerbeste bewährt haben und ein dauernder Bestandteil des imposanten angloindischen Regimes geworden sind. Wie man immer von neuem erkennt, war Macaulay eine universalhistorische Erscheinung, mit der sich Treitschke in keiner Weise messen konnte, so wenig ein Vergleich statthaft ist zwischen dem reformierten englischen Unterhaus, dessen Debatten die Welt begeisterten und erschütterten, und der rein nationalen Institution des deutschen Reichstages. Macaulays „Englische Geschichte" ist in zahllose Sprachen übersetzt worden. Die Amerikaner sagten, von allen Büchern habe in ihrem Lande nur die Bibel einen weiteren Leserkreis erlangt. Erst nach einem Menschenalter fing das Werk langsam an, zu veralten. Treitschkes „Deutsche Geschichte" dagegen hat nur auf das eigene Volk tiefen Eindruck gemacht und ist im übrigen auch auf deutschem Boden rasch der Antiquierung anheimgefallen.

Das nationale Ansehen Treitschkes ist gleichwohl ein unzerstörbar fest begründetes. Es beruht auf einzelnen dem Verfasser besonders gut gelungenen Teilen der „Deutschen Geschichte" und noch weit mehr auf seinen Essays. Den Namen des ersten deutschen Publizisten und politischen Essayisten im Zeitalter Bismarcks vermag niemand Heinrich von Treitschke streitig zu machen. Seine Historisch-Politischen Aufsätze und politischen Korrespondenzen, welche einst, wie gesagt, der Stolz dieser Zeitschrift waren,

Digitized by Google

üben noch immer bedeutenden Einfluß aus auf die politische Gesinnung und die Kultur des deutschen Volkes. Auch die Auswahl aus „Zehn Jahre deutscher Kämpfe", die hier zur Besprechung vorliegt, wird den Ruhm des verewigten Verfassers in immer weitere Kreise tragen. Es ist echter Ruhm. In allen Artikeln sind die Aussprüche überraschend zahlreich, in denen Treitschke sich als ein wahrer Prophet bewährt hat. Allerdings handelt es sich in dieser Sammlung durchweg um Arbeiten, die zwischen 1866 und 1878 geschrieben sind, wohl der besten Zeit des Treitschkeschen politischen Wirkens. Auch mancherlei Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens, die heute für ganz neu gelten, treten uns schon in den Artikeln entgegen, die Treitschke damals verfaßt hat, und finden vielfach eine auch in der Gegenwart noch höchst lesenswerte Würdigung. Die beiden besten Aufsätze der Sammlung sind ohne Zweifel: „Der Sozialismus und seine Gönner" einerseits, „Die Türkei und die Großmächte" andererseits. Der erste der beiden Essays ist vorzugsweise gegen Schmoller gerichtet. zu jener Zeit auch einen Mitarbeiter unserer Zeitschrift, der in seinem Bestreben, einer Sozialreform die Wege zu ebnen, das Vernünftige und Gute an der sozialdemokratischen Bewegung mit ruhig sichtender Objektivität offen anerkannt hatte. Dazu gehörte damals (1874) ehrenvoller Mut. Die sozialen Gegensätze hatten nach dem französischen Kriege eine Schärfe, die man heute kaum noch versteht, und der Klassenhaß kam keineswegs bloß von unten, sondern es gab auch Liberale, die gegen die Katheder-sozialisten, Schmoller an ihrer Spitze, den Staatsanwalt anzurufen geneigt waren. Gegen solchen kapitalistischen Fanatismus kam Treitschkes Essay seinen Kollegen energisch zu Hilfe, aber dann stürzte der temperamentvolle Verfasser sich auf die Abhandlung „Die soziale Frage und der preußische Staat", die Schmoller kurz vorher in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlicht hatte mit seiner ganzen invektivenreichen Vehemenz.*) Treitschke verwarf die Sozialdemokratie mit völlig erbarmungsloser Unbedingtheit; besonders das internationale Element in ihr regte den heißblütigen Patrioten bis zur Wut auf. Daß die Gefolgschaft Bebels eine relative Existenzberechtigung habe, ungefähr wie andere Parteien auch, wollte Treitschke nimmermehr anerkennen; ebensowenig, daß die Sozialdemokratie sich zu der Vertreterin großer und legitimer Interessen entwickeln könne; der Unsinn und die Niedertracht können sich nicht abklären, rief er donnernd aus.

Beide Berliner Professoren haben damals für den Gang der Reichspolitik eine ganz außerordentliche Bedeutung gewonnen. Kein Zweifel daran, daß unser gebildeter höherer Bürgerstand wesentlich mit durch

*) Ein zweiter Artikel Treitschkes gegen Schmoller, 1875 in unserer Zeitschrift erschienen und in die hier besprochene Sammlung nicht aufgenommen, trägt diesen leidenschaftlichen Charakter noch weit mehr als „Der Sozialismus und seine Gönner".

Digitized by Google

Treitschke für das Sozialistengesetz, durch Schmoller für die Sozialreform gewonnen worden ist. Wie heute die Ansichten und Stimmungen in Deutschland sind, wird man urteilen, Schmoller habe gegen Treitschke Unrecht behalten. Wer aber den Gegensatz der Meinungen, der sich zwischen den beiden bisher einigen Gelehrten plötzlich ergab, so auffaßt, sieht doch nur die eine Seite der Sache. Ueber die Irrtümer und Sünden der aufkommenden Sozialdemokratie brach Treitschke mit einer zornigen Aufwallung den Stab, die damals von vielen ehrenhaften Vaterlandsfreunden geteilt wurde, von der wir aber jetzt erkennen, daß sie den deutschen Staat wahrscheinlich zu manchem unklugen, ungerechten Akt verleitet hat. Zudem stand Treitschke dem Reformprogramm der Kathedersozialisten skeptisch gegenüber, da er noch den Lehren der englischen Nationalökonomie Glauben schenkte. Daß er sich später von ihnen abwendete, wird man wohl, ohne seinem Andenken zu nahe zu treten, hauptsächlich auf die Autorität zurückführen dürfen, die Fürst Bismarck über ihn ausübte. Schmoller dagegen gehörte zu den Führern der nationalökonomischen Richtung, denen Deutschland und die Welt die Arbeiterversicherung verdanken.

Man darf jedoch nicht vergessen, daß Treitschke, obwohl mit einer tüchtigen volkswirtschaftlichen Bildung ausgerüstet, nicht Nationalökonom war, sondern Historiker. Wenn er in der Sozialpolitik hinter Schmoller an Sachkenntnis und Selbständigkeit des Denkens zurückstand, so war hinsichtlich des Verständnisses der sozialen Geschichte das Verhältnis der beiden Männer zueinander doch ein ganz anderes. Schmoller hat als Wirtschaftshistoriker der Forschung ein neues Gebiet eröffnet und steht insofern auch als Historiker über Treitschke, der der Wissenschaft kein neues Gebiet erobert hat. Aber zu einem eigentlichen Historiker ist Schmoller nie geworden, trotz der Dienste, die er der Historie geleistet hat. Von der Nationalökonomie ausgegangen, ist er auch bei seinen geschichtlichen Arbeiten im innersten Kern seines Wesens immer Volkswirt geblieben. Hieraus ergaben sich manche Mängel der geschichtlichen Auffassung, u. a. ein Quietismus und unangebrachter Optimismus, die das Bild der historischen Begebenheiten verkleinern. Die ganze Weltgeschichte will dem Leser Schmollers manchmal beinahe bloß so vorkommen wie ein immer von neuem versuchter Ausgleich heterogener materieller Interessen, deren Vertreter sich zunächst in einseitigem Eifer mäßig erhitzen, um sich dann verständigerweise solange zu vertragen, bis der Gang der Verhältnisse das Kompromiß unhaltbar macht und das Spiel von neuem beginnt. Selbstredend soll damit nicht behauptet werden, daß Schmoller dem Kampf der nichtökonomischen Leidenschaften und der Ideen in der Geschichte vollkommen verständnislos gegenüberstehe, aber der Charakter seiner Geschichtsschreibung trägt doch neben großen Vorzügen als Schattenseiten die Gefahr in sich, daß bei Nachfolgern, die seine Methode anwenden, ohne seine bedeutende Persönlichkeit zu besitzen, materialistische Flachheit und rationalistische Spießbürgerlichkeit allen höheren Sinn in der Historie ersticken.

Digitized by Google

Hierin bildet Treitschke einen heilsamen Kontrast zu Schmoller, heilsam wenigstens für diejenigen Freunde der Geschichte, denen Ranke nicht kongenial ist. Treitschkes historisches Urteil entbehrt keineswegs der Tiefe und hält sich, wie schon oben erwähnt, von Plattheit fern. Sowohl „Der Sozialismus und seine Gönner" als auch ein anderer Aufsatz Treitschkes in den „Preußischen Jahrbüchern" *) beleuchteten die Schwächen der Schmollerschen Weltanschauung hell. Es sind Hervorbringungen eines wahrhaft politischen Kopfes. Was sie für die Nation bedeuten, wird sich erst in der Zukunft offenbaren, wenn sich die Sozialdemokratie in eine Partei umgewandelt haben wird, die an unseren öffentlichen Angelegenheiten positiven Anteil nimmt und den entsprechenden Einfluß auf den Staat zum Lohn bekommt. Eine derartige Entwicklung würde sehr wünschenswert sein, aber wir dürfen uns keinen Augenblick verbergen, daß sie uns mit neuen Gefahren bedrohen würde, vielleicht mit größeren als die heutigen turbulenten Agitationen sind. Denn die Ochlokratie bleibt unter allen Umständen eine Feindin der Kultur und des Staats, auch wenn sie halb und halb auf den Boden des Gesetzes tritt. Ihr Charakterbild hat uns Treitschke im „Sozialismus und seine Gönner" unübertrefflich gezeichnet, wie es sich seinen Grundzügen nach im Lauf der Geschichte nie ändern wird und nie geändert hat, von jenen altgriechischen Zeiten an, wo der Terrorismus der demokratischen Ultras, damals σκυταλισμός geheißen, die anständigen Leute von der Teilnahme an der Politik abschreckte, so daß sie nur noch zu spotten wagten: „ἐλευθέρα ἡ Κέρκυρα. γεξ' ὅπου θέλεις".

Die einseitig nationale Denkweise Treitschkes, die Abwesenheit eines kosmopolitischen Zuges in seinem Wesen bewirkten, daß er fremde Völker nicht sonderlich gut verstand. Eigentlich nur dem Seelenleben der Italiener vermochte er gerecht zu werden, weil die italienische Einheitsbewegung ihn in seiner Jugend begeistert hatte. Er blieb auch hierin hinter Macaulay zurück. Zwar hatte der Engländer, ebenso wie Treitschke ein eminent subjektiver Geschichtsschreiber, gleichfalls seine nationalen Vorurteile; insulare Beschränktheit machte ihm unmöglich, den preußischen Staat des 18. Jahrhunderts unbefangen zu würdigen; überhaupt liebte er Deutschland nicht. Aber im allgemeinen übertraf Macaulay Treitschke doch in der Fähigkeit, andere Nationen zu verstehen. Besonders merkwürdig ist Treitschkes Unselbständigkeit in seinen Urteilen über die antiken Völkerschaften. Auf diesem Gebiet blieb er fast ganz von den Ansichten Dunckers und anderer Fachmänner abhängig. Nur gelegentlich äußerte er über alte Geschichte einmal einen vortrefflichen Gedanken, beispielsweise als er, der Aristokrat, jener sich überschlagenden Kritik entgegentrat, die der athenischen Demokratie jede politische Größe absprechen wollte. Macaulays klassische Bildung dagegen war überaus lebendig und kraftvoll.

Je weniger es Treitschke von der Natur gegeben war, sich in fremdländische Art objektiv zu versenken, desto höher ist die Freiheit des Geistes

*) Vergl. oben S. 146 Anm.

Digitized by Google

zu schätzen, mit der er in seinem Aufsatz „Die Türkei und die Großmächte" (1876) die Ansprüche der christlichen Balkanvölker auf das türkische Erbe verteidigte. Ganz Deutschland war damals, am Vorabend des russisch-türkischen Krieges, für die Erhaltung der europäischen Türkei übereifrig eingenommen. Treitschke jedoch sah schon voraus, daß die Weltgeschichte eine ganz andere Richtung eingeschlagen hatte und die Befreiung des südöstlichen Europa von der Herrschaft des Halbmondes bevorstand. Was die asiatische Türkei betrifft, so hat Treitschke in anderen Veröffentlichungen ihre Verjüngung durch die Aufnahme einiger europäischen Kulturelemente für eher möglich erklärt, ohne aber an die Fortdauer des Barbarenstaats auch jenseits des Bosporus so recht glauben zu können. Von der unkundigen Ueberschätzung des Osmanentums, die man bis zum jüngsten Gottesgericht immer wieder in Deutschland beobachten konnte, hielt sich der gescheite und gelehrte Treitschke bereits vor einem Menschenalter vollkommen fern. Die Tugenden des türkischen Volkes verkannte er deshalb nicht, denn sein Urteil über die orientalische Frage war immer bedächtig und maßvoll. Dem Griechentum prophezeite er richtig eine große politische Zukunft. Um dem Leser eine Anschauung von Treitschkes treffender Voraussicht in bezug auf den Gang der Dinge am Balkan zu geben, sei der Schluß der „Türkei und die Großmächte" hier wörtlich wiedergegeben:

„Wäre es nicht vermessen, über eine ferne Zukunft zu reden, so würde ich hier noch die Ansicht begründen, daß die Bildung unabhängiger Kleinstaaten schwerlich die endgültige Lösung der orientalischen Frage sein kann. Die Kleinstaaterei besitzt allerdings da ein gewisses Recht, wo sie nicht aus dem Zerfall einer nationalen Großmacht hervorgeht. Doch was hätte die Gesittung von einem Durcheinander zanklustiger Rajahstaaten zu hoffen? Ein friedlicher Staatenbund steht von diesen verwahrlosten Völkern gewiß nicht zu erwarten, die kunstvolle Staatsform der Föderation setzt ein hohes Maß von Einsicht und Mäßigung voraus. Was Europa am letzten Ende wünschen muß, ist ein kräftiges byzantinisches Reich — ein Gedanke, der bekanntlich den geheimen Wünschen des heutigen Rußland entschieden widerspricht. In der Tat ist mindestens südlich des Balkans und an der kleinasiatischen Westküste ein Element der Einheit vorhanden: jene griechische Gesittung, die schon Hunderttausende von Albanesen und Slawen bezwungen hat. Doch das sind Sorgen, die wir unseren Söhnen überlassen können. . ."

Man muß sich, um diesen divinatorischen Blick in die Zukunft des Morgenlandes nach Verdienst würdigen zu können, vor Augen halten, daß 1876 Griechenland ein armseliger Zwergstaat war, der bei weitem noch nicht den Gebietsumfang von 1912 besaß und weder ein Heer noch eine Flotte sein eigen nannte. Serbien, ebenfalls viel kleiner als 1912, war osmanischer Tributärstaat, ja sogar der stolze Hohenzoller in Bukarest mußte zähneknirschend die Lehnsherrschaft des ungläubigen Sultans anerkennen. Ein Bulgarien aber existierte noch gar nicht. Daniels.

Digitized by Google

Reaktionen.

Was dem Mitlebenden als Ziel, als treibender Leitgedanke der bisherigen geschichtlichen Entwicklung erscheint, ist nur ein Grundriß der zeitigen politischen Verhältnisse und Bestrebungen oder ein daraus erschlossenes Dogma, worauf, wie der Betrachter wohl annimmt, die ganze menschliche Entwicklung von Anbeginn hingesteuert ist, er meint dann einen gerade fortlaufenden roten Faden zu erkennen, welcher durchs wirre und dunkle Gewebe der Geschichte sich hindurchzieht und an dessen äußerstem Ende er selbst sitzet.

Aber die Richtung, welche die Entwicklung nimmt, ist keine gerade, das Gerade und Ebene ist allem Lebendigen fremd, nur tote Körper zeigen geometrisch berechenbare Linien. Die Geschichte der Menschheit bewegt sich vorwärts in weit ausholenden Wellenzügen. Ihr Gang mag nach einer Seite stark ausweichen, aber schon krümmt sich ihre Bahn und läuft bald in fast entgegengesetzter Richtung, so daß diejenigen, welche ihrer Zeit am meisten vorausgeeilt zu sein wähnten, nun am weitesten hinter ihr zurückgeblieben sind.

Ein anderes Bild: Ein langer Zug bewegt sich dahin, die Pfadfinder an der Spitze biegen nach rechts, aber lange dauert es, bis der ganze Zug die Wendung mitgemacht hat. Noch lange schreitet die Menge nach links, ja, wer nur auf seine Vordermänner sieht, meint wohl gar, daß die ganze Reise scharf nach links gehe. Aber weit ab nach rechts flattern schon die Fahnen, die Führer sind längst abgeschwenkt, die Menge folgt ihnen allmählich, und nur kurzsichtige Nachzügler laufen querfeldein nach links und vermeinen, so die Fahne schneller zu erreichen. Wohin aber die ganze Reise geht, weiß keiner, der mit im Zuge wandert, das weiß nur, wer den Zug befohlen hat.

In Wellenzügen bewegt sich auch die politische Entwicklung der heutigen europäischen Völker. Eben geht es noch scharf nach links. Demokratismus ist Trumpf, Gleichheit das Feldgeschrei; rot (sozial) glänzen die Fahnen, die grüne Hoffnungsfarbe des Liberalismus ist verblichen oder vergilbt. Spärlich weht dazwischen die blaue Fahne der Konservativen. Was soll man denn auch „konservieren"? Den Demokratismus von gestern gegen den von morgen? Und die weiße Fahne ist noch gar nicht zu sehen, die Fahne der Unbefangenen, die auf keine Parteifarbe eingeschworen sind, die überhaupt keine gefärbte Brille tragen, sondern die Dinge sehen wollen, wie sie sind.

Nicht darauf kommt es an, ob eine Einrichtung tatsächlich besteht sondern ob sie wert ist, bestehen zu bleiben. Möglicherweise ist es vielmehr notwendig, Neues zu schaffen oder Altes, schon Abgeschafftes zu erneuern, wenn auch nicht in seinen Aeußerlichkeiten, aber doch in seinen Grundlagen, seinem Wesen nach. Wer die bestehende demokratische Richtung als unheilvoll betrachtet, kann so im Fortgang der Geschichte in die Lage

Digitized by Google

kommen, einer gründlichen Aenderung des Bestehenden, wohl gar gewaltsamen, revolutionären Neuerungen seine Zustimmung zu geben. Vielleicht ist dann die neue Erkenntnis, aus welcher solche Umgestaltungen hervorgehen, eigentlich eine verschollene alte Erkenntnis.

Nur ganz allmählich steigt die Höhe der menschlichen Gesittung. Ungewöhnlich starke Erhebung auf einzelnen Gebieten ist immer durch tiefes Sinken auf anderen erkauft. So zeigt sich in der Gegenwart neben einem gewaltigen Vorschritt in der Naturwissenschaft und Technik, im Sammeln und Erforschen geschichtlicher und wirtschaftlicher Tatsachen, neben einem Auf- und Abschwanken auf vielen geistigen Gebieten ein tiefes Sinken bis unter die allerersten Anfänge menschlicher Gesittung hinab im Atheismus und Materialismus, im Kommunismus und Anarchismus.

Neben der nationalen Erhebung großer Völker, neben einem machtvollen Zusammenfassen ihrer Volkskraft, einem stärkeren Herausarbeiten und schärferen Bewußtwerden der Volkspersönlichkeit erleben wir innerhalb des Volkes ein Zerreiben der geschichtlichen Gebilde, ein Abbrechen der Verzweigungen am Lebensbaum des Volkes, ein Umstürzen dessen, was noch hoch steht, ein Austilgen aller natürlichen Unterschiede, ein Zertreten des aufkeimenden Sonderlebens, kurz die ganze verwüstende Totengräberarbeit, die man Demokratisieren nennt.

Hat aber auf großen und weiten Gebieten ein tiefes Sinken stattgefunden, so strebt die geschichtliche Bewegung einen Ausgleich herbeizuführen, die Zeitströmung zu stauen, auf andere, vielleicht längst verlassene Bahnen ab und zurück zu leiten. Dieser Gegenstoß, diese Reaktion kann auf mächtigen Widerstand treffen. Dann gibt es einen Zusammenprall in gewaltiger Brandung, das Bestehende wird entwurzelt, viel Ueberlebtes, aber auch viel noch Lebensfähiges, Lebenswertes zertrümmert und weggeschwemmt. Man nennt eine solche Umwälzung mit dem lateinischen Ausdruck eine Revolution, d. h. so nennt man sie seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Für frühere solche Zeiten der Umkehr brauchte man andere Worte, wie Renaissance, Reformation, und wieder anders redet man, wenn man von der alten Geschichte erzählt, von der agraren Reaktion oder Ackerverteilung der Gracchen, von der Wiederherstellung der verschollenen Monarchie durch Cäsar und Augustus.

Bei allen diesen tiefgreifenden Volksbewegungen, von denen uns die Geschichte noch manches Beispiel darbietet, handelt es sich darum, ehemalige, mit Recht als verloren beklagte oder als ursprünglich wenigstens vorgestellte rechtliche, gesellschaftliche, geistige, religiöse Zustände und Einrichtungen wieder heraufzuführen und das Vergangene für die Gegenwart lebendig zu machen. Die zündenden, leitenden Gedanken waren in Zeiten der Gärung oft reaktionär.

So war die italienische Renaissance ein Zurückgehen auf griechisch-römische Kulturverhältnisse.

Digitized by Google

Die deutsche Reformation wollte das ursprüngliche Christentum wieder herstellen und hinsichtlich der kirchlichen Verfassung zu apostolischen Zuständen zurückkehren.

Der treibende Gedanke der französischen Revolution war ursprünglich eine Wiederbelebung politischer Gebilde des germanischen Mittelalters, und zwar des durch Landstände beschränkten Königtums, der Selbstverwaltung kommunaler und korporativer Verbände, des öffentlichen und mündlichen Anklageverfahrens vor Volksgerichten und der Rechtsprechung nach nationalen Satzungen. Später, im weiteren Verlaufe, gewannen die Schulvorstellungen vom klassischen Altertum immer größeren Einfluß.

Wollte ich die Geschichte aller Reaktionen, ihre Voraussetzungen und Ergebnisse erzählen, so müßte ich eine allgemeine Völkergeschichte, eine sog. Weltgeschichte, d. h. nach dem gegenwärtigen Stande der geschichtlichen Forschungen eine ganze Bibliothek schreiben. Ich will mich darauf beschränken, die Vorgeschichte und die Bedingungen der letzten großen Reaktion, deren Nachwehen wir noch heute verspüren, der französischen Revolution von 1789, ein wenig zu beleuchten.

Der Uebergang von der mittelalterlichen zur heutigen Volksvertretung hat sich nur in England stetig vollzogen; die englischen Einrichtungen konnten daher später den übrigen Völkern als Muster dienen. In anderen europäischen Ländern legte sich ein Zeitraum absoluter Monarchie dazwischen, doch ist diese im eigentlichen Europa, d. h. in der germanisch-romanischen Völkergesellschaft, nur ein geschichtlicher Uebergang gewesen.

Hier war das beschränkte Königtum des Mittelalters langsam zerbröckelt und unaufhaltsam der absoluten Monarchie entgegengeführt worden. Die Beschränkung in Gesetzgebung und Besteuerung durch die jeweiligen politischen Führer und Vertreter des Volkes galt als etwas Mittelalterliches, Ueberwundenes, die „Aufgeklärten" standen durchaus auf der Seite des Absolutismus. Die kommunale Selbständigkeit der Gemeinden und provinziellen Verbände wurde als unbequem vom Beamtentum der absoluten Monarchie nach Möglichkeit zerstört und das Volksleben, soweit es den damaligen Behörden für den Staat von Wichtigkeit schien und ihnen erreichbar war, gemeistert und bevormundet.

In bezug auf die Rechtspflege hatte der Absolutismus nur zu vollenden, was schon die Aufnahme des römisch-kanonischen Rechtes begonnen hatte. Die noch vorhandenen Ueberbleibsel der alten Volksgerichte und Standesgerichte wurden beseitigt zugunsten der landesherrlichen Kanzleigerichte und ihres schriftlichen und geheimen Inquisitionsverfahrens.

Eigentümlich hinsichtlich der Verfassung war die Entwicklung in Deutschland. Die Macht der Reichsstände gegenüber dem deutschen Königtum wurde dermaßen gesteigert, daß die deutsche Krone zu einem bloßen Zierat wurde, dagegen die größeren Fürstentümer sich in kleine absolute Monarchien umwandelten. Weit war daher in Deutschland der Weg zur Erneuerung des Volkes, aber auf diesem Wege hat es ein löst-

Digitized by Google

liches Gut gefunden, das ihm für die Zukunft unverloren bleiben wird, nämlich das Eigenleben der einzelnen Glieder am Volkskörper, das Stammesbewußtsein.

Die absolutistische Bewegung erreichte ihren Gipfel im Zeitalter des „aufgeklärten Despotismus". Da erhob sich zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich, im Lande, wo die Schrankenlosigkeit der königlichen Gewalt ihre schärfste und folgerichtigste Ausbildung gefunden hatte, die gewaltigste und gewaltsamste Reaktion, die wir aus der Geschichte kennen, die, mächtig anschwellend, allmählich alle Nachbarländer mit fortriß.

Die nächste Aufgabe war, das bisher selbstherrliche Königtum, dessen Mißbrauch in Frankreich vor Augen lag und das im Sturme der Zeit gänzlich versagte, durch eine den zeitigen Machtverhältnissen entsprechende Vertretung des Volkes zu beschränken und zu stützen. Zuerst dachte man an die altfranzösischen Reichsstände, dann nahmen die Gemäßigten sich England zum Vorbilde, wo das ständische Königtum und andere Einrichtungen des Mittelalters sich in langsamer Wandlung erhalten hatten, die Radikalen strebten weiter zurück zur stilisierten Republik, wie sie durch die römischen Schriftsteller der Kaiserzeit literarisch festgelegt ist und in der Schule zu einem Idealbilde umgestaltet war, ja noch weiter zur vermeintlich erschlossenen Urzeit, in das erträumte Zeitalter vor dem „contrat social". Da aber in Zeiten wilder Bewegung die überspanntesten und rücksichtslosesten Forderungen am meisten Gehör finden, gelangten so die Jakobiner als die äußersten Reaktionäre und Revolutionäre schließlich zur Führerschaft.

Nachdem der blutige Mummenschanz der antikisierenden Republik und der Machtrausch des Napoleonischen Cäsarentums vorübergegangen waren, nachdem unter den Trümmern, welche die ebbende Hochflut zurückgelassen hatte, aufgeräumt und auf den neuen Grundlagen weiter gebaut worden war, kann jetzt der Nachlebende das Ergebnis, wie es sich bis heute gestaltet hat, ruhig überblicken.

Unter dem Einfluß der französischen Revolution wurde in den germanisch-romanischen Ländern Europas die bisher absolute Monarchie früher oder später durch eine Volksvertretung beschränkt, die aber im Einklang mit den moralisierenden Ideen von einer gerecht sich dünkenden Ausgleichung aller Unterschiede jetzt mehr oder weniger demokratisch gestaltet wurde. Den Gemeinden und, wenn auch zögernd, den Provinzen wurde ein gewisses Maß von Selbstverwaltung zugestanden. Am entschiedensten und wohl auch am einsichtigsten vollzog sich die Reaktion in der Rechtspflege (Anklageverfahren, Schöffen und Geschworene, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, nationales Recht). Im Volke regte sich wieder ein Drang zu korporativen Bildungen (Vereinswesen, Erwerbsgesellschaften, Berufsverbände, Innungen). Der konstitutionelle Rückschlag ist heute auch in Osteuropa zum Siege gelangt und wirket hinüber nach Asien, der Heimat des theokratischen Despotismus.

Digitized by Google

Daneben behaupten sich zäh als wesentliche Bestandteile des liberalen Programmes die nivellierenden Tendenzen des Absolutismus und die Bevormundung des Volkslebens von oben, die sich jetzt vornehmlich im Schulwesen geltend macht.

So bewegt man sich in wunderlichen Widersprüchen. Man redet laut von Freiheiten aller Art, von Selbstverwaltung der örtlichen Verbände, von freiem Ausleben des Persönlichen, und dabei unterbindet und beschneidet man alles Eigenwüchsige, vernichtet die gewordenen Besonderheiten, will alle natürliche Vielgestaltigkeit ausebnen. Man predigt Freiheit und Gleichheit zusammen, als ob nicht jede Regung der Freiheit Ungleichheiten schafft, als ob irgendwo Gleichheit ohne dauernden Zwang hergestellt werden könnte. Man hat lange mit Nachdruck von Glaubensfreiheit geredet, möchte aber jetzt eigentlich nur dem Unglauben die Bahn frei machen.

Am heutigen Staatsgebäude blättert die konstitutionelle Deckfarbe immer mehr ab, und die Grundfarbe des „aufgeklärten Despotismus" tritt immer deutlicher an den Tag, aber der Despot, der schrankenlos herrschen will, ist nicht mehr ein einzelner, er ist die von zielbewußten Demagogen geleitete Menge, die sich wie eine von geschickten Mechanikern bewegte dunkle, ungeheure Last langsam in den Vordergrund schiebt, alles geschichtliche Volksleben unter sich erstickend und begrabend.

Doch ist das Ende der europäischen Geschichte noch nicht gekommen. Wie gewaltig der Druck der demokratischen Strömung auch sein mag, der Gegenstoß wird nicht ausbleiben. Denn die Masse bewegt sich nicht selbst, die bewegende Kraft im Völkerleben ist geistiger Art, und es ist dafür gesorgt, daß keine Welle bis in die Wolken steigt. Mag sie noch so hoch sich bäumen und noch so wild brausen, auf jeden Wellenberg folgt ein Wellental.

Hat mit dem allgemeinen Wahlrecht die demokratische Welle vielleicht schon ihren Höhepunkt erreicht? Beginnt sie zu ebben? Kann bereits die nächste Zukunft eine Rückströmung, einen aristokratischen Umschwung bringen?

In der Tat, wenn die Zeichen nicht trügen, stehen wir in den ersten Vorwehen einer sich vorbereitenden antidemokratischen Reaktion. Renaissance, Reformation, Revolution, — wie wird man die vierte Wiedergeburt nennen, das Kind der Verheißung taufen, das in der Sterbestunde der Demokratie zur Welt kommen wird? Max von Güldenstubbe.

Kulturgeschichte.

Das Zeitalter der Renaissance. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur, herausgegeb. v. Marie Herzfeld. Jena, Diederichs. I Serie Band IV, Alfonso I und Ferrante I von Neapel. Schriften von Antonio Beccadelli, Tristano Caracciolo, Camillo Porzio. Uebersetzt und eingeleitet von Hermann Hefele. (66 und 324 S.) Band VIII Stefano Infessura, Römisches Diarium. Vom gleichen Uebersetzer (78 und 273 S.) Band VII, Pier Candido Decembrio, Leben des Filippo Maria Visconti und Taten des Francesco Sforza. Uebersetzt und eingeleitet von Philipp Funk (56 u. 116 S.) (Alle drei Bände mit vorzüglichen Photographiebeilagen).

Der vierte und der achte Band des großen Sammelwerks „Zeitalter

Digitized by Google

der Renaissance" greifen durch den Krieg der Kirche gegen Neapel in einander ein. Sonst sind sie recht verschiedenen Charakters. Hermann Hefele hat beide sehr gut übersetzt und verständnisvoll, ja glänzend eingeleitet (besonders den Infessura). Es handelt sich im vierten Band um die Herrschaft des Hauses Aragon in Neapel (1435—1501), und sie wird uns nicht in Chroniken von mehr oder weniger zufälliger Form, sondern in vier prämeditierten geschlossenen Darstellungen vorgeführt, von denen mir die bedeutendste Camillo Porzios Geschichte der Baronenverschwörung (1485—87) zu sein scheint. Caracciolo ist ja gewiß durch den düsteren Pessimismus bemerkenswert, der das Unglück nicht kirchlich christlich mit Schuld und Sühne motiviert, sondern sich damit begnügt, die Unbeständigkeit aller Schicksale nachzuweisen. Aber als so bedeutend empfinde ich ihn keineswegs, wie ihn Hefele hinstellt, demzufolge er sich „als würdiger Dritter neben Savonarolas religiös-sittliche Leidenschaft und Michelagniolos künstlerische Monumentalität" reihen läßt.

Beccadellis Sammlung von Anekdoten aus Alphonsos Leben gibt, obwohl sie meist nur schwach pointiert sind, ein liebenswürdiges Bild dieses Königs nach dem Herzen der Humanisten. Eine infame Art zu schmeicheln haben diese Leute vom Schlage Beccadellis: „Wahrlich mit Recht haben die Alten", sagt er in der Vorrede, „diejenigen ihrer Könige, welche Schmeicheleien unzugänglich und den Wissenschaften ergeben waren, alsbald unter die Götter erhoben. An solchen fehlt es auch uns nicht: von keinem Philosophen und von keinem Könige wird man je Denkwürdigeres und Schöneres lesen oder hören" (als von unserem König). Hübsch ist übrigens die Antwort, die Alfonso gleich in der dritten Anekdote auf einen Panegyrikus gibt: „Wenn es wahr ist, Luca, was du von mir zu rühmen weißt, so danke ich dem allgütigen Gott; ist es aber nicht wahr, so bitte ich ihn, daß er es wahr mache". Obwohl mir jene Antwort, die der dritten Novelle Sachettis zufolge der alte König Eduard von England (il re Adoardo vecchio d'Inghilterra, gemeint ist wohl Eduard III, der 1377 starb, Sachetti schrieb seine Novellen*) 1385 und später) auf eine Schmeichelrede gab. Er erhob sich nämlich, ohne ein Wort zu sagen, von dem Schach, das er gerade spielte, und verbleute den Redner. Der, ganz verwirrt, fing an zu schimpfen, als er voll Schrecken bemerkte, daß der König eine seiner Barone heranrief. Er dachte nicht anders, als er solle zur Strafe für die Schmähungen hingerichtet werden. Aber der König sagte zu dem Baron: gib dem Mann hier eines meiner Kleider zum Lohn für die Wahrheit, die er eben sagt, für die Lügen hab ich ihn schon selbst bezahlt." Aber das war freilich noch die vorhumanistische Zeit. Der Humanismus nahm sich leider das Augusteische Zeitalter zu sehr zu Herzen und ahmte jenen Begeisterungsstil nach, der uns so unliebsam daran erinnert, daß die

*) Eine gute Uebersetzung von Hanns Floerke in drei Bänden bei Georg Müller, München.

Digitized by Google

Künste in Rom allzulange Sklavenhandwerk gewesen waren.*) Selbst bei Geistern wie Pico della Mirandola liest man befremdet, wie er Lorenzos di Medici Verse sehr ausführlich mit Petrarca und Dante vergleicht und sie weit darüber stellt. (Ausgewählte Schriften. Uebersetzung von Arthur Liebert, Jena, Diederichs, S. 93 ff.) Allerdings redet aus Pico wohl nicht nur der Fürstendiener, sondern der Renaissancebegeisterte, dem Dante und selbst Petrarca doch noch zu mittelalterlich waren, sonst hätte er vielleicht Lorenzo auch mit antiken Dichtern ehrenvoll verglichen, wie Beccadelli seinen Fürsten mit denen der Antike. — Beccadellis Schmeicheleien stehen noch dazu der direkten Lüge ganz nahe. Wenigstens erzählt Hefele in seiner Einleitung die Ereignisse recht anders. Man vergleiche etwa S. XXX „der ritterliche René (von Anjou, Thronforderer wie Alfonso) forderte Alfonso zum Zweikampf; höhnisch wies ihn der König zurück. Er wollte das Reich, das fast ganz schon in seinen Händen war, nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen." Beccadelli erzählt S. 72/3 von dem eisernen Handschuh, den René als Herausforderung sandte: „Es ist bekannt, daß Alfonso ihn kampflustig entgegennahm" und dann: „er bestimmte sofort Ort und Zeit des Kampfes nach allen Regeln des Kriegsrechts, war dann auch wirklich zur Stelle, wartete aber vergebens auf seinen Gegner." Die Sache geschah im Jahre 1438, als Beccadelli bereits seit drei Jahren am Hof war.

Ganz die Luft der Frührenaissance atmet das hübsche Geschichtchen auf S. 32. Als der König einmal krank zu Capua lag, hatten alle Freunde ihm je nach Geschmack und Neigung etwas zum Zeitvertreib gebracht. So sei auch er, Beccadelli, mit seinen Büchern hingeeilt. Er habe Curtius' Leben Alexanders vorgelesen und Alfonso habe „mit solch heiterer Begierde und solchem Glücksgefühl zugehört, daß er noch am selben Abend wie gesund gewesen wäre; sie hätten da alle andre Zerstreuung beiseite gelassen und täglich drei Lesungen abgehalten, bis das Buch in kurzem aus war." Da habe denn der König seine Aerzte damit gefoppt, was für ein Stümper doch ihr Avicenna gegen den Curtius sei. — Man merkt der ganzen Darstellung den Stolz auf die Zeit an, aber Beccadelli drückt ihn auch noch direkt aus: „Denn auch dies Jahrhundert", sagt er in der Vorrede zum IV. Buch (S. 86), „wird alt werden, und die Nachwelt wird es ganz gewiß für einen letzten Rest des goldenen Zeitalters halten, wenn einmal die Schilderungen, die genauer Zeugnis geben sollen von unserer Zeit, imstande sein werden, die Größe und Würde unseres Jahrhunderts wiederzugeben. Und ich weissage, daß dies geschehen wird." Aufmerksam machen möchte ich noch auf die Rede, die Beccadelli den sehr frommen König am Sterbebett eines Freundes halten läßt. Sie ist nicht ohne Eigenart durch die starke und originelle Betonung des Gedankens, daß der Tod

*) Man vergleiche die Schilderung, welche nach Lukian von Stellung und Schicksal eines Philosophen in der Klientel eines vornehmen Römers gibt: Lukians Werke, übersetzt von Wieland, neu herausg. von Hanns Floerke. München. G. Müller, 1912.

Digitized by Google

ein Anfang sei. „Nicht um sein eigen Geschöpf zu zerstören", habe Gott Andreas Leib der Erde zurückgegeben, sondern damit er nicht in Schuld verbleibe, deren Ende eben der Tod sei. „Da Gleiches Gleiches sucht, so ist es ein zwingendes Gesetz der Natur, das uns zu Gott treibt. Die Natur selbst reißt uns fort zum Genusse Gottes, und zu ihm gelangen wir — da hilft kein Sträuben — nur durch den Tod." (S. 80—84) — Am bedeutendsten in diesem Bande kommt mir, wie gesagt, Camillo Porzios Geschichte der Baronenverschwörung vor, obwohl sie sich, der Hochrenaissance entstammend, nicht mit den Werken der großen Bahnbrecher, vor allem Machiavellis, messen kann. Doch erzählt sie gut und mit offenbar nicht schlechter Quellenkritik. Bei dieser Gelegenheit ein Wunsch, der die äußere Einrichtung solcher Ausgaben betrifft. Hefele erzählt die beglaubigte Geschichte der ganzen Zeit des Hauses Aragon in der Einleitung mit dem Bemerken, man wolle darnach „korrigieren, was die Quellenschriften im einzelnen an historischen Ungenauigkeiten enthalten". Ich möchte wünschen, daß die Herausgeber es als ihre Aufgabe betrachten, derlei an Ort und Stelle anzumerken. Denn sonst ist nicht ein Lesen, sondern ein Studieren des Buchs nötig. Und da die Herausgeber ohne Zweifel die betreffenden Stellen am besten kennen, so ist es Kraftverschwendung, wenn sie sie nicht kenntlich machen. Mindestens ein kurzer Hinweis auf die Seite der Einleitung, auf der eine richtige Darstellung zu finden ist, scheint mir nötig. Wie es denn übrigens anderwärts wenigstens zum Teil geschehen ist (auch von Hefele selbst).

Kehren wir zu Porzio zurück. Er hat Freude an Prunkdarstellungen, die dann merkwürdig gegen sehr nüchterne Allgemeinbemerkungen kontrastieren. Zum Beispiel gibt er sich Mühe, bei einer Schlachterzählung die große Wut aller Beteiligten und ihren feurigen Gemütszustand zu schildern. Beispielsweise findet man bei der Darstellung des Kampfes um Montorio (S. 207), eine mehrere Seiten lange Schilderung von Haß und Wut der Soldaten, von dem Bewußtsein gar, „im Angesicht von ganz Italien" zu kämpfen, von Stürmen der Ritter, Schreien und Hauen des Fußvolks, Hageln von Pfeilen, äußerster Leidenschaft, um zum Schluß folgende kaltblütige Auseinandersetzung zu lesen: „Nun glaube man aber nicht, daß die damaligen Schlachten der Hartnäckigkeit und Ausdauer der Soldaten wegen immer den ganzen Tag gedauert hätten. Es kamen überhaupt nicht alle Abteilungen zugleich zum Kampfe, sondern immer nur eine nach der anderen. So kam es mitunter vor, daß viele, wenn die Nacht hereinbrach, noch immer zur Seite standen als Zuschauer der Schlacht, nicht als Beteiligte am Kampfe. Aus diesem Grunde und auch deshalb, weil in diesen Schlachten nur wenige verwundet und getötet wurden, kann man sie eher Waffenspielen und Turnieren als ernsten, blutigen Gefechten vergleichen." (S. 209.) Die neuere kriegsgeschichtliche Forschung hat erwiesen, daß man diese von Porzio so stark betonte Ungefährlichkeit der Condottierischlachten nur cum grano salis geglaubt werden

Digitized by Google

darf. Blutiger als die Ritterschlachten des Mittelalters seien sie auf jeden Fall gewesen. Eine köstliche Bemerkung über Religion in der Politik sei noch ausgehoben. Seite 236 schildert Porzio, wie die Barone „bei ihrem letzten unseligen Zusammensein", um sich gegen Verrat in den eigenen Reihen zu sichern, „auf den Gedanken kamen, die Sache durch Verleihung eines religiösen Charakters zu festigen. Wie ja", setzt Porzio hinzu, „die Menschen immer, wenn List und Gewalt sie im Stiche lassen, zur Religion gerne ihre Zuflucht nehmen."

Noch zu einer Bemerkung gibt Porzios Darstellung Anlaß, die dem bei Gelegenheit Beccadellis Gesagtem entgegengesetzt ist und deshalb schon der Gerechtigkeit halber nicht unterdrückt werden darf. Porzio widmet sein Buch einem Mitglied des Hauses Aragon und nimmt dennoch durchaus kein Blatt vor den Mund in seinen Urteilen über die Könige dieses Hauses, wobei allerdings zu bedenken ist, daß es sich um längst vergangene Zeiten handelte — das Buch erschien 1565. Immerhin erinnert es wenigstens von fern erfreulich an die hohe Selbständigkeit, die Macchiavell in seinen von dem Medizeer Papst Clemens VII. angeregten und ihm gewidmeten Istorie Fiorentine bewiesen hat, wenn vielleicht weniger dem Geschlecht der Medici, so doch gewiß dem Papsttum gegenüber von dessen Nepotenwirtschaft er sehr freimütig handelte. Mit, wie mir scheint, gutem historischen Blick hat Fichte in seiner Ehrenrettung Macchiavells darauf hingewiesen, daß hier der Bücherdruck und die zunehmende Fähigkeit des Bücherlesens alles sehr verändert haben. Den Gebildeten habe das Papsttum nichts vormachen wollen, und die anderen lasen nicht. Weshalb damals manches gedruckt werden konnte, was einer späteren Zeit zu gefährlich erschienen wäre. (Fichtes Werke, Nachlaß III S. 413 ff.)

Noch wertvoller als dieser interessante Band erscheint mir der VIII., Stefano Infessuras Römisches Tagebuch. Es handelt sich um einen politisch gutgebildeten Mann, der Latein, wenn auch kein gutes, mit derselben Leichtigkeit schreibt wie Italienisch — daher auch beides abwechselnd —, einem Anhänger der Colonna, Ghibellinen mithin, erbittertem Feind der Orsini und des Papsttums, einem leidenschaftlichen, aber offenbar durchaus ehrlichen Mann, der als Senatsschreiber, Inhaber also eines hohen und verantwortungsvollen kommunalen Amts, gewohnt ist, sichere Nachrichten sowohl zu erhalten, als insbesondere auch sie sorgfältig von bloßen Gerüchten zu unterscheiden, doch aber nicht sehr weit über die Stadtmauern zu sehen fähig, vor allen Dingen für die Kulturbedeutung der von ihm geschilderten Epoche ohne jeden Blick. Auch nicht von ferne ahnt der harmlose Leser, wenn er diese in ihrem leidenschaftlichen Haß machtvolle Schilderung der Untaten Sixtus IV. hinter sich und den „allerglücklichsten" Tag, den Todestag des Papstes nämlich, passiert hat, daß er das Leben des Mannes kennen gelernt hat, nach dem die Sixtinische Kapelle ihren Namen trägt.

Digitized by Google

Möglichenfalls nun freilich — und zwar sehr möglichen Falls — sind wir heute geneigt, wo Kunst in Frage kommt, sentimental zu werden. Wir finden es so unsäglich rührend, wenn jemand sich der Kunst annimmt. Fast als wenn er einen armen Verwandten unterstützt. Finden wir es auch rührend, wenn er trinkt oder das Varieté besucht, oder „Charleys Tante"? Und warum nicht? — Weil er das nicht tun würde, wenn er es nicht gerne täte. Da sitzt's! Daß jemand an schlechter Kunst Gefallen hat, glauben wir ihm ohne weiteres. Daß er gute Kunst liebt — wir glauben es ihm einfach nicht. Daß nun gar jemand ein vollendeter Schurke sein und dennoch Bilder gern sehen soll und gute lieber als schlechte — nein, das ist zu viel verlangt. „Nur Gott allein kann solche Wunder glauben!" wie jener Schauspieler sich versprach.

Es hat Zeiten gegeben, in denen die Kunst Sache natürlichen Wohlgefallens war, statt in das Gebiet der Ethik, und zwar diejenige Abteilung davon zu gehören, welche man als Asketik oder Lehre von den Tugendübungen bezeichnet. Es hat Zeiten gegeben, in denen vollendete Verbrechernaturen doch sich um die Kunst aus natürlichem Egoismus kümmerten, nicht aus Pädagogik, höchstens aus Prunk- und Prahlsucht. Und diese Zeiten waren nicht die übelsten für die Kunst.

In Klammer: es hat Zeiten gegeben, wo es ähnlich mit der Religion stand, und es waren ebenfalls nicht die unfrommsten. Man ereifre sich nicht über diese Bemerkung, sondern erwäge sie in Ruhe, sie ist gut fundiert. Und falls man einwendet, daß die Religion den Geschmack an gemeinem Egoismus stört, so mag das wahr und gut sein, widerlegt aber weder, daß man trotzdem aus solchem Egoismus zu ihr gekommen sein kann, noch, daß dieser Weg der immerhin natürliche ist.

Die prachtvolle Leidenschaft des Buches gibt ihm aber trotz der Kleinheit des Gesichtsfeldes eine gewisse immanente Größe. Darin geht es dem Schreiber wie den von ihm Beschriebenen. Im Grunde sind doch diese „Renaissancepäpste" allesamt kleingeistige Gesellen. Man denke sich Menschen, die zu ihrem eigentlichen Lebensberuf kaum noch eine äußerliche Beziehung haben, deren ganzes Denken ausgefüllt ist durch Nepotenpolitik, Geldscharren, Genuß. Fragen wie die Türkengefahr, die Bewahrung Italiens vor fremder Invasion, die Kirchenreform werden vom Gesichtspunkt ihrer kleinlichen Familienpolitik hin- und hergeschoben. Köstlich dafür die Figur des Türkenprinzen Dschem. Dieser jüngere Bruder Bajazets II., gegen den älteren aufsässig, geschlagen, flüchtet nach Frankreich, wird dort für ein Jahrgeld des Großtürken gefangen gehalten, vom Papst Innocenz den Franzosen abgeschachert und nun statt zum Versuch der Stürzung der Türkenherrschaft, lieber zu Gelderpressungen beim Bruder verwandt, von Alexander VI. auf Wunsch Bajazets gar vergiftet — natürlich durchaus nicht kostenfrei. (Jedem Besucher der von Pinturicchio ausgemalten Borgiagemächer im Vatikan wird die prächtige Gestalt dieses türkischen Prinzen — dem man den Dichter, der er war, ansieht — auf dem Bild der Dis-

Digitized by Google

putation der heiligen Katherina von Alexandria, welche die Züge der Lucrezia Borgia trägt, unvergeßlich sein.)

Das Einzige, was diese so gar nicht großzügigen Politiker doch wieder groß erscheinen läßt, ist die Leidenschaft und Energie, die sie an diese kleinen Dinge setzen — und dazu freilich etwas, wovon man sich nicht recht klar wird, ob es mehr als Zufall und Glück war: daß sie, obwohl innerlich ganz in den Banden der kleinlichsten Hauspolitik, dennoch das Papsttum an die Spitze der Kulturbewegung ihrer Zeit stellten.

Ich kann nicht den Anspruch machen, zu durchschauen, wie das zu verstehen ist, will nur einiges Material zur Beurteilung beibringen: Gerade die völlige Verständnislosigkeit gegen die eigentliche Aufgabe kirchlicher Aemter bietet den Hauptschlüssel. Die Zeit der Heiligen, der Heiligen auch auf dem Papstthron, ist vorüber. Im hohen Kardinalat hat geradezu eine Zuchtwahl auf rein politische, von religiösen Hemmungen freie Gesinnung eingesetzt — eine Entwicklung, die, wenn auch in abgeschwächter Weise, in Kirchenregierungen, auch nichtkatholischen, naturgemäß häufig ist, die es aber hier zu einer in dieser Kraft und Reinheit unerhörten Blüte gebracht hat. Für einen weltlichen Fürsten der damaligen Zeit waren aber Kunst und Wissenschaft die eigentlichen Genuß- und Renommiergebiete. Wenn also der Schritt zur vollen Weltlichkeit im Papsttum einmal gemacht war, so war der Schritt zu wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen damit gleichbedeutend. Wie dieser Art die Gründe zum Uebertritt des Papsttums auf die Seite dessen, was man damals mit mehr oder weniger Recht als den großen Kulturfortschritt empfand, nicht ganz so stattlich waren, als es gewöhnlich erscheint, so kommt es mir vor, als ob auch die Erfolge in dem Bilde, das man sich gewöhnlich von dieser Zeit macht, übertrieben würden. So schon, wenn Hefele in seiner übrigens, wie gesagt, glänzenden Einleitung zur Uebersetzung des Infessura meint, bereits Nicolaus V. habe Florenz den Primat der Renaissance endgültig entrissen — man denke: vor Lorenzo di Medicis Geburt! Dann aber auch in bezug auf die Entwicklung der Renaissance selbst. Es ist doch wohl kein Zufall, daß mit dem tatsächlichen Uebergang des Primats der Renaissance an Rom, sie so bald ihre ganze Jugendlichkeit, Herbigkeit, Frische verliert. Und endlich, wenn man den Blick noch weiter hinaus wirft: es konnte nicht ausbleiben, daß die Unnatürlichkeit der ganzen Erscheinung sich rächte. Es war ja in dieser päpstlichen Renaissance auch nicht eine Spur von wirklichem inneren Ausgleich zwischen Religion und weltlicher Kultur gegeben — um von Tieferem als Ausgleich zu schweigen. Nicht einmal, daß diese Männer neben ihren Bildungsinteressen überhaupt noch irgendwo in ihrer Seele etwas Religion zu sitzen hatten; es scheint das ganz und gar nicht der Fall gewesen zu sein. Denn ihr Interesse für die Hexen wird man nicht dafür nehmen wollen. Wenn man sich der grauenvollen Hexenphantasien in Apulejus' Goldenem Esel erinnert, weiß man, daß sie von der christlichen Religion zum mindesten nicht erfunden worden sind, sondern mitsamt der

Digitized by Google

Folter Erbe der Antike sind. Es verdient aber festgestellt zu werden, daß die entsetzlichen Hexenverfolgungen durch Dekrete der Renaissancepäpste Innocenz' VIII, Alexanders VI., Julius' II. und Leos X. entfesselt und sanktioniert wurden. Nein, es war keine Auseinandersetzung zwischen Religion und Kultur, was diese gefeierten Kulturpäpste leisteten, es war eine reine brutale Vergewaltigung der Religion durch die Kultur, durch eine rein weltliche Kultur, dabei ein wüster und ziemlich religionsfreier Aberglaube herauskam. Was die Religion der Kultur geleistet hatte, solange sie „kulturfeindlich" war, die innere Erregung, die Gesichte schauen läßt und sie zu bannen reizt, — gerade der Uebertritt der Papstkirche auf die Seite der Kulturbewegung brachte sie ins Stocken. Eine Kunst, die keine Hemmungen mehr erfährt, keine Erregung mehr erlebt, keiner Auseinandersetzung mehr bedarf, keine Gesichte mehr schaut, nur noch zu dekorieren hat, ist geliefert. Dies ist wohl der innerlichste Grund dafür, daß Rom die Renaissance eher gewürgt als gefördert hat. Es ist aber auch einer der entscheidenden Gründe dafür, daß die solange geforderte „Reform der Kirche an Haupt und Gliedern" ohne und gegen das Papsttum vorgenommen werden und damit zur Kirchentrennung führen mußte.

Höchst wirkungsvoll schließt eine Vorahnung davon, daß die Religion bei der vom Papsttum getroffenen Entscheidung sich nicht befriedigen werde, dies Tagebuch ab: eine Gesandtschaft Ferdinands des Katholischen von Spanien, die den Papst, Alexander VI., den Borgia, also zufällig selbst einen Spanier, zur Rechenschaft fordert. Es ist, als ob sich hinter der antipäpstlichen deutschen Reform bereits die fanatische jesuitische Reform ankündigte. Wie denn auch die praktischen Forderungen des Königs einerseits Steuervergünstigungen (in bezug auf geistliche Besitzungen) zum Zweck eines Türkenkriegs, andererseits die Vertreibung aller heimlichen Juden aus den päpstlichen Besitzungen zum Ziel hatten.

Es war ein neuer religiöser Anstoß, was damals das Papsttum rettete, eben die Entwicklung in Spanien. Spanien war das einzige Land, in dem die Glaubenskämpfe und eine Art Kreuzritterstimmung noch wach waren. Es ist nicht zufällig, daß Calderon über dreihundert Jahre nach Dante lebte — sowie Loyola nach Franziskus. (Diese Konfrontation Loyolas und des Franziskus zeigt am kürzesten den Unterschied der maurisch beeinflußten spanischen Frömmigkeit von der des übrigen Abendlandes.) Die spanische Weltherrschaft bricht schneller zusammen als seinerzeit die römische. Aber auch hier folgt ihr eine geistliche Weltherrschaft. Wir haben seit der Gegenreformation spanisch-maurischen Geist in Rom, und vielleicht ist es gerade unsere Zeit, der es vorbehalten ist, das endgültige Sieghaftwerden dieses — den germanischen Völkern, wenn ich recht sehe, ganz außerordentlich fremdartigen und verhaßten Geistes im Katholizismus zu erleben. Denn die Kraft der modernistischen Bewegung haben wir doch wohl überschätzt? (Speziell der

Digitized by Google

deutsche Klerus, besonders der höhere, bewahrt hier, wie überall, die erprobte Unterwürfigkeit — wollte sagen „deutsche Treue".) Das äußerliche Vehikel aber ist nach altem Muster der Kardinalschub. Was hat der unglückselige schwache Mann, der zurzeit auf dem Stuhl Petri sitzt, nicht schon für Massen von Kardinälen gemacht. Bessere Kenner der Verhältnisse in der Kurie mögen Zahl und Tendenz nennen.

Inzwischen ist auch der siebente Band, Decembrios Schilderung des Herzogs Philipp Maria von Mailand (1412—1447) und seiner Versuche, Italien unter sich zu einigen, erschienen. Ein höchst merkwürdiger Beitrag zur Psychologie des Herrschertums in der Art der Cäsarencharakteristiken Suetons.*) Daneben interessante Anfänge sehr moderner Maßnahmen, z. B. zu gegenseitiger Kontrolle der Beamtenschaft, sowie zu streng abschließender Krankenpflege in Seuchezeiten (S. 21 f.).

Diese Kämpfe um die Einigung Italiens und wie sie um der Eifersucht der einzelnen Staaten willen vergeblich blieben und zu fortwährenden Invasionen der Großmächte führten, können übrigens zur Zeit der Balkankämpfe noch besonders interessieren. A. Bonus.

Karl Voßler. Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. Geschichte der französischen Schriftsprache von den Anfängen bis zur klassischen Neuzeit. (Sammlung Romanischer Elmentar- und Handbücher, herausgegeben von Wilh. Meyer-Lübke. IV. Reihe, Band 1.) Heidelberg 1913. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Ob es zweckmäßig war, dieses in manchem noch so problematische, in vielem nur skizzierte Buch grade in einer Sammlung von „Elementar- und Handbüchern" unterzubringen, möchte ich bezweifeln. Das Buch selbst aber, dessen leicht zu kennzeichnende Schwächen dem Verfasser, der Vorrede nach, nicht entgangen sind, ist gut und verdient eingehende Betrachtung. Voßler untersucht, wie sich die Entwicklung der französischen Kultur in der Entwicklung der Sprache spiegelt, wie Beobachtungen des Historikers oder Kulturhistorikers durch den Philologen Bestätigung finden und nicht selten psychologisch besser und feiner aufgeklärt werden. Dies nun hätte geschehen können, indem man ein paar notgedrungen willkürlich ausfallende Durchschnittslinien durch die sog. Höhepunkte der Kultur gelegt und dann an die nüchternen Stangen des lexikalischen und grammatischen Befundes seine Beobachtungen nnd Bestätigungen mehr oder minder schwungvoll drapiert hätte. Auch so hätte das Resultat noch immer anregend und recht ergebnisreich werden können und hätte dem Wesen eines Handbuches vielleicht

*) Stahrsche Uebersetzung, neu herausg. in den „Klassikern des Altertums" München, G Müller.

Digitized by Google

besser entsprochen als das vorliegende Werk. Voßler aber, den sein Buch als reichen und originellen Geist verrät, ist sowohl vor der unvermeidlichen Willkür solcher Durchschnittslinien wie vor der Nüchternheit solchen Verfahrens zurückgeschreckt und hat die nahe Gelegenheit ergriffen, zugleich, wie der Untertitel sagt, eine Geschichte der französischen Schriftsprache zu geben, die nun allerdings bloße Skizze geblieben, jedoch reich genug ausgefallen ist und eine Menge neuer Zusammenhänge und Ausblicke schafft. Vielleicht wäre es eleganter gewesen, hätte der Verfasser diese Geschichte zugrunde gelegt und aus ihr Beobachtungen über die kulturelle Entwicklung abgeleitet. Aber er hat offenbar bemerkt, daß man bei solcher Methode leicht ins Tüfteln und, bei syntaktischen Betrachtungen, in die größte psychologische Willkür verfallen kann. Man muß also sein Verfahren, für jeden Abschnitt erst eine kulturgeschichtliche und literarhistorische Skizze zu geben und hernach die springenden Punkte in der Struktur der Sprache wiederzufinden, gut heißen müssen.

Aber ich möchte das schöne (und nicht teure) Werk nicht nur loben, sondern ihm auch — ich werde weiter unten sagen warum — eine möglichst große Zahl von Lesern gewinnen, nicht nur von philologisch geschulten, sondern auch solchen, denen philologische Probleme bisher fremd geblieben sind. Darum sei hier, trotzdem es sein mißliches hat, den reichen Inhalt ganzer Abschnitte in kurze Nebensätze verstauen zu müssen, eine kurze Skizze des Inhalts gegeben.

Bekanntlich haben sich aus der gallo-romanischen Spracheinheit (soweit diese wirklich als völlige Einheit bestand) „vielleicht unter dem Druck germanischer Einflüsse" — das Problem des Wie? ist noch so gut wie völlig dunkel, die nordfranzösischen Sonderdialekte (anglo-normannisch, pikardisch, lothringisch usw.) herausgebildet. Unter diesen Dialekten gab es einen, das Franzische, den Dialekt der Ile de France, aus dem sich, wie wir alle gelernt haben, unser heutiges Französisch herausgebildet hat. Die Sache ist auch scheinbar ganz einfach. Die Ile de France war der Sitz des Königtums und „selbstverständlich mußte" mit der Zentralisierung die Sprache des Hofes, der Kanzleien maßgebend werden und die anderen Dialekte verdrängen. Aber so selbstverständlich ist die Sache leider nicht. Denn die politische Einheit ist, wie Voßler richtig betont, der schriftsprachlichen eher nachgefolgt als vorangegangen, auch im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts immer wieder in Frage gestellt worden, ohne daß die Herrschaft der schriftsprachlichen Einheit dadurch erschüttert worden wäre. Ueberhaupt dürfte ja auf einem so breiten und so mannigfaltig lebendigen Gebiete, wie es die Entwicklung einer Sprache ist, ein einziger Faktor niemals zur Erklärung eines so eingreifenden Vorganges ausreichen. Dementsprechend führt denn auch Voßler eine ganze Reihe von Faktoren an, die, bald sich gegenseitig verstärkend, bald an verschiedenen Punkten angreifend, die Herrschaft des Franzischen konstruierten. So machtlos nämlich die Könige auch tatsächlich sein mochten, in der Idee waren sie doch diejenigen, die nach den Worten des Pariser

Digitized by Google

Konzils von 829 die Armen, Bedürftigen und Verfolgten schützten, den Gerechten ihren Platz anwiesen, das Vaterland mit starker Hand verteidigten. Diese mystische Idee des Königtums wirkte fort und war stärker als alle Realitäten, sie wurde gestützt durch die Kirche, die ihrerseits wiederum der wenn auch nur ideellen Autorität des Königtums bedurfte. Bald wurden die Bischöfe, das reformierte Mönchtum, bald die territorialen, bald die internationalen Mächte der Kirche zu Mitarbeitern an der ethisch politischen Aufgabe des Königtums. Dank dieser engen Verbrüderung ist in Frankreich die erste im modernen Sinn des Wortes nationale Kultur entstanden. Hinzu kam der Einfluß der Kreuzzüge als Vorschule eines um Franzien sich drehenden nationalen Einheitsgefühles, die Initiative zum ersten Kreuzzug geht vom Papst aus, die zum zweiten vom französischen König: die Kerntruppen und Führer des ersten gehören dem flandrisch-pikardisch-wallonischen Gebiete an, die des zweiten dem französischen; im ersten marschieren alle Nationen bunt durcheinander, im zweiten Franzosen und Deutsche getrennt und der Gegensatz zwischen den beiden Nationen tritt mehr als einmal in bedeutsamen Streitigkeiten hervor. In dieser Zeit aber „dachte man zurück an die große Zeit des Kaisers Karl (der ja immer ein französischer, nicht ein deutscher Nationalheld gewesen ist), Aachen die alte Kaiserstadt, verschmolz in den Vorstellungen der nationalen Dichtung mit Paris, der neuen Königstadt" und Titel, Würden und Funktionen des Frankenkaisers, wie sie in den Chansons de geste lebten, verschmolz die Phantasie aufs mannigfaltigste mit denen des Franzosenkönigs. Hinzu kam ferner, daß die übrigen Dialekte durch mannigfache, von Voßler ausgezeichnet charakterisierte Ursachen entweder von vornherein konkurrenzunfähig waren, oder es doch im Laufe der Zeit wurden. Endlich sind folgende Umstände nicht zu vergessen: In erster Reihe die früh gesicherte Erblichkeit des Thrones, dann die verhältnismäßig feste Residenz der Könige, die Vermeidung aller Ausländerei am Hofe, schließlich die günstige geographische Lage und Beschaffenheit Franziens als Kernland des großen Pariser Beckens. Alle diese Faktoren zusammengenommen brachten es dahin, daß seit Ende des zwölften Jahrhunderts das Französische als die gute und korrekte Schriftsprache gilt.

Welchen Charakter hat nun diese Sprache? Betrachten wir die Literatur — Voßler greift das Alexiuslied und das Rolandslied heraus —, so bemerken wir eine merkwürdige Innerlichkeit, ein Dominieren des Gefühls. Ueber äußere Umstände wird rasch hinweggegangen, nicht aus dem Drang nach Kürze, sondern weil alles Aeußere nur flüchtig und unklar gesehen wird (ähnlich wie auch in der Malerei der Zeit die Oertlichkeit in primitivster, für uns verletzend dürftiger Weise angedeutet ist). Das Geschehen wird, wo es irgend geht, in Handlung umgesetzt, aber die Handlung auch wiederum nur als Aeußerung eine Gefühls, eine Bewegung lediglich als Ausdrucksbewegung aufgefaßt. „Nach ihrem Gefühlswert, nicht nach logischem Zusammenhang, nicht nach zeiträumlicher Abfolge werden die

Digitized by Google

Ereignisse gegeben und geordnet. Das Tempus dieses unmittelbaren Stiles ist die Gegenwart, ein Präsens ohne Perspektive, in welchem die Grenze zwischen Vergangenheit und Gegenwart aufgehoben ist, so daß die fortwährenden Sprünge vom Präsens zum Perfekt, vom Perfekt zum Präsens nicht als Sprünge wirken, sondern nur wie das Zittern und Schwanken der Umrisse in einem heftig beleuchteten Bilde, in einem durch Blutandrang beunruhigten Auge empfunden werden." Gemäß dieser Unfähigkeit, Gedanken zu verknüpfen, sie logisch oder klarer Anschauung entsprechend zu ordnen, bemerken wir in der Syntax des Altfranzösischen eine erstaunliche Unbeholfenheit. Die Funktionen von lateinisch quod, quia und quam sind zusammengeflossen in das einzige altfranzösische que, dessen Funktion nun derartig verschwommen und schillernd geworden ist, daß sie sich kaum festlegen läßt, und grade diese riesige Funktionserweiterung ist ein wichtiges Anzeichen dafür, wie wenig man sich zur Herausarbeitung abstrakter Abhängigkeitsverhältnisse der Vorstellungen getrieben fühlte. Noch erstaunlicher ist die Menge der im Altfranzösischen verloren gegangenen lateinischen Konjunktionen; Voßler zählt über 45 auf, denen nur wenige und dürftige Neuschöpfungen gegenüber stehen.

Die Bevorzugung des Gefühlsmäßig-Impressionistischen, die der Stil des Rolandsliedes zeigt, finden wir auch bei der Betrachtung der Vorstellung wieder, die Eigenschaften und Gefühlswerte einer Sache treten rascher und lebendiger ins Bewußtsein als diese selbst (Buona pulcella fut Eulalia). Dementsprechend ist auch die Verbindung von Subjekt und Prädikat resp. von Verb und Objekt noch nicht so straff, als daß sich nicht bei jeder Gelegenheit allerlei modale oder qualitative Bestimmungen dazwischen drängen könnten, und gleiche Sorglosigkeit tut sich in den Kongruenzregeln des Altfranzösischen kund. Sinnkonstruktionen begegnen auf Schritt und Tritt und haben denn auch zur Erschütterung des flexivischen Kasussystems beigetragen. Vom unbestimmten Gebrauch des Tempus war schon die Rede, wo jedoch Färbungen der subjektiv-objektiven Wertbeziehung eines Vorganges oder einer Handlung auszudrücken sind, ist das Altfranzösische bestimmt und äußerst reich: der Gebrauch des Modus stellt sich als überraschend vielseitig und fest dar. Dieselbe Vorherrschaft des Gefühls, dieselbe Neigung Sinnliches gefühlsmäßig zu abstrahieren, zeigt sich endlich auch in der Steigerung und vor allem im Bedeutungswandel, für den Voßler interessante Beispiele heranzieht. „Der Sinn der altfranzösischen Sprache ist fast ganz auf den inneren Menschen, auf die ethische Persönlichkeit gerichtet; fast alles, was ihm von außen zufließt . . . . wird durch symbolische Umdeutung in die menschliche Gefühls- und Willenswelt hineinbezogen. Es ist mehr Einblick als Ausblick vorhanden."

Die mittelfranzösische Zeit, von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis zur Renaissance, wird charakterisiert einerseits durch Ausbildung des Standesbewußtseins, der ständischen Gliederungen und Organisationen, durch das Emporkommen des Bürgertums und damit eines nüchternen, praktischen

Digitized by Google

Geistes, andrerseits durch den hundertjährigen Krieg mit seinem wichtigsten Ergebnis: der Herausbildung des nationalen Gedankens. Am gröbsten und auffallendsten spiegelt sich das Hervortreten der sozialen Unterschiede und des Standesbewußtseins im Wortschatz. „Während in Südfrankreich die Vulgärsprache, und zwar die provencalische, schon seit dem Ende des elften Jahrhunderts in Gerichtsakten neben dem Lateinischen verwendet wird, tritt das Nordfranzösische erst seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts langsam und zögernd mit dem Latein in Wettstreit. Auch beschränken sich hier die vulgär-sprachlichen Akten fast durchweg auf privatrechtliche Verträge und rein lokale Verhältnisse. Erst zu Anfang der mittelfranzösischen Epoche, etwa seit Ludwig IX., beginnt die Kanzlei des Königs sich hin und wieder des Französischen zu bedienen", bis es unter Philipp dem Schönen immer häufiger gebraucht wird und im Laufe des fünfzehnten Jahrhunders das Latein zur Ausnahme macht. Seit der Zeit Philipp des Schönen beginnen auch die offiziellen Geschichtsschreiber des Königreichs, die Mönche von Saint-Denis, ihre Annalen in der Landessprache abzufassen. Daß auf diese Weise nicht wenige lateinische Wörter ins Französische übergehen mußten, liegt auf der Hand. In noch stärkerem Maße tragen hierzu bei die von den Königen veranlaßten Uebersetzungen aus dem klassischen Altertum. „Die Stellung dieser Uebersetzer und ihrer Auftraggeber dem römischen Alltertum gegenüber ist nicht die des künstlerisch begeisterten Humanisten, sondern die des praktischen Mannnes, dem es klar geworden ist, daß Wissen Macht bedeutet. Daher wird die Antike nicht gepflegt, sondern ausgebeutet, man will sich nicht einfühlen in sie, man will sich in den Besitz ihrer Schätze, ihrer Weisheit, ihrer Kenntnisse setzen." Daher kommt es den Uebersetzern auch nicht darauf an, elegant und gut französisch zu schreiben, sondern genau, wortgetreu, sachlich instruktiv zu sein. „Daher nehmen sie diejenigen Worte des Originals, für die sie ein sicheres Aequivalent nicht zur Verfügung haben, einfach aus dem Latein herüber und begnügen sich mit einer notdürftigen, äußerlichen Französierung des fremden Lautkörpers." Ja, je mehr sich im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts die wissenschaftliche Sprache konstituiert, erscheint diese charakteristische Fremdartigkeit gar als ästhetischer Vorzug, der endlich im fünfzehnten Jahrhundert die Anschauung nach sich zieht, daß der Latinismus, die Gelehrtheit und Seltenheit der Worte und Konstruktionen etwas Erstrebenswertes, Vornehmes und Schönes seien. Es ist sehr richtig, wenn Voßler davor warnt, diese Wandlung des Wortschatzes nur als Verschlechterung aufzufassen, vielmehr ist sie durchaus als ein der Ausbildung des sozialen Standesbewußtseins parallel laufender Vorgang anzusehen.

Neben dem Latinismus als Hauptmerkmal der vornehmen literarischen Sprache entwickelt sich dann im fünfzehnten Jahrhundert als das Kennzeichen der niederen Klassen der Argotismus, dessen Besonderheit vorerst fast ausschließlich in einem willkürlich entstellten metaphorischen Gebrauch des Sinnes einzelner Worte besteht. Eine kritische, aus Naturwissenschaft-

Digitized by Google

liche grenzende, psychologisierende, vor keiner Einzelheit zurückscheuende, fast systematische Beobachtung macht sich bemerkbar. Und wie diese Beobachtung in den Dienst eines praktischen, schlau spähenden, nüchternen und zusammenhaltenden Geistes gestellt wurde, so kommt der praktische, interessierte, zünftige Geist der Zeit auch in der Sprache zum Ausdruck. „Denn es sind die assoziativen Wandlungen, die Analogien, die ökonomischen und zweckmäßigen Angleichungen und Ausgleiche, die nun in den Vordergrund treten." Man begnügt sich nicht mehr mit dem Erraten aus dem Sinn, man will zweckmäßige Bestimmtheit und Klarheit, persönliche Beziehung wird häufig durch sächliche ersetzt. (Je suis celluy de quoy parle le prophète.) Man unterscheidet die Tempora. „Der ordnende Geist der Beobachtung triumphiert in der Vorstellung der Vergangenheit über das lyrisch erregte Miterleben der Ereignisse." Aehnlich zeigt sich die Objektivierung auch auf anderen Gebieten, zahllose Worte mit ursprünglich seelischer, ethischer Bedeutung, z. B. orgueilleux, honeste, humble u. s. w. kommen mehr und mehr dazu, einen äußeren Habitus, ein Aussehen zu, zu bezeichnen, hypocrite heißt schon im Rosenroman nicht mehr heuchlerisch sondern heuchlermäßig, Heuchelei darstellend.

Mit der Renaissance tritt der Einfluß des Lateinischen zurück. Das Französische, begünstigt teils durch den Persönlichkeitskult der Renaissance, teils durch die Reformation, bemächtigt sich der Wissenschaften. Noch 1636 erklärt ein jung gewählter Akademiker die toten Sprachen des Altertums für unfähig, den lebendigen Schatz der Naturwissenschaften zu fassen. Damit beginnt natürlich eine ungeheure Bereicherung der Sprache, eine Ausweitung und Dehnung ihrer Grenzen, deren man sich mit Stolz bewußt ist. Ein Schwelgen in technischen Ausdrücken beginnt, und wer je ein paar Seiten Rabelais im Original gelesen hat, weiß, wie die Sprache übermütig wird vor lauter schwellendem Reichtum, und wie jeder Gedanke von wahren Wortraketen durchbrochen wird. Damit zugleich macht sich eine den Idealen der Renaissance entsprechende größere Freiheit im Stil bemerkbar, und „der riesenhaften Spannweite, die von dem Stil eines Calvin zu dem eines Rabelais hinüberreicht, entspricht auch in der Grammatik eine ebenso große Weite und Ungebundenheit der syntaktischen Möglichkeiten." In der Wortstellung z. B. hat der Franzose kaum je eine verhältnismäßig größere Freiheit besessen als im sechzehnten Jahrhundert. „Die Worte sitzen sozusagen locker im Satz und können von den bewegten Wellen eines affektiven Vorstellungsablaufes durcheinander geworfen werden." Erst die Plejade, die auch den Wortschatz zu beschränken und die Vielfältigkeit des fremden Gutes zu nationaler Einheitlichkeit zu verarbeiten versucht, dämmt hier ein, bis Rationalismus und Dogmatismus des siebzehnten Jahrhunderts über Lyrismus und Musikalismus der Renaissance triumphieren und sachlich zusammengehörige Satzglieder auch zusammen bleiben. Die veränderte Gesinnung zeigt sich auch im veränderten Gebrauch sowohl des Artikels wie des Pronomens. Der Wortschatz wird geordnet und geklärt und lästiger

Digitized by Google

Ueberfluß abgestoßen, der Willkür in Syntax und Flexion Einhalt getan. Die mundartliche Aussprache wird durch die Jesuitenschulen und vor allem durch das Preziosentum bekämpft, ja der Sinn für Reinheit der Sprache geht soweit, daß jetzt die Kunstkritik zur Wortkritik einzutrocknen droht, wofür Malesherbes ein gutes Beispiel ist, während andrerseits Grammatik und Lexikologie durch ihre Fühlung mit der Kunstkritik ebensosehr vertieft, verfeinert und geadelt werden. Daher der feine Schliff Racines, die Klarheit und Biegsamkeit Descartes' und Pascals. Ein linguistisches Gewissen von unerhörter Feinheit erwacht, ungenauer Wortgebrauch wird streng verpönt und jene echte Art von Reichtum angestrebt, die im Unterscheiden, Auseinanderhalten und Ordnen der Bedeutungen besteht.

Mit diesem Höhepunkte, der den Franzosen ja noch heute als der klassische gilt, schließt Voßler sein Buch ab, das neben dem hier notgedrungen nur kurz Skizzierten noch eine Reihe ausgezeichneter kulturgeschichtlicher und literarhistorischer Kapitel, manche schlagende Charakterisierung, interessante Zusammenstellung und glückliche Formulierung enthält und den Leser durch beständiges Streifen neuer oder erst halbgelöster Probleme in Atem hält und vielfältig anregt.

Zuletzt noch ein kurzes Wort darüber, weshalb ich gerade diesem Buch viele Leser wünsche. Ich hoffe nämlich, daß es dazu beitragen wird, nicht nur, daß wir ein ähnliches Werk auch bald für die deutsche Sprache bekommen, sondern vor allem, unser eigenes sprachliches Gewissen zu schärfen und zu verfeinern. Wer die letzten Kapitel Voßlers liest, wird gegenüber dieser feinen Sprachkunst mit tiefer Wehmut erfüllt über den Tiefstand der deutschen Sprachkultur. Was uns fehlt und was auch die heutigen Franzosen noch immer haben, dürfte vor allem die Wertschätzung des Handwerklichen sein. Jeder, der bei uns schreibt, macht auch gleich den Anspruch, formal gut zu schreiben, ohne doch jemals dazu ernstlich und methodisch angehalten worden zu sein. All unser Schreibwerk ist im wesentlichen autodidaktisch erworben. Wer davon nicht überzeugt ist, mache die Gegenprobe und gehe einmal die Literatur der sog. stilistischen Untersuchungen durch: entweder bleiben sie am Inhaltlichen hängen oder sie zählen und registrieren. Das Bewußtsein, in der Sprache ein feines schmiegsames Handwerkszeug zu besitzen, das rein und blank gehalten werden muß, wenn wir nicht in die abscheulichste Schluderei verfallen wollen, fehlt uns so gut wie ganz. Deshalb fehlt es uns auch an dem, was man sprachliches Kunstgewerbe nennen könnte; wir haben keine Kunst der mündlichen Erzählung, keine des Gesprächs, keine des Briefschreibens. Immer stürzen wir uns auf die eine, die hohe Kunst, das heißt auf etwas Vages, von Klassikerreminiszenzen oder esoterischen Spekulationen Eingegebenes, anstatt das alltägliche und gesellschaftliche Leben mit jenem feinen Kunstgefühl zu durchdringen, von dem alle Epochen mit feiner Geselligkeit beherrscht waren. All unsere Sprachkultur dagegen beschränkt sich doch, ehrlich gesagt, auf die Vermeidung sog. unanständiger Ausdrücke und den Kampf gegen die

Digitized by Google

Fremdwörter. Wenn jemand Schmutz sagt statt Dreck, oder Abteil statt Coupé, Fahrkarte statt Billett, so glaubt er aller Pflichten gegen seine Muttersprache Genüge getan und mit dem ihm anvertrauten Pfunde trefflich gewuchert zu haben. Und sogar diese harmlosen puristischen Liebhabereien werden noch aufs Heilloseste kompromittiert durch den Uebereifer theoriebesessener Querköpfe. Wozu dieser Eifer führt, das möchte ich, da ich gerade darauf komme, rasch einmal an einem beliebigen, mir zufällig gerade vorliegenden Beispiele zeigen. Man lese bitte folgenden Satz: „Die Unziele eines durchaus meinlich gerichteten Weiskündtums waren ihrer Werde nach nicht imstande, die Volkswarte mit ihrem ursprünglich bleibsamen Pflegtum gegen die Urweise der im ungestümem Tonwog heranbrausenden in Lehrsal wie Uebsal gleich unduldsamen Unwaltung zu schützen." Ich glaube, die Feinde der Puristen könnten ruhig einen hohen Preis für den aussetzen, der diesen Satz richtig — übersetzt oder seinen Sinn nur annähernd richtig ergrübelt, es wird sich so leicht niemand finden. Da aber die Puristen, abgesehen von teutonischen Poseuren, ehrlich überzeugte, aber auch ein wenig unpraktische Leute sind, will ich sie nicht in Verlegenheit bringen uud die Lösung des Rätsels gleich hierhersetzen. Dieser Satz ist nämlich zusammengestellt aus Verdeutschungen, die ein Herr Hans Rotter vorschlägt (Ein Spatenstich für die Sprachwarte. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, 1913) und soll in der üblichen Sprache folgendermaßen heißen: Die Utopien einer durchaus idealistisch gerichteten Philosophie waren ihrer Natur nach nicht imstande, dem Staat mit seiner ursprünglich konservativen Kultur gegen die Argumente der in ungestümem Rhythmus heranbrausenden, in Theorie wie Praxis gleich unduldsamen Anarchie zu schützen. Ich überlasse dem Leser die Vergleichung im einzelnen und das Urteil über die meiner Meinung nach fast stets mißlungenen Verdeutschungen. Derselbe Hans Rotter schlägt allen Ernstes vor für Elektrizität „das Bern" zu sagen. Zu solchen Versuchen hat sich im Jahre 1672 schon der alte Christian Weise, der doch selber ein Schulmeister war, aber die Puristen sehr unhöflich „Lesebengel und Papierverderber" nannte, in seinem Buch von den drei ärgsten Erznarren geäußert. (Wer nicht zu dem interessanten Roman selber greifen will, nehme die anregende, alle notwendigen Winke enthaltende, nur leider gar zu magere Auswahl „Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunders, II (Prosa) von Legband in der Sammlung Göschen). Dort heißt es: „Niemand wird leugnen, daß dieselben Wörter, die ihr außmustert, von jedermann besser verstanden werden, als eure neue Gauckel-Possen . . . . Es ist nicht so bald geschehen, daß andere Leute erraten können, was ihr haben wollet . . . Wäre es euer Ernst der Welt nutze zu seyn, so würdet ihr nicht an den bloßen Schalen kleben und den Kern gantz dahinden lassen." (Cap. XI). Ich glaube, man kann sich diesem Urteil getrost anschließen. Denn was soll man überhaupt von Sprachverbesserern halten, die wie Hans Rotter Sätze von $2^1/_2$ und $4^1/_2$ (!) Druckseiten (S. 31 ff.)

Digitized by Google

schreiben oder in schlechten Gedichten Wörter gebrauchen wie Unwaltbann, Stammwaltjahr und Herrmann den Cherusker einen Volkstrachtrufer nennen?

Und was helfen uns denn die paar deutschen Ausdrücke, wenn unsere Behörden nach wie vor das kläglichste und sinnloseste Deutsch ausgehen lassen, wenn unsere Juristen eine Sprache schreiben dürfen, die in ihrer Unbeholfenheit an die Zeiten unserer schlimmsten Sprachverwüstung und in ihrer Dunkelheit an kabbalistische Zauberformeln erinnert, wenn unsere Gelehrten fortfahren, in dicken und grundgelehrten Büchern, ein abscheuliches jeder Kraft und Anschaulichkeit entbehrendes Deutsch zu schreiben oder ihre Kollegs z. B. in reinstem Sächsisch vorzutragen. Hier und nicht an den paar Fremdwörtern muß gebessert werden. Darum ist auch Rotters mit sympathischer Wärme, wenn auch in ungeschicktem Deutsch vorgetragener Vorschlag zur Errichtung einer deutschen Sprachwarte freudig zu begrüßen. Diese Sprachwarte soll ein Institut sein, das neu entstehenden Verschlechterungen (etwa der häßlichen Inversion und dem servilen Weglassen der Pronomina im Kaufmannsstil oder gewissen Saloppheiten des Journalismus) entgegentreten, bei Neubildungen, in Zweifelsfällen oder bei notwendig werdenden Neuschöpfungen Ratschläge erteilen, durch Vordrucke und Bearbeitungen von Erlassen, Rundschreiben, Gesetzen usw. vorbildlich wirken soll und mit der nötigen Autorität, die die Sprachvereine nicht haben, auszustatten ist. Daneben würde es, was Rotter vergißt, besonders auffällige schlechte Beispiele mit unerbittlich genauer Angabe des Fundortes festnageln, vor allem aber arbeiten müssen an einer vernünftigen Ausgestaltung unserer unpraktischen Rechtschreibung, wozu unlängst O. Kosog (Unsere Rechtschreibung und die Notwendigkeit ihrer gründlichen Reform. Teubner 1912) sehr beachtenswerte Vorarbeiten geliefert hat.

Die Hauptarbeit aber wird die Schule zu leisten haben. Unser Grammatikunterricht, der auf der Mittelstufe des Guten nicht selten zuviel tut und die Kinder ermüdet und langweilt, beschränkt sich auf der Oberstufe meist auf das Einpauken einiger Lautgesetze und technischer Ausdrücke für stilistische Figuren, anstatt durch schriftliche und mündliche Uebungen den Sinn für die Ausdrucksfähigkeit der Sprache zu üben. Ein paar Dispositionsschemata, ein paar allgemeine einleitende, überleitende oder abrundende Phrasen, wie das typische „So sehen wir, daß . . .“ das ist alles. Keiner unserer Schüler ist fähig, die verschiedenen Erfordernisse mündlichen und schriftlichen Stils zu beurteilen, keiner angehalten und gewohnt, einen Satz solange zu drehen, bis er die nötige Klarheit, Prägnanz und Wirksamkeit hat. Keiner ist fähig, in der Diskussion kunstgerecht zu antworten, keiner, seine Gedanken in freier, wenn auch nur kurzer Rede zu formen. Und was soll man zu einem Schulbetrieb sagen, der sich, theoretisch wenigstens, an dem Stil eines Cäsar oder Thukydides delektiert, aber die großen Prosaiker der eigenen Sprache so gut wie unberücksichtigt läßt? Der Schule bleibt da ein weites Feld, und wenn unserer Sprachkultur wirklich aufgeholfen werden soll, wird sie zuerst Hand anlegen müssen. R. Schacht.

Digitized by Google

Kunst.

Romantiker, Pathetiker und Logiker im modernen Industriebau.

Das Problem des modernen Industriebaues existiert streng genommen erst, seitdem wir die Forderung in uns aufgenommen haben, daß eine jede Architektur der wahre und überzeugende Ausdruck ihrer Bestimmung, ihres Zwecks, ihres Lebens sein muß. Frühere Industriebauten gehören nicht in eine Geschichte der modernen Industriearchitektur, weil in ihnen das Problem überhaupt noch nicht angefaßt ist. Derartige Bauten, zu denen die alte Wasserleitungsanlage in Sanssouci gehört, die im maurischen Stil gehalten ist, sind nur Material für eine Einleitung, für eine Vorbemerkung! Solange man ein Industriegebäude noch für etwas Genierliches hielt, das man möglichst verstecken oder verkleiden mußte, konnte selbstverständlich von einem wirklichen Industriebau nicht die Rede sein. Die erste Vorbedingung für einen solchen ist ja gerade das entschlossene Bekenntnis des Architekten zu dem Besonderen der Aufgabe, die ungeschminkte Hingabe an die Bedeutung und den Wertindustrieller Bedürfnisse.

Es fehlt nun heute in Deutschland nirgends an der nötigen Achtung vor der Größe und Gewichtigkeit der Industrie. Abgesehen davon, daß die Industrie einen Umfang angenommen hat, daß man ihre Häuser nicht mehr verstecken kann, denkt auch niemand mehr daran. Im Gegenteil, der Industriebau ist heute fast eine populäre Angelegenheit; das Publikum schenkt ihm mehr Aufmerksamkeit als im allgemeinen dem Kirchenbau oder der Theaterarchitektur.

Noch weniger als an der Gunst des Publikums fehlt es an dem guten Willen der Architekten. Unsere besten Begabungen haben sich mit Freuden in den Dienst der Industrie gestellt, Peter Behrens, der die Bauten der A. E. G. in Berlin und die Gasanstalt in Frankfurt, Muthesius, der die Michelssche Seidenweberei in Nowawes, Alfred Grenander und Bruno Möhring, die einen Teil der Bahnhöfe der Berliner Hoch- und Untergrundbahn, Riemerschmid, der die Deutschen Werkstätten in Hellerau gebaut hat, und viele andere mehr. Sie alle haben sich entschieden zur Industrie bekannt. Das gemeinsame Ziel ist, ihrem inneren Leben einen Körper zu schaffen, der organisch, ausdrucksstark und überzeugend ist. So verschieden die Künstler sein mögen, so treffen sie in diesem Ziele doch alle zusammen: ungeschminkt und unverfälscht zu sein! Architekten wie jener, der die Groß-Berliner Untergrundbahnhöfe Dahlem und Podbielski-Allee als strohgedecktes Bauernhaus und als zinnengekrönte Raubritterburg „erdachte", stellen sich freiwillig außerhalb aller Entwicklung, wirken wie seltsame Fossile einer versunkenen Zeit!

Und gerade, weil die Modernität aller ernsthaft in Frage stehenden Architekten zweifellos ist, treten die Unterschiede der Einzelnen in der Auffassung ihrer Aufgabe deutlich hervor. Denn wer etwa

Digitized by Google

glaubte, es müsse, wenn nur die Grundüberzeugung die gleiche ist, jede Verschiedenheit, jede Eigenwilligkeit verschwinden, irrte sehr. Deutlich lassen sich im modernen Industriebau drei Typen von Architekten unterscheiden. Was sie bestimmt, ist nicht ein höherer oder niederer Grad des Könnens, der Intelligenz oder der Geschicklichkeit, auch nicht, wie gesagt, ein höherer oder niederer Grad der Unverfälschtheit und der Konsequenz, sondern eine verschiedene Auffassung von Wesen, Wert und — wenn der Ausdruck gestattet ist — von der Seele der Industrie.' Gilt es, der Industrie einen organischen, ausdrucksstarken und überzeugenden Körper zu schaffen, so ist das nur möglich auf Grund einer intensiven Vorstellung ihrer inneren Werte. Der Künstler kann überall nur das ausdrücken, was er zuvor erlebt hat. Jede künstlerische Form ist die Ausprägung von etwas Geistigem, Seelischem, Erlebtem! So sind es auch geistige Dinge, welche jene Typen des modernen Industriearchitekten bestimmen!

Was dem deutschen Industriearchitekten leicht gefährlich werden kann, ist die historische Tradition. Die mühelose Beherrschung gotischer, romanischer und renaissancemäßiger Formensprache, die ihm auf den Hochschulen noch immer als das Salz und Brot seiner Kunst eingedrillt wird, verkümmert und lähmt nur allzu leicht den Mut zum Neuen, Originalen! Der moderne Industriebau aber ist nun einmal eine absolut neue, vom Historischen noch nicht beschwerte Aufgabe. Sie läßt sich nicht lösen, indem man rückwärts blickt. Deshalb ist der amerikanische Architekt in einer viel glücklicheren Lage. Er hat keine Tradition, die ihn im Industriebau vom produktiven Neuschaffen zurückhalten könnte. Gewiß figuriert auch in Amerika an allen offiziellen Bauten die jonische und korinthische Säule, feiern der Palladianismus und das Louis XVI. Triumphe. Aber sie sind doch nur aufgezwungen, Verlegenheitsauskünfte und nicht so wie bei uns in Fleisch und Blut übergegangen. Sie mögen für Museen und Auditoriengebäude drüben noch als unentbehrlich gelten — handelt es sich um einen Industriebau, so siegt im Amerikaner die gesunde und unmittelbare Schaffenslust. So ist es nicht schwer zu verstehen, daß Amerika eigentlich noch immer die besten Industriebauten besitzt und daß es uns vorbildlich in diesem Gebiete sein kann. Das haben auch viele unserer Architekten erkannt. Eine Studienreise über den Ozean ist heute fast obligatorisch. Auch Peter Behrens ist im Vorjahre nach Amerika gegangen! In der Tat verdienen die wundervollen Kohlen- und Kornsilos und die Elevatoren in Montreal, Fort William, Buffallo, Minneapolis, Baltimore ꝛc. das größte architektonische Interesse! (Abbildungen findet man neuerdings im „Jahrbuche des Deutschen Werkbundes 1913", das unter dem Titel „Die Kunst in Industrie und Handel" bei Eugen Diederichs in Jena erschien.)

Kaum läßt sich ein größerer Gegensatz zu den amerikanischen Bauten denken, als die „Deutschen Werkstätten", die Richard Riemerschmid in Hellerau bei Dresden aufführte. Nicht als ob Riemerschmid einen historischen Stil festgehalten hätte — diesen Fall wollen wir ja hier überhaupt

Digitized by Google

nicht berücksichtigen! — oder als ob sein künstlerischer Mut in Frage zu stellen wäre! Die Sache liegt vielmehr so, daß Riemerschmid den industriellen Betrieb, dessen Haus er bauen sollte, vorwiegend von der gefühlsmäßigen Seite betrachtete, ihn hauptsächlich mit dem Gemüt erfaßte. Man muß, um gerecht zu sein, zugeben, daß das Besondere der Aufgabe, den Mittelpunkt einer Gartenstadt, einer Einfamilienhaus-Siedelung, in der freien Natur zu schaffen, dazu leicht veranlassen konnte! Gegen den Anklang an dörfliche Motive ließe sich also kaum etwas einwenden, da solche z. T. in der Sache begründet waren. Nur geht eben Riemerschmid in ihrer Verwendung zu weit, ja wenn er eine regelrechte Dorfkirche in den Hof stellt, die nur eben im Inneren nicht frommem Gottesdienste, sondern der Unterbringung der Maschinen und der Arbeit der Dampfkessel bestimmt ist, so ist eigentlich die Grenze des Zulässigen schon wieder überschritten. Fassen wir uns dahin zusammen: Riemerschmid, der hier natürlich nur als Typ einer Gruppe von Künstlern steht, sieht den industriellen Betrieb nicht vorurteilslos an, er hält mit dem unerschrockenen Ausdruck zurück. Er sieht nicht das Gewaltige, Strenge, Eiserne, er hat den Ehrgeiz, ihm eine gewisse Poesie und Lyrik zu geben. Man wird mich nach alledem verstehen, wenn ich ihn als den Romantiker des Industriebaues bezeichne.

Ganz anders Peter Behrens! Dieser Künstler ist gerade von dem Strengen, dem Eisern-Gewaltigen völlig erfüllt. Es ist überaus fesselnd, zu beobachten, wie er um den Ausdruck der Industrieseele ringt! Keine Kante wird gemildert, keine Herbigkeit geglättet. Behrens vermeidet es unbedingt, irgendein Motiv von außen heranzubringen. Die Form kann ihm kaum einfach genug sein. Er will Größe, Wucht und Gewalt. Als das reinste Mittel, diese zu erreichen, erscheint ihm die Vereinfachung. Seine Frankfurter Bauten lehren es besonders deutlich! Die turmartigen Gasbehälter bestehen nur aus zwei Formen: dem Zylinder und dem Kegel. Ein enger und hoher Zylinder trägt einen Zylinder von minderer Höhe und größerem Durchmesser. Der eine ist auf den anderen hinaufgestellt, ohne Vermittelung, ohne Ueberleitung. Die Formen sind einfach wagerecht abgeschnitten und konzentrisch aufeinander gestellt! Alle Fenster sitzen in wagerechten Zonen. Ein schlichter Kegel gibt die Bedachung. Die Wandungen der Türme sind lotrecht. Der schlankere besitzt einen Unterbau von quadratischem Grundriß, dessen Würfelform in der einfachsten Weise in den Kreis übergeleitet wird, so wie es schon im romanischen Würfelkapitell vorgebildet ist. Frühere Bauten Behrens' zeigen ihn auf dem Wege zu diesen Formen der Frankfurter Gasanstalt. Niemand kann sich den Wirkungen seiner Kunst entziehen — und doch regt sich ein Einwand! Ist nicht die Auffassung Behrens' ein wenig einseitig? Liegt in seiner Architektur wirklich die Seele der modernen Industrie? Ich meine, daß Peter Behrens das Element des Schweren, Massigen und Gewaltigen etwas allzu sehr betont. Seine Vereinfachungen grenzen hier und da an Plumpheit. Er will die Industrie als Zyklopen, als einen Riesen geben, dessen einzige Aeußerungen

Digitized by Google

Donnern und Brausen sind. Wo Riemerschmid milderte und sänftigte, da übertreibt Peter Behrens. Auch er wird dem Charakter der Industrie nicht völlig gerecht, er hat ihn nicht in allen seinen Zügen aufgenommen. In seinem Empfinden leben nur die Momente des Tosens und Stampfens. Er ist der Pathetiker des modernen Industriebaues!

Auch Behrens, dessen Arbeiten fraglos von historischer Bedeutsamkeit sind, steht hier für eine ganze Gruppe. Zu ihr gehört der Bremer Architekt Stoffregen, der die Fabrik der Delmenhorster Adler-Linoleum-Werke baute. Hier ist das Pathos mit einem Zuge des Tragischen verbunden, daß man vermeint, die Schatten Agamemnons und Aegisths zu spüren!

Wendet man dann den Blick auf die Bauten des Breslauers Hans Poelzig, so erfährt man ein Gefühl der Befreiung und Klärung Man erhält vom Posener Wasserturm, dessen Treppe zur Empore ein Glanzstück moderner Baukunst ist, oder von den Chemischen Fabriken Milch & Co. in Lauban den Eindruck einer unbedingten Sachlichkeit. Es ist ganz merkwürdig, wie diese Architekturen ohne jeden Gefühlsballast sind, ja zunächst kaum eine besondere „künstlerische" Arbeit erkennen lassen! Der beste Beweis für ihre Sachlichkeit! Aber bei längerer Betrachtung üben sie eine immer steigende ästhetische Anziehungskraft aus, erscheint ihre Form immer reiner und stärker. Gerade weil sie so absichtslos, so tendenzlos sind, weil sie von innen her ganz natürlich gewachsen sind, spricht sich in den Formen dieser Fabrikhäuser die Arbeit so überwältigend stark aus. Den Riemerschmidschen wie den Behrensschen Bauten gegenüber erscheinen die Arbeiten Poelzigs als eminent natürlich. Poelzig denkt nicht daran, die Industrie zu romantisieren, aber er nimmt sie auch nicht pathetisch, er nimmt sie ganz einfach, ganz natürlich, ganz selbstverständlich. Und deshalb tritt nichts in seinem Schaffensprozeß ein, das den sachlich-notwendigen Verlauf umbiegen oder hemmen könnte. Die architektonische Logik wird von keinem Gefühlsmoment durchkreuzt, die künstlerische Logik geht konsequent ihren Weg, mit keinem anderen Ziel als dem, den von dem Fabrikherrn gestellten Anforderungen sachlich die beste Form und Lösung zu geben! In diesem Sinne möchten wir Hans Poelzig als den Logiker bezeichnen.

Ein schönes Versprechen, in einem ähnlichen künstlerischen Geiste an industrielle Bauten heranzugehen, stellt der Leipziger Pavillon des „Stahlwerkverbandes" dar, jenes bekannte „Monument des Eisens" von Bruno Taut. Wer das Schaffen dieses Künstlers genauer kennt, weiß zwar, daß er schon einige ganz vortreffliche Industriebauten geliefert hat, ein Turbinenhaus in Wetter a. d. Ruhr, eine Dampfwäscherei in Tempelhof, zu denen einige Entwürfe hinzukommen. Für das allgemeine Publikum war das „Eisenmonument" der erste Anlaß, Bruno Taut kennen zu lernen. Was es rechtfertigt, ihn hier zu nennen, ist eben die Auffassung, die seinem Leipziger Pavillon zugrunde liegt, ist der Umstand, daß er hier das Eisen nicht als starre, schwere und brutale Rekordmacht aufgefaßt hat, sondern als den vom Geist der Ingenieure geschickt und klug gemachten Stoff, dem wir einige der vollendetsten modernen Kunstwerke verdanken! Dr. Adolf Behne.

Digitized by Google

Literatur.

Das Ziel der Dichtung.

Was eigentlich das dichterisch Schöne sei, läßt sich in deutlichen Worten nicht bestimmen, aber doch weiß es jeder, dessen Ohr für die Sprache des Dichters feinhörig ist. Nehmen wir z. B. eins der wenigen Heineschen Lieder, die ganz reinen Genuß gewähren, eins jener Liedchen, die uns wie die leibhafte Dichtung ansprechen. Was bietet es uns? Keinen tiefen Gedanken, keine Bereicherung unserer Erkenntnis, nur einfache Worte für eine flüchtige Stimmung, und doch trifft es uns wie ein goldener Lichtblitz aus einer höheren Welt. Wahre Dichtung wird empfunden, nicht begriffen, kann in keinen Formelkäfig eingesperrt werden.

Ein Gedicht bedeutet auch nicht ein Spiegelbild der wirklichen Welt, in der wir leben. Eine Erzählung oder Darstellung kann ängstlich getreu die Wirklichkeit abzubilden suchen und doch kein Gedicht sein. Das Werk eines Dichters kann seinem Inhalte nach unwahrscheinlich, ja unmöglich (Märchen, Sage) und doch dichterisch schön sein. Auch kommt hier nicht in Betracht, wie weit die geschilderte Vergangenheit dem Ergebnis der geschichtlichen Forschungen entspricht. Ferner entscheidet nicht der Gehalt an Gedanken; Kants Kritik der reinen Vernunft würde, in tadellose Verse gebracht, dichterisch ebenso wertlos sein, wie etwa ein gereimtes Kochbuch. Der sittliche, religiöse, nationale, politische Standpunkt haben gleichfalls mit der dichterischen Wertung an sich nichts zu tun. Ein Werk kann von solchen Gesichtspunkten aus verwerflich und dennoch (vielleicht leider) wunderbar schön, es kann in dieser Hinsicht ohne Tadel, nur aber kein Gedicht sein.

Alle solche Gesichtspunkte haben für das Gesamturteil über ein dichterisches Werk ihre Bedeutung, nicht aber für das Kunsturteil. Wenn sie ja sagen, wird dadurch dem eigentlich dichterischen Wert nichts zugelegt, wenn sie nein sagen, bleibt das dichterisch Schöne davon unberührt. So wird der Wohlklang eines gesungenen Liedes nicht von der Bildung oder Sittlichkeit des Sängers bestimmt, der Eindruck, den Farbe und Duft einer Blume auf uns machen, ist nicht von der Frage abhängig, ob ihr Saft giftig oder heilsam sei.

Der Dichter soll nicht belehren oder bessern, nicht Lehrer oder Arzt sein wollen. Die Dichtung erteilt keine Rezepte und soll nicht auf medizinische Erfolge ausgehen, am wenigsten aber als Brechmittel wirken.

Ueber das dichterisch Schöne hat man Aufsätze und Bücher geschrieben, die gelesen und wieder vergessen worden sind, man hat für den Dichter Gesetze und wieder Gesetze aufgestellt und verworfen. Was eigentlich wahre Dichtung sei, ist eben nicht bestimmbar, das ist Sache des Gefühls, des Geschmackes im höheren Sinn.

Wie aber überhaupt in allen Fragen des Geschmackes hat auch bei Entstehung des Urteils über ein dichterisches Werk die Einrede (Suggestion) eine große Macht.

Digitized by Google

Die Menge der Leser hört auf die Kritiker der Kunst und deren Aufgabe in der Gesellschaft, das Urteil haben sie ihnen ferne, ob sie das Buch lesen oder nicht lesen. Aber der Inhalt des Urteils ändert sich von einem Berichterstatter zum anderen, mit gleicher Sicherheit verwerfen dann die Führer, was die Väter bewundert haben und umgekehrt. Denn die Moden wechseln, wie die Wellen im Meere steigen und sinken, und mit ihnen wechseln Geschmack und Urteil. Für das unmoderne Schöne ist die Empfänglichkeit geschwunden, während modern Schmuckes laut gepriesen wird, und nur Wenige bemerken, daß der vergängliche Silberglanz eine gemeine Metallmischung überdeckt.

Auch die Ehrfurcht vor einem großen Namen wirkt verwirrend auf das Kunsturteil. So steht die Kritiklosigkeit vor den so ungleichen Werken unseres großen Goethe in ratlos blinder Verehrung. Sie unterscheidet kaum zwischen seiner wunderbar schönen Gedankendichtung, wie wir sie in den „Grenzen der Menschheit", „Prometheus", „Gesang der Geister über dem Wasser", „Mahomets Gesang" u. a. finden, und dem Sandhaufen seiner Altersgedichte, in denen wohl gar mancher weise Ausspruch sich findet, aber nur hin und wieder ein poetisches Goldkörnlein. Und Faust! Der erste Teil, das schönste Gedicht in deutscher Sprache, und der zweite, werden in einem Atem genannt!

Der Dichter gilt uns als einer der Pfadfinder, welche uns dabei helfen sollen, die Gesamtheit der Dinge, die uns umgibt, zu verstehen, die Welt oder Wirklichkeit, wie wir sie nennen, und die uns so fremd, dunkel und rätselhaft anblickt. Das Menschenherz ist auch ein Teil davon, aber es ist selbst ein Rätsel, wer kann seine Tiefen erschöpfen und ausmessen?

Wenn der Dichter uns an die Hand nimmt, was soll er uns zeigen? Soll er die Dinge um uns sammeln und sie in verkürztem Abbilde uns vorführen, ganz wie sie sind, gerade wie unsere Sinne sie auffassen, und liegt etwa das Ziel der Dichtung in der Genauigkeit der Wiedergabe?

Die Genauigkeit oder Ungenauigkeit hat an sich mit dem Kunstwert gar nichts zu tun, sonst müßten die Photographen und Phonographen und Kinematographen den Gipfel der Kunst erreicht haben.

Sollte denn wirklich das Wesen der Kunst darin bestehen können, daß das Abbild dem Urbilde zum Verwechseln ähnlich sehe? Sollte wirklich durch eine solche Verdoppelung Schönheit entstehen, die Häßlichkeit des ersten Stückes durch Wiederholung ins Gegenteil umschlagen, die unfreieste Nachahmung Kunstwert beanspruchen dürfen?

Nicht umsonst hat man die Arbeit des echten Künstlers als eine schöpferische bezeichnet. Ja, er schafft sich seine eigene Welt, die nach seinen Gesetzen lebt, und es kommt einzig darauf an, daß sie eben wahrhaft lebt. Denn was lebt, das kann, darf, soll leben.

Was würde es nützen, aus der Wirklichkeit sich ins Reich der Dichtung zu flüchten, wenn man dort alle Jämmerlichkeiten des Alltags wiederfände? Man will doch befreit, gehoben werden. Man legt seine Ueber-

Digitized by Google

schuhe, den bespritzten Mantel ab, um rein ins Haus des Dichters zu treten; wie ist man enttäuscht, wenn man dort nur einem Spiegelbilde der schmutzigen Straße gegenübersteht!

Es kommt nicht darauf an, daß die Gestalten, welche der Dichter erscheinen läßt, in der Außenwelt gelebt haben oder gelebt haben konnten, sondern daß der Dichter sie uns lebendig macht, zur lebendigen Wirklichkeit veranschaulicht, als ob sie gelebt haben müßten.

Nicht darin zeigt sich der Dichter, daß er die Wirklichkeit getreu abbildet, sondern darin, was er der Wirklichkeit entnimmt, wie er sie uns zeigt; ja vielleicht ist, was er uns zeigt, den wirklichen Dingen nur wenig ähnlich; gleichviel, wenn er es für uns lebendig macht, so hat es ein Recht zu leben und wird fortleben, wenn alle bloßen Spiegelbilder des Alltags längst vergessen sind.

Die Schwachsichtigen, die Hühnerblinden können nur im grellen Tageslicht sehen, sie erblicken nur die handgreifliche Wirklichkeit und begreifen nicht, daß, was sie wahrnehmen, nur ein Vorhang ist, den der Dichter aufziehen oder wegschieben kann, wie es ihm beliebt. Alles Hohe steht über dem Greifbaren, hinter der Aeußerlichkeit, und wer die rechten Augen hat zu sehen, sieht es hindurchleuchten. Die stumpfen Sinnes sind, stehen vor dem gemalten Vorhang, lachen und klatschen Beifall, denn sie meinen, er sei das Welttheater selbst, und wer den Vorhang photographiert hätte, der trage die ganze Weisheit in der Tasche.

Der Dichter hat die freie Wahl der Kunstmittel, soweit sie seinen Zwecken dienlich sind. Er kann die Stoffe nehmen, wo er sie findet und wie er sie findet. Er ist dabei an keine Wahrscheinlichkeitsrechnung gebunden, wenn er nur versteht, das Alltägliche dichterisch zu verklären, wenn er nur die Kraft hat, das Unmögliche als möglich, das Unwahrscheinliche als wirklich, das Ungeschichtliche als Tatsache erscheinen zu lassen. Die Gestalten des echten Dichters werden in jedem dieser Fälle leben, die Gestalten des Pfuschers sind tot, wenn er sie auch eben von der Straße aufgegriffen hat und ihre Sprechweise mit der Treue eines Phonographen wiedergibt.

Wer wollte behaupten, daß die großen Dichter vergangener Zeiten nur irgendwelche Zeitverhältnisse widerspiegeln? Nehmen wir Shakespeare, dem man am meisten Wirklichkeitssinn zuschreibt. Entsprechen die historischen und geographischen Voraussetzungen seiner Schauspiele durchweg der Wirklichkeit? Und die ungeschichtlichen Schauspiele (Romeo und Julie, der Kaufmann von Venedig, Othello usw.)? Wer wird die vielen Unwahrscheinlichkeiten der Handlung in Abrede stellen? Würde Shakespeare mehr Shakespeare werden, wenn es gelänge, ohne Schaden die geschichtlichen und geographischen Schnitzer, die Unwahrscheinlichkeiten usw. zu beseitigen? Würde er weniger werden, wenn man noch ein Schock mehr dergleichen aufdeckte? Alles das hat mit dem dichterischen Wert nichts zu tun.

Digitized by Google

Nach den Naturalisten hätte eigentlich Schiller im Wilhelm Tell die Schweizer ihre Mundart und die Jungfrau von Orleans altfranzösisch reden lassen müssen.

Alle Widergeschichtlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten kommen für die rein dichterische Wertung nur soweit in Betracht, als sie vielleicht die Wirkung des Gedichtes stören können, als der Erfolg erschwert wird, wenn das Fahrzeug des Dichters mit zuviel solcher Grundschulden belastet ist. Kann es aber diese Last tragen und doch leicht dahin gleiten, fahr zu!

Freilich, wenn ein Dichter Gestalten, welche durch die Geschichte oder Sage oder durch ein allbekanntes Dichtwerk für weite Kreise schon ein festes Gepräge erhalten haben, uns umgewandelt und umgewertet vorführen will und uns zumutet, unter dem bekannten Namen uns etwas Fremdes, Andersartiges vorzustellen, so wird unser unwilliges Erstaunen der vom Dichter beabsichtigten Wirkung heftig widerstreben, so daß allein eine gewaltige Dichterkraft uns die Umprägung verlebendigen und das alte Bild uns vergessen machen kann. Aber wozu sich eine Aufgabe so erschweren? Lasse man doch die alten bekannten Bilder, die vertrauten Gestalten der Erinnerung uns unangerührt, mag der Dichter nach neuen Namen, nach uns noch fremden Gestalten greifen, die in seiner Seele ungeboren in unerschöpflicher Fülle noch schlafen. Die bekannten Gestalten sind gleichsam Ahnenbilder, die sind, wie sie einmal sind, und man soll an ihnen weder pfuschen noch meistern.

Wo aber trotz alledem die Gestalten des Dichters uns lebendig werden, so handeln, als ob sie wirklich, als ob sie möglich wären, ist niemand befugt, mit dem Dichter deshalb zu rechten.

Denn Dichten heißt, etwas, das außer uns nicht vorhanden ist, in uns zum Leben erwecken, so daß wir Gefühle haben, für die uns die Außenwelt keinen Anlaß bietet, daß wir Gestalten sehen, von denen unser körperliches Auge nichts erblickt, daß wir für Helden uns begeistern, von denen uns die Geschichte nichts meldet. Gleichviel, woher der Dichter seine Gestalten genommen hat. Wir sehen sie, wie er sie uns zeigt und damit genug. Wir brauchen keine kritische Polizei um Erlaubnis zu fragen. Im Lande des Dichters werden keine Pässe visiert.

Aber das Land des Dichters ist nicht dasjenige, das unsere Schuhe beschmutzt, das uns den Staub in die Augen treibt, dessen Luft schwer zu atmen ist; der Dichter soll uns in reine Bergluft hinauftragen.

Wir brauchen eine Kunst, die leuchtet und wärmt und erhebt, nicht eine, die verstört und verekelt und niederdrückt.

Wir brauchen eine Dichtung, die nicht die Aeußerlichkeiten des uns umwogenden Lebens kinematographieren will, sondern die selbst in uns und für uns Leben schafft.

Das Gold der Dichtung ist überall ausgestreut, aber nur ein begnadetes Sonntagskind weiß es zu finden. Es birgt sich vielleicht im Alltäglichen, aber wer das Alltägliche photographiert, wird es nicht er-

Digitized by Google

haschen. Nur der magnetische Zauberstab des geborenen Dichters lockt es hervor, und von seinem wundersamen Glanz berauscht, vergessen wir die Wirklichkeit, die uns umgibt, aber dennoch lernen wir sie voller und heller verstehen, denn was uns der wahre Dichter gibt, quillt aus den Tiefen des Lebens und hebt uns in weite und lichte Höhen.

Max von Güldenstubbe.

C. Schroeder: Vom papiernen Stil. 8. durchgesehene Auflage. Leipzig-Berlin, 1912. Verlag: B. G. Teubner. 101 S.

Der „große Papierne", dem der Verfasser mit grimmiger Laune zu Leibe geht, ist die Schriftsprache, sofern sie, die doch eigentlich nur bestimmt war, das gesprochene Wort festzuhalten, sich von der lebendigen Sprache bis zur Unnatur entfernt oder gar, von fremdsprachlicher Weisheit und Konsequenzmacherei irre geleitet, sie meistern will. Das jetzt in 8. Auflage gedruckte Buch, dessen erster Aufsatz schon 1887 in den Preuß. Jahrbüchern veröffentlicht wurde, ist unabhängig von R. Hildebrand und G. Wustmann entstanden, stellt sich aber als ihr Bundesgenosse im Kampfe gegen „Sprachdummheiten" dar. In einigen Fällen mag jetzt, wie der Verfasser selbst zu fühlen scheint, die Wucht des Angriffes nicht mehr voll verständlich sein; gewachsen ist inzwischen ohne Zweifel die Einsicht in die mißbräuchliche Verwendung des Fürwortes „derselbe", gewachsen die Abneigung gegen die Ueberladung der Substantive mit langen Partizipialattributen. Aber noch immer werden manche feine Bemerkungen, z. B. über die Vermeidung des Hiatus bei Goethe, überraschen und sich Dank verdienen, besonders da alles in sehr wirksamer Sprache vorgebracht wird.

In einer Kleinigkeit indessen möchte ich einen Widerspruch wagen. Schroeder haßt auch das „Häkchen" — so nennt er den Apostroph —, weil er ihn lediglich für eine Erfindung des „Papiernen" ansieht, der in der lebendigen Sprache nichts entspricht, und will es auch streichen in Verbindungen, wie „Freud' und Leid", „Lieb' und Lust". Aber in diesen Fällen, wie auch etwa in dem Beispiel „Die Reu' ist lang", wo Reu' sich in der Tonlänge deutlich von einem von vornherein einsilbigen Worte wie „neu" unterscheidet (vergl. reis': Reis, Reih'n und rein), ist das e der Endung, woran das „Häkchen" gern erinnern mag, nicht völlig spurlos verschwunden. Daß es in diesem Falle Ueberlänge des Vokals zurückgelassen und in jenem, wenigstens bei sorgfältiger Aussprache, die media vor dem Uebergang in die tenuis gerettet hat, scheint dem sonst so außerordentlich feinen Gehör des Verfassers entgangen zu sein.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Digitized by Google

Ludwig Nordström: Bürgergeschichten aus einer Stadt im hohen Norden. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Marie Franzos. Albert Bonnier, Verlag, Leipzig und Stockholm.

Wenn Lessing schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts (während seiner kritischen Tätigkeit in Berlin) über die „gutherzigen Deutschen" spöttelte, die „neben dem Guten auch die gehaltlosesten Scharteken der Ausländer übersetzen und dankbar begrüßen"; was würde er zu der Flut von Uebersetzungen wert- und stilloser Novellen und Romane sagen, die heute den deutschen Büchermarkt überschwemmen? Die Geschichten aus einer Stadt im hohen Norden hätte er jedenfalls zu den gehaltlosen Scharteken gerechnet. Man spürt darin nichts von der Stimmung, die der Landschaft jener Breitengrade mit ihren Wildnissen und Einöden eigen sein muß: sie bereichern unsre Volkskunde nicht, indem sie uns einen Blick tun lassen in die uns fremden und daher interessanten Daseinsbedingungen, welche die Gefühls- und Denkweise der dortigen Menschen bestimmen; sie haben nichts von dem Reiz der aus Sage, traumartiger Phantastik und Realismus zusammengewebten Dichtungen Selma Lagerlöffs. Die Bürger der kleinen nordschwedischen Stadt sind, obgleich sie an einem Fjord wohnen, einen, wie es scheint, nicht unbedeutenden Handel treiben und zum Teil als Schiffer ein gut Stück Welt gesehen haben müssen, ganz so beschränkt und so arm an Gemütswerten, wie sie es in manchen im tiefsten Innern Rußlands verlorenen Landstädtchen sein sollen. Nur ein sonniger Humor, der das Geschwisterkind der Güte ist, hätte ihre Armseligkeit mit solcher Liebe bestrahlen können, daß sie genießbar geworden wären, hätte in ihren Seelen Saiten anschlagen können, deren Klang uns mit ihnen ausgesöhnt hätte. Nach der Ueberschrift mancher der Geschichten, wie „Das unsichtbare Lächeln", „Die gesegnete Arbeit", „Steh' nie frühmorgens auf", erwartet man entschieden etwas Hübsches, und wie wird man enttäuscht! „Das Erwachen" z. B. erzählt eine ganz widerwärtige Verführungsgeschichte. Eine große Enttäuschung bringen uns auch die „Sechs kleinen Geschichten von Thomas Lack". Wenn schwedische Kinder so sind, wie der wohl kaum 6 Jahre alte Thomas Lack, der Ratten begräbt und Betrachtungen darüber anstellt, ob sie wohl in den Himmel kommen, der sich von dem Lächeln eines kleinen Mädchens, das er heiraten will, am ganzen Körper so stark gekitzelt fühlt, daß er sich zusammenducken muß, und was dergleichen Absonderlichkeiten mehr sind, so müssen sie sehr verschieden von den Kindern aller anderen Völker sein. Selbst in den Kindergeschichten amerikanischer Bücher begegnet man keinen, die uns durch solch eine Mischung von altkluger, unkindlicher Frühreife und von Tumbheit, wie der Seelenzustand unverdorbener Kinder mittelhochdeutsch genannt wird, in Erstaunen setzen. — Es läßt sich kaum annehmen, daß die Geschichten aus dem hohen Norden viele deutsche Leser finden werden, und es läßt sich auch gar nicht wünschen.

Digitized by Google

Grazia Deledda: Liebe. Roman. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen von E. Müller-Röder. Albert Langen, München.

Auch dieser Roman würde vor Lessings kritischen Augen wohl kaum viel Gnade gefunden haben. Er erzählt eine Liebesgeschichte, die sich in einem Dorfe Sardiniens abspielt; aber zu einer guten Dorfgeschichte gehört mehr als die Schilderung eines ländlichen Milieus und einer Anzahl von Personen, die wie Seumes Kanadier noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennen und angeblich ein Herz, wie Gott es ihnen gegeben, von Kultur noch frei, im Busen hegen. Die Handlung des Romans ist dürftig. Er wird eines Diebstahls verdächtigt, den er nicht begangen hat, und erkrankt darüber so schwer, daß er stündlich seinen Tod erwartet; er wird aber, nachdem sie, an ihm irre geworden, auf Zureden von Verwandten einen Andern geheiratet hat, wieder besser und beginnt ein neues Leben wie man nach dem Schlußsatz der Geschichte doch wohl annehmen muß: „Die Stunden vergingen, die Kerze erlosch; aber er saß aufrecht und unbeweglich im Dunkeln und wartete auf die Morgendämmerung." Ob die handelnden Personen wirklichkeitstreu geschildert sind, vermag nur der zu beurteilen, der den sardinischen Volkscharakter kennt; manchem deutschen Leser wird ihre Handlungsweise psychologisch zu wenig begründet erscheinen. Das Interessanteste des Romans, der eigentlich eine Novelle ist, da er nur einen Knoten schürzt und löst und nicht mehrere Fäden kunstvoll verschlingt und entwirrt, ist das eigenartige Kolorit: die sardinische Landschaft, die nichts von italienischer Weichheit, sondern vielmehr etwas Herbes hat, die Sitten und Bräuche bei Geburt und Tod, Werbung und Hochzeit, der wilde Haß, der nach Rache lechzt, und das merkwürdige Vorkommnis, daß nach langen Jahren erbitterter Feindschaft die betreffenden Familien in Gegenwart von Vertretern der Obrigkeit und der Kirche die Streitaxt feierlich begraben und sich versöhnen. „Der Bischof von Nuoro, stattlich und schön, stand in der Kirche vor dem blumenumkränzten Altar und teilte mit zwei Fingern den Segen aus, und Männer und Frauen zogen an dem Christus vorüber und schworen, allen Haß und jeden Gedanken an Rache abzutun; sie küßten die blutigen Füße des Herrn, und dann gingen sie auf den grünen Platz hinaus und tanzten und schmausten." Auch an der bildhaften Sprache der sardinischen Landbevölkerung muß man seine Freude haben. Ein Bauer, der aufgefordert wird, etwas zu erzählen, sagt: „Der Fluß rauscht, wenn er hoch ist; hat er kein Wasser, so schweigt er." Von einem Hof ohne Erben heißt es, er sei wie ein Bienenstock ohne Bienen, und von einer Klatschbase, sie sei wie eine Schnecke, „wo sie vorüberkriecht, läßt sie ihren Geifer zurück", und ähnlich anschaulichen Bildern begegnet man fast in jeder Rede. Aber trotz dieser Vorzüge hinterläßt der Roman keinen nachhaltigen Eindruck; es werden uns darin keine Lebensrätsel entschleiert und es enthält keine Gemütswerte, die uns innerlich bereichern.

M. Fuhrmann.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Der Orient.

Auch Türken und Bulgaren haben nunmehr Frieden gemacht, wenn auch über die Einzelheiten noch verhandelt wird, und damit ist der Balkankrieg, nachdem er beinahe ein Jahr Europa in Atem gehalten hatte, beendigt. Bulgarien, dessen Heer zu Beginn des Feldzuges bis unter die Mauern der feindlichen Hauptstadt vorgedrungen war und dessen Zar schon seine Krönung in der Sofienkirche ins Auge gefaßt haben soll, geht gedemütigt und schwer benachteiligt aus dem Kampfe hervor. Die Opfer an Menschen, welche das bulgarische Volk in den blutigen Türkenschlachten und nachher gebracht hat, sind — das kann man den Bulgaren glauben — ein buchstäbliches Saigner à blanc gewesen, wenn wir auch nicht der Angabe des bulgarischen Generalstabschefs Fitschess zu trauen brauchen, daß von den 400 000 Mann der Armee des Zaren Ferdinand 100 000 auf dem Schlachtfelde getötet oder in den Lazaretten gestorben seien. Die bulgarische Staatsschuld, deren Zinsen so gut wie ganz dem Ausland als Tribut entrichtet werden müssen, ist nach der Annahme der Pariser Börse von 688 Millionen Franken auf 1900 angeschwollen. Die enormen Unkosten des Retablissements — sie betrugen 1871 in Frankreich soviel wie die an Deutschland zu zahlende Kriegsentschädigung — sind hierbei natürlich außer Acht gelassen. Aber auch von diesen Bulgarien noch bevorstehenden Ausgaben abgesehen, die wiederum fast durchweg ausländischen Lieferanten zugute kommen würden, bedeutet jene bereits aufgenommene Staatsschuld dasselbe, wie wenn das Deutsche Reich plötzlich eine unproduktive Ausgabe von 13 Milliarden Mark machen würde, wohl verstanden, wenn nur das Verhältnis der Bevölkerungszahl in Betracht gezogen wird, ohne auf den Unterschied des Nationalreichtums Rücksicht zu nehmen, sowie auf die Fähigkeit des deutschen Volkes, seine Anleihen im Lande zu behalten. Der Gebietszuwachs, den Bulgarien für jenen ungeheuren Preis erhält, ist gering. Nicht nur Adrianopel und Kirkilesse bleiben türkisch, sondern auch am westlichen Ufer der Mariza Demotika. Die Bulgaren können sich beglückwünschen, wenn nach dem Abschluß des Friedens mit der Pforte der Aufstand erlischt, der in dem westthrazischen Distrikt von Gümürdschina aus-

Digitized by Google

gebrochen ist. Diese Stadt liegt am Fuße des Rhodopegebirges. In diesem schwer zugänglichen Gebiet hausen die Pomaken, ein bulgarisch sprechender Stamm muhammedanischen Glaubens. Zu Anfang des Jahres 1878, als die Russen vor Konstantinopel standen, erhoben sich im Rücken des russischen Heeres die Pomaken gegen den christlichen Eindringling. Bedeutende russische Streitkräfte waren dauernd erforderlich, um die Etappenstraßen zu sichern.

Eine nachhaltige Insurrektion jenes Gebirgslandes, das die Türkei jetzt an Bulgarien abgetreten hat, würde das bulgarische Retablissement in peinlicher Weise erschweren. Einstweilen genießt das Kabinett von Sofia im Auslande noch Kredit. Ist es doch dem bulgarischen Finanzminister gelungen, einen großen Posten Schatzscheine in Wien abzusetzen. Nach Schätzungen in der französischen Presse wird die Bevölkerung Bulgariens durch den Balkankrieg von 4 300 000 Seelen auf 5 Millionen anwachsen. Zwar haben die Bulgaren im Frieden von Bukarest die durch den Anbau von Tabak sehr reiche Landschaft von Kavála den Griechen überlassen müssen, aber hinterwärts von Kavála und Umgegend gehen doch auch sehr ausgedehnte und wertvolle Tabakpflanzungen an Bulgarien über. Andererseits ist nicht sicher, ob das erweiterte Bulgarien wirklich 5 Millionen Einwohner haben wird. Zwar ist bei dieser Berechnung die Bevölkerung von Silistria usw. in Abzug gebracht, die Bulgarien hat an Rumänien abtreten müssen, aber allem Anschein nach nicht die Einwohnerschaft Adrianopels und des übrigen der Türkei wieder abzutretenden Ostthrazien. Von bedeutendem wirtschaftlichen Nutzen für Bulgarien wird unzweifelhaft der Erwerb des Hafens von Dedeagatsch sein. Bulgarien gewinnt dadurch einen Hafen am ägäischen Meer, während es vorher auf die beiden Küstenplätze Varna und Burgas am Schwarzen Meer beschränkt war. In den Tagen ihres Siegestaumels, um die Wende der Jahre 1912 und 1913, versuchten die Bulgaren durch die Unterhandlungen zu London neben Dedeagatsch auch noch Rodosto am Marmarameer zu erlangen, da sie ihren Handel nach dem nördlichen Kleinasien für sehr entwicklungsfähig halten. Jetzt haben sie aus dem Zusammenbruch ihres Luftgebäudes wenigstens Dedeagatsch gerettet.

Wie aber auch die Veränderung der Landkarte auf die Volkswirtschaft Bulgariens wirken möge, die Bedeutung dieses Staats als Balkanmacht hat sich ganz gewaltig vermindert. Die Kopfzahl der Untertanen des Zaren Ferdinand ist, wie wir sahen, höchstens von 4 300 000 auf 5 Millionen angewachsen. Das würde ein Gewinn von 700 000 Seelen sein. Griechenland dagegen ist, immer die schon oben benutzte französische Statistik zugrunde gelegt, um 1 800 000 Bewohner größer geworden und hat jetzt eine Bevölkerung von $4^1/_2$ Millionen Einwohnern. Serbien besitzt gegenwärtig die gleiche Zahl Seelen wie Griechenland und ist durch den Krieg um 1 600 000 Bürger reicher geworden. Absolut genommen, bleibt also Bulgarien das volkreichste Gemeinwesen der Balkanhalbinsel. Diesen Vorsprung würde es auch wohl nicht einbüßen, wenn der Traktat von Konstantinopel seinen Bevölkerungszuwachs

Digitized by Google

um ein paarmalhunderttausend Menschen reduzieren sollte. Aber im Verhältnis zu den anderen Balkanstaaten ist Bulgarien nur noch der Schatten dessen, was es vor dem Kriege war. Damals gab es in Serbien und Griechenland 5600000 Menschen gegen 4300000 Bulgaren, heute zählt man 9 Millionen Serben und Griechen, denen höchstens 5 Millionen Bulgaren gegenüberstehen. Wahrlich, die Staatskunst des Kabinetts von Bukarest, deren Ziel war, den bulgarischen Nebenbuhler nicht gar zu groß werden zu lassen, ist weiter gekommen, als sie je hoffen konnte, sie hat den beargwöhnten Nachbarstaat beinahe klein gemacht!

Um so mehr ist die Macht und das Ansehen Griechenlands gewachsen. Zwar ist das Schicksal der Aegäisinseln noch nicht endgültig entschieden. Aber soweit sich die Dinge übersehen lassen, werden Samos, Chios, Mytilene und welche Eilande die griechische Flotte sonst noch erobert hat, bei dem hellenischen Königreich bleiben. In London ist beschlossen worden, daß das Schicksal der ägäischen Inseln durch die europäischen Mächte entschieden werden soll. Aber König Konstantin XIII. — sein Vorgänger Konstantin XII. wurde 1453 in seiner Residenz Konstantinopel von den eindringenden Türken erschlagen — ist heute ein vielumworbener Machtfaktor. Es wird ihm gelingen, zu hintertreiben, daß ein einstimmiger Beschluß des europäischen Areopags sein Kabinett auffordert, die Inseln zugunsten der Türkei wieder zu räumen. Daß Rußland das Emporkommen Griechenlands als Seemacht ungern sieht und ihm die Aegäisinseln wieder entreißen möchte, wie es ihm mit Hilfe des seit Racconigi befreundeten Italien Kavála zu entreißen wünschte, ist begreiflich. Konstantin XIII. kann bei seiner gegenwärtigen Machtstellung nicht umhin, das Mißtrauen des Kaisers Nikolaus herauszufordern, der ja gleichfalls die rechtmäßige Anwartschaft auf „Zarigrad" zu besitzen glaubt. Wenn aber das Kabinett von St. Petersburg Hellas wieder zu verkleinern wünscht, tun umgekehrt die Diplomaten an der Themse, nachdem die orientalischen Interessen Englands und Rußlands während des Balkankrieges aufs neue ziemlich hart kollidiert haben, alles zur Förderung der hellenischen Seemacht. Vierzehn britische Marineoffiziere sind schon auf dem Wege nach Griechenland, um die Flotte und die nautischen Etablissements des hellenischen Staats, der eine Fülle von herrlichen Häfen und eine große im Schiffsgewerbe geschulte Volksmenge erobert hat, auf die Höhe einer bedeutenden Seemacht zu bringen. In dem Buche des Generals Kuropatkin wird ausgeführt, daß die öffentliche Meinung Rußlands oder, wie man dort zu sagen pflegt, die „Gesellschaft" die Herrschaft über die türkischen Meerengen u. a. deshalb in den Händen des Zaren zu sehen leidenschaftlich begehre, weil dann jederzeit das Erscheinen einer russischen Flotte im Mittelmeer die in Aegypten sich bedroht fühlenden Engländer allen Wünschen des Kabinetts von Petersburg gefügig machen könne. Da stellt sich nun Konstantin XIII. dazwischen.

Was das diplomatische Verhältnis zwischen Griechenland und der Türkei betrifft, so ist es bisher noch immer bei den Präliminarien von

Digitized by Google

London geblieben; ein definitiver Friede vermochte trotz angestrengter Unterhandlungen nicht zustande zu kommen. Die Stipulationen, um die gestritten wird, beziehen sich auf die muhammedanischen Kirchengüter (Vakuf) in den griechischerseits eroberten Provinzen, auf die griechischen Handelsschiffe, die die Pforte unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges sequestriert hat, auf die Rechtsstellung der hellenischen Untertanen in der Türkei u. a. m., aber im Hintergrunde aller dieser zum Teil wirklich wichtigen Streitpunkte erhebt sich als allerwichtigste Differenz und nicht, ohne einige Gefahr für den Frieden auf der schwer geprüften Balkanhalbinsel mit sich zu bringen, die Inselfrage. Manchmal zeigt man sich in Athen über die Absichten der Türkei ernsthaft beunruhigt und verfolgt spannungsvoll die Bewegungen der türkischen Flotte im Marmarameer sowie die osmanischen Truppenmärsche in Anatolien. Ist es doch in der Tat nicht unmöglich, daß das Jungtürkentum und die osmanische Armee, nachdem sie den Bulgaren Ostthrazien wieder entrissen haben, von den Hellenen einen Teil der Aegäisinseln, besonders das reiche Mytilene, zurückzugewinnen versuchen.

Als sehr drohend erscheint eine derartige Komplikation allerdings nicht; schon weil die Pforte in Paris über eine Anleihe von 700 Millionen Franken unterhandelt. Der Friede, der zwischen dem osmanischen Reich und dem Königreich Hellas längst tatsächlich besteht, wird wohl bald auch formell geschlossen werden. Vielleicht gibt Griechenland, um die aufgeregten türkischen Patrioten zu beruhigen, Tenedos, Imbros, Samothrake und Lemnos heraus, spärlich bewohnte Eilande am Eingang der Dardanellen, denen osmanischerseits schon bei den Unterhandlungen in London eine namhafte seestrategische Bedeutung beigemessen wurde. Wahrscheinlich ist es aber durchaus nicht, daß die Griechen den Türken auch nur jene kleine Konzession machen sollten. Sie werden mit der Pforte über die ägäischen Inseln, welche sie besetzt haben, schlechterdings gar nicht verhandeln wollen, da die Präliminarien von London die Türken verpflichten, die Inselfrage den Mächten zu überlassen. Bis das ägäische Problem von der vorläufig vertagten Londoner Botschafterkonferenz reiflich erörtert sein wird, ist es der Regierung in Athen ohne Zweifel gelungen, die Aegäisinseln, deren Bewohner mit Leib und Seele griechisch sind, dermaßen mit ihrem neuen Vaterland zu verschmelzen, daß eine Wiederlosreißung eine sehr dornige Sache sein würde.

Die Rundreise Konstantins, die den gekrönten siegreichen Feldherrn nach London, Berlin und Paris geführt hat, dürfte die internationale Position Griechenlands wesentlich gekräftigt haben. Die Engländer wollen Konstantin wohl, weil sie sich, wie oben gezeigt, auf ihn gegen Rußland stützen zu können glauben. Auch als Gegengewicht wider Italien, das der aufkommenden griechischen Seemacht große Unfreundlichkeit zeigt, wissen die Briten Hellas zu schätzen. Nicht ganz so deutlich ist, warum Deutschland dem König der Hellenen eine Freundschaft gezeigt hat, die wesentlich mit dazu beigetragen hat, ihm Kavála zu verschaffen. Die französische Presse glaubt das entschiedene Eintreten Kaiser Wilhelms II. für die Interessen

Digitized by Google

seines Schwagers lediglich auf die dynastischen Gefühle des impulsiven deutschen Herrschers zurückführen zu können. Der schlaue Grieche habe eben seinen Anverwandten richtig zu behandeln verstanden, indem er im Schmuck seiner frischen Lorbeeren am Berliner Hof als bloßer Schüler des kaiserlichen Generalstabs aufgetreten sei. Die berechnet unterwürfige Haltung des Königs habe dem Kaiser unendlich wohl getan. Die Franzosen zitieren spöttisch die Verse ihres großen Tragikers:

„Ces noms de roi des rois et de chef de la Grèce
Chatouillent de son coeur l'orgueilleuse faiblesse."

Ohne Zweifel empfindet Kaiser Wilhelm II. starke persönliche Sympathien für den Gemahl der Schwester, aber das Wohlwollen, das die deutsche Diplomatie Griechenland bezeigt, entstammt doch bei weitem überwiegend sachlichen Gründen. Die griechische Marine ist schon früher eine Kundin unserer Werften gewesen, und Wilhelm II. hat auf Korfu gegenüber dem hellenischen Ministerpräsidenten Venizelos ein lebhaftes Interesse für jene geschäftlichen Transaktionen kundgegeben. Warum soll nicht unser Schiffbau ebenso wie der englische bestrebt sein, aus den maritimen Projekten Griechenlands Nutzen zu ziehen? Außerdem scheint es auch, als ob das Entstehen einer kräftigen griechischen Seemacht unter Umständen der Politik des Deutschen Reichs zugute kommen könnte. Die Beziehungen zwischen Oesterreich und Italien sind zwar augenblicklich so gut wie nie seit dem Bestehen des Bundes zwischen den beiden Nachbarmächten, aber die irredentistischen Unterströmungen bleiben in Italien gefährlich, wie glatt auch die Oberfläche zurzeit aussehen mag. Eine vollkommen berechtigte Verwaltungsmaßregel des Statthalters von Triest hat erst eben wieder einen Teil der italienischen öffentlichen Meinung tief beleidigt. Deshalb dürfte der Aufschwung Griechenlands, vom Standpunkt der deutschen Staatskunst aus geurteilt, auch deshalb wünschenswert sein, damit für alle Fälle, welche sich ereignen können, neben Oesterreich und Italien noch eine dritte Seemacht im östlichen Mittelmeer existiert.

Gegenwärtig walten allerdings ganz andere diplomatische Kombinationen ob. Die Kabinette von Rom und Wien gehen unentwegt Hand in Hand, Griechenland aber neigt der Tripelentente zu. Nachdem die deutschfreundliche Rede König Konstantins zu Berlin den Zorn der Franzosen erregt hatte, beeilte sich Ministerpräsident Venizelos, nicht ohne eine gewisse Bloßstellung seines Souveräns die Festigkeit der Beziehungen öffentlich zu rühmen, welche Griechenland mit Frankreich verknüpften. In der Tat ist das hellenische Königreich in hohem Grade von den Franzosen abhängig. Ohne die Pariser Börse, die bereitwillig große Anleihen gewährte, würde Griechenland so wenig wie die anderen Balkanstaaten den Krieg gegen die Türkei haben führen können. Es muß überhaupt immer von neuem wiederholt werden, daß der Balkanbund, als er auf den Antrieb Rußlands die

Digitized by Google

Türkenherrschaft in Europa zerstörte, französische Subsidien bezogen hat; erst durch diese Subsidien wurde die Aktion möglich.

Fast ebenso schwer wie das unterlegene Bulgarien wird das siegreiche Griechenland daran zu tragen haben, daß es dem Ausland die Zinsen für die aufgenommenen Anleihen sowie die Unkosten des Retablissements bezahlen muß. In Mazedonien soll die Seidenernte durch die Kriegsverwüstungen nicht allzusehr gelitten haben; folglich dürfte das Land überhaupt nicht so stark ruiniert sein, wie man vielleicht glauben könnte. Aber die griechischen Staatsfinanzen werden trotzdem durch das neu erworbene Gebiet, das dünn bevölkert und unentwickelt ist, nicht allzusehr gefördert werden; nur Kavála und Mytilene versprechen dem hellenischen Fiskus baldigen bedeutenden Ertrag. Die finanziellen Schwierigkeiten können den christlichen Balkanstaaten in den nächsten Jahren sehr schlimme innere Wirren bringen. Schon hält es die bulgarische Regierung für nötig, den bevorstehenden Ausbruch einer Revolution im Lande zu dementieren, und zugleich veröffentlicht die Konferenz der bulgarischen Handelskammern ein optimistisch gefärbtes Communiqué über die wirtschaftliche Lage des Königreichs. Die französische Regierung hat den levantinischen Finanzministern zu deren bitterer Enttäuschung erklärt, von orientalischen Emissionen in Paris könne nicht die Rede sein, bevor nicht der französische Staat seine eigene große Rüstungsanleihe untergebracht habe. Geldverlegenheit und Steuerdruck werden sich wahrscheinlich bald in den gräkoslawischen Gemeinwesen empfindlich fühlbar machen und gegen den patriotischen Einmut, der jene Kleinstaaten leistungsfähig gemacht hat, eine Reaktion hervorrufen. Was Griechenland betrifft, so würde eine Krisis der Volkswirtschaft und der Finanzen möglicherweise bedeutend den Eintritt des Konflikts beschleunigen, der zwischen der des Herrschens gewohnten Bo[illegible] mit Venizelos an der Spitze und der im ungewohnten Glanze strahlenden Krone schwerlich ausbleiben wird.

Es ist in der Tat sehr auffallend, mit welcher Selbständigkeit Konstantin die auswärtige Politik seines früher extrem parlamentarisch regierten Landes zu leiten sich erkühnt. Als der König nach dem Fußfall des Ministerpräsidenten Venizelos vor Frankreich seinen Besuch in Paris machte, vermied er in seinen Reden würdevoll das gallophile rhetorische Empressement, welches die französischen Zeitungen zur Sühne seiner Berliner rednerischen Schandtat drohend von ihm gefordert hatten. Und mehr als das — in einem Interview, welches er während seiner Anwesenheit an der Seine einem französischen Journalisten gewährte, betonte der König ausdrücklich, daß er die Selbständigkeit seines erhabenen Geschicken entgegengehenden Mittelstaates keiner Großmacht unterordnen könne, welche auch immer es sei. Der stolzen Zurückhaltung, die Konstantin an den Tag legte, entsprach die eisige Höflichkeit seiner Aufnahme durch die republikanischen Würdenträger. Am besten gefiel der öffentlichen Meinung von Paris, daß Präsident Poincaré, indem er in seiner Rede die Franzosenfreundschaft des ermordeten Vaters von Konstantin in ganz auffallend hohen Tönen pries, so ein rhetorisches Kunstmittel

Digitized by Google

fand, vermittelst dessen er in äußerlich feiner Weise das Betragen des entarteten Sohnes indirekt scharf zu rügen vermochte.

Der Grimm der Franzosen gegen den König der Hellenen ging nicht allein hervor aus den naturgemäß hohen Ansprüchen des Bezahlenden gegenüber pauveren Debitoren, sondern hatte auch noch ein besonderes politisches Motiv. Eben erst war nämlich die französische Diplomatie für eine neue Gebietserweiterung Griechenlands eingetreten. Es handelte sich um den sogenannten Dodekanes, die von den Italienern zur Zeit des libyschen Krieges okkupierten Sporaden, ein Gebiet mit zirka 125000 Einwohnern, während diejenigen Aegäisinseln, auf welche Griechenland, wahrscheinlich für immer, seine Hand gelegt hat, ungefähr 375000 Seelen zählen. Im Frieden von Lausanne hat sich das römische Kabinett verpflichtet, nach der Räumung Libyens von seiten der türkischen Truppen den Dodekanes der Pforte zurückzugeben. Aber später ist dieser Vertragsbestimmung durch die italienischen Diplomaten eine sehr gewundene offizielle Interpretation zuteil geworden. Im übrigen fragten die Franzosen, ungeduldig, die Sporaden von den italienischen Rivalen geräumt zu sehen, mit Recht, was Räumung Libyens in italienischem Munde denn eigentlich bedeute. Ob Italien den Dodekanes solange besetzt halten wolle, wie ein türkischer Unteroffizier mit vier Mann sich auf afrikanischem Boden befände.

Mit dieser ironischen Frage traf man an der Seine ganz ohne Zweifel das Richtige. Die Italiener werden, wie die Haltung ihrer Presse beweist, den Archipel von Rhodus nimmermehr gutwillig wieder räumen. Eine Anzahl türkischer Soldaten hat, als das kleine Osmanenheer nach dem Frieden von Lausanne das abgetretene libysche Land räumte und über Aegypten nach der Türkei zurückkehrte, vorgezogen, in Afrika zu bleiben und zusammen mit den Eingeborenen Tripolitaniens und der Cyrenaica den Guerillakrieg gegen die Rumi weiterzuführen. Es mag sein, daß Enver Bey, mit oder ohne die Zustimmung Stambuls, das Zurückbleiben jener Schaar angeordnet hat, um den Eroberern ihren Raub, nachdem er ihnen nicht länger streitig gemacht werden konnte, wenigstens nach Möglichkeit zu verleiden. Jedenfalls besitzt die Pforte heute nicht mehr Ansehen genug bei jenen Kriegern, die ihr Schicksal in die eigene Hand genommen haben, um sie zur Niederlegung der Waffen bewegen zu können. Für die Italiener mögen daraus in Libyen, dessen Inneres noch bei weitem nicht unterworfen ist, Erschwerungen ihrer ohnehin dornigen militärischen Aufgabe erwachsen, aber andererseits hat die Handvoll Türken in Afrika dem Kabinett von Rom den begierig ergriffenen Vorwand verschafft, um den Abzug der eigenen Truppen von den Sporaden auf unbestimmte Zeit zu vertagen.

Man kann nun die Frage aufwerfen, was denn eigentlich der italienischen Nation, die in der Sporadensache geschlossen hinter ihrer Regierung steht, an dem kleinen Rhodus und den paar benachbarten Schwammfischerinseln gelegen sein mag. Die Antwort ist, daß der territoriale Ehrgeiz Italiens weit über den Dodekanes hinausgeht, der, an der Küste Klein-

Digitized by Google

asiens gelegen, nur als Sprungbrett nach dem nahen Festland dienen soll. Der italienische Botschafter am Goldenen Horn bewirbt sich für Kapitalisten seiner Nationalität um die Konzessionierung einer Bahn, die von Adalia im alten Pamphylien ausgehen und im Innern Anatoliens Anschluß an die Bagdadbahn gewinnen soll. Die Italiener erwarten selber, daß die Pforte jenes Bahnprojekt nicht so leicht genehmigen wird, in Anbetracht der keineswegs rein wirtschaftlichen Absichten, mit denen die Urheber des Planes sich zu tragen scheinen. Jedoch hofft man in Rom, den Widerstand der Osmanen durch den Druck beseitigen zu können, den der Vertreter Italiens in der Verwaltung der türkischen Staatsschulden auf die stets geldbedürftige Pforte auszuüben vermag.

Diese hochfliegenden Gedanken der italienischen Kolonialpolitik haben bei beiden Westmächten starke Mißgunst hervorgerufen. Sir Edward Grey hat im house of commons mit Nachdruck als den Willens Englands hingestellt, daß keine Großmacht irgendeine der ägäischen Inseln behalten dürfe. Italien wurde mit seinem Versprechen, den Vertrag von Lausanne bezüglich des Dodekanesos loyal ausführen zu wollen, vom britischen Minister des Auswärtigen feierlich beim Worte genommen. Aber hat nicht das Kabinett von St. James schon vor einem Menschenalter feierlich beteuert, Aegypten räumen zu wollen, sobald das Nilland sich selber zu verwalten fähig sei, und stehen nicht in dieser türkischen Dependenz die englischen Truppen noch immer. Ebenso wird wohl nach dreißig Jahren das Kreuz von Savoyen noch von der Insel der Johanniter wehen.

Auch die Adaliabahn wird die Türkei früher oder später genötigt werden, zu konzessionieren. Sie dürfte ferner nicht anders können, als den Eisenbahnplänen zuzustimmen, welche die Franzosen für Syrien, Cappadozien und Pontus in Stambul gegenwärtig betreiben. Denn alle diese Schienenwege schaffen zwar einerseits fremde Interessensphären aber andererseits sind sie notwendig zur wirtschaftlichen und politischen Hebung des Landes, die die Türkei aus eigener Kraft nimmermehr zu bewirken vermöchte. Die Franzosen zeigen sich Deutschland gegenüber bereit, ihren Anteil an der Bagdadbahn den deutschen Unternehmern zu überlassen, wenn von Berlin her ihren syrischen und nordanatolischen Bahnlinien nichts mehr in den Weg gelegt werde. Die Eisenbahnen in Cappadozien und Pontus will man französischerseits in der Hauptsache nur bauen, um die reichen werbenden Kapitalien Frankreichs vorteilhaft zu beschäftigen; politisch fallen jene Landschaften nicht in die Interessensphäre der Republik, sondern Rußlands. Das Zarenreich besitzt sogar ein eigenes verbrieftes Vorrecht auf Bahnkonzessionen im nördlichen Kleinasien, welches das Kabinett von St. Petersburg vor ungefähr einem Jahrzehnt der Pforte abpreßte als Kompensation dafür, daß die Herstellung der Bagdadbahn Deutschen übertragen worden war. Heute wünscht man an der Newa, einen Teil der vor Jahren erlangten kleinasiatischen Eisenbahnkonzessionen an Frankreich weiterzuzedieren. Rußland selber hat sich während der ganzen Periode zu arm an Kapital erwiesen, um Cappadozien und Pontus zu

Digitized by Google

neuem Leben zu erwecken. Jetzt mögen die französischen Bundesgenossen mit ihren reichen Mitteln die Bahnen bauen. Der Tag wird kommen, so rechnet man moskowitischerseits, an dem sich offenbart, daß die französische Kulturarbeit nur ein Land wertvoll gemacht hat, das vom Schicksal bestimmt war, russisch zu werden.

Die Franzosen würden, wenn eine derartige Eventualität jemals zur Wirklichkeit werden sollte, selbstredend das investierte Geld nicht verlieren. Das wissen sie und tragen darum kein Bedenken, in Nordanatolien die politischen Interessen Rußlands zugleich mit den eigenen ökonomischen zu fördern. Dagegen sind die Eisenbahnprojekte Frankreichs in Syrien hauptsächlich Hebel der eigenen territorialen Vergrößerungspolitik.

Zu den italienischen, russischen und französischen Bestrebungen, in der asiatischen Türkei Gebiet zu erwerben, kommen noch griechische hinzu. Die Türken behaupten, daß man in Athen bereits jetzt seine Hand nach dem kleinasiatischen Küstengebiet ausstrecke. Ferner verlautet, daß die britische Regierung zu Demonstrationszwecken, welche offenbar als die Vorläufer eines eventuellen territorialen Zugreifens gemeint sind, einen Teil der home fleet zu einer Rundfahrt in die levantinischen Gewässer zu entsenden beabsichtigt. Jenseits der Nordsee wird hervorgehoben, daß die englische Admiralität sich zu einer solchen Entblößung der das Inselreich bespülenden Meere von Schlachtschiffen nimmermehr entschlossen haben würde, wenn nicht das Verhältnis zum Deutschen Reich ein sehr viel besseres geworden wäre. Zu dieser heilsamen Wendung in der internationalen Situation hat u. a. auch die Verständigung beigetragen, die vor nicht langer Zeit zwischen England und Deutschland über die Bagdadbahn erzielt worden ist. Unter gewissen Bürgschaften für die Gleichberechtigung des englischen Gütertransports wird nach wenigen Jahren die Bagdadbahn, von der auch, wie oben erwähnt, die Franzosen zurücktreten dürften, sich als ein wesentlich deutsches Unternehmen bis Bassora erstrecken, das zu einem großen Seehafen ausgebaut werden soll.

Die diplomatische Vorbereitung der großartigen zivilisatorischen Aktion, welche die Ueberspannung Türkisch-Asiens mit einem Netz von Schienen darstellt, hält den orientalischen Ehrgeiz der abendländischen Nationen vor der Hand in Atem; keine europäische Regierung denkt daran, den weiteren Zerfall des osmanischen Reichs beschleunigen zu wollen. Im Gegenteil — die letzte Phase der orientalischen Frage hat, nachdem zunächst die Gefahr eines gewaltigen europäischen Krieges sehr nahe gerückt zu sein schien, schließlich eine bedeutende Abschwächung der Feindschaften zwischen den großen Mächten zur Folge gehabt. Die Abnahme jener Rivalitäten wird vielleicht nur einen Augenblick dauern, aber dieser Moment ist jedenfalls für den Frieden der Welt und die gemeinsame Kulturarbeit der Völker im Morgenlande gewonnen. Nicht nur England und Deutschland sind sich näher gekommen, sondern auch der Haß zwischen Oesterreich und Rußland, der am Ende des vorigen Jahres so hoch aufgewallt war, ist einer milderen Stimmung gewichen. Soeben hat die Wiener Regierung, sich jetzt erst der

Digitized by Google

Fortdauer des allgemeinen Friedens sicher fühlend, das Pferdeausfuhrverbot aufgehoben, das seit dem November vorigen Jahres in Kraft geblieben war.

In Anbetracht der beruhigenden Nachrichten über das momentane Verhältnis der Großmächte zueinander haben die Börsen des Weltteils nach einigen Tagen der Depression die Hiobsposten aus dem Königreich Serbien mit Fassung aufgenommen. Kaum hatten nach dem Frieden von Bukarest die Serben abgerüstet, so drangen aus Albanien, das sich selber im Zustande der Anarchie befindet, Freischaren über die neue, im einzelnen noch nicht abgesteckte Grenze und riefen ihre wider ihren Willen in Serbien einverleibten Stammesgenossen zur Empörung auf. An sich wäre es 1912 von den Großmächten am richtigsten gewesen, den Forderungen des Balkanbundes zu willfahren und zu erlauben, daß das nördliche Albanien von Serbien und Montenegro, das südliche von Griechenland annektiert wurde. Denn als ein selbständiges Gemeinwesen ist das skypetarische Volk kaum entwickelungsfähig; auch die jetzige Erhebung ist ziellos. Wenn Oesterreich und Italien sich hätten entschließen können, im vorigen Jahre Albanien den gräcoslawischen Siegern zu überantworten, würde der zweite Balkankrieg vermieden worden sein, da Serbien nur durch seine Abdrängung vom Adriatischen Meer gezwungen wurde, um die Verbindung mit dem Aegäischen Meer — nunmehr dem einzigen Debouché, auf das es für seinen Verkehr mit dem Ausland sich verlassen konnte — mit den Bulgaren auf Leben und Tod zu kämpfen. Aber Oesterreich blieb nichts anderes übrig, als die serbischen Ansprüche auf Durazzo zu durchkreuzen, weil das serbische Volk sich als der Erbfeind der Habsburgischen Monarchie geriert. Solange wie man in Belgrad als Anwärter auf österreichische und ungarische Provinzen auftritt, anstatt sich im Gegenteil der Hegemonie des übermächtigen Nachbarlandes unterzuordnen, werden die Errungenschaften serbischer politischer Arbeit immer der Gefahr einer Verkrüppelung durch österreichische Gegenbestrebungen ausgesetzt sein. Was von der serbischen Politik gesagt ist, gilt auch von der Volkswirtschaft des Königreichs. So hat sich die serbische Regierung jetzt wieder nach dem Einfall der Albanesen genötigt gesehen, das infolge des ersten Balkankrieges eingeführte, soeben abgelaufene Moratorium zu verlängern. Auch die Unkosten, welche die Bändigung der Albanesen verursachen wird, fallen bedeutend ins Gewicht für ein dem Ausland bereits schwer tributpflichtiges Land, das ohnehin an der Seine über ein neues Darlehn von 250 Millionen Franken unterhandelt; wahrscheinlich nur einen Tropfen auf den heißen Stein.

Daniels.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Falke, Konrad. — Wengen, ein Landschaftsbild mit 16 Kunsttafeln. 1 Mark. Zürich und Leipzig 1913. Verlag von Rasche & Co.

Feine, D. Paul. — Einleitung in das Neue Testament. Brosch. Mk. 4.40, gebd. Mk. 5.—. Leipzig, Quelle & Meyer.

Fester, R. — Briefe, Aktenstücke und Regesten zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien. Je Mk. 2.20. Leipzig, B. G. Teubner.

—„— Neue Beiträge zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien. Brosch. Mk. 5.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Friedrich, E — Die Siegfried-Tragödie. Mk. 2.—. Breslau, Walter Markgraf.

Frobenius, Leo. — Schwarze Seelen. Afrikanisches Tag- und Nachtleben. Neue Erzählungen. Brosch. Mk. 26.—. In Alligatorleder gebunden und in verschliessbarer Kassette Mk. 30.—. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

Goethe's Briefe. — Ausgewählte und in chronologischer Folge herausgegeben von Eduard v. d. Hellen. Sechster Band 1819—1832. Leinenband Mk. 1.—. Cottasche Bibliothek der Weltliteratur. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung.

Grünfeld, Dr. Ernst. — Die japanische Auswanderung. Supplemente zu den Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens Bd. XIV. Tokio 1913. Für Europa im Alleinverlag von Behrens & Co., Berlin W. 8.

Grumbkow, W. v. — Der Einsiedler. Brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—. Leipzig, Xenien-Verlag.

Häfker, H. — Kino und Kunst. (Lichtbühnen-Bibliothek. 2. Heft. Herausgegeben von der Lichtbilderei M.-Gladbach.) 8° (71) M.-Gladbach 1913, Volksvereins-Verlag. Mk. 1.—, postfrei Mk. 1.10.

Heidenstam, Werner von. — Der Wald rauscht, Erzählungen und Sagen. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Emilie Stein. Albert Langen, Verlag München.

Hasse, Karl, Paul. — Das Wesen der Persönlichkeit. Mk. 0.60. Meerane i. S. E. R. Herzog, Verlagsbuchhandlung.

Hergt, G. — Fürst Blücher. Mk 0.50. Halle a. S. Buchhandlung des Waisenhaus.

Hirth, Friedrich. — Aus Friedrich Hebbels Korrespondenz. München und Leipzig, Georg Müller.

Hitze, Dr. Franz. — Zur Würdigung der deutschen Arbeiter-Sozialpolitik. Mk. 1.60. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.

Hoeber, Dr. Karl. — Der Kartellverband der kath. Studentenvereine Deutschlands. Mk. 0.40. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.

Jahrbuch 1913 für Volks- und Jugendspiele. Mk. 3.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Jahresbericht und Mitteilungen der Handelskammer zu Coln 1912. Heft 5. Coln, Kommissionsverlag der M. Du Mont-Schaubergsche Buchhandlung.

Kampffmeyer, H. — Die Gartenstadtbewegung. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 259. Mk. 1.25. B. G. Teubner, Leipzig.

Kauffmann, Dr. phil., Oberst a. D. — Ueber lothringische Geschichte und Geschichtschreibung. Mit einem langen Nachwort. Metz 1911. Kommissions-Verlag von P. Müller.

Kauffmann, Fr. — Deutsche Altertumskunde. Gebd. Mk. 11.—. I. Hälfte von der Urzeit bis zur Völkerwanderung. München, C. H. Beckschе Verlagsbuchhandlung.

Kern, Dr. R. — Preussische Geschichte. Gebd Mk. 4.—. Leipzig, Quelle & Meyer.

Kipper, Jos. — Die sozialistische Jugendbewegung in Deutschland. Mk 0.60. M.-Gladbach. Volksvereins-Verlag.

Kloess, A. — Grundriss des Preussischen Wasserrechts. Mk. 4.80. Halle a S. Wilhelm Knapp.

Koser, Reinhold. — Geschichte Friedrich des Grossen. Dritter Band mit 3 Schlachtskizzen. Vierte und fünfte vermehrte Auflage. Stuttgart und Berlin 1913. J. G. Cottasche Buchhandlung N. L.

Krüger, Dr. G. — Albrecht Thaer und die Erziehung des Menschengeschlechts. Mk. 1.20. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Kürschners Jahrbuch — Geographisch-statistisches Handbuch und Verkehrs-Lexikon. Welt und Zeitspiegel, Kalender 1912. Preis Mk. 1.80. Verlag Hermann Hillger, Berlin-Leipzig.

Kürten, Dr. Ph. O. — Statistik der Selbstmörder im Königreich Sachsen. Mk. 5.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Kuhlenbeck, Ludw. — Die Entwicklungsgeschichte des Römischen Reichs. II. Band. Mk. 7.—, gebd. Mk. 8.—. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Die Kultur der Gegenwart. — Allgemeine Geschichte der Philosophie. Brosch. Mk 14.—, gebd. Mk. 16.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Kurz, K. F. — Die Krummbacher und der Katzengusti. Erzählungen. Albert Langen, Verlag, München.

Lienhard, Friedr. — Neue Ideale. Brosch. Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Liesegang, F. Paul. — Lichtbild- und Kino-Technik (Lichtbühnen-Bibliothek, 1. Heft. Herausgegeben von der Lichtbilderei, Gesellschaft m. b. H., M.-Gladbach.) 8° (73) M.-Gladbach 1913, Volksvereins-Verlag. Mk. 1.—, postfrei Mk. 1.10.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Digitized by Google

Theodizee.

Von

Dr. Erich Franz.

Dr. J. Kremer, Das Problem der Theodizee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Kant und Schiller. Berlin, Reuther & Reichard, 1909. Gekrönte Preisschrift der Walter Simon-Preisaufgabe. XII u. 210 S.

1.

Vom Theodizeeproblem urteilt man heute wohl meistens, daß es eine vergangene historische Größe sei, ein Stück 18. Jahrhundert. Mit Unrecht. Man braucht, um das zu sehen, nur modernere Formeln einzusetzen: die Fragen des Tragischen, des Pessimismus, der Geschichtsphilosophie. Die theologische Einkleidung des Problems ist nicht das Wesentliche; die Frage selber ist die nach der Beherrschung der realen Welt durch die Idee, durch das Sittliche, Gute. Eine nachträgliche Rechtfertigung Gottes gegenüber der Schuld am Bösen ist ein Unding. „Gott" bezeichnet schon eine Lösung. Habe ich Gott erst, so brauche ich keine Theodizee mehr; sie wird, wie meist bei Leibniz, zu einem Scheingefecht. Mit Recht erklärt Rousseau in einem Briefe an Voltaire, der Glaube an Gott schließe die gesamte Theodizee ein. Aus ihm kann dann alles deduziert werden. Damit ist aber zugleich gegeben, daß es unmöglich als Lösung angesehen werden kann, wenn man — wie Rousseau, Voltaire, Jacobi und Kant — Gott nur praktisch postuliert. Dieser Begriff von Gott als dem Urheber des Natur- und Sittengesetzes ist nichts als die Formulierung des Problems. Die Lösung kann allein durch vollwertige theoretische Gründe gewonnen werden. Eben darin allein kann die eigentümliche Leistung der Philosophie bestehen, daß unser theoretisches, wissenschaftliches Erkennen mit den tiefsten seelischen, sittlichen Bedürfnissen

Digitized by Google

in Beziehung gesetzt wird. Ohne diese Aufgabe hat die Philosophie kein Recht und keinen Boden; sie müßte ihre Ansprüche einerseits an die Einzelwissenschaften, andererseits an die positive Religion abtreten.

Von diesen weiten Gesichtspunkten aus geht die Arbeit von Kremer an das Theodizeeproblem heran. Die historische Seite tritt freilich nicht völlig zurück: ein äußerst lebendiges Bild von der Kultur des 18. Jahrhunderts entfaltet sich. Doch fällt alles Licht auf die großen, führenden Männer, bei denen das Problem wirklich gefördert wird: außer Kant und Schiller sind es besonders Leibniz, Shaftesbury, Herder. Mit Recht rühmen die Preisrichter in dieser Beziehung die Kürze der Arbeit, die „nicht auf einem geringeren Umfang der historischen Studien des Verfassers, sondern auf der ungleich strafferen logischen Beherrschung des Stoffes" beruhe.

Aller Nachdruck aber liegt auf dem systematischen Moment. Es handelt sich um eine bedeutende philosophische Leistung, die auch von durchaus aktuellem Interesse ist. Freilich, der Verfasser schwimmt gegen den Strom. Der Phänomenalismus und Agnostizismus der Neukantianer wird bekämpft und demgegenüber ein ausgesprochen metaphysischer Standpunkt vertreten. Da jede Art von Erkenntnistheorie bestimmte, sei es offene, sei es versteckte, metaphysische Prämissen enthält, so urteilt Kremer, daß Metaphysik das Grundlegende, auch jede Erkenntnislehre Stützende sei.

Dieser Gegensatz zu der vorherrschenden philosophischen Richtung scheint bisher die Aufnahme des eigenartigen, äußerst anregenden Buches sehr erschwert zu haben. Wenigstens zeigen die bisher erschienenen Beurteilungen, mit Ausnahme der der Preisrichter, eine mehr oder minder große Unfähigkeit, sich in die fremden Gedankengänge und ihren inneren Zusammenhang zu versetzen. Am verständnisloseſten ist die Anzeige in der „Theologischen Literaturzeitung" (1910), wo der Referent der Arbeit eben das zum Vorwurf macht, worauf ihr hoher philosophischer Vorzug beruht: die Problemstellung, welche noch hinter den Gottesbegriff zurückgeht. Wer aus Bedenken gegen den metaphysischen Standpunkt des Verfassers der Schrift mißtrauisch gegenübersteht, den sollte doch schon das Urteil der — selbst auf anderem Standpunkt stehenden — Preisrichter (Ziegler, Natorp, Menzer) stutzig machen (vgl. Kantstudien, Bd. XIV, S. 318 ff.), in dem es zusammenfassend heißt: „Die durchweg klare und tiefe, auf jedem Punkt interessante, von Stufe zu Stufe immer mehr fesselnde Darstellung, die, wie man auch zu ihren Ergebnissen sich stellen mag, jedenfalls ernste Beachtung fordert."

Digitized by Google

In der Tat, Kremers Werk verdient das ernsteste Studium. Es soll nicht bestritten werden, daß die Lektüre der allzu gedrängten Darstellung wegen oft nicht leicht ist; aber die zum sorgfältigen Studium aufgewandte Mühe wird reich vergolten. Und schließlich, in einer Zeit, wo weit mehr als der Prediger Salomo ahnte, „des Bücherschreibens kein Ende" ist; wo man so gern aus wenig wirklichen Gedanken dicke Bücher spinnt, — da läßt man sich das entgegengesetzte Extrem einmal um so lieber gefallen.

2.

Die wichtigsten leitenden Gesichtspunkte sind folgende:

Die neuere Philosophie steht unter dem beherrschenden Einfluß der Mathematik und Mechanik, der sich auf die glänzenden Erfolge der mathematischen Behandlung in der Naturwissenschaft gründet, dann aber weit über das Ziel hinausgreift und sämtliche Fragen der Metaphysik, des Lebens, der Ethik in seinen Bann zieht. Ein starrer, alles umklammernder Monismus ergibt sich, der nicht nur mit den Begriffen Kausalität und Werden, sondern auch denen Vernunft, Zweck, Idee unvereinbar ist.

Dieser mathematisch orientierten Philosophie erwächst eine starke Gegenströmung, die in Shaftesbury und Herder gipfelt, aber auch in den großen Systemen von Leibniz und Kant lebt, wenngleich hier dem Gegner viel eingeräumt wird.

Der Begriff der mathematisch fest abgegrenzten Substanz verursacht einerseits die Erfahrungsphilosophie Lockes mit ihren skeptischen ethischen Folgerungen, wie andererseits den Determinismus und die zu dem französischen Materialismus polemisch gesteigerte mechanische Weltauffassung. Das Naturgesetz bekommt das Ansehen einer mythischen Größe, eines unentrinnbaren Fatums. Der erneuerte Atomismus erklärt alles aus den Ortsveränderungen qualitätsloser Elemente. Kommt dazu der Satz, daß es nur eine Substanz geben könne, so entsteht der statische Pantheismus, dem Zeit, Werden, Wechsel nur Schein ist, trübende Täuschung, Schleier der Maja. Die uralten Vorstellungen des indischen Pantheismus haben die gleiche logische Wurzel wie der Quietismus der mittelalterlichen Mystiker, Spinozas und der modernen Monisten.

Der Begriff der Kausalität ist bei Spinoza restlos von dem der Substanz verschlungen; und ebenso legt Leibniz alles Werden ins Innere der einzelnen Monade. Die Einsicht in den Zusammenhang der verschiedenen Momente der Trägheitsbewegung verführte

Digitized by Google

zu der falschen Vorstellung einer Bewegungsübertragung. Ursache und Wirkung sollten äquivalent, ja umkehrbar sein. So aber wird alles Geschehen zu einem uferlosen Meer, aus dem man nichts abgrenzen kann. Alle Substanzen werden zu bedeutungslosen Nummern, bloßen Trägern der unendlichen Bewegung; selbstverständlich auch der Mensch mit seinem Handeln.

Indes Kausalität läßt sich nie auf Identität zurückführen. Daher wollte auch Leibniz das Gesetz des Widerspruchs durch das der Angemessenheit ersetzt wissen, und Kant erklärte es für das Grundproblem der Erkenntnislehre: Synthesis a priori begreiflich zu machen. Bei diesen beiden Denkern aber offenbart sich der Einfluß des mathematischen Substanzbegriffs in ihrem Phänomenalismus. Die Monade hat keine Fenster (Leibniz). Ich kann doch nicht außer mir empfinden (Kant). Hier liegt die logische Wurzel der im Grunde sinnlosen Behauptung von der notwendigen Beschränktheit unserer menschlichen Erkenntnis.

In jedem der beiden Systeme liegen die beiden genannten Tendenzen in scharfem Kampf miteinander, ohne daß ein Ausgleich gefunden würde. Neben dem Gegensatz des Statischen und Dynamischen macht sich zugleich das alte Universalienproblem geltend: der Nominalismus behauptet die alleinige Realität des Konkreten, Individuellen, der Realismus dagegen die Subsistenz der idealen Begriffe, des Wahren, Guten und Schönen. So wendet sich Leibniz im Monadenbegriff gegen den Atomismus: Alle wahre Einheit kann nur geistig sein; in allen materialen Wandlungen kann allein der ideale Zweck die Substanz konstituieren. Ebenso bekämpft er in der Ethik den Determinismus, indem er das ideale, moralische Motiv unterscheidet von dem materiellen, das nur das Substrat anerkennt. Jenes ideale Müssen, das dem Ideal, der Vernunft entstammt, ist eigentlich das allein Positive und bedient sich der materiellen Bedingungen nur zur konkreten Realisierung des Ideals. In Luthers „Ich kann nicht anders" z. B. spricht sich jene moralische Notwendigkeit aus. Dies Müssen ist etwas Positives; nicht Mangel oder Zwang, sondern Fülle und Freiheit.

In Kant wohnen zwei Seelen: Ein leidenschaftlicher Metaphysiker, der eine „realistische", ontologische Begründung der Wissenschaft wie der Moral anstrebt und der nicht nur in den „vorkritischen" Schriften, zumal dem „e. m. Beweisgrund f. d. D. Gottes", sondern auch und nicht minder in den späteren, am stärksten in der „Kritik der Urteilskraft", zum Vorschein kommt.

Digitized by Google

Auf der andern Seite ein zögernder, gewissenhaft abwägender Kritiker, der bei der Kulmination des modernen Nominalismus — in zeitlicher Parallele zu der radikalen Wendung von Voltaires und Diderots Denken — den skeptisch-empiristischen Tendenzen der englisch-französischen Philosophie einen starken, nie völlig überwundenen resp. verarbeiteten Einfluß einräumte.

Das Theodizeeproblem erhält erst bei Kant seine ausgereifte Gestalt und volle Schärfe, denn erst bei ihm werden sowohl Natur- wie Sittengesetz völlig selbständig je von ihrem eignen Gebiet aus entwickelt. Und nun geht die Frage auf ihr gegenseitiges Verhältnis, auf die Möglichkeit der Beherrschung der Wirklichkeit durch die Idee.

Bei Leibniz kommt es gar nicht zur Aufstellung des Problems, da das Gute einerseits bei ihm kein selbständiges, subsistierendes Prinzip ist, sondern als Eigenschaft einem Gotte zugeschrieben wird, dessen Wesen die Macht ist (vgl. den Anthropomorphismus der christlichen Theologie), andrerseits (wie in Spinozas Monismus) die Moralität dem allgemeinen Begriff der metaphysischen Vollkommenheit untergeordnet wird, so daß die Spannung, der Dualismus fehlt. Die konkret vorgestellte Gottheit vernichtet die Freiheit des Menschen. „Das Interesse der Menschheit an dem Begriffe der Freiheit ist ein tieferes als bloß das der Freisprechung Gottes von der Schuld am Bösen. Wenn wir nicht am Wesen Gottes durch unsere Freiheit teilnehmen, so hat auch die Rechtfertigung Gottes für uns keinen Wert." (Kremer, S. 38.) Der Einheitspunkt von Natur- und Sittengesetz wird bei Leibniz zu niedrig angesetzt, im Konkreten, Endlichen. Der Fatalismus für den Menschen entspringt aus dem Anthropomorphismus des Gottesbegriffs.

Kant dagegen ist auch dem Guten gegenüber „Realist", so daß der Kontrast von Wirklichkeit und Idee aufs äußerste gesteigert, das Problem als solches voll entwickelt, die Versöhnung der Gegegsätze aber erschwert wird. Die Lösung müßte in einer Richtung liegen, wie sie Shaftesbury, Herder, Goethe, Schiller in ihrem dichterischen Erfassen der Wahrheit einschlugen: in der Ueberwindung der mathematischen Abstraktionen durch den vollen Wesensbegriff, der durch den Begriff der Entwicklung, des Werdens zum Ideal bestimmt wird. „Im Begriff der Persönlichkeit wurde das logische Hemmnis des Substanzbegriffs überwunden, noch ehe das logische Problem selbst endgültig gelöst werden konnte, in erhabener innerer Anschauung der Wahrheit." (Kr. S. X.)

Digitized by Google

An der endgültigen logischen Lösung, der wir heute nicht näher sind als damals, wurde Kant durch seinen Phänomenalismus gehindert, den er mit den ontologischen Elementen seiner Lehre nur so vereinen konnte, daß er einen Dualismus von theoretischer und praktischer Philosophie schuf und Gott zu einem Postulat machte. Ueberall zeigt es sich, daß für Kant die metaphysischen Probleme das Treibende waren. Der moderne Kantianismus, der den metaphysischen Fragen prinzipiell ausweichen möchte, ruht innerlich selber auf ganz bestimmten, aus Teilen der Kantischen Philosophie dogmatisch übernommenen metaphysischen Voraussetzungen.

Von besonderem Interesse für das Theodizeeproblem ist noch die Kritik, welche Kremer an der Kantischen Kritik der Gottesbeweise übt.

Mit Recht verwirft Kant den empirisch-teleologischen Beweis. Denn es ist von vornherein deutlich, daß die Absolutheit, die dem Gottesbegriff wesentlich ist, nie durch allmähliches Aufsteigen von empirischen Bedingungen her erreicht werden kann. Umgekehrt haben diesem Wege gegenüber die beiden von Kant als „ontologisch" und „kosmologisch" bezeichneten Beweise den Nachteil, daß sie nur zu dem abstrakten Begriff von Dasein und Vollkommenheit überhaupt führen, nicht zu einem Inhalt und einer bestimmten Qualität.

Und dies soll doch erreicht werden: Der Gottesbegriff soll gesucht werden. Nicht das ist die Absicht, ein schon vorher etwa nach der Bibel oder dem Deismus angenommenes konkretes Wesen nun nachträglich als real zu erweisen! In der Tat legt Kant bei seiner Argumentation gegen den sog. „ontologischen" Beweis jenen deistischen, extramundanen Gottesbegriff zugrunde; aber mit dieser Voraussetzung fällt auch die Beweiskraft seiner „Widerlegung". Der Widerspruch ist um so auffallender, als Kant seinen eignen Gottesbegriff, den er nie aufgegeben, über jene deistische, im Grunde endliche Auffassung hinaushebt.

In Wahrheit ist im „ontologischen" wie im „kosmologischen" Beweise die Form des Schließens nur scheinbar. Nimmt man z. B. den Obersatz: „Wenn etwas existiert, so existiert auch ein notwendiges Wesen", — so enthält dieser Satz schon alles Folgende in sich; es bedarf keines Untersatzes und Schlusses mehr. Es wird nur das unabweisbare Bewußtsein des Absoluten exponiert.

Genau wie ich hier auf Realität und Vollkommenheit überhaupt „schließe", so fasse ich in jedem Zweck den Endzweck, in jeder Einzelerfahrung die Gesamterfahrung als einheitliches

Digitized by Google

System. So liegt in dem „Du sollst" gleichsam analytisch das „Du kannst", im empirischen Bewußtsein das „transszendentale". Hier überall handelt es sich prinzipiell um denselben Vorgang, das Erfassen des Unbedingten in einer letzten, nicht weiter zu begründenden Intuition, deren Inhalt von den sog. „Gottesbeweisen" bloß exponiert wird. Das Unendliche ist nicht mathematisch, der Quantität nach, über das Endliche hinausliegend: es ist qualitativ unendlich, dem Endlichen immanent, „im kleinsten Punkte der ganze Gott". (Herder.)

Der wahre ontologische „Beweis", ist der teleologisch-ontologische, der aus dem Dasein von Zweck und Ordnung auf den höchsten Zweck führt und bei Kant schon im „kosmologischen" Beweise im Begriff der „Zufälligkeit" anklingt. Von Zufälligkeit kann ich nur reden im Hinblick auf eine vorausgesetzte Ordnung; die Zufälligkeit wird erst erschlossen „aus der Ordnung und Zweckmäßigkeit der Welt" (Kant, Kr. d. r. V. 657). Ich brauche vom teleologischen Beweise nicht den Umweg über den abstrakt-ontologischen, sondern kann genau so unmittelbar vom Zweck zum Endzweck aufsteigen, wie von irgend einem Sein zum Absoluten, von jedem Fragment der Welt zur Einheit der Welt, von jeder Einzelerfahrung zur Erfahrung überhaupt und ihrer alles umspannenden Einheit. Von hier aus fällt auch Licht auf die Kantischen „Antinomien", welche einzig durch die quantitative, einseitig mathematische Fassung des Unendlichen entspringen.

Die Elemente dieses Gottesbeweises, der die Theodizee vollendet, liegen in Kants „Einz. mögl. Beweisgrund . ." und Herders „Gott": Das Ewige ist dem Endlichen immanent, die Wirklichkeit ist das Werden des Guten, das als Idee alle materialen Wandlungen beherrscht.

Digitized by Google

„Der König rief."

(„Breslau 1813—1913.")

Von

Robert West.

Ein Zufall war es, der mich zum erstenmal im September 1913 nach Breslau führte. Ich bin diesem Zufall dankbar, denn so sah ich dem alten Breslau gleich mitten ins Herz. Ich sah Breslau im Zeichen des eisernen Kreuzes. Die Jahrhundertausstellung gibt allem geschichtlichen Erinnern einen beständigen Hinweis auf die Befreiungskriege. Die Bauten und Namen der vorhergehenden Epochen scheinen Bezug auf sie zu nehmen und gewinnen eine eigne Bedeutung im Lichte dessen, was dort von innerem Werden in der politischen Entwicklung geschrieben steht. Geschichts- und Kulturzusammenhänge werden entdeckt, die dem Kunsthistoriker wertvolle Aufschlüsse geben über so manches mißverstandene und spröde Moment in der deutschen Kunst. Manches Problem löst sich mit einem Male leicht vor der magischen Jahreszahl 1813. Eisen und das Kreuz, zwei gewaltige Dinge, Blut und Eisen nannte Bismarck sie einst. Ein eisernes Kreuz ist die Geschichte Preußens gewesen und in diesem Zeichen hat es gesiegt. Des Preußentums Sieg, der Sieg herbsoldatischer Hohenzollerntradition über slawische und österreichisch-jesuitische Kultur ist die Geschichte der Stadt Breslau, wie der Geschichts- und Kunstforscher sie von ihren Bauten und Gedenksteinen abzulesen vermag. Noch steht am Ring das alte Haus mit seinem von einer „goldnen Sonne" bestrahlten, Renaissancegiebel, von dessen Balkon herab im Jahre 1742 verkündet wurde, daß Breslau fritzisch sei, und drüben im Rathaus, dem alten Zeugen von der Bedeutung, die Breslaus Bürgerschaft im 14., 15. und 16. Jahrhundert hatte, liegt stumm und weit unter hohen, auf einem einzigen Pfeiler ruhenden Kreuzgewölben der Fürstensaal, in dem am 7. November 1741 die schlesischen

Digitized by Google

Stände Friedrich II. Treue schwuren. So ward Breslau definitiv der abendländischen Kultur gewonnen und das deutsche Element, das seit dem Auftreten Breslaus in der Geschichte hier neben dem slawischen sich behauptet hatte, erhielt die Oberhand.

Die weitere Entwicklung der Stadt geschah von jetzt ab nur noch in dieser Richtung. Die slawische und jesuitische Epoche war abgeschlossen. Das konkrete Resultat jener vorpreußischen Epoche liegt in der heutigen Stadt als eine in sich fertige und nicht mehr entwicklungsfähige Kulturphase. Die Dominsel und die barocken Bauten gehören einer Zeit an, von der wenige und nur verborgene Fäden zu uns führen, während aus den alten Patrizierhäusern der deutschen Kaufherrn, von den Marktplätzen und den mit Innungszeichen versehenen Torbogen, von dem malerischen Gewirr alter Bürgerhäuser an der Ohle ein Sein zu uns spricht, dessen Fortsetzung wir ganz klar im neuen Breslau und seiner großartigen kaufmännischen Entwicklung zu erkennen vermögen. Dieses Sein ist künstlerisch gestaltet worden von Gustav Freytag in seinem Roman „Soll und Haben“. Im Hintergrund der Erzählung zeichnen sich die malerischen Gassen am heute zugeschütteten Ohlegraben ab, mit ihren überhängenden Giebeln, ihren Holzgalerien und Treppen, und in der Albrechtstraße steht noch das alte Haus in dem sich die wichtigsten Ereignisse des Romans abspielen. Hier in der alten Handelsstadt an der Oder lernte Gustav Freytag die Poesie des Kaufmannsstandes verstehen.

Am ersten Tage, an dem ich Breslau sah, lag ein weichgoldner Herbstsonnenschein über der Stadt, deren älteste Teile ich zuerst durchwanderte. Gotik und Barock bestimmen den Charakter der großen Kirchen- und Profanbauten; friederizianisches Rokoko, Louis XVI. und frühes 19. Jahrhundert den der kleineren Wohnhäuser. Darunter sind vornehme, weiträumige Stadtpaläste mit großen Portalen und skulpierten Fensterumrahmungen, aber auch kleine, ganz wundervoll mittelalterlich und weltvergessen wirkende Fachwerkhäuser mit hohen Giebeln und Walmdächern. Nirgends kann man diese Vergangenheit so in ruhigen, tiefen Atemzügen genießen wie auf der grünumbuschten Dominsel. Dorthin kommt kein Laut des modernen Lebens, das Rasseln und Rattern der elektrischen Bahnen verstummt im Schatten der hochgelegenen Kreuzkirche und des mächtig aufragenden, feierlichen Doms. Die tosende Brandung des städtischen Treibens, die ihren Höhepunkt am Ring, in der Schweidnitzerstraße und am Tauentzienplatz erreicht, verläuft „im Sand“ des anderen

Digitized by Google

Oderufers, wo der hohe gotische Hallenbau der Sandkirche den Eingang zur Dominsel bewacht. Die Sandinsel liegt mitten im Oderstrom, von zwei Armen desselben umschlungen. Hier ist es noch nicht so still wie drüben, wo die neue Zeit vor dem alten Bischofsgut Halt macht. Hier tönt das schrille Klingeln der Elektrischen, und das Sausen ihrer Räder auf blanken Schienen teilt die Scharen hastender, schwatzender Menschen. Aber auch hier finden sich Türen, deren steinerne Umrahmung dem Ende des 18. oder dem Anfang des 19. Jahrhunderts angehört. An einem Haus erzählen die einem steinernen Schilde eingemeißelten Semmeln und Brezeln davon, daß hier ein Bäcker sein Handwerk trieb.

Dies Gebiet mit seinen Kirchen, Klosterbauten und Zunftzeichen ist das älteste in Breslau. Es reicht weit zurück in die Zeiten seiner ersten geschichtlichen Erwähnung. In der Mitte des 12. Jahrhunderts war es, daß Augustiner Chorherren aus Arrouaise in Flandern kamen, um sich hier an der Oder niederzulassen. Sie bauten sich hier ihr Kloster und daneben die Kirche unserer lieben Frauen auf dem Sand. Die Sandkirche, wie sie heute genannt wird, stammt aus dem 14. Jahrhundert, das Kloster ist ein schöner Barockbau des 18. Jahrhunderts, aber in der dreischiffigen, gotischen Hallenkirche zeugt noch ein altes steinernes Bildwerk von den Urzeiten der Augustiner Chorherren und von der romanischen Kirche, über deren einem Portal es das Tympanon ausfüllte. Ein dankenswertes Geschick hat gerade diese Skulptur erhalten, denn sie bezieht sich auf die Gründung der Kirche durch die Gräfin Maria und ihren Sohn Swentoslaus. Maria war die Gattin Peter Wlasts und seinem Ruf waren die Augustiner Chorherrn nach Breslau gefolgt. Die Namen schon erinnern uns, daß es sich hier um das polnische Wraclaw handelt, das erst 1163 zu einem selbständigen Fürstentum Breslau wurde unter der Herrschaft polnischer Piasten. Aber schon um das Jahr 1200 hatte die deutsche Gemeinde soviel Bedeutung, daß wir sie im Besitz eines eigenen Marktplatzes, eines eigenen aus Stein errichteten Kaufhauses und einer eigenen Pfarrkirche sehen. Ihr Einfluß muß ein großer gewesen sein, denn die ursprünglich polnischen Piasten wurden nicht nur zu eifrigen Förderern der germanischen Kolonisation, sondern allmählich selbst zu deutschen Fürsten und zu Vorkämpfern des Deutschtums in Polen. Wir dürfen also bereits für das Jahr 1244, von welchem ab wir die Baugeschichte des Doms datieren müssen, ein entschiedenes Vorwiegen des deutschen Elements bei der Breslauer Bevölkerung annehmen.

Digitized by Google

Damals, in den schrecklichen Tagen der mongolischen Ueberfälle, hatte ein verheerender Brand fast die ganze Stadt, deren Häuser und Kirchen noch meist in Holz gebaut waren, in Asche gelegt. Nach der Schlacht bei Wahlstatt hatten sich die Mongolen weiter nach Osten verzogen, in das russische Reich hinein, und für Breslau begann die Epoche seines ersten Aufschwungs, den Bischof Thomas I. durch die Erbauung des herrlichen Doms inaugurierte.

Feierlich und festlich heiter zugleich schien mir der Weg zum Dom durch die menschenleeren, sonnigen Straßen, zwischen behäbigen, hübschen Häusern vom Anfang des vorigen Jahrhunderts. Ein hohes Baugerüst verbarg die Ansicht der Fassade, der Türme und des Portals, aber beim ersten Schritt unter dem hohen ausgezackten Spitzbogen des Tors umfing mich das ganze Wunder gotischer Architektur und Bildhauerei. Ich hatte vierzehn Tage in Oberschlesien auf dem Lande zugebracht, in einer kargen Natur, ohne mit irgendeinem Kunstwerk in Berührung zu kommen, und so empfand ich hier mit voller Wucht die fast schon trivial gewordene Wahrheit, daß es nichts ähnlich Erhebendes und Erfreuendes gibt, wie echte und edle Kunst. Ueber Stile und über Schönheit kann man streiten, die Wirkung eines vollkommenen Kunstwerks läßt sich weder leugnen noch mit Worten erklären oder durch Maße demonstrieren. Ich empfand zunächst mit frohem Genießen, daß diese alten Steinarbeiten unsagbar harmonisch und dem Auge wohltuend waren. Zwei kurze, dicke Säulenschäfte, rechts und links vom Eingang, sind ganz mit skulpturalem Schmuck umsponnen, durch welchen, nach der Art des Mittelalters, Geschichten der heiligen Schrift und Gedanken über das Leben des Menschen, über Sünde und Erlösung ohne Uebergang neben- und ineinander erzählt werden. Der flüchtige Blick sieht nichts mehr als dekorative Arabesken und groteske Gestalten, dem allen Linien aufmerksam folgenden Auge offenbaren sich klar und scharf begrenzte Gedanken und Dinge. Diese Säulen, wie zwei mächtige steinerne Löwen, die aus der Kirchenmauer hervorzubrechen scheinen und als Pfeilerbasen der inneren Tür dienen, mögen Ueberreste sein der älteren romanischen Kathedrale, die sich vor dem Bau des jetzigen Gotteshauses hier erhob. Seit dem Jahre 1244 hat der Dom alle Phasen der Stadtgeschichte bis heute begleitet, in seinen Mauern bergen sich Ueberreste aller Stilepochen, die seitdem über die deutschen wie über die slawischen Lande hinweggegangen sind. Der Haupteindruck ist der einer gotischen Schöpfung, welcher sich die barocken Anbauten, durch die Notwendigkeit des geschichtlichen Werdegangs bedingt, harmonisch angliedern.

Digitized by Google

Der konſtruktive Teil des Baues gehört, mit Ausnahme der beiden Kapellen rechts und links vom Kleinchor, ganz der Gotik an, die ſkulpturalen und dekorativen Teile entſtammen mit wenigen Ausnahmen der Barockperiode. Daß in der ſpäten Gotik ein dem Barocken verwandtes Moment liegt, ſieht man immer wieder, ſobald ſie wie hier ineinander verwachſen ſind. Man hat allerdings gerade in dieſem Gebäude unter den barocken Zutaten ſtark aufgeräumt, um die Gotik reiner zur Geltung gelangen zu laſſen. Glücklicherweiſe ließ ſich nicht alles forttragen, vor allem das köſtliche Juwel der Kurfürſtenkapelle, deren Anlage auf keinen geringeren als Fiſcher von Erlach zurückgeht, iſt ganz intakt erhalten, aber ſie liegt auch ſo ganz für ſich in vornehmer Abgeſchloſſenheit hinter dem Hauptchor verborgen, daß ihr Ausſehen für die Geſamtwirkung des Kirchengebäudes im Innern keine Bedeutung hat. Zwiſchen der Gotik des Baukörpers und der Barockſkulptur ſeiner Grabmäler mitten inne liegen die wenigen aber ſehr vortrefflichen Renaiſſancearbeiten Peter Viſchers und Paul Nitſchs. Letzterer war ein tüchtiger Breslauer Goldſchmied und machte im Auftrag des Biſchofs Andreas Jerin anno 1590 die halblebensgroßen ſilbernen Rundfiguren des Hochalters, edle ruhige Werke einer vom Geiſt der Antike träumenden Kunſt. Von ſeinem Sohn, Fabian Nitſch, birgt der Domſchatz noch etliche ſehr wertvolle Sachen, ein großes Alterkreuz, ganz mit Filigranſchmelz überſponnen, hat einen hohen maleriſchen Reiz. Intereſſant iſt dieſe Arbeit dadurch, daß man dieſe Technik des Filigranſchmelzes in Deutſchland ſonſt wenig kennt, während ſie in Ungarn bereits im 15. Jahrhundert heimiſch war.

Dieſer hier ſo deutlich zutage tretende Einfluß von Ungarn bildet eine hübſche kunſtgewerbliche Illuſtration zur politiſchen Geſchichte der Stadt Breslau ſeit dem Beginn des Dombaus. Nach dem Tode des letzten Piaſtenherzogs im Jahre 1335 hatte König Johann von Böhmen die Oberhoheit über die Stadt erlangt. Faſt zwei Jahrhunderte ſpäter, nachdem das deutſch und katholiſch geſinnte Breslau dem huſſitiſchen König Georg von Podiebrad den Gehorſam verſagt und ſich dem Ungarnkönig Matthias Corvinus zugewandt hatte, kam die Stadt durch Ferdinand I., den König von Böhmen und Ungarn, unter die Herrſchaft des habsburgiſchen Kaiſerhauſes. Seither ſtand Breslau allen Einflüſſen der böhmiſchen wie der ungariſchen Kultur offen. Die Arbeiten Fabian Nitſchs und andere wundervolle Stücke des Domſchatzes, Kopfreliquiare, Abendmahlskelche, Patenen, Kreuze, Monſtranzen geben Kunde davon,

Digitized by Google

aber alle diese Erzeugnisse einer undeutschen Kultur überstrahlt das kraftvolle, schöne Werk des kerndeutschen Malers Lukas Cranach. Die Madonna im Schleier und unter den Tannen, weltabgeschieden und doch so erdenfroh aus dunklem Rahmen hervorsehend, ist eine der poetischsten, frischesten Erfindungen des Meisters. Im Domschatz als ein Stück von unermeßlichem Wert gehütet, hat sich die Malerei fast intakt im Glanz ihrer unvergleichlichen Farben erhalten. Der deutsche Tannenwald rauscht hinter Mutter und Kind, das deutsche Waldbild, wie es im 16. Jahrhundert in der Malerei heimisch wird, legt Zeugnis ab von der deutschen Kultur, die hier in Breslau emsig am Werke war.

Zur Zeit, da Bischof Thomas I. im Jahre 1244 den Dombau begonnen, hatten die Deutschen sich auf dem linken Oderufer eine neue Stadt erbaut. Diese neue Stadt wurde nach altem Brauch mit Wall und Graben umgeben, deren bogenförmigen Grundriß man heute noch deutlich im Linienzug der nach der Ohle benannten Straßen erkennen kann. Der Ring mit seinem Rathaus, die Elisabethkirche, die Magdalenenkirche, der Salzring, welcher heute Blücherplatz heißt, und der Neumarkt sind die Punkte, um die sich das Leben der deutschen Stadt bewegte. Im Anfang des 14. Jahrhunderts wurde dieses deutsche Breslau mit der Altstadt zu einer Gemeinde verbunden und schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts ward dieses Breslau ein Mitglied des deutschen Hansabundes. Seine Kaufleute waren mächtige Herren, reiche Patriziergeschlechter wuchsen heran. Die materielle Kultur, welche überall im Gefolge von Handel und Gewerbe auftritt, gab Breslau seine erste große Bauperiode. Aus ihr stammen die schönsten gotischen Kirchen der Stadt. Die Elisabethkirche und die Magdalenenkirche standen bereits, aber sie wurden im 13. und 14. Jahrhundert von Grund aus umgebaut. Aehnlich wie beim Dom kann man an ihnen die Aufnahme und das Verdrängen eines Stiles nach dem andern erkennen, aber trotz Renaissancegrabmälern und barocken Portalen behalten diese Kirchen doch alle mit ihren Strebepfeilern und Diensten, ihren von Blattwerk umrankten Kapitälen, ihren Spitzbogen, Krabben und Rosetten, den hohen, schmalen Fenstern des Chors, dem kräftig vortretenden Maßwerk und vor allem in der feinen Berechnung der Verhältnisse aller Teile zueinander, den Charakter reinster Gotik. Sie bleiben unvergängliche Denkmäler der ersten Blüteperiode von Breslau, als der Rat die Landeshauptmannschaft über das Fürstentum Breslau erhalten hatte und sich rings um das Rathaus die schönen Giebelhäuser der Breslauer Großkaufleute reihten.

Digitized by Google

Profanbauten der Gotik sind selten und, abgesehen von Feudalschlössern, meist nur da zu finden, wo das Bürgertum einer Stadt reich und mächtig genug war, sich eine dominierende Stellung zu schaffen, so daß sein Rathaus dem Ansehen der Bürgerschaft Ehre zu machen genötigt war. Es ist, wie übrigens bei den meisten Bauten in Breslau, nicht ganz leicht, ohne eine genaue Untersuchung zu einem Urteil über die Skulpturen am Rathaus zu gelangen, da infolge gut gemeinter und umfassender Restaurierungsarbeiten das Ursprüngliche kaum vom Neuen zu trennen ist, außer wenn es so flagrant ungotische Arbeit ist, wie die beiden zankenden Eheleute, die am Eingang zum Schweidnitzer Keller angebracht sind. Diese Art, im Stil einer Epoche zu arbeiten, gelangt selten weiter als bis zur Karikatur, denn niemand kann im Stil einer Epoche arbeiten, deren Geist er nicht mehr hat. Wie man ein altes Bauwerk mit neuen Skulpturen schmückt, das zeigt in mustergültiger Weise der vom Jahre 1902 stammende prächtige Bärenbrunnen von Geyger. Dieser Waschbär ist wundervoll in seiner täppischen Tierheit getroffen, realistisch beobachtet und doch fast stilisiert in der Klarheit und Bestimmtheit, mit der die Hauptformen zur Geltung gebracht sind. In seinem künstlerischen Eigensein löst sich diese Arbeit deutlich als Werk des 20. Jahrhunderts vom mittelalterlichen Bau los, aber dem Geist der Gotik kommt sie näher, als irgendeine Nachäffung gotischer Stileigentümlichkeiten es je vermag.

Das Rathaus ist, wie die Breslauer Kirchen, ganz in Ziegelsteinen aufgeführt, von dem sich der Sandstein des plastischen Schmucks in reizvoller Farben- und Materialwirkung abhebt. Die Entwicklung des gotischen Stils seit dem 14. Jahrhundert durch die späte Gotik des 15. Jahrhunderts zu den Renaissanceformen läßt sich leicht verfolgen, wenn man, von der „grünen Röhrseite“ zur „goldnen Becherseite“ übergehend, die einzelnen Teile nacheinander ins Auge faßt, und hier zeigt sich wieder die Tatsache, daß die deutsche Renaissance ganz anders unmittelbar aus der deutschen Gotik entsprungen ist und darum harmonischer neben und mit dem gotischen Stil bestehen konnte, als dies in Italien der Fall ist, wo Renaissance und Gotik zum Ausdruck zweier grundverschiedenen nationalen Richtungen wurden. Dort ist die zwiespältige Kulturgeschichte des Landes in den Baudenkmälern erhalten, und der Sieg der Renaissance über die Gotik bedeutet den Sieg des lateinischen Stadtbürgertums über das germanische Feudalwesen. Was sich dort fremd und schroff verneinend gegenübersteht, geht hier in Deutschland fast unmerklich

Digitized by Google

ineinander über. Die Renaissance erscheint als notwendige Entwicklung der Gotik, keineswegs als eine ihr von Italien her aufoktroyierte Nebenbuhlerin. Die antiken Formelemente in ihr, welche ohnehin für die deutsche Renaissance keineswegs die maßgebende Bedeutung haben wie in Italien, erscheinen hier als Niederschlag der humanistischen Gelehrsamkeit, nicht als freudetrunkener Schönheitskultus. Sie sind ganz eins mit den Giebeln und Erkern, in denen das deutsche Leben sich seit dem Mittelalter eingesponnen hatte. Um nur ein einziges Beispiel zu nennen, das Beschlägornament der deutschen Renaissance ist nichts anderes als die Versteinerung der schmiedeeisernen Beschläge, mit denen die Gotik Türen, Schränke und Truhen umrankt hatte. Deutsche Gotik und deutsche Renaissance sind, wenn auch die Grundzüge beider Stile aus Frankreich und Italien kamen, doch typisch deutsche und engverwandte Erscheinungen. Das zeigt sich natürlich am auffallendsten bei Profanbauten, wo sich die Bedürfnisse des Alltags und die natürliche Sinnesrichtung spontaner aussprechen als in der Gebundenheit des kirchlichen Kultus. Das Innere des Rathauses mit seinen gewölbten Sälen gibt eine weitere Illustration zu dem Gesagten. Mit den herrlichen, auf Pfeilern ruhenden Kreuzgewölben verbinden sich die Holzintarsien des 16. Jahrhunderts zu einem einheitlich in sich geschlossenen Ganzen.

Eine Tür, die von der zu ebner Erde gelegenen alten Ratsstube zum Fürstensaal im oberen Stockwerk führt, weist Spuren kräftiger Axthiebe in ihrem Eichenholze auf. Sie stammen aus dem Jahre 1418, als die Handwerker das Rathaus erstürmten, sechs Ratsherren gefangen nahmen und sie unter der noch heute vor dem Eingang zum Rathaus stehenden Staupsäule enthaupteten. Es wurden zwar nachmals dreiundzwanzig der Aufrührer hingerichtet, aber sie erreichten schließlich doch, daß zwei Handwerker zum Rat und zur Schöffenbank zugelassen wurden. Das war Breslaus Verfassungsstreit, der überall sich bemerkbar machende Ansturm des dritten Standes gegen die im Besitz der Macht befindlichen großen Herren vom Kaufmannstand.

Streit gab es aber nicht nur nach dieser Richtung. Am Oderufer, da, wo heute die Mathiaskirche steht, erhob sich die Kaiserliche Burg; die jenseits gelegene Dominsel war Eigentum des Bischofs. Es erscheint mithin fast als eine Notwendigkeit, daß die geistliche und die weltliche Macht auf dem trennenden Sand ihre Streitigkeiten ausfochten. Stadt und Bistum, Rat und Bischof standen

Digitized by Google

einander hier wie anderwärts feindlich gegenüber, wo es sich um Machtfragen territorialer Art handelte. Im Zeitalter der Reformation kam der religiöse Zwist hinzu. Johann von Capistrano gewann einen mächtigen Einfluß auf die Gemüter, aber trotzdem gelang es im Jahre 1523 dem Nürnberger D. Johann Heß Breslau für die Reformation zu gewinnen. In der Magdalenenkirche und der Elisabethkirche wurde der evangelische Gottesdienst eingeführt und so der Katholizismus aus dem Herzen der deutschen Stadt in die Vorstädte verdrängt. Als Bindeglied zwischen den sich befehdenden Parteien, der Lutheraner und Katholiken, erwies sich hier wie überall der Humanismus. Protestanten und Katholiken wandten sich den klassischen Studien zu. Die Renaissancekunst, aus dem Humanismus entstehend, war weder katholisch noch protestantisch, sie erhielt der äußeren Lebenserscheinung die Einheitlichkeit, welche sie in der gotischen Periode besessen hatte.

Es kam eine Zeit eifriger Tätigkeit auf allen Gebieten. Das war die Epoche, in der Paul Nitsch seine Goldschmiedearbeiten für den Dom lieferte und in der sich der Ring prachtvoller Renaissancehäuser um das Rathaus schloß, von deren Besonderheiten und Merkmalen noch heute zwei Seiten des Platzes benannt sind, und in dieser Zeit erhielt auch das Rathaus seinen Turm, einen Teil der Außendekoration und im Inneren die schönen Portale und Holzvertäfelungen.

Die nächste Epoche, die uns im Rathaus interessiert, gehört erst wieder dem 18. Jahrhundert an, als Friedrich II. hier im Fürstensaal den Treueid der schlesischen Stände empfing. Zwischen diesen Moment aber und das Renaissancezeitalter schiebt sich noch eine wichtige Epoche in der Breslauer Stadt- und Kunstgeschichte, von der sich bezeichnenderweise im Rathaus keine Spuren finden. Das ist die Epoche des Jesuitismus und des Barock. Kaiser Leopold I. von Oesterreich schenkte im Jahre 1671 den kurz zuvor in Breslau eingewanderten Jesuiten die Kaiserburg am Oderufer. Die Burg war bereits im Verfall, sie wurde abgerissen und an ihrer Stelle die Mathiaskirche erbaut, deren großzügige, malerische Form den Barockstil in Breslau einführte. Neben ihr errichteten die Jesuiten ihr Schul- und Kollegienhaus, die **Universitas Leopoldina**. Dieses Universitätsgebäude gehört zu den glanzvollsten Stücken des deutschen Barock. Die Aehnlichkeit mit Wiener und vor allem mit Prager Barockbauten ist ins Auge fallend, und diese Aehnlichkeit macht sich bei allen Breslauer Barockdenkmälern bemerkbar. Man kennt den

Digitized by Google

genialen Erbauer der Universität nicht, es wäre möglich, an den Architekten der Mathiaskirche P. Christoph Tausch zu denken, wenn nicht die ganze Anlage des Universitätsbaues und die Disponierung aller Skulpturmassen eine weit größere Sicherheit und Erfindungsgabe verriete, wie wir sie bei dem Erbauer der Mathiaskirche voraussetzen können. Die Ansicht der Hauptfassade des Gebäudes mit ihrem prachtvollen Portal und den darüber sich erhebenden Statuen der vier Fakultäten wird durch die Schmalheit der Straße etwas beeinträchtigt. Gegenüber steht eine Reihe hoher alter Häuser, die schon gestanden haben müssen als König Friedrich Wilhelm III. hier sein Volk zu den Waffen rief. Sie haben viel Begeisterung, viel Idealismus, allerdings auch viel närrisches Treiben vor allem aber bis heute viel deutschen Fleiß, viel deutsche Gelehrtentüchtigkeit gesehen. Es heißt, daß sie bald niedergelegt werden sollen. Vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet ist das vielleicht gut zu heißen, aber mit ihnen wird wieder ein Stückchen deutscher Vergangenheit zu Grabe getragen werden.

Ein herzerfreuendes Symbol deutscher Zukunft steht dagegen Hugo Lederers prachtvolle Dichtergestalt vor den altersgrauen Mauern der Alma Mater. Stark und einfach, herb realistisch in seiner athletisch leichten, zusammengefaßten Haltung „sans phrase" und auch „sans peur", scheut des neuen Jahrhunderts Kunstwerk nicht den Kontrast mit dem schwülen, leidenschaftlich bewegten Prunk des 17. Jahrhunderts. Der Fechterbrunnen paßt gut zum alten Universitätsgebäude, wenn auch scheinbar kein Zug seines Wesens im Barocken einen Widerhall findet. Was alles hat zum Werden dieser Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts seit dem Bau der Leopoldina beigetragen? Dort in den Hörsälen wird die deutsche Wissenschaft gepflegt, ohne die, sei es zu ihrem Heil oder zu ihrem Schaden, die eigenartige Entwicklung der modernen bildenden Kunst nicht denkbar ist. Hier wuchsen und reiften deutsche Jungen heran, frohe Burschen, Fechter, bereit, ihre Kraft und ihr Können einzusetzen, als der König rief, auch dann noch bereit, für König und Vaterland alles zu wagen, als unseliges Mißtrauen die freiheitlichen Bestrebungen der studentischen Jugend als staatsgefährliche Umtriebe zu verdächtigen bemüht war. Ein Stück dieser deutschen Studentengeschichte erzählt der Fechter vor den Toren der Breslauer Universität. Das 19. Jahrhundert ließ die Kunst werden, die diesen Fechter allein schaffen konnte und mußte.

Die Mathiaskirche und die Universität sind die ersten Barock-

Digitized by Google

bauten in Breslau. Die barocken Kapellen am Dom entstanden erst nach ihnen, dann bürgerte sich der Stil auch in der Stadt ein, und wir finden zahlreiche Portale, die von dem architektonischen Geschmack des 18. Jahrhunderts Zeugnis ablegen. Vor der hohen gotischen Kreuzkirche, die malerisch über die kleinen Häuser der Dominsel emporragt, steht ein im Jahre 1732 von Urbanski errichtetes Nepomukdenkmal. Es erinnert lebhaft an die skulpturale Plastik der Karlsbrücke in Prag. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts, seit Friedrich dem Großen, nimmt das Barockornament mehr den Charakter des Friderizianischen Rokoko an, wird in deutsche Bahnen geleitet.

Auf der Grenze zwischen der friederizianischen Epoche, dem Ausgang des Rokoko also, und dem frühen neunzehnten Jahrhundert, der Empirezeit, steht das vornehme Palais, in dem sich seit dem Jahre 1802 der Sitz des Oberpräsidiums befindet. Das im Jahre 1760 bei der Beschießung Breslaus durch Laudon abgebrannte Hatzfeldsche Palais wurde von Karl Gotthard Langhans, dem Berlin sein in klassizistischen Formen gehaltenes Brandenburger Tor verdankt, neu aufgebaut. Die herrlichen Stuckdecken, die zum Teil unter weißer Farbe verborgen liegenden Holzschnitzereien, ja sogar ein Teil der seidenen Tapeten und die Möbel gehören noch dem Ende des 18. Jahrhunderts an und bilden zusammen ein wundervoll feines Interieur der Rokokozeit. Die Jahrhundertwende in Breslau steht in künstlerischer Hinsicht unter dem Zeichen der Langhansschen Richtung. Er machte den Entwurf zum Tauentzien-denkmal, dessen Ausführung Schadow übernahm.

Wenige Jahre nachdem der wackere Tauentzien hier auf der Stelle des ehemaligen Glacis beigesetzt worden war, hielt Prinz Jerôme Napoleon auf diesem Platz seine Truppenrevüen ab. Die Zeit des napoleonischen Empire hatte für Breslau eingesetzt. Anfang Januar 1807 hatte es sich nach vierwöchentlicher tapferer Gegenwehr den Franzosen unter Vandamme ergeben. Napoleon räumte ein für allemal mit allem mittelalterlichen Schlendrian und aller mittelalterlichen Beschränkung auf. Dann kamen die Stein-Hardenbergschen Reformen, die in der gleichen Richtung wirkten. Als die preußische Königsfamilie im Jahre 1813 ihre Residenz von Berlin nach Breslau verlegte, waren die Festungswerke geschleift. Durch Selbstverwaltung, Gewerbefreiheit, Aufhebung aller geistlichen Jurisdiktion und Säkularisierung aller geistlichen Besitzungen war Breslau dem 19. Jahrhundert gewonnen. Seine Entwicklung zur

Digitized by Google

modernen Großstadt begann. Nun wurde es in unmittelbaren Kontakt mit dem Preußentum und der Hohenzollerntradition gebracht. Hier sammelte sich wie in einem Brennpunkt die gärende Erregung aller Gemüter in deutschen Gauen, hier kam der Entschluß zur Reife, das unerträgliche Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Hier trafen sich die Großen, an deren Namen die ganze Geschichte der Freiheitskriege hängt. Der Freiherr von Stein wohnte monatelang im „Goldnen Zepter". Hardenberg war hier, Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Jahn, Lützow, Körner. Hier war es, wo am 10. März 1813, dem Geburtstag der Königin Luise, der Orden des Eisernen Kreuzes gestiftet wurde, und von hier erließ sieben Tage später der König den „Aufruf an mein Volk". In Erz gegraben stehen die kraftvollen, tiefernsten Worte auf dem Sockel des Denkmals Friedrich Wilhelms III.

Vom Wesen jener eisernen Zeit, von dem Sein ihrer Männer und Frauen und von ihrem siegreichen Kampf gegen Fremdherrschaft und Unterdrückung gibt die Jahrhundertausstellung einen sachlich ernsten und doch buntfarbigen Bericht. Es ist den Männern, die in monatelanger, mühsamer Arbeit die historische Ausstellung vorbereitet, gelungen, durch klare, übersichtliche Ordnung des ihnen zu Gebote stehenden Materials, durch die liebevolle Sorgfalt, mit der das Einzelne zur Geltung gebracht und zugleich als erläuterndes und illustrierendes Glied dem Ganzen eingefügt wurde, eine Darstellung der Zeit um 1813 zu geben, wie wir sie uns nicht lebendiger, fesselnder und lehrreicher denken können. Briefe, Zeitungsnotizen, Flugblätter und Dokumente aller Art, Kriegstrophäen, Schwerter und Fahnen, Uniformen und Orden sind zu einem künstlerischen Ganzen vereint, um den Kriegsruhm der Freiheitshelden in das rechte Licht zu rücken, aber daneben gelangen auch die deutsche Kunst und das Kunstgewerbe jener Epoche zu ihrem Recht. Soweit es anging, hat man die Zeitgeschichte durch die besten zeitgenössischen Kunstwerke dargestellt, man hat Gemälde und Skulpturen, Porzellan und Bronzen herangezogen, um die Zeiterscheinung lebendig und in farbiger Wirklichkeit vor das Auge des Beschauers zu bringen. Namen, Taten und Gedanken, wie sie in vergilbten Blättern hier verzeichnet stehen, verdichten sich angesichts blutbefleckter, modernder Uniformstücke, zerfetzter Fahnen und rostiger Schwerter zum heroischen Epos einer erschütternden, gewaltigen Zeit.

Nicht ohne Geschick ist durch die Aufeinanderfolge der Säle eine gewisse dramatische Steigerung des Interesses erzielt worden. In

Digitized by Google

der Eingangshalle erregen die Inschriften und der Wagen Napoleons zunächst vielleicht nur jene stumpfe Neugier, die man in historischen Museen und Ruhmeshallen zu empfinden pflegt. Hundert Jahre ist es her, seit man den Korsen bei Belle-Alliance geschlagen, und noch heute stehen die Pygmäen staunend vor seinem zerstaubten, zerschnittenen Reisewagen. Der erste Raum nach der Eingangshalle enthält die Bilder der verbündeten Monarchen. Hier ist das Interesse noch ganz kühl, sachlich, ja der ästhetische Standpunkt tritt in den Vordergrund. Der Kunstforscher stellt mit Freuden fest, wie günstig sich die Graffschen Porträts in ihrem kraftvoll flotten Realismus von der höfischen Malerei der Lawrence und Lampi abheben. Schon im nächsten Saal fühlt man den schnelleren Pulsschlag des historischen Interesses. Da sind Dinge, die keiner ohne Rührung sehen kann, wie alle Briefe, Dokumente und Andenken, die sich auf den Tod der Königin Luise beziehen. Immerhin nehmen aber auch hier die Gemälde und Büsten, die zahlreichen kunstgewerblichen Gegenstände, Tassen, Tintenfässer, Leuchter, Vasen, Glasteller, Dosen, Medaillons, Uhren, die Schränke und Kommoden, die Wandtische und Etageren, die Aufmerksamkeit ganz in Anspruch. Dann aber tritt, mit dem Namen des alten Blücher, mitten in die Empireherrlichkeit und die feine Kultur des Hofes der Krieg in seiner Rauheit herein. Vor den Andenken an Blücher, vor seinen Bildnissen und zuletzt vor seinem Sterbezimmer in Krieblowitz schweigt alles ästhetische und kunstgeschichtliche Schätzen und Denken. Die schlichte Wahrheit des Gewesenen spricht zu uns. Die Stimmung, die von den alten Holzmöbeln aus Blüchers Sterbezimmer ausgeht, gibt Ernst und Sammlung für das Kommende.

Einer nach dem andern taucht jetzt auf, Scharnhorst, Gneisenau, York, Kleist von Nollendorf, Bülow von Dennewitz, einer nach dem andern jener wackeren soldatischen Heldengestalten wird in Wort und Bild, in Briefen und Miniaturen, in kleinen Gebrauchsgegenständen und rührenden Erinnerungen vor uns lebendig. Sie alle dienten nur dem Vaterland und ihrem König; das waren die Wackeren, die der König rief und die sich und alles, was ihnen gehörte, einsetzten für Deutschlands Befreiung. So machten es auch die „Heldenfamilien". — „Toujours les Hombourgs" steht als Ruhmestitel über Hessen-Homburgs Bildern und Waffen. Mit ihnen aber finden sich auch Namen von geringerem Glanze und doch ihnen ebenbürtig im Zeichen des eisernen Kreuzes. Da hängt, von Tischbein gemalt, das Brustbild Johann Christian Reils, **Prof. med.**, und im Katalog

Digitized by Google

heißt es: „gestorben 22. 11. 1813 am Lazarett-Typhus“. Da hängt das Bildnis seines Sohnes als Lützower Jäger. Ein eisernes Kreuz gehörte dem „Leutnant August Hermann Klaatsch“. Fünf Bilder von fünf Mitgliedern der Familie Klaatsch zeigen sie als Lützower oder Freiwillige Jäger und von dem einen heißt es, er sei, fünfzehn Jahr alt, als Freiwilliger mitgezogen. Fünf andere Bilder stellen fünf Grafen zu Eulenburg dar, Söhne einer Mutter. Jeder von ihnen erhielt das eiserne Kreuz. Heldenfamilien — in diesem Wort liegt eine Unendlichkeit des Leids und der Tränen. Mütter, Gattinnen, Bräute gaben in jenen Tagen ihr Liebstes willig hin als der König rief. Die Familie wurde vaterlos, manchmal auch brotlos. Diese Familiengeschichte, wie sie im achten Raum der historischen Ausstellung erzählt wird, ist ergreifend durch all den Jammer, der für das sehende Auge zwischen den Zeilen zu lesen steht.

Wie schmetternder Trompetenstoß klingt's aus dem nächsten Saal: „Die Lützower und andere Freiwillige.“ Soldaten und Offiziere, im Dienst und im kameradschaftlichen Verkehr, Soldaten und Offiziere im Lager, auf dem Schlachtfeld, als Sieger und als Gefallene blicken hier aus Gemälden und Zeichnungen hervor. Ein Blatt liegt da von unscheinbarem Aussehen, gerade so ein uninteressantes Blatt mit Rubriken, Nummern, Namen und Titeln, wie es noch heute in den Stammrollen für die Aushebung vorkommt, aber doch ein Stück Geschichte, bei dem des Lesers Herz erbebt: In der langen Liste Freiwilliger Jäger vom Infanterieregiment des Königlich Preußischen Freikorps ward von einem gleichgültigen Schreiber verzeichnet: „Nr. 267. Körner, Theodor, Dichter.“ Hier bei den Lützowern tönt noch ein Echo von Theodor Körners Liedern fort. Das waren die Scharen, die zusammenströmten, Theodor Körners Lieder auf den Lippen, als der König rief.

Ruhiger, weniger jugendlich und stürmisch wird es dann. Auf die jungen, feurigen Kriegshelden folgen die Staatsmänner, auf den Leutnant der Minister. Hardenberg und Stein, die Männer, welche, in schwerer Zeit an der Spitze des preußischen Staates stehend, in rastloser Arbeit und mit genialem Können das Unmögliche leisteten, ragen hier über alle anderen hervor, auch wenn es Namen sind, wie die Wilhelm von Humboldts, des Grafen Hatzfeldt, des Generalpostmeisters von Nagler und des Staatsrates von Rehdiger.

Bis hierher waltet das persönliche Interesse an den Menschen vor, welche in der Geschichte Preußens und Deutschlands um 1813 eine Rolle spielten. Jetzt wird ein strengeres, sachlicheres Interesse

Digitized by Google

gefordert für das „Preußische Heerwesen". Dort die Staatsmänner und hier die Armee. Von ihrer Tüchtigkeit hing der Ausgang der großen Bewegung ab. Die Verfassung, in der sich das preußische Heerwesen von 1813 befand, gab die Bürgschaft für das Gelingen dessen, was die preußischen Staatsmänner zu wagen entschlossen waren. Die solide Grundlage für das Gedeihen des großen Unternehmens liegt hier, aber daneben tut sich der Raum der Dichter und Denker auf, jener Männer, die in poetischem Schwung ihre Zeitgenossen mit sich fortrissen, deren Idealismus aus den Soldaten erst die Helden machte. Man ist sich vielleicht nicht genügend klar darüber, welche ungeheure Fülle bedeutender Menschen der Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland auf allen Gebieten hervorbrachte. Hier übersieht man mit einem Male die ganze Schar geistig hervorragender Menschen, vom alten Goethe angefangen, zu den Philosophen, Romantikern, Freiheitsdichtern und den geistreichen Frauen, die, wie Rahel Varnhagen, mit zu den entscheidenden Einflüssen ihrer Zeit gehörten.

„Mecklenburg" folgt auf den Raum der Dichter und Denker, dann geht es in rascher Folge weiter, Schweden, der Erzherzog Karl, Fürst Schwarzenberg, Oesterreich. Der intime Charakter, der den ersten Sälen das Fesselnde einer Biographie gab und sich hier und dort zur Stimmung verdichtete, verliert sich hier in der politischen Zeitgeschichte. . . . . „Napoleon" bildet den Kulminationspunkt dieser Serie. Zu diesem Mann werden wir geführt durch eine Geschichtsdarstellung, die wie ein ins konkret Anschauliche übersetzter Band von Treitschkes Preußischer Geschichte erscheint. In drei Räumen ist uns ein kurzer Ueberblick über die ganze napoleonische Aera in Kunst, Kultur, Kriegswesen gegeben. Von dem großen Kaiser erzählen Bilder, Briefe, historische Andenken aller Art. Eine vielleicht etwas zu weitläufig geratene Abteilung enthält Karikaturen seiner Persönlichkeit. Wir haben heute eine andere Auffassung von Napoleon, als unsere Väter sie haben konnten. Wir vermögen keinen Haß mehr für Napoleon zu empfinden, weil wir ihn seiner geschichtlichen Bedeutung nach zu würdigen wissen, weil wir zur Erkenntnis dessen, was er dem neuen Europa schenkte, herangereift sind und weil unsere Dichter, unsere Philosophen, unsere Männer der Wissenschaft uns erzogen haben zur Ehrfurcht vor der Macht der sich durchringenden Persönlichkeit. Die Napoleon-Karikaturen haben uns nichts mehr zu sagen. Wut und Haß mochten wohl einst das Bild des Uebergewaltigen ins Lächerliche verzerren, aber

Digitized by Google

wir Nachgeborenen sehen in ihm wieder den jungen General, wie er bei Arcole zum Angriff sprengte, und der Kunsthistoriker gesteht sich, daß, um nur ein Beispiel zu nennen, die ägyptisierenden Motive der edelstilvollen Empireeinrichtungen deutscher Schlösser und Wohnräume ganz allein der Anregung zu verdanken sind, die Napoleons Siege bei den Pyramiden der kunstgewerblichen Phantasie gaben. Das sind Zusammenhänge, die sich nun einmal nicht leugnen lassen, weil die Jahrhundertausstellung zum Ruhme deutscher Taten uns ein ganzes Kunstgewerbe solchen ägyptischen Empires vordemonstriert.

In diesem Jahrhundert der Arbeit, in welchem der Kriegsruhm uns Jüngeren fast nur aus Geschichtsbüchern bekannt ist und nichts Erlebtes mehr bedeutet, erscheint uns das napoleonische Symbol der Biene unendlich achtunggebietend. Wir stehen mit Ehrfurcht vor dem Manne, der sich zum Herrn seiner Zeit gemacht und ihr bis in fernstes Feindesland hinein den Stempel seiner Persönlichkeit aufprägte. Daß Deutschland Kraft, Charakter und Fähigkeiten besaß, einen solchen Riesengeist zu besiegen, bildet seinen Ruhm in den Jahren 1813 bis 1815.

In Rußland war es, wo dem Aar die Schwingen gebrochen wurden. Nach den Erinnerungen an Napoleon folgt die Russische Abteilung, die hinüberleitet zu der Darstellung des Feldzuges 1812. „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen.“ Düstere, eiseskalte Tragik liegt über den geschichtlichen Daten, die in diesem Raum vertreten sind. Erinnerungen wie an den Brand Moskaus, an den Uebergang über die Beresina werden hier lebendig. Die Schrecken des Krieges steigen gespentisch empor aus Blättern, die den „freiwilligen Rückzug der großen französischen Armee im November 1812“ und „die Leiden der großen Armee auf ihrem Rückzug von Moskau“ in farbiger Schabkunst wiedergeben. Hier spricht das meiste vom Untergang weltlicher Macht, von Gericht und Tod und Vernichtung. Das Schicksal selbst zeigt sein Meduſenhaupt.

In jenen Tagen siedelte die preußische Königsfamilie nach Breslau über. Der Freiherr von Stein kam im Februar hierher. Neben dem „Raum des Feldzuges 1812“ liegt der, welcher den Namen „Breslau“ trägt. Hier ist das Leben, die Zukunft, frischer Mut und Gottvertrauen. In diesem Saale liegt der Kulminationspunkt des dramatischen Interesses in der historischen Ausstellung. Sah man auch alles andere mit dem ruhig beobachtenden, notierenden Auge des Nachkommen, den ein Jahrhundert von dem Dazumal

Digitized by Google

trennt, hier greift uns die Geschichte bis ans Herz. Hier klopft es noch, das tapfere, heiße Herz einer Generation, die himmelhoch über uns blassen Denkern und kalten Forschern stand. Das alles, was hier in Zeitungsblättern und Briefen, in Bildern und ehrwürdigen, rührenden Andenken aufbewahrt ist, das war lebendig, war Wirklichkeit, blutwarmes Sein im großen Völkerfrühling jener Jahre. „Der König rief und alle, alle kamen."

Das Ergreifendste in dieser Sammlung sind die einfachen Zeitungsblätter, die „Armeenachrichten" und die Andenken. Jene eisernen Fingerringe mit der Umschrift „Gold gab ich für Eisen", der runde Tisch, an dem der „Aufruf an mein Volk" geschrieben wurde, die stählerne Halskette, die Fürst Blücher mit soldatischer Galanterie der Schauspielerin Henriette Hendel-Schütz zum Lohn ihrer aufopfernden Tätigkeit im Breslauer Militärhospital schenkte, das sind Dinge, die das Gemüt der Beschauers aufs tiefste erregen müssen.

Alles, was nachher kommt, reicht, was die Intensität des patriotischen Interesses betrifft, nicht an den Inhalt des Breslauer Sales heran. Draußen liegen ja noch die Straßen, in denen sich damals, vor hundert Jahren, die Schar der Freiwilligen drängte. Hier ward der Ruf des Königs zuerst gehört. Sieg von da an, einer immer stolzer und glorreicher als der andere, zuletzt eine jubelnde Heimkehr. Das „Empire" in Kunst und Geschichte war vorbei. Was aber kam? Klingt es nicht wie Hohn, zu sagen „das Biedermeier"? War das der Freiheitskriege Ziel und Ende? Es wird heute unendlich viel geschrieben über die Zeit von 1815 bis 1848. Wir hängen mit aufrichtiger Liebe an dieser Epoche, zu der uns unser künstlerisches Empfinden hindrängt. Eine Frage aber ist es, ob uns der Name „Biedermeier" nicht über das wahre Wesen der Epoche täuscht. Nach dem rauschenden Epos der Freiheitskriege mußte eine Zeit innerer Sammlung folgen, ehe das deutsche Volk reif war zu neuen Taten. Die Menschen, die heute für uns den gutmütigen Namen „Biedermeier" tragen, waren dieselben, die 1813 dem Ruf des Königs folgten und Gold für Eisen gaben. Es ist eine Geschichtsfälschung, wenn man sie gleich nachher zum alten Eisen werfen will. Die Literatur wie die bildende Kunst der Zeit, ihre Briefe und Tagebücher beweisen, welche Fülle des seelischen Lebens und welches technische Können vorhanden war, wieviel Genie im unscheinbaren Kleid des „Biedermeier" sich verbarg. Wohl hatte es sich gelohnt, diesem Volk die Freiheit vom Joch der Fremdherr-

Digitized by Google

schaft zu erstreiten, denn es trug die Kraft in sich, diesen einmal vom Ruf des Königs erweckten Freiheitsgedanken bis ans Ende durchzudenken. Es erdachte und erarbeitete sich die Freiheit des Gedankens, des Wortes und des Vollbringens mit falschen, ja mit verbrecherischen Mitteln oft, aber stets mit ehrlichem Wollen und aufopferndem Mut.

Verborgen, von grünem Gebüsch umwuchert, fand ich im alten Breslau unter den stolzen Bauten seiner vorangegangenen großen Bauperioden ein rührendes kleines Denkmal der Biedermeierzeit. Auf der Sandinsel liegt das ehemalige Jakobskloster. Daneben durch einen Garten von ihm getrennt, ein hohes Haus mit sonderbar gerundetem spitzen Giebel. Ich trat in den kleinen Garten, um womöglich über die Bestimmung und die Geschichte dieses mich seiner Giebelform wegen interessierenden Hauses etwas zu erkunden. Ich folgte einem schmalen, mit Steinplatten belegten Weg, der in die Tiefe des Gartens führte. Dort, verlassen, schon in beginnendem Verfall, fand ich ein in seiner Art vollendet schönes kleines Gartenhaus. Im klassizistischen Stil der Zeit errichtet, trägt es auf dem Architrav die Jahreszahl 1837. Klare Formen, selbstsicheres Behagen, einfache Zweckdienlichkeit, das sind die Begriffe, mit denen sich das köstliche kleine Bauwerk schildern läßt, und so gibt es ein vollkommenes Abbild seiner Zeit. Fest und ruhig, sonntäglich heiter und dabei voll der Poesie des Alltags, steht das Gartenhaus von 1837 vergessen im verwilderten Garten, ein wertvoller Fund für den, der nicht nur vom ästhetischen Standpunkt die Werke dieser Zeit zu würdigen weiß, sondern mit Ehrfurcht sich erinnert, daß in solchen Häusern Männer aus- und eingingen, die das eiserne Kreuz von 1813 trugen, und Frauen, die ihr Liebstes hingegeben hatten, als der König rief.

Digitized by Google

Der Streit um Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts".

Von

Gottfried Fittbogen.

Soeben (Mai 1913) hat D. Gustav Krüger, Professor der Kirchengeschichte in Gießen, die schon 1839 aufgestellte Hypothese Wilhelm Körtes erneuert, daß Lessing nur Herausgeber, der 21jährige Student der Medizin Albrecht Thaer, der spätere Begründer der rationellen Landwirtschaft, aber der Verfasser der kleinen Schrift „Die Erziehung des Menschengeschlechts" ist.*)

Da ist es an der Zeit, die Akten dieses literarischen Streites hervorzuholen und sie den Interessenten — das sind in diesem Falle nicht bloß die Fachgelehrten, sondern alle Gebildeten — zur Bildung eines eigenen Urteils vorzulegen.

Als erster Zeuge ist Lessing zu hören, der lange Zeit unangefochten als Verfasser der „Erziehung des Menschengeschlechts" galt.

In dem vierten seiner Beiträge „Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel" veröffentlichte Lessing 1777 „Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend"; aus der Reihe der sieben Fragmente, welche Lessing aus der „Schutzschrift für die Vernünftigen Verehrer Gottes" von Hermann Samuel Reimarus herausgab, sind dies die Fragmente 2—6. Lessing ließ sie nicht in die Welt hinausgehen, ohne ihnen „Gegensätze" aus seiner eigenen Feder beizufügen. Den Ausführungen, welche sich mit dem vierten der hier vereinigten Fragmente (der Gesamtzählung nach also dem fünften) beschäftigen, hat Lessing die erste Hälfte der „Erziehung des Menschengeschlechts"

*) Krüger, Albrecht Thaer und die Erziehung des Menschengeschlechts. Tübingen 1913. 44 Seiten.

Digitized by Google

einverleibt, die Paragraphen 1—53. Er leitet diese Veröffentlichung mit folgenden Worten ein: „Unter einem gewissen Zirkel von Freunden ist vor einiger Zeit ein kleiner Aufsatz in der Handschrift herumgegangen, welcher die ersten Linien zu einem ausführlichen Buche enthielt und überschrieben war: „Die Erziehung des Menschengeschlechts." Ich muß bekennen, daß ich von einigen Gedanken dieses Aufsatzes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich also, oder vielmehr, was ist also schicklicher, als daß ich den Anfang desselben in seinem ganzen Zusammenhange mitteile, der sich auf den Inhalt unseres vierten Fragmentes so genau beziehet? Die Indiskretion, die ich damit begehe, weiß ich zu verantworten, und von der Lauterkeit der Absichten des Verfassers bin ich überzeugt. Er ist auch bei weitem so heterodox nicht, als er bei dem ersten Lesen scheinet, wie ihm auch die schwierigsten Leser zugestehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufsatz oder gar die völlige Ausführung desselben bekannt zu machen für gut halten sollte." *)

Lessing will also nur als Herausgeber des Aufsatzes angesehen werden. Dabei ist nicht zu übersehen, daß er sehr genau mit dem Verfasser Bescheid weiß, sowohl darüber, welches dessen wirkliche Ueberzeugung im Streit von Orthodoxie und Heterodoxie ist, als auch darüber, daß die knappen Paragraphen eine erste Skizze sind, welche zu ihrer exakten Begründung ein ausführliches wissenschaftliches Werk nötig hätten, das, obwohl es noch gar nicht „ausgeführt" ist, Lessing doch schon dem Inhalt nach bekannt ist.

Als der jüngere Reimarus die erste Hälfte der „Erziehung" las, blieb es ihm nicht verborgen, daß ihre Gedanken mit den Anschauungen der „Fragmente" sich nicht decken. Eingeschworen auf die Gedanken seines Vaters, empfand er Unbehagen darüber und äußerte sich Lessing gegenüber (Brief vom 19. März 1778) ziemlich despektierlich: „In Ihren Gegensätzen haben einige Freunde nicht recht begreifen können, was Sie mit der „Erziehung des Menschengeschlechts" ernstlich meinen. Und im Ernst, ist dieser Aufsatz von einem andern sophistisierenden Freunde, der das Ziel verrücken will, auf welches die Pfeile (des „Fragmentisten" H. S. Reimarus) geschossen werden?" Lessing nimmt den also Angegriffenen lebhaft in Schutz (Brief vom 6. April 1778): „Die „Erziehung des Menschengeschlechts" ist von einem guten Freunde, der sich gern allerlei

*) Lessing, Bd. XV, S. 279/280. Die Zitate werden nach der Hempelschen Ausgabe gegeben.

Digitized by Google

Hypotheſen und Syſteme macht, um das Vergnügen zu haben, ſie wieder einzureißen. Dieſe Hypotheſe nun würde freilich das Ziel gewaltig verrücken, auf welches mein Ungenannter im Anſchlage geweſen. Aber was tut's? Jeder ſage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit ſelbſt ſei Gott empfohlen!" Wiederum fällt auf, wie genau Leſſing mit dem Weſen des Verfaſſers der „Erziehung" bekannt iſt, und es liegt außerordentlich nahe, in der Beſchreibung des guten Freundes, „der ſich gern allerlei Hypotheſen und Syſteme macht, um das Vergnügen zu haben, ſie wieder einzureißen", eine — ironiſierende — Selbſtcharakteriſtik Leſſings zu ſehen. Ob Reimarus ſelbſt die Worte auf einen beſtimmten Menſchen bezogen hat, iſt unbekannt.

Bekannt aber iſt, daß ſeine Schweſter, Leſſings treue und dem Bruder an Verſtändnis überlegene Freundin Eliſe Reimarus, die „Erziehung des Menſchengeſchlechts", als ſie 1780 vollſtändig veröffentlicht wurde, für ein Werk Leſſings hielt. Sie ſchreibt (Brief vom 25. April 1780) an den verehrten Freund: „Ihre „Erziehung des Menſchengeſchlechts" hab' ich von dem bekannten Teil durch bis zum Unbekannten mit dem größten Vergnügen geleſen, und das haben wir alle getan, und überall Sie ſelbſt gefunden, bis in das hinein, was ich Grillen nennen möchte — wenn ich dürfte. Meine Lieblingsſtellen gehen von S. 76 an bis zu Ende. Ich habe bei einigen laut aufweinen müſſen. Ueberhaupt ſind Sie der einzige Philoſoph, den ich kenne, der Wahrheiten auf dieſe Art, wie durch einen elektriſchen Schlag, fühlbar zu machen und durch Mark und Bein zu führen weiß. Als wir an die Stelle kamen, wo Sie von dem mehrmaligen Wiederkommen in dies Leben reden, ſagten wir alle aus einem Munde, daß Sie gewiß Ihre letzte Reiſe zu dieſem Erden-Philanthropie täten. . . . Unſerm Freunde Hennings*) hab' ich heute ſchon Ihr Büchelchen zugeſchickt." Hielt aber der ganze Kreis der Reimarer Leſſing für den Verfaſſer, ſo auch Eliſens Bruder; er hatte alſo ſeine Meinung über Verfaſſer und Wert der Schrift einer gründlichen Reviſion unterzogen. Die Reimarer aber hatten ſo intime Beziehungen zu Leſſing, daß ſie über den wahren Sachverhalt unterrichtet ſein mußten. Und konnte Leſſing ſich den Weihrauch, den Eliſe ihm ſtreut, gefallen laſſen, wenn er gar nicht der Verfaſſer des Büchleins war?

*) Vgl. Eliſens Brief an Hennings vom 28. IV. 1780 (veröffentlicht von Wattenbach im „Neuen Lauſitziſchen Magazin" 1861, S. 217).

Digitized by Google

Weniger fällt ins Gewicht, daß auch Herder in Lessing den Verfasser der „Erziehung" sah (Brief vom 29. April 1780: „Ich warte auf Ihre Schrift von der Erziehung des Menschengeschlechts mit großem Verlangen."

Solche Aeußerungen über den Verfasser hat Lessing nicht bloß nicht zurückgewiesen, es liegt vielmehr ein Brief von ihm vor, in dem er sich seinem Bruder Karl gegenüber unzweideutig als den Verfasser bezeichnet (Brief vom 25. Februar 1780). Er schreibt dort: „Daß meine Arbeiten, die indes auch geruhet haben, nur kümmerlich anfangen, in Gang zu kommen, kannst Du Dir leicht denken. Voß läßt Diderots „Theater" wieder drucken; und ich habe mich von ihm bereden lassen, dieser Uebersetzung meinen Namen zu geben und eine neue Vorrede vorzusetzen, zu welcher ich den Stoff leicht aus meiner „Dramaturgie" nehmen kann. Auch habe ich ihm die „Erziehung des Menschengeschlechts" geschickt, die er mir auf ein halbes Dutzend Bogen ausdehnen soll. Ich kann ja das Ding vollends in die Welt schicken, da ich es nie für meine Arbeit erkennen werde und mehrere nach dem ganzen Plane doch begierig gewesen sind." Die Worte sind so klar wie nur möglich. Lessing spricht von zweien seiner Arbeiten: Der Vorrede zu einer neuen Diderot-Ausgabe*) und der „Erziehung des Menschengeschlechts"; nach außen sollen aber beide verschieden behandelt werden, die Diderot-Uebersetzung soll unter seinem Namen erscheinen, die Verfasserschaft der Erziehung dagegen will er der Oeffentlichkeit gegenüber nicht anerkennen. Das heißt: er würde sie, falls ihn jemand öffentlich als Verfasser genannt hätte, abgeleugnet haben. Während der kurzen Frist, die ihm zu leben noch vergönnt war, trat eine solche Nötigung für ihn nicht ein.

Derartige Ableugnungen, die uns ja einigermaßen befremdlich erscheinen, waren im 18. Jahrhundert nichts Seltenes. Bekannt ist ja, daß Lessing es verheimlichen mußte, wer der Verfasser der „Fragmente" sei.**) Hier handelt es sich allerdings nur darum, die Autorschaft eines anderen nicht zuzugeben. Aber auch die Ableugnung einer eigenen Schrift ist damals nichts Unerhörtes. Friedrich der Große z. B. machte sich einst „aus der Kirchengeschichte Fleurys einen Auszug alles für die Kirche Kompromittierende, aller Streitigkeiten, Listen, Gewalttaten, Geldpolitik, Verfolgungen, Ketzerrichtereien,

*) Erschienen 1781, Die Vorrede bei Hempel XI, 2, Seite 4—6.
**) Vgl. dazu besonders den 10. Anti-Goeze (Hempel XVI, 200) und den Brief des J. A. H. Reimarus an Lessing vom Juni 1778.

Digitized by Google

setzte dem Auszug eine skandalsüchtige Vorrede voraus und ließ ihn 1766 als aus dem Englischen übersetzt und in Bern gedruckt erscheinen", hernach aber bestritt er seine Urheberschaft.*) Dies Beispiel zeigt zugleich, wie eine solche Taktik entstehen konnte; sie ist eine Kriegslist der im Kampf gegen die herrschende Orthodoxie begriffenen Aufklärung. Man will dem Gegner einen Hieb versetzen, doch ohne sich persönlich zu exponieren. Gelegentlich ist dann diese Taktik auch auf anderen Gebieten der Literatur angewandt worden. Als Herder die Polemik, in die er aus Anlaß seiner „Kritischen Wälder" verwickelt wurde, unbequem zu werden anfing, erklärte er öffentlich, allerdings ohne daß es ihm etwas nützte, er sei nicht ihr Verfasser! Wenn Lessing also bei der „Erziehung des Menschengeschlechts" seine Urheberschaft nach außenhin abgeleugnet hätte, so hätte er damit nur von einer seinen Zeitgenossen geläufigen Kriegslist Gebrauch gemacht.

Für Lessing war allerdings Anlaß vorhanden, sich bei Veröffentlichung der Buchausgabe der „Erziehung" im Jahre 1780 — nicht lange nach dem großen theologischen Feldzug — vorzusehen; denn noch bestand die herzogliche Resolution vom 17. August 1778 zu Recht, welche es ihm verbot, „in Religionssachen, so wenig hier [in Braunschweig] als auswärts, auch weder unter seinem noch anderen angenommenen Namen, ohne vorherige Genehmigung des Fürstl. Geheimen Ministerii ferner etwas drucken" zu lassen. Es blieb ihm also nur übrig den dritten, in dem Erlaß nicht vorgesehenen Weg einzuschlagen: eine Schrift „in Religionssachen" gänzlich ohne Autornamen herauszugeben. Wurde er als Verfasser bekannt, so konnte das Ministerium gegen ihn empfindliche Maßregeln ergreifen; zeichnete er bloß als Herausgeber, was genau genommen auch schon ein Verstoß gegen die Regierungsverfügung war, so konnte er annehmen, daß das Ministerium im Konfliktsfalle einigermaßen glimpflich mit ihm verfahren würde**).

Dieser äußere Druck war nun 1777, als Lessing die erste Hälfte der „Erziehung" veröffentlichte, noch nicht vorhanden. Hier muß also sein Versteckspielen aus inneren Gründen sich erklären lassen Und tatsächlich läßt es sich aus seiner Taktik heraus restlos verstehen. Lessing wollte in den Erörterungen, die er als Wirkung seiner Veröffentlichung der „Fragmente" voraussah und erhoffte, mit

*) Nach Wernle, Lessing und das Christentum, 1912, Seite 46, Anmerkung.
**) Auch die Gespräche für Freimäurer (1778. 1780) sind anonym erschienen.

Digitized by Google

seiner Person im Hintergrund bleiben. Die „Fragmente" richteten ihren Angriff rücksichtslos und hämisch gegen das Christentum, in den „Gegensätzen" übernahm Lessing selbst die Rolle eines Mannes, der das Luthertum gegen diese Kritik verteidigt, indem er allerdings die Inspirationslehre preisgibt — ein echter Lutheraner, nur ohne Inspirationsdogma. Diese Rolle hat er dann auch vor der Oeffentlichkeit in dem Goezestreit weitergespielt. Die „Erziehung" nun, die seine eigene Meinung enthält, vertritt zwar eine andere Ueberzeugung als die der „Fragmente", sie richtet sich aber doch auch sehr bestimmt gegen das orthodoxe Luthertum. Deswegen hält er es für geraten, seine eigene Position als die Position eines Dritten zu bezeichnen.

Diese Taktik mag uns etwas verzwickt vorkommen, jedenfalls aber ist sie in sich klar und aus der Situation heraus verständlich. Und jedenfalls galt Lessing sich selbst als Verfasser der „Erziehung".

Das entscheidende äußere Zeugnis dafür ist der oben genannte Brief Lessings vom 25. Februar 1780. Lessing hielt sich für den Verfasser, also war er es auch.

Wenn bei diesem so völlig klaren Tatbestand nun doch behauptet worden ist, daß ein anderer als Lessing die „Erziehung des Menschengeschlechtes" verfaßt habe, so werden wir erwarten, daß dafür äußerst gewichtige Argumente beigebracht worden sind, und wir werden erwarten, daß man es verständlich zu machen gesucht hat, wie Lessing fälschlicherweise den Ruhm der Autorschaft für sich in Anspruch nehmen konnte.

Die Hypothese, daß Lessing nicht der Verfasser der „Erziehung" sei, ist von Wilhelm Körte, dem Großneffen und Biographen Gleims, ausgegangen.

Wir sind auf Grund seiner eigenen Angaben in der Lage, zu verfolgen, wie er zu seiner Hypothese gekommen ist. Die Geschichte ihrer Entstehung gibt uns zugleich einen wertvollen Aufschluß über ihren Wert.

Als Körte sich an die Vorarbeiten zu seiner Biographie Albrecht Thaers*), des Begründers der rationellen Landwirtschaft, machte, fand er im Nachlaß Thaers ein Manuskript mit der Ueberschrift „Mein Lebenslauf und Bekenntnisse", worin Thaer seiner künftigen Gattin, Philippine von Willich, über seine Entwicklung, besonders

*) W. Körte, Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken, als Arzt und Landwirt. Aus Thaers Werken und literarischem Nachlasse dargestellt. Leipzig 1839.

Digitized by Google

auch die religiöse, bis zum Jahre 1785 Aufschluß gibt. In diesem Schriftstück las Körte nun folgende Worte*): „Ich [Albrecht Thaer] erschuf mir ein neues System und brachte es flüchtig zu Papier. Es ward wider meinen Willen abgeschrieben, fiel in die Hände eines großen Mannes, der den Stil etwas umänderte und einen Teil davon, als Fragment eines unbekannten Verfassers, herausgab. Nachher ist auch der 2. Teil herausgekommen, aber mit Zusätzen, woran ich keinen Anteil habe." Bei dem Wort „Fragment" lag es Körte am nächsten, an die Fragmente zu denken, an welche man immer denkt, wenn schlechthin von Fragmenten die Rede ist. „Diese Notiz", sagt Körte (S. 350), „konnte kaum auf etwas anderes bezogen werden, als auf die Fragmente, namentlich auf das isolierte Fragment ‚Von Duldung der Deisten'", und er schloß: Der „große Mann" ist Lessing und Thaer ist der vielgesuchte Verfasser der Wolfenbüttler „Fragmente".

Da Körte natürlich nicht unbekannt war, daß im allgemeinen H. S. Reimarus als Verfasser der Fragmente galt, machte er sich zunächst daran, sich volle Klarheit über den Autor der Fragmente zu verschaffen. Er hoffte, seinen Thaer als ihren Verfasser nachweisen zu können**). Auch als er sich überzeugte, daß die Befragung der einschlägigen Literatur klar und deutlich für Reimarus spräche, gab er seine Sache noch nicht verloren; es konnte ja sein, daß dieser Reimarus Fragmente verfaßt hatte, daß aber die hier in Betracht kommenden Fragmente einen anderen Autor hätten. „Zweifelhaft aber", so schildert Körte (Seite 349) das Ergebnis seiner Nachforschungen, „und nichts weniger als evident, ist noch immer die Hauptsache: ob in der Originalhandschrift des H. S. Reimarus wirklich die von Lessing 1774 und 1777 edierten Fragmente ganz ebenso, und in welchem Zusammenhange, enthalten sind?" Er wandte sich nunmehr an Leute, von denen er hoffte, daß sie diese „Hauptsache" durch einen Blick in die „Originalhandschrift" aufklären könnten. Der zuerst angegangene damalige Amtsnachfolger Lessings an der Bibliothek zu Wolfenbüttel konnte ihm nur mitteilen, daß in Wolfenbüttel keine Spur des Manuskripts zu finden sei; ein „namhafter Gelehrter" zu Göttingen aber stellte aus der Abschrift, welche der jüngere Reimarus 1814 der Göttinger Bibliothek geschenkt hatte, fest, daß der handschriftliche Text allerdings mit dem von Lessing

*) Körte, S. 17.
**) Siehe Körte, S. 341—353.

Digitized by Google

edierten Text übereinstimme, mithin also Reimarus tatsächlich der Verfasser der Fragmente sei.

Jetzt mußte auch Körte seine Hypothese fallen lassen und er erkannte an, daß nicht Albrecht Thaer, sondern Reimarus der „Wolfenbüttelsche Ungenannte" sei. Aber an Stelle der ersten setzte er sofort eine zweite Hypothese. „Denn", so fragte er sich (Seite 354), „worauf aber kann nun die Stelle in Thaers Aufsatze bezogen werden, da sie sich auch nicht auf das, einzeln für sich von Lessing mitgeteilte Fragment „Von Duldung der Deisten" beziehen kann?" Und er antwortete: „Auf nichts anderes als auf den im vierten Beitrage 1777 von Lessing mitgeteilten Anfang des Aufsatzes „Die Erziehung des Menschengeschlechts" und auf die späterhin, außerhalb den Beiträgen, 1780 erfolgte vollständige Bekanntmachung desselben. Es ist also nicht zu bezweifeln, daß die berühmte, bisher dem Lessing zugeschriebene kleine Schrift „Die Erziehung des Menschengeschlechts" ... eine Jugendarbeit unseres Albrecht Thaers, und von Lessing teils nur fortgesetzt, teils nur hin und wieder überarbeitet ist."

Man beachte die Bündigkeit dieses „Beweises": Da Thaer nicht, wie zuerst vermutet, die „Fragmente" verfaßt hat, so ist er eben der Verfasser der „Erziehung". Wie's trifft, bald so, bald so. Es wird auch nicht der leiseste Versuch gemacht, eine wirkliche Begründung zu geben; das mindeste wäre gewesen, daß Körte aus dem Inhalt der „Erziehung" nachwies, wieso die dort ausgesprochenen Gedanken nicht zu Lessing, sondern zu Thaer passen. Leichtfertiger oder, milder ausgedrückt, unbesonnener ist kaum je eine Hypothese in die Welt gesetzt worden. Wer die Geschichte ihrer Entstehung kennen gelernt hat, weiß auch über ihren Wert Bescheid: sie fällt in nichts zusammen. Körte wird persönlich dadurch entlastet, daß er als Biograph das Recht hatte, sich in seinen Helden zu verlieben, und daß er weder philologische noch historische Schulung besaß.

Die Entstehungsgeschichte von Körtes Hypothese lehrt aber noch mehr. Sie zeigt, daß Körte es dem Inhalt nach allen Ernstes für möglich gehalten hat, Thaer sei der Verfasser der berühmten „Fragmente", ein 21jähriger Student habe diese, doch immer bedeutenden und auf langjährigen Arbeiten beruhenden Fragmente nur so hingeworfen. Was für eine Vorstellung von geistiger Arbeit! Die „Erziehung" hat zwar einen recht anderen Inhalt als die „Fragmente". Aber das macht nichts. Warum soll Thaer nicht auch die verfaßt haben können? Warum nicht?? Solange man, mit Körte, vom Inhalt gänzlich absieht, wird man kaum etwas Durchschlagendes da-

Digitized by Google

gegen sagen können; denn solange redet man inhaltlose Worte. Wer so argumentiert, wie Körte es getan hat, mit dem kann man nicht streiten.

Ferner lehrt die Entstehungsgeschichte der Körteschen Hypothese, daß es damals (1839) — über 10 Jahre nach dem Tode Thaers — keine Tradition in der Thaerschen Familie gab, welche Thaer als den Verfasser der „Erziehung" bezeichnete; denn sonst hätte Körte nicht erst auf die „Fragmente" raten können, sonst hätte er sich irgendwie auf die Tradition berufen müssen. Vielmehr hat sich die „Tradition" in der Thaerschen Familie erst auf Grund der Körteschen Hypothese gebildet. Es war natürlich für die Kinder Thaers leicht, im Lichte dieser Hypothese bestimmte Erinnerungen so zu deuten, daß sie zu der Hypothese paßten, und es ist selbstverständlich, daß dies durchaus bona fide geschah. Damit ist aber alles, was von seiten der Thaerschen Familie später an „Tradition" vorgebracht ist, ein für allemal ins Reich der Legende gewiesen: es ist historisch wertlos.*)

Was hat es nun mit jener Aeußerung Thaers über sein „neues System", das ein „großer Mann" habe drucken lassen, auf sich?

Zuvor einige Notizen über Thaer und seine Beziehungen zu Lessing. Wenn auch bereits die Streitfrage der Sache nach zur Entscheidung gebracht ist und wenn es für das Verständnis von Lessings Gedankenwelt gleichgültig ist, wie Thaer sich in einem vertraulichen Schriftstück seiner Braut präsentieren wollte, so ist es doch immerhin nicht ohne Reiz zu sehen, wer denn eigentlich der Mann gewesen ist, der nach seinem Tode durch Körtes Vermittlung solche Verwirrung in der literarischen Welt angerichtet hat. Dabei gestatten uns die vorliegenden Quellen allerdings nicht, für alle Fragen vollständige Lösung zu finden. Weitere Forschungen in dieser Richtung anzustellen, mag der Thaer-Philologie oder, um im Stile Krügers zu reden, der Thaer-Orthodoxie überlassen bleiben. Was sich auf Grund des vorliegenden Materials feststellen läßt, ist folgendes:

Albrecht Thaer (1752—1828) ist zweifellos ein bedeutender Mann gewesen, auch in seiner Studentenzeit und den darauf folgenden Jahren — um diese Jahre handelt es sich hier — muß das schon zutage getreten sein. Andererseits geben sich in der Skizze

*) Auch Guhrauer (in Danzel-Guhrauer, G. E. Lessing, II. Band, 2. Abteilung, 1854, Anhang Seite 30) hat das noch nicht gesehen.

Digitized by Google

seines Lebenslaufes sehr aufdringlich Charakterzüge kund, die nicht sonderlich sympathisch sind; und mag es sympathisch berühren, wenn jemand dem geliebtesten Menschen seine Schwächen schonungslos aufdeckt, so bleibt hier doch mehrfach zweifelhaft, ob Thaer wirklich von Schwächen zu sprechen meinte oder ob er nicht vielmehr seiner Braut imponieren wollte. Es ist ganz richtig, daß eine außerordentliche Eitelkeit „durch jedes seiner Worte hindurchleuchtet"; *) dafür bedarf es keines Beweises, der ganze „Lebenslauf" ist Beweis dafür. Ihre auffallende Stärke kommt vielleicht daher, daß er sie schon als Erbgut von der Mutter überkam; denn von ihr hebt er ausdrücklich hervor, daß sie „einen großen Hang zur Eitelkeit" hatte.**) Weiter lesen wir folgende charakteristische Sätze: „Soviel ich mich erinnere, war ich ein sonderbar phantastischer Junge" (S. 5). — „Obgleich er [der Vater] mir viel Geld gab, machte ich doch noch mehr Schulden, größtenteils für Ferry und um mich zu putzen" (S. 11). — „Ich tat manches recht eigentlich nur um Aufsehens zu machen" (S. 12). — „Ich war . . . . ein halber Renommist" (S. 13). — „Mit Lorbeeren gekrönt, mit Weihrauch beräuchert und mit Dank und Tränen begleitet, zog ich aus Göttingen" (S. 20). So soll denn auch die Erwähnung seines neuen Systems, das er „flüchtig" zu Papier brachte und das doch in der literarischen Welt so bedeutendes Aufsehen erregte, dazu dienen, seinem Lorbeerkranz ein neues, besonders schönes Blatt einzufügen.

Von seinen Beziehungen zu Lessing erfahren wir wenig. Waren sie intim, so daß Lessing diesen jungen Verehrer geradezu als „guten Freund" bezeichnen konnte? Es liegen darüber Nachrichten von drei verschiedenen Seiten vor; von Thaer, von seinem Freunde Leisewitz und von Lessing selbst.

In seinem „Lebenslauf" erzählt Thaer von einem Besuch bei Lessing, den Körte in den August 1776 setzt.***) „Auf der Rückreise (heißt es) brachte ich zwei Tage bei Lessing zu, die ich unter die interessantesten meines Lebens rechne, weil ich da Dinge gesehen und gehört habe, die bis dahin noch in keines Menschen Auge und Ohr gekommen sind, die ich aber nur halb verstand." Diese Worte sind in ihrer pathetisch phantastischen Form nach eben so bezeichnend

*) Schwarz, Lessing als Theolog, S 196.
**) Körte, S. 5.
***) Körte, S. 38. Welchen Grund er für diese Zeitansetzung hat, sagt Körte nicht. Die Monatsangabe ist vermutlich falsch, da Lessing vom 3. August ab infolge einer Reise nach Hamburg von Wolfenbüttel abwesend war. Vergl. Krüger, S. 48, Anm. 24.

Digitized by Google

für den Charakter des damaligen Thaer als ihrem sachlichen Inhalt nach für das geistige Verhältnis von Thaer zu Lessing: er fühlt sich durchaus als der Empfangende und merkt sogar, daß er noch nicht imstande ist, Lessings tiefere Gedanken zu verstehen. Diese Selbsteinschätzung Thaers, die zu der sonstigen Ruhmredigkeit einigermaßen in Widerspruch steht, wird die richtige sein.

Ferner besitzen wir Aufzeichnungen, die Leisewitz in seinem Tagebuch über einen Besuch mit Thaer zusammen bei Lessing gemacht hat; der Besuch fällt auf den 17. Juli 1780. Leisewitz schreibt*): „Ich bekam erst nahe bei Wolfenbüttel etwas Mut wieder. . . . Wir . . . gingen . . . zu Lessingen. Wir trafen ihn bei dem Frisieren an, und gingen kurz darauf mit einander auf die Bibliothek. Langer war da und nachher kamen der Hofgerichtsassessor von Brocks, Kalm und Schleitz aus Braunschweig und aus Hamburg hin. Sie schienen mir alle ziemlich leer, ich hingegen brillierte. — Thaer und Lessing gingen um die Gallerie — ich konnte für Schwindel nicht mit und blieb in der Tür sitzen. — Wir gingen wieder zu Lessing, wo bald hernach Langer hinkam, wir waren einige Zeit auf dem Hofe und vor der Tür — aßen im Garten-Saale. — Die Conversation war sehr angenehm. Eine saillie von Lessing, Langer und mir holte die andere." Thaer also produzierte keine Geistesblitze.

Endlich besitzen wir noch die Einladung von Lessings Hand, auf Grund deren der Besuch Thaers in Wolfenbüttel stattfand. Sie ist gerichtet — an Eschenburg und lautet (Brief vom 16. Juli 1780): „Mein lieber Eschenburg, wir haben uns doch auch recht verstanden? Sie, Herr Leisewitz, und der Herr Doktor, den ich noch nicht zu nennen weiß, besuchen mich nicht allein morgen, sondern essen auch mit mir?" Die Beziehungen Thaers zu Lessing sind also so wenig intim, daß ihm dessen Besuch ohne Namensnennung angekündigt wird; er ist für Lessing nur ein unbekannter Fremder, der von einem anderen, weil er gerade bei ihm (vermutlich bei Leisewitz) zu Besuch ist, mitgebracht wird. Thaer erscheint also nicht selbständig in Wolfenbüttel, sondern nur als Anhängsel Leisewitzens. In allen drei Notizen macht Thaer gleichmäßig den Eindruck, daß er auf keinem der Gebiete, auf denen Lessing sich betätigt hat, Anspruch auf geistige Bedeutung erhebt, und dies auch zu einer Zeit, als be-

*) Mitgeteilt von O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing. Briefe und Aktenstücke aus den Papieren der Herzoglichen Bibliothek und den Akten des Herzoglichen Landeshauptarchives zu Wolfenbüttel herausgegeben Leipzig, 1870. S. 134f.

Digitized by Google

reits die „Erziehung des Menschengeschlechts", sein angebliches Werk, als besonderes Buch erschienen ist.

Hat Thaer bei jener Aufzeichnung wirklich an die „Fragmente" oder an die „Erziehung d. M." gedacht, so hat er sich also irrtümlicherweise fremdes Eigentum angemaßt — sei es bewußt, sei es unbewußt. Die ganze Sache fällt dadurch in das Gebiet der menschlichen Pathologie und gehört der Literaturgeschichte nur insofern an, als da dergleichen Eigentumsstreitigkeiten nicht ganz selten sind. Zufällig liefert Körte selbst zwei Gesichtspunkte, welche dazu dienen können, den Fall Thaer in den richtigen größeren Zusammenhang einzugliedern. Er erzählt, es sei Albrecht Thaer mehrfach widerfahren, daß andere Thaersche Gedanken für ihr Eigentum erklärt hätten: „Auch ihn traf, wie wohl alle Meister, das widrige Geschick, daß Scribler seine Ideen als die ihrigen gaben, so daß es zweifelhaft scheinen konnte, ob er von ihnen oder sie von ihm geborgt. Er lief Gefahr, von der Nachwelt des Plagiats beschuldigt zu werden, und zwar eben an denen, die ihn ausgeschrieben hatten" (S. 329). In solchen Fällen wird man sehr wohl die **bona fides** des „Scriblers" annehmen können. Bei Thaer wird die Sache aber dadurch komplizierter, daß es sich nicht bloß um Gedanken, sondern auch um die schriftliche Fixierung des Gedanken, an welchen der Herausgeber nur geringfügige Aenderungen vorgenommen hätte, handelt. Will man hier vollständige Gutgläubigkeit Thaers annehmen, so müßte man seine phantastische Veranlagung — „ein sonderbar phantastischer Junge" — zur Erklärung mit heranziehen. Es läßt sich ja vorstellen, daß er seine Gedanken irgendwie zu Papier brachte und daß er später, nachdem Lessing — ohne von diesem Thaerschen „System" die geringste Ahnung zu haben — Werke ungenannter Autoren veröffentlicht hatte, in einem derselben eine gewisse Aehnlichkeit mit seinen Gedanken wahrnahm, daß er das dort Vorgetragene für seine eigenen Gedanken hielt, ja sich in die Vorstellung hineinlebte, er selbst sei der Verfasser.

Einen Fingerzeig in anderer Richtung bietet eine Briefstelle, die Körte im Anhang mitgeteilt hat. Bei Gelegenheit seiner Forschungen nach dem wirklichen Verfasser der „Fragmente" kam ihm ein Brief Kinderlings an Langer*) zur Kenntnis, in dem ein ganz anderer als ihr Autor genannt wird. Kinderling schreibt dort (30. III. 1797): „Von den Wolfenbüttelschen Fragmenten soll ein

*) Körte, S. 351. Auch abgedruckt bei O. J. Heinemann, Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing, 1870. S. 113fg.

Digitized by Google

junger Gelehrter, der ohne Amt früh gestorben ist, nahmens Unzer, ein Bruder des **Dr. med. jun.** [bei Heinemann fälschlich: **Dr. jur.**] in Altona, der Verfasser sein. Sein eigener Bruder hat mirs versichert .... Aber **haec sub rosa**. Der hier erwähnte Unzer, gestorben 1774 im 27. Lebensjahr als Schriftsteller, ist nun der Bruder eines Universitätsfreundes unseres Albrecht Thaer. Er scheint großen Einfluß auf den Studenten Thaer gehabt zu haben. „Ich war — so heißt es in Thaers Lebenslauf (Körte S. 13) — noch ohne Bart und mit einer dünnen feinen Stimme, ein halber Renommist. Zwei Mediziner, Unzer und Ebeling, führten damals die Universität an und sie nahmen mich unter den Schutz ihrer Flügel, so daß sich mancher große Kerl vor mir fürchtete, der mir sonst wol einen Product gegeben hätte." Aus dieser Art von Studentenleben befreit sich zwar Thaer wieder, immerhin rechnet er sich nachher noch zu den „starken Geistern" (S. 16). Gehörte es im Kreise der in Göttingen studierenden „starken Geister" etwa zum guten Tone, andern oder gar sich selbst für den Verfasser der berüchtigten Fragmente auszugeben? War solche Mystifikation dort Sport? Natürlich durfte sie im einzelnen Falle immer nur mit Vorsicht — **sub rosa**, unter dem bekannten, doch nie absolut sicheren Siegel der Verschwiegenheit getrieben werden.*)

Ob eine von diesen beiden Möglichkeiten (Selbsttäuschung oder bewußte Mystifikation) vorliegt, oder ob sich noch auf andere Weise Licht in das Dunkel dieser Angelegenheit bringen läßt, kann vielleicht eine Analyse jener Stelle aus Thaers Aufzeichnungen, von denen wir bisher nur einen kleinen Teil mitgeteilt haben, lehren. Die ganze Stelle, deren einzelne Sätze wir gleich mit kritischen Glossen begleiten, lautet:

„Ich ward im ganzen überzeugt (von der Wahrheit der Religion, doch ohne Christ zu werden), und so bewirkte die Vorsehung durch den Umgang mit frechen Spöttern gerade das, was

*) Vielleicht beruht aber Kinderlings Angabe, daß Joh. Christoph Unzer seinen verstorbenen Bruder als Verfasser der Fragmente bezeichnet habe, auf einem Irrtum. Ludwig August Unzer hatte nämlich zwei Schriften veröffentlicht, deren Autorschaft er ableugnete: „Devisen auf deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler" (1772) und „Vermächtnisse für Zweifler" (1773, Amsterdam). Er war „Freigeist" und wünschte sich als Nachruhm: „Die Nachwelt soll von mir die Prädikate lesen, daß ich **kein** Menschenfreund, **kein** Christ gewesen." (Manvillons Briefwechsel, herausgeb. von seinem Sohne, 1801, S. 72). Davon mochte Kinderling haben läuten hören. Oder: wenn Kinderling richtig gehört hat, so kann J. Chr. Unzer, der mit den Reimarern Fühlung hatte, ihn auch absichtlich irre geführt haben, um den Verdacht von H. S. Reimanns abzulenken.

Digitized by Google

sie durch den Umgang mit den besten und frömmsten Leuten vielleicht nicht erreicht hätte. Dennoch aber schienen mir alle Beweise manche Schwierigkeit nicht zu heben, und in der Vorstellung der Lehren war ich weder mit den orthodoxen, noch mit den neuern sogenannten Berliner Theologen einig." — Dies letztere trifft für die beiden bisher in Betracht gekommenen Schriften zu: sowohl die Fragmente als auch die „Erziehung" stimmen weder mit der Orthodoxie noch mit der Berliner Neologie überein. Die erste Hälfte des letzten Satzes paßt aber auf keine der beiden, denn weder die eine noch die andere enthält „Beweise" für die Wahrheit einer nichtchristlichen Religion. Der sachliche Inhalt seiner eigenen Position ist mit keinem Worte angedeutet.

„Ich erschuf mir ein neues System und brachte es flüchtig zu Papier." — Weder die „Fragmente" noch die „Erziehung" sind flüchtig zu Papier gebracht; beiden liegt langjähriges Nachdenken zugrunde und beide sind auch in der Form sehr sorgfältig zu Papier gebracht. Hier scheint der Renommist zu sprechen, der hervorhebt, daß es für ihn nur geringer Anstrengung bedurft habe, um mit einem Werk Aufsehen zu erregen. Der sachliche Inhalt seines neuen Systems ist mit keinem Worte angedeutet.

„Es ward wider meinen Willen abgeschrieben, fiel in die Hände eines großen Mannes, der den Stil etwas umänderte und einen Teil davon als Fragment eines unbekannten Verfassers herausgab. Nachher ist auch der zweite Teil herausgekommen, aber mit Zusätzen, woran ich keinen Anteil habe." — Der Name des „großen Mannes" ist nicht genannt, es wird aber, da entsprechende Veröffentlichungen von anderen „großen Männern" nicht bekannt sind, bei diesen Worten auf Lessing abgesehen sein. An was für eine Veröffentlichung Lessings aber konnte ein junges, streng orthodox erzogenes Mädchen, wie es Thaers künftige Braut war, dabei denken? Bei dem „Fragment eines unbekannten Verfassers" lag es für sie, darin hatte Körte mit seiner ersten Hypothese ganz recht, am nächsten, an die Fragmente zu denken, die soviel Staub aufgewirbelt hatten und von denen auch jemand, der mit der literarischen Welt keine Fühlung hatte, gehört haben mußte. Das wären dann die 1774 und 1777 von Lessing veröffentlichten Fragmente; auch die „Zusätze, woran ich keinen Anteil habe", die offenbar auch dem Leser als solche kenntlich waren, wären zu identifizieren: nämlich mit den „Gegensätzen", die Lessing den Fragmenten von 1777 mit auf den Weg gab. Da nun aber in

Digitized by Google

diesen „Gegensätzen" die ersten 53 Paragraphen der „Erziehung" mitgeteilt werden, hätten wir hier ein ausdrückliches Zeugnis Thaers, daß er an der „Erziehung" keinen Anteil hat. Schwebten Thaer wirklich die Fragmente vor, so hätte er allerdings den dritten Teil der Fragmente, den Lessing 1778 als besonderes Buch unter dem Titel „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger" ausgehen ließ, ignoriert, obwohl er sich der Sache nach von seinen beiden Vorgängern nicht trennen läßt; hier also liegt wieder eine Unstimmigkeit vor. Aber auch auf die „Erziehung" passen diese Sätze nicht genau: am zwangloseſten nämlich versteht man sie so, daß der zweite Teil selbständig veröffentlicht ist und daß die „Zusätze" auch äußerlich sich vom Text des Anonymus abheben. — Der sachliche Inhalt seines neuen Systems ist wiederum mit keinem Worte angedeutet.

„Bis jetzt wissen es nur drei lebende Leute, daß ich der Urheber bin, doch gibt es mehrere, die es vermuthen, und gegen die ich es streng leugne. Ich kann mich auf ihre*) Verschwiegenheit verlassen. In meiner und der Dinge jetziger Lage möchte ich um Alles nicht, daß es bekannt würde." — Die übliche Geheimniskrämerei. Der Inhalt seines neuen Systems ist wieder mit keiner Silbe angedeutet.

„Wegen des Namens des Herausgebers und der zu großen Abkürzung der Sätze ist es ganz widersinnig von allen Parteien mißverstanden worden, und es ist doch so klar, für Jeden, der es unbefangen in die Hand nimmt. Anfangs las ich alles, was dafür, dawider und darüber herauskam; jetzt ekelt's mich an." — Eine umfangreiche Streitliteratur über die „Erziehung", an der sich „alle Parteien" beteiligt hätten, existiert nicht. Krüger (S. 30) vermag nur zwei derartige Schriften und außerdem noch eine Predigtsammlung mit dem von Lessing entlehnten Titel namhaft zu machen. Wäre mehr erschienen, so würde sich das, da auch damals schon die Zeitschriften von allen möglichen unbedeutenden Veröffentlichungen Notiz nahmen, wenn nicht mit absoluter, so doch mit annähernder Vollständigkeit nachweisen lassen. Die Worte von der „zu großen Abkürzung der Sätze" sind mysteriös, und wieso der bloße Name des Herausgebers dazu Veranlassung geben soll, daß nicht von ihm herstammende Worte falsch verstanden werden, bleibt völlig dunkel. Der Inhalt seines neuen Systems, weder wie es verstanden werden muß, noch wie es verstanden worden ist, wird abermals mit keiner Silbe angedeutet.

*) Korrekturen nach Krüger, S. 6, 7.

Digitized by Google

„Von allem, was ich Ihnen vertraut habe und vertrauen werde, müssen Sie dieses am strengsten verschwiegen halten, bis ich es einmal ratsam finde, hervorzutreten. Ich hätte es Ihnen selbst nicht gesagt, wenn Sie mich nicht über meine religiösen Meinungen gefragt hätten. Aber ich habe mir vorgenommen, Ihnen über alles, was Sie wissen wollen, die reinste Auskunft zu geben. Wollen Sie das Büchlein lesen, so will ich es Ihnen bringen." — Das „Büchlein" paßt eher auf die „Erziehung" als auf die Fragmente. Thaer hat es aber nie ratsam gefunden, mit der Enthüllung, daß er der Urheber eines neuen Systems sei, das ein „großer Mann" als Werk eines Unbekannten veröffentlicht hatte, hervorzutreten, und so wissen wir bis auf den heutigen Tag kein Sterbenswörtchen davon. Hatte er überhaupt ein neues System??

Die Analyse dieser Thaerschen Selbstbekenntnisse hat uns die gesuchte völlige Klarheit nicht gebracht; wir können nicht mit Sicherheit sagen, was sich Thaer im einzelnen bei seinen Worten gedacht haben mag, und können daher das psychologische Rätsel nicht restlos lösen. Das negative Resultat aber läßt sich mit Bestimmtheit gewinnen: woran auch Thaer mit seinen Worten gedacht haben mag, objektiv paßt das Gesagte weder auf die Fragmente noch auch auf die „Erziehung". Und für die Lessingforschung genügt dies Resultat.

Auf welchem Wege ist nun ein Forscher wie Krüger dazu gekommen, die in sich haltlose zweite Hypothese Körtes zu erneuern?

Er selbst teilt in den Eingangsworten seiner Schrift (Seite 1) mit, daß ihm den Anstoß dazu Notizen gegeben haben, die er von dem Enkel Thaers, einem früheren Gießener Kollegen, erhalten hat. Er ist also nicht aus der Sache heraus, er ist von außen her zu seiner Hypothese gekommen. Da ihm die Thaerlegende von einem vertrauenswürdigen Menschen überkam, hat er sie nicht als das erkannt, was sie ist, als Legende, sondern er hielt sie für eine wirkliche Tradition, aus welcher der Historiker, wenn auch nicht ganz ohne Kritik, schöpfen kann. So studierte er die „Literatur über das interessante Problem" nicht völlig unbefangen, sondern von vornherein gleich unter der bestimmt zugespitzten Fragestellung: lassen sich die vorliegenden Tatsachen und Aeußerungen nicht vielleicht doch so auffassen, daß die Richtigkeit der Thaer-Tradition bewiesen wird?

Digitized by Google

Zu dieser gewissen Voreingenommenheit gesellte sich dann bei der Durcharbeitung des Problems ein lebhaft erwachendes Gefühl der Ritterlichkeit. Der Unwille der Lessing-Kundigen nämlich über Körtes beweisloſe Hypotheſe hatte sich in der Polemik vor allem gegen Körtes Helden, selbst gerichtet und so war Thaer von Körtes Gegnern übel zerzaust worden. Da schien sich für Krüger die Pflicht zu ergeben, eine „Rettung" Thaers zu versuchen. Aus diesem sympathischen Motiv heraus ist seine Arbeit zu verstehen.

Allerdings erneuert er Körtes Hypotheſe nicht genau. Er modifiziert sie dahin, daß er die letzten 20 Paragraphen der „Erziehung" mit ihrer Seelenwanderungslehre nach Form und Inhalt für gemein Lessingisch erklärt und Lessingsche „Einschüsse" auch schon vorher für möglich hält (§§ 73—80, § 53).

Die wichtigsten seiner Argumente dafür, daß Thaer der Verfasser des Rumpfes der „Erziehung" sei, sind: Lessing habe sich ja selbst nur als Herausgeber bezeichnet und die Grundgedanken der „Erziehung" stünden in Widerspruch zu Lessings eigenen Gedanken. Was von dem ersten Argument zu halten ist, haben wir oben gesehen: es scheitert an Lessings Selbstzeugnis (im Brief vom 25. II. 1780). Was von dem zweiten zu halten ist, kann nur die Analyse der Schrift, die Krüger leider nicht geliefert hat, lehren. Zu ihr gehen wir jetzt über.

Die Schlußworte des „Vorberichts" geben uns den Schlüssel zum Verständnis der nachfolgenden Schrift oder, in Lessings Ausdrucksweise, den entscheidenden Fingerzeig: „Warum" — so heißt es dort — „wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Ortes einzig und allein entwickeln kann und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen verdiente in der besten Welt nichts; und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele, nur bei unsern Irrtümern nicht?" Die positiven Religionen machen sämtlich den Anspruch, auf supranaturaler Offenbarung zu beruhen; diesem Anspruch hat sich Lessing in der Darstellung akkommodiert, aber hier gibt er dem Leser den Fingerzeig, wie er verstanden sein will: die ganze Vorstellung von der Erziehung der Menschheit durch supranaturale Offenbarung ist nur Einkleidung; was nach Abstreifung dieser Einkleidung übrig bleibt, ist die Geschichte der religiösen Entwicklung ohne Offenbarung. Lessing tut so, als finde eine Erziehung

Digitized by Google

von außen her statt, während er hier in der Einleitung als seine wirkliche Meinung zu erkennen gibt, daß die Kräfte, welche den religiösen Aufstieg der Menschheit herbeigeführt haben, in ihr selbst liegen. Wir brauchten daher überall das Wort Offenbarung nur in Anführungszeichen zu setzen, um sofort Lessings wahre Meinung zu erfassen.

Dies Verfahren ist nur ein Stück seiner bekannten Taktik. Er will einerseits sich vor den Angriffen der Offenbarungsgläubigen schützen, andererseits sie aber zugleich zum Denken verleiten.*) Beides kann er nur erreichen, wenn er ihren Anschauungen in seiner Ausdrucksweise sich anpaßt. Mit dieser Akkomodation lädt er also die Anhänger der supranaturalen Offenbarung ein, an dem Spaziergang durch die Religionsgeschichte teilzunehmen, und da sie nun das Wort „Offenbarung" hören, werden sie dieser Aufforderung wenigstens teilweise Folge leisten — das Wort tut's freilich oft. Wenn sie dann, nachdem ihr Denken einmal wachgerufen ist, zu einem Resultat kämen, das sie den Begriff der supranaturalen Offenbarung — und einen andern gab es für Lessing noch nicht — aufzugeben nötigte, würde sich Lessing über die Klugheit seiner Methode, die Menschen zu erziehen, herzlich freuen.

In der „Erziehung des Menschengeschlechts" verkündet Lessing nicht, wie häufig gesagt wird, eine neue Weltanschauung, sondern er gibt eine Skizze der Religionsgeschichte, die „ersten Linien zu einem ausführlichen Buche"**) über diesen Gegenstand. Dabei beschränkt er sich auf die Religionsgeschichte der abendländischen Welt. Er gliedert sie in vier Perioden, von denen die erste der Urzustand ist, aus dem erst allmählich im Licht der Geschichte die dreistufige Aufwärtsentwicklung stattfindet; oder im Bilde von der Erziehung: die völlig rohe Menschheit wird in drei Erziehungsstadien zur Vollreife geführt.

Am Anfang der Religionsgeschichte steht nach Lessing das Chaos: Vielgötterei und Abgötterei (§ 6—7).

Zwar könnte es scheinen, als ginge dem noch die Verehrung des „einigen" Gottes vorher. Denn Lessing beginnt die Darstellung des

*) Am schroffsten ausgesprochen in dem Brief vom 9. Januar 1771 an Mendelssohn: „Sie allein dürfen und können [als Jude] in dieser Sache so sprechen und schreiben und sind daher unendlich glücklicher als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn [d. i. des Dogmensystems der lutherischen Orthodoxie] nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können."

**) Hempel XV, 279.

Digitized by Google

Urzustandes mit den Worten: „Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem einigen Gotte sofort ausgestattet wurde, so konnte doch dieser mitgeteilte und nicht erworbene Begriff unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen." Aber dieser Satz gehört zur Einkleidung und ist als exoterisch deutlich dadurch gekennzeichnet, daß der Begriff eines einigen Gottes auf Mitteilung von außen her, auf supranaturale Offenbarung, zurückgeführt wird, während Lessing eine solche grundsätzlich ablehnt und, wie er im „Vorbericht" sagt, die Religionsgeschichte aus der Entwicklung der menschlichen Vernunft herleiten will. Ferner ist der Satz hypothetisch gehalten (solche kleinen stilistischen Winke wollen bei Lessing beachtet sein), und es wird nicht gesagt, was doch die Hauptsache wäre, daß der erste Mensch mit einem solchen Begriff ausgestattet worden ist. Endlich ist es zum mindesten sehr zweifelhaft, ob Lessing einen bestimmten „ersten" Menschen an die Spitze der Gattung setzte: wahrscheinlicher ist es, daß er auch diese biblische Erzählung, wie die Geschichte vom Sündenfall,**) für ein „Märchen", für Sage, hielt.

Dann sind aber auch die Worte über die Entstehung des Polytheismus durch die Zerlegung des „einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere" nicht wörtlich zu nehmen. Lessings esoterische Meinung ist offenbar die, daß die Fähigkeit zur Bildung des monotheistischen Gottesbegriffs von Anfang an im Menschen lag, daß aber dieser lediglich potentiell vorhandene Begriff erst im Laufe der Geschichte zur Wirklichkeit erhoben werden konnte. Zunächst wirkte sich die im Menschen vorhandene Anlage in unklarer und verworrener Weise aus, dieser dunkle Drang führte zum Polytheismus.

Die Eigenart dieser Auffassung vom Verlauf der Religionsgeschichte tritt durch den Vergleich mit der deistischen Theorie des Reimarus deutlich zutage. Beim Deismus steht am Anfang der Menschheitsgeschichte die fertige „natürliche Religion", und die Religionsgeschichte ist weiter nichts als eine große Depravation, deren treibende Kraft der Betrug herrschsüchtiger Pfaffen ist. Bei Lessing dagegen kann die Religion, die der Natur des Menschen völlig gemäß ist, erst am Ende als Produkt der ganzen Menschheitsgeschichte herausspringen.

Die erste Stufe auf dem Wege zu diesem erhabenen Ziel bildet der Fortschritt vom Polytheismus zum Monotheismus, wie er sich in der antiken Welt vollzogen hat (§ 8—53).

**) Hempel XV, 266.

Digitized by Google

Innerhalb der antiken Welt verläuft die Religionsgeschichte in zwei verschiedenen, doch nicht gänzlich zusammenhangslosen Linien: der offenbarungsgemäßen und der vernunftgemäßen.

Nach welchem Kriterium trifft Lessing diese Unterscheidung? Warum leitet er die Religion der Juden aus „Offenbarung", die der anderen antiken Völker aus der Vernunft ab? Der Grund ist rein äußerlicher Natur; er liegt darin, daß Lessing unter Christen lebte, welche den Offenbarungscharakter der alttestamentlichen Religion als ein Stück ihrer eigenen Religion verteidigten. Hätte er statt dessen unter Persern gelebt, so hätte er ihren Priestern gern den Gefallen getan, sich dem Sprachgebrauch anzuschließen, der ihre Religion als aus Offenbarung stammend bezeichnete. Der Sache nach aber leitet auch Lessing bei den Juden die Entwicklung ihrer Religion aus der Entwicklung der in ihnen liegenden Vernunft her.

Warum gerade das jüdische Volk eine so hervorragende Rolle in der Religionsgeschichte gespielt hat, vermag weder der offenbarungsgläubige noch der ohne den Offenbarungsbegriff arbeitende Religionshistoriker zu sagen. Denn wenn der eine den Willen Gottes (§ 8), der andere die besondere Anlage dieses Volkes geltend macht, so weisen sie beide in Wirklichkeit nur auf eine historische Tatsache hin, für die eine Begründung zu geben sie beide unterlassen müssen. Auch Lessing unterläßt es. Nur kann er es sich, seiner Untergrabungsmethode zufolge, nicht versagen, im Vorbeigehen der Hochschätzung vor dem Volk der „Offenbarung" einen kräftigen Stoß zu versetzen: es habe wegen seiner ausnehmenden Ungeschliffenheit, also wegen seines Tiefstandes, die „Offenbarung" am nötigsten gehabt.

Mit der Offenbarung, die diesem Volke zuteil wurde, hat es nun die merkwürdige Bewandtnis, daß sie nicht, wie man das von einer richtigen Offenbarung erwarten sollte, fix und fertig ist, sondern daß sie selbst erst wird — geschichtlich werdende und sich wandelnde Offenbarung, ein Widerspruch in sich selbst. Dies Werden der alttestamentlichen Offenbarungsreligion vollzieht sich in drei Stadien: der Zeit vor Mose, der Zeit von Mose bis zum Exil und der Zeit nach dem Exil.

Die älteste Zeit der israelitischen Religionsgeschichte (§ 9 und 10) liege im Dunkel, man wisse nicht einmal, was für eine Religion das Volk vor Mose hatte. Ja Lessing stellt die merkwürdige Hypothese auf, in der Zeit der ägyptischen Knechtschaft habe das Volk unter dem Druck seiner Herren, die ihm die Ausübung eines eigenen Kultus untersagten, seine Götter (oder seinen Gott) vergessen.

Digitized by Google

Der etwas malitiöse Zusatz: „Machen Christen es mit ihren Sklaven noch itzt viel anders?“ wird darauf abzielen, daß die Anhänger der herrschenden christlichen Religion gegen die von ihnen im Lande geduldeten Nichtchristen, und zwar besonders die Deisten, den Vorwurf zu erheben geneigt sind, sie — die Deisten — seien in Wirklichkeit Gottesleugner, nur die Christen glaubten in Wahrheit an Gott.

Als dann — mit dem Beginn der zweiten Periode seiner Geschichte — das Volk sich wieder auf sich selbst besann, da erwachte auch die Erinnerung an die alte Religion; aber, da man den Namen der Gottheit nicht mehr wußte, so blieb nichts übrig, als sie unter einem Namen zu verehren, der kein Name ist: als den „Gott seiner Väter“. War er aber der Gott ihrer Väter, so war damit das Zweite gegeben, daß sie nur diesen einen Gott verehren durften. Gewiß bedeutete das einen Fortschritt in der religiösen Entwicklung dieses „rohen“ Volkes, aber er führte sie noch nicht zum Monotheismus; denn ihr Begriff eines „einigen“, aber beschränkten Gottes war noch sehr weit von dem wahren Begriff des Einzigen entfernt.

Mit sicherem Scharfblick hat Lessing erkannt, daß der Gottesglaube des alten Israel kein Monotheismus, sondern nur Henotheismus ist. Dagegen leistet seine Hypothese über die Entstehung des Henotheismus nicht das, was sie leisten sollte, nämlich den Uebergang vom Polytheismus zum Henotheismus zu erklären. Ganz abgesehen davon, daß die Annahme, die Israeliten hätten zeitweise gar keinen Gottesglauben gehabt, doch sehr problematisch ist — auch die Hauptfrage: „Warum glaubten die Israeliten bei dem Wiedererwachen ihres religiösen Triebes an *den* Gott ihrer Väter und nicht, wie man erwarten sollte, an *die* Götter ihrer Väter?“ wird nicht zufriedenstellend beantwortet. Auch die heutige Wissenschaft kann nur sagen, daß die Israeliten Henotheisten geworden sind, aber die Erklärung dafür, *warum* sie es geworden sind, vermag auch sie nicht zu geben. Vielleicht ist sie wenigstens insofern weiter gekommen, als sie — im Unterschiede von Lessing — auf die Beantwortung dieser Frage verzichtet.

Die Unzulänglichkeit seiner Hypothese selbst zu durchschauen, hat sich Lessing dadurch erschwert, daß er in § 9 sagt, der Gott seiner Väter sei dem Volke gänzlich unbekannt geworden, ohne sachlich zu dem Gebrauch des Singulars berechtigt zu sein. Da nämlich die Religionsgeschichte nach Lessing mit dem Polytheismus beginnt, müssen die Israeliten anfangs auch Polytheisten gewesen sein. Sie

Digitized by Google

wären darnach also vom Polytheismus auf dem Wege über den A-Theismus zum Henotheismus gekommen. — Auch das Auftauchen des Gottesnamens Jehowa bleibt bei Lessing ohne Erklärung.

Die Hauptsache aber, der Henotheismus der Israeliten, ist von Lessing richtig erkannt. Dieser primitiven Gottesvorstellung, so setzt er die Darstellung fort, entsprach eine ebenso primitive Ethik: lediglich die Aussicht auf unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen vermochte das Volk zu moralischem Verhalten zu veranlassen. „Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele, es sehnte sich nach keinem künftigen Leben“ (§ 16—18).

Erst die Berührung mit der zweiten Linie der antiken Religionsentwicklung, die Berührung mit den Völkern, welche ohne „Offenbarung“ bei „dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen“ waren, brachte die Juden zu religiösen und ethischen Anschauungen (§ 19—21). Bevor aber Lessing den Einfluß des Lichtes der Vernunft auf die Religion der „Offenbarung“ im einzelnen aufzeigt, macht er halt und schiebt eine längere Erörterung ein über die Frage, ob nicht der eben dargelegte Tatbestand von der Dürftigkeit der alttestamentlichen Religion ihren Anspruch, aus Offenbarung zu stammen, zerstöre. Diese Frage von grundsätzlicher Wichtigkeit erörtert er an dem konkreten Fall des Fehlens der Lehre von einem künftigen Leben, und zwar mit solcher Geschicklichkeit, daß — wie es scheint — seine Deduktionen bis auf den heutigen Tag nicht völlig verstanden sind. Selbst Guhrauer*) hat sich nicht an eine Interpretation dieser Paragraphen herangewagt.

Daß einzelne glückliche Kinder der Natur weiter gekommen seien als die Kinder der Erziehung, beweise nichts gegen den Nutzen der Erziehung, ohne sie wären die betreffenden Kinder noch weniger weit gekommen. So beweise auch das Fehlen der Lehre von einem jenseitigen Leben nichts gegen den göttlichen Ursprung des Alten Testaments aus Offenbarung.

Die altisraelitische Lehre von der bloß sinnlichen Vergeltung auf Erden sei allerdings unzureichend. Aber was wäre für den Offenbarungscharakter des Alten Testaments geholfen, wenn „die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben“ darin stünde? Dann stünde etwas geradezu Falsches**) in

*) Guhrauer, Lessings Erziehung des Menschengeschlechts. 1841.

**) Von Lessing vorsichtig angedeutet (in § 22): „Dann laßt uns setzen, jene Lehren würden nicht allein darin vermißt, jene Lehren wären auch sogar nicht einmal wahr“.

Digitized by Google

dem Buch der Offenbarung; denn ein anderes als das Erdenleben, wenn auch in vielfältiger Wiederholung, gibt es nach Lessing nicht. Daß aber eine falsche Lehre — die Lehre vom jenseitigen Leben — in der altisraelitischen Religion fehlt, kann selbstverständlich nichts gegen ihren Ursprung aus Offenbarung beweisen, womit noch nicht gesagt ist, daß es nicht andere durchschlagende Argumente gegen ihren Offenbarungscharakter geben könnte.

Ja, schon in dieser rohen altisraelitischen Vergeltungslehre steckt ein sehr wertvolles Wahrheitsmoment, das man erkennt, wenn man das Leben des Individuums, „jedes einzelnen Juden, jedes einzelnen Menschen" zu dem Leben des ganzen jüdischen Volkes, der ganzen Menschheit, die „hier auf Erden" ewig dauern soll, erweitert. Aber zu dieser Vernunfterkenntnis war das israelitische Volk damals noch nicht reif, es ahnte noch nichts von dem durch die Seelenwanderung vermittelten Fortschritt des Menschengeschlechts auf Erden.

Bewiesen ist also erstens: Das Fehlen der Lehre von der jenseitigen Vergeltung kann nichts gegen den Offenbarungscharakter des Alten Testaments beweisen; das ist von Lessing rein *formal* behauptet. Der Zweck ist, daß die Anhänger der Offenbarung irre geführt werden und annehmen sollen, damit verteidigte Lessing den Offenbarungscharakter des Alten Testaments schlechthin; tatsächlich sagt aber Lessing nur, daß dies eine Argument nichts dagegen beweise, und seine Meinung ist, daß der Offenbarungscharakter allerdings aus anderen Gründen hinfällig werde. Zweitens ist bewiesen, und nun esoterisch: auch in der alttestamentlichen Lehre steckt immerhin schon etwas Vernunft, sie muß zu einer Vernunftswahrheit ausgebildet werden, daß nämlich die Folgen alles menschlichen Tuns zwar nicht mit diesem einzelnen Leben abgeschlossen sind, daß sie aber nur in analoger gleichfalls irdischer Fortsetzung des Lebens sich geltend machen können.

Hier wird (von § 24—27) die Erörterung unterbrochen durch eine Auseinandersetzung mit Warburton. Daß in dieser großzügigen Schrift ein einzelner, noch dazu nicht übermäßig bedeutender theologischer Schriftsteller von Lessing der Widerlegung gewürdigt wird, ist auffallend; selbstverständlich steckt etwas dahinter. Die Aufrollung dieser Detailfrage soll nur dazu dienen, Lessing die Gelegenheit zum gefahrlosen Aussprechen einer Wahrheit von großer grundsätzlicher Bedeutung zu verschaffen — einer Wahrheit, die er völlig unverhüllt mitzuteilen noch nicht wagte.

Digitized by Google

Lessing fordert den damaligen Bischof Warburton deswegen vor seine Klinge, weil er in seinem Werk über die „göttliche Sendung Mosis" (1738) die paradoxe These aufgestellt hatte: gerade das Fehlen einer Lehre von der jenseitigen Vergeltung beweise den göttlichen Ursprung der israelitischen Religion; kein Staat nämlich könne ohne diese Lehre bestehen, nun habe aber der jüdische Staat ohne sie existiert; das sei nur dadurch möglich gewesen, daß Gott einen vollgültigen Ersatz, für diesen Mangel geschaffen habe: er habe nämlich „jeden einzelnen Juden gerade so glücklich oder unglücklich gemacht, als es dessen Gehorsam oder Ungehorsam gegen das Gesetz verdiente". So sei diese alttestamentliche Lehre, gerade weil sie nur für das jüdische Volk Geltung gehabt habe und nirgends sonst auf der Welt Wirklichkeit geworden sei, auf göttlichen Ursprung zurückzuführen (§ 24).

Diese Theorie greift Lessing aufs entschiedenste an. Anstatt eine Lösung zu geben, vermehre sie nur die Schwierigkeiten. Denn die „wunderbare Vergeltung in diesem Leben", falls sie wirklich vorhanden gewesen wäre, hätte jeden weiteren Fortschritt der religiösen Entwicklung bei den Juden verhindern müssen. Dann wäre ja alles bei ihnen in schönster Ordnung gewesen und nicht der geringste Anlaß hätte dazu vorgelegen, weiter zu denken; dann hätte sich Gott als schlechten Pädagogen erwiesen, als einen solchen nämlich, der den Kindern etwas beibringt, was ihnen „den Weg zu den zurückbehaltenen wichtigen Stücken" versperrt.

Und — fügt der kluge Taktiker wie nebenbei ein — wenn Warburton recht hätte, dann wäre von dem, „der nichts verspricht, was er nicht hält" (§ 27), etwas versprochen worden, was er nicht gehalten hat. Zwar Warburton selbst behauptet natürlich, Gott hätte für Israel dies Versprechen gehalten; aber er irrt sich, meint Lessing: auch in Israel fand keine vollkommene Vergeltung im irdischen Leben des Einzelnen statt. Auf diese Weise kommt Lessing nun in die Rolle, die Bibel gegen einen — ad hoc konstruierten — Angriff Warburtons verteidigen zu können in demselben Moment, in dem er selbst einen kräftigen Angriff auf diese selbe Bibel richtet. Denn jene Theorie Warburtons ist allerdings nicht haltbar, es fand in Israel keine genaue Vergeltung statt; aber auch nach Lessing steht die Lehre von der genauen Vergeltung während dieses Lebens im Alten Testament, nur daß er sie für eine falsche hält. Das Alte Testament beansprucht, Offenbarungsurkunde zu sein, da aber eine offenkundig falsche Lehre darin verkündet wird, so ergibt sich,

Digitized by Google

daß dieser Anspruch unbegründet, daß es nicht göttlichen Ursprungs ist. Zu den beiden oben gewonnenen Ergebnissen kommt nunmehr als dritter Satz hinzu: Da das Alte Testament die falsche Lehre von der wunderbaren Vergeltung verkündet, stammt es nicht aus Offenbarung.

So „verteidigt" Lessing den Offenbarungscharakter des Alten Testaments. Es ist etwas qualvoll, dieser Taktik zu folgen. Aber es ist begreiflich, daß Lessing sich scheute, mit dürren Worten zu sagen, was er meinte: die Bibel ist keine „Offenbarung". Seine Zeit hätte das nicht ertragen.

Lessing macht in diesen Ausführungen keinen einfachen Gebrauch von der so viel gerühmten Klarheit seines Stils, er schreibt vielmehr bewußtermaßen undurchsichtig, und nur, wer durch die Verhüllungen hindurchdringt, erfaßt den wirklichen Sinn seiner Worte und die — trotzdem vorhandene — Klarheit seiner Gedanken. Es ist tatsächlich etwas Wahres daran, wenn Krüger (S. 18) diesen Stil Lessings, dessen Vorhandensein er deshalb leugnet, so charakterisiert: „eigentlich meint Lessing etwas ganz anderes, als was er in der ‚Erziehung' sagt". Man muß den Satz nur ein wenig verändern, dann beschreibt er Lessings Stil ganz richtig: „Lessing sagt etwas ganz anderes, als was er zu sagen scheint". Und dies Verfahren Lessings kommt daher, weil er zweierlei zugleich sagt. Er schreibt nämlich zugleich für die Offenbarungsgläubigen, die sich an den Schein halten sollen, und für die Gegner der „Offenbarung", von denen er annimmt, daß sie mit Hilfe der von ihm gegebenen Fingerzeige zum Wesen vordringen werden. Vielleicht hofft er auch, daß einige Offenbarungsgläubige sich von ihm über die Offenbarung hinausleiten lassen. Jedenfalls war es keine kleine Aufgabe, mit Hilfe des Offenbarungsbegriffs den Offenbarungsbegriff aufzuheben.

Nachdem Lessing in diesen etwas verzwickten Ausführungen nachgewiesen hat, daß die alttestamentliche Lehre von der wunderbaren Vergeltung falsch ist und das Alte Testament selbst nicht auf Offenbarung beruht, kann er dazu übergehen, den relativen Wert zu erörtern, den sie im Verlauf der Geschichte zu ihrer Zeit hatte (§ 28—33). Der beruht gerade, legt er dar, darauf, daß sie falsch war; denn nur so war ein Fortschritt möglich. Ein Fortschreiten nämlich kann nur da stattfinden, wo man erkennt, daß die bisherige Ueberzeugung falsch ist, und wo man infolgedessen nach einer neuen besseren Ausschau hält.

Digitized by Google

Erkennt der Mensch, daß das Ergehen des Individuums sich keineswegs genau nach dem Maß seiner Tugend richtet, so regt sich in ihm auch sogleich der Trieb, diesen „Knoten“ zu lösen. Dieser Trieb regte sich auch bei den Juden. Dem Juden mußte sich dies Problem aufdrängen, sobald er die Vergeltungslehre nicht auf das Volk als Gesamtheit bezog (denn da ließ sie sich nicht so genau kontrollieren), sondern auf das Leben des Individuums. Da stellte sich denn sofort heraus, daß der Fromme oft genug durchaus des Glücks ermangelte. Gerade aber, daß er sich unglücklich fühlte, war nötig, wenn die Menschheit vorwärts kommen sollte; denn nun war ja der Fromme unbefriedigt in seinem Leben. Aus dem Scheitern der Vergeltungslehre in der Gegenwart erwuchs ihm die Nötigung, in die Zukunft Ausschau zu halten, um für die Zukunft wenigstens die Lösung des „Knotens“ zu fordern, welche die Gegenwart zu liefern sich weigerte. Dadurch gewöhnte sich der Jude, mit seinen Gedanken nicht bei seinem Tode halt zu machen, sondern auch die Möglichkeiten darnach in Erwägung zu ziehen. Insofern bedeutet die ausdrückliche Leugnung der Unsterblichkeit durch Salomo*) einen Fortschritt, weil sie davon Zeugnis abgelegt, daß ihr Urheber doch wenigstens an die Möglichkeit gedacht hat, daß mit dem Tode noch nicht alles aus ist, „und in Erwägung ziehen, warum man sich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, ist der halbe Weg zur Erkenntnis“ (§ 31).

Der erzieherische Wert der gescheiterten Vergeltungslehre, der nun festzustellen ist, ist sehr groß. Denn nachdem sie offensichtlich in die Brüche gegangen ist, kann die Aussicht auf Lohn oder Strafe nicht mehr als Motiv für das Handeln des Menschen in Betracht kommen. Menschen, die der zeitlichen Belohnung zum mindesten nicht sicher sind und von einer jenseitigen gar nichts wissen, aber doch sittlich handeln, müssen ein wertvolleres Motiv haben: sie tun es, weil es der Wille Gottes ist. Mit diesem „heroischen“ Gehorsam, der von dem Wohlergehen des Individuums gänzlich abstrahiert, sind die Juden die Begründer einer von allem Egoismus freien Ethik, sind sie im Grunde auch dem nur etwas feineren Egoismus des Christentums überlegen. Sie sind daher die „künftigen Erzieher des Menschengeschlechts“ (§ 18), an welche die Menschen des dritten Zeitalters der Erziehung, die das Gute gleichfalls ohne Lohnmotiv, lediglich um des Guten willen, tun, direkt anknüpfen können (§§ 32, 33).

*) Das Buch Hiob und den skeptischen Prediger Salomonis setzt Lessing mit seinen Zeitgenossen in die vorexilische Zeit.

Digitized by Google

Nun war das Volk so reif, daß es in die dritte Periode seiner religiösen Entwicklung eintreten konnte. In dieser inneren Verfassung — nach dem Scheitern der sinnlichen Vergeltungslehre — wurde es von der schlimmsten Katastrophe, welche seine politische Existenz vernichtete, betroffen: dem babylonischen Exil, und nun war es so weit, daß es die wichtigen Einflüsse, denen es jetzt ausgesetzt wurde, geistig verarbeiten konnte.

Die Folgen der Verpflanzung ins Exil waren deswegen so groß, weil die Juden jetzt mit Völkern in Berührung traten, welche in der religiösen Entwicklung schon weiter gekommen waren als die Juden (§§ 19, 21). Unter ihrem Einfluß vollzog sich eine tiefgreifende Umgestaltung sowohl des Gottesglaubens wie der Vergeltungslehre der Juden.

Bei den Persern nämlich lernten sie die Verehrung des „Wesens aller Wesen" kennen, und nun verließen sie ihren alten beschränkten Volksgott und wandten sich Gott zu. Jetzt erst wurden sie wirklich Monotheisten und damit ein ganz anderes Volk als zuvor. Mit einem Schlage ist jetzt alle Abgötterei, die vorher nie ganz auszurotten war, abgetan; „denn man kann einem Nationalgott wohl untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat."

Die gründliche Umwandlung und Vergeistigung des Volkes durch das Exil — „es ist der Geist, der sich den Körper baut" — hat Lessing richtig erkannt, ebenso das Vorhandensein religiöser Einflüsse auf das Judentum von außen her. Dies beides sind die Hauptpunkte. Den Grad der Einwirkung von außen dagegen, der nötig war, um den Sieg des Monotheismus bei den Juden herbeizuführen, hat er ebenso wie den Monotheismus der Person wohl überschätzt. Im ganzen ist der Monotheismus doch, wie das auch Lessing nachher bis zu einem gewissen Grade anerkennt, genuin-jüdisches Gewächs, nur im Exil zur Reife und zur Volkstümlichkeit gebracht. Diese bestimmte Akzentuierung hängt wohl mit Lessings Tendenz zusammen, die es darauf abgesehen hatte, die Autorität der „Offenbarung" zu untergraben. Denn wenn der Monotheismus, dies wichtigste Stück der jüdisch-christlichen Offenbarungsreligion, auf heidnischem Boden entstanden und durch „ein ganz natürliches Mittel" (§ 34) erst nachträglich in die Offenbarungsreligion verpflanzt worden ist, ja, was ist dann noch der besondere, durch nichts zu ersetzende Wert der „Offenbarung"??

Aus dem Exil trugen die Juden außer dem Monotheismus noch einen zweiten wertvollen Gewinn davon. Sie lernten hier die

Digitized by Google

Lehre kennen, welche die Lösung jenes Knotens, des Mißverhältnisses zwischen sittlichem Wert und Wohlergehen des Individuums, versprach: die Lehre von der infolge der Unsterblichkeit der Seele möglichen Vergeltung im Jenseits; zuerst schon bei den Babyloniern und Persern während des Exils, nachher noch genauer bei den griechischen (das heißt hier wohl: bei den hellenistischen) Philosophen in Aegypten. Doch hatten Monotheismus und Unsterblichkeitslehre für die Juden nicht die gleiche Bedeutung; während der Monotheismus Sache des ganzen Volkes wurde, glaubte nur ein Bruchteil desselben, „eine gewisse Sekte", an die Unsterblichkeit. Jenen fanden sie in ihrem Offenbarungsbuche, diese nicht.

Wie es zu erklären ist, daß die Juden den Monotheismus nachträglich in ihrem Elementarbuch fanden, den Glauben an die Unsterblichkeit aber nur mit künstlicher Exegese hineinlesen konnten, erklärt ein Zwischensatz in § 15. Dort werden die „Besseren des Volkes" erwähnt, die schon vor dem Exil sich zu einem reineren Gottesglauben erhoben und einsam über die dumpfe Masse hinausragten. Das sind offenbar die vorexilischen Propheten.*) Da von ihnen und ihren Geistesgenossen ein großer Teil der alttestamentlichen Schriften stammt, hätte das Volk, wenn es nicht blind gewesen wäre, darin ganz wohl den Monotheismus finden können. So aber mußte erst das Exil kommen und bei dieser Gelegenheit die Finsternis, in der das Volk der „Offenbarung" lebte, durch das bei den Heiden hell scheinende Licht der Vernunft vertrieben werden, ehe das Volk dazu fähig wurde. Aber endlich sehend geworden, erkannte es nun in seinen ererbten Schriften den Monotheismus, der tatsächlich in vielen von ihnen schon immer dringestanden hatte, entdeckte es das Gut, „das es in seines Vaters Hause gehabt und nicht erkannt hatte" (§ 19).

Anders mit der Unsterblichkeitslehre. Auch die „Besseren des Volkes", die Propheten, hatten von ihr noch nichts gewußt, sie war also nicht bloß der Masse, sondern auch den religiösen Führern neu, sie ist ganz aus dem Heidentum importiert.

Im Alten Testament finden sich nur ganz unvollkommene „Vorübungen" auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele; so nötigte z. B. die Ueberzeugung, daß die Missetat des Vaters an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied gestraft werde, die Väter, an die

*) Auch in ihnen sieht Lessing keine Offenbarungsträger, die Propheten sind ihm vielmehr „privilegierte Seelen, die aus eigenen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten", Hempel XV, S. 279.

Digitized by Google

nach ihrem Tode liegende Zukunft zu denken, zwar nicht an ihr eigenes Dasein, wohl aber an das ihrer Nachkommen auf Erden.

Wieweit ein Unterschied zwischen den „Anspielungen" und „Fingerzeigen", von denen Lessing noch spricht, besteht, wieweit er sie überhaupt ernst genommen hat, wird sich kaum sagen lassen. Der „strenge Beweis" für die Unsterblichkeit jedenfalls, den Lessing in Anknüpfung an ein Wort Jesu*) auf Grund der bloßen Benennung „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs", welche das Fortleben der drei Genannten voraussetze, für möglich erklärt, wird Finte sein; denn Lessing selbst glaubte ja nicht an das Fortleben Abrahams, sondern an das Fortleben einer Seele, die nur einmal als Abraham, vorher und nachher aber häufig als ein anderes Individuum auf der Erde lebt.

Fassen wir nunmehr zusammen, was nach dem Bisherigen über den Lehr- und Offenbarungsgehalt des Alten Testaments zu sagen ist, so ergibt sich folgendes:

1. Im Alten Testament ist anfangs bloßer Henotheismus vorhanden, also ein falscher Gottesglaube. Erst seit dem Exil kommt das Volk, nachdem der Vorangang seiner eigenen Besten ohne Folgen geblieben war, unter dem Einfluß fremder Völker zum Monotheismus.

2. Die im Alten Testament verkündete Lehre von der wunderbaren Vergeltung im Diesseits ist falsch und auch als falsch bereits von vielen Juden erkannt worden. Die Lehre von der Unsterblichkeit und der jenseitigen Vergeltung, welche obendrein nur von einem Bruchteil des Volkes — der pharisäischen Sekte — anerkannt wurde, ist aus einer fremden Religion übernommen.

Das heißt mit anderen Worten: das Beste der angeblich auf Offenbarung beruhenden Religion ist in einer auf Vernunft beruhenden Religion entstanden, die Vernunft ist der Offenbarung überlegen.

Rätselhaft bleibt jetzt nur noch und jetzt um so mehr, wie denn bei diesem Sachverhalt die alttestamentliche Urkunde der „Offenbarung" eine so große Autorität haben konnte. Aber auch das weiß Lessing zu erklären. Er schreibt dem so fehlerhaften Buche sogar Vollkommenheit zu, negative und positive. Die negative besteht darin, daß es falsche Lehren enthält, welche als falsch erkannt werden können und insofern einen Anlaß zum Fortschritt bilden; seine

*) Markus 12, 26 u. 27. Matthäus 22, 32. Lucas 20, 37 u. 38.

Digitized by Google

positive Vollkommenheit besteht darin, daß es Wahrheitsmomente enthält, an welche sich bei weiterem Fortschreiten der religiösen Entwicklung — mehr oder minder zwanglos — anknüpfen läßt. Zu diesen inhaltlichen, allerdings sehr relativen Vollkommenheiten gesellen sich noch die formellen Vollkommenheiten der Einkleidung, vermöge deren abstrakte Wahrheiten in der Form einmaliger Geschehnisse*) dargestellt werden, und des Stils, der bald durch seine Einfachheit, bald durch poetische Tautologien und Variationen das Nachdenken des Lesers wachruft.

Ein Elementarbuch von solch beschränkter Vollkommenheit ist damit auch in der Dauer seiner Geltung beschränkt. Der Zwang, auch die Lehren, welche nicht darin enthalten waren, hineinzudeuten, gab dem jüdischen Volk durch Vermittlung seiner Rabbiner einen „kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand". Es war die höchste Zeit, daß etwas Neues kam, wodurch das Elementarbuch außer Kraft gesetzt wurde.

Die zweite jetzt beginnende Stufe der religiösen Entwicklung der abendländischen Menschheit kann von Lessing, da die heikle grundsätzliche Würdigung dessen, was man gewöhnlich als Offenbarung und Offenbarungsbuch verehrt, umständlich genug gegeben ist und jeder nun das Gesagte **mutatis mutandis** auf die Offenbarung und das Offenbarungsbuch der neuen Erziehungsstufe übertragen wird, kürzer dargestellt werden. Noch kürzer kann selbstverständlich die dritte Stufe der Erziehung behandelt werden; denn sie gehört ja größtenteils erst der Zukunft an. Der verschiedene immer geringer werdende Umfang der einzelnen Teile, welche der Darstellung der drei Entwicklungsstufen gewidmet sind (§§ 8—53, 54—81, 82—100), ist also kein Kompositionsfehler, sondern Notwendigkeit.

Die zweite Stufe der religiösen Entwicklung wird in zwei Perioden von sehr verschiedener zeitlicher Dauer durchlaufen: die erste umfaßt nur die kurze Zeit des Auftretens Jesu, die zweite dagegen umspannt die ganze folgende Geschichte des Christentums vom Tode Jesu bis ins 18. Jahrhundert. Wenn dabei die konfessionellen Unterschiede innerhalb des Christentums für verhältnismäßig so geringfügig erachtet werden, daß sie bei dieser nur die Hauptlinien der Entwicklung festhaltenden Darstellung ignoriert werden können, so

*) Die Deutung der Schöpfungssage, welche Lessing hier im Vorbeigehen gibt (die Schöpfung werde unter dem Bilde des werdenden Tages dargestellt), stammt aus Herders 1774 erschienener „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts".

Digitized by Google

kommt das daher, daß Lessing nie in das Verständnis des Lutherschen **sola fide** eingedrungen ist.

Das Christentum, so holt Lessing bei Beginn seiner Darstellung der neuen Epoche zunächst nach (§ 55–57), war doppelt vorbereitet, nicht bloß bei den Juden, deren Vergeltungslehre Schiffbruch gelitten hatte, die aber in ihrer Masse offenbar noch nicht für den „heroischen Gehorsam" bloß auf den Befehl Gottes hin reif waren, vielmehr einer derberen Motivation ihres Handelns bedurften, sondern auch bei den der Vernunft folgenden Völkern des römischen Weltkreises; denn bei denen wirkte die Aussicht auf das Weiterleben im Andenken der Mitbürger, auf ein bloßes künftiges Schattenleben, als wirksamstes Motiv zur Ausübung bürgerlicher Tugenden. So war allerdings die Zeit auch bei ihnen reif für die Lehre von einem wirklichen Leben nach dem Tode; diese Lehre erfand Jesus nicht, aber er verkündete sie in neuer wirksamerer Weise, als die Pharisäer es getan hatten, und wurde dadurch der Begründer einer neuen Religion.

Das Neue, wodurch Jesus die religiöse Entwicklung vorwärts brachte, liegt also nicht in der Unsterblichkeitslehre als solcher; es ist angedeutet in den beiden Epitheta, mit denen Lessing ihn als den ersten „zuverlässigen, praktischen" Lehrer der Unsterblichkeit der Seele bezeichnet. Zuverlässig sei er, weil er durch Weissagungen, Wundertaten und Wiederbelebung beglaubigt sei. Diese Beglaubigung aber, fügt Lessing bei, sei nur für die Zeit Jesu ausreichend gewesen, in der man solche Dinge unbesehens für wahr hielt, sie könne nicht mehr für das kritische 18. Jahrhundert gelten. Die Zuverlässigkeit ist also von der eigentümlichen Art, daß sie nur von unkritischen Gemütern anerkannt wird, aber vor einer kritischen Prüfung nicht standhält. Zuverlässigkeit mit beschränkter Gültigkeit ist aber sachlich identisch mit Unzuverlässigkeit. Wir haben hier wieder eins der taktischen Manöver Lessings, durch die er die Autorität der christlichen Lehre unter dem Vorwand ihrer Neubegründung zu erschüttern sucht.

Ernst gemeint ist dagegen das zweite Epitheton: der praktische Lehrer der Unsterblichkeit. Aus einer bloßen Spekulation, die sich um Auflösung jenes „Knotens" bemühte, machte er sie zur motivierenden Kraft der Handlungen. Wer an dem jenseitigen glücklichen Leben teilnehmen möchte — und wer möchte das nicht? —, muß auf Erden dementsprechend leben. Und Jesu zweiter Fortschritt bestehe darin, daß er nicht bloß die Handlungen, welche der

Digitized by Google

bürgerlichen Gesellschaft Nutzen oder Schaden bringen, ins Auge faßte, sondern in erster Linie die „innere Reinigkeit“ des Herzens, daß er also von der Tat auf deren Wurzel, die Gesinnung, zurückging. Mithin ist — unter Berücksichtigung dieser beiden Gesichtspunkte — das Christentum weder einfach die Religion des Jenseits, noch auch die Religion der Reinigkeit des Herzens, sondern es ist die Religion der Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein anderes Leben.

Auf dieser Basis arbeiteten die Apostel (§ 62—63), welche die zweite Periode des Christentums inaugurieren, weiter, teils das Werk Jesu fortsetzend, teils neues hinzufügend. Ihr Hauptverdienst besteht in der erstgenannten Tätigkeit, daß sie nämlich die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und der jenseitigen Vergeltung zusamt der darauf sich gründenden Forderung der Reinheit des Herzens, obwohl Jesus selbst sie nur für die Juden bestimmt hatte, zum Gemeingut vieler Völker machten. Aber auch das Neue, das sie brachten, d. i. das Neue Testament und die darin enthaltenen Lehren, wurde trotz vielfacher Verkehrtheit doch ein Ferment des religiösen Fortschritts.

Schon daß es wieder ein neues Offenbarungsbuch gab, welches viele Jahrhunderte hindurch (bis zum 18. Jahrhundert) als das **Non plus ultra** der menschlichen Erkenntnisse galt, war — ganz abgesehen von seinem Inhalt — für die Ausbildung der menschlichen Vernunft besser, als wenn jedes Volk sein eigenes Buch gehabt hätte. Darauf beruht die Gemeinsamkeit des Kulturkreises und die dadurch ermöglichte schnellere Entwicklung. Die Menschen und Völker förderten sich gegenseitig durch das, was sie teils aus diesem Buch herausholten, teils in dasselbe hineinlegten. Gerade daß soviel verschiedene Geister sich mit demselben Objekt beschäftigten, war so wertvoll, ganz ohne Rücksicht auf den Wert dieses Objektes.

Tatsächlich aber ist das Objekt durchaus nicht ohne Wert; es enthält zwar nicht die Wahrheit, aber Wahrheitskeime. So steht es gleich mit der Hauptlehre, die schon von Jesus stammt, und die von den Jüngern natürlich in das Elementarbuch aufgenommen wurde. Daß ein jenseitiges Leben stattfinde, ist allerdings nicht wahr, ist bloße Vorspiegelung der Offenbarung (§ 72); aber mit diesem Irrtum der „Offenbarung“ wurde zugleich die Wahrheit der Vernunft, daß die Seele unsterblich ist, verbreitet, und zwar viel früher, als das ohne den begleitenden Irrtum möglich gewesen

Digitized by Google

wäre. Auf diese Weise hat Gott auch bei unseren Irrtümern, d. h. bei den Lehren der „positiven" Religionen, seine Hand im Spiel.

Analog sind die übrigen christlichen Dogmen zu betrachten: trotzdem sie in ihrer konkreten Fassung falsch und vernunftwidrig sind, steckt doch Vernunft in ihnen und die Aufgabe ist, diese latente Vernunft überall herauszufinden. Bei drei Dogmen versucht Lessing es selbst, ihren Vernunftgehalt festzustellen, den Dogmen von der Dreieinigkeit, der Erbsünde und der Genugtuung. Das Dogma von der Trinität nehme die Vernunftwahrheit vorweg, daß die Welt gewissermaßen eine „Verdoppelung Gottes", sein „Sohn", sei — womit Lessing allerdings, da er Gott den heiligen Geist außer acht läßt, nur zu einer Zweieinigkeit gelangt. Das Dogma von der Erbsünde enthalte, veranschaulicht an dem „Märchen" von dem Sündenfall Adams*), die allgemeine Wahrheit, daß jeder Mensch auf der ersten Stufe seines Daseins**) nicht unter der Herrschaft der gesunden Vernunft stehe und moralisch nicht vollwertig sei. Die Lehre von der Genugtuung des Sohnes deute an: gegenüber dem Umfang aller Vollkommenheiten im Universum, dem „Sohne Gottes", sind die Unvollkommenheiten der einzelnen Individuen so geringfügig, daß sie fast völlig verschwinden, daß sie also von Gott um seines „Sohnes" willen verziehen werden können.

Endlich stellt Lessing (§ 76—80) das Recht solcher Spekulationen über die Dogmen und ihren Wert für den religiösen Fortschritt fest und kommt dabei zu dem Resultat, daß sie die „schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes" sind. Aber wieder macht er eine bedeutsame Einschränkung; nämlich nur „solange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben", dauert ihre Bedeutung, später sind sie überflüssig. Solange aber helfen sie, dem Menschen der zweiten Erziehungsstufe den Weg zur dritten zu weisen, in dem sie ihn erkennen lehren, wie die einzelnen Kirchenlehren an sich falsch sind, wie aber doch in ihnen wertvolle Wahrheitsmomente stecken. Nur durch diese zweifache Erkenntnistätigkeit kann die „Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten" zustande kommen — eine Ausbildung, die Lessing für „schlechterdings notwendig" erklärt.

*) Vgl Hempel XV. 265—266.

**) „Menschheit" hat hier in § 74 wie meist im 18. Jahrhundert qualitative, nicht quantitative Bedeutung, also: Menschentum, Mensch-Sein.

Digitized by Google

Die spekulative Deutung der Dogmen ist also ein Wegweiser zur letzten Stufe der Erziehung, in der die Menschheit zur religiösen Reife gelangt.

Diese letzte Entwicklungsstufe ist durch zwei Merkmale charakterisiert. Erstens: das Menschengeschlecht kommt jetzt ins Mannesalter, wo der einzelne nicht mehr um schöner — sei es diesseitiger, sei es jenseitiger — Aussichten willen, sondern einfach aus Pflicht seine Pflicht tut, wo er „das Gute tun wird, weil es das Gute ist". Zweitens: an die Stelle der alttestamentlichen Ueberzeugung, daß das Leben mit dem Tode ganz aus ist, und der neutestamentlichen, daß nach dem Tode ein jenseitiges Leben beginnt, tritt die vernunftgemäße Ueberzeugung, daß die Seele des Menschen zwar über den Tod hinaus lebt, daß dies Leben aber nur auf dieser Erde stattfinden kann. So schließt Lessing seine Skizze der Religionsgeschichte mit der enthusiastischen Verkündigung der Lehre von der Seelenwanderung.

Dies dritte Zeitalter, das ergibt sich aus Ton und Haltung der Darstellung, erlebt seine Morgenröte zu Lessings Zeiten, er selbst hilft mit, es heraufzuführen. In diesem stolzen Bewußtsein berührt sich Kant, als dessen Vorläufer wir Lessing zu betrachten haben, mit ihm: mit dem 18. Jahrhundert beginne eine neue Epoche der Religionsgeschichte.*)

Aus der eingehenden Analyse der Schrift ist klar geworden, was sie ist und sein will, und dem Ruhmeskranze ihres Urhebers sehen wir damit ein neues Blatt hinzugefügt: Lessing ist der Vater der Religionsgeschichte.

Nur wenn man die „Erziehung des Menschengeschlechtes" als Religionsgeschichte liest, versteht man sie bis in ihre Einzelheiten. Dann versteht man auch, was es heißt, wenn Lessing sagt, daß sein „Aufsatz" nur „die ersten Linien zu einem ausführlichen Buche" enthalte, und wenn er von einer künftigen „völligen Ausführung" desselben spricht.**) Mit genialer Intuition weist Lessing der religionsgeschichtlichen Detailforschung den Weg. Immer eilt ja der zielweisende Gedanke dem exakt Beweisbaren voraus, und die nachkommenden Generationen haben dann zu tun, in wissenschaftlichen Einzeluntersuchungen die nötigen Kärrnerdienste zu tun.

Das bleibend Bedeutsame ist nun zweifellos die Konzeption des Ganzen. Und dieser Grundgedanke ist nicht der der Erziehung —

*) Rlg. i. d. G. d. bl. Vft., Reclam S. 142.
**) Hempel XV, 279 und 280.

Digitized by Google

wer dem durch die Jahrhunderte nachgeht und verzeichnet, wo überall er sich ausgesprochen oder angedeutet findet, der hält sich ans Kostüm (noch Erich Schmidt) — sondern es ist der Gedanke der Entwicklung. Daß alle Religion lediglich aus der im Menschen latenten religiösen Anlage hervorgeht, daß die Ausbildung der Religion sich entsprechend der Ausbildung der übrigen menschlichen Fähigkeiten vollzieht, daß daher eine Spaltung zwischen vernunft- und offenbarungsgemäßer Religion nur im Wahn der Menschen besteht, in Wirklichkeit dagegen die religiöse Entwicklung der Völker bei aller Divergenz im einzelnen aus einheitlicher Wurzel, der menschlichen Vernunft, hervorgeht, daß infolgedessen die niederen Religionsformen nicht bloße Unwahrheit sind, sondern daß in all ihrer Bizarrerie und Unvernünftigkeit doch immer auch etwas von religiöser Vernunft enthalten ist — das und nichts anderes ist das Neue in Lessings Schrift. Mit diesem Entwicklungsgedanken, der im Vorbericht für jeden, der hören kann, vernehmlich ausgesprochen ist und der ganz konsequent auch auf Jesus und das Christentum angewandt wird, war sie epochemachend — oder hätte es werden können, wenn sie verstanden worden wäre.

Es wäre verkehrt, wollte man bei einer solchen Schrift um Einzelheiten streiten, die wir nach über hundertjähriger Arbeit zum großen Teil besser kennen müssen als Lessing. Es könnte aber sein, daß der Wert von Lessings Leistung durch etwas anderes beeinträchtigt wird, nämlich durch seine Polemik gegen die herrschende Orthodoxie und deren Begriff der supranaturalen Offenbarung. Dadurch wird leicht der Gesichtspunkt verschoben und ein sachlicher Irrtum veranlaßt (z. B. zu niedrige Einschätzung der Propheten, Ueberschätzung des Monotheismus der Perser).

Dadurch ist tatsächlich auch die weitere Wirkung der Schrift gelähmt worden. Lessing wollte zu viel auf einmal, er wollte erstens einen positiven Aufriß der Religionsgeschichte (der abendländischen Welt) geben, zugleich wollte er durch geschickte Gedankenführung den Offenbarungsbegriff aufheben, aber — drittens — diese Polemik sollte der naive Leser nicht merken. Die Verbindung dieser drei Gesichtspunkte hat denn ja auch der „Erziehung des Menschengeschlechts" die von Lessing gewollte Undurchsichtigkeit gegeben. Nur ein Stilist wie Lessing konnte diese Aufgabe, drei Dinge auf einmal zu sagen, lösen. Aber seine stilistische Gewandtheit war zu groß, als daß die Leser ihm hätten folgen können, gerade sie ist Ursache geworden, daß die „Erziehung d. M." so ziemlich

Digitized by Google

bis auf den heutigen Tag unverstanden geblieben ist — ein seltsames Verhängnis.

Als eine Folge dieser Undurchsichtigkeit — und damit lenken wir zu unserem Ausgangspunkt zurück — werden wir es denn auch zu betrachten haben, daß Krüger diese Schrift Lessing mit Ausnahme des Schlusses absprechen konnte. Wer aber Stil und Inhalt in ihrer Eigenart verstanden hat, der wird es für unmöglich halten, daß dies kleine Werk, das selbstverständlich eine einheitliche Geburt ist, einen anderen Urheber hat als den reifen Lessing.

Digitized by Google

Mittelschulberechtigungen.

Von

Professor Hesse (Saarbrücken).

Bei den Beratungen über die letzte große Militärvorlage im Juni d. J. hat der Abgeordnete Koch die dringende Forderung ausgesprochen, man möge auch der Mittelschule die sogenannte Militärberechtigung zuerkennen. Die Erfüllung dieser Forderung, sagte er, sei entschieden mittelstandsfreundlich. Wie steht es heute? Um den Schülern die Berechtigung zum Einjährigfreiwilligendienste zu verschaffen, werden in fast allen kleinen Städten Progymnasien, sogenannte gehobene Schulen, sechsklassige Realschulen usw. gegründet. Die Städte müssen eine ganz enorme Aufwendung dafür machen. Die Wirkung, die dabei erzielt wird, ist aber sehr oft ganz unerwünscht; denn es werden gerade die leistungsfähigsten Elemente dem Mittelstande, dem Handel und Gewerbe entzogen. Anstatt den Beruf des Vaters zu ergreifen, wenden sich viele dem akademischen Studium zu und vermehren so nur die ohnehin schon viel zu große Zahl der Herrn in gelehrten Berufen. Man kann ja heute schon zu einem großen Teil von einem Gelehrtenproletariat sprechen, während dem Handwerk die tüchtigen Kräfte fehlen. Die leistungsfähigen, die vermögenden Leute gehen in immer größerer Zahl zu höheren Berufen über, und die minder leistungsfähigen, die armen sollen das Handwerk pflegen und in die Höhe bringen. Ich kann Ihnen das an einem kleinen Beispiel erläutern. In meiner Nachbarstadt wohnt eine hochangesehener Handwerker. Ich kenne die Familie, sie ist jetzt in der vierten Generation. Sie hat sich aus kleinen Anfängen in die Höhe gearbeitet. Der jetzige Inhaber des Geschäftes hat nur einen Sohn, und als ich zu ihm sagte: der wird wohl Ihr Nachfolger im Geschäft, sagte er: Gott bewahre, der wird Referendar. Statt also ins Handwerk zurückzugehen, hilft der einzige Sohn einer geachteten

Digitized by Google

Mittelstandsfamilie diese Klasse vermehren, die schon heute so überfüllt ist, daß Maßregeln getroffen werden müssen, um dieser Ueberproduktion Einhalt zu tun. Das ist die unerwünschte Seite dieser Schulen, die in der Hauptsache begründet werden, um den Kindern das Einjährigenprivileg zu verschaffen. Wenn den Mittelschulen in Preußen die Berechtigung gegeben würde, nach erfolgter Reifeprüfung den Berechtigungsschein auszuteilen, so wäre es den kleinen und mittleren Städten ein leichtes, einen Teil ihrer Volksschulen in neunklassige Mittelschulen umzuwandeln, und es würde dadurch in vielen Fällen der Anreiz wegfallen, daß so viele Kinder in die höheren Berufe gehen. Sie würden dann vielmehr dem väterlichen Berufe treu bleiben und nicht die ungeheure Zahl der Akademischgebildeten vermehren. Ich kann aus Erfahrung sagen, daß die Direktoren der höheren Lehranstalten das mit Freuden begrüßen würden. Mir ist gesagt worden: gebt nur den Mittelschulen den Berechtigungsschein, dann verlieren wir den großen Ballast in unseren Schulen, der nur deswegen die höheren Schulen besucht, um das Einjährigenprivileg zu erlangen, und uns dann den Rücken kehrt. Also die höheren Schulen stehen der Sache durchaus sympathisch gegenüber.

Es verlohnt sich, die Ausführungen des Abgeordneten zu prüfen.

Das Interesse für den Mittelstand war der Ausgangspunkt seiner Forderung. Eine gesunde Wirtschaftspolitik wird stets dafür sorgen, den Mitgliedern des Mittelstandes den immer schärfer werdenden Konkurrenzkampf in ihrem Berufsleben zu erleichtern. Bei dieser Fürsorge spielt aber die Hebung der Bildung derjenigen Bevölkerungsschichten, die hier in Betracht kommen, eine hervorragende Rolle. Man wird besonders dafür Sorge tragen müssen, den Mittelstandsberufen geistige Führer zu schaffen. Die Entwicklung auf dem Gebiete des Handwerkes, des Kunstgewerbes, des Handels und der Industrie ist aber im abgelaufenen Menschenalter eine solche gewesen, daß mit Notwendigkeit eine gesteigerte Ausbildung der Knaben und Mädchen für diese Erwerbszweige angestrebt werden muß.

Eines der Hauptübel, unter denen das Handwerk heute leidet, ist nun der Lehrlingsmangel. Kompetente Beurteiler der Sachlage beklagen aber nicht in erster Linie den absoluten Mangel an Nachwuchs, sondern das Fehlen von qualifizierten Lehrlingen, die durch Begabung und tüchtige Schulbildung die Garantie bieten, dereinst führende Meister in ihrem Berufe zu werden. Denn hat der Mangel an sich schon üble Folgen, so werden diese dadurch noch erheblich gesteigert, daß keine sachgemäße Auswahl mehr möglich ist.

Digitized by Google

Man muß in der Notlage auch solche einstellen, die für den erwählten Beruf nicht genügend vorgebildet sind, die überhaupt nicht dafür passen. In den Großstädten herrscht die Not in besonderem Umfange. Die aus den großstädtischen Volksschulen entlassenen Knaben wollen meist keinen einheitlichen Beruf erlernen, und die aus höheren Schulen kommenden haben erst recht keine Neigung, Handwerkslehrlinge zu werden, auch dann nicht, wenn sie die Schule ohne Erfolg verlassen mußten. So sinkt das geistige Niveau dieser Mittelstandsschicht von Jahr zu Jahr und es prägt sich mit der Zeit dem ganzen Stande der Stempel der Unfähigkeit auf.

Daß es sich bei der Auffindung der Hilfsmittel zur Abstellung dieser Uebelstände im letzten Grunde nur um eine Schulfrage handelt, das haben sich die meisten deutschen Regierungen längst klar gemacht. Sie suchen deshalb auch dem Uebel mit Schulreformen beizukommen. Man richtet Lehrlingswerkstätten und Fachschulen ein, man verwendet viel Geld für Fortbildungsschulen und unterstützt Lehrlinge und Meister mit Geldmitteln. Aber alle diese Hilfsmittel setzen zu spät ein, erst dann, wenn das Uebel schon da ist, wenn die minderwertigen Elemente, aus denen auch Fortbildungsschulen und Lehrlingswerkstätten nichts Tüchtiges mehr machen können, bereits ihre Arbeit begonnen haben. Vor dem Beginne der Lehrzeit muß gesorgt werden, daß tüchtiger Nachwuchs vorhanden ist. Man muß dahin streben, daß der „Anreiz wegfällt, der so viele Kinder in die höheren Berufe lockt, und muß dahin wirken, daß sie ‚dem väterlichen Berufe' treu bleiben". Dafür können aber nur geeignete Schulen sorgen, welche die Knaben und Mädchen für ihre bürgerlichen Erwerbsberufe in der richtigen Weise vorbereiten. Die heutige Schulpolitik zwingt die Kinder des Mittelstandes in die höheren Schulen auch dann, wenn sie nicht daran dachten, sich eine gelehrte Bildung anzueignen. Sind sie einmal in diesen Schulen gewesen, dann ist der Rückweg in die verlassenen Bahnen schwer wieder zu finden.

Schon seit langen Zeiten ist das Bedürfnis für Schulen lebhaft empfunden worden, die dem Berufsleben des Mittelstandes gerecht werden. Die preußische Schulverwaltung hat den Weg am richtigsten eingeschlagen, indem sie zwischen die Volksschule, die allgemeine Pflichtschule ist, und die höhere Schule, die im wesentlichen Vorbereitungsanstalt für wissenschaftliche Studien sein soll, eine Mittelschule einfügte. Den erhöhten Forderungen des Mittelstandes „vermag die Volksschule auch in ihren entwickeltesten Gestaltungen wegen

Digitized by Google

der mannigfachen Schwierigkeiten, unter denen sie als allgemeine Pflichtschule arbeitet, nur in geringem Grade zu dienen. Bei der höheren Schule wieder liegen die Ziele nach der wissenschaftlichen Seite, so daß auch sie in ausreichender Weise dazu nicht imstande ist. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer zwischen der eigentlichen Volksschule und der höheren Schule stehenden Schuleinrichtung, die unter Vermeidung auch des Scheines wissenschaftlichen Betriebes die Kinder in ihrem Lebenskreise heimisch macht und sie befähigt, sich in ihrem späteren Lebensberufe zurechtzufinden." So begründen die amtlichen Bestimmungen die Einrichtung der Mittelschulen.

Versuche mit Schulen vom Charakter unserer Mittelschulen hat man schon im Anfange des verflossenen Jahrhunderts gemacht. Die Entstehung derjenigen Schulen, die man heute im besonderen preußische Mittelschulen nennt, muß man auf das Jahr 1869 setzen, in dem der Berliner Stadtschulrat Hofmann dem Magistrat seine Denkschrift vorlegte, in der er mit Bezug auf die besonderen Berliner Zustände das Bedürfnis nach einem neuen Schultyp nachwies, der die Erwerbsverhältnisse des mittleren Bürgerstandes besonders berücksichtigte. Die Vorschläge Hofmanns sind der Ausgangspunkt der heutigen Berliner Realschulen geworden, jenes Schultyps, der sich in wesentlichen Teilen seines Lehrplanes von denjenigen preußischen höheren Schulen unterscheidet, die denselben Namen führen, sich aber zum Unterbau der Oberrealschulen ausgebildet haben. Die Denkschrift Hofmanns legte der Kultusminister Falk der von ihm im Jahre 1872 einberufenen Schulkonferenz vor, die sich mit Organisationsfragen über das Schulwesen im allgemeinen befassen sollte. So wurde sie der Ausgangspunkt der Beratungen, deren Ergebnis die Entwicklung des preußischen Mittelschulwesens zu seinem vorläufigen Abschluß brachte. Die von Falk eingerichtete Mittelschule sollte die Bildungsstätte des gewerbtätigen Mittelstandes und des mittleren Beamtenstandes werden. Der Mittelstand hat gar kein Interesse daran, daß sich der Lehrplan, nach dem seine Kinder unterrichtet werden, an den einer höheren Schule anschließt. Er hat nur Interesse an einer erweiterten und gründlich vertieften Volksschulbildung. Wenn man unter Berufsbildung diejenige Bildung verstehen will, die sich zusammensetzt aus der allgemeinen Bildung des Niveaus, auf dem der betreffende Berufsstand steht, und aus den allgemeinen Grundlagen der Fachbildung, die er zur Ausübung seines Berufes nötig hat, darf man die Mittelschule eine Berufsschule nennen. Das hat selbstverständlich mit Fachschule nichts zu tun. Fachschule ist sie nicht und soll sie nicht sein.

Digitized by Google

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts sollte die Realschule diese Aufgabe lösen. Schon bald nach ihrer Gründung aber mußte man sich davon überzeugen, daß bei uns eine solche Schule auf die Dauer nicht existenzfähig bleibt, wenn sie ihren Schülern nicht „Berechtigungen" mitgeben kann. Sie bekommt nicht die nötige Zahl von Schülern. Die Freunde der Realschule begannen also ihren Kampf gegen das Berechtigungsmonopol des Gymnasiums. Aus Zweckmäßigkeitsgründen paßte sich die Realschule während dieser Kampfzeit dem Gymnasium mehr und mehr an. Sie verlor ihren ursprünglichen Charakter als Mittelstandsschule, und beim Friedensschlusse hatte sie den ausdrücklichen Charakter der höheren Schule angenommen, indem sie als gleichwertig und gleichberechtigt neben dem Gymnasium nur eine andere Art von Vorbereitungsschule für wissenschaftliches Hochschulstudium geworden war.

Mitten in diesem Kampfe, als bereits feststand, daß die Realschule die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllen würde, griff Falk mit seinen Reformen ein, aus denen die neue Mittelschule hervorgehen sollte. Durch Vermeidung auch des Scheines von wissenschaftlichem Betriebe sollte die Falksche Mittelschule im Gegensatze zu den höheren Schulen arbeiten. Durch Umgehung der Schwierigkeiten, mit denen die Volksschule auch in ihren entwickeltsten Gestaltungen als allgemeine Pflichtschule zu kämpfen hat, sollte sie, insbesondere auch durch Verlängerung des Schulbesuches im Gegensatze zur Volksschule, ihrer Aufgabe gerecht werden. Solche Schulen sollte man in kleinen und mittleren Städten, aber auch in den großen Industrie- und Handelsstädten neben den Volksschulen einrichten.

Was man beabsichtigte, wurde nicht erreicht. Man hätte es voraussehen können; denn die alte Realschule hatte den Ausgang schon gezeigt. Vergebens waren alle Bemühungen, für die neue Mittelschule, die Militärberechtigung zu bekommen, und die wenigen „Berechtigungen" für Berufe, die noch herausgeschlagen werden konnten, waren nicht zugkräftig genug, Schüler anzulocken. So wurde die Falksche Mittelschule in den großen Städten, in denen man sie einrichtete, meist nur Vorschule für die höheren Schulen, oder letzte Zufluchtsstätte unbrauchbarer Schüler, die man von den höheren Schulen abgestoßen hatte. In den Mittelstädten kam sie überhaupt nicht auf, weil sie zugunsten von höheren Schulen, die man statt ihrer gegründet hatte, unterdrückt worden ist. In den kleinen Orten endlich fristete die „gehobene Schule" vielfach als

Digitized by Google

Torso irgendeiner höheren Schule ein kümmerliches Dasein. Sie gab schließlich nur noch den Namen für eine Verwaltungskategorie in den Listen der Bezirksregierungen her, und man kann sich eine buntere Karte nicht leicht vorstellen, als die war, welche von den Lehrplänen gebildet wurde, die im Laufe von drei Jahrzehnten aus der Falkschen Mittelschule hervorgegangen waren.

Eine letzte Reihe dieser undefinierbaren Schulgebilde, an denen während der Ueberfüllung des Oberlehrerstandes in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts Philologen ein Unterkommen gefunden hatten, wurden mit der Zeit in höhere Schulen umgewandelt und vergrößerten die Zahl dieser an sich schon überflüssig vorhandenen Schulart. So wuchs allein im letztverflossenen Jahrzehnt die Zahl der höheren Schulen in Preußen von 556 auf 755 und ihre Schülerzahl von rund 160 auf 250 Tausend. In einem Zeitraume, in dem sich die Gesamtbevölkerung Preußens um 15 v. H. vermehrte, vergrößerte sich die Zahl der höheren Schüler um fast 56 v. H. Die Hauptmasse dieser Schüler fällt auf die Großstädte. Dieses Anwachsen ist aber nicht etwa die Folge eines gesteigerten Bildungsbedürfnisses der Bevölkerung. Es ist lediglich das Monopol der Berechtigungen, das geeignete und in noch höherem Maße ungeeignete Schüler in die höheren Schulen trieb. Ein übergroßer Ballast dieser für die Anforderungen einer höheren Schule völlig unbrauchbaren Schüler muß infolgedessen in den Unter- und Mittelklassen der höheren Schulen mitgeschleppt werden. Er drückt das Niveau dieser Schulen herab und schädigt die brauchbaren Schüler aufs schwerste. So stand diese falsche Schulpolitik gleichermaßen den Interessen des Mittelstandes wie denjenigen der höheren Stände, insbesondere der akademisch gebildeten, entgegen. Sie hatte einerseits den heutigen Mangel an brauchbaren Mitgliedern der erwerbstätigen Berufe und andererseits die beängstigende Ueberfüllung der gelehrten Berufsarten und damit das Heranwachsen eines für das öffentliche Leben höchst nachteiligen Gelehrtenproletariats zur Folge. Die wahren Ursachen dieser sehr unerwünschten Zustände aber schien man immer noch nicht zu erkennen, suchte sie vielmehr wieder auf dem falschen Wege. Endlich glaubte man eine plausible Ursache in der allerdings nachgerade auch vorhandenen Rückständigkeit der Mittelschulorganisation gegenüber den Forderungen der Gegenwart gefunden zu haben.

Ausgezeichnete Männer, die den richtigen Blick für die Aufgaben des praktischen Lebens mit der Einsicht des Schulmannes in

Digitized by Google

die Technik des Schulbetriebes in glücklichem Maße vereinigen, geben dem alten Mittelschulplane eine für die Gegenwart geeignete neue Form. Durch die Bestimmungen über die Neuordnung des Mittelschulwesens in Preußen vom 3. Februar 1910 wurde ein gänzlich neuer Schultyp geschaffen, der durchaus geeignet ist, die alte Aufgabe mit neuen Mitteln zu lösen. Nach diesen Bestimmungen baut sich die moderne Mittelschule, wie die höheren Schulen, auf die Volksschule auf. Nach dem dritten Schuljahre zweigt sie sich von der Volksschule ab, — die ersten drei Klassen dürfen auch, von vornherein losgelöst von der Volksschule, mit der Mittelschule vereinigt werden — und vermittelt ihren Schülern in sechs aufeinanderfolgenden Jahreskursen eine abgeschlossene Bildungsgrundlage, die dem Bedürfnisse des erwerbstätigen Mittelstandes durchaus genügt. Wesentlich für den Lehrplan ist, daß er eine so gründliche Vertiefung und Erweiterung des Lehrstoffes der Volksschule erstrebt, wie ihn diese auch in ihrer entwickeltsten Gestaltung nicht würde bewältigen können. „Die höhere Leistungsfähigkeit dieser Schulform hat ihren Grund in der Verlängerung des Schulbesuches um ein Jahr in erheblich höherer Reife der Schüler. Die Bedeutung dieses Jahres für die geistige Ausbildung wie für die sittliche Haltung und Kräftigung der jungen Leute kann nicht leicht überschätzt werden. Durch kleinere Klassenbesuchszahlen, durch reichere Ausstattung mit Lehrmitteln und durch die der Schularbeit meist günstigeren häuslichen Verhältnisse wird die Wirkung der verlängerten Unterrichtszeit noch wesentlich unterstützt."

Neben den Lehrfächern der Volksschule gestattet der Lehrplan in den Oberklassen die Rücksichtnahme auf den späteren kaufmännischen oder gewerblichen Beruf der Schüler. In ähnlicher Weise können andere Erwerbszweige, wie z. B. Landwirtschaft, Berg- und Hüttenwesen, Berücksichtigung finden. Dazu wird von der fünften Stufe ab bis zum Schluß eine Fremdsprache gelehrt. Es ist der einzelnen Schule freigestellt, Französisch oder Englisch zu wählen. Mit Recht empfehlen die Lehrpläne in erster Linie, Englisch zu unterrichten. Erst vor wenigen Wochen hat ein beachtenswertes Buch des Tübinger Professors Franz auf den hohen Wert hingewiesen, den der Betrieb der englischen Sprache für deutsche Schulen hat. Die englische Kultur, sagt er, bringt Werte, die kein anderes Kulturvolk der Neuzeit bieten kann, zum allerwenigsten Frankreich, das bis in die jüngste Zeit einen Einfluß auf das deutsche Geistesleben gehabt hat, der in keinem Verhältnis mehr steht zu den posi-

Digitized by Google

tiven Werten, die es zu geben vermag. Die Errungenschaften französischen Kulturlebens sollen nicht verkannt werden, aber gleichzeitig dürfen die schädigenden Einflüsse nicht übersehen werden, die von jenseits der Vogesen kommen. Unter zehn englischen Büchern der schönen Literatur können neun der heranwachsenden Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden, unter den Erzeugnissen französischen Geistes aber ist von sechs Büchern vielleicht kein einziges zur Jugendlektüre geeignet. Die Kenntnis der französischen Sprache verliert außerdem der englischen gegenüber täglich an praktischem Nutzen, zumal der Franzose, seiner politischen und wirtschaftlichen Weltstellung entsprechend, jetzt weit mehr Veranlassung hat, Deutsch zu lernen, als der Deutsche Französisch. Man kann aber schon nicht mehr fragen, wer braucht Englisch? Nein, man muß vielmehr fragen, wer braucht es nicht? Die Antwort lautet, wir brauchen es alle! Englisch ist die Sprache des Welthandels, es ist die Sprache Amerikas und des großen Seeverkehrs. Es ist deshalb keine Frage, welche der beiden Sprachen die Mittelschule, die sie nur des praktischen Interesses wegen lehrt, aufnehmen soll. Es sollte nur die englische sein. Nur in den unmittelbar an Frankreich und Belgien stoßenden Grenzgebieten dürfte Französisch für die Schüler der Mittelschulen zurzeit noch das zweckmäßigere sein wegen des regeren Grenzverkehrs, dem auch die Kleingewerbetreibenden sich nicht entziehen können.

Der Normallehrplan der reorganisierten Mittelschule hätte denn auch mit vollem Rechte den ungeteilten Beifall aller sachkundigen Beurteiler gefunden, wenn nicht ein Umstand auch hier wieder seine bedenklichen Schatten auf ihn werfen wollte. Es wurde bereits das Konglomerat von Schulen erwähnt, in das sich die Falksche Mittelschule aufgelöst hatte. Das hat leider auch die Reorganisation nicht beseitigt; sie hat es vielmehr für alle Zukunft befestigt. Die Bestimmungen halten es für nötig, dieses Vorgehen durch eine eingehende Betrachtung zu verteidigen. An vielen kleinen Orten, so heißt es, hat man das Bedürfnis nach einer über die Ziele der Volksschule hinausführenden Schule dadurch zu befriedigen versucht, daß man Schulen mannigfachster Gestaltung errichtete, städtische und private Rektorats-, Ober-, Lateinschulen u. dgl. Ein Zwang, neunstufige Mittelschulen einzurichten, oder diese vorhandenen in Mittelschulen umzuwandeln, besteht nicht. Diese Schulen verfolgen den Zweck, die Kinder der in Betracht kommenden Bevölkerungsschichten für den späteren Uebertritt in eine höhere Schule ohne zu erheb-

Digitized by Google

lichen Zeitverlust vorzubereiten und sie dabei die Erziehung und Pflege des Elternhauses möglichst lange genießen zu lassen. In erziehlicher, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht sind sie von großer Bedeutung. Aber indem sie ausschließlich nach dem Plane derjenigen höheren Schule arbeiten, für die sie vorbereiten, dienen sie meist nur im beschränkten Maße den wirklichen Bedürfnissen des eigentlichen Mittelstandes.

Die Aufnahme aller dieser Torsogebilde aus verwaltungstechnischen Erwägungen in die Rubrik „Mittelschule" bringt der wirklichen Mittelschule ganz erhebliche Nachteile. Diese Art von „Bewegungsfreiheit" hat denn auch schon bei den Beratungen der Unterrichtskommission des Abgeordnetenhauses den schärfsten Widerspruch hervorgerufen. Wo solche Pseudo-Mittelschulen bestehen, findet die normale Mittelschule keinen Boden mehr. Durch ihre Gründung umgehen nur die „in Betracht kommenden Bevölkerungsschichten", d. h. die wenigen Prominenten des kleinen Ortes, die Bestimmungen für die Unterhaltung höherer Schulen zu ihrem eigenen Vorteil und zum schweren Schaden der weiten Bevölkerungsschichten, denen die Gesamtheit helfen müßte, weil sie sich allein nicht helfen können.

Dazu stattet sie die Schulverwaltung sogar noch mit „Berechtigungen" aus, die den wirklichen Mittelschulen versagt werden. Man stellt sie nämlich unter die „schultechnische Aufsicht" von Direktoren höherer Lehranstalten. Das hat zur Folge, daß ihre Schüler ohne Aufnahmeprüfung in die Klassen der ihrem Lehrplane entsprechenden höheren Lehranstalten aufgenommen werden. Unter den zurzeit 209 Knabenmittelschulen in Preußen sind es 91, welche diese Rechte genießen, davon allein 64 in der Rheinprovinz und in Westfalen. Erst in weitem Abstande folgt Hannover und Posen mit 10 und 9, Brandenburg und Pommern mit je 2, endlich Ostpreußen, Sachsen, Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau mit je einer „schultechnisch beaufsichtigten" Mittelschule. Rheinland und Westfalen haben nun schon 224 anerkannte höhere Schulen. Ihre Zahl erhöht sich also durch die 64 „schultechnisch beaufsichtigten" auf 288 höhere Schulen. Diesen stehen im ganzen nur 46 eigentliche Mittelschulen gegenüber, die von Knaben besucht werden. Daß ein solches Verhältnis für die gewerbreichsten Landesteile Preußens gänzlich unnatürlich ist, bedarf eines weiteren Nachweises nicht. Trotzdem vergeht kein Jahr, in dem nicht in diesen Provinzen neue „gehobene Schulen" zu berechtigten höheren Schulen „ausgebaut" werden. Den „wirklichen Bedürfnissen des eigentlichen Mittelstandes",

Digitized by Google

der in allen den hier in Frage kommenden Städtchen immer die erdrückende Mehrheit bildet, würde es entsprechen, wenn die Ortsverwaltungen gezwungen würden, statt höherer Schulen normale Mittelschulen einzurichten. Für die Kinder der wenigen „in Betracht kommenden Bevölkerungsschichten" könnten an diese leicht besondere Vorbereitungskurse angegliedert werden, nach deren Besuche diese Kinder ihre Reife für die höhere Schule durch eine Aufnahmeprüfung zu erweisen hätten. Die „schultechnische Aufsicht" ist dann zwecklos, weil die Mittelschulen vom Kreisschulinspektor beaufsichtigt werden. Bei der heutigen Lage der Dinge wird die große Zahl der Kinder des Mittelstandes im Interesse weniger anderer Kinder gezwungen, ihre kostbare Jugendzeit mit Arbeiten auszufüllen, die für sie völlig nutzlos sind, während sie Nützliches nicht lernen. Viele von ihnen werden durch das falsche System, wie sich Paul Cauer unlängst ausdrückte, auch noch „künstlich für die höheren Schulen gepreßt", an die sie niemals gedacht haben würden, wenn man es ihnen ermöglicht hätte, eine solche falsche Mittelschule zu besuchen. Die unechten Mittelschulen sind daher „in sozialer Beziehung" entweder von gar keiner, oder nur von schädlicher Bedeutung. Ihren wahren Grund hat die Existenz dieser Zwitterschulreste in dem alten noch nicht ganz überwundenen Vorurteil, daß der Lehrplan einer höheren Schule den Geist zu jeder Arbeitsleistung befähigte. Die Gegenwart hat mit diesem Vorurteil des Nivellierens aufgeräumt, indem sie ihm das Prinzip des Differenzierens auch im Schulwesen erfolgreich gegenüberstellte. Die Bestimmungen für die reorganisierte Mittelschule sind dem aber noch nicht überall gefolgt. Darin besteht ihr Fehler. Die übelen Folgen können nicht ausbleiben.

Trotz seiner Schönheitsfehler ist der Mittelschulplan brauchbar. Er ist mehr als das, er ist vortrefflich und wird seine Aufgabe lösen. Man soll der Schule nur Gelegenheit geben, das zu beweisen. Den Beweis kann sie aber nur dann bringen, wenn sie Schüler in genügender Zahl ins Leben schickt, die auf ihr vorgebildet sind, solange also Eltern da sind, die ihre Kinder der Schule anvertrauen. Ohne Berechtigungen ist das nicht möglich; denn schon jetzt haben die Verwaltungen vieler Städte die Neuordnung ihres Mittelschulwesens von der Regelung eben der Berechtigungsfrage abhängig gemacht. Das liegt in der Natur der Sache. Es wird niemand so naiv sein zu glauben, die Viertelmillion preußischer Knaben, welche Schüler höherer Schulen geworden sind, suche diese aus reinem Wissensdurst und begeistertem Bildungsdrang auf, oder deren

Digitized by Google

Eltern opferten ihre 25 Millionen Mark Schuldgeld alljährlich nur zur Hebung der deutschen Durchschnittsbildung. Die Berechtigungen sind es, welche die meisten der Beteiligten veranlassen, die manchem Staatsbürger verhaßten „Standesschulen" aufzusuchen.

Von den üblen Folgen dieses Berechtigungsdruckes, unter denen die höheren Schulen am meisten zu leiden haben, ist oben bereits die Rede gewesen. Und dennoch darf das Berechtigungswesen nicht einseitig nur um seiner Schattenseiten willen bekämpft werden. Es hat auch gute Rückwirkungen auf die deutschen Schulen gehabt. So lehrt die Geschichte des höheren Schulwesens, daß die deutschen Gymnasien erst von dem Augenblicke an durchschnittlich gute Leistungen aufwiesen, als die Reifeprüfung mit ihrem Monopol der Berechtigung zum Universitätsbesuche eingeführt wurde. Bis dahin herrschten Zustände von einer für heutige Vorstellung unerhörten Art an den meisten dieser Schulen. Die Ursache davon war die, daß erst von nun an lediglich der Berechtigung wegen alle zum Gymnasium kamen, die studieren wollten, während sich seither die Reichen von Hauslehrern hatten vorbereiten lassen und die Schulen in der Hauptsache den Armen überlassen blieben. Die Gymnasien im ganzen wurden durch die „Berechtigung" erst wirtschaftlich existenz- und dadurch pädagogisch leistungsfähig.

Schon aus diesen Gründen ist denen nicht zuzustimmen, die kurzerhand die Schulberechtigungen beseitigen wollen und damit hoffen auch die Berechtigungsfrage für die Mittelschule zu lösen. Insbesondere das „Einjährigenprivileg" fällt einer ganz bestimmten Art deutscher Staatsbürger auf die demokratischen Nerven. Diese sehen das Heil im Nivellieren aller sozialen Unterschiede und wollen nichts von „Vorrechten" wissen. Aber auch nur an die Möglichkeit einer Beseitigung der Einjährigeninstitution, die ihre Zentenarfeier begehen könnte, glaubt trotz Bekämpfung wohl keiner von denen, die sie von Zeit zu Zeit fordern. Im Grunde seiner Seele wünscht sie, mit Ausnahme der Sozialdemokraten, auch niemand. Warum die Heeresverwaltung auf die Einjährigen nicht verzichten kann und will, dafür hat ein preußischer Kriegsminister seinerzeit einen Grund im Reichstage angeführt, indem er darauf hinwies, daß ohne die Einjährigen die Unterhaltung des deutschen Heeres alljährlich 25 Millionen mehr kostet. Gerade die Männer aber, die von Zeit zu Zeit im Namen des „Volkes" die Beseitigung dieses „Vorrechtes" fordern, sind am wenigsten bereit, die Mehrausgabe zu bewilligen. Neben diesem Grunde gibt es aber noch zahllose andere, welche die

Digitized by Google

Beseitigung einer seit hundert Jahren mit unseren Einrichtungen und Anschauungen aufs innigste verwachsenen Institution als unmöglich erscheinen lassen. Die Berufung auf das Ausland, etwa auf Frankreich, ist bedeutungslos, weil sich ohne genaue Untersuchungen Einrichtungen ganz verschiedener Völker nicht miteinander vergleichen lassen.

Der Wert des Einjährigenscheines für das praktische Leben ist unter dem Drucke eines öffentlichen Vorurteiles geprägt worden; denn dieser Schein liefert das Material zu einem Grenzwall, dessen Ueberschreitung ohne dieses Legitimationspapier einen merklichen Kraftaufwand fordert. Der Schein ermöglicht kraft des Vorurteils erst den Eintritt in eine lange Reihe von bürgerlichen Berufen auch dann, wenn sachliche Gründe, wie der Nachweis bestimmter Kenntnisse für Berufsarbeiten, in keiner Weise in Betracht kommen. Hat man doch sogar schon den Versuch gemacht, an die „Einjährigenbildung" politische Rechte in Form von Wählerstimmen zu knüpfen. Da braucht man sich wahrlich nicht zu wundern, wenn es einem für das Wohl seines Sohnes besorgten Vater weniger darauf ankommt, *was* sein Sohn auf der Schule lernt, als darauf, welche Berechtigungen diesem die Schule für sein bezahltes Schulgeld mitgibt. Wenn nun einsichtige Leute aus volkswirtschaftlichen Erwägungen wünschen, daß möglichst viele Kinder des Mittelstandes die zweckmäßigste für sie bestehende Schule besuchen, dann müssen sie auch dahin wirken, daß Hinderungsgründe für den Besuch dieser Schule nicht mehr bestehen.

Ein anderer ebenso radikaler Vorschlag zur Beseitigung der vorhandenen Hemmnisse ist der, daß nur das Reifezeugnis der neunklassigen höheren Schulen die Einjährigenberechtigung einschließen soll, während alle, die dieses Zeugnis nicht erwerben, die Prüfung vor der öffentlichen Kommission zu machen haben. Dann würde, so meint man, wenigstens die Benachteiligung der Mittelschüler aufhören. Aber auch daran ist mit Rücksicht auf das deutsche Schulwesen, wie es sich nun einmal entwickelt hat, nicht zu denken. Welche Folgen würde ein so radikaler Schritt wohl haben können, haben müssen?

Wie in allen Menschengruppen, so gibt es auch unter den Schülern höherer Schulen Exemplare, die ihren Beruf verfehlen. Dieser nehmen sich diejenigen Institute an, die man Pressen nennt. Das sind Schulfabriken, in denen das Gedächtnis des sich ihnen anvertrauenden Menschenmaterials unter Verzicht auf pädagogische

Digitized by Google

Forderungen mit Prüfungsstoff angefüllt wird. In meist mehreren Sturmläufen versuchen die also „Gebildeten" die entsprechenden Prüfungswiderstände zu überwinden. Sie bilden in der Hauptsache das Material, das die öffentlichen Einjährigen-Prüfungskommissionen zu bearbeiten haben, und es ist glücklicherweise nicht sehr groß. Nach einer Statistik waren es in den Jahren 1904 bis 1906 unter 22000 preußischen Einjährigen nur 4 v. H., während 96 v. H. ihren Schein auf der Schule erworben und 0,5 v. H. dieses Recht auf Grund des sogenannten Künstlerparagraphen erhalten hatten. Wer diese Pressen-„Bildung" kennt, begreift den Wunsch, daß unser Volk in größerem Maße einer solchen „Bildung" nicht anheimfallen möge.

Wenn nun einmal der Druck der Schulberechtigungen nachlassen sollte, dann würden voraussichtlich neben den Volksschulen die Unterklassen unserer höheren Schulen bis zum Ende des schulpflichtigen Lebensalters von allen, die das Schulgeld bezahlen können, besucht werden. Dann träte eine Scheidung ein. Ein Teil würde die Berufslehrzeit antreten, um „keine Zeit zu verlieren". Der Ballast, der es vorzieht, seine Nerven den Zufälligkeiten einer öffentlichen Prüfung nicht auszusetzen, bleibt auf der Schule, um sich bis zur Reifeprüfung auch unter Opferung einiger Lebensjahre durchzusitzen; denn alle Staatszivilbehörden werden die Berechtigung zum Eintrit in ihre mittlere Beamtenlaufbahn auch auf die Reifeprüfung verlegen, und ihnen folgen die Kommunalbehörden, Kaufleute und Industriellen auf dem Fuße. Hat doch der Berechtigungsschein für sie keinen weiteren Wert, als den, daß er dem Angebote von Stellenbewerbern seine belästigende Allgemeinheit nimmt, den Bewerbungen also eine angemessene Grenze zieht. Wird das Angebot dennoch zeitweise für die Dezernenten belästigend, so regelt jede Behörde bis zur eintretenden Ebbe trotz allgemein feststehender Berechtigungsbestimmungen auf eigene Faust die „Anforderungen" willkürlich. Diese willkürlichen Regelungen wirken heute schon oft genug in hohem Grade ungünstig auf die höheren Schulen zurück, indem sie ungeeignete Schüler zwingen, auch noch die Oberklassen zu belasten. Diese Oberklassen, welche bei dem heutigen Berechtigungswesen durch Abstoßen des schlimmsten Ballastes noch einigermaßen gesäubert werden können, werden aber bei den veränderten Verhältnissen in demselben Maße dauernd belastet, wie heute die Mittelklassen, und das Niveau dieses Hauptteiles unserer höheren Schulen sinkt unaufhaltsam. Die höheren Schulen werden im ganzen unfähig, ihren Schülern die nötige

Digitized by Google

Bildungsgrundlage zu wissenschaftlichen Studien zu vermitteln. Trotzdem wird der Andrang zu den Hochschulen zu einer unmittelbaren sozialen Gefahr werden; denn der Ballast, dem es gelungen ist, sich die Reifeprüfung zu ersitzen, „studiert" unentwegt weiter und ergänzt das Gelehrtenproletariat.

Für den „Zeit sparenden" Schlaumeier dagegen, der mit Schluß des schulpflichtigen Alters die höhere Schule verlassen hatte, tritt nach Vollendung der Lehrzeit eine Berufsschonzeit ein, die er auf der Presse mit „Bildung" ausfüllt. Die Mittelschule gewinnt durch diesen „Kulturfortschritt" aber ebensowenig, wie die höheren Schulen; denn nur um ihren schönen Lehrplan voll zu genießen, bleibt nicht einer von hundert länger, als er gesetzlich in der Schule bleiben muß. Wenn nun ein eifriger Verteidiger dieser Neuregelung des Berechtigungswesens seine Forderung unlängst damit zu stützen versuchte, daß er sagte, sie sei „in vortrefflicher Weise in militärischer und schultechnischer Hinsicht, und zwar von einem Reserveoffizier, begründet worden", so hat er dabei unterlassen, mitzuteilen, ob der „Reserveoffizier" auch die hier ausgeführte „schultechnische Hinsicht" hinreichend gewürdigt hat. Die Forderung selbst ist ja nicht neu. Sie *soll* Mißstände beseitigen, unter denen die höheren Schulen leiden. Deshalb taucht sie auch immer wieder auf, obschon sie von Sachverständigen, die gleichzeitig Kenner des praktischen Lebens sind, wiederholt mit ausreichenden Gründen abgewiesen worden ist.

So bleibt denn nichts übrig, als daß man die alte Forderung immer wieder erneuert: den Mittelschulen müssen auch angemessene Berechtigungen gewährt werden, welche die Kinder des Mittelstandes zum Besuche dieser Schulen anlocken und sie abhalten, die für sie unbrauchbaren höheren Schulen zu belasten. Es steht dann zu hoffen, daß sie mit der Zeit selbst den Wert des neuen Lehrplanes erkennen und nun von selbst weiteren Schülernachwuchs anwerben. Dazu ist aber nötig, daß man der normalen neunklassigen Mittelschule eine Abschlußprüfung auf Grund ihres Mittelschulplanes unter dem Vorsitze eines königlichen Kommissars gestattet. Das Zeugnis über diese Prüfung soll den Absolventen den Eintritt in mittlere Beamtenberufe gestatten, für die sie sich ihrer Vorbildung nach eignen. Auch der Besuch mittlerer Fachschulen muß nach sachlichen Grundsätzen geregelt, und den Mittelschulabsolventen gestattet werden. Vor allem aber sollte man bestimmen, daß wenigstens die Absolventen, welche die Abschlußprüfung mit Auszeichnung bestehen, auf Grund des Zeugnisses bei der Militärbehörde genau

Digitized by Google

so, wie die Schüler der höheren Lehranstalten, die Einjährigenberechtigung nachsuchen dürfen, wenn sie den Vermögensnachweis bringen. Denn um dieses Recht wird es sich immer in erster Linie handeln.

Die reorganisierte Mittelschule ist eine wesentlich neue Einrichtung, also heute noch ein unfertiges Ding. Sie besteht seit Ostern 1910 und hat zu Ostern 1916 zum ersten Male Gelegenheit, zu beweisen, daß sie ihre Aufgabe erfüllt. Ist das geschehen, dann kann erst der Antrag an die Reichsschulkommission gestellt werden, die Militärberechtigung zu gewähren. Das muß auch jede einzelne höhere Schule in derselben Weise tun. Die erste Abschlußprüfung entscheidet; denn auf Grund ihres Revisionsberichts, den der königliche Kommissar erstattet, entscheidet die zuständige Behörde. Mag also die Mittelschule über drei Jahre zeigen, was sie kann, mag sie beweisen, daß sie hält, was sie verspricht. Davon hängt ihre Zukunft ab.

Aber schon heute sind die preußischen, wie die Reichs-Behörden berechtigten Wünschen nach Möglichkeit entgegengekommen. Man hat den Absolventen der Mittelschulen bereits eine ansehnliche Reihe von Vorrechten gewissermaßen auf Abschlag zugebilligt. Wenn sich die Verteidiger der Mittelschulen darüber beschweren, daß diese vorläufigen Vorrechte nur auf dem Papier stünden, daß sich aber in praxi niemand darum kümmere, wenn sie es beklagen, daß die nachstehenden Behörden des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, die Postbehörde u. a. Mittelschüler trotz aller Zugeständnisse nicht zulassen, so wäre zunächst zu untersuchen, ob die Beschwerden sich nicht auf Einzelfälle beziehen, die einer genauen Prüfung bedürfen. Oben wurde bereits erwähnt, daß manche Behörden überreiche Angebote auf eigene Verantwortung, auch wohl entgegen den allgemeinen Bestimmungen, durch neue „Anforderungen" regeln. Die anscheinend benachteiligten Mittelschüler wären dann in gleicher Lage, wie die Schüler höherer Lehranstalten mit ihrem Einjährigenscheine. Zudem hat kein Zeugnis, welcher Art es auch sein möge, die Kraft, eine Behörde zur Anstellung des Inhabers zu zwingen; denn ein Recht auf Anstellung gibt es noch nicht, und in Zeiten der Ueberfüllung aller Berufe ist am Ende jeder Bewerber mehr oder weniger der Spielball des Zufalls, der nicht selten den Unwürdigen begünstigt, während er den Tüchtigen niederhält.

Neben den genannten Zivilbehörden ist aber auch der preußische Kriegsminister den Wünschen der Mittelschüler in wohlwollendster

Digitized by Google

Weise bis an die Grenze der Möglichkeit entgegengekommen. Einer Schule die sogenannte Militärberechtigung zu erteilen, ist er nicht zuständig. Das ist Sache des Reichskanzlers, der dieses Geschäft durch die Reichsschulkommission erledigen läßt. Die Militärbehörde hat deshalb eine Bestimmung der Wehrordnung in einer für die Mittelschüler günstigsten Weise umgeändert. Die Wehrordnung schreibt nämlich vor, daß sich niemand vor vollendetem 17. Lebensjahre zur Einjährigenprüfung vor der Prüfungskommission melden darf. Die Mittelschüler schließen aber ihren Lehrkursus schon in der Mehrzahl mit dem vollendeten 15. Lebensjahre ab. Sie würden einen großen Teil dessen, was sie in der Schule lernten, in den zwei Jahren bis zur Prüfung vergessen haben, wenn sie den allgemeinen Bestimmungen unterworfen würden. Deshalb hat der Kriegsminister gestattet, daß sich die Absolventen der Mittelschulen jener Prüfung sofort nach dem Verlassen der Schule unterziehen dürfen. Von den Prüfungsvorschriften kann man sie selbstverständlich ebensowenig befreien, wie davon, daß sie, wie alle anderen, der Meldung den Vermögensnachweis beilegen müssen, durch den bezeugt wird, daß sie in der Lage sind, die durch den Einjährigendienst entstehenden Kosten zu decken. Nach den Prüfungsvorschriften muß nun in zwei Fremdsprachen geprüft werden. Mehr als 100 preußische Mittelschüler haben trotzdem schon im verflossenen Jahre von der Erlaubnis Gebrauch gemacht. Von ihnen haben 70% trotz der besonders erschwerenden Umstände, unter denen die Prüfungen abgelegt wurden, bestanden. Das ist doch immerhin schon ein Beweis dafür, daß die Mittelschule wohl leistungsfähig ist, daß man ihr also die Prüfung auch unbedenklich selbst anvertrauen darf.

Durch die Uebertragung der Prüfung an die einzelnen Anstalten und Anerkennung des Prüfungszeugnisses als Unterlage für die Einjährigenberechtigung wird kein weiterer Schritt in der Erteilung von Vorrechten getan, als man bereits im Jahre 1878 getan hat, da man den Landwirtschafts- und den Handelsschulen, die auch nur eine Fremdsprache lehren, dasselbe gestattete. Die Abschlußzeugnisse dieser beiden Schularten sind trotz der einen Fremdsprache auch militärberechtigt. Diese Schulen sind, wie die reorganisierte Mittelschule, Berufsschulen in dem oben erörterten Sinne der Berufsbildung. Auch an ihnen vermeidet man selbst „den Schein wissenschaftlichen Betriebes", soweit es das Unterrichtsfach seinem Wesen nach gestattet; auch diese Schulen machen ihre Schüler nur „in ihrem Lebenskreise heimisch und befähigen sie, sich in ihrem

Digitized by Google

späteren Lebensberufe zurechtzufinden". Alles genau wie bei den Mittelschulen. In den Landwirtschaftsschulen nötigt der praktische Zweck des Schulunterrichts dazu, die Chemie und die anderen Naturwissenschaften mehr nach wissenschaftlicher Methode zu unterrichten. Das berechtigt aber nicht ohne weiteres dazu, die Landwirtschaftsschulen in die Abteilung der allgemeinen höheren Bildungsanstalten mit wissenschaftlicher Tendenz einzureihen. Sie sind Berufsschulen und deshalb auch nicht dem Kultusministerium unterstellt. Es wäre deshalb einseitig und falsch, wenn man allein die Mittelschulen zu einer Ausnahmestellung verurteilen wollte, indem das Schulzeugnis mit besonderer Schärfe als Nachweis der „wissenschaftlichen" Qualifikation seines Inhabers zur Erlangung der Militärberechtigung betont und dem Mittelschulzeugnis der „wissenschaftliche" Wert gegenüber den Zeugnissen der beiden anderen Schularten kurzerhand abgesprochen wird. Schon oben wurde darauf hingewiesen, daß die Gegenwart bei der Einschätzung von Bildungswerten für das praktische Leben längst davon abgegangen ist, den Grundsatz der absoluten Gleichartigkeit festzuhalten, daß sie vielmehr statt seiner mit steigender Tendenz zu dem Grundsatze der Gleichwertigkeit übergegangen ist. Niemand zweifelt mehr daran, daß innerhalb dieser Grenzen tüchtige Berufsbildung der anderen, mehr nach wissenschaftlicher Seite gerichteten, durchaus gleichwertig ist, daß Können nicht weniger gilt, als Wissen.

Für die Mittelschule wird daraus eine Existenzfrage. Bei allem Wohlwollen der Behörden, die, wie man gern zugestehen kann, sich redlich bemüht haben, Härten nach Möglichkeit zu vermeiden, darf schon aus diesen Gründen die heutige Regelung des Berechtigungswesens nur eine vorübergehende sein. Das gilt aber insbesondere von der Militärberechtigung. Bis zum Jahre 1916 muß das Provisorium abgetan sein. Dann muß die endgültige Regelung die Mittelschule an dieselbe Stelle bringen, an der Landwirtschafts- und Handelsschulen seit mehr als 30 Jahren ohne Schaden für den Qualitätswert der Einjährigen gestanden haben. Geschieht das nicht, dann wird das ungleiche Maß, mit dem man die Zurücksetzung der Mittelschulen plausibel macht, der Grund werden, daß die Mittelschule ihren wahren Charakter wieder aufgibt, weil sie sich mit ihm aus Schülermangel nicht wird halten können. Der Mittelstand hat dann seine notwendige Bildungsstätte für die heranwachsende Generation wieder einmal verloren und muß seine Kinder zu deren eigenem, wie zum Schaden der höheren Schulen, diese auch in Zukunft noch

Digitized by Google

belasten lassen, wie es seither leider geschehen ist. Wie einst die alte Realschule durch die Not gezwungen wurde, ihrer ursprünglichen Aufgabe untreu zu werden, so wird es auch der neuen Mittelschule zum zweiten Male blühen, dieselben Wege zu gehen.

Nach sorgfältigen Erwägungen hat der Mittelschulplan nur eine Fremdsprache vorgesehen. Eine zweite findet keinen Platz auf ihm. Die amtlichen Bestimmungen betonen in anderem Zusammenhange ausdrücklich, daß bei größeren Ansprüchen auf Zeit für fremdsprachlichen Unterricht erhöhte Ziele in anderen Unterrichtsfächern nicht erreicht werden können. Es ist auch ganz selbstverständlich, daß in einer notwendigerweise beschränkten Zeit in mehr als einer Fremdsprache nichts Dauerhaftes erreicht werden kann. Wenn nun die Bestimmungen dennoch erlauben, daß „guten Schülern die Möglichkeit geboten werden darf, vom 7. Schuljahre an unverbindlich noch eine zweite Fremdsprache zu treiben", so begehen sie von schultechnischem Standpunkte aus einen großen Fehler; denn auch gute Schüler können das erhebliche Mehr nicht leisten, ohne andere wichtige Unterrichtsgegenstände zu verkürzen bezw. ganz zu vernachlässigen, oder ihre Gesundheit zu schädigen. Die gekürzten Unterrichtsgegenstände können nur Deutsch, Mathematik und Naturwissenschaften sein. Jedes einzelne dieser Unterrichtsfächer ist aber gerade für Mittelschüler mehr wert, als die dürftigen Elemente einer zweiten Fremdsprache, um die es sich doch im günstigsten Falle nur handeln kann. Eine Schule mit geregeltem Unterrichtsbetriebe sollte es grundsätzlich vermeiden, sich Aufgaben zu stellen, deren gründliche Lösung ihr durch die Natur der Sache verwehrt wird. Das kann nur halbe Arbeit werden, unter der die Gründlichkeit untergraben wird. Dadurch wird aber auch der Charakter der Schüler geschädigt. Das Vielerlei in allen Arten unserer heutigen Schulen ist deshalb vom Uebel. Darunter leidet die Volksschule wie die höheren Schulen in gleichem Maße. Das Gewöhnen an gründliche Arbeit und die Erziehung zur Freude an erfolgreicher Arbeit ist für jede Schule wertvoller, als die Vermittelung vieler Kenntnisse. Deshalb ist die Zulassung der zweiten Fremdsprache auch für gute Schüler unter allen Umständen ein Fehler gegen die Schule selbst. Der Fehler rächt sich an den Schülern, für die keine genügende Zeit und Kraft mehr bleibt, um sie gründlich „in ihren Lebenskreisen vertraut zu machen und sie zu befähigen, sich in ihrem Lebensberufe zurechtzufinden". Der Lebensberuf der Mittelschüler liegt in der Industrie, in Handel und Gewerbe, also in Gebieten, die ihre Grundlage in

Digitized by Google

Naturwissenschaften und in der Mathematik haben. Wenn diese Unterrichtsfächer gekürzt werden, dann sinkt der Bildungswert des Mittelschulplanes. Und dieses Sinken wird nicht ausgeglichen durch andere Werte, welche mit der Aneignung weniger Elemente einer zweiten Fremdsprache geschaffen werden.

Die heutige Erlaubnis des Kriegsministers, nach der die Mittelschüler sofort nach dem Verlassen der Schule die Einjährigenprüfung machen dürfen, ist für diese Schüler ein Danaergeschenk. Denn diese Schüler werden nur gezwungen, auch von der anderen Erlaubnis Gebrauch zu machen, also auf der Schule die zweite Fremdsprache zu lernen. Das erstere hat also alle die Schäden im Gefolge, welche das andere auslöst und anrichtet. Und dennoch ist die Schule gezwungen, zu ihrem eigenen Nachteil zu handeln und ihre Schüler zu nötigen, auch die zweite Fremdsprache zu lernen. Es kann nicht ausbleiben, daß die Mittelschulen, wenn anders die Militärberechtigung nicht abgeändert wird, sich mit der Zeit zu Einjährigenpressen umwandeln, dadurch ihren Wert völlig verlieren und geradezu Schädlinge im deutschen Schulwesen werden.

Was bedeuten gegenüber so schweren Schädigungen unseres Volkes die Befürchtungen, unter deren Drucke sich viele zur Gegnerschaft vornehmlich der Militärberechtigung bestimmen lassen. Und welcher Art könnten die Befürchtungen sein? Man sagt, es würden zu viele Einjährige werden, so daß die zweijährige Dienstzeit keinen Sinn mehr hätte, wenn auch die Mittelschulen Einjährige ausbilden dürften. Ferner will man nicht das Ausscheiden so vieler gebildeten und nationalgesinnten jungen Leute aus dem beständigen Verkehr mit den zwei und drei Jahre dienenden Mannschaften unterstützen, weil es schädigend auf diese zurückwirken muß. Am schwersten aber können sich viele von dem Irrtume losmachen, als ob das Bildungsniveau der Einjährigen durch den großen Zuwachs, der aus den verschiedenartigsten Schulen stammt, notwendig sinken müßte.

Aber wer will denn den Beweis dafür antreten, daß die volle Mittelschulberechtigung wesentlich mehr Einjährige bringen wird, als heute sind? Wahrscheinlich wird es sich doch nur um die erhoffte Abwanderung vieler für höhere Schulen Unbrauchbaren von diesen nach den Mittelschulen handeln, wobei die absolute Zahl fast dieselbe bleibt. Auch heute schon läßt sich doch kein Vater durch das Schulgeld der höheren Schulen abhalten, wenn er für seinen Sohn den „Schein" für erstrebenswert hält.

Digitized by Google

Alle Einwände, die man gemacht hat, sind nicht stichhaltig, um die Ausnahmestellung der Mittelschulen zu rechtfertigen. Es hängt aber zuviel für unser Volk davon ab, daß die Ausnahme rein beseitigt wird. Die Verführung muß aufhören, die einen großen Teil unseres Mittelstandes immer wieder auf falsche Bildungswege treibt, damit aus seinen Kindern in der Mehrzahl die tüchtigen Vertreter der Mittelstandsberufe in der Zukunft herauswachsen. Solche Erwägungen allein führen zu einer gesunden Mittelstandspolitik in der Schule.

Digitized by Google

Unsere Kirchenparteien und der Stifter des Christentums.

Von

Pastor C. Schmidt, Dortmund.

Wenn man den Unterschied zwischen positiver und liberaler Theologie auf eine kurze Formel bringen wollte, so könnte man sagen, daß die positive Theologie von dem Satze ausgeht: „Jesus war Gott", und die liberale von dem Gegenteil: „Jesus war Mensch".

Es kann ja nicht verkannt werden, daß in dem grundlegenden Buch der christlichen Theologie, dem Neuen Testament, eine zwiefache Lehre enthalten ist. Der Lehrinhalt der drei ersten Evangelien ist nicht konform mit dem der pauliniſchen Briefe. Dem Evangelium des Johannes wird nur ein bedingter geschichtlicher Wert beigemessen.

Wie wir die Lehre des Sokrates nicht aus seinen eigenen Aufzeichnungen, sondern nur durch die seiner beiden Schüler Plato und Xenophon wissen, so haben wir ja auch leider von Jesus keine Aufzeichnungen, sondern erfahren, was er lehrte, nur aus den Schriften seiner Schüler und des Paulus, der ja nicht sein Schüler war, sondern infolge eines geheimnisvollen Vorganges erst nach seinem Tode zum Glauben an ihn gelangte. Und ebenso, wie zwischen dem Sokrates des Plato und dem des Xenophon ein großer Unterschied ist, so ist ein Unterschied zwischen dem Jesus des Paulus und dem der ersten drei Evangelisten.

Wie man lange Zeit die Lehre des Plato mit der des Sokrates identifiziert hat und es im wesentlichen auch heute noch tut, so hat man in Vergangenheit und Gegenwart die Lehre des Paulus mit der Jesu identifiziert. Hiergegen hat sich nun die liberale Theologie aufgelehnt. — Es darf dabei nicht vergessen werden hervorzuheben, daß wir auch in der Theologie des Paulus deutlich eine Entwicklung wahrnehmen. So tritt in seinen ältesten Briefen der dann später

Digitized by Google

so sehr betonte Gedanke, daß Christus der Mittler ist zwischen Gott und den Menschen, daß durch seinen Tod wir das Leben haben, noch ganz zurück. Daß den Menschen Christi willen die Sünden vergeben werden, und daß sie durch den Glauben an ihn Kinder Gottes werden, diese Gedanken bilden erst später die Grundlage seiner Theologie.

Einig mit der positiven Theologie ist die liberale darin, daß Jesus die größte religiöse Persönlichkeit ist, die je über die Erde gegangen ist, daß wir eine höhere nicht mehr zu erwarten haben; daß deshalb auch in der christlichen Religion der Höhepunkt der religiösen Entwicklung erreicht ist. Aber darin unterscheidet sie sich von ihr, daß Christus nicht als Gott ein Liebesopfer für die Menschen gebracht hat, sondern daß er die Menschheit auf eine einfache und natürliche Weise von der Knechtschaft der Sünde erlösen wollte. Sie lehrt, daß Gott damals in Bethlehem hat den reinsten und höchsten Menschen geboren werden lassen zu dem Zweck und mit der Bestimmung, den Menschen durch das Beispiel seiner Person und seine Predigt höchstes Menschentum vor Augen zu stellen, sie mit dem Geist des höchsten und edelsten aller Gefühle, dem der Liebe und zwar der Gottes- und Menschenliebe, zu erfüllen und dadurch sie zu Brüdern und Kindern Gottes zu machen, sie zu versöhnen und zu erlösen.

Die christliche Theologie aller Schattierungen ist in dem Ziel, der Erlösung der Menschen durch Christus, einig; nur wollen die christlichen Theologen nicht alle denselben Weg gehen.

Infolgedessen ergeben sich soviele Einzelunterschiede, die zum Teil noch auf der ja psychologisch verständlichen, aber doch nicht richtigen konservativen Hartnäckigkeit des Menschen beruhen. Die aus der Furcht, das Ganze zu verlieren, geborene konservative Hartnäckigkeit veranlaßt die positiven Theologen z. B., sich jeder, auch der geringsten Aenderung des Hauptsymbols, des Apostolischen Glaubensbekenntnisses, zu widersetzen, obwohl doch z. B. keiner von ihnen glaubt, daß das Fleisch auferstehen wird. Weil die liberale Theologie der Ansicht ist, daß man die Wahrheit, die man erkannt hat, ohne irgendwelche Rücksichtnahme auch aussprechen soll, so war der sogenannte Apostolikum-Streit unvermeidlich, der ja übrigens nicht von heute ist.

Die Liberalen suchen nach einer Form, die den ewig bleibenden Wert des Glaubens in einer den Anschauungen unserer Zeit und nicht der vergangener Jahrhunderte entsprechenden Weise zum Aus-

Digitized by Google

druck bringt. Sie wissen, daß es sehr schwer ist, eine allgemein befriedigende Form zu finden und wollen sich deshalb vorläufig damit begnügen, der Tatsache einen klaren und unmißverständlichen Ausdruck zu geben, daß das Apostolikum als Ganzes nur noch den Wert eines geschichtlichen Dokumentes hat und nicht mehr als der zeitentsprechende Ausdruck des christlichen Glaubens gelten kann.

Eine aus der Grundverschiedenheit sich ergebende weitere Differenz berührt die Sakramente. Sie sind der neuen, werdenden Theologie nicht mehr geheimnisvolle und mystische Vorgänge, sondern Symbole, Sinnbilder. Besonders die lutherische Abendmahlslehre beschwert die Gewissen der liberalen Pastoren. Klar und unzweideutig ist ja nur die Abendmahlslehre Zwinglis gewesen. Ihm ist die Abendmahlsfeier eine rein sinnbildliche, eine Feier, die der feiernden Gemeinde den Liebestod ihres Herrn eindringlich vor Augen und Seele stellen soll. Am nächsten der katholischen Lehre ist Luther geblieben. Denn ihm verwandelt sich Brot und Wein in Leib und Blut Jesu. Der Unterschied ist nur, daß diese Verwandlung nicht geschieht in dem Augenblick, wo der Priester die Worte „dies ist mein Leib resp. mein Blut" über Brot und Wein spricht, sondern wo der Gläubige Brot und Wein genießt. Hätte Luther gewußt, daß in der aramäischen Sprache, welche Jesus sprach, es gar kein Wort für „ist" gibt, so wäre er auch wohl in diesem Punkt, der ihm so das Gewissen beschwert hat, klarer gewesen.

Die Bedeutung der Abendmahlsfeier nach liberaler und reformierter Anschauung ist also die, daß Brot und Wein die Sinnbilder des Leibes und Blutes Christi sind, daß im Tode Jesu seine Gottes- und Menschenliebe sich am höchsten offenbart hat, daß die feiernde Gemeinde sich ganz in diese Liebesgesinnung Jesu hineinversenkt und sie sich zu eigen zu machen bestrebt ist.

Der Maßstab, mit dem sich am sichersten der Wahrheitsgehalt der verschiedenen theologischen Richtungen messen ließe, wäre das Wort Jesu, wenn wir ein solches hätten. Da dies nicht der Fall ist, müssen wir uns damit begnügen, die Aussprüche Jesu, welche wir bei den ältesten christlichen Schriftstellern finden, zugrunde zu legen, wobei natürlich die historische Kritik nicht unberücksichtigt bleiben darf. Ein ernsthaft zu nehmender Zweifel an der richtigen Auffassung der Lehre Jesu durch seine Jünger ist nicht vorhanden. Die Quelle für die älteste Ueberlieferung von der Lehre Jesu sind die Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas. Das Evangelium des Johannes kommt nach positiver und liberaler Anschauung als

Digitized by Google

Quellenschrift nicht in Betracht. Die Gründe hierfür können im Rahmen dieses Aufsatzes nicht angegeben werden.

Daß die ersten drei Evangelien alles enthielten, was Jesus lehrte, darf nicht angenommen werden. Da diese Evangelien in ihrer jetzigen Gestalt jedoch wohl jünger sind, wie die meisten anderen Schriften des Neuen Testamentes, so kann angenommen werden, daß wesentliche und wichtige Bestandteile der Lehre Jesu in ihnen nicht fehlen. Sie sind jedenfalls die einzige Quelle, aus der wir entnehmen können, was Jesus gelehrt hat.

Der Mittelpunkt der Predigt Jesu ist die Verkündigung Mark. 1,15: „Die Zeit ist erfüllet, und das Reich Gottes ist herbeigekommen." Auch Luk. 10,9 und Matth. 10,7 finden wir diesen Gedanken ausgesprochen.

Jesus tritt also nicht als ein Religionsstifter oder ein Sittenlehrer auf, sondern als der, welcher den Menschen das Gottesreich bringen, der die Menschen erlösen wollte. Jesus hat zwar nie eine Definition des Begriffs „Gottesreich" gegeben, doch war dies auch nicht nötig. Jeder Jude wußte es. Freilich erfuhr der Begriff durch Jesus eine starke Umdeutung. — Das Singuläre an der jüdischen Religion war ja der Gedanke, daß es das auserwählte Volk sei. Israel war das Reich Jehovahs. Er allein war der König und Herr Israels. Sein Wille allein sollte geschehen. Leider wurde dies hohe religiös-sittliche Ideal im Laufe der Zeit immer mehr mit irdischen Gedanken und Wünschen durchsetzt und vermengt. Zur Zeit Jesu verstand man unter Reich Gottes in erster Linie Befreiung vom Römerjoch und Herrschaft über die Heidenvölker. Daß Jesus dem Volke an Stelle dieses verweltlichten und niedergezogenen Begriffs vom Gottesreich den erhabenen religiös-sittlichen bringen wollte, ist dann die Ursache seines Todes mit geworden.

Jesus brachte also keine neue Gotteslehre, sondern bleibt bei dem Gott des Alten Testamentes. Er will nur der Messias, der Erlöser seines Volkes sein.

Aber will er sein Volk als Gott oder als Mensch erlösen? Johannes der Täufer läßt ihn gleich im Anfang seiner Lehrtätigkeit fragen, wer er sei. Jesu gibt darauf keine direkte Antwort, sondern weist auf seine Taten hin: „Da aber Johannes im Gefängnis die Werke Christi hörete, sandte er seiner Jünger zween und ließ ihm sagen: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Anderen warten? — Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und saget Johannes wieder, was ihr sehet und höret: Die Blinden sehen

Digitized by Google

und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt". Matth. 11, 3—5, cf. Luk. 7, 19—22. Viel später behauptet er Matth. 12, 28 und Luk. 11, 20 den Pharisäern gegenüber, daß aus seinen Taten ja deutlich hervorgehe, daß der Geist Gottes in ihm sei und er deshalb derjenige sei, der ihnen das Reich Gottes bringe: „So ich aber die Teufel durch den Geist Gottes austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch kommen."

Wenn er sich Matth. 10, 40 durch das Wort: „Wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat" als den Gesandten Gottes bezeichnet, so ist damit nur gesagt, daß er zu Gott in demselben nahen Verhältnis steht, wie seine Jünger zu ihm; eine Gottessohnschaft in metaphysischem Sinne ist damit nicht ausgedrückt. Denn vorher heißt es: Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf." Diese Auffassung wird z. B. durch Luk. 10, 16 bestätigt, wo es heißt: „Wer euch höret, der höret mich; und wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat." Eine metaphysische Gottessohnschaft wird also jedenfalls vorerst von Jesus nicht behauptet. Er hält sich für einen von Gott gesandten Propheten, in dem der Geist Gottes wohnt. cf. Mark. 6, 4: „Jesus aber sprach zu ihnen: Ein Prophet gilt nirgend weniger denn im Vaterland und daheim bei den Seinen."

Allerdings hält er sich nicht für einen Propheten, der das Gottesreich nur verkünden soll, sondern für den Messias, der es bringt. Doch ist festzuhalten, daß auch dieser Letzte, der Messias nur ein mit Gottes Geist erfüllter Mensch ist.

Wenn wir die ersten drei Evangelien daraufhin untersuchen, mit welchem Namen oder Titel sich Jesus am häufigsten bezeichnet hat, so finden wir, daß es das Wort „Menschensohn" war. Man muß sich nun sehr hüten zu folgern, daß durch diese Bezeichnung ein Beweis gegeben sei, daß Jesus sich damit ausdrücklich als einen Menschen habe bezeichnen wollen.

Soviele Untersuchungen auch schon über das Wort „Menschensohn" angestellt worden sind, so ist doch Klarheit und Einstimmigkeit über seine Bedeutung und die Bedeutung, welches Jesus ihm beilegte, bis heute nicht erzielt worden.

Der Prophet Daniel erzählt im siebenten Kapitel einen Traum von den vier Weltreichen, dem das ewige Reich des Menschensohnes folgen wird. Vers 13 und 14 heißt es da: „Ich sahe in diesem Gesichte des Nachts, und siehe, es kam einer in des Himmels Wolken

Digitized by Google

wie eines Menschen Sohn bis zu dem Alten und ward vor denselbigen gebracht. Der gab ihm Gewalt, Ehre und Reich, daß ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig, die nicht vergehet, und sein Königreich hat kein Ende." — — Es scheint sicher zu sein, daß die Juden diese Stelle messianisch verstanden; aber wiederum fraglich ist, wie sie sie verstanden. Dachten sie sich nach dieser Danielstelle den Messias als eine Einzelpersönlichkeit oder wie sonst? Darüber sind sich die Gelehrten nicht einig.

Für unsere Zwecke können wir die Bezeichnung „Menschensohn" außer Acht lassen. Denn mag sie nun messianischen Sinn haben oder nicht: ob Jesus sich in metaphysischem Sinn als Gottessohn gefühlt hat, läßt sich aus ihr nicht erweisen.

Jesus nennt sich aber auch den Sohn Gottes. Er redet von Gott als von seinem Vater. Freilich hat er auch seine Jünger beten gelehrt „Vater unser"; aber er macht einen großen und ganz markanten Unterschied zwischen seinem Verhältnis zu Gott und dem ihrigen.

Da wir jetzt zu dem wichtigsten Teil unserer Untersuchung kommen, sollen alle Stellen wörtlich gegeben werden. Im Evangelium des Matthäus finden wir folgende Worte:

7, 21: Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.

10, 32 und 33: Wer nun mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.

15, 13: Aber er antwortete und sprach: Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht pflanzte, die werden ausgereutet.

16, 13—17: Da kam Jesus in die Gegend der Stadt Caesarea Philippi und fragte seine Jünger und sprach: Wer, sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei? — Sie sprachen: Etliche sagen, du seiest Johannes der Täufer; die anderen, du seiest Elias; etliche, du seiest Jeremias oder der Propheten einer. Er sprach zu ihnen: Wer saget denn ihr, daß ich sei? Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Selig bist du, Simon, Jonas' Sohn; denn Fleisch und Blut haben dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel.

Digitized by Google

18, 19: Weiter sage ich euch: Wo zwei unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel.

18, 35: Also wird euch mein himmlischer Vater auch tun, so ihr nicht vergebet von eurem Herzen, ein jeglicher seinem Bruder seine Fehle.

25, 31—36: Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heilige Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit; und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, gleich als ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet. Und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zu seiner Linken. Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt! Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besuchet. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.

Das Evangelium des Markus gibt uns die weiteren Aussagen:

8, 38: Wer sich aber mein und meiner Worte schämet unter diesem ehebrecherischen und sündigen Geschlecht, des wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit des Vaters mit seinen heiligen Engeln.

14, 36: Abba, mein Vater, es ist dir alles möglich; überhebe mich dieses Kelches. Doch nicht, was ich will, sondern was du willst.

Bei Lukas finden wir folgendes:

10, 21 und 22: Zu der Stunde freute sich Jesus im Geist und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen und hast es offenbart den Unmündigen. Ja, Vater, also war es wohlgefällig vor dir. Es ist mir alles übergeben von meinem Vater. Und niemand weiß, wer der Sohn sei, denn nur der Sohn, und welchem es der Sohn will offenbaren.

(Hierzu findet sich eine fast wörtliche Parallele Matth. 11, 25—27.)

23, 34: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

23, 46: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände.

Digitized by Google

Es gibt dann noch eine Stelle bei Markus 13, 31 und 32: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. Von dem Tage aber und der Stunde weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater."

Diese Stelle, wie auch alle die anderen, zeigt deutlich, daß Jesus für sich ein ganz einzigartiges Sohnesverhältnis in Anspruch nimmt. Er steht Gott näher als alle anderen Menschen, sogar als die Engel. Aber geht aus dieser Stelle oder allen den anderen Stellen in ihrer Gesamtheit hervor, daß Jesus an ein metaphysisches Verhältnis zwischen sich und Gott denkt? Wir werden diese Frage verneinen müssen.

Jesus fühlt sich dem Schöpfer gegenüber als Geschöpf. Er fühlt sich ihm von allen Geschöpfen am nächsten stehend. Aber es ist ein großer, unüberbrückbarer Unterschied zwischen ihm und dem Vater, eben der Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf. Er hat nichts aus sich selbst und vermag nichts aus sich selbst; sondern alles, was er hat und kann, hat und kann er von dem Vater, der es ihm gegeben hat. Eine Wesensgleichheit Jesu mit Gott wird man aus den Stellen der ersten drei Evangelien nicht herauslesen können. Das berühmte „**homouisios**" des Athanasius kann aus den drei ersten Evangelien nicht bewiesen werden.

Hier wollen wir noch an einer Tatsache nicht vorübergehen. Wenngleich es nun auch seit Jahrhunderten Kirchenlehre ist und in Tausenden und Abertausenden von Kirchen verkündet worden ist und wird, daß Jesus Gott gleich sei, so kann dennoch darüber kaum ein Zweifel bestehen, daß im Innersten ihres Herzens nicht nur in unserer Zeit, sondern zu allen Zeiten doch nur ein sehr geringer Teil der Christen wirklich geglaubt haben, daß Christus Gott gleich war. Die Mehrzahl der Christen sind zu allen Zeiten Arianer gewesen, die in Christus den Gott am nächsten stehenden Menschen verehrt haben. Oder wer wollte im Ernst behaupten, daß z. B. der folgende Abschnitt aus dem Athanasianischen Glaubensbekenntnis jemals Allgemeingut des christlichen Glaubens gewesen ist? „Wie der Vater ist, so ist auch der Sohn, so ist auch der heilige Geist. Der Vater ist nicht geschaffen, der Sohn ist nicht geschaffen, der heilige Geist ist nicht geschaffen; der Vater ist unermeßlich, der Sohn ist unermeßlich, der heilige Geist ist unermeßlich; der Vater ist ewig, der Sohn ist ewig, der heilige Geist ist ewig; und sind doch nicht drei Ewige, sondern ist Ein Ewiger, gleichwie auch nicht drei Unge-

Digitized by Google

schaffen, noch der Unermeßliche, sondern ist Ein Unbegreiflicher und Ein Unermeßlicher. — Also auch der Vater ist allmächtig, der Sohn ist allmächtig, der heilige Geist ist allmächtig: und sind doch nicht drei Allmächtige, sondern ist Ein Allmächtiger."

Die in diesem ökumenischen Symbol der christlichen Kirche ausgesprochene Lehre, daß der Sohn allmächtig war, läßt sich durch die einfachste Ueberlegung als unrichtig erweisen. Wenn wir an das Wort Markus 6, 5 denken: „Und er konnte allda nicht eine einige Tat tun, außer wenig Siechen legte er die Hände auf und heilte sie", so geht daraus hervor, daß Jesus nicht allmächtig war. — Wenn Jesus nach seiner Auferstehung Matth. 28, 18 sagt: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden", so zeigt dies Wort, daß er seine Macht nicht ursprünglich hat wie Gott, sondern daß sie ihm von Gott erst gegeben worden ist. — Wenn er Matth. 9, 6 sagt: „Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe auf Erden, die Sünde zu vergeben, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Stehe auf, hebe dein Bett auf und gehe heim!", so kann aus diesem Wort nur gefolgert werden, daß Gott ihm alle Macht gegeben hat, welche er zur Ausübung seines messianischen Berufes nötig hat. Nicht aber kann dieses Wort als Beweis für den Besitz ursprünglicher Allmacht gelten. Auch spricht er es Matth. 11, 27 ja ganz deutlich aus, daß er seine Macht nicht von sich selbst hat, sondern von dem Vater: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater."

Man lese noch einmal die anderen oben mitgeteilten Stellen.

Aber gehen wir nun zu folgender Ueberlegung: Wir kennen die Versuchungsgeschichte. Der Teufel verlangt von Jesus, er solle sich dadurch als Gottes Sohn erweisen, daß er Steine in Brot verwandelt. Der Teufel will Jesus also dazu verführen, ein nur durch göttliche Allmacht mögliches Wunder zu tun. Wenn Jesus sich dazu hätte verleiten lassen, so hätte er sicherlich erfahren, daß er nicht allmächtig ist und daß die Steine auch auf sein Wort hin nicht Brot geworden wären, sondern Steine geblieben wären.

Es ist übrigens diese Versuchungsgeschichte wie die auf den ersten Blättern der Bibel erzählte eines der psychologisch interessantesten Stücke der Bibel. Wir können wohl vermuten, wie das Stück entstanden ist. Es wird sich nämlich nicht um eine freie Erfindung des Evangelisten handeln, sondern ich bin der Ueberzeugung, daß es sich um eine von Jesus seinen Jüngern in dieser Gleichnisform erzählte Geschichte handelt.

Digitized by Google

Jesus machte in der Wüste die letzten Anstrengungen, Klarheit über seine Mission zu erlangen. Es sind die letzten innerlichen Kämpfe. Er ringt, die letzten Fesseln, welche die volkstümliche nationale Messiashoffnung seiner Volksgenossen auch um seine Seele gelegt hat, abzuwerfen. Er fühlt sich innerlich Gott so nahestehend, daß er weiß, Gott wird ihm die Kraft nicht vorenthalten, welche er zur Ausübung seiner Mission haben muß. Soll er sich dem Volke durch ganz außerordentliche und ganz der Erwartung des Volkes entsprechende Taten als der von ihm erwartete nationale Messias erweisen? — Oder war diese Messiasvorstellung überhaupt nicht die richtige? — Wollte Gott auf diese Weise sein Volk erlösen, oder hatte der Messias eine ganz andere, viel höhere Aufgabe? —

Das waren die Gedanken, die in seiner Seele miteinander rangen. Und darin zeigt sich seine von keinem anderen Menschenkinde erreichte Gottnähe, daß er zu der Auffassung seines Messiasberufes kam, die Gottes Würde allein entsprach, und zu der keiner der anderen Messiasse gekommen ist.

Und die Versuchung bestand eben nicht darin, daß er Steine in Brot verwandeln sollte, sondern daß er Gottes Willen erkannte. Hätte er dem Gedanken nachgegeben, sich durch ein solches Wunder als der von den Juden erwartete und ihren Anschauungen entsprechende Messias legitimieren zu wollen, so hätte er den Willen Gottes nicht vollzogen, und es wäre ihm deshalb auch jenes Wunder nicht gelungen. Die Steine wären Steine geblieben, und der Sturz von der Zinne des Tempels hätte mit seinem Tode geendet.

* * *

Aus den angeführten Stellen haben wir ersehen, daß Jesus sich nicht allmächtig fühlt wie der Vater es ist, daß er sich dem Vater nicht gleichwertig fühlt, daß er aber andererseits das Bewußtsein hat, daß von allen Menschen er dem Vater am nächsten steht. Aber nichts Magisches, nichts Mystisches legt er in sein Verhältnis zum Vater. Er ist der, den Gott am meisten liebt und der seinerseits Gott am meisten liebt. In diesem Sinne ist er der Sohn Gottes.

„Der Sohn Gottes" — eine Bezeichnung von ungeheurer Tragweite; eine Bezeichnung, die zu Mißverständnissen Anlaß geben mußte. Aber brauchte diese Bezeichnung auch den Juden, zu denen Jesus doch sprach, mißverständlich sein?

Nein!

Digitized by Google

Ebenso wie sie den mit der Kenntnis der griechischen und römischen Götterſagen behafteten Okzidentalen mißverständlich werden mußte, ebensowenig konnte sie den Juden, die davon nichts wußten, mißverständlich werden.

Die Bezeichnung „Sohn Gottes" war eine dem jüdischen Ohr nicht unvertraute. Im Alten Testament findet sie sich, und zwar in dem analogen Sinne, in dem Jesus sie gebraucht. Einmal werden die Engel Gottes Söhne genannt, dann aber ist Israel der Sohn Gottes. Ja, nicht nur das ganze Volk Israel, sondern sein König wird Sohn Gottes genannt. Und zwar ist dieses Sohnesverhältnis kein magisches und mystisches, sondern es basiert auf der Liebe. Wie Jesus sich als Sohn Gottes fühlt, weil er Gott am meisten liebt und von Gott am meisten geliebt wird und deshalb ihm am nächsten steht, so hat sich seinerzeit das Volk Israel als Sohn Gottes gefühlt, weil es Gott am nächsten stand bezw zu stehen glaubte.

Psalm 2, 6—9, heißt es: „Aber ich habe meinen König eingesetzt auf meinem heiligen Berge Zion. Ich will von der Weise predigen, daß der Herr zu mir gesagt hat: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget. — Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Enden zum Eigentum. Du sollst sie mit einem eisernen Szepter zerschlagen, wie Töpfe sollst du sie zerschmeißen."

2. Sam. 7 verheißt Gott dem David, der ihm einen Tempel bauen will, unter Verbot dieser Absicht, daß er seinem Sohn ein Vater werden wolle: „Wenn nun deine Zeit hin ist, daß du mit deinen Vätern schlafen liegst, will ich deinen Samen nach dir erwecken, der von deinem Leibe kommen soll; dem will ich sein Reich bestätigen. Der soll meinem Namen ein Haus bauen, und ich will den Stuhl seines Königreichs bestätigen ewiglich. Ich will sein Vater sein, und er soll mein Sohn sein." 2. Sam. 7, 12—14.

Dann heißt es von dem Volke Israel:

2. Mos. 4, 22: So saget der Herr: Israel ist mein erstgeborener Sohn.

Jes. 63, 16: Bist du doch unser Vater. . . . . Du aber, Herr, bist unser Vater und unser Erlöser; von alters her ist das dein Name.

5. Mos. 32, 6: Dankest du also dem Herrn, deinem Gott, du toll und töricht Volk? — Ist er nicht dein Vater und dein Herr?

Digitized by Google

Mal. 1, 6: Ein Sohn soll seinen Vater ehren und ein Knecht seinen Herrn. Bin ich nun Vater, wo ist meine Ehre? Bin ich Herr, wo fürchtet man mich? spricht der Herr Zebaoth zu euch Priestern, die meinen Namen verachten.

Jer. 31, 9: Sie werden weinend kommen und betend, so will ich sie leiten; ich will sie leiten an den Wasserbächen auf schlichtem Wege, daß sie sich nicht stoßen; denn ich bin Israels Vater, so ist Ephraim mein eingeborener Sohn.

Hos. 11, 1: Da Israel jung war, hatte ich ihn lieb und rief ihn, meinen Sohn, aus Egypten.

Aus diesen Stellen geht hervor, daß Israel Gottes Sohn ist, weil Gott es liebt wie kein anderes Volk. An eine besondere Zeugung oder Erschaffung Israels denkt man nicht. Sind doch alle Völker von Gott geschaffen. Aber Gott hat sich gerade das Volk Israel als sein besonderes Eigentum ausgewählt, und ebenso hat Israel keine anderen Götter oder Herren oder Könige über sich, als allein den einigen Gott, Jehovah. Er ist Israels Vater und der Heidenvölker gewaltiger Herr.

An diese Sohnesvorstellung knüpfte auch Jesus an. Auch ihm ist nur das einzigartige Liebesverhältnis zwischen Gott und ihm die Grundlage für seine Bezeichnung „Sohn Gottes".

Daß allmählich die Bezeichnung „Sohn Gottes", welche man ja schon dem theokratischen König beigelegt hatte, auf den erwarteten Messias überging, ist sicher. Er, der Messias, der Gesalbte Gottes, war im allerhöchsten und wahrsten, im vollendeten Sinne Gottes Sohn. Aber auch hierbei fehlt jede magische Vorstellung. Fern lag den Juden der Gedanke, daß der Messias deshalb der Sohn Gottes sei, weil er von ihm auf wunderbare Art gezeugt sei, sondern er war es deshalb, weil er der Geliebte Gottes, der ihm am nächsten Stehende war.

Wenn deshalb der Hohepriester Jesum fragt: „Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?" so ist damit nur gefragt, ob er der Messias zu sein behaupte. Der im zweiten Artikel des Apostolikums ausgedrückte Gedanke ist ihm unendlich fern. (Mark. 14, 61.)

Und wenn es sowohl bei der Taufe, wie bei der Verklärung auf dem Berge Matth. 3, 17 und 17, 5 heißt: „Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe", so zeigen auch diese Stellen, daß Jesus deshalb und nur deshalb Gottes Sohn ist, weil Gott sein Wohlgefallen an ihm hat.

Digitized by Google

Wenn es Matth. 11, 27 heißt: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren", so liegt auch in dieser Stelle nichts Mystisches, sondern auch sie zeigt deutlich, daß zwischen Vater und Sohn ein Unterschied ist, der Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf. Von dem Vater ist ihm alles übergeben, und deshalb kennt auch er nur allein den Vater und kann wahre Gotteserkenntnis den Menschen auch nur durch ihn, den Sohn, vermittelt werden.

Von einem von Ewigkeit her aus dem Vater Geborensein hat Jesus also selbst nichts gesagt, konnte auch nichts sagen, weil es seine Jünger und die Juden seiner Zeit schlechterdings nicht verstanden hätten. Und der Gedanke einer metaphysischen Wesensgleichheit des Messias mit Jehovah, dem allmächtigen, ewigen Schöpfer, wäre den Juden als die greulichste aller denkbaren Gotteslästerungen erschienen. Der Messias war ihnen ein Mensch, der von Gott zu seinem Beruf auserwählt worden war.

Es müssen nun noch einige Worte Jesu betrachtet werden, aus denen doch hervorzugehen scheint, daß er sich nicht für einen Menschen, sondern für gottgleich gehalten hat. Es sind dies die folgenden:

Matth. 5, 11 und 12: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebles wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost; es wird euch im Himmel wohl belohnet werden. Denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind.

8, 21 und 22: Und ein andrer unter seinen Jüngern sprach zu ihm: Herr, erlaube mir, daß ich hingehe und zuvor meinen Vater begrabe. Aber Jesus sprach zu ihm: Folge du mir, und laß die Toten ihre Toten begraben.

10, 32 und 33: Wer nun mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.

10, 37 und 39 und 40: Wer Vater oder Mutter mehr liebet denn mich, der ist mein nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebet denn mich, der ist mein nicht wert. — Wer sein Leben findet, der wird's verlieren; und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird's finden. — Wer euch aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.

Digitized by Google

11, 6: Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.

11, 10: Dieser ist's von dem geschrieben stehet: Siehe ich sende meinen Engel vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.

12, 41 und 42: Die Leute von Ninive werden auftreten am jüngsten Gericht mit diesem Geschlecht und werden es verdammen; denn sie taten Buße nach der Predigt des Jonas. Und siehe, hier ist mehr denn Jonas. Die Königin von Mittag wird auftreten am jüngsten Gericht mit diesem Geschlecht und wird es verdammen; denn sie kam vom Ende der Erde, Salomos Weisheit zu hören. Und siehe, hier ist mehr denn Salomo.

12, 6: Ich sage aber euch, daß hie der ist, der auch größer ist, denn der Tempel.

22, 41—45: Da nun die Pharisäer beisammen waren, fragte sie Jesus und sprach: Wie dünket euch um den Messias, wes Sohn ist er? — Sie sprachen: Davids. — Er sprach zu ihnen: Wie nennet ihn denn David im Geist einen Herrn, da er sagt: Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege deine Feinde zum Schemel deiner Füße? — So nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn?

Aus diesen Stellen geht zweifellos hervor, daß Jesus sich eine große Würde beilegt. Denen, die ihm hier Gutes tun, wird himmlischer Lohn zu teil werden. Man muß ihn über die allernächsten Verwandten stellen. Man muß die zartesten Pflichten der Kindesliebe um seinetwillen hintenanstellen und vernachlässigen. Er ist höher, als die Propheten und Könige des Alten Testaments, erhabener als der Tempel, die Wohnung Jehovahs, ja sogar größer als David. Wer ihn vor den Menschen bekennt, den will er vor Gott bekennen.

Aber bedeuten alle diese Aussagen, daß Jesus sich für mehr hält als einen Menschen?

Das wird man nicht folgern können. Er hält sich für höher, als alle Menschenkinder bisher, und das mit Recht. Denn er ist der Messias, der ja auch der höchste Mensch ist, der letzte Prophet, der Vollender des theokratischen Reiches. Weil er als der Messias das Gottesreich bringt und damit das höchste Gut, das die Menschen überhaupt erlangen können, so verlangt er mit Fug und Recht und mit voller Logik die höchste Ehre. Wer das Höchste haben will, darf eben nach kleinerem sich nicht mehr umsehen. Wer ihn, den Führer zum Himmel, sich zu seinem Herrn und Heiland wählt, der muß sich eben von allem Irdischen los und frei machen.

* * *

Digitized by Google

Jesus ist mächtiger, als je ein Mensch gewesen ist, aber er ist nicht allmächtig; er kennt die göttlichen Geheimnisse besser, als je ein Mensch sie gekannt hat; aber er ist nicht allwissend.

Gott hat ihm größere Macht gegeben, als je einem Menschen zuvor, weil er Größeres ausrichten sollte, als je ein Mensch zuvor.

Es ist hier nicht der Ort, über Jesu Wunder zu reden und darüber, ob er wirklich die Fähigkeit hatte, Wunder zu tun; noch auch, was unter dem Begriff „Wunder" zu verstehen ist.

Wenn jemand vorurteilslos die ersten drei Evangelien durchliest, so muß er nach meiner Ueberzeugung mit zwingender Notwendigkeit zu der Ueberzeugung gelangen, daß Jesus Taten tun konnte und getan hat, die kein Mensch seiner Zeit und auch nach ihm bis auf unsere Tage tun konnte. Und das, was Menschen im allgemeinen sonst nicht tun können, kann man doch mit Fug und Recht „Wunder" nennen. Ob es sich dabei um eine Durchbrechnng der Naturgesetze handelt, ist vorläufig noch ganz nebensächlich. Denn über Naturgesetze zu reden, ist vorläufig doch wohl noch ein wenig verfrüht. So herrlich weit wir es auch gebracht haben, so liegt unsere Naturwissenschaft doch noch in den Windeln. Das, was sie bis jetzt erforscht hat, verhält sich zu den unendlichen ungelösten Möglichkeiten doch nur wie ein kleines von Kindern aufgeschüttetes Sandhäufchen zu dem Chimborasso. Und wie jede Wissenschaft ist doch auch die Naturwissenschaft nicht eine Summe von Wissen, sondern von Hypothesen. Wissenschaft ist doch nicht das, was Wissen schafft, sondern was vorläufig noch kein Wissen schafft, höchstens Vermutungen, Wahrscheinlichkeiten.

Das Wort „Wunder" wirkt auf viele Leute heute wie ein Schreckgespenst. Viele haben davor geradezu eine Scheu, fürchten sich, dies Wort überhaupt nur in den Mund zu nehmen, um ja nicht in den Verdacht ungebildeter Menschen zu kommen. Ich habe dafür einmal ein drastisches Beispiel erlebt. Ich saß mit einigen Aerzten zusammen und erzählte ihnen von meinen Reisen, u. a. auch von den wunderbaren Kunststücken, die die Derwische und Fakire in Nordafrika und Indien vollbringen, die bis heute noch unerforscht und unerklärt sind. Es war absolut unmöglich, die Leute von der Richtigkeit dieser Dinge, die doch jeder Reisende kennt, der einmal in Afrika oder Indien gewesen ist, zu überzeugen. „Das ist unwissenschaftlich und deshalb unmöglich!" war der prompte und stereotype Einwand, an dem jede Ueberzeugungskraft zerschellte.

Digitized by Google

Und dabei handelte es sich um Dinge, die beinahe in jeder Reisebeschreibung stehen und von Tausenden gesehen worden sind.

Daß also Jesus Macht hatte, Dinge zu tun, die zu seiner Zeit und bis heute noch ihm keiner nachgemacht hat, steht meiner Ueberzeugung nach fest. Und wenn einer die Evangelien durchlesen wollte und dabei bei jedem einzelnen Wunder zu der Ueberzeugung gelangte, daß es nicht echt oder erfunden sei, so wäre es meiner Meinung nach doch nichts anderes als Unsinn, wenn er zu der Ueberzeugung gelangt zu sein behauptete, daß Jesus keine Macht gehabt habe, übermenschliche Dinge zu tun.

Jesus selbst behauptet, daß die Wunder ein vollgültiger Beweis seiner Messianität, seiner Gottesgesandtheit seien. „Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und saget Johannes wieder, was ihr sehet und höret: Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Toten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt." Matth. 11, 4 und 5. Jesus behauptet also selbst, daß er die Fähigkeit hat, Wunder zu tun. Und da wohl noch nie ein vorurteilsloser Mensch den Eindruck aus den Evangelien gewonnen hat, daß er auch nur ein Atom breit von der Wahrheit abgewichen sei, so brauchen wir also keines Beweises mehr, daß Jesus Wunderkraft hatte.

Aber er hat diese Wunderkraft nicht ursprünglich und aus sich, sondern er hat sie vom Vater. Der Vater gibt ihm die Kraft, Wunder zu tun, damit er sich dadurch den Menschen bestätige als der von Gott Gesandte.

Dem Teufel gegenüber braucht er sich nicht durch ein Wunder als der Vertraute Gottes, an dem der Vater sein Wohlgefallen hat, zu legitimieren, da dieser ja wußte, daß er es war — wenn wir einmal die alte Volksanschauung gelten lassen wollen. Und dem Volk durfte er nicht durch ein so unangebrachtes Wunder falsche Messiasvorstellungen erwecken. Hätte er es versucht, so hätte er den Willen Gottes nicht getan und hätte aufgehört, Gottes Sohn zu sein, sein Erwählter.

Markus 6, 41 und 7, 34 erfahren wir, wie Jesus Gott zuvor bittet, ein Wunder tun zu dürfen. Er sieht zum Himmel empor, um dem Volk ausdrücklich ein Zeichen zu geben, daß das, was er jetzt tun wolle, er tue vermöge himmlischer, von Gott ihm gegebener Kraft. So ist es deshalb auch eine interessante und durchaus verständnisvolle Stelle, wenn der Evangelist Johannes 4, 34 Jesum sagen läßt: „Meine Speise ist die, daß ich tue den Willen des, der

Digitized by Google

mich gesandt hat, und vollende sein Werk." — Die Speise ist das, was am Leben erhält. So erhält sich Jesus gewissermaßen dadurch als Messias, am Leben, daß er den Willen seines Vaters tut. Eine treffliche Uebersetzung ist deshalb die Ritschls: „Das Mittel meiner Selbsterhaltung ist die Ausführung des Willens Gottes."

Wir sehen also, daß Jesus nicht aus sich selbst Allmacht hat, sondern daß ihm eine Menschenmacht überragende Kraft von Gott gegeben wird, weil dies zur Ausübung seines messianischen Berufes notwendig ist.

Ebenso verhält es sich auch mit seiner Allwissenheit.

Da Jesus Gott am nächsten steht, hat er auch die beste Kenntnis von ihm. Infolgedessen können auch die Menschen nur durch ihn eine wirklich zutreffende Kenntnis Gottes gewinnen: „Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren." Matth. 11, 27.

Aber Allwissenheit maßt sich Jesus nicht an. Die hat nur der Vater: „Von dem Tage aber und der Stunde weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater." Marc. 13, 32.

Im Garten zu Gethsemane weiß er nicht, ob es nicht doch noch einen Ausweg gibt, ohne das entsetzliche Leiden seinen messianischen Beruf zur Vollendung bringen zu können: „Und ging ein wenig fürbaß, fiel auf die Erde und betete; daß so es möglich wäre, die Stunde vorüberginge, und sprach: Abba, mein Vater, es ist dir alles möglich; überhebe mich dieses Kelches; doch nicht, was ich will, sondern was du willst." Marc. 14, 35 und 36.

* * *

Wie wunderbar wirkt nicht gerade die Leidensgeschichte, wo Jesus sich in seiner ganzen menschlichen Schwäche zeigt, wo er aber andererseits so unendlich erhaben vor unser Auge tritt, daß wir wohl verstehen können, daß der am Kreuz hängende Heiland Unzähligen der Heiland ihrer Seele geworden ist. Wie teilnahmlos würden wir der Kreuzesgeschichte gegenüberstehen, wenn da nach Analogie anderer Religionen ein Gott sein Leben gelassen hätte. Es hätte ja doch nur Schein sein können, oder es würde uns Mythologie sein. — Diderot, der Führer der Enzyklopädisten, hatte eine Vereinigung gegründet, welche sich damit beschäftigte, die Lächerlichkeit der Evangelien zu erweisen. Als man die Leidensgeschichte zu lesen begonnen hatte, traten ihm die Tränen in die Augen, er

Digitized by Google

erklärte, daß diese von jenen einfachen Männern geschriebene Geschichte das erhabenste Produkt der gesamten Weltliteratur sei, verwünschte den von ihm selbst gegründeten Verein und und verließ ihn.

Das Kreuz ist mit Recht das Symbol und Siegeszeichen des Christen, sei es in liberalem oder positivem Sinne.

* * *

Wenn wir nun aus den angeführten Selbstaussagen Jesu, soweit wir sie in den ersten drei Evangelien finden, den Schluß ziehen, so kann es nur der sein, daß Jesus seiner Natur nach ein Mensch war. Die Theologie Jesu von sich selbst ist also bis hierher eine durchaus liberale.

Man wird vielleicht die Kindheitsgeschichten zum Beweise des Gegenteils anführen wollen.

Ein so großer Verlust es ja auch für das gemütliche Leben der Menschen wäre, wenn man ihnen die Weihnachtsgeschichten und alle die aus ihr entstandenen schönen Gebräuche und Lieder nehmen würde, so darf doch um der Wahrheit willen nicht verschwiegen werden, daß diese Kindheitsgeschichten und Stammbäume Jesu in den Evangelien einen geschichtlichen Wert nicht haben, weil sie nicht der ältesten Ueberlieferung angehören. Ihr sagenhafter Charakter wird jedem unbefangenen Leser wohl schon durch einen Vergleich mit den anderen Wundergeschichten aus dem späteren Leben Jesu hervorgehen. Noch deutlicher würde es durch ein Studium der apokryphen Evangelien werden. — Da diese allgemeiner ja fast gar nicht bekannt sind, so will es mir nicht unnütz scheinen, an dieser Stelle einiges über sie und aus ihnen mitzuteilen.

Es hat eine große Menge apokrypher Schriften des Neuen Testamentes gegeben. Man zählt allein 40 apokryphe Evangelien, von denen jedoch viele nur in kleinen Bruchstücken erhalten sind. Doch gibt es sieben größere Evangelien. In diesen wird uns die Geburtsgeschichte Jesu folgendermaßen erzählt:

Joseph ist nicht der Gatte der Maria, sondern mehr ihr väterlicher Beschützer. Ehe Maria Jesum gebiert, hat er schon Kinder. Als dann Augustus den Befehl erläßt, daß alle Welt sich schätzen ließe, zieht Joseph mit Maria und zweier seiner Söhne nach Bethlehem. In einer Höhle nehmen sie Quartier. Joseph läßt der Jungfrau Maria zum Schutz seine beiden Söhne zurück und macht sich selbst auf den Weg, eine Hebamme zu suchen. Während er noch sucht, gebiert Maria schon den Herrn. Scharen von Engeln

Digitized by Google

umgeben sie, die ganze Schöpfung steht in andachtsvoller Anbetung still. Joseph selbst kann nicht seinen Fuß bewegen. Auch er muß stillstehen. Es ist eine unendliche Ruhe des Mitfeierns über die ganze Schöpfung ausgegossen. Der Himmelspol bewegt sich nicht. Die Vögel können nicht fliegen, die Menschen nicht arbeiten oder essen. Arbeiter, die auf dem Felde sind, wollen gerade ihre Mahlzeit halten, aber sie können es nicht, weil ihre Augen und Hände nach oben gerichtet sind. Schafe, die von ihrem Hirten angetrieben werden, bleiben stehen, und die Hand, die sich zum Schlage erhebt, bleibt nach oben gerichtet stehen. Die Tiere, welche trinken wollen, vermögen es nicht. Es ist eine ungeheure Feier der ganzen Natur. Schließlich kommt ihm dann die Hebamme von selbst entgegen. Als sie bei der Höhle ankommen, bedeckt eine große Wolke dieselbe, aus der ein gewaltiges Licht leuchtet, das viel größer ist, wie die Sonne. Allmählich gewöhnen sich ihre Augen an das Licht, das auch seine Kraft mildert, und sie sehen, daß das Jesuskind schon geboren ist und an der Brust seiner Mutter liegt. In der Höhle befinden sich Ochs und Esel, und sie beten das Kindlein an, so daß sich die Weissagungen Jes. 1, 3: „Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn", und noch eine andere des Habakuk erfüllt. Die Hebamme ist denn auch durch dies Wunder so überwältigt, daß sie staunend verkündigt, eine Jungfrau habe einen Sohn geboren und sei doch Jungfrau geblieben.

Als dann die Weisen aus dem Morgenlande kommen, um das Kind anzubeten, wird der Stern, der sie leitet, ungeheuer vergrößert. Alle anderen Sterne verlieren vor ihm ihr Licht. Ja der Verfasser des Evangelium infantiae Arabicum macht den Stern sogar zu einem von himmlischem Lichtglanz umgebenen Engel, während auch dies einem Dritten noch nicht genug ist; seine fromme Phantasie läßt ihn ein von dem Glanz der Sterne umhülltes Kind sehen, das ein Kreuz über sich trägt.

Auf der Flucht nach Aegypten verrichtet das kleine Jesuskind die größten Wunder, aber nicht solche, mit denen der Heiland das Elend seiner armen Volksgenossen geheilt hat, sondern richtige Zaubereien der ödesten Art. Drachen, Löwen, Panther kommen und beten es an, Palmen neigen ihr Haupt zur Erde und bieten Maria demütig ihre Früchte dar, Quellen sprudeln auf seinen Wink, und viel andere wunderbare Dinge geschehen.

Man sieht also aus diesen Proben schon deutlich, wie die Sage arbeitet, und man wird nicht fehl gehen, wenn man aus dieser ge-

Digitized by Google

wonnenen Kenntnis rückschließend, in der Geburts- und Kindheitsgeschichte der kanonischen Evangelien die ersten Ansätze der frommen Sage erkennt. Ist es doch auch in der Tat eine ganz unmögliche Annahme, daß so wunderbare Dinge hätten so wirkungslos und spurlos bei allen, welche sie erlebten, sollten vorübergehen können, wie dies doch der Fall gewesen ist.

Noch ein Punkt ist, der in diesem Zusammenhange nicht übergangen werden darf, wenn er auch nicht in direktem Zusammenhang mit dem gestellten Thema steht. Es ist dies der Umstand, daß der Apostel Paulus, der doch lange genug mit den Jüngern des Herrn zusammen war und bei seinem brennenden Interesse für Jesum doch gewiß nach allem sich erkundigt haben wird, was den Herrn betraf, in seinen Schriften keinerlei Kenntnis von Einzelheiten des Lebens Jesu verrät.

Ferner nimmt er in seiner so hingebenden und eingehenden Verteidigung des Christentums kaum Bezug auf ein Wort des Herrn aus den synoptischen Evangelien. Die Worte des Herrn sind aber doch schließlich immer mit Recht der beste Beweis gewesen und als solcher benutzt worden.

Bemerkenswert ist auch, daß die Profanschriftsteller so wenig von dem berichten, was in den Evangelien steht, obwohl sie doch dazu mancherlei Ursache hatten. So z. B. haßte der jüdische General Josephus den Pontius Pilatus erbittert, und doch finden wir in seiner Beschreibung des Jüdischen Krieges keinen Hinweis auf sein ungerechtes Urteil über Jesus. Auch ist es auffällig, daß z. B. im „Hirten des Hermas" dort, wo er ganz ausführlich über die Ehescheidungsfrage handelt, gar kein Bezug genommen ist auf das Wort des Herrn im Matthäus-Evangelium, Kap. 5, 27 und 28: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen."

Dieser Umstand, daß wir bei den Profanschriftstellern, den anderen neutestamentlichen Schriftstellern, sowie schließlich auch bei den apostolischen Vätern keine Kenntnis der Berichte der synoptischen Evangelien finden, läßt doch auch die Annahme gerechtfertigt erscheinen, daß wir in den Evangelien nicht ohne weiteres alles als Geschichte hinnehmen dürfen. Weitergehende Folgerungen darf man jedoch durchaus nicht machen. Total falsch wäre es, wenn man aus solchem Schweigen die ganz radikale Folgerung ziehen wollte, was ja auch geschehen ist, daß nun alles, was in den Evangelien

Digitized by Google

steht, Sage sei, daß Jesus überhaupt nicht gelebt hat. Dazu war man selbst in jenen ältesten Zeiten der Christenheit zu vorsichtig und kritisch. So wird uns z. B. von Tertullian berichtet, daß ein Presbyter deshalb einfach abgesetzt worden sei, weil er eine von ihm angefertigte Geschichte des Paulus und der Thekla für echt ausgab. Und es darf ferner auch das nicht vergessen werden, daß Paulus und die anderen Apostel ihre Briefe nicht an Heiden, sondern an Christen gerichtet haben, die schon mit den Tatsachen des Lebens Jesu vertraut waren. Außerdem läßt sich deutlich erkennen, daß Paulus eine geschichtliche Kenntnis des Lebens Jesu bei seinen Lesern voraussetzt.

* * *

Wir gelangen nun zu den Aussagen von dem erhöhten Christus. Aus den Evangelien lernen wir, daß die Jünger bis fast zum letzten Tage des Erdenlebens ihres Herrn ferne waren von dem Gedanken, daß das Leben Jesu mit einem so schmachvollen Tode endigen würde. Nicht weil sie an ihn glaubten, sondern weil sie ihn liebten, fanden sie sich nach einem Augenblick der Verwirrung dennoch unter dem Kreuz ein und erfüllten so das Wort ihres Herrn: „Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe habt unter einander."

Die Jünger erwarteten, daß Jesus ein Messias im Sinne und der Erwartrng des Volkes sein werde, ein mächtiger theokratischer König, größer als David.

Daß Jesus aus davidischem Geschlecht war, scheint sicher. Denn das war allgemeine Volksmeinung, daß der Messias ein Nachkomme Davids sein werde. Und Jesus hätte nicht mit dem Anspruch auftreten können, der Messias zu sein, ohne von vornherein verlacht zu werden, wenn nicht seine davidische Abstammung klar zutage gelegen hätte. Eine andere Frage ist aber die, ob Jesus aus dieser seiner davidischen Abstammung selbst die Meinung hergeleitet und auch verkündet hat, daß er der erlösende Messias seines Volkes dadurch werden wolle, daß er ein gewaltiger theokratischer König wie David würde.

Klar ist, daß Jesus diese Erwartung des Volkes hingenommen und sich ihr nicht widersetzt hat. Aber ob er das getan hat, weil er es für unnütz hielt, diese Erwartung des Volkes zu korrigieren, oder weil er sie teilte, läßt sich mit Sicherheit nicht ausmachen. Doch ist Ersteres das bei weitem Wahrscheinlichere.

Digitized by Google

Wir wissen auch nicht, ob Jesus von vornherein den Gedanken seines Leidens und Sterbens gehabt hat, oder ob er sich erst allmählich in ihm entwickelt hat. Wüßten wir es, so würde es wieder einen Schluß auf die Gedanken und Absichten, welche Jesus mit seinem Tode verband, zulassen.

Es findet sich eine Stelle in allen drei Evangelien, aus der hervorgeht, daß Jesus schon früh das Bewußtsein gehabt hat, daß er sterben und den Seinen genommen werden würde: „Indes kamen die Jünger des Johannes zu ihm und sprachen: Warum fasten wir und die Pharisäer so viel, und deine Jünger fasten nicht? Jesus sprach zu ihnen: Wie können die Hochzeitsleute Leid tragen, solange der Bräutigam bei ihnen ist? Es wird aber die Zeit kommen, da der Bräutigam von ihnen genommen wird; alsdann werden sie fasten." Matth. 9, 14—15, Marc. 2, 18—20, Luc. 5, 33—35.

Wenn wir Matth. 16, 13—27 mit den Parallelen bei Marcus und Lucas ansehen, so scheint daraus deutlich hervorzugehen, daß Jesus klar seines Lebens Ausgang voraussah, daß er nur aus pädagogischen Gründen zu dem Volke davon nicht redete, und daß er von Anfang an nicht die Absicht gehabt hat, durch Besteigung des Königsthrones Israels sein Messias zu werden, sondern durch ein Leben und Sterben der Liebe ihm den Weg der Erlösung zu zeigen und vielleicht auch zu schaffen.

— Vielleicht auch zu schaffen. — Ueber diesen Punkt wird weiter unten noch zu reden sein.

Die Tatsache, daß Jesus in den drei Jahren seiner öffentlichen Lehrtätigkeit gewiß nicht daran gedacht hat, durch irdische Königsherrschaft das theokratische Gottesreich auf Erden zu begründen, steht fest. Wir finden nichts davon in den Evangelien. Nach der Versuchung, jenen innerlichen Kämpfen um klares Erkennen des Willens seines Vaters im Himmel ist er sich klar über diesen Punkt. Erst dann tritt er als Lehrer auf, als er weiß, was er lehren soll nach dem Willen Gottes. Wenn seine Wunder und Reden die Flamme irdisch-nationaler Messiaserwartung im Volke neu auflodern lassen, ist er sogar so vorsichtig, sich zu verbergen.

Wenn er von Anfang an den Gedanken gehabt hat, daß er sterben würde, so mußte er auch zugleich den anderen Gedanken gehabt haben, daß er sofort wieder auferstehen würde, denn der Messias konnte natürlich nicht im Tode bleiben. Daß dies so war, zeigen folgende Stellen:

Digitized by Google

Matth. 12, 38—41: Da antworteten etliche unter den Schriftgelehrten und Pharisäern und sprachen: Meister, wir wollten gerne ein Zeichen von dir sehen Und er antwortete und sprach zu ihnen: Die böse und ehebrecherische Art suchet ein Zeichen; und es wird ihr kein Zeichen gegeben werden denn das Zeichen des Propheten Jonas. Denn gleich wie Jonas war drei Tage und drei Nächte in des Walfisches Bauch, also wird des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde sein. Die Leute von Ninive werden auftreten am jüngsten Gerichte mit diesem Geschlechte und werden es verdammen; denn sie taten Buße nach der Predigt des Jonas. Und siehe, hier ist mehr denn Jonas.

Marc. 8, 31: Und hub an, sie zu lehren: Des Menschen Sohn muß viel leiden und verworfen werden von den Aeltesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten und getötet werden und über drei Tage auferstehen.

9, 31: Er lehrte aber seine Jünger und sprach zu ihnen: Des Menschen Sohn wird überantwortet werden in der Menschen Hände, und sie werden ihn töten. Und wenn er getötet ist, so wird er am dritten Tage auferstehen.

10, 33 und 34: Siehe wir gehen hinauf gen Jerusalem; und des Menschen Sohn wird überantwortet werden den Hohenpriestern und Schriftgelehrten; und sie werden ihn verdammen zum Tode und überantworten den Heiden. Die werden ihn verspotten und geißeln und verspeien und töten, und am dritten Tage wird er auferstehen.

Die Auferstehung ist dann das letzte Wunder zum Beweise seiner Messianität.

Verlangt nun dieser Hinweis Jesu auf seine Auferstehung die Folgerung, daß er Gott ist, gottgleich?

Nein.

Denn Jesu versteht unter der Auferstehung nicht eine Auferstehung zu einem neuen irdischen Leben, so daß er also als besonderes Wesen der Schöpfung zwei irdische Leben hätte haben wollen und damit in der Tat kein Mensch, sondern ein eigenartiges und einzigartiges Wesen gewesen wäre. Sondern seine Auferstehung unterscheidet sich von der allgemeinen Auferstehung der Menschen nur dadurch, daß sie so schnell erfolgte, — nach drei Tagen.

Digitized by Google

Alle Menschen werden ja am jüngsten Tage auferstehen, Er aber bereits nach drei Tagen.

Hierbei ist nun noch folgendes zu fragen: Wann werden die Menschen auferstehen?

Wenn man christliche Grabreden hört, kann es einem begegnen, daß der Prediger in derselben Rede sagt, daß der Tote selig gestorben und seine Seele nun schon im Himmel ist, eine Minute später aber von einer Auferstehung am jüngsten Tage redet.

Wie verhält es sich nun mit der Auferstehung der Toten?

Daß die Seele, d. h. das Leben nicht sterben kann, ist ein zu allen Zeiten von den meisten Menschen festgehaltener Glaube. Dieser Glaube entspricht ja auch so sehr vernünftiger Logik, daß die Menschen schon jenen Beweis vorausgeahnt haben, daß im Weltenall weder Kraft, noch Stoff verloren gehen können. Außerdem hat solcher Glaube immer dem innersten Wunsche der Menschen entsprochen; und **quod volumus, credimus libenter.**

Cicero gibt dieser psychologischen Tatsache klassischen Ausdruck, wenn er sagt: „**Quodsi in hoc erro, qui animos hominum immortales esse credam, libenter erro, nec mihi hunc errorem, quod delector, dum vivo, extorqueri volo.**“ De senect. 23, 85.

Zunächst erhebt sich nun die Frage, welche Meinung die Juden von dem Leben nach dem Tode resp. der Auferstehung der Toten hatten.

Wie die Griechen und Römer glaubten auch die Juden an einen Hades, ein Totenreich, eine Vorstellung übrigens, welche sich wohl in den Religionen aller oder doch der meisten Völker findet.

Der jüdische Hades heißt Scheol, die Tiefe. Luther übersetzt es mit Hölle, aber nicht in dem Sinne, den wir heute mit dem Worte verbinden, sondern in dem Sinne von „hehlen, bergen“.

In der Scheol herrschte Dunkel und Schweigen, aber es war ununterbrochene Ruhe, in der die Seelen wohl noch das Bewußtsein ihrer selbst haben, aber keine Bedürfnisse mehr. Es ist eben der vollständige Gegensatz des Lebens.

Daß die Toten selig werden, und daß Gute und Böse je nach den Taten in ihrem irdischen Leben Vergeltung empfangen, davon findet sich in den ältesten Bestandteilen des Alten Testaments nichts. Erst allmählich entsteht der Gedanke der Vergeltung durch Entwicklung. Gott wird einst den Kerker der Scheol brechen. Die Toten werden aus dem Todesschlaf erwachen, wie es Psalm 16, 10 heißt:

Digitized by Google

„Denn du wirst meine Seele nicht in der Scheol lassen und nicht zugeben, daß dein Heiliger verwese.“ Vergleiche auch Hosea 13, 14 und Psalm 49, 15 und 16.

Klar und deutlich findet sich der Gedanke der Vergeltung bei Dan. 12, 2: „Und viele, so unter der Erde schlafen liegen, werden aufwachen; etliche zum ewigen Leben, etliche zu ewiger Schmach und Schande.“ So setzt sich die Lehre von der Auferstehung der Toten und der Vergeltung immer mehr durch und wird zuletzt allgemeiner Volksglaube. Vergleiche 2. Makk. 7 und die Weisheit Salomos.

Zu der Zeit Jesu war einer der Hauptstreitpunkte zwischen Pharisäern und Sadducäern eben die Lehre von der Auferstehung der Toten. Die Letzteren glaubten nicht daran.

Nach dem Volksglauben, wie er zu Jesu Zeit bestand, fuhren also die Seelen der Toten zunächst in die Scheol, aus der sie, wenn das Reich Gottes vollendet sein wird, auferstehen werden, teils zum seligen Leben mit Gott, teils zur ewigen Verdammnis mit dem Teufel.

So ist Jesus nun auch eine kurze Zeit in der Scheol gewesen, schon am dritten Tage wieder daraus hervorgegangen und nach vierzig Tagen gen Himmel zur völligen Vereinigung mit dem Vater aufgefahren.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Jesus selbst von seiner Himmelfahrt nichts lehrt und sagt. Auch wird auf sie in der ältesten Ueberlieferung gar kein Gewicht gelegt. Marcus erwähnt sie ganz beiläufig im vorletzten Verse seines Evangeliums. Dieser Schluß des zweiten Evangeliums ist aber eingestandenermaßen unecht. Lucas berichtet die Himmelfahrt ebenfalls ganz am Schluß im drittletzten Verse. Die Art seiner Darstellung läßt schließen, daß er der Himmelfahrt keine große Bedeutung beilegt und auch wohl an ein sinnenfälliges Ereignis nicht denkt. Außerdem geschieht nach ihm die Himmelfahrt nicht am vierzigsten Tage, sondern am ersten Tage nach der Auferstehung. Auch die Darstellung in der Apostelgeschichte 1, 9 läßt erkennen, daß in der ersten Zeit die Himmelfahrt noch nicht ein Hauptstück des christlichen Glaubens war, wofür auch spricht, daß die beiden angeblichen Augenzeugen Matthäus und Johannes in ihren Evangelien davon nichts berichten.

Nach Darstellung der Evangelien hat Jesus sofort nach der Auferstehung einen unsichtbaren Leib, den er freilich in einen sicht-

Digitized by Google

baren verwandeln kann. Die richtige Auffassung ist also auch hier ursprünglich vorhanden gewesen.

Von einem Hinabsteigen Jesu in die Scheol findet sich in den Evangelien ebenfalls nichts. Doch taucht die Lehre schon früh auf. Es mußte sich dann die Frage erheben, was Jesus eigentlich in der Scheol getan hat. Mußte es doch einem frommen Glauben ein unerträglicher Gedanke sein, daß Jesus in der Scheol war, wo er doch eigentlich gar nicht hingehörte. Diese Sache hat ja später den Kirchenlehrern die größte Mühe gemacht; und die sich widersprechendsten Erklärungen wurden zutage gefördert. Es kann darauf hier nicht näher eingegangen werden. In das Neue Testament ist die Höllenfahrt durch Petrus gekommen. Es heißt 1. Petr. 3, 18—20: „Sintemal auch Christus einmal für unsere Sünden gelitten hat, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß er uns zu Gott führte, und ist getötet nach dem Fleisch, aber lebendig gemacht nach dem Geist. In demselbigen ist er auch hingegangen und hat geprediget den Geistern im Gefängnis, die vor Zeiten nicht glaubten."

* * *

Der Gedanke der Himmelfahrt Jesu mußte entstehen. Er war durch die Erwartung begründet, daß, wie es Psalm 110, 1 heißt, der Messias sitzen werde zur Rechten Gottes, und daß Gott ihm seine Feinde zum Schemel seiner Füße legen werde.

Bei der naiven sinnlichen Vorstellung von der Welt, die die damaligen Menschen hatten, konnte ja die Frage, wie Jesus zur Rechten Gottes gelange, gar nicht anders beantwortet werden, als durch eine Himmelfahrt.

Es kommt uns jedoch in erster Linie hier nur darauf an, zu wissen, ob Jesus den Glauben gehabt hat, daß er göttliche Herrlichkeit erhalten werde. Das ist nicht zweifelhaft.

Wo zwei oder drei sich in seinem Namen versammeln werden, da will er mitten unter ihnen sein, verheißt er Matth. 18, 20 aus dem Bewußtsein heraus, daß er göttliche Allgegenwart bekommen werde.

Er weiß, daß er einst wiederkommen werde als der erhöhte Messias, wie wir Marc. 14, 61 und 62 lesen: „Da fragte ihn der Hohepriester abermal und sprach zu ihm: Bist du Christus, der Sohn des Hochgelobten? — Jesus aber sprach: Ich bin's; und ihr werdet

Digitized by Google

sehen des Menschen Sohn sitzen zur rechten Hand der Kraft und kommen mit des Himmels Wolken."

Matth. 24, 30 und 31 und 25, 31 und 32 spricht er es noch deutlicher aus: „Und alsdann werden erscheinen die Zeichen des Menschensohnes im Himmel. Und alsdann werden heulen alle Geschlechter auf Erden und werden sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird senden seine Engel mit hellen Posaunen, und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels zu dem andern. . . . Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit; und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, gleich als ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet."

Wenn Jesu so klar und deutlich den Gedanken ausspricht, daß er göttliche Herrlichkeit einst vom Vater erhalten werde, ist das ein Beweis, daß er Gott gleich sein werde?

Nein.

Diese große Herrlichkeit erhält ja nach jüdischer Anschauung der Messias. Und nicht viel geringere Herrlichkeit erwarteten alle Juden als Abrahamskinder, wenn erst das Gottesreich durch den Messias vollendet sein würde. Und verheißt doch Jesus seinen Jüngern nicht viel geringere Herrlichkeit, wenn er sagt Matth. 19, 28: „Wahrlich ich sage euch, daß ihr, die ihr mir seid nachgefolget, in der Wiedergeburt, da des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stühlen und richten die zwölf Geschlechter Israels." Werden doch auch dereinst die seligen Menschen alle „Gotteskinder", Himmelsbewohner werden.

Gottes Geliebter, der, welcher Gott am nächsten steht, wird natürlich auch in der Herrlichkeit der, welcher ihm am nächsten steht, nachdem er seine Erdensendung vollbracht hat, welche darin bestand, daß er den Willen Gottes erfüllte und nichts, als das. Da er der höchste und heiligste aller Erschaffenen war, mußte sein Lohn auch der größte sein. Und da er seinem Leben den ausschließlichen Zweck gegeben hat, den Willen Gottes zu erfüllen, und da er die Erreichung dieses Ziels auch nicht eine einzige Minute aus den Augen verloren hat, so mußte er, der Heiligste aller Menschenkinder, nach

Digitized by Google

der Gerechtigkeit Gottes in des heiligen Gottes nächste Nähe gerückt werden.

Nachdem Jesus die Erde verlassen hat, ist er nun natürlich kein Mensch mehr, kein irdisches Wesen. Er ist ein himmlisches Wesen. Aber er ist nicht Gott.

Sind doch auch die Engel „Söhne Gottes", himmlische Wesen. Aber auch sie sind doch Geschöpfe Gottes.

Aber von den Menschen und den Engeln ist Jesus das allererste Gotteskind.

Ebenso wie die Engel nicht an die Schranken des Raumes gebunden sind, so ist es auch der erhöhte Jesus nicht. Matth. 18, 20.

Es muß hier eine Zwischenbemerkung gemacht werden: Wir reden hier vom Himmel so, als wäre er ein Ort. Es ist ja das die ursprüngliche Vorstellung aller Völker. Auch die Juden hatten diese Vorstellung, und auch Jesus scheint sie geteilt zu haben. Jedenfalls bekämpft er sie nirgends. — Was der Himmel nun eigentlich ist, das kann natürlich kein Mensch sagen, da wir einmal Erdenwesen sind, die über die Erde nicht hinaussehen können. Nur Negatives werden wir sagen können, oder auch das nicht einmal. Am besten werden wir tun, wenn wir „Himmel" als den Zustand der Vollkommenheit definieren. Es ist also ein Zustand, in dem die, welche ihn erreicht haben, auch frei sind von den Schranken des Raumes und der Zeit.

Jesus ist ferner der Menschenrichter, da ja sein Lebenssein nur den Sinn gehabt hat, die Menschen zu erlösen, d. h. sie dahin zu bringen, daß sie den Willen Gottes und nicht ihren Eigenwillen täten. Marc. 14, 62. Matth. 25, 31.

Himmliche Herrlichkeit umkleidet ihn, und die Engel sind seine Diener. Matth. 24, 30 und 31. Marc. 8, 38.

Aber alle diese große Macht und Herrlichkeit hat Jesus nicht **de jure**, weil er Gott ὁμοούσιος ist, sondern weil sie ihm Gott als seinem höchsten Diener gegeben hat.

* * *

Es läßt sich psychologisch wohl verstehen, wie der fromme Glaube bemüht gewesen ist, Jesu ja nicht auch nur das Kleinste und Geringste zu nehmen, und ihm dadurch mehr gegeben hat.

Immer ist dies das Bestreben der Frommen gewesen, zu allen Zeiten und bei allen Völkern, durch „Zäune" das Heiligtum zu

Digitized by Google

schützen. Durch solche „Zäune" haben einst die Pharisäer das Gesetz vor jeder Verletzung zu schützen versucht und sich dadurch den Zorn Jesu herbeigezogen. Durch solche Zäune haben dann die Kirchenlehrer auch Jesu Ehre sichern wollen, verständlich, z. T. auch verzeihlich; aber in seinem Sinne haben sie damit nicht gehandelt.

Es ist nötig, hier den Gang unserer Untersuchung zu unterbrechen.

Wir haben über Dinge geredet, die nicht irdisch sind, und haben doch über sie in der Art geredet, wie wir von irdischen Dingen reden. Das ist natürlich falsch, aber können wir es anders machen?

Nein.

Wenn wir von Gott reden, so dürften wir nicht von Raum und Zeit reden, diese Begriffe mit ihm verbinden. Aber können wir das vermeiden?

Nein.

Wir müssen also mit aus der irdisch-sinnlichen Erfahrung gewonnenen Begriffen auch dann arbeiten, wenn wir in das Reich der Metaphysik eindringen. Wir haben ja nichts anderes.

Und da ja Gott es ist, der diese irdische Welt geschaffen hat, so stammen unsere irdischen Begriffe doch auch von ihm. Und wenn wir mit ihnen arbeiten, so kann der Fehler doch nicht unendlich sein.

Ein Gleichnis ist ja auch nicht das Gegenteil der Wahrheit, sondern ihr Spiegelbild.

Ein Zweites müssen wir dann noch bedenken: Wenn mit einer solchen ungemeinen Hartnäckigkeit Jahrhunderte hindurch behauptet und festgehalten worden ist, daß Jesus Gott gleich ist, sollte uns das nicht bedenklich machen?

Sollte nicht doch vielleicht darin eine Ahnung einer höheren Wahrheit verborgen liegen?

Wir sagen: Jesus ist ein Mensch; er ist ein Geschöpf Gottes. Aber ist er dadurch wirklich verschieden von Gott?

Ich habe diese Frage bereits im Märzheft 1911 dieser Zeitschrift in meiner Abhandlung „Das Wesen Gottes und sein Verhältnis zu den Teufeln und den Menschen" zu beantworten versucht. Und ich kann die dort gegebene Antwort heute nur wiederholen.

Diese Antwort lautet: Trotzdem, daß Jesus ein Geschöpf Gottes und ein Mensch war, war und ist er Gott gleich.

Digitized by Google

Der Begriff „Geschöpf" hat einen zwiefachen Sinn. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch bezeichnet er den Gegensatz zu Gott, während er in Wirklichkeit doch die Verwandtschaft, die Wesensgleichheit mit Gott bezeichnen sollte.

Gott hat die Menschen doch aus sich selbst erschaffen. Es gibt ja doch nichts, was nicht aus Gott seinen Ursprung hätte. Wenn ein Töpfer einen Topf macht, so ist der wesensverschieden von ihm, weil er denselben nicht aus sich, seinem Fleisch und Blut, sondern aus Lehm macht. Aber Gott hat die Welt und auch uns Menschen nicht aus einem ihm wesensfremden Stoff geschaffen, sondern aus sich selbst.

Man verwechselt die Begriffe „machen" und „schaffen". Man überträgt den Begriff „machen" auf Gott. Und daher kommen alle diese Irrtümer.

Wir sehen doch einmal klar und deutlich das große Gesetz der Entwicklung alle Welt durchziehen und regieren. Diese Entwicklung muß doch in Gott ihren Ursprung und Sitz haben; Gott muß Entwicklung sein. Darum sind wir Menschen aus Gott, und wir werden wieder zu ihm zurückgelangen, obwohl wir auch jetzt und stets in Gott sind.

Wir sind von Gott, in Gott und zu Gott. Dabei sind keine realen, sondern nur formale Unterschiede.

Und darum hat dichterisches Genie wieder einmal recht:

Was zitterst du denn, o Menschenkind
Kannst mit dem Tod nicht scherzen?
Und bist doch ein Hauch aus Gottes Geist,
Ein Puls aus seinem Herzen.

Wenn man diesen Gedanken festhalten würde, daß der Mensch von Gott geschaffen und darum ihm in seinem Wesen gleich ist, so würde mehr Friede sein. Dann würde auch in vielen Punkten kein Unterschied mehr sein zwischen liberaler und positiver Theologie.

Aber wenn wir den alten Begriff vom Menschen als eines Gott entgegengesetzten Wesens festhalten und an dem Gedanken festhalten, daß das Geschöpf anders ist wie sein Schöpfer, so müssen wir aus Jesu eigenen Worten, soweit wir sie in den ersten drei Evangelien, der Urüberlieferung, finden, ersehen, daß Jesus selbst nicht auf dem Boden jener positiven Theologie unserer Tage steht.

Digitized by Google

Zwischen ihm und den Menschen ist kein qualitativer, sondern nur ein quantitativer Unterschied: Wie alle Menschen war auch er aus Gott hervorgegangen. Wie alle Menschen hatte auch er einen Zug zu Gott zurück. Der Unterschied nur ist, daß er nach den dreiunddreißig Jahren dieses Erdenlebens schon zu Gott zurückkam, was den Menschen nicht gelingt. Ihre Wanderfahrt dauert viel, viel länger.

* * *

Wir gelangen jetzt zu dem dritten und letzten Punkt unserer Untersuchung, zu der Lehre von der Erlösung der Menschen durch Jesum.

Daß Christus durch seinen Tod die Menschen erlöst hat, habe ich in der vorhin zitierten Abhandlung nachgewiesen. Wir wollen hier nur untersuchen, ob Jesus seinem Tode denselben Sinn beigelegt hat, den die Kirchenlehre ihm beilegt.

Die Grundlage für die Kirchenlehre bildet die Schrift Anselms von Canterbury: „Cur Deus homo"? Es ist eine scharfsinnige, aber so künstliche Schrift, daß es nicht zu verstehen ist, wie man sich heute noch von ihr in Fesseln schlagen lassen kann.

Anselm und mit ihm die Kirche lehrte, daß Gottes Heiligkeit durch die Sünde der Menschen unendlich verletzt worden sei, daß er, da er gerecht ist, die Menschen also strafen, verdammen mußte. Andererseits wollte er, da er ja auch die Liebe ist, ihnen doch gern verzeihen. Liebe und Gerechtigkeit standen sich also im Wege. Da fand Gott den Ausweg, daß er aus Liebe zu der Menschheit wahrer Mensch wurde, um die von seiner Gerechtigkeit zur Wiederherstellung seiner Heiligkeit und Majestät geforderte unendliche Genugtuung zu leisten. Er konnte diese Aufgabe nicht einem Menschen übertragen, weil die durch die Sünde ihm geschehene Beleidigung unendlich war, also auch eine unendliche Sühne und Genugtuung verlangte, die ein endlicher Mensch eben nicht leisten konnte. Da andererseits die Genugtuung aber doch von der Menschheit geleistet werden mußte, so mußte Gott Mensch werden. So entsteht also der Gottmensch Jesus, der Gott die unendliche Genugtuung dadurch leistet, daß er die Schuld der Menschheit auf sich nimmt und durch seinen schuldlosen Tod sühnt.

So scharfsinnig ja auch diese Konstruktion ist, so künstlich, man möchte ja beinahe sagen, kindlich ist sie doch. Und die Menschen

Digitized by Google

des zwanzigsten Jahrhunderts würden sich wahrlich nichts vergeben, wenn sie dies Stück Mittelalter über Bord würfen und dafür neue Ladung einnähmen.

Was lehrt nun Jesus selber über seines Todes Bedeutung?

Wenn wir nur flüchtig in den Evangelien blättern, so finden wir, daß Jesus während seines Erdenlebens die Sünde denen vergab, die in herzlichem Vertrauen ihn darum baten, bezw. die im Glauben, daß er sie von körperlichen Gebrechen heilen werde, zu ihm kamen.

In der Geschichte vom Gichtbrüchigen, Matth. 9, 1—8, wie auch in den Parallelen bei Markus und Lukas lesen wir, wie Jesus um des Glaubens willen dem Kranken seine Sünden vergibt: „Und siehe, da brachten sie zu ihm einen Gichtbrüchigen, der lag auf einem Bett. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. — Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe auf Erden, die Sünden zu vergeben, — sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Stehe auf, hebe dein Bett auf und gehe heim."

Aber Jesus vergibt nicht nur selbst die Sünden, sondern übergibt diese Vollmacht sogar seinen Jüngern, ohne dabei an seinen Tod zu erinnern, seinen Tod zur Voraussetzung solcher Gnadengabe zu machen. Er redet nur von der großen Liebe Gottes, die nicht will, daß irgend ein Mensch verloren gehe. Damit die Möglichkeit besteht, daß auch nach seinem Scheiden sich dieser Liebeswille Gottes auf Erden durchsetze, verheißt er seinen Jüngern: „Wahrlich, ich sage euch: Was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein." Matth. 18, 18.

Und Matth. 16, 19 gibt er dem Petrus die Verheißung, daß er Macht haben werde, die Sünden zu vergeben, allein deshalb, weil er den Glauben gefunden hat, daß er der Messias sei: „Und will dir des Himmelreiches Schlüssel geben: alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch auf Erden los sein."

Daß Gott nicht in der kleinlichen Weise, die da erst von der Gerechtigkeit zur Liebe läuft, sondern wie ein Vater aus gütigem Vaterherzen heraus die Sünde vergibt, zeigt auch die schöne Geschichte vom verlorenen Sohn, Luk. 15; also wird Freude sein vor den Engeln Gottes über Einen Sünder, der Buße tut.

Digitized by Google

Gott verlangt nur, daß der Menſch mit einem reuigen und bußfertigen Herzen ihn bitte und ſelber bereit ſei, Liebe zu üben. Iſt dies der Fall, ſo vergibt er gerne die Sünde, wie Matth. 18, 21—35 zeigt.

Als die Jünger ihren Meiſter bitten, daß er ſie beten lehre, da lehrt er ſie: Vergib uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſeren Schuldigern.

Nun gibt es aber ein Wort Jeſu in den Evangelien, das unzweifelhaft die Lehre zu enthalten ſcheint, daß der Tod Jeſu die Bedeutung eines Erlöſertodes hat. Es iſt dies die Stelle Matth. 20, 28 mit der Parallele Mark. 10, 45. Die beiden Stellen heißen: „Gleichwie des Menſchen Sohn iſt nicht kommen, daß er ſich dienen laſſe, ſondern daß er diene und gebe ſein Leben zu ſeiner Erlöſung für viele." — „Denn auch des Menſchen Sohn iſt nicht kommen, daß er ſich dienen laſſe, ſondern daß er diene und gebe ſein Leben zur Bezahlung für viele."

Im griechiſchen Text lauten die Stellen völlig gleich. Für „Erlöſung" und „Bezahlung" ſteht dasſelbe Wort λύτρον, welches „Löſegeld" heißt.

Alſo hier ſagt Jeſus ausdrücklich, daß ſein Tod das Löſegeld für Viele bedeutet.

Aber betrachten wir den Zuſammenhang. Die ganze Stelle lautet: „Da trat zu ihm die Mutter der Kinder des Zebedäus mit ihren Söhnen, fiel vor ihm nieder und bat etwas von ihm. Und er ſprach zu ihr: Was willſt du? — Sie ſprach zu ihm: Laß dieſe meine zween Söhne ſitzen in deinem Reich, einen zu deiner Rechten, und den anderen zu deiner Linken. — Aber Jeſus antwortete und ſprach: Ihr wiſſet nicht, was ihr bittet. Könnet ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde, und euch taufen laſſen mit der Taufe, da ich mit getauft werde? — Sie ſprachen zu ihm: Ja, wohl. — Und er ſpricht zu ihnen: Meinen Kelch ſollt ihr zwar trinken, und mit der Taufe, da ich mit getauft werde, ſollt ihr getauft werden: aber das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, ſteht mir nicht zu, ſondern denen es bereitet iſt von meinem Vater. — Da das die Zehn höreten, wurden ſie unwillig über die zween Brüder. Aber Jeſus rief ſie zu ſich und ſprach: Ihr wiſſet, daß die weltlichen Fürſten herrſchen, und die Oberherren haben Gewalt. So ſoll es nicht ſein unter euch; ſondern ſo jemand will unter euch gewaltig ſein, der ſei euer Diener. Und wer da will der Vornehmſte ſein, der ſei euer Knecht. Gleichwie des Menſchen Sohn iſt nicht kommen,

Digitized by Google

daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele."

Wenn wir diese Stelle so im Zusammenhang gelesen haben, bleibt da der Eindruck, als ob Jesus sagen wollte, sein Tod sei ein Erlösungstod?

Ich denke nicht

Die ganze Stelle ist leicht verständlich, nur die letzten neun Worte wirken wie ein Fremdkörper, als gehörten sie nicht dazu. Aber wenn man sie auch dazu gehören läßt, so können sie doch zweifelsohne nicht den Sinn haben, den sie in der mittelalterlichen Theologie bekommen haben. Denn daß Jesu Tod denselben Wert habe, wie der Tod der Vielen und so für den Tod der Vielen eintrete, besagt das Wort sicherlich nicht. Es besagt auch nicht, daß er sein Leben deshalb hingibt, damit sie das ihre behalten, daß demzufolge sein Tod das Mittel der Erhaltung ihres Lebens ist.

Soviel können wir wohl, ohne zu irren, negativ sagen. Und wenn wir eine positive Erklärung der Stelle versuchen wollen, so kann ich keinen andern Sinn finden, als den, daß die letzten Worte „und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele" nur eine Verstärkung der vorangegangenen „daß er diene" sind.

Jesu redet in dem ganzen Abschnitt von der dienenden Liebe und zeigt seinen Jüngern, daß darin das Wesen eines Jüngers besteht, daß er dienende Liebe habe. Denn auch er, ihr Meister, habe ja keine messianischen Herrschergelüste gehabt, sondern sei ganz von dienender Liebe erfüllt gewesen. Und diese seine dienende Liebe sei so groß, daß sie selbst vor dem Tode nicht zurückbebe. „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde", sagt er Joh. 15, 13.

Warum starb Jesus aber denn nun?

Einmal starb er deshalb, weil jeder, der vom Weibe geboren ist, sterben muß. Der Tod ist doch auch wahrlich nichts Schreckliches, sondern das aufs sehnlichste zu erstrebende Ziel des Menschenlebens. Nur darum, weil den meisten Menschen mit dem Tode das Gefühl des Entsetzlichen verbunden ist, erscheint vielen der Tod Jesu als etwas, was ihm einen Teil seiner Ehre und Höhe nimmt.

Ferner starb Jesus deshalb, weil er die Menschen lehren wollte, daß man das irdische Leben für nichts achten muß, wenn es gilt, das himmlische zu gewinnen.

Und drittens starb er deshalb, weil er, der Reine und Heiligste und ganz von der Liebe Erfüllte, die heiligste und reinste Tat voll-

Digitized by Google

bringen wollte, die nur zwischen Himmel und Erde getan werden konnte. „Liebe ist stark wie der Tod", heißt es ja schon im Alten Testamente. Ja, die Liebe ist stärker wie der Tod, ist das Stärkste, Höchste, was es gibt im Himmel und auf Erden. Und dieses Höchste mußte Jesus die Menschen lehren, wenn seine Mission vollkommen sein sollte.

Es ist das wohl nicht zu bezweifeln, daß von allen Menschenkindern, die je über die Erde gegangen sind, keiner edler und heiliger war, als Jesus. Er hat den Menschen ein Beispiel höchster Sittlichkeit gegeben, das nicht übertroffen werden kann.

Da man nun Sittlichkeit einem Menschen nicht oder doch nur sehr unvollkommen durch Worte lehren kann, sondern in wirkungsvoller Weise nur durch das eigene Beispiel, so ist Jesus auch der höchste Lehrer der Sittlichkeit. Seine Person ist so hoch und einzigartig, daß er das höchste und edelste aller menschlichen Gefühle auslöst, das der Liebe. Eine Seele, deren Urgrund rein ist bezw. ein Sehnen nach Reinheit birgt, wird nicht anders können, als Jesum lieben. Und zwar wird diese Liebe heiliger sein, als Menschenliebe je gewesen ist, heiliger selbst als Mutterliebe, weil keine irdischen Bande sie geflochten haben. Wie groß, wie heilig und wie so bis in den innersten Winkel das Menschenherz füllend sie sein kann, zeigen jene frommen Männer und Frauen des Mittelalters, ein Bernhard von Clairvaux, Meister Eckhardt von Straßburg, Johann Tauler und, um ein Beispiel aus der Neuzeit zu nehmen, wohl auch Booth, der General der Heilsarmee.

Der, den man liebt, ist nun auch der beste Lehrer. Wen man liebt, dem gehorcht man gern, den nimmt man sich gern zum Vorbild, der hat viel größeren Einfluß, als einer, den man vielleicht nur bewundert. Das Herz des Menschen kann eben nur durch ein Gefühl des Herzens bezwungen werden. Und daß die Liebe das einzige aller menschlichen Gefühle ist, das dem Menschen die Kraft verleiht, sich selbst zu überwinden, bedarf keines Beweises. Wir sehen es ja täglich an jeder zärtlichen Gattin, die um des Geliebten willen nicht nur willig ist, ihr Eigenleben, ihre Individualität aufzugeben, sondern die sogar ihr Glück findet in ihrer dienenden und opfernden Liebe.

Welch Abschnitt des Lebens Jesu ist es aber nun, der das Menschenherz am meisten packt, der in ihm das himmlischste aller Gefühle, die wunderbarste Liebe entzündet? — Ist es das kleine Kind in der Krippe zu Bethlehem, oder der kluge Knabe im Tempel

Digitized by Google

oder der gewaltige Prediger, oder der mächtige Mann, der den Lazarus auferweckt?

Nein. Ich denke, das ist die Leidensgeschichte.

Wo gibt es wohl in der ganzen Welt ein Gedicht, ein Buch, ein Bild, das das Herz so ergriffe, wie jene Geschichte in Gethsemane oder die wenigen Worte am Kreuz?

„Könnet ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? — Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? — Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun. — Wahrlich, ich sage dir: heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein. — Siehe, das ist deine Mutter; siehe, das ist dein Sohn. — Mich dürstet. — Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. — Es ist vollbracht." —

Wo gibt es etwas, das eine gleiche Wirkung hervorbringen könnte, wie diese wenigen Worte? — Wo gibt es einen, den man mehr lieben könnte als den, der diese Worte gesprochen hat? — Wo gibt es einen, dem man sich so ganz hingeben, so bis auf den letzten Rest seine Seele schenken möchte, wie der Gekreuzigte auf Golgatha?

Wir haben vorhin von der Wirkung gelesen, welche die Leidensgeschichte auf Diderot ausgeübt hat. Und in der Tat: Nicht der gewaltige Prediger und Wundertäter ist es, dem die Menschen ihre Seelen schenken, sondern der leidende und sterbende Heiland.

Wie die Sonnenstrahlen im schlummernden Blütenkelch die Kraft wecken, sich zu leuchtender Blüte und zu süßem Duft zu entfalten, so gehen Strahlen aus von Christi Kreuz, die in unserem Herzen Gefühle erwecken, welche auf keine andere Art in ihm erweckt werden können. Und wer sich das Geschenk macht, sich dieser von dem leidenden und sterbenden Heiland ausgehenden Gewalt ganz hinzugeben, der hat in sein Herz nicht ein neues Irdisches, sondern etwas Himmlisches hineinbekommen. Von himmlischer Liebe ist sein Herz erfüllt, die wunderbarer ist, als das Wunderbarste, was es sonst noch in der Welt gibt. Eine unendliche Ruhe, eine unendliche Seligkeit, ein unendlicher Friede erfüllt seine Seele, dem gegenüber auch das Schönste der Welt erblassen muß.

Wem diese Liebe zu der unendlich heiligen Gestalt Christi am Kreuz ganz die Seele füllt, der ist selig; der kann dann auch in schrankenloser Hingabe seine Seele niederlegen unter Jesu Kreuz, in der Gewißheit, daß der Heiland, der zu dem armen Schächer gesagt hat: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein", auch seine Seele dort nicht wird liegen lassen.

Digitized by Google

Christus hat uns von der Sünde erlöst durch Liebe: und durch Liebe allein können wir uns erlösen lassen.

Christus hat uns geliebt, und wir müssen ihn wiederlieben. Christus hat uns Gottes Wesen erkennen gelehrt und hat Gottes Willen getan. Er hat uns gelehrt, daß wir nur dadurch Kinder Gottes werden können, daß wir Gottes Willen tun. Gottes Wesen und Gottes Wille ist Liebe.

„Niemand hat Gott jemals gesehen. So wir uns unter einander lieben, so bleibet Gott in uns — Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm." Diese Worte des Johannes lösen uns das Rätsel der Erlösung der Menschheit, und nicht Anselm von Canterbury.

Und diese Liebe zu Gott ist auch stark genug, uns die Schrecken des Todes zu nehmen. Wem Gott Vater geworden ist und Christus der heilige Geliebte seiner Seele, der zittert nicht, wenn er stirbt.

Und wem Gott Vater geworden ist und Christus der heilige Geliebte seiner Seele, der gibt sich auch nicht den wilden Instinkten seiner Natürlichkeit hin, sondern weiß, daß ihm dies Leben gegeben ist, daß er reiner werde und er seine Seele erfülle mit Liebe, „die da ist das Band der Vollkommenheit".

Zufällig fällt mir ein Brief Tolstois in die Hände, in dem er sich über die Erlösungslehre ausspricht. Er ist zu interessant, als daß man ihn nicht ein wenig bekannt machen sollte. Er lautet:

8. Februar 1910, Jaßnaja Poljana.

An K. A. Klischewsky!

Ich halte die Lehre, die Sie mir in Ihrem Schreiben dargelegt haben — von der Sündenerlösung der Menschen —, für einen der allersinnlosesten, unverständlichsten, durch nichts zu motivierenden und außerdem für das sittliche Leben der Menschen schädlichen, groben Aberglauben. Ich meine das deshalb, weil die Geschichte von der Sünde der ersten Menschen, für die Gott alle Menschen gestraft haben soll, eine grobe, dumme und frivole Fabel ist, die die Menschen schon längst vergessen haben sollten. Gott ist Liebe, und das Leben, das er dem Menschen gegeben, ist ein Gut, das sie immer bekommen, sobald sie nur den Willen des Spenders erfüllen. Darum haben es die Menschen nicht nötig, durch irgend etwas erlöst zu werden und bedürfen keines Blutes des Heilandes, sondern haben nur nötig, den Willen Gottes zu

Digitized by Google

erfüllen. Der Wille Gottes besteht aber darin, daß die Menschen sich untereinander lieben und so die Liebe in sich vermehren. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm." 1. Joh. 4, 16. Und Christus hat dem Pharisäer nicht gesagt, daß das Hauptgebot darin bestände, an irgendein Blut zu glauben, sondern klar, verständlich und einfach hat er gesagt: Liebe Gott und den Nächsten! Darin besteht das ganze Gesetz. Hier haben Sie meinen Standpunkt. Ausführlicher finden Sie das in allen meinen letzten Schriften.

Leo Tolstoi."

Mitgeteilt von W. L. Jack, Pastor in Astrachanka (Rußland), in Nr. 48 der „Reformation" vom 1. Dezember 1912.

Mit kurzen, scharfen und klaren Worten hat hier der russische Gottsucher ein vernichtendes Urteil über die Satisfaktionstheorie gesprochen.

Wenn ja die Lehre Anselms durch ihren Scharfsinn im ersten Augenblick auch imponiert, so erkennt man doch bei näherem Zusehen, daß sie überscharfsinnig ist. Und deshalb wäre es wirklich an der Zeit, daß man dies Stück Mittelalter begrabe. Wenn man schon glaubt, daß unsere Zeit nicht die Fähigkeit habe, Dogmen zu formulieren, sondern daß diese Arbeit vom Mittelalter geleistet worden sei, so wüßte ich ein anderes Wort des Mittelalters, das auch noch für unsere Zeit seine Wahrheit hat. Es ist das Wort Bernhards von Clairvaux: „**Tantum Deus cognoscitur, quantum diligitur.**"

Digitized by Google

Die jüngsten Arbeitskämpfe in England.

Von

Dr. Charlotte Leubuscher.

Nachdem die stürmischen Zeiten der Chartistenbewegung überwunden waren, hatte es jahrzehntelang den Anschein, als ob die Arbeiterbewegung in England andere Bahnen einschlagen würde, als in den Industriestaaten des Kontinents, als ob sie unter Ablehnung der Idee des Klassenkampfes ihr Ziel ausschließlich auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung verfolgen und einer friedlichen Entwicklung zustreben würde.

Einerseits ermöglichte es die Ausnahmestellung des britischen Reiches, die der englischen Industrie reiche Gewinne zuführte, den Unternehmern, das Verlangen der Arbeiter nach Lohnerhöhungen und sonstigen Verbesserungen in hohem Maße zu erfüllen, so daß die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit gemildert wurden; andererseits war die politische Konstellation, das parlamentarische Zweiparteiensystem, dem Arbeiterstand günstig. Konservative wie Liberale waren bestrebt, die Arbeiterstimmen für sich zu gewinnen, und kamen daher den Forderungen der Arbeiter, namentlich in bezug auf den Arbeiterschutz und auf die rechtliche Stellung der Gewerkvereine, sehr weit entgegen. Angesichts dieser Bereitwilligkeit kam unter den englischen Arbeitern der Gedanke an eine eigene, unabhängige Partei, die wie auf dem Kontinent die selbständige Vertretung der Arbeiterinteressen überwachen und von sozialistischen Zielen geleitet wurde, nicht auf.

Gleichzeitig verloren die Berufsorganisationen der Arbeiter mehr und mehr ihren Charakter als Kampfvereine und sahen ihre Hauptaufgabe darin, mit den Arbeitgebern in gemeinsamen Ausschüssen und Einigungsämtern die Arbeitsbedingungen für ihr Gewerbe auf eine bestimmte Periode zu vereinbaren. Die Methoden

Digitized by Google

der kollektiven Vertragschließung wurden immer mehr als der normale Weg zur Festsetzung der Arbeitsbedingungen und zum Austrag von Differenzen angesehen; Streiks begann man als eine Waffe zu betrachten, zu der erst dann gegriffen wurde, nachdem alle Mittel der friedlichen Verständigung erschöpft waren, die Perioden schwerer sozialer Kämpfe und Erschütterungen, wie sie die Chartistenbewegung und die anderen revolutionär-sozialistischen Ausbrüche in den dreißiger und vierziger Jahren gezeitigt hatten, schienen von der englischen Arbeiterbewegung wie eine Kinderkrankheit überwunden zu sein, und eine Entwicklung, die immer mehr in die Richtung des sozialen Friedens führte, schien bevorzustehen. 1872 schrieb Brentano:*) „Uebrigens erkennen die englischen Gewerkvereine das an sich Verwerfliche der Arbeitseinstellungen heute vollständig an. Während sie ursprünglich aus den Koalitionen der Arbeiter bei Auflösung der alten Ordnung hervorgingen und für lange Zeit ihre Tätigkeit in Arbeitseinstellungen erschöpften, sind diese heute nur mehr das Mittel, zu welchem sie in den äußersten Fällen greifen, nachdem jede andere Lösung einer Streitigkeit fehlschlug. „„Arbeitseinstellungen", sagt z. B. der als Arbeiterführer auch in deutschen Zeitungen oft genannte Odger, „sind für die soziale Welt, was Kriege für die politische Welt. Sie werden Verbrechen, außer wenn durch die absolute Notwendigkeit hervorgerufen.""

Die weitverbreiteten Arbeitsunruhen Ende der achtziger und anfangs der neunziger Jahre, die in dem Londoner Dockstreik von 1889 ihren Mittelpunkt hatten und den „Neu-Unionismus" heraufführten, schienen dieser Anschauung von der ruhigen und friedlichen Entwicklung der englischen Arbeiterbewegung nicht zu widersprechen, sondern sie vielmehr zu bestätigen. Gingen sie doch von der ungelernten und schlecht organisierten Arbeiterschaft aus, die von der Gewerkvereinsbewegung bisher vernachlässigt worden war und daher die Vorzüge der kollektiven Vertragschließung nicht kennen gelernt hatte. Nachdem sie sich in Gewerkvereinen zusammengeschlossen und damit Organe zur Vertretung ihrer Interessen geschaffen hatten, war auch für sie eine Hebung ihrer Lage auf dem Wege friedlicher Vereinbarungen zu erhoffen.

Die folgenden anderthalb Jahrzehnte waren, abgesehen von wenigen Unterbrechungen, wie einem Ausstand im Schuhgewerbe 1895 und einer allgemeinen Aussperrung im Maschinenbau 1897/98,

*) Preußische Jahrbücher, „Die Gewerkvereine im Verhältnis zur Arbeitsgesetzgebung."

Digitized by Google

eine Zeit industriellen Friedens, in der die Methoden der kollektiven Vertragschließung und Einigung eine weitere Ausbildung erfuhren. In dieser ruhigen Entwicklung trat jedoch 1910 ein Wendepunkt ein, wie ein Blick auf die offizielle Streikstatistik zeigt. Die im Vergleich zu den Arbeitskämpfen früherer Jahre außerordentliche Ausdehnung der jüngsten Streiks geht besonders aus der Zahl der davon betroffenen Arbeiter hervor. Sie betrug 1910 515 165 und stieg in dem Streikjahr 1911 auf 931 050; für 1912, für das abschließende Ziffern noch nicht vorliegen, wird sie auf über 1 300 000 berechnet.

Jahr	Zahl der Arbeitskämpfe	Zahl der davon betroffenen Arbeiter	Dauer der Arbeitskämpfe in Arbeitstagen
1894	929	325 248	9 529 010
1895	745	263 123	5 724 670
1896	926	198 190	3 746 368
1897	864	230 267	10 345 523
1898	711	253 907	15 289 478
1899	719	180 217	2 516 416
1900	648	188 538	3 152 694
1901	642	179 546	3 498 288
1902	442	256 667	3 082 291
1903	387	116 901	1 443 781
1904	355	87 208	1 316 686
1905	358	93 502	2 295 973
1906	486	217 773	2 570 950
1907	601	147 498	1 878 679
1908	399	295 507	10 632 638
1909	436	300 819	2 560 425
1910	531	515 165	9 545 531
1911	864	931 050	7 552 100

(Vergl. Reports on Strikes and Lock-Outs 1894—1912.)

Sofern es sich um ein Ringen der untersten, ungelernten Schichten der Arbeiterschaft um bessere Lebensbedingungen und um Behauptung ihrer Organisationsbestrebungen handelt, ist eine Parallele der jüngsten Unruhen mit den Arbeitskämpfen von 1889 und 1890 bis zu einem gewissen Grade berechtigt, aber es treten jetzt neue Züge hinzu, durch die sich die gegenwärtige Bewegung wesentlich von dem Aufkommen des „neuen Unionismus" unter-

Digitized by Google

scheidet, Züge, die fast wie ein Zurückgehen auf die Anfangsstadien der Arbeiterbewegung erscheinen, auf die Zeiten, da der Streik als die wichtigste, wenn nicht als die einzige Waffe von den Arbeitern angesehen wurde, mittels deren sie ihren Forderungen Geltung zu verschaffen vermochten.

Das Problem, das die englischen Arbeitskämpfe der letzten Jahre aufgeben, besteht in zweierlei: einmal darin, daß Gewerkvereine, die auf einer sehr niedrigen Stufe der Organisation stehen, die nur einen geringen Bruchteil der Arbeiter ihres Gewerbes umfassen und über sehr bescheidene Geldmittel verfügen, mit einer erstaunlichen Energie Arbeitskämpfe durchgeführt haben, die zum Teil mit unerwarteten Erfolgen der Arbeiter endeten; ein zweites überraschendes und problematisches Moment liegt darin, daß die Taktik dieser lose organisierten Vereine, die bisher eine untergeordnete Rolle in der Gewerkvereinsbewegung gespielt haben, augenscheinlich zurückwirkt auf die Politik der gutorganisierten Arbeiterschaft. Es hat den Anschein, als ob den Bewegungen der unteren Arbeiterschichten ein Gedanke zugrunde liegt, der den bisher herrschenden Anschauungen widerspricht, der Gedanke, daß es zur wirksamen Durchführung eines Arbeitskampfes nicht wohlgefügter, solider Organisationen bedarf, wenn nur in den Massen das Klassenbewußtsein und das Solidaritätsgefühl so gefestigt sind, daß sie im entscheidenden Augenblicke einmütig dem Rufe zur Arbeitseinstellung Folge leisten und im Kampfe ausharren, bis die Parole zu seiner Beendigung ergeht.

Es ist offenkundig, daß diese Kampfesmethode, die auf der Disziplin und dem Gehorsam großer, schlecht organisierter Massen aufgebaut ist, versagen muß, wenn sich der Kampf länger hinzieht und die dadurch verursachte Arbeits- und Verdienstlosigkeit fühlbar werden. Es ist daher von entscheidender Bedeutung für den Erfolg, den Angriffspunkt geschickt zu wählen, die Volkswirtschaft an so empfindlichen Stellen zu treffen, daß die Gesamtheit auf eine schnelle Beilegung des Kampfes dringt.

Werden wichtige nationale Dienste, wie die Nahrungsmittelzufuhr der Bevölkerung oder die Kanalisation der Großstädte, zum Stillstand gebracht, gefährdet ein Eisenbahnerstreik die Landesverteidigung, so sieht sich die Regierung als Organ des Gemeinwesens gezwungen, in die Arbeitskämpfe einzugreifen und auf eine schnelle Beilegung des Streiks hinzuwirken. Ein Friedensschluß, der durch das Eingreifen einer äußeren Macht herbeigeführt wird, ehe der Kampf auf Grund der wirtschaftlichen Machtverhältnisse entschieden

Digitized by Google

worden ist, muß aber immer im Interesse der Arbeiter sein bei einem Streik, bei dem sie, wie z. B. im Transportgewerbe, mächtigen monopolistischen Körperschaften gegenüberstehen, während sie selbst über keinen finanziellen Rückhalt verfügen und bei einem sich lange hinziehenden Kampf ausgehungert werden würden.

Von keiner Arbeiterkategorie kann eine derartige Taktik, deren Erfolg auf einer Terrorisierung des Gemeinwesens beruht, wirksamer angewendet werden als von den Transportarbeitern. Die Funktion, die der Verkehrsdienst und insbesondere der Faktor Arbeit in unserer heutigen Volkswirtschaft versieht, konnte nicht wirkungsvoller veranschaulicht werden, als es im Sommer 1911 in England geschah, wo plötzlich das ganze System von Verkehrsadern, das die Bevölkerungszentren mit ihrem täglichen Bedarf an Nahrungsmitteln versorgt, das der Industrie die Rohstoffe zuführt und den Weitertransport der Halbfabrikate und der fertigen Produkte vermittelt, das die Menschen ihrer Arbeitsstätte zuführt, an seinen wichtigsten Punkten versagte.

„Die Finger der Transportarbeiter waren", so erklärte stolz der Führer der Londoner Docker, Ben Tillett, „dem Wirtschaftsleben an der Kehle."

Es kann sich hier nicht darum handeln, die Ereignisse im einzelnen zu schildern, sondern es sei nur auf die für die gesamte Bewegung charakteristischen und bestimmenden Momente hingewiesen.

Entscheidend für den Gang der Ereignisse in der englischen Arbeiterwelt war der Ausgang der Bewegung, die den Auftakt der Arbeitskämpfe des Sommers 1911 bedeutete, des Ausstandes der Seeleute. Er wurde von dem Gewerkverein der Matrosen und Heizer eingeleitet, einer Organisation, die jahrelang ein Schattendasein geführt hatte und auch 1911 nach einer mehrjährigen sehr lebhaften Propaganda nur einen geringen Bruchteil der englischen Seeleute umfaßte. Als daher der Generalsekretär Havelock Wilson zu Pfingsten 1911 mit bestimmten Forderungen der Seeleute an den mächtigen Schiffahrtsverband herantrat und bei einer Ablehnung den Generalstreik der Seeleute in Aussicht stellte, wurde dieses Vorgehen auch in Arbeiterkreisen für nichts anderes gehalten als für einen ziemlich aussichtslosen Versuch, den Gewerkverein durch eine künstlich eingeleitete Aktion zu beleben und ihm neue Mitglieder zu gewinnen. Um so stärker war die Wirkung, als die Seeleute, nachdem die Arbeitgeber jede Verhandlung zurückgewiesen hatten, einmütig in allen großen Häfen in den Ausstand traten und als binnen

Digitized by Google

dreier Tagen auf 150 Schiffen ihre wichtigsten Forderungen bewilligt waren.

Dieser unerwartete Sieg einer Arbeiterkategorie, deren Lage wegen der Schwäche ihrer Organisation und wegen der wirtschaftlichen Machtstellung ihrer Arbeitgeber für aussichtslos gegolten hatte, wirkte auf die gesamte Welt der Transportarbeiter wie ein Signal zur Erhebung.

Die Gewerkvereine im Transportgewerbe, die meist im Anschluß an den Dockstreik von 1889 entstanden waren, litten neben den Schwächen, die allen Organisationen der ungelernten Arbeiter anhaften, geringer Zahlungsfähigkeit und Fluktuation der Mitglieder, vor allem an einer großen Zersplitterung und schwächten ihre Position durch die gegenseitige Rivalität. Für Docker allein existieren 16 verschiedene **Trade Unions.**

Im Frühjahr 1911 war es gelungen, eine allerdings sehr lockere Vereinigung dieser verschiedenen Organisationen in dem Nationalen Transportarbeiterverband zustande zu bringen. Die Initiative zu seiner Gründung ging aus von Ben Tillett, dem Generalsekretär der Londoner Dockarbeiter, der einer der Organisatoren des Dockstreiks von 1889 und stets einer der unruhigsten Köpfe der englischen Arbeiterbewegung gewesen war, und von seinem einstigen Kampfgenossen Tom Mann, der sich die Verbreitung syndikalistischer Ideen unter den englischen Arbeitern zur Aufgabe gemacht hat. In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „The Industrial Syndicalist" entwarf letzterer die Perspektive, die eine solidarische Aktion der Transportarbeiter eröffnete: „Sollte der Tag kommen, wenn alle in der Transportindustrie des Vereinigten Königreichs Beschäftigten zu mutiger Tat entschlossen sind, und sollte die Notwendigkeit eintreten für sie, sich zur Tat zu entschließen, dann wird ein Kampf stattfinden von solcher Ausdehnung, daß jedes Land der Erde davon betroffen werden würde.

Die Schiffahrt und die Eisenbahnen, Trambahnen und Droschken, Taxameter und Motoromnibusse, Automobile und Char-à-bancs, sie alle gehören zum Transportgewerbe, und ein Stillstand ihrer aller würde einfach allmächtig sein, alles zu erzwingen, was immer die Arbeiter wünschten; in drei Tagen würde das gesamte Leben Britanniens gelähmt sein, wie es keine andere Gewalt vermöchte, und wir gehen zielbewußt hierauf aus, wenn nicht schleunigst Besserung auf anderem Wege erreicht werden kann." *)

*) Ind. Syndicalist, Oktober 1910, „All Hail Solidarity."

Digitized by Google

Der Sturm, der im Sommer 1911 im ganzen Transportgewerbe losbrach, schien diese Erwartungen wenigstens zum Teil zu erfüllen. Von den Transportarbeitern sprang der Funke auf andere Gewerbe über, kaum war eine Einigung erzielt worden, so flammte ein neuer Kampf an einer anderen Stelle auf. Fast überall handelte es sich um spontane, unautorisierte Streikausbrüche, denen weder eine Ansage, noch die Formulierung bestimmter Forderungen vorausging.

Nirgends kamen der Geist der Revolte, der sich großer Volksschichten bemächtigt hatte, und die Entschlossenheit, im Kampfe bis zur Erreichung ihres Zieles auszuharren, mit solcher Wucht zum Ausdruck, als in dem Arbeitskampf, der eine Woche lang das Leben der Hauptstadt lähmte. Hier hatte Tillett im Namen der Docker ohne Befragung der übrigen Mitgliedervereine des Transportarbeiterverbandes eigenmächtig Forderungen an die Arbeitgeber des Hafens gestellt, aber trotzdem die nachträgliche Unterstützung aller übrigen Gewerkvereine, die Interessen im Hafen von London haben, gefunden, auch derjenigen der gelernten Arbeiter, wie der Stauer und der Leichtermänner. Auf Grund der darauffolgenden Verhandlungen mit den Arbeitgebern war Ende Juli ein Abkommen zwischen beiden Parteien zustande gekommen und für die Arbeiter von den Beamten der Gewerkvereine unterzeichnet worden.

Dieses Abkommen, das Lohnerhöhungen im Betrage von £ 150000—200000 für die Docker vorsah, wurde jedoch von diesen mit solcher Unzufriedenheit aufgenommen, daß die Führer sich am 1. August genötigt sahen, den Generalstreik der Transportarbeiter zu erklären, und daß binnen weniger Tage 77000 Arbeiter, organisierte und nicht organisierte, feierten; der gesamte, riesenhafte Schiffsverkehr auf der Themse von Tilbury bis London Bridge war wie auf ein einheitliches Kommando lahmgelegt.

Da die Versorgung Londons mit Lebensmitteln wesentlich auf der Zufuhr von der Wasserseite beruht, machten sich die Wirkungen des Streiks sehr bald geltend. Während die überseeischen Transporte von Gefrierfleisch, Gemüse und Obst im Hafen aufgehalten wurden, gingen die Vorräte auf den großen Märkten von Smithfield und Covent Garden schnell auf die Neige, dazu kam die Weigerung der Packer und Fuhrleute, den noch in den Lagerhäusern vorhandenen Vorrat nach den Verkaufsstellen zu bringen, und die Angestellten der Händler, die diese Arbeit übernehmen wollten, wurden von den Streikern daran gehindert; ebenso versagte das Personal auf dem großen Fischmarkt von Billingsgate den Dienst. Die Bäcker

Digitized by Google

beschlossen eine Erhöhung des Brotpreises wegen der Schwierigkeit, sich Mehl zu beschaffen, auch Kolonialwaren, Butter, Käse und Eier, die zu einem großen Teil aus Dänemark und aus Nordfrankreich nach London kommen, stiegen im Preise. Infolge des Ausstandes der Fuhrleute stockten vielfach der Landtransport und der Personenverkehr, besonders als sich die Angestellten der Trambahnen des Landoner Grafschaftsrates den Streikern anschlossen, und als die Motoromnibusse ihren Betrieb infolge von Knappheit an Petroleum verkürzen mußten.

Die Gefahr für die allgemeine Sicherheit und Gesundheit wurde jedoch noch erheblich gesteigert, als sich die Arbeiter der elektrischen Kraftstationen, der hydraulischen Werke und der Gasanstalten den Ausständigen zugesellten, als den städtischen Wasserwerken die Kohlen auszugehen begannen und die Kanalisation zu stocken drohte.

Das Streikkomitee gestattete indessen solche Dienste, die für die öffentliche Wohlfahrt unentbehrlich waren, wie Transporte von Eis für die Krankenhäuser, die Aufrechterhaltung der Kanalisation und die Versorgung von Schiffen mit Trinkwasser, auch wurde den Postbehörden auf ihr Nachsuchen erlaubt, zur Aufrechterhaltung des Paketdienstes durch ihre Kontraktfirmen Futter aus dem Hafen herbeischaffen zu lassen, gewiß ein Zustand, der geeignet war, die Macht des Faktors Arbeit im heutigen Wirtschaftsleben zu demonstrieren. „Das Zentrum des industriellen Englands war", wie Tillett stolz sagt, „nach Tower Hill, dem Standort des Streikkomitees, verlegt." *)

Angesichts einer derartigen Gefährdung allgemeiner Interessen sah sich die Regierung genötigt, ihre passive Haltung aufzugeben.

Während in Aldershot vor den Toren Londons ein starkes Truppenkontingent bereit stand, um sofort in die Hauptstadt zu marschieren, wenn die Polizei zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung nicht ausreichen sollte, fanden unter dem Vorsitz von Sir George Asquith vom Handelsamt Konferenzen zwischen den Parteien statt; es schien indessen zunächst, wie die „Times" schrieb, als ob das Handelsamt Wasser in ein hohles Faß schöpfte, denn kaum war eine Arbeiterkategorie befriedigt, so tauchte eine andere mit neuen Forderungen auf, und einmütig wurde die Parole des Transportarbeiterverbandes befolgt, nicht eher zur Arbeit zurückzukehren, bis die Ansprüche aller befriedigt seien. Doch gelang es den Be-

*) Ben Tillett, History of the London Transport Workers Strike 1911.

Digitized by Google

mühungen von Sir George Asquith schließlich, verschiedene Abkommen herbeizuführen, in denen sämtliche Arbeiterkategorien bedeutende Zugeständnisse erhielten.

Daß diese Erfolge der Arbeiter wesentlich der durch das Eingreifen der Regierung bewirkten schnellen Beilegung des Streiks zu danken waren, bewies der Verlauf des zweiten Londoner Transportarbeiterstreiks, der unter Mißachtung der im Vorjahre geschlossenen Verträge im Sommer 1912 ausbrach. Es gelang den Arbeitgebern des Hafens, sich genügend Arbeitskräfte zu beschaffen, so daß die Wirkungen des Arbeitskampfes der Gesamtheit kaum fühlbar wurden. Die Regierung, die sich der Gefahr einer ad hoc Gesetzgebung und einer ständigen Einmischung ihrer Organe in die wirtschaftlichen Kämpfe der Interessenten wohl bewußt war, wies es dieses Mal zurück, einen Zwang zur Beendigung auszuüben, die nicht wie im Vorjahre durch das Interesse der Allgemeinheit geboten war. Die Folge war, daß der fast 3 Monate währende Arbeitskampf mit einer völligen Aushungerung der Arbeiter und mit ihrer bedingungslosen Rückkehr zur Arbeit endete.

Ein zweites Problem der jüngsten englischen Arbeitskämpfe liegt darin, daß die Taktik der schlecht organisierten untersten Schichten eine unverkennbare Rückwirkung auf das Vorgehen der gutorganisierten Arbeiter übt, daß auch sie vielfach der Waffe des Streiks mehr Vertrauen entgegenbringen, als friedlichen Verhandlungen in Einigungsämtern, und daß auch ihre Kämpfe durch staatliches Eingreifen beendigt werden, obwohl sie bisher gewohnt waren, ihre Differenzen mit den Arbeitgebern selbständig durch ihre Organisationen zu regeln und auch heute noch in ihrer Mehrheit einer staatlichen Intervention ablehnend gegenüberstehen.*)

Obgleich die leitenden Stellen des Transportarbeiterverbandes mit Gewerkvereinsbeamten der Stauer und der Leichtermänner, d. h. gelernter und gutorganisierter Arbeiter, besetzt sind, traten diese in den Bewegungen der Jahre 1911/12 völlig hinter den zum großen Teil ungelernten Massen der Docker zurück, deren Führer, Ben Tillett, eine unumschränkte Kommandogewalt über die Politik des Verbandes ausübte. Ja, der Transportarbeiterstreik des Jahres 1912 entwickelte sich aus einem ganz unbedeutenden Konflikt des Vereins der Leichtermänner, einer äußerst straff organisierten, zunftartig geschlossenen Korporation, die ihren Ursprung auf das Jahr

*) Vergl. die Verhandlungen des Gewerkvereins-Kongresses zu Newport, September 1912.

Digitized by Google

1514 zurückführt, und die jetzt dieselbe Taktik befolgte, die im Vorjahre erfolgreich von den ungelernten Arbeitern angewendet worden war.

Wo die Kämpfe der organisierten Arbeiterschaft auf der einen, dem organisierten Unternehmertum auf der anderen Seite solche Dimensionen annehmen, daß allgemeine nationale Interessen gefährdet werden, sieht sich die Regierung gezwungen, einzugreifen und Frieden zu gebieten, auch gegen den Willen der beteiligten Arbeiterorganisationen. Die Bergleute, die bestorganisierte Kategorie der englischen Arbeiterschaft, die auf die älteste gewerkschaftliche Tradition zurückblickt, waren von jeher Gegner der staatlichen Schiedssprechung in jeder Form, und noch auf dem letzten Gewerkvereinskongreß im September 1912 haben ihre Wortführer diesen Standpunkt mit großer Schärfe betont. Dennoch führte der von ihnen begonnene Kampf um einen Minimallohn im Frühjahr 1912 zu einem Gesetzesakt, welcher der staatlichen Lohnfixierung und dem obligatorischen Schiedsverfahren sehr nahe kommt.*)

Erst nach längerer Wirksamkeit dieser gesetzgeberischen Maßnahmen wird ein Urteil darüber möglich sein, ob sie ihren Zweck, die Erhaltung des sozialen Friedens oder wenigstens eine Milderung der Konflikte zwischen Arbeit und Kapital, zu erfüllen vermögen; heute sind sie für die entwickelten Industriestaaten der alten Welt noch sozialpolitische Experimente.

Doch verdient die gegenwärtige Entwicklungsphase der englischen Arbeiterbewegung ernste Aufmerksamkeit auch bei uns, denn seit Jahrzehnten hat England, das Geburtsland des Industrialismus und der modernen Arbeiterorganisationen, den Weg gewiesen, auf dem ihm die Industriestaaten des Kontinents gefolgt sind. Die englische Entwicklung erscheint für Deutschland um so beachtenswerter, wenn man gleichzeitig die Vorgänge betrachtet, die sich augenblicklich in der deutschen Arbeiterbewegung abspielen.

Während der Gedanke des politischen Massenstreiks in der sozialdemokratischen Partei nach mehrjähriger Ruhe von neuem lebhaft diskutiert wird, ereignen sich in der deutschen Gewerkschaftsbewegung Vorgänge, die ungleich wichtiger sind, als diese theoretischen Erörterungen der Parteihäupter, weil sie zeigen, daß auch bei uns heute die Massen der treibende Faktor sind, deren Drängen die Autorität der Führer nicht immer standzuhalten vermag.

*) Für den Fall, daß sich die Parteien in den Distriktsausschüssen nicht einigen können, ist vorgesehen, daß der Minimallohn vom Handelsamt bestimmt wird, und daß der so normierte Lohnsatz Gesetzeskraft haben soll.

Digitized by Google

Gegen den ausgesprochenen Willen der Gewerkschaftsleitung, die mit den Arbeitgebern in Unterhandlung stand, sind die Hamburger Werftarbeiter in den Ausstand getreten, und die lokalen Unterstützungskassen haben dieses Vorgehen durch Auszahlung von Streikgeldern gefördert im Gegensatz zur Zentralleitung. Hat auch auf der außerordentlichen Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiterverbandes die überwältigende Mehrheit (126 gegen 18) der Delegierten den Streik verurteilt und seine sofortige Beendigung verlangt, so war doch diesmal nach dem Ausspruche des Verbandsvorsitzenden die Zahl der Ausständigen eine viel größere als bei früheren sog. „wilden Streiks", und der Vorfall beweist, daß der Gedanke der direkten Aktion unter den deutschen Arbeitern Anhänger besitzt, und daß die Unzufriedenheit mit der vorsichtigen Taktik oder, wie sich einer der Wortführer der Hamburger ausdrückte, mit der „Diktatur" der großen Zentralverbände bereits eine Spannkraft erreicht hat, die Taten auszulösen vermag.

Nachtrag.

In der jüngsten Zeit (Sommer und Herbst 1913) haben sich in England Ereignisse abgespielt, die zeigen, daß die neue gewerkschaftliche Politik in weiteren Kreisen der englischen Arbeiter Anhänger gefunden hat. Als deren charakteristische Züge sind die oft erstaunlichen Erfolge ganz unvollkommen organisierter Arbeiterkategorien dank der geschickten Wahl ihres Angriffspunktes und die offenkundige Rückwirkung dieses Vorgehens auf die gutorganisierte Arbeiterschaft anzusehen.

Seit einigen Monaten macht sich von neuem eine weitverbreitete Kampfeslust unter der Arbeiterschaft des Landes in den verschiedensten Gewerben geltend, werden industrielle Streitigkeiten, oft über Fragen von untergeordneter Bedeutung, akut und beunruhigen das Wirtschaftsleben, auch wo sie keine tieferen volkswirtschaftlichen Wirkungen ausüben. Die Anhänger einer Streikpolitik sind jedoch nicht auf die Arbeiterklasse beschränkt, sondern finden sich auch, ähnlich wie in Frankreich, unter einzelnen Kategorien der niederen Beamtenschaft; so haben kürzlich mehrere stark besuchte Versammlungen von unteren Postbeamten, die mit den Ergebnissen eines zur Untersuchung ihrer Lage eingesetzten parlamentarischen Ausschusses unzufrieden waren, erklärt, ihren Forderungen durch eine Arbeitseinstellung Geltung verschaffen zu wollen, wenn ihnen auf anderem Wege keine Abhilfe ihrer Beschwerden würde.

Digitized by Google

Bemerkenswert ist bei den jüngsten Arbeitskämpfen die immer deutlicher hervortretende Neigung, die Basis des Kampfes auszudehnen, indem ganz unbeteiligte Arbeitergruppen in einen Konflikt gezogen werden. Als im September in der Industriestadt Stockport zwischen den städtischen Behörden und den Angestellten des Gaswerkes Differenzen ausbrachen, streikten nicht nur die unmittelbar davon betroffenen Arbeiter, so daß mehrere Wochen lang die Straßen der Stadt nicht beleuchtet werden konnten, sondern gleichzeitig legten Angestellte und Arbeiter in den verschiedensten Zweigen des städtischen Dienstes die Arbeit nieder, Straßenkehrer, Trambahnschaffner, Aufseher in den städtischen Parks, Angestellte der Wasserwerke und der Kanalisationsanlagen. Nur mit Mühe gelang es den kommunalen Behörden, mit Hilfe von Arbeitswilligen die für das Wohlergehen der Bevölkerung unentbehrlichen Dienste fortzuführen und die Einwohnerschaft vor schweren wirtschaftlichen und gesundheitlichen Schädigungen zu bewahren, die ihr aus einem Versagen dieser gemeinnötigen städtischen Betriebe drohten.

Um eine Anwendung des Sympathiestreiks in großem Stile handelt es sich vor allem bei dem Arbeitskampf, der seit Ende August das Wirtschaftsleben Dublins lähmt. Der Kampf entwickelte sich aus einem Konflikt zwischen der Direktion der städtischen Trambahnen und ihren Angestellten, bei dem es zu Ausschreitungen der Streikenden und zu heftigen Zusammenstößen mit der Polizei kam; er nahm jedoch sehr bald größere Dimensionen an, als zahlreiche Mitglieder des irischen Transportarbeitervereins, dem neben den eigentlichen Transportarbeitern viele meist ungelernte Arbeiter anderer Industrien wie auch Landarbeiter angehören, zur Unterstützung der Trambahnschaffner in den Ausstand traten oder, soweit sie im Güterverkehr tätig waren, sich weigerten, Waren zu befördern, die von einer Firma stammten, deren Arbeiter streikten oder ausgesperrt waren, ein Vorgehen, das einer Streikerklärung gleichkam und eine allgemeine Desorganisation des Transportwesens zur Folge haben mußte. Der Arbeitskampf gewann an Ausdehnung und an Schärfe, als die Arbeitgeber der Stadt mit Verhängung einer allgemeinen Aussperrung über *alle* Mitglieder des Transportarbeitervereins antworteten und sich gegenseitig verpflichteten, kein Mitglied dieser Arbeiterorganisation wieder einzustellen; eine derartige Maßnahme sei, so hieß es in ihrer Kundgebung, das einzige Mittel, um den „gegenwärtigen unerträglichen Zustand, der eine Bedrohung jeglicher industriellen Organisation sei", zu beenden. Da die Arbeitgeber die Wiederannahme

Digitized by Google

der Arbeiter von einem förmlichen, von jedem einzelnen Arbeiter unterschriebenen Verzicht auf die Zugehörigkeit zum Transportarbeiterverein abhängig machten, während sich die Arbeiter ebenso hartnäckig weigerten, die Verbindung mit dieser Organisation aufzugeben, scheiterte jeder Vermittlungsversuch, der von amtlicher wie von privater Seite unternommen wurde. Eine Zeit lang schien es, als ob der Kampf auch nach England übergreifen würde, denn plötzlich legten mehrere Tausend Eisenbahner in Liverpool, Manchester, Birmingham und anderen Verkehrszentren „aus Sympathie" mit den irischen Streikenden die Arbeit nieder, nahmen sie jedoch auf ein Machtwort ihres Gewerkvereins nach einigen Tagen wieder auf.

Die Kommission, die von der Regierung zur Untersuchung und zur Schlichtung des Kampfes unter dem Vorsitz von Sir George Askwith in Dublin eingesetzt worden war, kehrte unverrichteter Sache nach England zurück. In ihrem Bericht verurteilt sie das Verhalten der Arbeitgeber als zu schroff und bezeichnet ihre Forderung als einen Angriff auf die persönliche Freiheit der Arbeiter; gleichzeitig weist sie auf die Gefahren hin, die dem Gemeinwesen drohen, wenn der Sympathiestreik weitere Annahme unter der Arbeiterschaft finden sollte. „Kein Gemeinwesen könnte bestehen, wenn die Zuhilfenahme des Sympathiestreiks die allgemein anerkannte Politik des Trade-Unionismus werden sollte, da infolge der engen Verknüpfung der verschiedenen Industriezweige selbst Streitfälle, die ein einzelnes Individuum betreffen, sich ins Unabsehbare ausdehnen würden".

Diese Warnung wurde in einem Augenblick erlassen, als deutliche Anzeichen dafür sprachen, daß die neue Kampfesmethode nicht auf die ungelernten, schlecht organisierten Schichten beschränkt ist, sondern mehr und mehr an Boden unter den Mitgliedern der alten festgefügten Organisationen gewinnt und ihre gewerkschaftliche Politik beeinflußt.

Die gesamte Baumwollspinnerei Lancashires nebst den von ihr abhängigen Gewerben drohte zum Stillstand zu kommen infolge des halsstarrigen Verhaltens einer „entschlossenen Minderheit" von Spinnern, die neun Wochen lang gegen den Willen der Mehrheit und der offiziellen Leiter ihres Verbandes in einem auf eigene Hand begonnenen Streik verharrten, ein Vorgehen, das nach dem „Manchester Guardian" „tatsächlich auf eine Meuterei gegen die oberste gewerkschaftliche Autorität" hinauslief.

Während sich jedoch die kriegerischen Elemente unter den Textilarbeitern, jener in politischen wie in industriellen Fragen von jeher

Digitized by Google

konservativ gerichteten Gruppe der organisierten Arbeiterschaft, in der Minderheit befinden und es den Leitern des Spinnerverbandes im Hinblick auf die von den Arbeitgebern angedrohte allgemeine Aussperrung gelang, die Widerspenstigen in ihren eigenen Reihen zum Einlenken zu bringen, haben kürzlich die Kundgebungen auf der Konferenz der Federation der Bergleute Großbritanniens in Scarborough gezeigt, daß sich diese wichtige und sehr zahlreiche Arbeiterkategorie in ihrer überwältigenden Mehrheit zur direkten Aktion und zum Sympathiestreik bekennt. Gegen eine Stimme wurde eine Resolution angenommen, in der die Exekutive des Verbandes aufgefordert wird, mit der Leitung anderer großer Gewerkvereine in Verbindung zu treten zwecks Einleitung gemeinschaftlicher Aktion zur gegenseitigen Unterstützung ihrer Forderungen. Die Debatte, die über diesen Gegenstand stattfand, beweist, daß man mit der Annahme einer derartigen Resolution bewußt neue Bahnen in der Politik der Bergarbeiterorganisation einschlagen wollte. Der Antragsteller begründete die Resolution damit, daß die bisherigen Versuche der Gewerkvereine, die Lage der arbeitenden Klasse zu heben, an Planlosigkeit gelitten hätten, und daß der Krieg gegen den Kapitalismus in Zukunft „auf wissenschaftlicher Grundlage" geführt werde müsse. Ein anderer Redner sprach offen aus, daß man mit der Verbindung von Arbeitern verschiedener Industrien den Generalstreik anstrebe, und sah darin die einzige wirksame Waffe für die Arbeiter gegenüber dem sich immer fester zusammenschließenden Unternehmertum.

In erster Linie planen die Bergarbeiter ein Zusammengehen mit den Eisenbahnern und den Hafenarbeitern, und die Vorgänge der letzten Jahre wie die Kundgebungen, die in jüngster Zeit aus den Kreisen dieser Arbeiterkategorien an die Oeffentlichkeit gedrungen sind, lassen darauf schließen, daß ihr Vorschlag bei ihnen eine günstige Aufnahme finden wird. Daß aber ein auch nur teilweise durchgeführter gleichzeitiger Streik dieser drei Arbeiterkategorien eine Katastrophe für die englische Volkswirtschaft bedeuten würde, kann kaum bezweifelt werden.

Die sozialen und wirtschaftlichen Spannungen und Gegensätze, die heute schroffer als je in England zutage treten und zu immer neuen Erschütterungen der englischen Volkswirtschaft führen, sind nicht nur der Ausdruck des sich mit zunehmender Schärfe ausprägenden Klassenbewußtseins und Solidaritätsgefühls der Arbeiter gegenüber dem kapitalistischen Unternehmertum, sondern auch eines

Digitized by Google

nicht minder heftigen Kampfes innerhalb der Arbeiterbewegung selbst zwischen den älteren, zur Besonnenheit mahnenden Führern, den Anhängern der bisher geübten offiziellen Gewerkschaftspolitik der kollektiven Vertragschließung, und den Männern der neuen Richtung, die im Streik die wirksamste Waffe zur Durchführung der Arbeiterforderungen sehen und bereit sind, überall dort von ihr Gebrauch zu machen, selbst unter Mißachtung geschlossener Verträge, wo ihnen ein Druck auf Unternehmertum und Gesamtheit Erfolg zu versprechen scheint.

Die Entscheidung in diesem Kampfe der Führer liegt letzten Endes bei dem **rank and file**, den Arbeitermassen; von ihnen wird es abhängen, ob die **Trade Unions** in Zukunft, im Sinne der bisher herrschenden Vorstellung, in erster Linie Organe der kollektiven Vertragschließung sein werden, geschaffen, um die Arbeiter bei Vereinbarung der Arbeitsbedingungen in gemeinsamen Ausschüssen mit den Arbeitgebern zu vertreten, oder Kampfesorganisationen, die ihren Lebenszweck in der Unterhaltung eines ständigen offenen oder versteckten Kriegszustandes gegen das Unternehmertum und gegen die bestehende Gesellschaftsordnung erblicken.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Goethes Urphänomene.

Das Auge war Goethes vorzüglichster Sinn. Er mußte alles gesehen haben, wobei er sich etwas denken sollte, und umgekehrt: er mochte nichts denken, nichts klar, bestimmt und pünktlich denken, was er nicht irgendwie anschauen konnte. Aus dem ersten erklärt sich der ungeheure Einfluß der italienischen Reise auf seine ganze Existenz: mit dem Auge wurde zugleich der innere Sinn, die Denkverfassung, ja die Gesinnung neugeboren. Aus dem zweiten entspringt die eigentümliche Art des Goethischen Genies: um so heller zu sehen, je klarer er dachte, und in der höchsten Klarheit des Denkens zugleich die höchste Helligkeit des Sehens zu besitzen.

Der regelmäßige Verlauf ist das nicht. Die Regel ist die, daß die Sichtbarkeit abnimmt in dem Maße, in welchem das Denken vorrückt, und schließlich, bei vollendetem Denken, ganz und gar verschwindet. Dies ist der gewöhnliche Zustand der Dinge, ja selbst, in gesteigerten Verhältnissen, der eigentlich wissenschaftliche Zustand, während das Goethische Bewußtsein dagegen als künstlerisches Vermögen zu gelten hat und längst als solches gewürdigt ist.

Das Lehrreiche ist nun, daß Goethe versucht hat, das künstlerische Prinzip der Denkanschaulichkeit mit allem Ernst und aller Strenge in die exakte Wissenschaft einzuführen und für dieselbe fruchtbar zu machen. Das bedeutendste methodische Resultat dieses Bestrebens ist der wichtige Begriff des Urphänomens, den alle Goetheleser kennen, der aber nicht leicht exakt zu bestimmen ist und eine gründliche Aufklärung wohl verträgt.

Diese ist ihm zuteil geworden durch die fleißige und tüchtige Untersuchung von Elisabeth Rotten, Goethes Urphänomen und die platonische Idee. Gießen, Töpelmann, 1913. Sie sei den Goethefreunden empfohlen; denn wenn sie gleich viel vom Leser fordert — und manchmal vielleicht mehr, als unbedingt zur Sache gehört —, so fühlt sich der Aufmerksame doch wieder reichlich genug durch sie gefördert, auch wo er nicht restlos zustimmen kann.

Was sind nun zunächst die Urphänomene, auf denen Goethes Auge ruht? Sie sollen die letzten Elemente der Forschung, ja nicht nur der

Digitized by Google

Forschung, sondern zugleich der erforschten und erforschlichen Dinge sein. Und zwar die sinnlich-sichtbaren Elemente, im Gegensatz zu den Abstraktionen der mathematisch-mechanischen Naturwissenschaft. In dieser Funktion sind die Urphänomene am richtigsten doppelt zu beschreiben. Von oben nach unten gesehen sind sie Grunderfahrungen, durch treue Beobachtung und faßliche Versuche ermittelte Grundtatsachen und -vorgänge, die durch ihr sinnenfälliges Dasein große Erscheinungsgebiete beleuchten, indem sie durch die Identität ihres Auftretens und ihrer Wiederkehr getrennte Erfahrungen anschaulich verbinden und zu gesetzlicher Einheit verknüpfen. Das Urphänomen ist eine letzte erreichbare, durch und durch symbolische Erscheinung — ein „Fall, der Tausende wert ist und sie alle in sich schließt". (Geschichte der Farbenlehre, unter Baco von Verulam.)

An zwei Beispielen hat Goethe sein Urphänomen besonders deutlich zu machen gewußt. Das eine ist die Entstehung der Farbe (wie Goethe sagt: der Farbenempfindung, wie es heißen muß) durch die Trübung des Lichts und ihre Abhängigkeit von der Trübung des Lichts*). Die gesetzmäßige Erzeugung der Farbenempfindung durch mediatisiertes Licht ist für Goethe ein Urphänomen, welches der Forschung Halt gebietet und ihr dafür die Möglichkeit liefert, alle mediatisierten Lichteffekte im voraus mit Sicherheit anzugeben.

Das andere Beispiel ist der Magnet, oder besser die Tatsache des Magnetismus. Denn diese meint Goethe, wenn er sagt: Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es dann auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen. — Das Urphänomen im Magnetismus ist für Goethe der Vorgang der Anziehung und Abstoßung, den er als universelle Bedingung jedes Lebenssystems betrachtet und unter dem Namen der Polarität als die eine große Triebfeder der Natur zur Anschauung und Anerkennung gebracht hat.

Das sind die Urphänomene von oben nach unten: sinnlich faßbare Vorgänge und Erscheinungen allgemein gesetzlicher Art, die nicht mehr abzuleiten sind, weil alles, was zur Erfahrung gehört, sich vielmehr aus ihnen ableitet und anschaulich zu begreifen ist.

Aus dieser Erkenntnis folgt unmittelbar die zweite Bestimmung der Urphänomene: daß sie, von unten nach oben gesehen, als Grenzerfahrungen zu gelten haben, als Endtatsachen und -vorgänge, die keiner weiteren anschaulichen Zergliederung fähig und darum still zu verehren sind. In diesem Sinne der Begrenztheit nach oben ist das Schöne für Goethe ein Urphänomen (Gespräch mit Eckermann vom 18. April 1827). Es ist nicht weiter zu analysieren, sondern nur ehrfürchtig anzuschauen. Denn „das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen, und wenn

*) In einem trüben oder künstlich getrübten Medium (Luft, Wasser usw) wird durchfallendes Licht nach der Stärke der Trübung gelb bis rot, auffallendes Licht blau bis zum Weißlichen hin empfunden.

Digitized by Google

ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein weiteres soll er nicht dahinter suchen: hier ist die Grenze" (zu Eckermann, den 18. Februar 1829). „Wir sind schon weit genug vorgedrungen, wenn wir zu den Urphänomenen gelangen, welche wir in ihrer unerforschlichen Herrlichkeit von Angesicht zu Angesicht anschauen und uns sodann wieder rückwärts in die Welt der Erscheinungen wenden, wo das in seiner Einfalt Unbegreifliche sich in tausend und aber tausend mannigfaltigen Erscheinungen bei aller Veränderlichkeit unverändert offenbart" (Besprechung von Noses mineralogischen Arbeiten W. A. II, 9, S. 195).

In der Farbenlehre heißen die Urphänomene dementsprechend „Grenzen des Schauens" (§ 177), und das mit Recht; denn „sie stehen unmittelbar an der Idee und erkennen nichts Irdisches über sich" (§ 741), wie es denn auch der Gottheit geziemt, sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, zu offenbaren (Gespräch mit Eckermann vom 13. Februar 1829).

Goethe konnte auch skeptischer sprechen. „Wenn ich mich bei dem Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation." Gewiß: aber in Goethes Sinn unzweifelhaft eine heitere und rückhaltlose Resignation: denn „es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornierten Individuums".

Ich hebe diese Worte heraus, weil sie einen Irrtum der mir vorliegenden Abhandlung, die provisorische Deutung der Urphänomene, zu widerlegen geeignet sind. Die scharfsinnige Verfasserin sieht nämlich den Haupterfolg der Entwicklung, die die Urphänomene in Goethes Denken genommen haben oder genommen haben sollen, in der Entdeckung, daß sie nie endgültig, sondern immer nur vorläufig, nie abschließend, sondern stets nur versuchsweise als letzte Erscheinungen in Frage kommen, ja daß sie eigentlich gar nicht Erscheinungen, sondern Denkmittel zur Konstruktion der Erscheinungen sind (vgl. z. B. S. 76 und 80).

Ich glaube, daß weder das eine noch das andere von Goethes Urphänomenen gilt: für die menschliche Anschauung sind sie absolut und stehen unverrückbar fest. Wenn Goethe, wie die Verfasserin fein und gewiß nicht überflüssig bemerkt, in seinen meteorologischen Arbeiten den hypothetischen Charakter der Urphänomene auf eine gewisse Weise andeutet, so liegt der Grund dafür unzweifelhaft in dem unabgeschlossenen und fragmentarischen Wesen seiner meteorologischen Studien, nicht aber in einer neuen, angeblich rein methodischen Deutung der Urphänomene.

Und überhaupt: so schön und groß die Verfasserin den Anteil des Denkens und seiner Mittel an Goethes Anschauung festgestellt hat, so seltsam erscheint mir der Versuch, die Urphänomene selbst als Denkmittel zu deuten. Sie werden durch Denkmittel erschaut: gewiß; aber sie selbst sind nicht Denkmittel, sondern Tatsachen, Erscheinungen, die durch ihre Begrenztheit nach oben und ihre Unbegrenztheit nach unten von gewöhnlichen

Digitized by Google

Erscheinungen weit unterschieden und als die anschaulich-unverrückbaren Grundlngen der physikalischen Prozesse zu verstehen sind.

Zur Entdeckung der Urphänomene wird denn freilich das größte Denkvermögen gefordert. Wieviel, hat Goethe selbst angedeutet, wenn er geradezu Genie verlangt. „Ein einfaches Urphänomen aufzunehmen, es in seiner hohen Bedeutung zu erkennen und damit zu wirken, fordert einen produktiven Geist, der vieles zu übersehen vermag, und ist eine seltene Gabe, die sich nur bei ganz vorzüglichen Naturen findet" (zu Eckermann, den 21. Dezember 1831).

Die Uebung im Anschauen, die dazu erforderlich ist, die Abhängigkeit des Anschauens von Reflexion und Idee, mit einem Worte die Idealität des Sehens, das Goethe fordert, ist in der angezeigten Arbeit so eindringlich und überzeugend dargestellt, daß ich nicht anstehe, in diesen Beobachtungen das Hauptverdienst der Abhandlung zu erblicken.

Wie wenig Goethe dagegen an eine provisorische Bedeutung seiner Urphänomene gedacht hat, geht vor allem auch daraus hervor, daß er die theoretische Aufklärung derselben, die er denn doch nicht ganz ausschalten will, nicht dem Physiker, sondern dem Naturphilosophen, und zwar, wie wir billig annehmen müssen, dem spekulativen Naturphilosophen überläßt. „Der Naturforscher lasse die Urphänomene in ihrer ewigen Ruhe und Herrlichkeit dastehen, der Philosoph nehme sie in seine Region auf, und er wird finden, daß ihm . . . . ein würdiger Stoff zu weiterer Behandlung und Bearbeitung überliefert werde" (Farbenlehre § 177). Durch diese Ueberweisung ist sicher gestellt, daß von der mathematisch mechanischen Behandlung auf keinen Fall eine Vertiefung der Urphänomene zu erwarten, ja daß sie überhaupt nicht zu erwarten ist, sondern Urphänomen bleibt Urphänomen; aber der spekulative Philosoph hat das Recht, versuchsweise hinter die Urphänomene zu dringen, das heißt die Welt und den Gott zu erspähen, die sich in solchen Urphänomenen enthüllen.*)

*) Vgl. auch § 720 der Farbenlehre: Kann der Physiker zur Erkenntnis desjenigen gelangen, was wir ein Urphänomen genannt haben, so ist er geborgen und der Philosoph mit ihm. Er: denn er überzeugt sich, daß er an die Grenze seiner Wissenschaft gelangt sei, daß er sich auf der empirischen Höhe befinde, wo er rückwärts die Erfahrung in allen ihren Stufen überschauen und vorwärts in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philosoph ist geborgen: denn er nimmt aus des Physikers Hand ein Letztes das bei ihm nun ein Erstes wird. — Ein Erstes, wie wir denken müssen, als Gegenstand vorsichtiger Spekulation, in dem Sinne, in welchem Goethe selbst von den Urphänomenen Gebrauch gemacht hat. Sie sind für ihn der stärkste Beweis für die anschauliche Gegenwart Gottes in der Welt Die Gottheit offenbart sich in Urphänomenen. Die Urphänomene sind gleichsam Attribute der Gottheit, Symbole, in denen wir sie zu schauen und nicht nur abstrakt zu glauben haben. Hierher gehört das schöne Wort: Es gibt nur zwei wahre Religionen, die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles, was dazwischen liegt, ist Götzendienst. — Goethe, nachdem er die Urphänomene entdeckt, mußte mit unausweichlicher Bestimmtheit anschaulich religiös empfinden.

Digitized by Google

Mit der sinnlichen Auffassung der Urphänomene schwindet dann freilich die Möglichkeit, Goethes „Grunderfahrungen" unmittelbar mit den Platonischen Ideen zu vergleichen, da der übersinnliche Charakter derselben vielleicht das einzige ist, was man von ihnen mit Sicherheit sagen kann. Alles übrige ist kontrovers, ganz besonders die ausschließend methodologische Deutung, die die Verfasserin mit der Marburger Schule teilt und die gewiß nur eine Seite der Platonischen Ideen zum Ausdruck bringt. Mögen sie immer die Mittel sein, mit deren Hilfe der Verstand die Erscheinungen so aufbaut, daß sie nicht „davonlaufen" können: für Platon, für den Menschen des Altertums überhaupt, sind sie immer zugleich Objekte, und zwar Gegenstände der religiösen Kontemplation. Und hier scheint mir in Wahrheit die Brücke zu liegen, die von Goethe zu Platon zurückführt; denn auch die Goethischen Urphänomene treten zuletzt, wie wir gesehen haben, als Objekte der Andacht auf.

Viel näher steht der platonischen Idee der den Urphänomenen verwandte und doch durchaus nicht mit ihnen identische Begriff des Urbildes oder Typus, der in Goethes morphologischen Arbeiten eine so große Rolle spielt. Er bedeutet das Modell, um welches herum die Natur ihre Gestalten sorgfältig gruppiert, das sie nie ganz rein entwickelt, von dem sie sich aber doch stets nur beschränkte und gesetzlich motivierte Abweichungen erlaubt. Der Typus ist die konstante Form, „mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt" (19. Juli 1786 an Frau v. Stein).

Dieser Typus, den Goethe im Pflanzen- und Tierreich durch Aufstellung kontinuierlicher Reihen und vergleichende Betrachtung festgestellt hat, ist wirklich, im Gegensatz zu den Urphänomenen, ein übersinnliches Gebilde, das freilich nicht in den Wolken schwebt, sondern aus den sinnlich gegebenen Erscheinungen mit aller Strenge erschlossen ist. Bekanntlich hat Goethe ursprünglich auch den Typus für ein Sinnending höherer Ordnung gehalten. Das berühmte Gespräch mit Schiller hat ihn hier eines Besseren belehrt; er sah ein, daß er hier ein Symbol vor sich habe, das die Anschauung mächtig fördere, ohne selber anschaulich zu sein, und hörte auf, die Urpflanze in der Natur zu suchen.

Diese Dinge sind in der vorliegenden Abhandlung gut und zutreffend dargelegt, und hier ist die Verwandtschaft mit der platonischen Idee, soweit sie Konstruktionsmittel der Erscheinung sein mag, wirklich in die Augen fallend. Denn Goethes Urbild ist ganz und gar ein solcher Konstruktionsbegriff. Am 8. Juni 1787 schreibt er darüber an Frau v. Stein: die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, über welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, das heißt, die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben.

Digitized by Google

Hier ist das innerlich geschaute Urbild ganz unzweideutig als Konstruktionsprinzip der Erscheinungen gefaßt, und beides, die innere Anschaulichkeit (übersinnlich sagt Goethe selbst später in der Geschichte seines botanischen Studiums), wie die konstruktive, „bindende" Kraft rücken die Goethische „Gestalt" nahe genug an die Platonische Idee heran, wenngleich auch hier zu bemerken sein möchte, daß die Platonische Idee entschieden transzendenter ist als das zur reinen Immanenz bestimmte Urbild der Goethischen Morphologie. Auch verliert sich bei Platon der Rest von Erscheinung, der in der Idee nicht aufgehen will, zu wesenloser Existenz, was Goethes Denkart durchaus nicht entspricht.

Was bei aller Verschiedenheit das Urbild mit dem Urphänomenen verbindet, ist die prägnante Eindrücklichkeit, mit der sie das Wesentliche, das heißt das Gesetzliche der in ihnen befaßten, durch sie begreiflichen und berechenbaren Gestalten und Vorgänge zum Ausdruck oder zur Anschauung bringen. Und hier ist der Punkt, wo die Resultate der Goethischen Naturforschung unmittelbar auf die Prinzipien seiner Dichtung eingewirkt habe, und den man im Sinne haben muß, wenn er von dem poetischen Gewinn seiner naturwissenschaftlichen Studien spricht. Sie führten ihn auf das Wesentliche und lehrten ihn dasselbe im Anschaulich-Gesetzlichen erblicken. Er lernte von der Natur, daß nur das ewig Wahre schön und nur das innerlich Konsequente, gesetzlich Gebildete wahr sei, und daß die Kunst, um mit der Natur zu rivalisieren, ja sie womöglich zu übertreffen, typische Gestalten und Vorgänge schaffen müsse, die die Urbilder und Urphänomene erreichen und ihre stille Konsequenz, ihre „Wahrheit" in sich tragen. So ist sein aufs Typische gerichtete Kunststil entstanden, so jene eigene Wahrheitsliebe, die er selbst vom Genie verlangt, und die wir in seinem Sinne am besten als Liebe zum Folgereichen und Folgerichtigen bezeichnen können.

Auch diese Dinge sind in der vorliegenden Abhandlung gut und deutlich ausgedrückt, ebenso wie die aus der Statuierung der Urphänomene sich ergebende Ablehnung der Mathematik. Die Verfasserin hebt mit Recht hervor, in welchem Umfange Goethe sich hier zugleich bei aller Stärke des Selbstbewußtseins, mit dem er die Mathematiker abweist, seiner subjektiven Beschränkung bewußt gewesen ist. Will man die Sache ganz deutlich ausdrücken, so muß man mit Rudolf Magnus (Goethe als Naturforscher, 1906) sagen, daß Goethe die reine Mathematik eben so hoch geschätzt hat, wie er sie in ihrer Anwendung auf physikalisch-physiologische Probleme bekämpft hat.

Es ist zu bedauern, daß die sonst so außerordentlich belesene Verfasserin dieses tüchtige Buch nicht benutzt hat. Sie würde, bei Kenntnis dieses Buches, ihre seltsame Deutung der Urphänomene gewiß revidiert und nicht versäumt haben, die Bedeutung der Goethischen Urphänomene den Erkenntnissen der heutigen Wissenschaft gemäß zu bestimmen.

Die Urphänomene sind durch die fortrückende Forschung in keiner Weise widerlegt worden und werden durch sie auch nie widerlegt werden.

Digitized by Google

Aber sie sind da hingestellt, wo sie eigentlich hingehören und ihren klassischen Boden haben: in die physiologische Optik, die Lehre von den Farbenempfindungen. Die physikalische Optik oder Mechanik der Farbe geht ihren eigenen sicheren Gang unbeirrt durch Goethe fort. Goethes Irrtum beruht darauf, daß er die Farbenempfindung mit der Farbe verwechselte oder vielmehr der Farbe gleichstellte, daß er die physiologische und physikalische Behandlung nicht gehörig unterschied. Die pünktliche Unterscheidung beider Gebiete ist ein Erwerb des 19. Jahrhunderts. Sie hat den Goethischen Urphänomenen, indem sie ihnen das Blendende nahm, den wahren Glanz zurückgegeben.

Berlin. Dr. Heinrich Scholz.

Pädagogik.

G. Kerschensteiner, Begriff der Arbeitsschule. 2. verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage. Leipzig-Berlin, 1913. Verlag B. G. Teubner. Preis geh. M. 1.50, geb. M. 2.—. 143 S.

Die fortschreitende Anerkennung, welche Kerschensteiners Idee der Arbeitsschule findet, mag einen kurzen Hinweis auf die 2. Auflage seines Buches über „Begriff der Arbeitsschule" rechtfertigen, obwohl dessen 1. Auflage schon in dieser Zeitschrift (August 1912) besprochen worden ist. Von den umfangreichen Erweiterungen, welche dasselbe gegenüber seiner ursprünglichen Gestalt um die Hälfte haben wachsen lassen, werden die Leser der Preußischen Jahrbücher diejenigen am meisten interessieren, welche sich auf die höhere Schule beziehen (S. 48—50, S. 82—88). Daß Kerschensteiner der höheren Schule, im Hinblick auf die er freilich schon früher gesagt hat, daß „selbständige geistige Arbeit noch mehr das Kennzeichen der Arbeitsschule ist, als die selbständige manuelle Arbeit", keine Handarbeit aufzwingen will, außer wo sie, wie aus dem naturwissenschaftlichen Unterricht, von selbst erwächst, wird jetzt jedermann klar werden. Er zeigt sich sogar als Freund des der Handübung am wenigsten entgegenkommenden altsprachlichen Gymnasiums und gibt für dessen Sprachunterricht manche Winke, die bekannter zu werden verdienen. Ob freilich die von ihm empfohlene Erneuerung des früher am alten Frankfurter Gymnasium üblichen stillen literarischen Vormittags, welcher freigewählter altklassischer Lektüre gewidmet war, den Vorzug verdient vor der anderwärts eingeführten häuslichen Privatlektüre, sofern dabei nur dem Geschmack des Einzelnen Spielraum gelassen wird, erscheint fraglich. Dagegen mag es wirklich einer Klasse eher gelingen, das Ganze eines literarischen Kunstwerkes, wie etwa der Antigone des Sophokles, zu genießen, wenn man Kerschensteiners anderem Vorschlag folgt, zeitweilig alle sprachlichen Stunden für einen solchen einzelnen Gegenstand zu verwenden. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Digitized by Google

Geschichte.

Briefe Alexander v. Humboldts an Ignaz v. Olfers, Generaldirektor der Kgl. Museen in Berlin. Herausgegeben von Dr. E. S. M. v. Olfers, Königsberg. Verlegt bei U. E. Sebald, Nürnberg und Leipzig. 8°. Preis: geb. 4.50 Mk. 237 S.

Das Buch gehört in die Zahl jener willkommenen Veröffentlichungen, die man dankbar wie ein freundliches Geschenk aus der Hand eines Herausgebers entgegennimmt, weil damit der öffentliche Literaturschatz durch ein Stück Privateigentum bereichert und dem Leser Zutritt in die innersten Gemächer der geistigen Wohnstätte eines bedeutenden Mannes gewährt wird. Sache des Herausgebers ist es in solchen Fällen, sich darüber klar zu werden, ob und inwieweit es sich mit seiner Verantwortlichkeit verträgt, die historische Gestalt seines erwählten Helden mehr als bisher in das schonungslose Licht der Oeffentlichkeit zu rücken, ob und inwieweit sein Tun, gemessen an seinem eigenen Vorteil, dem Vorteil seines Helden und dem Vorteil des Publikums ein wahrhaft gewinnbringendes ist. Denn wahr ist und bleibt, was Niebuhr gelegentlich in einem Briefe vom 15. September 1821 ausspricht: „Es ist nicht gut, daß die Welt jeden bis ins Innere kenne, und es wäre in der Welt und in der Geschichte nicht auszuhalten, wenn es wäre."

Ich leugne nicht, daß ich mich manchmal beim Lesen der dargebotenen 318 Briefe und Briefstein Humboldts an dieses Niebuhrsche Wort und daran, wie unter dem Kammerdienerauge auch echte Größe zusammenschrumpfen kann, erinnert fühlte. Aber ich habe nichts gefunden, was gegenwärtig, 55 Jahre nach Humboldts und 41 Jahre nach Olfers' Tode, dem unparteiischen Leser als eine anstößige Indiskretion, als eine Verletzung feineren Schicklichkeitsgefühls erscheinen könnte. Bedenken gegen das Ganze der Veröffentlichung könnten sich eher auf die stark hervortretende Einseitigkeit des vom Herausgeber benutzten oder für ihn benutzbar gewesenen Quellenmaterials, nämlich darauf gründen, daß ihm zwar die lückenlos erhaltene, über einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren sich ausdehnende Sammlung der Briefe Humboldts an Olfers, nicht aber, wie es scheint, auch die entsprechenden Briefe des anderen Korrespondenten oder sonstiges, diesen Mangel ersetzendes ursprüngliches Quellenmaterial zur Verfügung standen. Dieser Mangel hatte bei allem vom Herausgeber angewandten Fleiße die unvermeidliche Folge, daß für den späten Leser manche, einer Erläuterung bedürftige briefliche Aeußerungen Humboldts jetzt unverständlich bleiben und dadurch an ihrem Wert stark einbüßen. Des Herausgebers anerkennenswerter Fleiß zeigt sich besonders in der Sorgfalt, mit der er über die in den Briefen genannten Personen die erforderlichen biographischen Angaben beibringt. Weniger tritt ein ähnlicher Herausgeberfleiß in Beibringung wünschenswerter sachlicher und historischer Erläuterungen hervor, wie denn z. B. bei Nr. 290 ein Hinweis auf das Duell Rochow—Hinckeldey zu vermissen ist. Wer aber als Kenner der Zeitgeschichte an die

Digitized by Google

Lektüre herantritt, bedarf solcher Beihilfe in geringerem Maß und wird sich auch ohne sie durch den ihm gewährten Einblick in Vorgänge und Verhältnisse innerhalb des Personen- und Gedankenkreises, dem Humboldt angehörte, belohnt finden.

Politisch interessante Aeußerungen Humboldts sind in seinen Briefen nicht eben viele zu finden, wohl aber einige recht schwer wiegende, z. B. in Nr. 197, wo man liest: „Welche Tollheit von Dahlmann, den politischen Unsinn der Reichsverfassung nicht bloß mit unterschrieben, ja das alberne Opus großenteils selbst verfaßt zu haben. Ein erbliches Kaiserhaus, also ein ewig protestantisches bei der großen katholischen Volkszahl, eine Herabwürdigung" usw.

Die beiden, die Friedensklasse des Ordens pour le mérite betreffenden Briefe Nr. 311 und 312 (die übrigens in umgekehrter Aufeinanderfolge hätten abgedruckt werden müssen) beziehen sich auf Vorgänge bei Veranstaltung der Ersatzwahl für den am 3. Dezember 1857 in Dresden verstorbenen Bildhauer Rauch. Nachdem diese Vorgänge durch gelegentliche frühere Veröffentlichungen klargestellt worden sind, werden sie in Unkenntnis dieser früheren Veröffentlichungen vom Herausgeber durch Humboldts, des damaligen Ordenskanzlers, jetzt abgedruckte briefliche Aeußerungen wieder in ein falsches Licht gerückt. Ich würde das von mir oben angeführte Wort Niebuhrs selbst gleich wieder vergessen, wenn ich die Vorgänge hier so erschöpfend bekanntgeben wollte, als die mir zu Gebote stehenden gedruckten und ungedruckten Nachrichten mir erlaubten. Aber so viel darf und will ich hier sagen, daß Leo v. Klenze selbst es war, der ein angebliches „Wüten" zugunsten seiner Wahl ins Werk setzte; und um zu zeigen, wie Julius Schnorr v. Carolsfeld in Wahrheit über Ernst Rietschel als Klenzes Gegenkandidaten dachte, brauche ich aus Schnorrs Brief an Humboldt, den dieser am 20. (oder richtiger „Mittwoch" den 21.?) Januar 1858 Olfers überschickt, in seinem Begleitschreiben aber völlig unzutreffend wiedergibt, nur den folgenden Satz wörtlich anzuführen: „Soll ein Bildhauer gewählt werden, so könnte ich mich in Ansehung der Erteilung meiner Stimme keinen Augenblick bedenken; ja ich bin des hohen Wertes der Person, die ich im Auge habe, so versichert, daß ich, ginge das an, gern meine eigene Stelle derselben überlassen würde." F. S. v. C.

Nationalökonomie.

Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913 von Karl Helfferich, Direktor der Deutschen Bank. Preis 1 Mark. Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7.

Das Schriftchen ist nicht nur von volkswirtschaftlicher, sondern auch von politischer Bedeutung, weil man im Inland und Ausland immer wieder mit Zahlen ausgerüstet der Legende entgegentreten muß, als ob Deutschland

Digitized by Google

unter der Last seiner militärischen Rüstungen an Wohlstand zurückgehe und einmal zusammenbrechen werde. Bei der Berechnung des Volkswohlstandes ist Helfferich offenbar noch sehr bescheiden gewesen und hätte ruhig um eine Anzahl Milliarden höher gehen können. Er berechnet das deutsche Volksvermögen nach der Steuerveranlagung auf 285, nach der Feuerversicherung und ähnlichen Maßstäben auf 330 Milliarden und schließt, daß der tatsächliche Wert zwischen diesen beiden Grenzen, also etwa bei 300 Milliarden, liegen werde. Weshalb zwischen den beiden Grenzen? Die zweite Methode ist die viel zuverlässigere. Von den Steuer-Deklarationen weiß jedermann, wie weit sie oft hinter der Wahrheit zurückbleiben. Der richtige Schluß scheint mir also zu sein, daß die fehlenden 45 Milliarden Mark bei der Steuerveranlagung, die nicht nur eine Schädigung des Fiskus, sondern auch eine schwere Ungerechtigkeit gegen die ehrlichen Deklaranten bilden, durch scharfe Maßnahmen eingeholt werden sollten.

Aber nicht nur das, sondern auch 330 Milliarden Mark sind ganz offenbar noch zu niedrig. Bezüglich der Feuerversicherung verweise ich auf den, dem Verfasser anscheinend unbekannt gebliebenen Artikel von E. v. Liebig in diesen Jahrbüchern Bd. 139, S. 108, und Bd. 140, S. 307, worin dargetan ist, daß meine Schätzung von 170 Milliarden im Jahre 1907 „sehr bescheiden angesetzt" sei. Helfferich setzt für 1911 nur 200 Milliarden an, obgleich die Zunahme seitdem ganz erheblich über 30 Milliarden betragen hat.

Ferner sind die ausländischen Werte in deutschem Besitz ganz sicher mit 20 Milliarden viel zu niedrig angesetzt (vgl. meine Berechnung Bd. 136, S. 170), und in der schließlichen Summierung ist das Metallgeld mit 4 oder 5 Milliarden ausgelassen. Für gewisse unsichtbare Werte habe ich sehr niedrig (Bd. 136, S. 172) 10 Milliarden angesetzt, die Helfferich ganz außer Ansatz gelassen hat.

Nimmt man das alles zusammen, so fühlt man sich berechtigt, die Schlußschätzung des Verfassers von 300 auf gut 350 Milliarden zu erhöhen.

Aber besser, daß man sich getrieben sieht, zu erhöhen, als herabzusetzen. Der Wert des Büchleins selber als Aufklärungsschrift wird dadurch nicht gemindert, sondern um so besser gegen Anfechtungen gesichert.

Delbrück.

Sozialpolitik.

Entgegnung.

Erst in diesen Tagen bei der Rückkehr von einer längeren Reise ist mir der Artikel des Herrn Dr. Schiele „Brot und Blut" zugänglich geworden, und ich habe ihn, wie die früheren Artikel, die Herr Dr. Schiele hier und in den Grenzboten veröffentlicht hat, mit lebhaftem Interesse gelesen und freue mich, ihm in vielen Ausführungen zustimmen zu können.

Digitized by Google

Indessen hat Herr Dr. Schiele auf S. 51 und 52 an Vorschlägen, die ich zur inneren Kolonisation gemacht habe, Kritik geübt, diese Vorschläge selbst aber den Lesern nicht mitgeteilt, und ich bin deshalb dem Herrn Herausgeber dieser Zeitschrift sehr dankbar, daß er mir Gelegenheit gibt, den Lesern ganz kurz meine Vorschläge bekannt zu geben und ihnen ein eigenes Urteil darüber zu ermöglichen.

Ich habe (im „Tag" vom 29. Dezember 1921) vorgeschlagen, daß gesetzlich bestimmt werde: bei allen Verkäufen von landwirtschaftlich genutzten Grundstücken, freiwilligen wie unfreiwilligen, ist der Staat befugt, gegen Zahlung des Schätzungswertes das Grundstück zum Zwecke der inneren Kolonisation lastenfrei in sein Eigentum zu übernehmen; der Schätzungswert wird durch eine Schätzungskommission festgestellt. Für die Zusammensetzung dieser Kommission und für das Schätzungsverfahren habe ich besondere Kautelen vorbehalten und in einem späteren Artikel („Tag" vom 27. Februar 1913) nachdrücklich genug betont, jede Kautel sei mir willkommen, die eine zuverlässige Feststellung des wahren Wertes des Grundstückes, d. h. des Marktverkaufswertes verbürge; denn, habe ich hervorgehoben, ich wünschte durchaus, daß dieser Wert (aber kein anderer) dem Verkäufer vom Staate gezahlt werde.

Dem gegenüber behauptet Herr Dr. Schiele: mein Vorschlag würde zu einer unberechenbaren, willkürlichen Konfiskation führen. Nun, Konfiskation ist Fortnahme von Privateigentum seitens der öffentlichen Gewalten ohne Entschädigung des Eigentümers, regelmäßig übrigens auch Fortnahme gegenüber einem Eigentümer, der sein Eigentum weder freiwillig aufgeben will noch durch Zwangsvollstreckung dazu genötigt ist. Ich habe vorgeschlagen: Uebernahme von Grundstücken eines entweder zum Verkauf bereiten oder durch Zwangsvollstreckung dazu gezwungenen Eigentümers durch den Staat gegen Zahlung des Marktwertes an den Eigentümer. Ich überlasse dem geneigten Leser, zu entscheiden, ob dieser Vorschlag auf Konfiskation, noch dazu auf willkürliche und unberechenbare, hinausläuft.

Ferner bemängelt Herr Dr. Schiele, daß meine „Preisschätzung" willkürlich sei. Eine Preisschätzung habe ich überhaupt nicht vorgeschlagen, sie ist unnötig, der Preis steht durch die Vereinbarung zwischen Verkäufer und Käufer fest. Ich habe vorgeschlagin, daß der wahre Wert des Grundstückes, sein Marktwert von einer Kommission mehrerer Sachverständiger ermittelt werde, und für diese Kommission und ihr Verfahren jede Kautel im voraus willkommen geheißen. Eine von einer solchen Kommission vorgenommene Schätzung nennt Herr Dr. Schiele „willkürlich". Ist etwa die Vereinbarung des Preises zwischen Verkäufer und Käufer im freien Verkehr weniger willkürlich? oder ist nicht vielmehr gerade sie willkürlich?

Daß diejenigen Grundeigentümer, die verkaufen müssen, auch bei Durchführung meines Vorschlages weniger günstig daran sind als diejenigen, die es nicht müssen, ist freilich wahr. Das würde aber nicht die Folge

Digitized by Google

der Ausführung meines Vorschlages sein, sondern Folge ihrer schlechten Vermögenslage, die mein Vorschlag nicht verschlechtert, freilich auch nicht — verbessert und nicht verbessern soll.

Schließlich will ich nicht unterlassen, hervorzuheben, daß meine Vorschläge seitens des Mitgliedes des Herrenhauses Herrn v. Batocki und des Herrn Freiherrn v. Thielmann, der im vorigen Jahre zuerst wieder die Frage des staatlichen Verkaufsrechtes in der Oeffentlichkeit angeregt hat, einer Kritik unterzogen sind („Tag" vom 24. Januar und 7. März 1913). Diese Kritik ist abfällig gewesen, ohne mich indessen von der Irrigkeit meiner Meinungen zu überzeugen. Auf das Nähere will ich zurzeit nicht eingehen, vorläufig ist das Für und Wider in den Artikeln meiner Herren Gegner und meinen eigenen im „Tag" genügend erörtert worden.

Berlin, den 2. Oktober 1913. Senatspräsident Dr. Flügge.

Neuere sozialpolitische Literatur.

W. Kulemann, Landgerichtsrat a. D. Die Berufsvereine. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage der „Gewerkschaftsbewegung". 4., 5. und 6. Bd. Berlin, L. Simion Nachf., 1913.

G. Schwittau. Die Formen des wirtschaftlichen Kampfes. Berlin, J. Springer, 1912.

Fr. Kestner. Der Organisationszwang. Berlin, C. Heymann, 1912.

Mit elementarer Wucht und ungeahnter Schnelligkeit geht überall die berufsvereinliche Bewegung vorwärts. Wie sehr die mit ihr verknüpften großen Probleme noch immer im Vordergrunde aller sozialpolitischen Interessen stehen, beweist schon die Tatsache, daß ihr gerade die hervorragendsten sozialwissenschaftlichen Arbeiten der jüngsten Zeit gewidmet sind. Nachdem die ersten drei Bände des Kulemannschen Standard-Werkes deutschen Verhältnissen gewidmet waren, wird nun in den folgenden der Gang der Dinge in 24 Staaten des Auslands vorgeführt, und zwar in einem Umfange und mit einer Vollständigkeit, die bis jetzt noch von keiner Seite auch nur annähernd erreicht worden ist. Die rückhaltlose Anerkennung, die diesem monumentalen Werke deutschen, gewissenhaften Forscherfleißes gebührt, ist aber nicht nur durch den extensiven Charakter der Darstellung, die die ganze Kulturwelt umspannt, zu rechtfertigen. Mag der Verfasser selbst immerhin in zu großer Bescheidenheit sein Verdienst in diesem Sinne begrenzen, der Referent kann mit bestem Gewissen erklären, die Extensität ist gewissermaßen in Intensität umgeschlagen. Kulemann hat durch die großzügige Auffassung, die nicht nur alle Länder der Bewegung, sondern auch die für sie maßgebenden geschichtlichen, politischen, rechtlichen, nationalen, wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge beachtet, einem tieferen, intensiveren Eindringen unschätzbare Dienste geleistet.

Digitized by Google

Der Herausgeber dieser Jahrbücher ist es gewesen, der gegenüber der ersten Auflage den Einwand geltend gemacht hatte, die Gewerkschaftsbewegung eines Landes werde erst verständlich auf dem Hintergrunde der allgemeinen geschichtlichen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, und es müßten deshalb auch diese in die Darstellung einbezogen werden. Kulemann hat dieser Anregung in einer Weise Folge geleistet, die alles übertrifft, was man billigerweise der Arbeitskraft eines Einzelnen zumuten kann. Der Titel „Die Berufsvereine" führt eigentlich irre. Es handelt sich jetzt um nicht weniger, als eine bis auf die unmittelbare Gegenwart fortgeführte Geschichte der ganzen sozialen und politischen Arbeiterbewegung aller Kulturstaaten, unter besonderer Rücksichtnahme auf die Entwicklung der Arbeiter- und Arbeitgeberverbände. Dabei ist zu beachten, daß wir von den ausländischen Arbeitgeber-Verbänden bisher eigentlich noch gar nichts wußten. Selbst ein so ausgezeichnetes Werk wie das Handwörterbuch der Staatswissenschaften hat über diesen Gegenstand nur 2—3 Seiten dürftiger, zusammenhangloser Notizen gebracht. Hier hat Kulemann durchaus Neuland erschlossen. Im übrigen kommen bei ihm auch die nicht auf sozialistischem Boden stehenden gewerkschaftlichen Verbände, also die christlichen und die unabhängigen, zu vollster Geltung, während die Literatur bis jetzt überwiegend die bequemer zu erfassenden sozialdemokratischen Zentralverbände geschildert hat. Auch dem dealektischen Widerspiel der ganzen Bewegung, den „gelben" Vereinen, sucht Kulemann durchaus gerecht zu werden. So wird jeder, der in Zukunft diesen Dingen näher zu treten hat, gut daran tun, das Kulemannsche Werk immer zum Ausgangspunkt für alle Unternehmungen zu wählen.

Auf das ungeheure Tatsachenmaterial, das auf diesen 1447 Seiten vorgeführt wird, kann hier nicht weiter eingegangen werden. Ich habe aus ihm den Eindruck gewonnen, daß die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung mit vier besonders gefährlichen Klippen zu rechnen hat. Da ist vor allem der Katholizismus zu nennen. Wo die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung unter dem Einfluß der Sozialdemokratie die konfessionelle und politische Neutralität in der Praxis durchaus vermissen läßt, ist der Wunsch der katholischen Kirche, auf christlichem Boden stehende Gegenorganisationen zu schaffen, durchaus begründet. Man könnte nun glauben, daß der schädliche Zwist zwischen sozialistischen und christlichen bezw. katholischen Gewerkschaften noch beigelegt werden könnte, wenn nur die sozialistischen Verbände einmal mit der Neutralität Ernst machen würden. Es ist wohl möglich, daß das im Laufe der Zeiten geschieht. Ich glaube aber nicht, daß damit die Spaltung verschwinden wird. Im Grunde genommen ist die katholische Kirche doch gegen das gewerkschaftliche Prinzip an sich. Ihr Ideal sind die katholischen Arbeitervereine, höchstens mit einigen Fachabteilungen. Sie steht innerlich eigentlich der gelben Bewegung der Werkvereine am nächsten. Die christlichen Gewerkschaften werden nur ausnahmsweise, unter Berücksichtigung besonderer zeitlicher und örtlicher Umstände, mit innerem Wider-

Digitized by Google

streben vom hohen Klerus geduldet. Deshalb wird auch eine ganz neutrale Gewerkschaftsbewegung in Deutschland, Oesterreich, Schweiz, Frankreich, Belgien und Italien immer mit der Antipathie der katholischen Kirche zu rechnen haben. Anscheinend hat sich nur der angelsächsisch-irische Katholizismus mit ihr abzufinden vermocht.

Die zweite, sehr viel größere Gefahr enthält der Nationalismus in den national-gemischten Staaten. Es ist nicht abzusehen, wie er in Oesterreich, in der Schweiz, aber auch in den Vereinigten Staaten überwunden werden soll. Von der Geltendmachung konfessioneller und parteipolitischer Ueberzeugungen kann man in den Gewerkschaften eventuell absehen, aber kein Arbeiter kann auf weitgehende Berücksichtigung seiner Muttersprache, in der Regel doch der einzigen Sprache, die er überhaupt versteht, verzichten.

Nicht zu unterschätzen ist der zersetzende Einfluß des revolutionären Syndikalismus. Er treibt die Gewerkschafter vom Kampfe auf dem Boden der gegebenen Ordnung zum Kampfe gegen diese ganze Ordnung selbst. Damit erfolgt eine Lähmung des gewerkschaftlichen Prinzips überhaupt. An seine Stelle tritt eine lediglich gewerkschaftlich maskierte revolutionär-politische, auf den Umsturz von Staat und Wirtschaftsordnung abzielende Bewegung. Da der Syndikalismus aber auch die Unterordnung der einzelnen Glieder unter die Organe der Zentralverbände, überhaupt die Autorität der Führer bekämpft und die Entscheidungen in autonome Gruppen und deren Urabstimmungen verlegen will, schleudert er die Gewerkschaften auf alle Fälle in die mühsam überwundenen Kinderjahre und Kinderkrankheiten zurück.

Unverkennbar ist in einzelnen Ländern das Streben, die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft als Arbeitspartei (Labour Party) in die Politik eingreifen zu lassen. Es wird niemals gelingen, diese Politik so zu gestalten, daß sie allen Arbeitern als solchen entspricht. Es wird also immer die Gefahr bestehen, daß die in der Politik entstandenen Gegensätze den gewerkschaftlichen Zusammenhalt sprengen.

Kulemann selbst wollte nur eine wohlgeordnete, streng objektive und zuverlässige Tatsachensammlung darbieten. Allgemeinere Schlüsse und kritische Würdigungen sind späteren Bänden vorbehalten. Man kann die vorliegenden inhaltreichen Bände nur mit dem innigen Wunsche aus der Hand legen, es möchte dem Verfasser noch vergönnt sein, aus seiner zwei Jahrzehnte umfassenden entsagungsreichen Sammeltätigkeit auch die ganze Summe theoretischer Erkenntnis zu ziehen, deren empirische Grundlagen wir ihm danken.

Solange dieser Abschluß noch fehlt, kann das Buch in einzelnen Beziehungen einen Ersatz bieten, das der Petersburger Privatdozent Schwittau über die Formen des wirtschaftlichen Kampfes nun auch in deutscher Sprache veröffentlicht hat. Sein Interesse gilt durchaus dem inneren Leben der Gewerkschaften, wie es in den Ländern der entwickeltsten Bewegung, also in England, Deutschland und Amerika, zum Ausdruck kommt. Nach einer

Digitized by Google

geistvollen theoretischen Analyse der wirtschaftlichen Interessenkonflikte überhaupt werden Taktik und Rechtstellung der Arbeiterverbände bei den Ausständen untersucht. Besondere Beachtung darf eine scharfe, aber durchaus begründete Kritik der Streikstatistik beanspruchen. Andere Abschnitte betreffen den Boykott, die Organisation und Politik der Arbeitgeberverbände, ferner das Schieds- und Schlichtungswesen bei gewerblichen Konflikten. Ueberall zeigt der Verfasser eine bemerkenswerte Kenntnis auch der entlegeneren englischen und amerikanischen Literatur. Im Gegensatze zu der bewunderungswürdigen Unparteilichkeit Kulemanns tritt Schwittau, zum Teil in marxistischen Anschauungen befangen, nicht selten in einer Weise für den Interessenstandpunkt der Arbeiter ein, daß der wissenschaftliche Charakter seines Werks gefährdet wird. Die Arbeitgeberverbände bleiben für ihn im Grunde genommen doch nur reaktionäre Scharfmachergebilde. Auch bei der Beurteilung deutscher Verhältnisse läßt sich der Verfasser zu Aeußerungen hinreißen, die zurückgewiesen werden müssen. So wird (S. 179) z. B. behauptet, die deutschen Gesellen hätten kein Koalitionsrecht und der Kontraktbruch werde in Deutschland bestraft. Tatsächlich gewährt § 124b der G.O. nur den Arbeitgebern in kleineren Betrieben die Möglichkeit eventuelle Schadenersatzforderungen bei Kontraktbruch durch Einziehung einer Geldbuße leichter geltend zu machen, als es nach B.G.B. möglich ist. Es befremdet ferner, daß Schwittau „seine volle Zustimmung" zu einer Aeußerung des sozialdemokratischen Hamburger Echo erklärt: „Man redet soviel von der deutschen „Sozialreform" und Arbeitergesetzgebung. Wohlan — das einzige Koalitionsrecht *für sich allein* ist hundertmal mehr wert, als all diese „Sozialreform" und Sozialgesetzgebung — denn es gibt dem Arbeiter die Möglichkeit, sich sein Recht zu erkämpfen." Wenn das deutsche Koalitionsrecht so schlecht wäre, wie der Verfasser glaubt (er hält es für ungünstiger als das amerikanische, trotz der in Amerika üblichen, bei uns ganz unbekannten und allen Streiks höchst gefährlichen gerichtlichen Einhaltsbefehle [injunctions]), so ließe sich der glänzende Aufschwung der deutschen Gewerkschaften schlechterdings nicht begreifen.

Erörtert man die Rechtstellung der Arbeiterorganisationen im wirtschaftlichen Kampfe, so kann an dem ausgezeichneten Werke des Regierungsrats Dr. *Kestner* nicht vorübergegangen werden, das in erster Linie allerdings den Kämpfen zwischen Kartellen und Außenseitern gewidmet ist und nach dieser Richtung hin in den Jahrbüchern bereits die ihm gebührende ausführlichere Würdigung durch Prof. Wiedenfeld erfahren hat, das aber, indem er diese Kämpfe unter dem allgemeinen Gesichtspunkt des Organisationszwanges betrachtet und die Parallelerscheinungen in den Kämpfen der Arbeitgeber- und Arbeiterverbände heranzieht, auch sehr bedeutsame Beiträge zu dem aktuellen Problem des „Arbeitswilligenschutzes" und „Streikterrors" enthält. Der Verfasser, der hohe volkswirtschaftliche, sozialpolitische und juristische Bildung in seltener Harmonie vereinigt, führt in überaus klar disponierten, scharfsinnigen und das spröde Tatsachenmaterial souverän beherrschenden Darlegungen den über-

Digitized by Google

zeugenden Nachweis, daß bei allen auf Marktbeherrschung gerichteten Organisationen auch der Organisationszwang ein wesentliches Merkmal ausmacht. Hält man diese Verbände (mögen es solche der Unternehmer, der Arbeitgeber oder Arbeiter sein) für notwendig und unvermeidlich, so kann man logischerweise auch den ihnen unentbehrlichen Organisationszwang nicht grundsätzlich bekämpfen, sondern nur aus der Sphäre des Ungesetzlichen, Rechtswidrigen, in der er sich bei uns noch größtenteils befindet, in die Sphäre des rein Geschäftsmäßigen und Rechtmäßigen überleiten. Jedenfalls wird der deutsche Gesetzgeber, wenn er einmal an die Revision der durchaus veralteten Bestimmungen unseres Koalitionsrechts herantreten sollte, sich immer bewußt bleiben müssen, daß der in Unternehmer- und Arbeitgeber-Verbänden mit Materialien-Sperre, Sperrung der Arbeitskräfte, Sperrung der Zufuhr- und Absatzwege, Sperrung des Kredits, Verrufserklärung usw. ausgeübte Organisationszwang dem Wesen nach durchaus dieselbe Erscheinung darstellt, über die, sobald sie auf seiten der Arbeiterverbände hervortritt, von Arbeitgeberverbänden und deren politischen Freunden so bewegliche und entrüstete Klagen laut werden. H. Herkner.

Wandererfürsorge.

Die Reichsregierung hat Entwürfe zu zwei Gesetzen in Bearbeitung, die sich von verschiedenen Seiten mit der Wandererfürsorge befassen sollen. Man will eine Ergänzung des Unterstützungswohnsitzgesetzes herbeiführen, um dadurch die Armenpflege für Wanderer zu bessern und man will in einem besonderen Gesetz den arbeitsfähigen Wanderern, die Arbeit suchen und nicht finden, durch Wanderarbeitsstätten und Arbeitsheime dazu helfen, daß sie in der Zeit der Mittellosigkeit weder die öffentliche Armenpflege in Anspruch zu nehmen brauchen, noch auf den Bettel angewiesen sind. Das Ziel des Gesetzes ist es, die Landstraßen von arbeitsunfähigen und arbeitsunwilligen Wanderern zu reinigen und zugleich die arbeitswilligen in humaner Weise für die Zeit der Arbeitslosigkeit zu versorgen.

Der Plan geht von der Meinung aus, daß die mittellosen Wanderer in drei Gruppen zerfallen: die arbeitsscheuen, die als Landstreicher und Bettler sich ordentlicher Arbeit entziehen wollen und auf diesem bequemen Wege schmarotzend ihr Dasein fristen möchten, die arbeitsunfähigen Wanderer, die wandern, weil sie keine ordentliche Arbeit dauernd finden und verrichten können, die aber von unserer heutigen Armenpflege nicht genügend versorgt werden; die arbeitsfreudigen Wanderer, die auf der Arbeitssuche begriffen sind und vorübergehend mittellos werden und dann fremder Hilfe bedürftig sind. Von diesen werden bisher die arbeitsscheuen durch Haft und Korrektionshaus behandelt, um sie dadurch zu bessern und an ein ordentliches Leben zu gewöhnen. Die arbeitsunfähigen Wanderer, die halb und ganz arbeitsunfähigen leiden darunter, daß unser Unterstützungs-

Digitized by Google

wohnsitzgesetz vorschreibt, daß der Wanderer, der unterwegs öffentliche Unterstützung braucht, diese von dem Ort erhalten soll, wo er gerade bedürftig wird, wofür dieser Ort sich event. an den endgültig verpflichteten Verband, an dem jener den Unterstützungswohnsitz besitzt, halten kann. Diese Bestimmung ist sehr gut gemeint; sie scheint eine sichere Gewähr dafür zu bieten, daß jeder Bedürftige sofort weiß, wo und von wem er die öffentliche Unterstützung zu beanspruchen hat und daß dieser Ort in seiner nächsten Nähe sich befindet, so daß er sofort und ohne Verzug die erforderliche Pflege und Versorgung erhalten kann. In Wirklichkeit aber liegen diese Dinge ganz anders. Die kleinen Gemeinden, und sie sind in der weit übergehenden Mehrzahl, empfinden die Hilfe für den armen Wanderer als eine ganz überflüssige Belastung ihrer Kassen; selbst wenn sie die Auslagen ersetzt erhalten, so bedarf es dazu umständlicher und langwieriger Verhandlungen mit anderen Verbänden. Sie suchen sich daher möglichst schnell solcher Leute zu entledigen, indem sie sie weiter zur nächsten Gemeinde senden, die dann für sie sorgen soll, selbst wenn der Wanderer so schwach und krank ist, daß dieses Weitersenden die größte Grausamkeit darstellt. Pastor Bodelschwingh hat ein ganzes Menschenleben lang gegen diese Zustände gekämpft; fast jedes Jahr veröffentlichte er früher einen oder mehrere Fälle, wo diese Abschiebung in der fürchterlichsten Weise erfolgte und mehrfach unmittelbar den Tod eines solchen hilfslosen, kranken Wanderers zur Folge hatte. Verschiedentlich sind die Vorstände solcher Gemeinden mit hohen Gefängnisstrafen bedacht worden, ohne daß bei der Allgemeinheit des Uebels irgendeine nennenswerte Besserung eingetreten wäre. Bodelschwingh nannte nicht mit Unrecht jenen Punkt des Armengesetzes den „großen Massenmörder". Daß in diesem Punkt eine Aenderung erfolgen muß, darüber sind sich alle Kreise einig, und auch der Weg dazu liegt ziemlich klar vor uns: die Pflicht der vorläufigen Unterstützung muß von den kleinen Gemeinden auf Verbände übertragen werden, die imstande und gewillt sind, die nötigen Einrichtungen für diesen Zweck zu treffen. Freilich ist damit für diese Gruppe von Wanderern noch nicht genügend gesorgt. Ist ihr augenblicklicher Notstand behoben, sind sie soweit geheilt, daß sie weiter wandern können, so bleibt doch das Grundübel bei ihnen bestehen, ihre dauernde Unfähigkeit, wirklich ihren Unterhalt selbst zu verdienen. Sie sind unfähig sich selbst durchzubringen und bedürften einer dauernden Versorgung, der sie sich freilich selbst da, wo sie ihnen endlich von einem humanen Verband zuteil wird, immer wieder zu entziehen suchen. Immerhin ist für diese Gruppe das Ziel vor uns klar zu erkennen.

Dagegen sind die stärksten Gegensätze vorhanden, wo es sich um die Abwehrmaßregeln gegen arbeitsscheue Wanderer und um den Schutz der mittellosen arbeitsfreudigen Wanderer handelt. Diese Gegensätze beruhen vor allem darauf, daß wir über die Art und das Wesen dieser Wanderer, die unsere Landstraßen bevölkern, trotz aller Schriften und Reden, die darüber

Digitized by Google

im letzten Menschenalter verbrochen worden sind, nur recht mangelhafte Kenntnisse besitzen. Wir wissen in Wirklichkeit nicht, wieviel der Wanderer auf diese oder jene Gruppe entfallen, ja wir wissen in unserem Zeitalter der Statistik weder, wieviel solcher Wanderer es gibt, noch wie viele von ihnen in den bestehenden Einrichtungen — Arbeiterkolonien, Wandererarbeitsstätten, Korrektionshäusern — jährlich untergebracht werden und wie die Zahl dieser sich zur Gesamtheit der Wanderer verhält. Was wir an Zahlen darüber haben, ist an sich sehr mangelhaft und ungenau, vor allem aber für die Beurteilung jener Fragen gänzlich unbrauchbar. Bevor wir diesen Zustand und den Weg zu seiner Behebung beleuchten, voran einige Worte darüber, weshalb eine Klärung dieser Tatsachen für die Hilfsmaßnahmen von entscheidender Bedeutung ist.

Die eine Richtung geht von der Ansicht aus, daß sich das Wandern zu Fuß als Mittel zur Arbeitssuche heutzutage überlebt habe, daß vor allem jeder Arbeiter, der gezwungen sei, auswärts Arbeit zu suchen, durch eigene Organisationen, durch gemeinnützige Arbeitsvermittlung und durch seine früheren Ersparnisse imstande sei, ohne Inanspruchnahme privater und öffentlicher Wohltätigkeit seinen Weg zu finden. Was auf den Landstraßen als mittellose Wanderer erscheine, das seien teils arbeitsunfähige, teils arbeitsunwillige Personen, die beide, jede in ihrer Art, versorgt werden müßten, denen aber beiden durch Einrichtungen, welche das mittellose Wandern erleichtern, nicht geholfen werden könne. Der ordentliche Arbeiter nehme solche Einrichtungen so gut wie gar nicht in Anspruch, der arbeitsscheue entziehe sich ihnen möglichst und der arbeitsunfähige könne gar keinen Nutzen von ihnen haben, da er ganz oder zum größten Teil außerstande sei, sich selbst durch Arbeit zu erhalten oder seine Arbeitskraft in unserem Wirtschaftssystem noch genügend zu verwerten.

Die andere Richtung, die besonders durch Vorkämpfer der Wandererarbeitsstätten, Naturalverpflegungsstationen usw. gebildet wird, beurteilt diese drei Gruppen in wesentlich abweichender Art. Sie sieht auf den Landstraßen viel arbeitsfreudige Wanderer, die keine Arbeit finden können und denen geholfen werden kann, wenn man ihnen zeitweise ordentliches Unterkommen gegen Arbeitsleistung verschafft, damit sie auch in dieser Zeit auf eigenen Füßen stehen und von Bettel und dergl. ferngehalten werden. Sie könnten dann auf regulärem Wege durch Arbeitsvermittlung verschiedener Art wieder in Stellung gebracht werden. Was an arbeitsscheuen und arbeitsunfähigen Elementen auf der Landstraße erscheine, müsse durch Strafe gebessert oder durch Armenpflege dauernd untergebracht werden. Das Hauptproblem sei aber, den mittellosen, arbeitsfreudigen Wanderern die Möglichkeit zu verschaffen, durch eigene Arbeit ihren Unterhalt neben dem Wandern zu verdienen, bis sie eine Arbeitsstelle gefunden.

Daß diese beiden Richtungen ganz verschiedene Wege bei der Behandlung der Wanderer einschlagen, leuchtet ohne weiteres ein. Wenn auch die Gegenstände zurzeit nicht mehr so schroff sind wie früher, wenn sich auch durch

Digitized by Google

sie hindurch eine neue, tiefere Auffassung des ganzen Problems Bahn bricht, so stehen sich beide gerade bei den neuen Gesetzesvorschlägen, die das Reichsamt des Innern nächstens einbringen will, entschieden gegenüber. Die letztere legt das Hauptgewicht auf Wandererarbeitsstätten, d. h. auf Veranstaltungen, die dem mittellosen Wanderer gegen mehrere Stunden Arbeit, Obdach und Unterhalt gewähren und zugleich mit einer Arbeitsvermittlung verbunden sind, so daß der Wanderer entweder am Orte selbst Arbeit erhält, oder am nächsten Tage nach einer weiteren Arbeitsstätte wandern kann, wo er in der gleichen Weise seinen Unterhalt erwerben kann, bis er Arbeit gefunden hat. Eine starke Annäherung an die andere Richtung zeigt sich darin, daß man neben den Wandererarbeitsstätten Arbeitsheime oder Arbeiterkolonien fordert, in denen Wanderer, die auf dem anderen Wege nicht Arbeit finden, längere Zeit arbeiten und sich aufhalten können, bis sie ordentliche Beschäftigung draußen haben. Wanderer, die auf diese Weise nicht in Arbeit gelangen, sollen entweder, soweit sie halb oder ganz arbeitsunfähig sind, von der Armenpflege dauernd untergebracht werden oder wenn sie arbeitsscheu sind und deshalb keinen Arbeitsplatz erlangen oder festhalten können, durch zwangsweise Behandlung gebessert werden. Wer sich dieser Wandererordnung, die natürlich ein ununterbrochenes Netz solcher Wandererarbeitsstätten voraussetzt, entzieht, wer mittellos trotzdem wandert und bettelt, der soll durch rücksichtslose, harte Bestrafung zur Ordnung gezwungen werden.

Wer dagegen der Meinung ist, daß das mittellose Wandern als Arbeitssuche heute überlebt und unpraktisch sei, der wird jene Wandererarbeitsstätten ziemlich in jeder Form verwerfen. Durch sie wird ja jenes verfehlte Wandern noch gefördert; es wird nach dieser Meinung erst recht dadurch ein Anlaß zum Wandern gegeben, daß man dem Wanderlustigen, Mittellosen Gelegenheit bietet, ungehindert womöglich das ganze Reich zu durchziehen. Man wünscht dann vielmehr solche Einrichtungen, die es gestatten, die mittellosen Wanderer, die eben wesentlich arbeitsunwillige Elemente und mehr oder weniger Arbeitsunfähige seien, dauernd von der Landstraße fernzuhalten. Das ganze System der Bestrafung der Landstreicherei erscheint hier besonders unter dem Gesichtspunkt berechtigt, daß es eine solche längere Unterbringung der Landstreicher gestattet, nicht so sehr unter dem Gesichtspunkt einer strafrechtlichen Behandlung. Sind doch gerade die Leiter unserer Korrektionsanstalten, die ständig persönlich und beruflich mit diesen Elementen zu tun haben, geneigt, eine Besserung, eine Rückführung dieser Leute ins bürgerliche Leben als die Ausnahme anzusehen; wer im Arbeitshaus, im Korrektionshaus mehrfach war — und die Mehrzahl sind solche Rückfällige —, der kommt wieder. Seine Entlassung ist nur eine notgedrungene Konzession an unsere Rechtsordnung. Jeder andere Weg, eine menschliche dauernde Versorgung solcher unhaltbaren Elemente zu erreichen, würde besser sein; nur solange ein solcher noch nicht gefunden ist, muß man sich mit dem recht mäßigen Hilfsmittel des Strafrechts begnügen.

Digitized by Google

Beide Richtungen stimmen überein in der Forderung einer Aenderung unseres Armenrechts für arbeitsunfähige oder kranke Wanderer. Den kleinen Verbänden muß die Last dieser Art Armenpflege abgenommen und dadurch endlich eine Sicherheit geschaffen werden, daß Armenpflege für sie nicht nur auf dem Papier steht wie bisher, sondern auch in Wirklichkeit allen Bedürftigen gewährt wird. Ausgebaut muß dann die Armenpflege auch werden in der Richtung einer dauernden Versorgung solcher Leute, die sich im Leben wirklich nicht durchbringen können, aber aus falschem Freiheitsdrange stets wieder die Armenhäuser und Versorgungsanstalten verlassen, obwohl sie sich draußen nur durch Bettelei durchzubringen vermögen.

In allen anderen Maßnahmen stehen sich die Urteile beider Richtungen fast feindlich gegenüber und ihr Gegensatz ist im letzten Grund bedingt durch verschiedene Beurteilung der mittellos wandernden Bevölkerung. Gelänge es, über Art und Wesen dieser wandernden Bevölkerung mehr Klarheit zu schaffen, so würde man einer Einigung viel näher kommen können. Sicher ist, daß sich die Zusammensetzung der wandernden Bevölkerung in den letzten Menschenaltern mehr und mehr ändert; dabei wirken außer vielen andern Gründen vor allem zwei Punkte ziemlich in derselben Richtung einer Verschlechterung der wandernden Bevölkerung zusammen. Die fortschreitende Organisation der Arbeiterschaft in allen möglichen Arten von fachlichen Vereinigungen führt dazu, daß gerade die besseren und tüchtigeren Arbeiter an diesen einen starken Anhalt haben. Nicht bloß viele Gewerkschaften, sondern auch andere Vereinigungen gewähren ihren Mitgliedern auf der Wanderschaft Reiseunterstützungen, Arbeitsvermittlung, haben zu ihrer Unterkunft Herbergen geschaffen. Auf diese Weise wird gerade dem besseren, organisierten Teil der Arbeiterschaft die Notwendigkeit gespart, ohne Mittel wandern zu müssen. Andererseits stößt unsere industrielle Entwicklung vielmehr den Menschen in frühem Alter bereits aus der Arbeit heraus; die angespannte, scharfe Arbeit, die vielfach heute verlangt wird, kann von älteren Arbeitern in den vierziger und fünfziger Jahren vielfach nicht geleistet werden. Falls sie nicht gleich aus diesem Grunde entlassen werden, so müssen sie doch in Zeiten der Krisis in erster Linie ihre Plätze räumen und finden später keine Verwendung mehr. Dieser Zustand wurde durch die bisher vom Gesetz geduldeten Fabrikkrankenkassen, die ihre Leute sorgsam ärztlich bei der Aufnahme sieben, noch verstärkt. Wenn die so frühzeitig ausgeschiedenen Arbeiter als mittellose Wanderer erscheinen, so bilden sie eine Gruppe, bei der die Arbeitsvermittlung recht aussichtslos erscheint, für die also die Wandererarbeitsstätten auch nicht viel leisten können.

Aehnliche Erwägungen lassen sich vom Standpunkt einer gerechten Behandlung der Arbeitslosen erheben. Nimmt man an, daß viele der mittellosen Wanderer eben durch Arbeitsmangel allein zum Wandern gezwungen seien, so wird die Fürsorge für sie zweifellos eine Art Recht auf

Digitized by Google

Arbeit schaffen. Man kann dies zwar in den Vorschlägen äußerlich juristisch vermeiden, tatsächlich wäre eine Fürsorge, unter diesen Gesichtspunkten eingerichtet, nichts anderes als ein Stück Recht auf Arbeit. Es wäre falsch, solche Fürsorge einfach aus Schreck vor diesem Begriff abzulehnen; man soll sich in der praktischen Arbeit überhaupt nicht vor solchen Begriffen und Worten fürchten; jede Art unserer Fürsorge läßt sich mit solchen gespenstigen Ideen bekämpfen. Wohl aber darf man die Erwägung nicht umgehen, daß bei denen, die durch Arbeitsmangel ihre Stellung verlieren, nur ein kleiner Teil wandern kann; im besonderen sind dies Ledige und solche Familienväter, die leichten Herzens ihre Familie verlassen. Erst wenn die Not größer wird, wird ein Teil der anderen Familienväter sich anschließen. Die meisten Familienväter werden am Ort bleiben und dann doch bei Arbeitslosigkeit gezwungen sein, die Armenpflege in Anspruch zu nehmen. Die Wandererfürsorge käme dann also nur einem Teil der Arbeitslosen zugute, während der Teil, der in erster Linie Berücksichtigung verdiente, die ansässigen Familienväter, außerhalb dieser Fürsorge bliebe.

Alle solche Erwägungen führen wieder auf die Frage zurück „woraus setzen sich die mittellosen Wanderer hauptsächlich zusammen? Und damit kommen wir zu unserer Frage zurück, weshalb denn nicht die Statistik dieses Problem lösen sollte. Es wird kaum eine Frage geben, auf die eine gut geführte Statistik besser und leichter eine Antwort zu schaffen vermöchte wie diese. Die Zahl der Wandernden, ihre Herkunft, ihr Alter, ihr Beruf, ihre Kriminalität, wie die Erfolge der Wandererfürsorge ließen sich aus einer guten Statistik in beträchtlichem Maße feststellen. Es gibt aber nichts der Art. Die Arbeiterkolonien, die Bodelschwingh in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts ins Leben rief, hatten anfangs eine schöne Statistik. Allein als deren Urheber starb, ließen die Arbeiterkolonien ihre Statistik einschlafen. Sie veröffentlichten zwar immer noch Zahlen, aber diese gaben nicht einmal die Zahl der aufgenommenen Wanderer, sondern die Aufnahmen an, so daß in ihnen die Menge doppelt Aufgenommener innerhalb eines Jahres mehrfach erscheint. Auch sonst entspricht diese Zählung weder in ihrer Herstellung noch in ihrer Veröffentlichung den einfachsten Anforderungen statistischer Forschung. Es ist eine laienhafte, recht inhaltslose Zahlenzusammenstellung, die uns nichts nützen kann. Die Wandererarbeitsstätten, Naturalverpflegungsanstalten usw. bieten noch viel weniger. Sie zählen besten Falls die Aufnahmen und die Verpflegungsnächte. Da aber jeder Wanderer eine ganze Reihe dieser Anstalten besucht, und in jeder wieder von neuem gezählt wird, da diese Statistik weiter über Herkunft und Art der Wanderer gar nichts oder ganz geringe, unsichere Angaben enthält, so ist damit auch nichts anzufangen. Ueberraschenderweise ist diese Unkenntnis selbst bei den Vorarbeiten für neue Reichsgesetze nicht beseitigt worden, so daß wir nach wie vor völlig im Dunkeln tappen.

Dennoch liegt ein Vorschlag von dem Oesterreicher Mischler vor, der

Digitized by Google

dieser Unklarheit ein Ende bereiten könnte und der für die Durchführung jeder Art von Fürsorge wie zu deren Beurteilung im Grunde unentbehrlich erscheint. Mischler hat seiner Zeit für Oesterreich gefordert, daß in jeder Verpflegungsstation für jeden Zuwandernden eine Zählkarte ausgefüllt werde, die seine Personalien, Herkunft und Ziel seiner Reise angäbe. Die sämtlichen Zählkarten aus allen Verpflegungsstationen des ganzen Reiches sollten dann einheitlich an einer Zentralstelle gesammelt werden. Dort würde sich an diesen Zählkarten allein schon für zahllose Wanderer ihr genauer Wanderweg, die Dauer einer etwa vermittelten Arbeit und vieles andere ergeben. Dieser Vorschlag ließe sich ohne irgendwelche Belastung der bestehenden Fürsorgeeinrichtungen bei uns durchführen. Jede Wandererarbeitsstätte führt ein Journal, in dem jeder Wanderer nach Herkunft, Personalien und so weiter eingezeichnet wird. Dieses Journal ließe sich ohne Mühe statt in Buchform in der modernen Gestalt eines Kartenregisters führen, was die Buchführung der einzelnen Wandererarbeitsstätten noch wesentlich vereinfachen würde. Jede dieser Karten ließe sich ohne Mühe durchschreiben, so daß ein zweites Exemplar von ihr hergestellt würde, das zu statistischen Zwecken verwandt werden könnte, während das erste Exemplar der Wandererarbeitsstätte verbliebe. Aus diesen Karten, die an einer Zentralstelle, vielleicht bei dem Kaiserl. Statistischen Amte oder bei den Landesämtern gesammelt würden, ergäbe sich ohne weiteres allein aus ihrer Zusammenstellung nach Namen der Weg, den der einzelne Wanderer genommen. Wird auf ihnen die erfolgte Arbeitsvermittlung vermerkt, so läßt sich deren Erfolg ebenfalls meistens feststellen. Natürlich müßten heute, um einen Ueberblick zu gewinnen, alle Obdachlosenasyle, alle Arbeiterkolonien, vielleicht auch die Zwangsarbeitsanstalten, die Korrektionshäuser beteiligt werden, ebenso wie die Polizei für ihre Aufnahmen dasselbe Verfahren einschlagen müßte. Ob man in gleicher Weise bei den Gerichten die Verurteilung wegen Bettel und Landstreicherei erfassen will, wäre sehr in Erwägung zu ziehen. Vor allem aber könnte die Zentralstelle zu diesen Karten der mittellosen Wanderer jeweils die Strafregister einziehen, was für rein statistische Zwecke bei einer Stelle, die z. B. auch die Reichskriminalstatistik bearbeitet, gar keine Bedenken hätte; so würde man ein genaues Bild der Kriminalität dieser Leute gewinnen. Hierdurch würde sich über die obige Streitfrage ein wesentlich neues Licht verbreiten lassen, das einen großen Teil der allgemeinen Erörterungen auf festen Boden stellen würde.

Selbstverständlich kann dies, selbst wenn natürlich das ganze Reich heute einbezogen würde, keineswegs ein ganz genaues Bild geben, da alle Fürsorgeeinrichtungen noch sehr lückenhaft sind. Aber einen starken Ueberblick über das, was heute geschieht, wie über die Art des heutigen Wanderns und die Art der Wanderer würde man auf jeden Fall gewinnen. Wenn dann diese Zählung Jahr für Jahr fortgesetzt, vielleicht in Zwischenräumen von 5 Jahren jene sorgsame Heranziehung der Strafregister wiederholt

Digitized by Google

würde, so gewänne man über diese Bevölkerungsschicht ein so eingehendes Bild, daß allein die wissenschaftlichen Ergebnisse den Kostenaufwand mehr als rechtfertigen würden. Viel größer aber wäre noch der Gewinn, den die praktische Fürsorgearbeit durch ein solches eingehendes Bild ihrer Wirksamkeit gewinnen müßte. Wir haben bisher nur einzelne Untersuchungen über diesen Bevölkerungsteil, Untersuchungen, die, wie die berühmten Arbeiten von Wilmanns, so überraschenden Einblick in die Seele und das Leben dieser Leute gewährt haben, daß man wesentliche weitere Ergebnisse erwarten darf.

Jede einzelne Untersuchung, oder jede Untersuchung eines räumlich beschränkten Teils, soweit sie nicht einfach Erprobung des technischen Verfahrens und Vorläufer einer allgemeinen Erhebung sein soll, kann nicht weit führen. Die Wanderer ziehen durch das ganze Reich, ja bis weit ins Ausland hinein, so daß auf einem räumlich beschränkten Gebiet keine sicheren Ergebnisse möglich sind. Jede andere Methode als die einer sorgsamen Zählung jedes einzelnen Wanderers bei jeder Berührung mit unseren Schutzeinrichtungen kann zu nichts Brauchbarem führen, weil nur so ein möglichst großer Teil des Materials erfaßt wird. Vor allem aber ist eins zu bedenken: wenn diese Zählung von den Landesämtern oder von dem Reichsamt gemacht wird, so entfällt jeder Vorwurf der Indiskretion gegenüber den Wanderern, die vielleicht nicht gern ihre Persönlichkeit angeben. Innerhalb unserer großen statistischen Zählungen wie der Volkszählung und der Kriminalstatistik ist eine absolute Sicherheit gegeben, daß alle Angaben nur zu statistischen Zwecken benutzt werden und von niemand mißbraucht werden können. So könnten sich an solchen Zählungen auch die Einrichtungen — ihrer sind nur sehr wenig — beteiligen, die mittellose Wanderer anonym aufnehmen. Sie würden eben die Zählkarte nur einfach herstellen und die Gewißheit haben, daß sie in dem Material des statistischen Amtes für immer für die Oeffentlichkeit begraben sind, während sie doch durch ihre Mitwirknng sehr wesentlich zum Gelingen der Arbeit beitragen würden.

Gerade im heutigen Augenblicke, wo Verhandlungen über eine neue Art dieser Fürsorge bevorstehen, scheint es nötig, auf diese Punkte hinzuweisen. Eine Menge Streit und Unklarheit wird sich vermeiden lassen, wenn man die neuen Reformvorschläge durch eine solche gründliche Statistik vorbereitet, die den einzelnen Organisationen keine sonderliche Mühe verursacht, ja ihnen eben durch die vereinfachte Buchführung noch eine Erleichterung verschafft, während die Verarbeitung in den Händen einer sachverständigen Behörde liegen würde. Alle die eine Reform im Sinne der Wandererarbeitsstätten für notwendig ansehen, wissen genau, welche großen Schwierigkeiten die Durchführung eines Gesetzes haben wird; mit dem preußischen Wandererarbeitsstättengesetz haben wir in dieser Hinsicht Erfahrung genug gesammelt. All dieser Widerstand wird sich viel leichter überwinden lassen, wenn die Wirksamkeit der ganzen Einrichtung fortlaufend durch eine solche Zählung kontrolliert wird, aus der das Bedürfnis und

Digitized by Google

die Erfolge sich viel deutlicher als aus allen anderen Erörterungen erkennen lassen würden. Jene Richtung auf diesem Gebiet sollte sich daher in dem Verlangen einer solchen umfassenden Statistik vereinigen und die Reichsregierung sollte sie schon jetzt in Angriff nehmen.

Prof. Dr. Klumker.

Literatur.

Erich von Schrenck, „Richard Wagner als Dichter". C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. München.

Das Jahr 1913, als das hundertste nach dem Geburtstage und als dreißigstes nach Richard Wagners Todestage, hat, wie nicht anders zu erwarten war, eine abermalige erhebliche Vermehrung der Wagnerliteratur gebracht, deren Einzelprodukte vielfach schon durch ihre Eigenschaft als Gelegenheitsschriften gekennzeichnet sind. Immerhin ist diese jüngste Produktion gleichfalls bezeichnend für die gegenwärtige Strömung in bezug auf Wagners Persönlichkeit und Schaffen, und sie läßt keinen Zweifel mehr darüber bestehen, daß sich in der allgemeinen Auffassung über ihn ein Wandel vollzogen hat und daß dasjenige, was ihn früher in den Zeiten der höchsten Begeisterung in den Augen seiner Anhänger als den Mittelpunkt aller menschlichen Kultur erscheinen ließ, ihn in neuerer Zeit gerade zum Zielpunkt der Kritik macht. Während in früheren Zeiten an der Spitze der Philosoph Wagner stand, dann Wagner, der Dichter folgte und erst an dritter Stelle Wagner, der Musiker, hat man neuerdings den Philosophen schon halb und halb über Bord geworfen, auch seine Dichtungen werden gleichfalls schon mit kritischeren Augen betrachtet als früher, und alle Kraft wird gegenwärtig daran gesetzt, Wagner als Musiker zu retten. Dieser Wandel in der Beurteilung ist durch den Zwiespalt seiner Natur, der in seinen ästhetischen Schriften am deutlichsten hervortrat, bewirkt worden. Anstatt seine beiden Kunstnaturen auseinanderzuhalten, suchte er sie in Wahrheit zu vermischen, um nach alten Vorbildern ein sogenanntes Gesamtkunstwerk zu schaffen — zum Schaden für die Dichtung und ebenso für die Musik, die beide, in dem Bestreben, sich zu ergänzen, sich in Wahrheit gegenseitig das Konzept verdorben haben. Man hat bei der Beurteilung Wagners alle möglichen Versuche gemacht, einen Ausgleich zwischen dem Dichter und dem Musiker zu bewirken, vergebens. Zu denjenigen Schriften, die für Wagners Dichtergabe noch eine Lanze einzulegen versuchen, gehört die oben zitierte. Der Verfasser meint im Vorwort, „daß es Zeit sei, daß der panegyrische Ton aufgegeben werde und jene bei aller Verehrung doch kritische Behandlung Platz greife, wie sie gerade den Größten gegenüber sonst geübt wird." Ich frage: Was ist das eigentlich für eine Behandlung, „eine bei aller Verehrung ‚doch' kritische Behandlung?" Muß denn die Verehrung mit der kritischen Behandlung notwendigerweise in Widerspruch stehen?

Digitized by Google

kann nicht gerade aus einer kritischen Behandlung auch die Verehrung entstehen? Muß nicht gerade aus der Kritik Anerkennung wie Tadel hervorgehen? Allein man kennt sie, diese bei aller Verehrung „doch“ kritische Behandlung, die in Wahrheit nichts weiter ist als die prinzipielle Anerkennung einer markanten Persönlichkeit, und die sich das Recht eines bescheidenen Widerspruchs vorbehält, um auf diese Weise den Kritiker heraustreten zu lassen. Wie diese bei aller Verehrung doch kritische Behandlung in dem Buche aussieht, kann man auf der letzten Seite bei einer Beurteilung des Parsifal finden. Da heißt es: „Und so bleibt denn der Parsifal das hohe Lied von Einheit und Erlösung.“ Und zum Schluß: „Wem aber vom Bayreuther Hügel solche Predigt geworden ist, wessen Ohr getroffen ist von dem machtvollen Ruf der Gralsglocken, wem Wort und Ton und Bild sich zu einem unvergeßlichen Gesamteindruck verbunden haben u. s. f.“ Solchergestalt kämpft der Verfasser gegen den „panegyrischen“ Ton an. Wo er aber dem Leser etwas zu sagen hätte, da läßt er ihn völlig im Stich. Man sehe nur das Gerede über den Amfortas. Diese Figur ist in dem Stücke nach keiner einzigen Richtung hin zu motivieren: weder hat er sein Schicksal verdient, noch kann dieses Schicksal irgendwie Mitleid erwecken. Amfortas hat nur ein Ziel: er will den Gral von dem bösen Zauberer befreien und dafür läßt ihn die Vorsehung, d. h. Richard Wagner, fallen. Der Verfasser sagt: „Ein heiliger Eifer, ein tiefes religiöses Verständnis haben ihm den Vorrang erteilt vor allen anderen.“ Warum also fällt er? Seine Frömmigkeit für Schein zu erklären, meint der Verfasser, geht nicht an — „man muß sich nach einer anderen Erklärung umsehen und findet sie nur in seinem Ehrgeiz und seiner Sinnlichkeit“. Eine Erklärung, die sich sehen lassen kann, die gerade das, was sie zu erklären hätte, für sich behält! Warum erliegt denn ein Mensch, den ein heiliger Eifer, ein tiefes religiöses Verständnis beseelt, der Sinnlichkeit, warum läßt denn Wagner einen „wahrhaftigen frommen Menschen“, der nur für die Ehre des Grals in den Kampf zieht, der Verführerin zum Opfer fallen? Das ist es doch eben, was man wissen will. Man vergegenwärtige sich ferner: Amfortas will den Gral retten und — fällt dabei; Parsifal dagegen will den Gral nicht retten und — rettet ihn! Von Wagner selbst erfahren wir über Amfortas nichts weiter, als daß er „allzu kühn“ war. Freilich, wenn er ein Feigling gewesen wäre, wenn er, der „Allzukühne“, die Vorsicht als das bessere Teil der Tapferkeit erwählt hätte, dann wäre ihm das Abenteuer mit der Kundry erspart geblieben. Man sucht ihm also daraus, daß er das besitzt, was die conditio sine qua non seiner Unternehmung ist, nämlich den Mut zu einer solchen Unternehmung, obendrein einen Strick drehen! Der „Sündenfall“ des Amfortas ist genau so unmotiviert, wie der in diesen Büchern bereits besprochene Speerwurf Klingsors; er hat in Wahrheit keinen anderen Zweck, als dem reinen Toren eine angemessene Beschäftigung in dem Stücke zu verschaffen. Mitleid aber, die eigentliche Grundlage des Stückes, kann Amfortas vielleicht bei allen Personen des

Digitized by Google

Stückes erwecken, nur nicht -- bei dem Zuschauer! Man vergleiche einmal den Amfortas mit dem Philoktet des Sophokles und lese darüber nach, was Lessing hierzu in seinem Laokoon ausführt. Philoktet hat gleichfalls eine körperliche Wunde, die ebenso wie bei Amfortas ein göttliches Strafgericht ist. Aber Philoktet wird obendrein auf einer einsamen Insel ausgesetzt, um hier seine Schmerzen erdulden zu müssen. Dagegen Amfortas? „Man gebe", sagt Lessing, „einem Menschen die schmerzlichste, unheilbarste Krankheit, aber man denke ihn zugleich von gefälligen Freunden umgeben, die ihn an nichts Mangel leiden lassen, die sein Uebel, soviel in ihren Kräften steht, erleichtern, gegen die er unverhohlen klagen und jammern darf: unstreitig werden wir Mitleid mit ihm haben, aber dieses Mitleid dauert nicht in die Länge, endlich zucken wir die Achsel und verweisen ihn zur Geduld." Trifft diese Schilderung nicht bis in Kleinste auf Amfortas zu? Er leidet: aber alle sind um ihn bemüht, alle wollen ihm helfen, alle trösten ihn, sogar diejenige, die ihn ins Unglück gestürzt hat, kommt mit einem heilenden Balsam! Philoktet muß sich in seiner schauerlichen Einöde unter qualvollen Schmerzen mit der Wunde, in der, wie Lessing sagt, ein mehr wie natürliches Gift tobt, fortschleppen, um sein Leben zu fristen: Amfortas dagegen wird in einer prächtigen Sänfte getragen und unablässig dabei bemitleidet. Bei dieser allgemeinen Hilfsbereitschaft kann er unser eigenes Mitleid unmöglich auf die Dauer erwecken: schon die ununterbrochenen Tröstungen nehmen unser Interesse dermaßen in Anspruch, daß wir kaum noch Zeit finden, ihm selbst unsere Teilnahme zuzuwenden.

Es wäre ungerecht, von dem Verfasser der erwähnten Schrift zu verlangen, daß er auf natürlichem Wege etwas erklären sollte, was auf natürlichem Wege überhaupt nicht zu erklären ist. Wir haben diese Schrift auch nur angeführt als charakteristisches Merkmal, wie die moderne Wagnerliteratur sich mit Wagner abzufinden sucht, wenn sie gegen den panegyrischen Ton in der Beurteilung Wagners vorgehen will und Richard Wagner, wie sie sagt, eine bei aller Verehrung „doch" kritische Behandlung zuteil werden lassen will. Bei dieser Gelegenheit mag übrigens in betreff des reinen Toren, der in diesen Büchern unlängst eingehender gewürdigt wurde, noch eine Anmerkung gestattet sein. Der Verfasser dieser Zeilen hatte darauf hingewiesen, daß der Speerwurf Klingsors ein Widersinn sei und daß Wagner diesen Widersinn gerade dadurch kenntlich gemacht habe, daß er Klingsor in eben demjenigen Augenblicke, in dem Parsifal die Kundry zurückschleudert, in dem also die Widerstandskraft Parsifals gegen die Verführung sich in ihrer vollsten Stärke offenbart, mithin in dem denkbar verkehrtesten Augenblick, den Speer werfen läßt. Zu den mancherlei ergötzlichen Versuchen, die im Anschluß an die von mir gegebene Darstellung gemacht wurden, den Speerwurf zu erklären, gehört auch die Ansicht, Klingsor hätte, weil er nicht an die Unverführbarkeit Parsifals glauben konnte, Parsifals Sieg für einen Betrug gehalten: Parsifal sei der Kundry nur deshalb nicht erlegen, weil ihm überhaupt die Sinnlichkeit ab-

Digitized by Google

gehe! Das sei ein „Betrug der Vorsehung", und deshalb sei Klingsor berechtigt gewesen, den Speer zu werfen. Wenn es ein sicheres Argument gibt, um die Sinnlosigkeit des Speerwurfes zu beweisen, dann wäre es dieses. Denn eben darauf, daß Parsifal der Sinnlichkeit erliegt, beruht doch der Speerwurf. Den Speer auf jemanden zu werfen, dem überhaupt die Sinnlichkeit nicht gegeben ist, ist das Sinnloseste, womit man diesen Vorgang überhaupt erklären könnte. Es wäre ebenso, wie wenn Klingsor seinen Speer gegen einen leblosen Gegenstand gerichtet hätte. Es gibt nur eine Möglichkeit, den Speerwurf zu rechtfertigen, ohne daß Parsifal der Verführung erliegt: Wenn Klingsor grade umgekehrt in dem Glauben gewesen wäre, daß Parsifal von der Kundry tatsächlich verführt worden sei. Bei dieser Voraussetzung, die natürlich erst glaubhaft gemacht werden müßte, könnte der Speerwurf berechtigt sein, selbst wenn Parsifal die Probe bestand. Wenn aber Klingsor nach der obigen „Auslegung" selbst der Meinung ist, daß Parsifal unverführt blieb, und wenn man ihn dies obendrein damit erklären läßt, daß dem reinen Toren die Voraussetzungen für die Verführung überhaupt fehlen: dann wird damit die Sinnlosigkeit des Speerwurfes auch dem Fernstehendsten klar gemacht! Wenn Klingsor von den Voraussetzungen ausgegangen wäre, die ihm hier von hilfsbereiten Kommentatoren imputiert werden, dann hätte er ohne weiteres mit seinem Speere Kehrt machen müssen. Natürlich wäre es dann um das Stück geschehen gewesen. Was tat aber Wagner in diesem kritischen Augenblicke? Er löste die Figuren seines Stückes vollkommen von ihrer ursprünglichen Bedeutung los, um sie mit einem Male als etwas ganz anderes erscheinen zu lassen! Parsifal erscheint in dem Augenblicke der Katastrophe nicht mehr als der reine Tor, dem die Gefahr der Verführung droht, sondern umgekehrt als der räuberische Eindringling in Klingsors Zaubergarten, um sich der Kundry zu bemächtigen, die infolge dieses „Attentates auf ihre Unschuld" ein Geschrei erhebt und Klingsor veranlaßt, dem frechen Räuber einen Denkzettel mit dem Speere zu geben! Also: vollkommenste Umwandlung des Charakters aller handelnden Personen! Aber das alles vollzieht sich mit solcher Geschwindigkeit, daß man kaum etwas merkt, und wenn Klingsor seinen Speer schleudert, der über Parsifal schweben bleibt, wenn Parsifal ihn erfaßt und damit die Bewegung des Kreuzes macht, wenn das Schloß donnernd zusammenstürzt, dann vergehen dem andächtigen Zuschauer die Sinne und es bleibt ihm nichts anderes übrig, als im Parsifal, wie der Verfasser der oben erwähnten Schrift sich ausdrückt, für alle Zeiten „das hohe Lied von Einheit und Erlösung" zu erblicken.

Jejunus.

Dantes Göttliche Komödie, in deutschen Stanzen. Frei bearbeitet von Paul Pochhammer. Dritte Auflage. Leipzig, 1913, bei B. G. Teubner. 462 S. In Leinen, Mk. 8,—.

Jede Uebersetzung ist ein Kompromiß. Wie dieser aber zustande zu

Digitized by Google

kommen hat, darüber werden immer subjektive Meinungsverschiedenheiten bestehen. Meine Anschauungen habe ich schon einmal gelegentlich Homers ausführlich in diesen Blättern dargelegt (Bd. 145, Heft 2) und möchte mich deshalb nicht gern raumbeschränkter und infolgedessen weniger begründet wiederholen. Was ich damals über das innerlich Zwingende der Originalform geäußert habe, steht im schroffsten Gegensatz zu der Tatsache, daß z. B. die vorliegende Danteübersetzung in Ottaverimen statt in Terzinen geschrieben ist. Mildernd wäre der Umstand, daß Pochhammer sich über diese Freiheit — ich möchte es lieber Zerstörung nennen — völlig klar Rechenschaft gibt (S. VI u. S. XI des an sich recht ansprechenden Vorworts), erschwerend dagegen, daß doch auch die Ottaverime ein sogenanntes undeutsches und fast so schwer wie die Terzine zu handhabendes Versmaß bildet. Jedenfalls haben beide einen völlig anderen Rhythmus. Der aber ist der Lebensnerv einer Dichtung, und Dante wird ganz gut gewußt haben, warum er in Terzinen und nicht in Stanzen schrieb. Indem ich also vorausschicke, daß ich die ganze Uebersetzung infolgedessen in der Grundlage für verfehlt halte — es tut mir leid, das einem so stark und inbrünstig geschaffenen Lebenswerk gegenüber sagen zu müssen —, will ich mich nicht der Tatsache verschließen, daß ganze Strecken schön, klar und wohllautend übertragen sind, anderes ist aber neben viel glatter Papiersprache unanhörbar. Man lese nur die Ottave der besonders schwarz gedruckten Höllenin-schrift, die dem Verfasser selbst „wie ein Erlebnis" gekommen war. Dergleichen geht doch nicht an. — Sehen wir aber von all dem ab, so kann jemand, der diese meine Ausstellungen nicht teilt — und daß man hier nur sehr subjektiv urteilen kann, weiß ich —, bei der Lektüre dieser Uebersetzung ganz gut auf seine Rechnung kommen, zumal wenn ihm die Wucht und hinreißende Sprachgewalt des Originals unbekannt oder verschlossen ist. Ein reiner und ideal angelegter Geist, wie er sich allein mit Dante befassen darf, ist hier jedenfalls an der Arbeit gewesen, und ein gewisser klarer und edler Hauch geht auch von dieser Uebersetzung aus. Recht gut ist die 95 Seiten lange Einführung; nützlich, ja vortrefflich die graphischen Darstellungen, die die Situationsanschauung fördern, und durchaus zu loben die ausgezeichnete, für das Gebotene äußerst billige Ausstattung des Werkes.

Grabbes Werke, in sechs Teilen (zwei Bänden) herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Spiridion Wukadinović. Stuttgart. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Nun ist auch Grabbe in die goldene Klassiker-Bibliothek eingereiht, und das ist gut. Er ist für uns mit Freiligraths Worten „ein eingestürzter Tempel" und gehört in die Reihe jener Genies, denen „ihr Leben zwischen den Händen zerrann". Aber dieses Genie war er zweifellos trotzdem, und alle Maßlosigkeiten seiner Werke, sowie das Abschreckende seines Lebens können die Tatsache nicht verschleiern, daß uns in Grabbe eine unserer größten dramatischen Dichterbegabungen zugrunde ging. Die Sehnsucht

Digitized by Google

nach dem deutschen Shakespeare will nicht still werden, aber es ist seltsam, wie Schlag auf Schlag gerade hier unsere größten Hoffnungen im Anstieg zerstört werden. Kleist, Büchner, Grabbe, sie waren mit einiger Verschiebung Zeitgenossen, und über allen hing, verschuldet oder nicht verschuldet, eines Schicksals harte Hand und knickte mehr hoffnungsreiche Blüten, als sie Früchte reifen ließ. Ein Unseliger war Grabbe, aber der Funke der Unsterblichkeit lebte auch in diesem Gefäß, wenn er auch oft wie ein Dämon darin flackerte und tobte, bis der Krater völlig ausgebrannt war. Es sind Schlacken genug da, aber sie brachen mit Flammen aus der Tiefe. — Die Einleitung des Herausgebers wird dem zwiespältigen Wesen Grabbes völlig gerecht und sucht das Trostlose seines Werdeganges zu erklären. Gut ist, daß auch jedes der Dramen ein Einzelvorwort bekommen hat, denn man nimmt gern eine Weisung an, bevor man auf Sümpfen und schroffen Graten balanciert. Wir kennen alle die Hauptwerke Grabbes, wenn man aber hier so geschlossen sein Werk auf sich wirken läßt, so zieht uns diese Schaffensfülle eines mit 36 Jahren Verstorbenen unwiderstehlich aufs Neue in ihren Bann. — Ueber die für ihren Zweck vorzügliche Ausstattung der billigen „Goldenen Klassikerbibliothek" habe ich hier schon gelegentlich der Goethe- und der Stifter-Ausgabe lobend berichtet.

Dr. Thassilo von Scheffer.

Victor Klemperer, Die Zeitromane Friedrich Spielhagens und ihre Wurzeln. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, herausgegeben von Franz Muncker XLIII.) Weimar, Alexander Duncker Verlag, 1913.

Es ist schade, daß soviel tüchtige Arbeit, so gesunde kritische Begabung, so viele treffliche Beobachtungen, wie in dem vorliegenden Werke stecken, an ein so sprödes, für moderne Leser schier unzugängliches Thema gewandt sind. Denn wer interessiert sich heute noch aufrichtig für Spielhagen? Wer liest noch Gutzkow, Immermann (vom „Oberhof" abgesehen), Laube, seine Vorgänger auf dem Gebiete des Zeitromans? Und doch sollte das gut geschriebene, besonnene, methodisch durchaus einwandfreie Buch, das neben ausgezeichneten Inhaltsanalysen manche wertvolle Zusammenstellung bringt, nicht nur der zünftige Literarhistoriker, der es um vieles bereichert aus der Hand legen wird, sondern noch mindestens der Historiker des 19. Jahrhunderts und überhaupt der politisch Interessierte zu Rate ziehen. Ist doch der Zeitroman die rechte Domäne des Liberalismus der 40er und 50er Jahre, bildet doch Spielhagen selbst ein trauriges Beispiel dafür, wie dieser Liberalismus sich endlich totlief, ohne ein neues gebären zu können. Der Dichter Spielhagen, der vor keiner Uebertreibung und Verzerrung zurückschreckt, wenn es dem pommerschen Landadel gilt, doch aber, aufgewachsen in der verschwommenen Sehnsucht der vormärzlichen Stimmung,

Digitized by Google

sehnsüchtig nach allem, was vornehm und schön ist, ausschaut, und eben wegen dieses schönheitsseligen Idealismus den organischen Anschluß an das Volk nicht finden kann und es deshalb nie zu schildern gelernt hat, der die Bedeutung der Massen wohl dumpf empfand, aber sich trotz aller achtungswerten Anstrengungen nie zu ihrer klaren Darstellung und vollen Würdigung durchringen konnte, kann durchaus als Typus seiner Parteigenossen gelten. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, wird mancher mehr in dem Buche finden, als ihm der Titel verspricht. R. Schacht.

„Arnold Lohrs Zigeunerfahrt." Roman von Heinrich Ernst Kromer.

„Axel Mertens Heimat." Roman von Niels Hoyer. Beide im Verlag von Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Unter unseren Prosadichtern gibt es zwei Gruppen: solche, die ein gedachtes Erleben in peinvoll durcharbeitete Sätze formen, und solche, die in einfachem Erzählerton ihr wirkliches Erleben gestalten. Diese sind mir die liebsten (trotzdem ich die haarfein gedrechselte Sprachkunst Jener keineswegs unterschätze).

Auch H. E. Kromer ist ein schlichter Erzähler, aus unmittelbarer Anschauung schöpfend. Mit sicherem Geschmack, der ihn sympathisch macht, beschreibt er die Wanderfahrt eines sehr jungen Mannes, der dem Gymnasium und der väterlichen Fuchtel entläuft und sich als Kunstmaler durch die Welt hungert. So einfach und gewöhnlich sind seine Schicksale dargestellt wie das Leben, das Leben, das hier vorüberzieht, wie es ist, mit seinen Träumen und Narrheiten, seinen zerrinnenden Hoffnungen, mit dem heimlichen Elend in seiner Putzigkeit und der jämmerlichen Komik in seinen Schicksalsgewalten. Ein Schwarm wunderlicher Originale und Alltagsmenschen zieht vorbei: Wohltäter und Gauner, verbummelte Genies, Wirtinnen, Polizeibeamte, Liebschaften . . . alle stehen in flüchtig verschlungenen Beziehungen zu dem jungen Malersmann, der sich munter kämpfend zu behaupten sucht in dem Leben auf der Landstraße, in Dörfern und Großstädten. Sein Auge umfaßt die wechselnde Schönheit durchwanderter Landschaften; Eindrücke und Erlebnisse spielen, ihrer Zeit- und Raumordnung wunderlam entrückt, in seine phantastischen Träume hinein.

Es ist ein Buch, das zweifellos nicht hinterm Ofen ersonnen ist, das mich bis zuletzt in wohlgeneigter Spannung erhalten hat. Sehr viel mehr ausgeklügelt erscheint mir dagegen das Buch von Axel Mertens Heimat, obwohl Niels Hoyer nach ungleich höheren Lorbeeren ringt als der reiferes, sich bescheidende Kromer.

Er will die Irrfahrten eines Unehelichen, Elternlosen schildern, der den norddeutschen, christlichen Vater und die jüdische Mutter früh verlor und nun durch das zwiespältige Erbteil in seinem Blute unstet durch die

Digitized by Google

Welt getrieben wird. In der norwegischen Wald- und Felsenlandschaft, da eine Mutter wohnte, hoffte er endlich die Heimat zu finden. Aber Haus und Grab der Toten sind von ausschlachtender Industrie fortgeräumt, und lautes hämmerndes Gegenwartsleben dröhnt in dem Tal, da Axel Merten sich rückschauenden Träumen hingeben wollte. Und er stürzt sich in den Tod.

Nun war der Dichter seinem schweren Vorwurf nicht recht gewachsen. Man wird nicht überzeugt davon, daß sein Held alles Aufgegriffene wieder fahren lassen und endlich den Tod wählen muß. Die Begründungen fehlen, die Charakteristik ist bei ihm und den anderen Gestalten zu schwach, trotz lebendigem Erfassen von Typen. Immerhin gibt die Erzählung manch kühnen Umriß aus den Kampftagen eines jungen Mannes von heute. Landschaftsbilder, die Weser, Berlin, Weimar, die Nordlandsfahrt sind zweifellos gesehen und erlebt, und die Schilderung von Axels Elendstagen ist mächtig eindrucksvoll. Auch edelgeformte Verse unterbrechen die Prosa, die aber manchmal in leeren Schaum zerfließen, wenn des Dichters Titanenehrgeiz mehr will als kann. Einmal ließ er irgendwo den bekannten Fehler stehen: „aus aller Herren Länder und Städte." Nun, das sind Kleinigkeiten. Bedenklicher ist, daß trotz der oft überraschenden Eigenart der an neuen Metaphern reichen Sprache die rechte Anschaulichkeit fehlt. Es ist eben noch kein Meisterstück, aber ein sehr gutes Gesellenstück. Noch kein Großer, aber ein feiner liebenswerter Mensch ist es, dessen Jugend in diesen Zeilen schäumt und gärt und nach Gestaltung ringt. Darum will und soll auch dies frühe Werk vollendet, veröffentlicht und gelesen werden, sei es auch nur, um einen nach Höchstem strebenden Begabten zu fördern. Wenn er an Selbstkritik und Arbeit das Seine tut, werden seine reifen Früchte köstlich sein. Hans A. Kihn.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Die Lösung der Welfenfrage.

Große historische Ereignisse sind immer tragisch. Solange man im Kampf steht, sieht man nur das Recht der einen Seite, sieht nicht, will nicht sehen, kann nicht sehen, daß auch auf der anderen Seite ein Recht steht und eine heilig gehaltene Ueberzeugung verteidigt wird. Wenn der Sieg entschieden ist, neue Verhältnisse geschaffen worden sind, gelangt auch der Sieger allmählich dazu, anzuerkennen, daß der Feind ein achtungswerter Gegner gewesen sei. Nicht daß etwa damit alle Werte gleich gesetzt, der Kampf des Guten gegen das Böse, oder sogar des Besseren gegen das Schlechtere, des Fortschritts gegen den Stillstand ausgeschaltet würde. Aber selbst in dem schlechterdings zum Untergang Verdammten erkennt man doch an, daß es ein Recht hatte, sein eigenes Dasein zu verteidigen, und daß vielleicht gerade darin, daß es nicht kampflos wich, ein historischer Wert auch für den Sieger lag. Wenn es je einen Sieg des Besseren über das Schlechtere in der Weltgeschichte gab, ist es der Sieg des Christentums über das Heidentum. Aber die historische Auffassung erkennt heute unumwunden an, daß mit der Vernichtung des römisch-griechischen Heidentums auch viele sehr edle Werte der Menschheit zugrunde gerichtet worden sind und daß das römische Kaisertum guten Grund hatte, sich der aufkommenden Macht der christlichen Kirche zu erwehren.

Diese allgemeine Betrachtung möchte ich vorausschicken, indem ich an die jetzt so heftig umstrittene Frage der Thronbesteigung des jungen Herzogs Ernst August herantrete.

Er wird den Thron einnehmen auf die Versicherung hin, daß er nichts tun und nichts unterstützen werde, was die Lostrennung eines Gebietsteils von der preußischen Monarchie bezweckt, aber ohne einen formellen Verzicht auf seinen Anspruch auf den hannoverschen Königsthron ausgesprochen zu haben. Nicht nur die sogenannten Alldeutschen sind darüber in schäumender Entrüstung, sondern auch ganz verständige Patrioten haben Bedenken geäußert. Während jene einen allgemeinen Sturm nationaler Empörung prophezeien, fühlen diese sich wenigstens gedrungen, ihre warnende Stimme laut werden zu lassen: die welfische Agitation werde

Digitized by Google

neu belebt, die Sicherheit des Deutschen Reiches werde bedroht, das Ausland gegen die Zustände unserer Politik mißtrauisch, der neue Hof in Braunschweig ein Mittelpunkt reichsfeindlicher Elemente werden.

Wie sollte das wohl alles möglich sein? Der neue Herzog hat unter Berufung auf seinen Offizierseid versprochen, niemals Bestrebungen zur Minderung des preußischen Gebietes zu unterstützen. Wie kann also sein Hof ein Mittelpunkt solcher Bestrebungen werden? Will man die Ehrlichkeit seines Versprechens anzweifeln? Die alten Welfenfamilien werden nach Braunschweig pilgern und ihm huldigen. Gewiß. Aber nicht die Hoffnung, sondern die völlige Hoffnungslosigkeit für ihre Bestrebungen werden sie von da mit nach Hause nehmen. „Der Herzog ist gebunden, aber nicht seine Nachkommen." Ganz recht; aber glaubt man, daß, wenn diese einmal in Braunschweig zur Regierung gelangen, die Welfenpartei in Hannover überhaupt noch existiert? Wie die Erfahrung mit den Stuarts in England gelehrt hat, kann sich eine solche Bewegung wohl 60 bis 70 Jahre wirklich halten, aber doch nicht länger. Als Georg III. im Jahre 1760 den englischen Thron bestieg, war die Jakobitische Bewegung tot, obgleich der Prätendent lebte, und heute wissen nur noch einige Genealogen nachzurechnen, daß eigentlich die Gemahlin des Prinzregenten von Bayern Königin von England hätte sein müssen.

Weshalb aber hat denn der junge Herzog den formellen Verzicht verweigert? Vermutlich ist es der mystische Begriff des angeborenen Königsrechts, der seinen Großvater, König Georg, wie ein religiöser Glaube erfüllte, und dem sein Vater das Martyrium seines ganzen Lebens dargebracht hat. Unmöglich konnte der Sohn dieses Tun seines Vaters einfach verleugnen. Ebenso aber ist es die Rücksicht auf die treue Anhängerschaft in Hannover selbst. Wer eine Spur unbefangenen Nachdenkens über diesen Streit bewahrt hat, kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß hier Ehrenpunkte für den Herzog gegeben waren, in denen es ihm schlechterdings unmöglich war, nachzugeben. Wir haben uns gewöhnt, nur im Ton der äußersten Feindseligkeit von der Welfenpartei zu sprechen, und mit Recht, denn nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch durch Abstimmungen im Reichstag hat diese Gruppe sich dem Reiche feindlich gezeigt, obgleich sie auch ihrerseits deutsch sein wollte und sich deutsch-hannoverisch nannte. Sie befand sich eben in jenem tragischen Widerspruch der historischen Entwicklung. Die Süddeutschen, die Sachsen, die Hanseaten sind so glücklich gewesen, ihre partikularen Staatswesen mit dem Reichsgedanken in Ausgleich gebracht zu sehen; die Hannoveraner haben das ihrige zum Opfer bringen müssen. Es war notwendig. Hannover mußte vor dem höhreren Recht der Bildung des nationalen deutschen Staates weichen. Aber das Opfer wurde vielen braven Männern unendlich schwer, und es leben noch heute alte Soldaten, die den Schmerz, daß die ruhmreichen Regimenter, die schon unter Prinz Eugen, im siebenjährigen Kriege und bei Waterloo gefochten, aufgelöst und durch preußische Neubildungen ersetzt wurden, nicht

Digitized by Google

verwinden können. Die Zeit heilt endlich auch solche Wunden. Der Erbe, dem all dieser Idealismus gewidmet war, kann wohl auf die praktische Verwirklichung der Restaurationspläne verzichten, aber die Preisgabe der Idee selbst kann ihm nicht zugemutet werden. Wenn sich die Nationalliberalen in Hannover das höhere Verdienst erworben haben, von Anfang an die Einsicht und die Entschlossenheit gezeigt zu haben, dem nationalen Gedanken zu Liebe das selbständige Hannover preiszugeben, so steht es uns frei, auch den Welfen darin ein gewisses Verdienst zuzuerkennen, daß sie den Gedanken des historischen Rechts, der Legitimität mit äußerster Zähigkeit verteidigt haben. Was sind wir Altpreußen glücklich, daß bei uns beides ineinanderfällt! Aber eben deshalb ist es kein besonderes Verdienst. Die Zähigkeit des Welfentums ist für alle Welt der Beweis, wie tief den Deutschen das historische Recht im Blut sitzt, und da dieser Gedanke auch für die Zukunft von entscheidender Bedeutung sein wird für das Wesen unseres Staates, so kann man den Welfen sogar eine Art von Verdienst um unsere nationale Art daraus ableiten, daß sie sich darin so unerschütterlich fest verbohrt hatten. Es ist ja schließlich eine Don Quijoterie geworden, aber Don Quijote ist eben deshalb eine unsterbliche Figur der Weltliteratur geworden, weil in all seiner Komik ein Stück echter Tragik steckt.

Nach alledem halte ich die Lösung, wie sie der Herr Reichskanzler jetzt in die Wege geleitet hat, für höchst glücklich. Schon bei der Verehelichung des jungen Herzogspaares habe ich mich hier in diesem Sinne ausgesprochen. Die Einnahme des braunschweigischen Thrones durch den berechtigten Erben wird nicht die Neubelebung der welfischen Agitation in Hannover, sondern den Anfang vom Ende der deutsch-hannoverschen Partei bedeuten. Bei weitem die meisten der hannoverschen Adelsgeschlechter haben sich heute schon ralliiert und sind in den preußischen Staats-, Heeres- oder Hofdienst getreten.

Das einzige, was man unserer Politik in dieser Frage vorwerfen könnte, ist, daß der Standpunkt, den Preußen früher einnahm und den Bundesrat einnehmen ließ, heute preisgegeben worden ist. Aber erstens ist der Vorwurf, einen früheren Fehler verbessert zu haben, nicht gerade schwerwiegend, und zweitens ist durch die Vermählung des einzigen Stammhalters des Welfengeschlechts mit der Tochter des Kaisers tatsächlich eine sehr verstärkte Bürgschaft gegen jeden Mißbrauch der herzoglichen Stellung geschaffen, die auch der Mißtrauischste in Betracht ziehen muß.

Auf alle Fälle wird die Lösung der braunschweigischen Frage eine gewisse Rückwirkung auf unsere Parteiverhältnisse ausüben. Sollten die Pessimisten recht behalten und eine verstärkte Welfenagitation in Hannover einsetzen, so käme das den Nationalliberalen zugute, die als unerschrockene Vorkämpfer des Reichsgedankens gegen jeden Partikularismus stets ihre Anhängerschaft um sich gesammelt und Indifferente an sich gezogen haben. Erleben wir aber, wie ich annehme, binnen einer Reihe von Jahren nach

Digitized by Google

kurzem Aufflackern das völlige Absterben des Welfentums, so wird das Daseinsrecht der Nationalliberalen gegenüber Konservativen auf der einen, Freisinnigen auf der anderen Seite gemindert, und in Hannover kann sich eine Neubildung der Parteien vollziehen, die ihnen nicht günstig ist. So ist leider, was wir im Interesse des Reiches wünschen müssen, für das Interesse dieser jeder Unterstützung würdigen Partei ein Schaden.

Ein sehr peinlicher Zwischenfall in der ganzen Angelegenheit ist der Brief des Kronprinzen an den Reichskanzler und seine Veröffentlichung durch das bösartigste aller alldeutschen Hetzblätter. Der Kronprinz hat sich zwar öffentlich deshalb entschuldigt und die Lehre wird ihm wohl im Gedächtnis bleiben, aber mit einigem Bangen sieht man sich doch genötigt, den oft zitierten Satz zu wiederholen: die Gefahr für die Zukunft Deutschlands liegt nicht in der Sozialdemokratie und nicht im Zentrum, sondern bei den Alldeutschen.

Allgemeine Entspannung.

Die Lösung der Welfenfrage ist an sich nicht gerade etwas Erhebliches; selbst wenn es wahr wäre, was die Heißsporne ausschreien, daß wir es nicht mit einem klugen Akt der Staatskunst, sondern mit einer schwächlichen Nachgibigkeit zu tun hätten, so ist die Sicherheit und Zukunft des Deutschen Reiches damit immerhin noch nicht gefährdet. Das Streitobjekt ist zu klein. Aber man kann den Vorgang als symptomatisch ansehen für die allgemeine Lage, die nach innen und außen auf eine sehr weitgehende Abschwächung aller Gegensätze, auf eine allgemeine Entspannung hindeutet. Die Gegensätze zwischen den Parteien haben soviel von ihrer alten Leidenschaftlichkeit eingebüßt, daß die Führer der Parteien sich fortwährend bemühen müssen, sie künstlich aufzubauschen und aufzupeitschen, um sie wach zu halten, weil weite Schichten des Volks überhaupt kein Interesse am Parteikampf mehr haben. Der Block des Fürsten Bülow hat als solcher nicht lange bestanden, aber seine segensreichen Nachwirkungen verspüren wir fortwährend. Die alte Partei Eugen Richters ist heute die Partei einer verständigen Realpolitik geworden und der alte „Reichsfeind", das Zentrum, ist heute das Zentrum der Parteien der Regierungsfreundlichkeit geworden. Die Sozialdemokraten haben sich so sehr gemausert, daß sie in Süddeutschland mit den Liberalen ein offenes Wahlbündnis haben eingehen können. Die Revolution ist in ihren eigenen Empfindungen zu einer bloßen Phrase abgeschliffen. Der Revisionismus hat auf dem letzten Parteitag glatt gesiegt. Gegen keinen Vorwurf verteidigen die Genossen sich eifriger, als daß sie keine positive Partei seien, und suchen nach den Brosamen vom Tische der Katheder-sozialisten und der Bismarckschen Sozialgesetzgebung, um zu behaupten, daß sie ihnen gehören. Die Behauptung, daß Bebel ein Demagog gewesen sei, empört sie. Dr. Heinrich Braun in seinen Annalen für Politik und Gesetzgebung (III. Bd., 1. und 2. Heft) hat ihm einen Nachruf gewidmet, in dem der tapfere Volksredner August fast erscheint, als ob

Digitized by Google

er nichts als ein eifriges Mitglied des Vereins für Sozialpolitik gewesen sei. Mit Stolz wird ein Wort Ludwig Bambergers zitiert, daß der Bundesrat sein Unfallversicherungsgesetz einfach den Ideen Bebels nachgeschrieben habe. Selbst wenn diese Aufstellung, die Bamberger doch nur machte, um die Regierung damit anzugreifen, als völlig zutreffend angesehen werden müßte, so würde sie leider für Bebel als Staatsmann das Gegenteil beweisen von dem, was Braun wünscht. Denn Bebel und seine Freunde haben ja schließlich nicht für, sondern gegen das Gesetz gestimmt: sie hätten also, wenn es nichts als ihre eigenen Gedanken enthielt, nur um Opposition machen zu können, ihre Ueberzeugung verleugnet. Herr Dr. Braun ist Revisionist und man kann es ihm daher nicht verdenken, daß er in Bebel möglichst die positiven Momente herauszuarbeiten sucht. Daß Bebels Kritik zuweilen auch nützlich und fruchtbar gewesen sei, habe ich ja auch schon in meinem Artikel gesagt, und Braun hat diesen Punkt aufs kräftigste und sehr instruktiv, wie ich gern zugebe, herausgearbeitet. Politisch fast noch bedeutsamer ist, daß auch in einer von einem der wildesten der Radikalen, Hermann Wendel*), geschriebenen Bebel-Biographie doch auch sich dieser Gesichtspunkt, Bebel habe positive Sozialpolitik gemacht, immer wieder hervordrängt. Wendel möchte, daß Bebel gleichzeitig Sozialreformer und Sozialrevolutionär gewesen sei, und merkt gar nicht, wie er damit sich selbst und seinen Helden zum Narren hält. Denn wenn die Sozialreform funktioniert und fortschreitet, so macht sie ja die Revolution überflüssig, und die Revolution muß ihre Stoßkraft verlieren, wenn die Zustände sich bessern und die Führer daran mitarbeiten. Etwas von diesem Widerspruch war wirklich auch in Bebel, aber unser Urteil über ihn braucht deshalb nicht revidiert zu werden, sondern wird im Gegenteil durch die Darlegungen Brauns und Wendels nur bestätigt. Die Ansätze und Anregungen zu positiver Arbeit sind gegenüber der demagogischen Gesamtleistung in Bebels Lebens von verschwindender Geringfügigkeit. An der Tatsache, daß die großen grundlegenden Sozial-Reformgesetze nur gegen den leidenschaftlichsten Widerstand der Genossen haben ins Leben gerufen werden können, müssen alle Versuche, ihm den Charakter eines positiven Sozialreformers zu vindizieren, zersplittern. Daß aber von Seiten der Genossen sein Leben und seine Wirksamkeit jetzt in diesem Sinne dargestellt wird, das ist als ein Symptom, wie weit die Mauserung der Partei bereits vorgeschritten ist, sehr zu beachten.

Was von der inneren Politik gilt, gilt nun aber auch von der auswärtigen. Ich bin soeben von einem längeren Aufenthalt in England zurückgekehrt und habe den Eindruck mitgebracht, daß dort ein geradezu erstaunlicher Umschwung eingesetzt hat. Der natürliche Interessengegensatz, daß England, das sich ein Jahrhundert lang als alleiniger Herrscher der

*) August Bebel, ein Lebensbild für deutsche Arbeiter von Hermann Wendel. Berlin 1913. Verlag: Buchhandlung Vorwärts G. m. b. H. (Hans Weber, Berlin).

Digitized by Google

See fühlen konnte, jetzt Konkurrenten bekommen hat, und daß Deutschland an der Spitze dieser Konkurrenten steht, bleibt natürlich. Aber man hat sich darein gefunden und erkennt an, daß Deutschland ein natürliches Recht habe, an der Beherrschung des Erdballs durch die Kulturnationen in vollem Maße beteiligt zu sein. Von der Marokko-Krisis 1911 sagte man mir, man sehe ein, daß die englische Politik damals nicht richtig orientiert gewesen sei; man sei ohne Grund französischer gewesen, als die Franzosen selbst. Als Erklärung und Entschuldigung wurde hinzugefügt, daß man überzeugt gewesen sei, die Aussendung des „Panther" bedeute notwendig den Beginn einer Aktion, die uns in einen Krieg mit Frankreich verwickeln müsse. Der englische Ministerrat soll mit allen gegen eine Stimme zu dieser Auffassung gelangt sein, und wir Deutschen können ja nicht leugnen, daß hier in Deutschland selbst, diese Auffassung sehr verbreitet war. Heute ist nun der Argwohn, daß Deutschland auf einen Krieg hinarbeite, offenbar völlig geschwunden. Die jüngste Orientkrisis hat das auch dem mißtrauischsten Engländer klar gemacht und überdies hat ja eben diese Krisis auch deutlich gemacht, daß Deutschland und England an der Erhaltung des Reststaates der Türkei ein sehr großes gemeinschaftliches Interesse haben. Es unterliegt mir daher keinem Zweifel mehr, daß bei neu auftauchenden Fragen des Kolonialbesitzes oder der Interessensphären in Afrika und Asien eine gütliche Auseinandersetzung sich unschwer zwischen England und uns erzielen lassen wird.

Ist es möglich unter diesen Umständen die Flottenrüstungen einzustellen? Herr Churchill hat aufs neue einen Ruf in diesem Sinne ergehen lassen, und prinzipiell könnte man gewiß wenig dagegen einwenden; der Herr Reichskanzler und der Herr Staatssekretär der Marine haben ja auch beim ersten Auftauchen der Idee sich keineswegs ganz ablehnend verhalten. Sobald man aber an die praktische Ausgestaltung des Vorschlags geht, zeigt sich die Unausführbarkeit. Daß drei Dreadnoughts, die England für Kanada bauen will, nicht mitgezählt werden sollen, wie Herr Churchill verkündigte, ist für uns nicht annehmbar, ganz abgesehen davon, daß wir keineswegs allein gegen England bauen, sondern auch gegen andere, im besondern gegen Rußland, das jetzt im Begriff steht, für die Ostseee eine ganz gewaltige Flotte auf Stapel zu legen. An den guten Beziehungen, die sich nunmehr zwischen England und Deutschland gebildet haben, wird der Fortgang der Schiffsbauten nichts verderben. Frankreich hat sich, aus völlig unbegründeten Besorgnissen vor uns, die erdrückende Last der dreijährigen Dienstzeit auferlegt. Auch das hat nicht verhindert, daß die Franzosen in der jüngsten Orientkrisis zu der Einsicht gelangt sind, daß auch zwischen ihnen und uns gewisse Interessengemeinschaften, namentlich in bezug auf Griechenland, obwalten, während Rußland an die französische Politik Forderungen stellte, die ihr durchaus widerstrebten. Der Erfolg ist auch hier eine gewisse Entspannung. Abschwächung der Gegensätze innen und außen — gehen wir etwa einer Epoche der allgemeinen

Digitized by Google

Friedlichkeit und Freundlichkeit, des Wohlbehagens und der Zufriedenheit entgegen? Das gerade Gegenteil wird der Fall sein. Nur im Kampfe fühlt die Menschheit sich wohl. Was wir erleben werden, ist allgemeiner Mißmut, Nörgelei und geradezu Verzweiflung an dem unfruchtbaren, abgestandenen Zeitalter. Man wird sich aufregen über Bagatellen, wie jetzt über den Braunschweigischen Herzoghut oder über die bayerische Königskrone, oder über die Aufhebung des Jesuitengesetzes. Selbst die Reform des preußischen Wahlrechts ist doch nur eine Frage zweiten Ranges. Die großen Probleme, die uns sonst beschäftigen werden, sind keine eigentlichen Parteifragen: Bank- und Währungsfrage und vor allem die Frage der Landarbeiter und der inneren Kolonisation. Es ist höchst bedauerlich, daß die preußische Regierung hier nicht energischer vorgeht. Möglich, daß auch große wirtschaftliche Fragen, wenn etwa wieder einmal eine allgemeine Preissteigerung einsetzt, das politische Leben kräftiger pulsieren machen. Oder vielleicht kommen aus dem Innern Rußlands ganz unvermutete neue Anstöße. Alle solche Möglichkeiten vorbehalten, bleibt doch, was zunächst vor Augen liegt, eine Windstille. Als Symptom der heraufziehenden Stimmung kann vielleicht

der Freideutsche Jugendtag

gelten, der jüngst auf dem Hohen Meißner in Hessen abgehalten worden ist. Die Jugend fühlt sich unbefriedigt von unserer Zeit und sehnt sich nach neuen Idealen. Was für Ideale sollen das sein? Man hat sich deshalb an verschiedene Persönlichkeiten gewandt, darunter auch an mich. Ich glaubte den jungen Herren und Fräulein meine Auffassung nicht vorenthalten zu sollen, obgleich ich voraussah, daß ich in eine recht komische Gesellschaft geraten würde. Das ist denn auch geschehen. In einem Büchlein, das bei Eugen Diederichs in Jena erschienen ist: „Freideutsche Jugend", ist alles, was man von dieser Jugendbewegung zu wissen wünschen kann, zusammengedruckt. Viel Enthusiasmus, auch anmutende Betrachtungen und gute Wünsche, aber wenig Konkretes. Man lege es mir nicht als Unbescheidenheit aus, aber fast der Einzige, der etwas Positives gesagt hat, bin ich, glaube ich, selber. Das aber gerade ist das Charakteristische. Was ich selber geschrieben habe, war aber dies:

Kein Zeitalter ist zufrieden mit sich selbst, darf es nicht sein. Im besonderen die Jugend darf sich niemals begnügen, lobzupreisen, was die Väter getan und errungen haben, sondern muß sich immer wieder erfüllen mit neuen Idealen und sich getrieben fühlen zu neuen Taten.

Das ist für die heutige Generation schwieriger, als es für die letzte war. Vor hundert Jahren gewannen wir die Idee des deutschen Nationalstaates; kaum war sie erfüllt, so ergriff uns die Idee der sozialen Reform. Wo ist ein neuer, auch nur annähernd gleichwertiger Zukunftsgedanke zu finden?

Digitized by Google

Zunächst ist festzustellen, daß jene beiden großen Ideen noch keineswegs erschöpft sind. Die nationale Idee wirkt fort in dem Streben nach einem großen deutschen Kolonialreich. Kommt Deutschland damit nicht zum Ziel, so wird die Welt einmal aufgeteilt zwischen englischem und russischem Wesen. Kein anderes Volk könnte dem ungeheuren Uebergewicht der englischen Sprache, die schon in zwei Großstaaten gesprochen wird, und des russischen Staates Widerstand leisten, wenn es nicht Deutschland tut. Wie arm würde dann die Menschheit werden! Alle heutige Kultur beruht auf der Vielheit der Kulturvölker. Deutschlands Aufgabe ist es, indem es für die Ausbreitung seines eigenen Volkstums sorgt, zugleich alle kleineren Nationen gegen jene beiden Kolosse zu schützen. Diese Aufgabe ist noch kaum erkannt.

Eine fast nicht geringere Aufgabe stellt uns die soziale Idee. Nicht sowohl neue soziale Gesetze gilt es zu schaffen (denn die soziale Not ist heute in weiten akademisch gebildeten Kreisen viel größer als im höheren Arbeiterstande), als jenes Drittel unseres Volkes, das sich mit einer grundsätzlich feindlichen Gesinnung gegen den eigenen Staat erfüllt hat, diesem zurückzugewinnen, anders ausgedrückt, die unterste Schicht des Volkes zu einem aktiven Gliede des sozialen Gesamtkörpers zu gestalten. Wie aber soll das geschehen? Die heutige Jugend weigert sich vielfach dieser Aufgabe, weil sie sich nicht einfach in den Dienst der gerade herrschenden Gewalten stellen will und in der Opposition der Sozialdemokratie einen gewissen berechtigten Kern zu erkennen glaubt.

Hier gelangen wir zu der tieferen Wurzel der Unzufriedenheit der Zeit mit sich selbst und der Sehnsucht nach Besserem.

Die gewaltige Entwicklung des modernen Staates bedroht und bedrängt die freie Persönlichkeit. Der heutige Mensch weigert sich nicht, sich in den Dienst einer großen Idee zu stellen, aber er will in diesem Dienst doch seine Persönlichkeit wahren. In diesen Worten liegt das Programm der Zukunft. Die großen Ideen des neunzehnten Jahrhunderts haben die Menschheit gehoben, aber sie zugleich in Banden geschlagen. Die nationale Idee auf der einen Seite und der Sozialismus auf der anderen bedrohen uns mit dem ödesten Schematismus. Daß der sozialistische Zukunftsstaat die Individualität ersticken und uns damit in eine neue Barbarei stürzen würde, leuchtet ohne weiteres ein. Aber auch der Nationalismus verengt den Gesichtskreis, trübt den Blick und ist ein Feind tieferer Bildung. Wie groß diese Gefahr schon ist, erkennt man, wenn man die in diesem Jahr gehaltenen Festreden durchmustert: immer wieder haben gerade die bedeutendsten Redner es für notwendig gehalten, eine Warnung in diesem Sinne einzuflechten: Max Lehmann in Göttingen, Friedrich Meinecke in Freiburg, Hermann Oncken in Heidelberg, Graf Baudissin in Berlin. Freilich von dem eigentlichen Chauvinismus kann man das deutsche Volk freisprechen; kommt er vor, so doch nur vereinzelt. Unsere nationale

Digitized by Google

auswärtige Politik hat das gesunde Ziel einer großen deutschen Kolonialpolitik, eines deutschen Kolonialreiches, das sogar, wie wir gesehen haben, nicht nur in unserem, sondern im Interesse der Menschheit liegt. Um so schlimmer aber ist der sozusagen nach innen gekehrte deutsche Chauvinismus, für den wir den eigenen Begriff des Hakatismus geprägt haben. Ihm verdanken wir einen großen Teil des bösen Rufes, den wir, sonst so unberechtigt, in der Welt genießen; und auf Schritt und Tritt nach innen und außen wird die wahre nationale Politik durch ihn gehemmt und geschädigt, am meisten das Deutschtum in den Grenzprovinzen selbst.

Der wahrhaft deutschnational Gesinnte vergißt nie, daß das deutsche Volk in all seiner Eigenart doch zugleich das Glied einer umfassenden Völker- und Kulturgemeinschaft ist. In dieser Gemeinschaft und ihren Wechselwirkungen ist es historisch geworden, was es ist, und dauernd stehen die Völker in Wechselbeziehung und befruchten sich gegenseitig durch Austausch von Ideen und Uebertragung von Institutionen. Selbst die Sprachen helfen sich wechselseitig aus und bereichern sich an den Bildungen der Nachbarn. In diesem Sinne traten einst schon Heinrich v. Treitschke, Gustav Freytag, Heinrich v. Sybel, Ernst Curtius, Ignaz Döllinger, Ernst v. Wildenbruch, Adolf Harnack und eine Reihe von Namen ähnlichen Klanges in einer öffentlichen Erklärung für die Fremdwörter ein.

Das Bewußtsein der umfassenden Gemeinschaft aller Kulturvölker ist das rechte Gegenmittel gegen die Verhärtungen des Nationalismus, die den Einzelnen ihre Knechtschaft auferlegen wollen, und dadurch die beste Hilfe für die Behauptung des Rechts der Individualität, der Persönlichkeit.

„Persönlichkeit" ist noch kein konkretes Programm, wie einst „das einige Deutschland" oder die „soziale Reform". Im Gegenteil, eine Vereinigung, die das Recht der Persönlichkeit auf ihre Fahne schreibt, muß im einzelnen in tausend Richtungen auseinandergehen: Heimatspflege, Wanderlust, Sport, Dichtung, Selbsterziehung, Politik; Einer mag immer dies, der Andere jenes ins Auge fassen — trotzdem ist eine höhere Einheit wohl möglich im Geiste der Freiheit.

Ich möchte diese Betrachtungen aber nicht schließen, ohne ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß das Letzte und Tiefste über die Persönlichkeit und die Aufgaben unserer Zeit doch noch nicht gesagt worden ist, und nicht gesagt werden kann, ohne die Heranziehung der Religion. In kurzen Worten läßt sich das nicht tun, und deshalb begnüge ich mich für diejenigen, die weiter dringen wollen, hinzuweisen auf den Aufsatz des neuernannten Professors für Pädagogik an der Universität Berlin Ferd. Jacob Schmidt (Preuß. Jahrbücher, Septemberheft 1913): „Die evangelische Kirche und ihre nationale Mission".

Delbrück.

Digitized by Google

Die südafrikanische Union nach persönlichen Erfahrungen.

Die südafrikanische Union, gegenwärtig ein Landkomplex von 1 241 177 Quadratkilometern, d. h. so groß wie Frankreich, Deutschland, die Schweiz, die Niederlande, Belgien, Dänemark und etwa Böhmen zusammengenommen, ist ein britischer kolonialer Bundesstaat, der sich zusammensetzt aus den früheren autonomen Kolonieſtaaten, Kap, Freistaat, Transvaal und Natal. Basutoland bildet darin eine Enklave, Swaziland und das Betschuanaland-Protektorat sind Anhängsel, die noch unter direkter Reichskontrolle stehen.

Die Einigung Südafrikas ist eine alte Burenhoffnung immer gewesen. Die Verwirklichung des Gedankens scheiterte lange daran, daß die Buren sich eine Union ohne burische Hegemonie, die Engländer sie anders als unter englischer Vorherrschaft, ja ohne völlige Entnationalisierung der Buren nicht denken mochten. Der letzte Burenkrieg 1899—1902 entschied die Frage der Hegemonie äußerlich zugunsten Großbritanniens. Nachdem die früheren Burenstaaten, Transvaal und Freistaat, entsprechend den Friedensbedingungen von Vereeniging wieder Selbstregierung erlangt hatten, nachdem am Kap, im Freistaat und im Transvaal große burische Majoritäten ihre Ministerien ans Ruder gebracht hatten, und nachdem es infolge der Wirtschaftsdepression im Lande, namentlich der Bevölkerung englischer Herkunft, so elend ging, daß jede Neuerung erwünscht erschien, wachte der Einigungsgedanke neu auf. Im Jahre 1908 und 1909 trat die gleiche Anzahl Abgeordneter englischen und holländischen Blutes der vier Parlamente zusammen und berieten die Verfassung eines Bundesstaates, deren Inhalt die Burenabgeordneten mehr oder weniger fertig mitgebracht hatten. Der Entwurf erhielt die Genehmigung des englischen Parlamentes. Seine interessantesten Bestimmungen sind, daß an Stelle der vier Gouverneure ein britischer Generalgouverneur draußen die Krone vertreten soll mit Prärogativen, ähnlich denen des Königs in England; daß ein einheitliches Parlament und Kabinett geschaffen wird; daß an die Spitze der Provinzen, d. h. der früheren Staaten, Provinziallandtage treten und als Exekutivbeamte (ähnlich den preußischen Oberpräsidenten) je ein Administrator, ein Südafrikaner. Als folgenschwerster Paragraph der Verfassung aber erscheint heute der § 137, der wörtlich lautet: „Die englische wie die holländische Sprache sind die offiziellen Sprachen der Union. Sie erfahren gleiche Behandlung und besitzen und genießen dieselben Freiheiten, Rechte und Vorrechte.“ (Im englischen Texte „both“, nicht etwa „either“.) Im Mai 1910 begann der neue Staat, zuvor war General Louis Botha, der bisherige Premierminister im Transvaal, in Erwartung der Burenmajorität im Parlamente mit der neuen Kabinettbildung vom Generalgouverneur betraut worden. Die Wahlen gaben der Ernennung recht. Sie brachten folgende Stärkeverhältnisse: die Nationalisten, d. i. wirtschaftlich die Partei der Ackerbauer, also vor allem der Buren, was ja nichts anderes bedeutet, 67 Mann stark; die Unionisten, d. i. die Minenpartei, die vorgibt, britische,

Digitized by Google

genauer englische Ideale besonders hoch zu halten, 37 Mann stark; die Independents, die sich bald zu den Nationalisten schlugen, 13 Mann stark, und die Arbeiterpartei, 4 Mann stark, als „Crossbenchers". — —

Nach der Volkszählung von 1911 hat nun die südafrikanische Union im Ganzen 5 973 394 Einwohner, wovon nur 1 276 242 Weiße sind, d. h. in dem gewaltigen Lande sitzen so viele Weiße, wie heute etwa in Hamburg-Altona. Gegenüber dieser geringen Zahl scheint es nicht unberechtigt, wenn einer meint, es werde doch um eine solche Handvoll Menschen fast zu viel Aufhebens gemacht, und, fern der eigentlichen europäischen Politik, hätten sie für uns Deutsche ein sehr kleines Interesse. In unserer Anteilnahme am Burenkriege hätten wir uns schon einmal übernommen, jetzt sei höchstens noch von Bedeutung für uns die Lebensdauer der Goldminen und die nachbarschaftliche Einwirkung auf unser Schutzgebiet.

Aber als drittgrößte europäische Macht in Afrika sind wir an der Zukunft jenes Weltreiches, als Konkurrenzmacht Englands an den Wandlungen des britischen Gedankens in Afrika außerordentlich interessiert. Nun, die Union ist das älteste und wichtigste europäische Siedlungsgebiet Afrikas, und wie von ihren Häfen heute auf dem Strang der Kap-Kairo-Bahn schon die Waren in den Kongostaat hineingeschafft werden, gehen von diesem unendlich lebendigen Staatswesen; ich möchte sagen, Wellen aus und zittern hinein in den Kontinent westlich und östlich und nördlich bis in das Kongobecken und bis nach Uganda hinauf.

Erklären, um was es sich hierbei handelt, heißt aber auch sofort die größten Fragen der Union selbst nennen. Ich möchte der Sprachenfrage den ersten Platz einräumen. Es ist eine Europäerfrage, und wennschon sie in allen möglichen Formen seit der Union die südafrikanische Politik beschäftigt und in den nächsten Jahren beschäftigen muß, so scheint sie im Grunde gelöst durch den weiter oben zitierten § 137 der Verfassung der Union. Es ist also nötig, kurz seine Bedeutung zu erklären.

Vordem die Inszenierung des Burenkrieges im Jahre 1899 gelang, drohte die holländische Sprache in Südafrika langsam zum Idiom der Bastardbevölkerung und der Eingeborenen, die nicht Bantus sind, herabzusinken. Englisch, das von weit herkam und von den Halbfarbigen oder Braunen nicht oder selten gesprochen wurde, galt jedenfalls für vornehmer. In der Zeit der Unterdrückung, d. h. während und nach dem Kriege, brachte der Trotz die holländische Landessprache neu empor und, das ist nun das Merkwürdige, die englische Expansion in Südafrika gab ihr ungeahnte Kräfte. Vor dem Kriege war Holländisch die Landessprache in den Burenrepubliken. Obgleich auch im Kaplande die Buren immer die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten, war dort holländischer Unterricht durchaus nicht in allen Schulen erhältlich, nirgends war holländisch Unterrichtsmedium, Englisch allein war obligatorisch. Einige Zugeständnisse gegenüber der holländischen Sprache hatten Geltung erlangt im Parlamente, vor den Gerichten und bei der Verwaltung. Die letzteren wurden gleich

Digitized by Google

nach dem Kriege aufgehoben. Da kam dann die Einigung und der § 137, den die Buren als Preis der Einigung verlangten. Es scheint heute sicher, daß die zur Annahme gedrängten Gegenspieler sich aus der Gewöhnung an die Zweisprachigkeit des Volkes heraus nicht ganz klar waren, was sie mit der rechtlichen Zweisprachigkeit des neuen Bundesstaates bewilligten, vielleicht dachten sie an die früheren Halbmaßregeln im Kaplande. Die Vorgänge in den Schulen des Freistaates, wo alsbald beide Sprachen obligatorisch gelehrt wurden, zeigte ihnen zu spät ihren Irrtum. Heute ist sich die ganze Nationalistenpartei, seien ihre Mitglieder britischer oder holländischer Herkunft, einig darüber, daß des dauernden inneren Friedens wegen der § 137 in seiner vollen Bedeutung durchzuführen sei, d. h. im Parlament werden beide Sprachen gesprochen; jedes Kind hat Anrecht auf Unterricht in seiner Muttersprache, es werden also alle Schulen im Laufe der Zeit notwendig zweisprachig werden; von einem bestimmten Jahre an sollen nur noch zweisprachige Beamte eingestellt werden; vor Gericht und vor der Verwaltung gelten überall beide Sprachen, alle Veröffentlichungen des Staates erscheinen zweisprachig, wir sehen die zwei Sprachen auf den Unionsmarken. Um die Zweisprachigkeit der Universität in Kapstadt wird eben gekämpft, und kein Premierminister wird sich eine starke Majorität erhalten können, der die Verwirklichung des § 137 in allen Phasen des staatlichen und bürgerlichen Lebens sich nicht angelegen sein läßt.

Nun müssen wir in alledem nicht gerade einen antibritischen Zug vermuten wollen, aber wohl einen antienglischen. Zweifellos bedeutet jeder holländische noch so gesetzmäßige Fortschritt einen englischen, nicht britischen Rückschritt. Britisch wollen die Buren wohl sein, nur stand ihnen Englisch so wenig für Britisch, als etwa dem Bayern Preußisch für Deutsch. Man könnte fast sagen, die Briten haben den Burenkrieg gewonnen, verloren haben ihn die Engländer, denn Engländer erstrebten hundert Jahre lang die Entnationalisierung Südafrikas, und der dreijährige Krieg und seine Folgejahre bewiesen endgültig die Unmöglichkeit der Entnationalisierung. —

Man muß aber auch nicht denken, es handele sich schlechterdings um eine innerpolitische Angelegenheit der Union. O, nein. Im Norden der Union liegt das ebenfalls britische Rhodesien. Sein vertragsmäßig vorgesehener Beitritt wird früher oder später erfolgen, selbstverständlich auf Grundlage der Verfassung. Die weiße Bevölkerung Rhodesiens ist noch ganz gering. Bei dem Anschluß an die Union würde die Handvoll Angelsachsen an den Verhältnissen des Gesamtstaates nichts ändern können, und die Kapholländer in Rhodesien würden nicht in der Minorität bleiben. Die kommenden, den südafrikanischen Schulen entwachsenden Geschlechter werden also als Ansiedler und Beamte die kapholländische Sprache als gleichberechtigte Landessprache und Sprache der Mehrheit bis hinauf zur Nordgrenze des mit der Union vereinigten Rhodesiens tragen, das heißt, bis an die Grenze des Kongostaates.

Digitized by Google

Und wie steht es mit den südafrikanischen Nachbaren? Im Westen sind wir der Nachbar, im Osten ist es Portugal. Aber die deutsche und die portugiesische Sprache haben nicht herübergewirkt, sondern die „Taal" ist hinübergetragen worden von den Eingeborenen.

Im portugiesischen Mossamedes hat die Burenkolonie Hompata die portugiesischen Siedler an Zahl überholt. Im belgischen Kongo selbst sind Französisch und Flämisch gleichberechtigt. Das East-African Protectorate (Uganda) wird immer mehr von abwandernden Südafrikanern kolonisiert, viel weniger von Europäern europäischer Herkunft.

Südafrika ist nun vor allem ein Binnenland, und seine zukünftige Geschichte wird von der seßhaften und nicht von der beweglichen Bevölkerung um die erschöpflichen Minen und in den Kaufmannshäfen gemacht werden. 15,07 % der weißen Bevölkerung sind beim Landbau tätig, nur 11,22 % in Industrie, Bergbau und Verkehr, Gastwirtschaft nicht eingerechnet. Passive Berufszugehörige sind bei der Ausbeutung der Berufe nicht zugerechnet, sonst wäre die Landbauziffer sehr viel größer. Nun, die Stoßkraft dieser seßhaften Bevölkerung ist durch ihre Einreihung in das britische Weltreich unendlich gewachsen. Die Stoßkraft wird jedenfalls benutzt werden zur Propagierung der holländischen Sprache. Ein Britentum, das nicht mehr einseitig englisch ist, ist aber jedenfalls eine eigentümliche Neuheit und ein Faktor, der manche Rechnungen ändern kann. —

Belege zur Sprachenfrage findet man in den Resultaten der Volkszählung nicht. Tatsächlich ließ der Zensus von 1911 die Sprachenfrage völlig unberücksichtigt, obgleich schon damals die Schulgesetzgebung des Freistaates in aller Munde war und in jeder politischen Versammlung die Forderung, es solle jedes Kind bis zum IV. Standard Anrecht auf Unterricht in seiner Muttersprache haben, erörtert wurde. In den Erhebungsformularen hätte also sehr wohl die Frage nach der Muttersprache Aufnahme finden können. Wir bekämen dann von fünf Jahren zu fünf Jahren ein Bild über den Fortschritt oder Rückschritt der beiden Landessprachen und auch — daran sind die deutschen Afrikaner in Kaffraria (etwa 12000 Menschen) besonders interessiert — über den Fortschritt oder Rückschritt der deutschen Muttersprache. —

Jetzt sagt keine Statistik über die relative Stärke der Afrikaner englischer, burischer, deutscher Herkunft etwas aus. Man hielte sich denn an die Mitteilungen über die Zugehörigkeit zu den verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften, aber auch hier sind die Grenzen verwischt.

Es gehörten an im Zählungsjahre

den holländischen Gemeinden . .	693 000	Weiße	(durchgängig holländischer Muttersprache),
der anglikanischen Kirche . . .	255 000	„	(durchgängig englischer Muttersprache),
den Methodisten-Gemeinden . .	82 000	„	(deutscher Einschlag),

Digitized by Google

den Presbiterianern	58 000	Weiße	(hauptsächlich englischer Muttersprache),
den lutherischen Gemeinden . .	24 000	„	(durchgängig deutscher Muttersprache),
der römisch-katholischen Kirche .	54 000	„	(sehr stark gemischt),
den Independents ꝛc.	13 000	„	(hauptsächlich englischer Muttersprache),
den jüdischen Gemeinden . . .	46 919	„	(sehr stark gemischt).

(Bei den Juden nebenbei ein Zuwachs von 23 % in der Union, von 67 % im Transvaal seit 1904.)

Auch mit der politischen Statistik ist nichts anzufangen, denn bei der Parteizugehörigkeit resp. Stimmabgabe ist heute schon der wirtschaftliche Gesichtspunkt mindestens ebenso maßgebend als die völkische Abstammung. Bei einer kürzlichen Nachwahl z. B. war der Kandidat der regierenden nationalistischen Partei ein Herr Erskin, die Opposition, die Unionisten stellten einen Herrn van der Riet auf.

Die Gründe, daß die Befragung nach der Muttersprache bei der ersten Volkzählung unterblieb, sind verschiedener Natur. Beschlossen wurde der Plan der Volkszählung durch eine interkoloniale Konferenz im Januar 1910, d. h. vor der eigentlichen Einigung, vor der Ernennung des Ministeriums, vor den Wahlen zum ersten Parlamente. Damals hätte diese Frage stutzig machen, und bei geschickter Verwendung hätte sie bei den Wahlen sehr viele Stimmen den Unionisten zuführen können. Als das Gesetz publiziert wurde, war es Bothas Bestreben wiederum, jede Erinnerung an Rassenverschiedenheit vorläufig zu tilgen. Die nationale Geschlossenheit Südafrikas wünschte er betont. Er übertrieb darin. In Zukunft wird die Frage in den Zählbogen erscheinen müssen und als selbstverständlich empfunden werden.

Liefert uns die Volkszählung keinerlei Material betreffend die Sprachenzugehörigkeit oder Rassenzugehörigkeit der eingeborenen Europäer, so ist das Material im Hinblick auf die zweite große Frage Südafrikas, die Eingeborenenfrage, wenn nicht vollkommen und auch nicht ganz zweckmäßig zusammengestellt, um so reichhaltiger. Eine Eingeborenenfrage gibt es natürlich nicht, es handelt sich da um einen ganzen Rattenkönig von Problemen.

Wir müssen uns auch hier über die Grundlage des Problemkomplexes verständigen. Sie ist nicht so einfach für die Union, daß man sagen könnte, am Anfang kamen die Europäer und nahmen durch Kauf, Tausch oder Gewalt den Eingeborenen ihr Land fort. Als van Riebeek am 9. April 1652 am Kap landete, war die ganze Küste, zwischen Knysna und East London etwa, herrenlos, und die in den folgenden 200 Jahren vordringenden Europäer fanden eine fast ebenso breite, sich nur langsam im Norden des heutigen Transvaals verjüngende Masse Landes unbesetzt. Buschmannklans, Reste vernichteter Stämme, Balala — die Menschen, die tot sind, nannten

Digitized by Google

die Zulus jene bezeichnend, — kamen natürlich vor. Im ganzen müssen wir fast alles Binnenland der Union zur Zeit der 250 Jahre dauernden Besitzergreifung als Markland ansprechen zwischen verschiedenen kriegerischen Bantustämmen und Hottentottenstämmen. Die südlichen Grenzen, das Küstenland, hatten die vor den nachdrängenden Xosas herwandernden Hottentotten eben durchzogen, als van Riebeek erschien. Nördlich von Kapstadt kam es noch zu zwei unbedeutenden Zusammenstößen zwischen den eindringenden Weißen und Hottentotten. Aber die Hottentotten machten Platz und schoben sich, was nicht von zwei gewaltigen Pockenepidemien aufgefressen wurde, weiter nach Nordwesten an den Oranje und über den Oranje. Die Volkszählung gibt die Zahl der Hottentotten der Union als 38 074 an, daneben werden 82 Namaquas genannt, damit sind jene Simon Kopper-Leute und andere verstanden, die vor uns Deutschen wegen Mordtaten im Aufstande wieder in die Teile der zur Union gehörigen Kalahari zurückwichen. Buschmänner wurden 8 695 gezählt. Aber diese Zahlen sind bedeutungslos. Die Hottentotten spielen in der Eingeborenenfrage der Union keine Rolle mehr. —

Das menschenleere Land, das die europäischen Südafrikaner vorfanden und besetzten, hätte bei seinen günstigen klimatischen Verhältnissen, die den Weißen eigentlich überall jede Art Arbeit gestatten, durchaus weißen Mannes Land werden können, wenn nicht die ostindische Kompagnie auf Veranlassung ihrer Kapstädter Beamten vom Jahre 1658 Sklaven einzuführen begonnen hätte. In kurzer Frist kam es dahin, daß niedere körperliche Arbeit als eines weißen Mannes unwürdig angesehen wurde. Bei dem ist es nach Aufhebung der Sklaverei 1830 geblieben, zum Krebsschaden Südafrikas und auch des größten Teiles unseres Schutzgebietes. An Stelle der Sklaven wurden gegen Lohn Angehörige der freien Bantu- und Hottentottenstämme an und über den Grenzen in die Gebiete der Weißen gezogen, meist vorübergehend, zuweilen dauernd. Sklaven lieferten diese südafrikanischen Eingeborenenstämme nie. Die Nachkommen der Sklaven finden sich bei der Volkszählung unter dem Begriff Mixed und Colored Population in den Unterabteilungen Malaien 21 373*) und Blendlinge 435 288. — Auch sie spielen in der Eingeborenenfrage eine kleine Rolle. —

Festhalten wollen wir jetzt, daß die Weißen die Eingeborenen in das Land riefen. Die Eingeborenen kamen aus durchaus egoistischen Gründen. Als höchstes Glücksgut sahen sie das Vieh an. Für Vieh kaufte man die Frau. Auch war man im Dienste der Weißen vor den sehr harten und unvermuteten Vermögensstrafen der Häuptlinge sicher. Auf diese Weise bekam die Union ihre erste Eingeborenenbevölkerung, bevor zwischen 1830 und 1890 die unabhängigen Stämme an den Grenzen teils unterworfen wurden.

*) Es sind sehr würdige Herren, die verschiedene Mitglieder zum Stadtrat von Kapstadt liefern; es sind wohl auch die einzigen nach Mekka wandernden Mohammedaner, die dorthin eine germanische Sprache, nämlich die Taal, also Niederdeutsch bringen. Malaiisch ist ihnen verloren gegangen.

Digitized by Google

teils aus Furcht vor den Nachbarstämmen den Schutz eines weißen Staatswesens verlangten und schließlich Teile der Union wurden. Fast nirgends ging bei diesen Annexionen für die Farbigen Stammesland verloren, höchstens Markland. Meist ist der Erfolg eine Befestigung des Besitzrechtes des Stammes gewesen gegenüber allen Zufällen, eine Ausscheidung des weißen Bodenkäufers aus dem Reservate, eine Unterdrückung aller gegenseitigen Raubzüge, eine langsame Mattsetzung des Häuptlingsrechte über Leben und Gut seiner Untertanen, eine Ausmerzung des Zauberunwesens und eine Hygienisierung, und die Folge alles dessen eine ungeahnte Zunahme der Bevölkerung.

Im Kaplande wollte es das Unglück, viele Kapländer sehen freilich darin eine große Weisheit, daß man sich, bald nachdem die Kapkolonie autonom geworden war, entschloß, den Farbigen bei Erfüllung bestimmter Bedingungen das Stimmrecht zu verleihen. Die Bedingungen sind wie bei den Weißen von einem Minimaleinkommen, resp. Besitz abhängig und der Fähigkeit, Namen, Beruf und Adresse aufschreiben zu können. Die englischen und holländischen Politiker hofften auf diese Weise, neue Wählermassen zu gewinnen. Die Holländer hatten wohl die kleinste Lust zur Emanzipation der Farbigen, aber sie fürchteten, bei abweichender Haltung zu verlieren.

Missionare der beiden Konfessionen und fast aller Sekten waren von früh an im heutigen Unionsgebiete und an seinen Grenzen tätig und lehrten und lehren die Gleichheit aller Menschen vor dem höchsten Wesen. Sie verlangten und verlangen von dem Farbigen vor der Taufe die Einehe. Die ersten Holländer und später die annektierenden Briten setzten ihren Stolz darein, das Schulwesen auszudehnen und kostenlosen Elementarunterricht für die farbigen Kinder von Staats wegen in die fernsten Winkel zu tragen.

Endlich machte die Entdeckung und Bearbeitung immer neuer Minen, die Weißen völlig von der Arbeitslust der Farbigen abhängig. Nach der Volkszählung sind in den Diamantminen des Kaplandes, Freistaates und Transvaals, in den Goldminen Transvaals, in den Kohlengruben des Kaplandes, Transvaals und Natals zusammen 273 127 Bantus tätig. Der Arbeitskontrakt ist kurzfristig ½ bis 1 Jahr. Fortwährend fluten also schwarze Arbeiterregimenter zwischen ihren Wohnsitzen und den Arbeitszentralen hin und her. Die Wohnsitze liegen zum Teile in der Union selbst, zum anderen Teile kommen die Leute aus einem Rekrutierungsgebiete, völlig so groß wie Europa.

Fassen wir es zusammen: Die wirklichen oder scheinbaren Bedürfnisse der Weißen machten oder machen aus dem weißen Siedlungsgebiet der Union zugleich den Mittelpunkt aller Bantuinteressen des südlichen Afrikas. Der Weiße braucht oder meint die Arbeitskraft des Kaffern zu brauchen, der Weiße hält sich für verpflichtet seinen Glauben, sein Wissen und seine staatsbürgerlichen Ideale den Farbigen zu vermitteln. Aber — sein weißes Volkstum muß er erhalten, den Bantu weiß waschen kann er nicht. Die

Digitized by Google

wirkliche Basis der Gleichheit, die Zwischenheirat muß er bekämpfen. Mit Schrecken sieht er, wie immer mehr gelernte schwarze Arbeiter eindringen in die Handwerke, in die gelernten Berufe und zunächst den kleinen Europäer bei geringeren Lebensbedürfnissen das Brot nehmen, aber auch, weil Seite an Seite mit dem Kaffern nach afrikanischen Ideen der Weiße nicht arbeiten kann, überhaupt die ganze Berufsstufe dem weißen Volkstum entwinden. Damit haben wir ganz roh die wahre Grundlage der Eingeborenenfragen der südafrikanischen Union. Es handelt sich nicht um die Folgen der Beraubung farbiger Fremdrassen, sondern um die immer schwierigeren wirtschaftlichen und sozialen Auseinandersetzungen eines numerisch unterlegenen europäischen Volkes mit einer zahlenmäßig überlegenen Fremdrasse, im Verfolg der Entwicklung eines im Kern neutralen Siedlungsgebietes. Bedrängt ist das weiße Volkstum. Eine Lösung, wenn anders es nicht politisch untergehen will, muß es finden. Man hofft sie, ich möchte das hier einschieben, in einer neuen Trennung der Wohn- und Wirkungsgebiete, Separation und Segregation heißen die Schlagworte, zu entdecken. Ein großer allgemeiner Aufstand, eine Verbindung aller Schwarzen gegen alle Weißen zum Kampfe mit der Waffe, ein kriegerischer Aethiopismus, wie dergleichen phantasievolle Durchreisende und Missionare gern prophezeien, droht der Union und dem ganzen britischen Südafrika ganz gewiß nicht mehr. Das liegt nicht an der britischen milden Behandlung, von der auch gern und viel geredet wird, sondern erstens daran, daß jeder Stamm von Briten und Buren so gründlich und so lange Prügel bekommen hat, bis er einsah, daß bei Kämpfen und Rebellionen nichts zu holen ist, das Kapland allein führte im vorigen Jahrhundert 70 Jahre Krieg an seiner Ostgrenze; zweitens daran, daß die Weißen trotz alledem zu stark geworden sind. Die Union hat jetzt eine allgemeine Wehrpflicht der weißen Bürger. Reiten und schießen kann jeder. Die südafrikanische Union ist also in der Lage, wenn es sein muß, 200 000 Mann an irgend einen Fleck zu werfen. Mit andern Worten, Betschuanaland oder irgendein südafrikanisches Grenzland unter dem Union Jack hat eine weiße militärische Basis in Südafrika selbst. Das versteht jeder Farbige, und das macht den gründlichen Unterschied, wenn man z. B. von Britisch-Südafrika kommend die Grenze des deutschen Schutzgebietes überschreitet, dessen militärische Basis heute noch Deutschland ist.

Hans Grimm.

Die Reise des Herrn Poincaré nach Spanien. — Tunnel und Eisenbahn durch den Kanal La Manche. — England.

Im abgelaufenen Monat hat sich in der europäischen Politik ein Ereignis abgespielt, das bei uns weniger beachtet worden ist, als es verdient. Der Präsident der französischen Republik, **Herr Poincaré**, hat dem König Alfons von Spanien in seiner Hauptstadt einen Besuch abgestattet, dem nicht nur die Pariser Zeitungen einen hochpolitischen Charakter

Digitized by Google

beigemessen haben, sondern auch französische Minister in ihren öffentlichen Reden. Wurde doch auch Herr Poincaré von dem Minister des Auswärtigen, Pichon, nach Madrid begleitet. Von dem Strand des Manzanares begab sich König Alfons mit den französischen Gästen nach Carthagena. In dem alten Kriegshafen Carthagos fand eine spanisch-französische Flottenschau statt, und ein mächtiger britischer Panzerkreuzer, der für die Demonstration eigens herübergekommen war, nahm an der Verbrüderung teil.

Die Revue von Carthagena hat sicher eine symptomatische und symbolische Bedeutung, die nicht übersehen werden darf. Von 1815—1860 standen England und Frankreich in dem Verhältnis der Entente cordiale, die vielfach von gefährlichen diplomatischen Konflikten zwischen beiden Mächten unterbrochen, aber immer von neuem angeknüpft wurde. Ein Hauptgesichtspunkt der britischen Politik während jenes Zeitalters war, den französischen Einfluß auf den Hof von Madrid nicht zum herrschenden werden zu lassen. Es sei nur an das Ringen zwischen Palmerston und Guizot über die spanischen Heiraten erinnert. Heute flößen die Bemühungen der Franzosen, zu einer Entente, ja einer Allianz mit Spanien zu gelangen, den Engländern keine Eifersucht mehr ein. Denn man fühlt sich an der Themse sicher, daß das Kabinett von Paris, durch seine Furcht vor Deutschland vollkommen hypnotisiert, für absehbare Zeit nicht daran denken wird, ein Einverständnis mit Spanien zu einem Angriff auf britische Interessen zu gebrauchen. Im Gegenteil, die Engländer teilen Frankreichs Gegensatz gegen Deutschland und in zweiter Reihe gegen Italien, und alle diplomatischen Kombinationen, durch welche das gesunkene, Großbritannien nicht mehr gefährliche Frankreich seine Macht erhöhen zu können glaubt, sind dem Kabinett von St. James willkommen.

Die Franzosen legen auf enge Beziehungen zu Spanien vornehmlich deshalb sehr hohen Wert, weil sie in Friedenszeiten einen sehr großen Teil ihrer Kriegsmacht auf nordafrikanischem Boden stehen haben und für den Fall eines bewaffneten Konflikts mit Deutschland jener Truppen an den Vogesen sofort bedürfen. Schon in der Schlacht bei Wörth war der Gouverneur von Algerien, Marschall Mac Mahon, mit seinen prachtvollen afrikanischen Kerntruppen engagiert. Der Ueberfahrt derselben von den algerischen Küstenplätzen nach den Häfen Südfrankreichs stand damals kein anderes Hindernis im Wege, als die unter allen Umständen große Schwierigkeit, Truppenmassen mit dem zugehörigen Kriegsmaterial in Schiffsgefäße ein- und wieder auszuladen. Heute ist die Lage zum Nachteil Frankreichs geändert. Italien hat aufgehört, der Vasall Frankreichs zu sein, von dem König Victor Emanuel im Jahre 1870 Rom erhoffte, so wie er sich auch in dem Traum wiegte, sein Freund Napoleon würde ihm nach der Befestigung der eigenen Krone durch die Demütigung Preußens zu einem Staatsstreich gegen die ebenso zerfahrene wie anspruchsvolle Deputiertenkammer in Florenz behilflich sein. In unseren Tagen gehört Italien zum Dreibund. Es hat sich eine mächtige Kriegsflotte erbaut, so daß die Franzosen sich genötigt gesehen

Digitized by Google

haben, ihrerseits ihre sämtlichen Linienschiffe im Mittelländischen Meere zu konzentrieren, zum großen Zorn der Bewohner der französischen Kriegshäfen am Atlantischen Ozean, die durch jene einseitige Verteilung der Seestreitkräfte in ihren Sonderinteressen geschädigt worden sind. Aber Not kennt kein Gebot. Die italienische Marine, zu der unter Umständen die Italien verbündete österreichische Regierung ihre Kriegsschiffe stoßen lassen kann, ist jetzt so stark, daß die französische Republik ihrer gesamten Seemacht als Gegengewicht wider die bezeichnete mögliche Kombination im Mittelmeer bedarf. Von allen Aufgaben aber, welche die französische Flotte im Kriegsfall in den mediterraneischen Gewässern zu erfüllen haben würde, erscheint den Staatsmännern in Paris keine wichtiger, als die Freihaltung des Weges von Afrika nach Frankreich für Truppentransporte.

Keine wichtiger und keine schwieriger. Die französische Republik hat Jahre lang den Bau von Linienschiffen vernachlässigt, teils aus falscher Sparsamkeit, teils irregeleitet durch Doktrinärs, welche sich einbildeten, die Geschichte des Seekrieges habe plötzlich ihren Charakter verändert, und nicht die großen, sondern die kleinen Kriegsfahrzeuge würden fortan entscheidend sein. Nachdem man an der Seine von diesem Irrtum zurückgekommen ist, sind von den französischen Kammern sehr große Kredite für den Bau von Schlachtschiffen bewilligt worden, aber die Franzosen werden den Rang, welchen sie unter den großen Seemächten der Welt einst eingenommen haben, niemals wiedergewinnen. Trotz ihrer Versicherungen vom Gegenteil fühlen sie das. So schwach kommen sie sich maritim vor, so wenig Vertrauen haben sie zu ihrer Flotte, daß viele unter ihnen daran verzweifeln, die afrikanischen Truppen der Republik nach Toulon und den anderen südfranzösischen Häfen einschiffen zu können, ohne die Convois aus Algier und Tunis der Vernichtung durch die italienische Marine auszusetzen. Es ist bei unseren westlichen Nachbarn der kleinmütige Vorschlag gemacht worden, die bezeichneten Transporte gar nicht nach Südfrankreich gehen zu lassen, sondern durch die Straße von Gibraltar nach den atlantischen Häfen Frankreichs, also die Regimenter auf einem großen Umwege zu befördern in einer Situation, wo jede Stunde kostbar ist.

Diese Stimmungen muß man sich vergegenwärtigen, wenn man die außerordentliche Bedeutung verstehen will, welche die Franzosen heute dem Abschluß eines Bündnisses zwischen ihnen und Spanien beilegen würden. Zur rechtzeitigen Zusammenziehung der französischen Wehrmacht an den Vogesen hält man es in Paris für unbedingt erforderlich, sich gegen Störungen des Aufmarsches, welche von der italienischen und österreichischen Flotte befürchtet werden, auf Spanien stützen zu können. In der Tat mag es zweckmäßig sein, wenn die Hauptmasse der französischen Streitkräfte eilig aus Afrika zurückgezogen werden muß, die im westlichen Marokko stehenden Truppenteile an der portugiesischen und spanischen Küste entlang auf die atlantischen Häfen des Mutterlandes zu dirigieren. Weniger glücklich scheint eine Idee zu sein, welche die Pariser Zeitungen bei der Anwesen-

Digitized by Google

heit des Herrn Poincaré in Madrid geäußert haben, nämlich, daß die spanischen Eisenbahnen für die eventuelle schleunige Heimbeförderung der afrikanischen Korps der Republik nutzbar gemacht werden möchten. Denn die Schienenstraßen Spaniens sind wenig leistungsfähig und haben übrigens eine andere Spurweite als die Frankreichs.

Wie es sich nun aber auch mit den Vorteilen verhalten mag, welche die französische Nation aus einer Verbrüderung mit der spanischen ziehen zu können glaubt, jedenfalls ist das Oberhaupt der französischen Republik bei seinen persönlichen Bewerbungen um die intime Freudschaft der Spanier nicht übermäßig glücklich gewesen. Allerdings haben die amtlichen Kreise Madrids Herrn Poincaré mit Aufmerksamkeiten überschüttet, aber das Volk ist ihm mit kühler Zurückhaltung entgegengetreten. Denn die öffentliche Meinung Spaniens hat die Engherzigkeit und den Neid nicht vergessen, welcher französischerseits vor zwei Jahren an den Tag gelegt wurde, als die Spanier auf marokkanischem Boden in dem Gebiet von Alkassar und Larasch um sich griffen. Damals schränkte Frankreich, indem es dem Kabinett von Madrid drohend den Weg vertrat, die Erwerbungen Spaniens scharf ein, obwohl die Spanier längst eingewilligt hatten, daß die französische Republik bei der Teilung Marokkos zwischen den beiden Mächten den Löwenanteil erhalten solle. Nur das Rif überließ man in Paris den lateinischen Stammesverwandten jenseits der Pyrenäen mit geringerem Widerstreben, weil jene unzugängliche Gebirgslandschaft mit ihren kriegerischen Bewohnern besonders schwer zu unterwerfen ist. Bis zum heutigen Tage müssen die Spanier dort unter ganz außerordentlich schmerzhaften Blut- und Geldopfern kämpfen.

Alles dies trägt die spanische Nation den Franzosen mit Recht nach. Das Publikum der Hauptstadt hat bei großer Höflichkeit den ausländischen Gästen den nationalen Groll doch unverkennbar gezeigt. Die spanischen Staatsmänner haben nach dem, was verlautet, in den Unterhandlungen mit ihren distinguierten Besuchern Sprödigkeit an den Tag gelegt und sich der französischen Politik nicht so ohne weiteres so vollkommen dienstbar machen lassen, wie das im Einklang mit der gesamten öffentlichen Meinung Frankreichs die Herren Poincaré und Pichon von ihrer Reise an den Manzanares erwartet zu haben scheinen. Der Präsident der französischen Republik und sein Minister des Auswärtigen sind, wenn der Eindruck, den die Lektüre der Pariser und Madrider Meldungen bei uns hervorruft, der richtige ist, nicht ohne eine gewisse politische Enttäuschung zu ihren gleichfalls merklich ernüchterten Landsleuten zurückgekehrt.

Trotzdem rechnet man in Frankreich und ebenso in England mit Zuversicht darauf, in einem europäischen Kriege über Spaniens Gebiet und Kräfte zugunsten der beiden großen Westmächte verfügen zu können. Vor zwei Jahrhunderten hat einmal ein spanischer Premierminister, Kardinal Alberoni, versucht, gegen den Bund Frankreichs und Englands unabhängige spanische Politik zu machen. Das Unternehmen ist damals gescheitert und

Digitized by Google

wird heute schwerlich wiederholt werden. Der spanische Staat liegt ganz in der Machtsphäre der großen Westmächte, und seine Wehrverfassung ist so schwach, daß das Kabinett von Madrid kaum jemals wagen wird, sich dem Druck jener geographischen Tatsache zu entziehen. Finanziell, wirtschaftlich, geistig unterliegt Spanien der Abhängigkeit von Frankreich gegenwärtig noch viel mehr als im 18. Jahrhundert, und auch das britische Kapital übt in unserem Zeitalter einen starken Einfluß auf Spanien aus. Es dürfte noch öfter vorkommen, daß die Spanier die Zärtlichkeiten der großen Westmächte zudringlich finden und sich gegen ihre berechneten Umarmungen sträuben. Leider werden sie sich, wenn die Situation wirklich stürmisch wird, schließlich immer doch ergeben. Wir Deutschen haben uns damit abzufinden, daß in einer großen internationalen Krisis die spanische Monarchie vermutlich eine Verlängerung der Tripelentente bilden wird. Die Hilfsquellen Spaniens, auch die militärischen, sind nicht gering, wofern nur ausländische Unterstützung eintritt, um sie zu heben. Im deutschen Interesse würde es liegen, wenn die Monarchie Karls V. und Philipps II. wieder fähig würde, die Bahnen einer selbständigen Staatskunst einzuschlagen, ebenso wie wir Ursache haben, das Emporkommen Konstantins XIII. in Athen mit freundlichem Auge anzusehen. Scheint doch auch Bismarck im Jahre 1869 einen namhaften Vorteil für Preußen darin erblickt zu haben, wenn es dem Kabinett von Berlin gelang, durch die hohenzollernsche Thronkandidatur die französische Fessel der Spanier zu lockern.

Ebenso wie die Franzosen für den Transport ihrer afrikanischen Korps über das Mittelländische Meer, versprechen sich die Engländer im Fall einer Weltkrisis für einen anderen ganz bestimmten Zweck unendlich viel davon, daß sie Spaniens sicher zu sein glauben. Das Heft der Revue des deux mondes vom 1. Oktober enthält von dem hervorragenden Fachmanne Albert Sartiaux einen Aufsatz: „Le Tunnel sous-marin entre la France et l'Angleterre." In diesem außerordentlich beachtenswerten Essay wird erzählt, daß die Regierungen Englands und Frankreichs schon im Jahre 1872 prinzipiell einig darüber waren, den Kanal La Manche durch eine Aktien-Gesellschaft von englischen und französischen Kapitalisten untertunneln zu lassen. Im Jahre 1875 bildete sich, mit Genehmigung der Kammern, das französische Konsortium, und auf Grund einer Parlamentsbill, die schon ein Jahr früher durchgegangen war, erhielt englischerseits die Konzession für den Bau des Tunnels die South Eastern and Chatham Ry-Compagnie, die die Eisenbahnen von London nach Dover und Folkestone betreibt. Im Jahre 1881 wurde in Großbritannien noch die mit der genannten Gesellschaft in enger Verbindung stehende Submarine railway compagnie gegründet. Und schon begannen auch die Arbeiten. An mehr als 7000 Stellen wurden die Gewässer sondiert. Dann schritt man zum Werke selber. Die Franzosen untertunnelten von Sangatte bei Calais aus 1849 Meter Meeresgrund, die Engländer von der Shakespeare-Klippe bei Dover aus 1600. Beide Anlagen waren zunächst als Studien-Galerien gemeint,

Digitized by Google

sollten aber auch so, wie sie ausgeführt wurden, als Endstücke des fertigen Tunnels erhalten bleiben. Bis zum heutigen Tage befinden sich jene beiden Torsos im besten Stande; die Dampfmaschinen und Pumpen stehen noch immer bereit.

Was das Kulturwerk 1881 ins Stocken brachte, war der Wandel, welcher damals in dem Verhältnis der Westmächte zu einander eintrat. Sartiaux geht auf diesen Punkt nicht näher ein, aber es ist evident, daß die Rückkehr Frankreichs zu einer aktiven Orientpolitik und die Festsetzung Englands in Aegypten eine dem Gedeihen des Kanal-Unternehmens ungünstige moralische Atmosphäre geschaffen haben. Nachdem in der Entente cordiale erhebliche Störungen eingetreten waren, fing man in England an, auf die Stimme Lord Wolseleys zu hören, der von der Untertunnelung des Aermelmeers große Gefahren für Englands militärische Sicherheit prophezeihte. Dem Entschlusse der Briten gemäß wurden die Arbeiten an dem Tunnel sistiert und sind seitdem nicht wieder aufgenommen worden.

Erst heute, nach einem Menschenalter des Schlummerns, welches dem Tode ähnlich genug sah, ist die große technische Idee wieder wach geworden und hat sich ihrer Verwirklichung bedeutend genähert. Im Namen von 90 Mitgliedern des britischen Parlaments, die beiden Parteien angehören und unter denen sich auch Militärs befinden, hat eine Deputation dem Premierminister Asquith ihre Aufwartung gemacht, um ihm die Ueberzeugung auszusprechen, daß im Interesse Englands der Tunnel und die Eisenbahn unter dem Kanal jetzt hergestellt werden müßten. Während im Zeitalter Napoleons III. die Initiative zu dem Unternehmen von Franzosen ausging und englischerseits der Gedanke nur sympathisch begrüßt wurde, liegt die Sache jetzt so, daß es ausschließlich Briten sind, welche das Projekt wiederaufnehmen. Und zwar motivieren jene Herren, wie gesagt, ihre Aktion mit dem besonderen Interesse Englands. Sie verstehen darunter keineswegs bloß den Nutzen, den Handel und Verkehr ohne Zweifel von dem Tunnel haben würden, sondern behaupten auch, daß neu aufgetauchte militärische Gesichtspunkte die Untertunnelung des Kanals für die britische Landesverteidigung nicht etwa bloß annehmbar, sondern geradezu geboten erscheinen ließen. Hierüber äußerte sich der Sprecher der Deputation zu dem Premierminister folgendermaßen:

„Meine Kollegen denken, daß die Frage der Zufuhr von Lebensmitteln in Kriegszeiten heute für unser Land viel wichtiger ist als vor 30 Jahren, als man sich zum ersten Male mit dieser Angelegenheit beschäftigte. . . . . In der Tat, ich habe die Berichte aus jener Zeit durchblättert und bemerkt, daß die Frage der Zufuhr von Lebensmitteln damals überhaupt gar nicht aufgeworfen wurde und daß niemand die öffentliche Aufmerksamkeit darauf lenkte, wie dieser Tunnel eine mächtige Hilfe für uns sein konnte, da er in Kriegszeiten eine verstärkte Lebensmittelzufuhr ermöglichte. . . . . Wir denken, daß der Tunnel . . . . eine solche im Fall des Krieges mit jedem Lande möglich machen würde, Frankreich ausgenommen. Die Tat-

Digitized by Google

sache daß man wüßte, Lebensmittel vom Kontinent erlangen zu können, wenn die Seewege unseren Schiffen verschlossen wären, würde zur Verminderung einer Panik beitragen und der Steigerung des Brotpreises entgegenstehen. Unserer Meinung nach hat die Entwickelung der Luftschiffahrt unsere Lage verändert und niemand vermag zu sagen, was die letzten Konsequenzen jenes Faktums sein werden.

Von den strategischen Gründen, welche vor 30 Jahren mit Erfolg dem Bau des Kanals entgegengestellt wurden, will ich nicht sprechen, aber ich weiß, daß die Meinung der militärischen Autoritäten sich in dieser Hinsicht sehr geändert hat. . . ."

Die Furcht der Engländer, in einem Kriege mit Deutschland könne die Einfuhr von Zerealien nach Großbritannien schweren Störungen ausgesetzt sein, ist kaum begründet; das wurde von dieser Stelle öfter nachgewiesen. Aber jene Sorge nagt nun einmal am englischen Herzen und wird ohne Zweifel dazu beitragen, die Land-Kommunikation zwischen Großbritannien und Frankreich zustande zu bringen. Von französischer, den Bau des Tunnels betreibender Seite wurden die Briten in ihren neuen Auffassungen mit Erfolg noch durch den Hinweis darauf bestärkt, daß Frankreich im Begriff steht, seine Eisenbahnverbindungen mit Spanien bedeutend zu vervollkommnen. Wenn zu dem reicher gestalteten Netz von spanisch-französischen Schienenwegen, so führte u. a. Herr Leroy-Beaulieu im „Economiste français" aus, noch eine englisch-französische submarine Eisenbahnstraße hinzukäme, würden die Engländer in Kriegszeiten ihren Bedarf an ausländischen Lebensmitteln stets über das neutrale Spanien zu beziehen in der Lage sein.

Entscheidend dürfte zugunsten des Tunnels ins Gewicht fallen, daß Herr Asquith für die Sache gewonnen zu sein scheint. Er äußerte gegenüber der oben erwähnten Sechzehner-Deputation: „Es liegen neue Tatsachen vor", ich gebe es zu. Eine von ihnen, . . . in gewisser Hinsicht die wichtigste, ist, daß unsere freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich auf eine solide und unerschütterliche Basis gestellt worden sind. Gemäß den Beziehungen Lord Wolseleys und derer, die seine Meinung angenommen haben, war Frankreich allein der Feind, dessen Kraft . . . . durch die Anlegung des Tunnels gesteigert werden konnte. Die Möglichkeit einer derartigen Feindschaft hat sich . . . seit 1904 verloren. . . . .

Es gibt andere neue Faktoren; so die neuen Arten des maritimen und militärischen Kampfes und die Verproviantierungsfrage."

In dem letzten Satze befindet sich offenbar eine Anspielung auf die Kriegsluftschiffe, deren ja auch der Sprecher der Deputation Erwähnung getan hatte. Man kann also wieder einmal beobachten, wie die eine Erfindung den anderen technischen Fortschritt hervorzurufen die Tendenz in sich trägt. Der britische Premierminister entließ die parlamentarische Abordnung mit Versicherungen, die, ohne die britische Regierung vollkommen zu binden, doch die englischen und französischen Unternehmer der submarinen

Digitized by Google

Verbindungslinien darüber beruhigten, daß ihrem Plane zum zweiten Male unüberwindliche politische Hindernisse erwachsen könnten.

Die technischen Schwierigkeiten des Tunnels sind nach Herrn Sartiaux gering. Allerdings gibt es noch keine submarine Kommunikation zwischen zwei Ländern; der Aermelmeer-Tunnel, mit seinen 48 Kilometern Länge, wird das erste Wunderwerk in seiner Art sein. Aber gewisse Erfahrungen, welche für das große Projekt nutzbar gemacht werden können, liegen doch schon vor. In Cornwall, wo schon die alten Phönizier ihr Zinn herholten, geht man heute diesem Metall sowie dem Kupfer in weit ausgedehnten submarinen Gängen nach. Ferner hat man von der Küste Cumberlands aus, um unter dem Wasser nach Kohlen zu schürfen, Galerien 5 Kilometer weit in die Irische See hineingetrieben. Zusammen mit den Quergängen zwischen ihnen haben jene submarinen Minen einen ebenso großen Umfang wie der geplante Kanal La Manche-Tunnel. Weder in die cornwallschen noch in die cumberländischen Minen ist jemals Wasser eingedrungen. In Cumberland rühmt man sich, man werde sich eines Tages unter der See noch bis Irland durchwühlen. Das sind 100 Kilometer gegen 54 des geplanten La Manche-Tunnels, und das Meer ist dort viel tiefer als im Kanal. So zweifelt Herr Sartiaux denn nicht, daß in 8 bis 10 Jahren Paris und London festländisch verbunden sein werden. Der Tunnel würde allerhöchstens 400 Millionen Franken kosten, und wenn die Zollbehörden keine Schwierigkeiten machen, die Entfernung zwischen den beiden westeuropäischen Metropolen auf 5 Eisenbahnstunden herabdrücken. Für Leser, welche gern ihre Phantasie spielen lassen, sei aus dem Aufsatz des Herrn Sartiaux noch mitgeteilt, daß der Verfasser, als gründlicher Kenner der Geologie, in dem Tunnel nur die in zeitgemäßen Formen sich vollziehende Restauration vorgeschichtlicher Zustände erblickt. Wie die Geologie lehrt, gab es einst eine Landbrücke zwischen Frankreich und England. Erst ganz allmählich wurde dieselbe durch Erosion von seiten des Meeres beseitigt. Herr Sartiaux belehrt uns, in der Geologie gebe es, ebenso wie in der Politik, zwei Schulen, die eine habe es eilig, die andere gehe langsamer vor. Jene seien die Plutonianer, welche die Landbrücke zwischen Frankreich und England in ein paar tausend Jahren zernagt sein ließen, diese, die Neptunianer, verteilten den Erosionsprozeß auf 100000 Jahre und mehr.

Vielleicht wirft der eine oder andere die Frage auf, ob nicht die Politik den Untertunnelungsplan wiederum vereiteln wird, wenn in England ein Regierungswechsel eintritt. Wahrscheinlich dürfte das kaum sein. Schon während der ersten Phase des Projekts hat sich das imperialistische Kabinett Beaconsfield dem Kanal-Tunnel keineswegs feindlich gezeigt, die Sistierung der Arbeiten ist vielmehr erst unter der nachfolgenden manchesterlichen Verwaltung Gladstones perfekt geworden. Unter den 90 Parlamentsmitgliedern, die soeben für den Tunnel eingetreten sind, befinden sich führende Männer der unionistischen so gut wie der liberalen Partei. Im übrigen

Digitized by Google

läßt sich heute schlechterdings noch nicht übersehen, ob das Ministerium Asquith in absehbarer Zeit gestürzt werden wird. Die Unionisten glauben endlich in dem Ulster-Kovenant ein Mittel gefunden zu haben, um der in der englischen Verfassungsgeschichte fast beispiellosen Lebensdauer der liberalen Regierung — sie ist jetzt über sieben Jahre im Amt — ein Ende zu bereiten. Von den neun Grafschaften der irischen Provinz Ulster sind die vier nordöstlichen überwiegend von Protestanten schottischer und englischer Herkunft bewohnt. Diese vier sind von den 32 Grafschaften, welche Irland zählt, die einzigen der Homerulebill feindlich gesinnten. Wenn das protestantische Ulster aber auch nur einen kleinen Teil des Areals der grünen Insel umfaßt, so wohnt in der Landschaft von Belfast doch beinahe ein Viertel aller Iren, und auch eine unverhältnismäßig große Quote des irischen Nationalreichtums fällt auf den schmalen Bezirk der Insel, welcher das weltberühmte irische Leinen fabriziert. Die Ulstermen oder, genauer gesagt, die Bewohner von Belfast und Umgegend, wollen dem Ministerium Asquith nicht gestatten, ihnen ein irisches Sonderparlament aufzuzwingen. Sie haben sich zu einem Kovenant zusammengetan und sind entschlossen, wenn die Homerulebill im nächsten Jahre Gesetz wird, die Union der vier protestantischen Grafschaften Irlands mit Großbritannien um jeden Preis ungeschmälert aufrechtzuerhalten, nötigenfalls durch gewaltsame Auflehnung wider die neue irische Landesverfassung.

Der Kovenant ist ein Begriff aus der schottischen Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, die an Revolutionen reich war. Der erste Kovenant wurde 1557 von einer kleinen Schar vornehmer und angesehener Männer geschlossen, mit dem berühmten Reformator John Knox an der Spitze. Das Programm des Kovenants war seinem Wortlaut nach bloß, die protestantische Religion und ihre Prediger zu verteidigen, sowie „die ganze Gemeinde Christi und jedes Glied derselben". In Wahrheit führte der Knoxsche Kovenant zu einem Bürgerkrieg und Verfassungsumsturz sowie zu den radikalsten kirchlichen Neuerungen. Der zweite Kovenent*) kam 1638 zustande. Seine sehr zahlreichen Teilnehmer, unter denen sich viele Vorfahren der modernen Ulstermänner befanden, schworen einander zu, den protestantischen Glauben und die Rechte der Krone zu schützen. Als sich diese beiden Programmpunkte nicht miteinander vereinigen ließen, empörten sich die Kovenanters gegen König Karl I. Nachdem die Flamme der Rebellion gegen das Königtum von Schottland nach England übergesprungen war, wurden die Prinzipien des schottischen Kovenants von 1638 durch das englische Parlament für das südliche Königreich sanktioniert, vermittelst der „Feierlichen Liga und des Kovenants" von 1643, auch eines starken Hebels zum Sturze der Stuartschen Macht.

*) Der erste wurde 1581 unter der Regierung Jakobs VI. (in England Jakob I) feierlich erneuert

Digitized by Google

Von diesen religiösen und politischen Reminiszenzen sind Sir Edward Carson und die anderen Männer erfüllt, welche den ulsterischen Kovenant geschlossen haben und sich einem katholischen Parlament in Dublin nimmermehr beugen wollen. Die Urkunde des Ulster-Kovenants lautet wörtlich folgendermaßen: „Da wir in unserem Gewissen überzeugt sind, daß Homerule dem materiellen Wohl Ulsters und auch ganz Irlands nachteilig sein würde, dazu der Umsturz unserer bürgerlichen und religiösen Freiheit, die Zerstörung unseres Bürgerrechts und eine Gefahr für die Reichseinheit, so so setzen wir, die Endesunterzeichneten, Männer von Ulster, loyale Untertanen Seiner Allergnädigsten Majestät König Georgs V., im demütigen Vertrauen auf Gott, dem sich unsere Väter in den Tagen des Dranges und der Prüfung vertrauensvoll ergeben haben, hierdurch im Kovenant unser Wort zum Pfande dafür, daß wir in dieser unserer Zeit drohenden Unglücks immer zusammenstehen wollen. Wir wollen für uns und unsere Kinder die uns teure Position bürgerlicher Gleichheit innerhalb des Vereinigten Königreichs verteidigen und alle Mittel gebrauchen, welche nötig werden können, um die auf Errichtung eines irischen Homerule-Parlaments zielende Verschwörung zu vernichten. Falls aber ein solches Parlament uns dennoch aufgezwungen werden sollte, so setzen wir fernerhin feierlich und gegenseitig unser Wort dafür zum Pfande, daß wir ihm die Anerkennung seiner Autorität verweigern wollen. In sicherem Vertrauen, daß Gott das Recht verteidigen wird, setzen wir hiermit unsere Namen darunter."

In England sieht das öffentliche Gewissen nicht nur Suffragetten und Gewerkvereinler der Staatsgewalt Widerstand leisten, ohne den Bruch der Rechtsordnung allzu scharf zu verurteilen, sondern auch konservativ und kirchlich gesinnte Kreise gleich den Orangisten der grünen Insel beschäftigen sich ohne besondere Kollision der Pflichten mit dem Plan, nötigenfalls zu einer revolutionären Politik überzugehen. Im Hinblick auf die bewegte und doch an Kontinuität so reiche Geschichte ihres Landes hegt die britische Nation ein stolzes Vertrauen zu ihrer Fähigkeit, ohne Gefahr für den Bestand des hochgebauten britischen Gemeinwesens auch die Schattenseiten einer fast schrankenlosen politischen Freiheit ertragen zu können. Den Ulster Kovenant haben die Geistlichen und Gemeindeältesten der Presbyterianer, Methodisten und Episkopalisten sowie der anderen protestantischen Kirchen des Belfaster Distrikts unterschrieben: „Im vollen Bewußtsein von dem, was kommen wird." Auch eine Revolutionsarmee ist in Ulster während des letzten Jahres einexerziert worden. Inaktive königliche Offiziere aller Chargen bis zum General hinauf haben sich durch ihren Fahneneid nicht abhalten lassen, die Schulung des orangistischen Rebellenheeres zu übernehmen.

Schon ein volles Jahr, wie gesagt, hat die englische Regierung dem hochverräterischen Treiben in und um Belfast ruhig und duldsam zugesehen; gleichfalls eine in Preußen völlig unmögliche Erscheinung. Die Minister machten teils Kompromißversuche, die trotzig zurückgewiesen wurden, teils begnügten sie sich, in öffentlichen Reden den Rückfall der Kovenanters in

Digitized by Google

die abgestorbenen Agitationsmethoden vergangener Jahrhunderte zu verspotten. Ein Kabinettsmitglied äußerte, wenn Belfast wirklich wagen sollte, sich gegen das Gesetz des Landes aufzulehnen, brauche die Regierung dem dortigen Leinenhandel nur die Postverbindung mit England und dem Ausland abzuschneiden, um die sofortige Unterwerfung der Kommune zu erzwingen, aber es werde nicht dazu kommen. Hinter der Maske dieses sorglosen Scherzens verbergen sich freilich auch manchmal ernste Besorgnisse davor, daß die liberale Partei über den Stein des orangistischen Kovenants stolpern könne. Die Selbstregierung Irlands, ein, wie in diesen Jahrbüchern öfter ausgeführt wurde, durchaus verständiger Gedanke, ist für die öffentliche Meinung Großbritanniens noch immer etwas Unerwünschtes. Im günstigsten Falle stehen Engländer und Schotten den Ansprüchen des katholischen Irentums gleichgültig gegenüber. Ein protestantisch-irischer Kovenant dagegen kann, wie unmodern Wort und Sache auch den britischen Fortschrittsmännern vorkommen mögen, doch auf vielfache Sympathie unter den breiten Massen der britischen Bevölkerung rechnen und zwar vielleicht mit um so mehr Zuversicht, je turbulenter und gewaltsamer er der Regierung entgegentritt. Die Herrschaft der Liberalen ist bei dem englischen Volke nicht mehr recht beliebt. Zwar die wenigen Ersatzwahlen, welche zugunsten der Opposition ausgefallen sind, bilden keinen ausreichenden Beweis für einen bevorstehenden radikalen Umschlag der aura popularis. Gewöhnlich haben sich in den vakanten Wahlkreisen Liberale und Arbeiterparteiler gespalten, und ist dies die Hauptursache für den Sieg der oppositionellen Kandidaten. Bei allgemeinen Wahlen jedoch würde die Arbeiterpartei sich wiederum mit den Liberalen verbrüdern. Jedenfalls hat sie alle Ursache dazu. Ich habe an dieser Stelle oft genug ausgeführt, daß die gegenwärtige Regierung innerhalb des englischen Volkes bereits einer namhaften Einkommensverschiebung zugunsten der handarbeitenden Klassen zum Siege verholfen hat und sich noch mit vielen anderen durchgreifenden Neuerungsprojekten im Sinne einer immer demokratischeren Verteilung des Nationalvermögens trägt.

Trotzdem ist zweifelhaft, ob das britische Volk den Liberalen helfen wird, den Block des Kovenant, welcher der liberalen Politik den Weg versperrt, beiseite zu schaffen. Ministerpräsident Asquith, von dem das leichtfertige Urteil einzelner Amtsgenossen über die reale Macht der Kovenanters nie geteilt worden war, hat den Ernst der Situation erkannt. Er bemüht sich, über den angedrohten bewaffneten Widerstand der Ulstermen durch gütliche Verständigung mit der Opposition hinwegzukommen und so nicht nur die Homerulebill durchzusetzen, sondern auch die Bahn für weiteren demokratischen Fortschritt frei zu machen. Als ein gewaltiger Hebel hierzu war die Wahlreform gedacht, welche das Kabinett Asquith im vorigen Jahre eingebracht hatte. Die Bill stellte die englische Volksvertretung auf die Grundlage des allgemeinen gleichen Stimmrechts. Sie blieb unerledigt und dürfte so bald nicht wieder vor das Unterhaus kommen, weil die Liberalen sich nicht über das weibliche Stimmrecht zu einigen vermochten, die erste

Digitized by Google

wichtige Beeinflussung des Ganges der Parteien- und Staatengeschichte durch die Frauenfrage. Die Liberalen mußten sich also nach einem anderen gesetzgeberischen Projekt umsehen, das geeignet erschien, ihnen die Menge günstig zu stimmen und der liberalen Partei für die Unterhandlungen mit der Opposition über die Homerulebill eine günstige Stellung zu geben. Das vom Schatzkanzler Lloyd George kundgegebene Programm lautet: „Bodenreform in Stadt und Land!" Es soll übrigens nicht behauptet werden, daß diese Platform bloß parteitaktischen Berechnungen ihre Entstehung verdanke, denn unmöglich läßt sich in Abrede stellen, daß es wirklich krasse öffentliche Mißstände sind, an welche der sozialistische Schatzkanzler die Axt zu legen versprochen hat. Die Unionisten selber können nicht umhin, die Ziele Lloyd Georges zu billigen, wenn sie auch die von ihm vorgeschlagenen Mittel verwerfen. Einen sprechenden Beweis dafür, daß England für eine vielleicht stufenweise ins Werk gesetzte, aber sonst radikale Bodenreform reif, ja überreif ist, liefern zwei Artikel in den Oktobernummern der leitenden oppositionellen Zeitschriften „Quarterly Review" und „Fortnightly Review", der erste „Two land campaigns" betitelt, von einem anonymen Verfasser, der zweite unter der Ueberschrift: „The land problem and the next general election"; Verfasser gleichfalls nicht genannt. Beide Untersuchungen, auch die in der besonders konservativen „Quarterly Review", kommen zu dem Resultat, daß zur Förderung dessen, was wir innere Kolonisation nennen, ein Teil des Großgrundbesitzes expropriiert werden müsse.

Die unionistische Publizistik stellt sich damit auf den Boden, den die liberale Regierung schon vor Jahren durch ihre Gesetzgebung betreten hat. Denn bald nachdem die gegenwärtig herrschende Partei durch die Wahlen von 1906 zur Gewalt gelangt war, hatte sie den Grafschaftsräten, ziemlich demokratisch zusammengesetzten Selbstverwaltungskörperschaften, das Recht verliehen, Land zur Ansiedlung von agrarischen Arbeitern zu enteignen. Obwohl die Grafschaftsräte von der ihnen gegebenen Zwangsbefugnis meistens nur mit Maß Gebrauch gemacht haben, hat sich der englischen Landwirtschaft dennoch ein Gefühl der Unsicherheit bemächtigt, zumal neue Expropriationsgesetze und obligatorische Regelung der Pachten durch staatlicherseits zu schaffende Schiedsgerichte offenbar bevorstanden. Obwohl der Aufschwung der Landwirtschaft, welcher in den letzten Jahren auf den britischen Inseln wie überall eingetreten ist, die Gutsbesitzer dazu anlockte, Geld in Investitionen anzulegen, hat man das Streuen von Samen in die Zukunft aus politischen Besorgnissen vielfach unterlassen. Ja zahlreiche Grundherren haben sogar deshalb ihre Latifundien verkauft. Das lehrt die Statistik des Ackerbodens, der in den Jahren 1910 bis 1912 in England und Wales verauktioniert worden ist und dessen Areal sich durch die freihändigen Verkäufe ungefähr verdoppelt. 1910 kamen 86 000 Acres unter den Hammer; 1911 nicht weniger als 224 000, im folgenden Jahre wiederum 227 000.

Digitized by Google

Es handelt sich bei diesen plötzlichen Verkäufen in der Regel um die Zerschlagung großer Besitzungen in kleine. Eine gleichmäßigere Verteilung des Grundeigentums, das sich auf ungesunde Weise in den Händen weniger Landlords gehäuft hat, gilt heute an sich Unionisten wie Liberalen für erstrebenswert. Daß aber mangelndes Vertrauen auf die Sicherheit des in landwirtschaftlichen Betrieben angelegten Geldes die Gutsbesitzer von der Anlage neuen Kapitals in der englischen Landwirtschaft abhält, ist ein großes Unglück. Während andere Länder die gestiegene Ertragsfähigkeit des agrarischen Gewerbes zur Neuhineinsteckung von Milliarden in den Boden benutzen können, stockt auf britischem Boden jener volkswirtschaftlich so unendlich heilsame Prozeß.

Die britische Agrarfrage besteht in Wahrheit aus einem ganzen Bündel von Fragen. Man denke neben den schon berührten nur an die Reform des feudalen Erbrechts, die von radikaler Seite geforderte obligatorische Abschießung des meisten Wildes u. a. m. Was den Hauptpunkt, die Seßhaftmachung der Landarbeiter, betrifft, so bekennen sich die Liberalen zu sozialistischen Grundsätzen, die Unionisten zu individualistischen. Das heißt, die Regierung will die Landlords zugunsten der Grafschaften enteignen, die, von demokratisch gesinnten Grafschaftsräten verwaltet, Grund und Boden zu günstigen Bedingungen an die Landarbeiter weiterverpachten sollen. Eigentümer soll nach diesem System für ewige Zeiten die Grafschaft bleiben, Privateigentum ist ausgeschlossen. Also Rückkehr zum Agrarkommunismus der Urzeit in zeitgemäßen Formen, ebenso wie der Tunnel unter dem Kanal gewissermaßen nur den uralten tellurischen Status wiederherstellt! Die Opposition dagegen will die Landarbeiter zu freien Besitzern machen, wie sie das, als die Zügel der Regierung in ihren Händen lagen, hinsichtlich der besitzlosen Landbevölkerung Irlands mit so schönem Erfolg getan hat.

Die Ackergesetze, welche in Großbritannien vorbereitet werden, sind ein so komplexes und schwieriges Problem, daß sich über dem Versuch der Lösung vielleicht beide Parteien spalten und ganz neue Parteikombinationen entstehen werden. Das Problem der britischen Bodenreform wird dadurch noch verwickelter, daß es sich auch auf das immobile Eigentum in den Städten bezieht. Hier gehört ebenso wie draußen Grund und Boden ganz wenigen Aristokraten, besonders den schwer reichen Herzogen. Beide Parteien sind darin einig, daß die städtischen Grundbesitzer zugunsten der Arbeiter, Ladenbesitzer und anderen weniger gut situierten Mieterklassen ausgekauft werden sollen. Aber was den modus procedendi und die Entschädigungsprinzipien betrifft, so liegt noch alles im Dunkeln. Vorderhand sei nur bemerkt, daß das Abströmen der Landarbeiter in die Städte von den britischen Demokraten und Sozialisten für ebenso verderblich erklärt wird, wie von den Konservativen des Königreichs. Der Freisinnige und Sozialdemokrat in Deutschland, besonders der erstere, bedauert die Landflucht ja auch, aber andererseits ist er doch auch ganz zufrieden, infolge der Abwanderung ländlicher Arbeitskräfte einen Zuwachs an Händen für die Industrie zu erlangen.

Digitized by Google

In Großbritannien ist die Denkweise der Radikalen eine ganz andere. Die gesamte demokratische Richtung kann sich nicht genug tun in Klagen über die „congestion" der großen Städte mit Verschmutzung und verpesteter Luft als unabänderlichen Folgen. Keine Expropriation von Herzögen vermag nach der Ueberzeugung aller Idealisten sowie auch Praktiker sämtlicher britischer Popularparteien den großen Industrie- und Handelsstädten die Natur von „Wasserköpfen" der britischen Monarchie zu nehmen. Das einzige durchgreifende Mittel würde vielmehr nach der übereinstimmenden Ansicht jener Volksmänner sein, einen großen Teil der städtischen Arbeiterschaft zur Rückwanderung auf die Dörfer zu bewegen.

Warum der englische Demokratismus das großstädtische Volksleben seines Landes so trübe und pessimistisch ansieht im Gegensatz zu unserem fröhlichen Optimismus in dieser Beziehung, dies zu erörtern würde mich heute zu weit führen. Genug, daß in England nach dem Schatzkanzler auch der Premierminister sich vor der Oeffentlichkeit darauf verpflichtet hat, daß nach der Erledigung der Homerulebill die Bodenreform in Stadt und Land sofort anheben soll.

Daniels.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

L'Afrique du Nord. — Conférences organisées par la société des anciens élèves et elèves de l'école libre de science politiques et présidées par M. M. C. Jonart, le général Lyautey, E. Roume, J. Ch.-Roux, S. Pichon. Paris 1913. Librairie Félix Alcan.

Apelt, Dr. O. — Platons Dialog. Phaidon oder über die Unsterblichkeit der Seele. Brosch. Mk. 1.80, gebd. Mk. 2.40. Leipzig, Felix Menier.

Beckmann-Führer. — Die Jupitersäule. Eine kurze Erklärung ihres Bilderschmuckes mit 4 Tafeln. Verlag von Walter Seifert, Stuttgart.

Berger, Dr. Arnold E. — Wilhelm II. und das Reich. Festrede gehalten im Städtischen Saalbau zu Darmstadt am 16. Juni 1913. Verlag von A. Bergsträssers Hofbuchhandlung, Darmstadt.

Börnes Werke, Bd. 6, 7 und 9. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Buchenau, A. — Kants Lehre vom kategorischen Imperativ. Wissen und Forschen, Band I. Brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 2.60. Leipzig, Felix Menier.

Bund, Hugo. — Kant als Philosoph des Katholizismus. Berlin 1913. Druck und Verlag Carl Hause.

Burckhardt, G. E. — Was ist Individualismus? Mk. 2.—. Leipzig, Felix Menier.

Dauch, Bruno. — Die Bischofsstadt als Residenz der geistlichen Fürsten. Dissertation Berlin 1913. Emil Ebering, Berlin NW.

Denkschrift zur Beurteilung der wirtschaftlichen Lage und der Organisationsbestrebungen in der Rheinschiffahrt. Im Auftrage der Handelskammer zu Cöln von deren Syndikus Prof. Dr. Wirminghaus. Beilage zum Jahresbericht der Handelskammer zu Cöln 1913, Heft 3. Cöln 1913. Kommissionsverlag der M. Du Mont-Schaubergsche Buchhandlung.

Der deutsche Chauvinismus — Die nationalistische Presse, Der Alldeutsche Verband, Der Wehrverein, Bassermann, Maximilian Harden, Keim, Liebert, Bernhardi, Eichhorn etc. Preis 1 Mark.

Deutsche Rundschau herausgegeben von Julius Rodenberg. Preis des Heftes Mk. 2.50. Abonnementspreis vierteljährlich Mk. 7.50. Verlag von Gebr. Paetel. (Dr. Georg Paetel.)

Dombrowski, Ludwig. — Die Beziehungen des deutschen Ordens zum Baseler Konzil bis zur Neutralitätserklärung der deutschen Kurfürsten März 1438. Dissertation Berlin 1913. Bromberg, Gruenauersche Buchdruckerei.

Kremnitz, M. — Das Geheimnis der Weiche. M. 3. Berlin, Morawe & Scheffel, Verlag.

Martens, Kurt. — Deutschland marschiert. Ein Roman von 1813. Egon Fleischel & Co., Berlin 1913.

Martin, M. — La crise politique de l'Allemagne contemporaine. Paris 1913. Librairie Félix Alcan.

Meinecke, Friedrich. — Radowitz und die deutsche Revolution. Mk. 11.—, gebunden Mk. 12.50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Meyer, Alfr. — Der Balkankrieg 1912/13. Teil I. Mk. 2.—. Berlin, Vossische Buchhandlung.

Digitized by Google

Meyer, Friedrich. — Freiheit und Vaterland. Mk. 0.50. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhaus.
Meyer, M. E. — Deutsche Stilistik. 2. Aufl. Gebd. Mk. 6.—. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.
Michaelis-Stangeland, Karin. — Graf Sylvanis Rache, Roman. Einzig berechtigte Uebersetzung von Mathilde Mann Geh. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—. Verlag Albert Langen, München 1913.
Mielke, R. — Das deutsche Dorf. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 192. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Miller, William. — The Ottoman Empire 1801–1913. Cambridge at the University Press 1913.
Mörike, Eduard. — Erzählungen und Märchen. Reich illustriert von Robert Goeppinger, in Pappbd. Mk. 3.—, in Leinen Mk. 4.50. Martin Mörikes Verlag in München.
Neter, Dr. med. — Arzt und Kinderstube. Mk. 1.—. München, Verlag der Aerztlichen Rundschau.
Niemojewski, Andrzej. — Astrale Geheimnisse des Christentums. Preis brosch. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag.
Ohlendorf, W. — Der Verband der wissenschaftl. kathol. Studentenvereine. Mk. 0.40. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.
Ostasiatische Zeitschrift — II. Jahrg., Heft 1. Berlin, Oesterheld & Co.
Pflug-Harttung, J. v. — Briefe des Generals Neidhardt von Gneisenau 1809–1815. Gotha 1913. F. A. Perthes A. G.
Polligkeit, Dora. — Notland. Gebd. Mk. 2.80. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.
Rachfahl, Dr. Felix. — Kaiser und Reich. Mk. 4.50. Berlin, Vossische Buchhandlung.
Remmont, A. — Ludwig Windthorst. Mk. 0.60. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.
Rickert, H. — Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Broschiert Mk. 18.—, gebd. Mk. 20.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Riehl, Al. — Philosophie der Gegenwart. Brosch. Mk. 3.—, gebd. Mk. 3.60. Leipzig, B. G. Teubner.
Schaukal, Richard. — Die Märchen von Hans Bürgers Kindheit. München 1913. Georg Müller.
Scheu, Robert. — Alltag eines Fröhlichen, Humoresken. Albert Langen Verlag, München.
Schmidt, M. C. P. — Mansfelder Skizzen. Mk. 6.—. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.
Schultzer, Dr. Jos. — Savonarolas Erzieher und Savonarola als Erzieher. Berlin-Schöneberg 1913. Protestantischer Schriftenvertrieb.
Schubert, Dr. E — Die evangelische Predigt im Revolutionsjahr 1848. Mk. 4.80. Giessen, Alfred Töpelmann.
Schwemer, R. — Die Reaktion und die neue Aera. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 101. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
—„—. Vom Bund zum Reich. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 102. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Seeliger, E. G. — Mandus Frixens erste Reise. Ensslins Markbände, No. 21. Gebd. Mk. 1.—. Reutlingen, Ensslins & Laiblins Verlagsbuchhandlung.
Seton-Watson, R. W. — Die südslawische Frage im Habsburger Reiche. Berlin 1913. Meyer & Jessen.
Siegmund-Schultze, F. — Schleiermachers Psychologie. Brosch. Mk 5.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Schmidt, Dr. Fr. — Peter Reichensperger. Mk. 0.60. München-Gladbach, Volksvereins-Verlag.
Statistisches Jahrbuch für den Preussischen Staat 1912. Mk. 1.60. Berlin, Statistisches Landesamt.
Stephan, Hauptmann und Kompagniechef im Inf.-Reg. Kaiser Wilhelm. — Die Ausübung der Disziplinarstrafgewalt. Behandlung Untergebener. Vorläufige Festnahme und Waffengebrauch. — Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Oldenburg i. Gr. Verlag des Deutschen Offizierblattes.
Steraberg, Leo. — Die Nassauische Literatur. Wiesbaden, Heinr. Staadt.
Strutz, Dr. jur. G. — Reichs- und Landessteuern im Hinblick auf die Deckung der Wehrvorlagen. — Finanzwirtschaftliche Zeitfragen, Heft 1. Verlag von Ferd. Enke in Stuttgart 1913.
Tamme, Traugott. — Die Hingstberger, Roman. Geh. Mk. 4.50, gebd. Mk. 6.—. Verlag Albert Langen, München 1913.
Theilhaber, F. A. — Das sterile Berlin. Berlin, Eugen Marquardt.
Tittel, Dr. Karl. — Kriegsspiele. Mk. 1.20. Leipzig, B. G. Teubner.
Tönnies, Ferdinand, Dr., ord. Professor an der Universität Kiel. — Die Entwicklung der sozialen Frage. Zweite, durchgesehene Auflage. (Sammlung Göschen No. 253.) G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung G. m. b H. in Berlin und Leipzig. Preis in Leinwand gebunden 90 Pfg.
Troeltsch, E — Religion und Wirtschaft, Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 5. Band, Heft 1. Mk 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.
v. Treitschke, H. — Zehn Jahre Deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik. Mk. 3.—. Berlin, Georg Reimer.
Tugan-Baranowsky, Michael. — Soziale Theorie der Verteilung. Berlin 1913. Verlag Julius Springer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Digitized by Google

Diesseitigkeit oder Innerlichkeit?

Von

Dr. Heinrich Scholz,
Privatdozent an der Universität Berlin.

Die ungeheuren Verschiebungen, aus denen die neue Zeit hervorgegangen ist, haben vielleicht auf keinem Gebiete so schwere Verwicklungen nach sich gezogen, wie auf dem Boden der Religion. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß jede große Expansion die Gefahr der Entkräftung in sich schließt, jede neu entdeckte Art uns mit neuen Entartungen bedroht, so ist die religiöse Lage, die religiöse Zerfahrenheit unsers Geschlechts, der ernsteste Ausdruck dieses Schicksals. Es hilft nichts, daß wir die Augen verschließen und uns in die Winkel retten, die die Gefahr noch nicht erreicht hat. Es hilft nichts, daß wir den Ernst der Lage, die Größe der drohenden Gefahr durch mildernde Korrekturen abschwächen. Wo Kämpfer gegen Kämpfer steht, ist der Flüchtende stets der Geschlagene. Ernst wird nur durch größeren Ernst, Schwere wird nur durch größere Schwere überwunden. Leben heißt größer sein als die Gefahren, in die uns die Härte des Lebens verwickelt.

Wir haben die Reformation erlebt. Wir haben als unantastbares Erbe die religiöse Wahrhaftigkeit von ihr empfangen. Wir wissen, daß diese Wahrhaftigkeit der Anfang jedes Lebens ist, das aus dem Dunklen ins Helle strebt und sich im Hellen erhalten will. Wir leben alle von diesem Leben. Wir können nur vorwärts, nie zurück.

Wir haben die Renaissance erlebt. Ein neues Welt- und Selbstgefühl quillt in jener Epoche auf und weitet sich aus zum erquicklichen Strom, an dessen Ufern wir alle stehen, wir mögen wollen oder nicht. Die Größe des Menschen und der Welt spiegelt sich in diesem Strom. Die Schönheit des Menschen und der Welt glänzt in seinen

Digitized by Google

Fluten auf. Ein unbekanntes Selbstgenügen, ein ungeahntes Weltentzücken zittert in seinem Wellenspiel. Wir sehen alle dieses Spiel, bedenklich oder unbedenklich: wir fühlen, es ist mehr als Schein, auch wenn wir es nicht als die Wahrheit fühlen.

Wir haben die neue Wissenschaft erlebt. Wir leben noch mitten in ihrem Werk. Wir sehen die unermeßlichen Schätze, die sie der Welt- und Selbsterkenntnis in sieghafter Arbeit zugeführt hat. Wir machen von diesen Schätzen Gebrauch, auch wo wir gegen die Denkmittel protestieren, durch die sie allein gehoben wurden. Auch der Bekenner des ältesten Glaubens läßt sich die Segnungen der Wissenschaft gefallen, die auf den Prinzipien des „Unglaubens" beruhen oder doch mindestens auf dem neuen Glauben an die innerweltliche Bedingtheit, innerweltliche Erklärbarkeit alles menschlich-weltlichen Wesens. Wenn das mittelalterliche Denken, von Gott ausgehend, nach modernen Begriffen die Welt und den Menschen zerstört hat, so hat die neue Wissenschaft das Verdienst, durch Anerkennung der Welt und des Menschen den Menschen erkannt, die Welt erobert und tausend Tatsachen entdeckt zu haben, die keine Dialektik verschleiern kann und deren Gewinn auch den Gläubigen zufließt.

Drei ungemeine Krafterweiterungen, wenn man sie einzeln, für sich betrachtet. Und doch zugleich drei Phänomene, die, sobald man versucht, sie zusammenzudenken und in Einem Geist zu besitzen, zu schweren Kraftproblemen werden. Was, einzeln betrachtet, als Zuwachs erscheint, wirkt im Ganzen wie Belastung. Was uns als einzelnes bereichert, droht uns im Ganzen arm zu machen. Befreiung wird zur Beunruhigung, Vielgestaltigkeit zur Verwirrung, das Netzwerk, in dem wir die neue Welt mit ihren Gütern gefangen haben, macht uns am Ende selbst zu Gefangenen, die nicht mehr vorwärts noch rückwärts können.

Oder doch? Es fehlt nicht an ernsten Versuchen, uns vor diesem Geschick zu bewahren. Rudolf Euckens schöne Schrift: „Können wir noch Christen sein?", ist ein ernster und nachdrücklicher Vorstoß gegen die finsteren Gefahren, die hinter unsern Eroberungen lauern. Ein zweiter energischer und bemerkenswerter Versuch liegt in einem Schriftchen vor, das eben bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erschienen ist und den charakteristischen Titel führt: Die Geheimreligion der Gebildeten*).

*) 66 Seiten groß Oktav. Preis 1 Mk.

Digitized by Google

Das Büchlein enthält zwei lehrreiche Aufsätze. Der erste ist von einem Laien, der zweite von einem Theologen verfaßt. Der erste stammt von dem Gubener Amtsrichter Constantin von Zastrow und handelt vom Christentum der Jatho-Gemeinde. Der zweite stammt von dem Gnadenfelder Dozenten Theophil Steinmann und bespricht diesen Aufsatz in der Form einer feinen Erörterung über den christlichen Glauben und die moderne Religionskrisis.

Das große Erbe der Reformation, die religiöse Wahrhaftigkeit, ist die Basis der Laienreligion, wie sie von Zastrows Aufsatz vertritt. Diese Laienreligion ist ein diesseitiges Christentum, das sich den Empfindungen der Renaissance und den Erkenntnissen der modernen Wissenschaft ganz und restlos angepaßt hat. Der Gedankengang des scharfsinnigen, furchtlos-entschiedenen, an jeder Halbheit rüttelnden Verfassers ist dieser: die religiöse Wahrhaftigkeit, der wir verpflichtet sind und die kein frommer Wunsch besticht, schlägt alle Gedanken und Urteile nieder, die durch die Empfindungen und Erkenntnisse der neuen Zeit erledigt sind. Das Suchen und Finden der neuen Zeit ist ein Suchen und Finden der Welt und des Menschen nach den Prinzipien der Immanenz. Was sich aus dieser Arbeit ergeben hat, ist die Diesseitigkeit der Welt und des Menschen, die unbedingte Diesseitigkeit. Die Einsicht in dieses Resultat und seine Lebensenergien macht das Wesen der Bildung aus. Bildung ist die Gestaltung des Lebens im Sinne der reinen Diesseitigkeit. Da nun die Grundlagen dieser Bildung fundierte Erlebnisse und Tatsachen sind, denen kein offener Sinn sich verschließt, so fordert die religiöse Wahrhaftigkeit von einem klar-modernen Menschen, alle Ideen auszuschließen, die diesen Erfahrungen widersprechen oder auf Voraussetzungen ruhen, die durch den neuen Geist widerlegt sind. Das zukunftsfähige Christentum ist das Christentum in den Grenzen der Bildungsreligion, den Schranken bewußter Diesseitigkeit.

Vier Punkte sind es, die das Neuchristentum nach den Andeutungen des Verfassers vom alten Glauben unterscheiden und seine Diesseitigkeit offenbaren: der Verzicht auf den Vater im Himmel, der Protest gegen die Sündennatur des Menschen, die Verneinung der Gottheit Christi und die ruhige Abkehr vom Jenseitsglauben. Wie steht es um diese vier Entschließungen? Werden sie uns die Lösung bringen, die der Verfasser von ihnen erhofft, das zukunftstüchtige Christentum?

Zunächst der Verzicht auf den Vater im Himmel. Wir können als moderne Menschen Gott nicht mehr als Vater im Himmel an-

Digitized by Google

schauen. Kopernikus und seine großen Nachfolger haben uns diesen Himmel geraubt. Und den Vater hat nüchterne Welterfahrung, die Edles fallen, Gemeines siegen, Sinnloses beständig Ereignis werden sieht, längst aus der Reihe der Größen getilgt, mit denen wir ernsthaft rechnen können.

Freilich hat sie es getan, und wir danken ihr, daß sie's getan hat. Wir haben mehr dadurch gewonnen, als wir je verlieren können. Wir haben unsere Gedanken vertieft, wir wissen genauer, was wir *nicht* meinen, wir sehen klarer, was wir *eigentlich* fühlen. Wie? Oder hat uns Kopernikus wirklich das Recht, vom Himmel zu sprechen, genommen? Bedroht uns der Dichter, der da sang:

Der du von dem Himmel bist!

wirklich mit „rückständigen und kulturfeindlichen Gedanken"? Aber das ist ja nur Poesie, die sich jeder zurechtlegen kann! Der Glaube soll nackte Wahrheit sein! Nackte Wahrheit? Wo steht das geschrieben? Welche Wahrhaftigkeit fordert das? Die *reine* Wahrheit soll er sein. Rein ist nicht nackt. Rein ist, was die Empfindungen aufhebt, die wir bei bloßer Nacktheit haben. Die nackte Wahrheit ist freilich die, daß wir keinen Himmel mehr haben, den wir räumlich fixieren könnten. Die reine Wahrheit des Himmels dagegen ist die Empfindung, die da beginnt, wo uns der nackte Himmel verschwindet. Es bleibt das raumlos-klare Gefühl von etwas, was nicht von dieser Welt ist. Es bleibt die unantastbare Anschauung von etwas, was ewig über uns ist, wie hoch wir auch stehen und steigen mögen. Es bleibt die unangreifbare Ehrfurcht vor einem Auge, das alles sieht, das uns beobachtet und verfolgt, auch wenn wir von keinem gesehen werden!

Und nun der Vater! Freilich ja, er ist die Rechengröße nicht, die der moderne Mensch verlangt, wie in früheren Zeiten der Pietist, den er so gern und nachdrücklich tadelt! Es ist überhaupt nicht die Größe, die *wir* einsetzen, um das Exempel des Lebens zu lösen, sondern die Macht, die sich selber einsetzt, *vor* allen unsern Rechenkünsten. Müßten wir Gott erst erdenken, so wären wir längst bankerott geworden; daß wir es nicht sind, hat seinen Grund in dem Einen, Unwiderstehlichen, daß er nicht nur so viel größer, sondern vor allem so viel eher ist, als alle unsere erdachten Gedanken. Daß wir ihn leiden, fühlen und finden, ehe wir überhaupt fragen können, ob wir auch fähig sind, ihn zu wollen. Und nur *die* Frage dringt uns ans Herz, ob wir auch wert sind, ihn zu emp-

Digitized by Google

fangen, ob wir seiner auch würdig sind: ob er unser würdig sei — wer kann so fragen, ohne das Abhängigkeitserlebnis, mit dem die Religion beginnt, und das vom Ernsten das Ernsteste ist, zum Phantasiestück umzustimmen?

Nicht um eine Rechengröße, sondern um eine Lebensmacht handelt es sich in der Rede von Gott, um eine Macht, auf die wir zählen, wenn alle Rechenbücher geschlossen sind, um eine Macht, die vor uns stand, ehe wir daran denken konnten, unsere Rechenbücher zu öffnen. Um ein Wesen, an dem wir hängen, nicht weil wir weise Menschen sind, sondern weil wir ein Wirkendes fühlen, das wir nicht abzuschütteln vermögen, trotz aller Weisheit, die protestiert, und die wir so ruhig wie andere hören.

Und den Gütig-Gewaltigen über uns meinen wir doch wohl zuerst, wenn wir Gott den Vater nennen. Nicht den gnädigen alten Herrn, der auf goldenen Wolken thront oder auch einmal ein Wetter sendet, wenn er minder gnädig gestimmt ist, sondern die Macht, die uns gewollt hat, ehe wir sie wollen konnten. Mehr noch: die Macht, die uns geliebt hat, ehe wir sie lieben konnten. Und so mag es denn weiter gehen. Vater: wo wir eine Heimat haben. Vater: wo wir Kinder bleiben, auch wenn wir mündig geworden sind. Vater: wo wir die Freiheit empfinden, die nicht neben, sondern mit der Abhängigkeit wächst. Vater: wo wir, vor ernstesten Schritten, rein und ruhig fragen dürfen: Was würde der Vater dazu sagen?

Und Vater vor allem in dem Sinne, daß es kein Unbekannter ist, sondern einer, der uns kennt und den wir kennen, wiedererkennen. Dem wir uns innigst verwandt fühlen dürfen, ohne ihm jemals gleich zu werden.

Welche neueste Wissenschaft kann uns dieses Bewußtsein rauben, das in seiner Unbegriffenheit außer und über aller Wissenschaft liegt! Welche Wissenschaft hat das Recht, einem Menschen, der so empfindet, vorzuschreiben: du darfst nicht fühlen!

Und was hat die neue Religion statt dessen? So weit sie sich überhaupt entschließt, an dieser Stelle etwas zu haben, hat sie den Fremden, Unbekannten, das Wesen mit dem unerforschlichen Ratschluß — aber Ratschluß ist eigentlich schon zuviel; denn Ratschluß setzt einen Sinn voraus: und dennoch Ratschluß, dennoch die aller nüchternen Erfahrung widersprechende „Zuversicht, daß sinnloser Zufall die Welt nicht regieren kann"!

Digitized by Google

Woher diese seltsame Zuversicht, dieser Bruch mit den Resultaten der Aufklärung, die wir doch restlos aufnehmen sollten? Nun, wir sagen nicht zuviel, wenn wir behaupten: hier ist ein Stück unüberwundenen Christentums in die Bildungsreligion des Verfassers gedrungen. Wir sagen Größeres und mehr, wenn wir glauben, daß hier ein Stück unüberwindlichen Christentums den Verfasser überwunden und ihm sein Bildungskonzept verrückt hat.

Aber weiter: woher diese Zuversicht, die wir mit dem Verfasser teilen? Die neue Bildungsreligion bleibt uns die klare Antwort schuldig. Sie kann auch gar keine Antwort geben, ohne die Zuversicht selbst zu zerstören, die ja, weil Vernunft und Erfahrung hier, wie wir gesehen haben, nicht nur nicht helfen, sondern im Gegenteil widersprechen, nur durch eine willkürliche oder unwillkürliche, immer aber unerlaubte Erhebung über beide zustande kommen kann.

Das Christentum setzt nun gerade hier ein und sagt: weil Jesus Christus ist. Weil er es, nicht nur für seine Person, sondern für alle, die er erreicht, mit einer Klarheit des Sehens erlebt hat, die allen Zweifel überwindet. Nicht alle Unruhe: die bleibt und wird bleiben; aber die Unruhe, die zum Verzagen, zu dumpfer Gottentsagung führt. Die ist unmöglich in seinem Bereich. Wir können an uns selbst verzweifeln: an Gott verzweifeln können wir nicht, wenn wir mit Jesus Christus leben. Der Gottesglaube, die Gottesfreude, die sich an seiner Erscheinung entwickelt, ist nicht ein hypothetisches Gut, das morgen schon verfallen sein kann, sondern das ganz und grundernstlich Sichere, das sich auch dann nicht von uns trennt, wenn wir uns von uns selber scheiden.

Und wir sollten das Recht nicht haben, dem Urheber dieses Ungeheuren göttliche Würde zuzuschreiben? Welche Wahrhaftigkeit kann uns daran hindern? Welche Wahrhaftigkeit ist denkbar, die es uns nicht umgekehrt zur Pflicht machte, ihn so zu sehen und zu empfinden, wenn wir uns ihm in der Erhaltung unseres Gottesbewußtseins ernsthaft und nicht nur in schöner Rede so unbedingt verpflichtet fühlen, wie in der Entstehung desselben Gott selbst?

Nun, der moderne Wahrheitssinn, antwortet unser Kritiker, der außer Gott nur Menschen, reine Menschen in der Steigerung bis zum Helden denken und anerkennen kann, dem der Gottmensch des christlichen Dogmas unerträglich geworden ist! Gut, der Gottmensch ist eine Größe, auf die wir immer verzichten wollen, die wir so gut entbehren können, wie die zertrümmerte Wolkenglocke, die die Alten

Digitized by Google

Himmel nannten. Wir sprechen keine physiologische Beobachtung, sondern eine religiöse Empfindung aus, wenn wir von göttlicher Würde sprechen. Und eine Empfindung, die wir nicht gemacht haben, sondern die sich in uns vollzieht, jenseit aller Machenschaften. Göttliche Würde ist etwas anderes als göttliche Natur. Diese ist eine fragliche Größe, die schon wegen ihrer spekulativen Herkunft Bedenken und Zweifel erregen kann; jene deutet auf das fraglos Große, das der Glaube an Jesus erlebt. Nicht die Vernunft an ihm entdeckt. Die Wunder und Weissagungen sind es nicht, die uns zu diesem Urteil bewegen. Gut, daß wir daran erinnert werden! Daß wir immer klarer sehen: nicht die Wunder, die er getan hat oder vielleicht auch nicht getan hat, sondern das Wunder, das er ist, gibt ihm allein die göttliche Würde, die jedem Zweifel gewachsen ist! Daß wir immer entschlossener bekennen: nicht die Weissagungen, die er erfüllt hat oder vielleicht auch nicht erfüllt hat, sondern die Erfüllungen, die keiner geweissagt hat, heben ihn in die göttliche Sphäre! Ueber die Heldenlinie hinaus, die unser Kritiker als Grenzlinie statuiert; denn von Helden sprechen wir nur, wo wir grundsätzlich Vergleiche, Vergleichungen zulassen: wo uns das Unvergleichbare begegnet, nicht nur als enthusiastischer Eindruck, sondern im strengsten, eigentlichsten Sinne, hört die Heldengröße auf, fängt die göttliche Würde an.

Mag er im physiologischen Sinne so menschlich wie andere gewesen sein: dann ist jedenfalls das Menschliche an ihm — wir wollen es immer so großartig denken, wie kräftige Phantasie es erlaubt — das, was den Kern seines Wesens nicht trifft. Ein reiner Mensch, er war es auch. Er war mehr. Er war ein reiner Mensch, so rein, wie kein reiner Mensch, den wir kennen, selbst Sokrates, selbst Platon nicht. Goethes Makarie ist vielleicht am weitesten auf seiner Spur. „Wie sie heranwuchs, überall hilfreich in großen und kleinen Diensten, wandelte sie wie ein Engel Gottes auf Erden, indem ihr geistiges Ganze sich zwar um die Weltsonne, aber nach dem Ueberweltlichen in stetig zunehmenden Kreisen bewegte."

Aber Goethes Makarie ist vergessen — von den Bekennern der Goethereligion . . . Vergessen auch das große Wort, das er von dem Vollkommenen gesagt hat: Wir können mit ihm nicht schalten und walten wie wir wollen; wir sind genötigt, uns ihm hinzugeben, um uns selbst von ihm, erhöht und verbessert, wiederzuerhalten. —

Digitized by Google

Nicht vergessen ist dagegen das Bewußtsein der menschlichen Kraft, wie es in Goethe so sieghaft hervortritt. Es ist etwas Großes um dieses Bewußtsein, etwas, das jeder empfunden haben sollte, der von der menschlichen Enge spricht. Nur wer die Kraft in der Höhe gefühlt hat, hat die Not in der Tiefe gesehen. Aber hat nicht noch jeder Stärkste, den die Kraft in der Höhe erreichte, die furchtbare Not in der Tiefe gefühlt? Hat er sie nicht gerade deshalb gefühlt, weil ihn die Kraft in der Höhe erreichte? Die Augustinische Dogmatik hat freilich diesen tiefsinnigen Zusammenhang verdunkelt, ja gesprengt, zu schwerem Schaden für unsere Religion. Selbst Luther ist hier nicht deutlich genug. Aber an den Wurzeln des Christentums ist dieser Zusammenhang noch klar. Derselbe Paulus, der ihn bereits durch die Beziehung von Sünde und Tod geschwächt hat, hat doch die Hilflosigkeit des Menschen nur darum so mächtig schildern können, weil ihm die seligen Gesichte, von denen ihm Rettung und Hilfe kam, in zitternder Seele lebendig waren. Und um auf Goethe zurückzukommen: hat er nicht neben dem erblich Guten die ganze ungeheure Last der erblichen Mängel aufgedeckt?

Und darauf kommt es uns doch wohl an, wenn wir das Wort von der Sünde behalten. Nicht daß wir im Schlamm geboren sind, sondern daß unsere Kräfte in Schranken laufen und daß wir nicht ersticken wollen im Gefühl einer erlogenen Gottähnlichkeit! Daß das Erbschlechte nicht nur überall neben dem Erbguten existiert, sondern daß es von Natur die größere Widerstandskraft besitzt! Daß das Unreine und Mittelmäßige, wie schon die Sprache so deutlich sagt, an und für sich Natur und Regel, das Ungemeine die Seltenheit ist, die nur unter besonderer Hingebung gedeiht!

Mehr noch: wenn wir von Sünde sprechen, wollen wir das Notwendigste sagen, was unsere Religion uns zu sagen erlaubt und keine Wissenschaft widerlegt: daß wir uns, auch auf der Höhe des Seins, auch in der Herrlichkeit unserer Kraft, dem Ewigen gegenüber im Rückstande befinden. Daß das Distanzgefühl das erste, das Identitätsbewußtsein das zweite ist, daß es vor dem Reinen und Heiligen wohl Distanz ohne Identität, aber niemals Identität ohne Distanz geben kann, daß alle reinen religiösen Gefühle distanzierte Identitätsgefühle, also Ehrfurchtsgefühle sind, daß jedes Einswerden mit dem Reinen das Bewußtsein des Andersseins in sich schließt. Wir *sind* ein Stück von dem, was wir sehen. Das ist wahr. Wir sehen ein Stück von dem, was wir *nicht* sind. Das ist wahrer.

Digitized by Google

Wir fühlen bei steigendem Sehen voraus, was wir sein werden. Das ist das Wahrste. Wir werden entweder überhaupt nicht sein — und alle, die das Reine nicht fühlen in seiner Unberührbarkeit, werden mit dem Berührbaren zugrunde gehen — oder wir werden mit dem Reinen, das wir fühlen und finden durften, dem ewig Reinen angehören. Das, was in uns nicht von der Welt ist, wird erst ganz bei sich selber sein, wenn es aus der Welt gehoben ist. Das Heimweh nach der fernen Größe, das wir uns nicht gegeben haben, treibt uns in die große Ferne, die große Ferne der Mitternachtsseelen, die heller sind als jeder Tag, die große Ferne der Mitternachtsglocken, die die Diesseitigkeit übertönen. „Die Welt ist tief, und tiefer als der Tag gedacht" . . .

Schade, daß der ernsthafte Verfasser von diesem Nietzsche so wenig weiß, wie von Goethes Makarie! Schade, daß er immer nur der abenteuerlichen Phantasien gedenkt, die ein sentimentales Empfinden und eine überwundene Apokalyptik mit dem Jenseitsglauben verbindet! Daß er so ganz und gar nichts weiß von einem Ewigkeitsgefühl, das Bedürfnisse schafft, anstatt von Bedürfnissen geschaffen zu sein!

Freilich, darin hat er recht: wir müssen alle unsere Begriffe umbilden, wenn wir sie ernsthaft behaupten wollen. Aber nicht im Sinne der Diesseitigkeit, sondern im Sinne der Innerlichkeit. Das hebt auch Steinmann schön hervor, wenn er sich gleich nicht des Wortes bedient. Die Gleichung von „diesseits" und „innerlich" ist der fundamentale Irrtum, den der Verfasser begangen hat und der seine ganze Rechnung verdirbt. Innerlichkeit ist auch Diesseitigkeit. Diesseitigkeit kann auch innerlich sein. Wir wollen beide mit ganzem Willen. Aber die ganze Innerlichkeit ist stets im Konflikt mit der Diesseitigkeit. Ganze Innerlichkeit ist die Kritik, die Ueberwindung der Diesseitigkeit, ist die Offenheit für das, was sich in uns, nicht durch uns vollzieht. Wir wollen die ganze Innerlichkeit. Fassen wir alles, was durch uns geschieht, im Begriff der Diesseitigkeit zusammen, nennen wir alles, was in uns geschieht, ohne, ja gegen den nächsten Willen, zur Unterscheidung dagegen Innerlichkeit, so ist klar, daß die Diesseitigkeit uns nur unter der Kontrolle der Innerlichkeit die Lebensbürgschaften geben kann, die der Verfasser sucht und — nicht findet.

Wir werden in dieser Lebensverfassung keine Kritik zu fürchten haben. Das Umgekehrte könnte sein, daß die Kritik uns fürchtet, weil wir stark sind. Wir werden uns keiner Entdeckung entziehen.

Digitized by Google

Aber auch das andere wird sein, daß keine Entdeckung sich uns entzieht! Wir werden unser Christentum jeder Bildung anpassen können. Es stünde schlimm um unsere Religion, wenn sie nicht mit der Bildung leben könnte. Aber schlimmer stünde es um sie, wenn sie von einer Bildung leben sollte, die über dem, was wir ergreifen, die Offenheit für das, was uns ergreift, die Innerlichkeit, die Gesinnung des Christentums, den Anschluß an diese Gesinnung verloren hat. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Breite hätte und nähme doch Schaden an seiner Höhe!

Die Bildungsreligion wird erlauben, daß wir an Richard Wagner erinnern. Er war ja wohl auch einer von den Gebildeten, und mehr: er war ein Bildender. Er schreibt über das Wesen der Innerlichkeit an Mathilde Wesendonk: Es muß einen unbeschreibbaren inneren Sinn geben, der ganz hell und tätig nur ist, wenn die nach außen gewendeten Sinne etwa nur träumen. . . Dieser Blick über die Welt hinaus: er ist ja auch der einzige, der die Welt versteht. — Innerlichkeit das klare Bewußtsein, daß wir im Begreiflichen nur leben können, wenn das Unbegreifliche in uns lebt, daß wir die Diesseitigkeit nur dann übersehen, wenn sie uns — nicht übersieht!

Die Bildungsreligion wird ferner erlauben, daß wir noch einmal an Goethe erinnern, an die Unendlichkeitsehrfurcht in ihm und an seine tiefsinnige Deutung des Lebens aus dem Mittelpunkt dieser Unendlichkeitsehrfurcht. „Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes um einen reinen Mittelpunkt kreisend hervortut?" — Innerlichkeit der Sieg der Gesinnung, dem Unendlichen nachzuleben; nicht dem Unendlichen, das uns zerstreut, und das wir als Diesseitigkeit bezeichnen, sondern dem Unendlichen, das uns sammelt und über die Diesseitigkeit erhebt!

Gesinnung zu reinem Denken ist gut. Denken in reiner Gesinnung ist besser. Denken und Sinnen mit dem Bewußtsein, daß es denkt und sinnt in uns, ehe wir denken und sinnen durften, ist das Beste. Leben im Sinne dieses Besten heißt wissen, daß wir mit allem, was wir denken, dem, was uns denkt, verantwortlich sind. Wir wollen die wirkliche Welt; das ist wahr. Aber weil wir sie wollen, wollen wir mehr, als die weltliche Wirklichkeit. Und

Digitized by Google

wenn wir wissen, daß auch zum Empfangen eine große Gewalt gehört, so wissen wir doch, daß die größere Gewalt in dem ist, was uns vor Zerstreuung bewahrt.

Goethe hat einmal gesagt: wer das Höchste will, muß das Ganze wollen. Er hat recht. Es ist die Bedingung des Lebens, das sich ernsthaft und hingebend *sucht*. Aber richtig ist auch das andere, daß, wer das Ganze will, zuletzt das Höchste wollen muß. Es ist das Bewußtsein des Lebens, das sich *gefunden* hat. Der ganze Mensch ist der höchste Mensch, die ganze Welt ist die höchste Welt, das ganze Leben das höchste Leben. Wir wollen so lange im Ganzen leben, bis wir im Höchsten leben können. Aber wenn wir im Höchsten leben, werden wir zwar nie *außer* dem Ganzen, aber *über* dem Ganzen leben.

Der Geist des Menschen geht immer zurück, wenn der Mensch des Geistes nicht höher schreitet. Die Größe des Menschen wird zum Gespenst, wenn sie den Menschen der Größe beraubt. Ich sehe wohl, daß das Sätze sind, die sich durchaus nicht von selbst verstehen und die auch, wo sie verstanden werden, noch ernster Diskussion unterliegen. Was ist Geist und was ist Größe? So kann und muß immer wieder gefragt werden. Aber wer weiß nicht, daß, wo wir vom Geiste handeln, sich eigentlich nichts von selbst versteht, daß hier das Selbstverständliche fast immer das nicht Genügende, das Geistlose ist? Immerhin steht soviel fest, daß die Gottähnlichkeit und Erdenseligkeit des Philisters, die denn doch wohl kein Geheimnis sein kann, nicht die Größe ist, die wir suchen, nach der die Besten aller Zeiten gerungen haben. Warum haben sie sich's denn so schwer gemacht, warum sind sie in die Höhe und in die Tiefe gestiegen, um nach Geist und Größe zu forschen? Doch wohl weil sie nicht so mit Händen zu greifen, mit einer Handbewegung zu erlangen sind.

Und überhaupt: die Unendlichkeit einer Aufgabe ist kein Beweis gegen die Aufgabe selbst, sondern höchstens ein Fingerzeig, daß wir uns doppelt anzustrengen haben. Protestantisch empfinden heißt wissen, daß die letzten Dinge des Glaubens und Lebens immer von neuem zu prüfen sind. Das wollen wir gern und gründlich tun. Nur fürchten werden wir uns nicht. Innerlichkeit ist auch dies, daß wir wissen, daß wir uns nicht zu fürchten haben.

Digitized by Google

Julius Andrassy und die auswärtige Politik Oesterreich-Ungarns.

Von

Franz Zweybrück.

Professor von Wertheimer hat nun auf den stattlichen ersten Band seiner Andrassy-Biographie zwei andere Bände folgen lassen, die sein Werk abschließen. Beide behandeln Andrassys Wirken als Nachfolger Beusts auf dem Ballhausplatze. Der zweite Band führt über Reichstadt hinaus, der dritte berichtet über den russisch-türkischen Krieg von 1877, über den Berliner Kongreß und über den Bündnisabschluß mit dem Deutschen Reiche. Mit diesem wichtigen Erfolge beschloß der ungarische Staatsmann seine ministerielle Tätigkeit. Wiederum darf man Professor von Wertheimer nachrühmen, daß er der historischen Forschung eine Fülle von Bereicherung gebracht. Unter den Publikationen über die neueste Geschichte stehen die beiden Bände, was die Herbeischaffung neuen belangreichen Materials betrifft, in erster Reihe. Wie karg nimmt sich dagegen aus, was Gorjainow, der Petersburger Archivar, über die jüngste Geschichte des Balkans dargeboten hat. von Wertheimer verfügte, wie bereits an dieser Stelle berichtet, über das gräflich Andrassysche Archiv. Ihm ist ferner der Einblick in die Archive Oesterreich-Ungarns gewährt worden und das Tagebuch, ebenso wie der Briefwechsel des Sektionschefs im auswärtigen Amte, Baron Orczy mit seiner Mutter, der ebenfalls hier bereits erwähnt worden, geben ein getreuliches Bild der Absichten, Wünsche und Stimmungen in der Umgebung des Ministers. Eine entscheidende Förderung hat aber die Darstellung Wertheimers durch die kaiserliche deutsche Regierung erfahren, die dem ungarischen Gelehrten den Einblick in das diplomatische Aktenmaterial über den Verkehr Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn und Rußland gestattet hat. Wir lernen die Be-

Digitized by Google

richte der Botschafter von Schweinitz, des Grafen Stolberg und des Prinzen Reuß an Bismarck und an Kaiser Wilhelm samt den schwerwiegenden Randbemerkungen des Kanzlers kennen, wir vermögen an der Hand dieses ausgezeichneten Quellenmaterials die Bedeutung und den Eindruck von Andrassys Wirken abzuschätzen. Dazu kommen noch zahlreiche Einzelmitteilungen in schriftlicher und mündlicher Form. Wertheimer ist mit verdienstlichem Eifer vielen Spuren nachgegangen, die ihm eine Vermehrung urkundlichen Stoffes verhießen.

Was der Schreiber dieser Zeilen vor zwei Jahren über das Leitmotiv des ersten Bandes gesagt, ist uneingeschränkt für die Fortsetzung und den Schluß aufrecht zu erhalten: Wir haben es mit der Verherrlichung einer nationalen Heldenpersönlichkeit zu tun, mit einem biographischen Denkmal, das den Ruhm Ungarns durch die Geschichte seines bedeutenden Staatsmannes der Welt verkünden will. Allerdings erscheint Andrassy jetzt als gemeinsamer Minister für beide Reichshälften, und die Darstellung muß sich wiederholt mit der inneren Politik Oesterreichs ebenfalls beschäftigen. Aber um Andrassy, den magyarischen Heros, handelt es sich, der seinem Lande, seinem König und freilich damit auch Cisleithanien für geraume Zeit die Richtung der auswärtigen Politik bestimmt hat. Wir müssen nüchtern prüfend an diese in eitel Glanz gehüllte Darstellung herantreten, um ihr zu entnehmen, was sie unbefangener wissenschaftlicher Betrachtung als wertvollen Gewinn gebracht hat.

Andrassy, der bisherige Ministerpräsident Ungarns, der am Ausgange des Jahres 1871, dem Rufe seines Kaiser-Königs folgend, auf den Wiener Ballhausplatz übersiedelte, fand eine auswärtige Stellung der Monarchie vor, die er selbst mitgeschaffen hatte. War er es doch gewesen, der in den bewegten Ministerratssitzungen während des Frühsommers 1870 den Plänen Beusts erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt. Die raschen Siege der deutschen Armeen hatten Beusts kunstvolles Gespinst auf Nimmerwiedersehen davongeweht; sein Versuch, sich der völlig umgestalteten Sachlage anzupassen, war mißlungen. Die berühmte Depesche Bismarcks und die Salzburger Begegnung Kaiser Wilhelms mit Kaiser Franz Joseph im Herbste 1871, zu der auch Andrassy zugezogen gewesen, ließen neue politische Formationen gewärtigen. In Berlin wurde die Ernennung Andrassys freundlichst begrüßt. Der ungarische Staatsmann, der wiederholt die preußenfeindlichen Projekte Beusts vereitelt hatte, konnte jedenfalls mehr Vertrauen einflößen, als der ehemalige

Digitized by Google

sächsische Premier. Freilich erinnerte man sich seiner in Frankreich verbrachten Exiljahre und der vielen Beziehungen, über welche er dort noch verfügen mochte. Auch konnte man von dem einstigen Freunde Kossuths befürchten, daß die bestimmende Note seiner Leitung der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns sich in einer Rußland feindlichen Haltung ausdrücken werde. So sah man mit Spannung den ersten Aeußerungen des neuen Ministers entgegen. Andrassys erste Erlässe an die Vertreter der Monarchie im Auslande zeigten sofort in unverkennbarer Deutlichkeit die Richtung an, die er eingeschlagen wünschte. Vor allem strebte er sorgfältig gepflegten loyalen Verkehr mit dem Deutschen Reiche an. Daß der ungarische Politiker mit Genugtuung die Erfüllung des Hohenzollerschen Einheitsprogrammes betrachtete, die noch etwaige bestehende Hoffnungen der Habsburgischen Dynastie auf die Rückeroberung einer deutschen Großmachtstellung zunichte machte, war leicht begreiflich, auch daß er, der eben die Hohenwart-Krise mit ihren begehrlichen slawischen Tendenzen durchgemacht, auf ein deutsch regiertes Cisleithanien sich stützen wollte. Wir sehen aber den neuen Minister vor allem die Stellungnahme zu Rußland erwägen. Er sucht Anknüpfung bei dem intimen Verbündeten des Zarenreiches in Berlin, er versucht gleichzeitig eine Annäherung an jene Macht, die damals als der zielbewußte Gegner aller russischen Pläne galt, England. Andrassy hatte Bismarck Wertvolles zu bieten. Die nächsten Jahrzehnte standen sicherlich im Zeichen der französischen Revanchegefahr. Andrassys Leitung der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns konnte ihm die Gewähr leisten, daß sich Allianzverhandlungen, wie sie die vom Mai 1870 gewesen, nicht wiederholen würden. Allerdings konnte der Minister Oesterreich-Ungarns eine selbstverständliche Gegenleistung erwarten: Die Anbahnung besserer Beziehungen zu Rußland, denn mit dem rückhaltlos ergebenen Alliierten eines der Monarchie feindseligen Rußlands war ein vertrauensvolles Verhältnis ausgeschlossen. Im anderen Falle hätte die Donaumonarchie anderweitige Wege und Freundschaften suchen müssen, um sich zu sichern .... Andrassy hatte schon als ungarischer Ministerpräsident einige Fühlung mit dem Vertreter des norddeutschen Bundes in Wien, General von Schweinitz, unterhalten. Man kannte in Berlin seine Besorgnisse bezüglich der südslawischen und rumänischen Tendenzen, die den magyarischen Staat bedrohten, man wußte, welche Stellung er vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges im Kronrate eingenommen. Gleich nach Uebernahme des auswärtigen

Digitized by Google

Portefeuilles hatte Andrassy am 22. November eine ausführliche Besprechung mit Schweinitz. Rückhaltlos bezeichnete er ein Zusammengehen mit Deutschland als die Basis seines ganzen politischen Systems. Schweinitz berichtete hierüber an seinen kaiserlichen Herrn und an den Reichskanzler. Bismarck antwortete mit einer deutlichen Vertrauenskundgebung für Andrassy. Ja, er ging sogar weiter, er meinte, der besorgte ungarische Staatsmann sollte den serbischen und rumänischen Dingen nicht zu große Wichtigkeit beilegen, er sollte vielmehr, über diese kleinen nachbarlichen Befürchtungen hinwegsehend, sich überzeugen, daß sein Staat zwischen Deutschland und Rußland stehe. Ein gutes Verhältnis zum neuen Deutschen Reiche sei daher „weit wichtiger und zuverlässiger als die Stimmung, wie sie von Zeit zu Zeit in Bukarest oder Belgrad vorherrschen möge". Die Aeußerungen des Kanzlers und die überaus herzliche Aufnahme, die der neuernannte Botschafter, Graf Karolyi, beim Kaiser und Kronprinzen, ebenso wie bei Bismarck fand, konnte die Wiener Kreise davon überzeugen, welchen Wert man auf ein gutes und loyales Verhältnis zu Oesterreich-Ungarn zu legen gewillt sei. Allerdings versäumte Bismarck nicht, die feste Freundschaft des Hohenzollernhauses und der preußischen Politik mit Rußland zu betonen. Bismarck kannte die tiefgegründeten Sympathien seines greisen kaiserlichen Herrn zu gut, er selbst schätzte den Rückhalt, den sein Wirken bisher an Rußland gehabt, hoch genug ein, als daß er dies nicht nach Wien hin mit einem ernsten Hinweis bekundet hätte. Doch meinte er damals zu Karolyi: „Preußens Dankbarkeit wird doch nicht so weit gehen, um einen eventuellen Angriff Rußlands auf Oesterreich-Ungarn zu dulden .... Kaiser Alexander wird es gewiß auch nicht darauf ankommen lassen, die Freundschaft Preußens auf eine allzu harte Probe zu stellen. Dem Zaren wird es sicher gelingen, die alte, mächtige, Oesterreich feindlich gesinnte moskowitische und panslawitische Strömung im Zaune zu halten. Nur auf diese Weise vermöge es der Zar zu ermöglichen, daß Preußen das Bindeglied für die Herstellung der ehemaligen Herzlichkeit zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn werde." Damit finden wir schon angedeutet, daß der Kanzler einer aktuellen Revanchepolitik Frankreichs durch ein Dreikaiserbündnis zuvorkommen wollte.

Andrassy jedoch hat sich damals, als er das auswärtige Amt übernahm, ein festes vertrauliches Einverständnis mit dem Deutschen Reiche als unentbehrliche Voraussetzung für eine andere Mächte-

Digitized by Google

gruppierung gedacht. Dies geht aus der Unterredung hervor, die er um die Wende von 1871/72 mit dem englischen Botschafter in Wien, Lytton-Bulwer, hatte. Er ging von der am Kontinente damals vielerörterten englischen Politik der Nichtintervention aus. „Das Inselreich vermeide intime Beziehungen zu Frankreich, um nicht Deutschland zu beunruhigen, es vermeide auch eine Verbindung mit Deutschland, um Frankreich nicht zu kränken. Für einen Bund mit Rußland müßte England so schwere Opfer an seinen politischen Grundsätzen und nationalen Interessen bringen, für die es keine denkbare Entschädigungen erhalten könnte. Keine dieser erwähnten Schwierigkeiten würde sich aber mit einer Verständigung Englands mit Oesterreich-Ungarn ergeben." Andrassy verband diese Erklärungen an den englischen Diplomaten zwar nicht mit dem Vorschlage einer Allianz oder militärischer Vereinbarungen, er meinte nur, ein Verhältnis, welches über Höflichkeiten und müßige Beteuerungen des guten Willens hinausreiche, würde einer Friedenspolitik wesentlich förderlich sein. „Einem solchen Einvernehmen zwischen England und Oesterreich konnte sich Deutschland und Italien leicht anschließen. Die zwei Mächte, von denen eine Gefährdung gewärtigt werden konnte, Frankreich und Rußland, würden durch eine solche Gruppierung in Schach gehalten. Im Bunde mit England aber möchte er (Andrassy) sein größtes Ziel erreichen: die Verhinderung einer Allianz zwischen Preußen und Rußland, die nach seiner Meinung, wenn auch noch so unnatürlich, doch in den Bereich der Möglichkeiten gehöre. Eine derartige Gefahr, die er unter die denkbar größten zähle, wolle er um jeden Preis von den Völkern Europas abwenden. Wisse das jetzt nach der Sympathie Englands und Oesterreich-Ungarns strebende Deutschland, daß es sich im Kriegsfalle auf die zwei Friedensmächte stützen könne, so werde es seine Zuflucht nicht zu Rußland nehmen. Erst wenn das Berliner Kabinett zu der Erkenntnis gelangt sein sollte, daß Oesterreich-Ungarn und England nicht vereint vorgehen und nicht den Wert der Unabhängigkeit Deutschlands von Rußland ermessen, erst dann wird es, vor die Möglichkeit eines neuen Angriffes seitens Frankreichs gestellt, keine andere Wahl haben, als die Allianz mit Rußland." Zum Schlusse verwies Andrassy auf die Bedeutung der österreichisch-ungarischen Armee: „Binnen sehr kurzer Zeit werden wir über eine wohlorganisierte militärische Kraft verfügen, die, für den Fall europäischer Verwicklungen, selbst die stärksten militärischen Staaten froh sein werden, an ihrer Seite zu haben. Diese Tat-

Digitized by Google

sache wird nach ihrem vollen Werte von unserem deutschen Nachbarn geschätzt.“ Lord Granville, dem Lytton-Bulwer über die Eröffnungen Andrassys ausführlich berichtet, hat sie in der verbindlichsten Form beantwortet und ebenfalls den Wert einer Uebereinstimmung zwischen England und Oesterreich-Ungarn betont. Eine Verinnerlichung des Verhältnisses zwischen den beiden Kabinetten ist jedoch nicht erfolgt. Wertheimer meint, wahrscheinlich hätte der englische Minister die Intimität der deutsch-österreichischen Beziehungen, die auch er als eine notwendige Voraussetzung hätte annehmen müssen, verkannt. Sicherlich sind auch die Ansichten des neuen Ministers durch die ungünstigen Schilderungen, die sein Vorgänger Beust von ihm in London entworfen, durchkreuzt worden. Der eitle Diplomat, der sich plötzlich von dem ungarischen Outsider depossediert sah, hat durch mehrere Jahre hindurch gegen alle Gebote loyaler Subordination die Wirksamkeit Andrassys zu schädigen gesucht. Jedenfalls hat damals Andrassy gewahren müssen, daß er derzeit mit England nicht als mit einer gleichgesinnten und tatbereiten Macht rechnen könne. So ließ er denn seine ins Amt mitgebrachte Anschauung fallen und entschied sich für Deutschland, obgleich ein vertrautes Zusammenwirken mit dieser Macht eine Annäherung zu Rußland bedingte.

Bereitwillig folgte nun Andrassy den Anregungen Bismarcks, der mit Erfolg in St. Petersburg sich zugunsten Oesterreich-Ungarns bemühte. Dies schien keineswegs eine leichte Sache. Die Beustschen Unterhandlungen mit Grammont hatten den russischen Staatskanzler, Fürsten Gortschakow, beunruhigt, nicht minder die entgegenkommende Haltung der Ministerien Potocki und Hohenwart gegenüber den weitgehenden Forderungen des galizischen Landtages. Die polnische Frage galt als der empfindlichste Punkt bei Alexander II., die „Resolution“*), die 1871 von Lemberg aus nach Wien gerichtet worden, scheint ihn in Schrecken versetzt zu haben. Und nun sah man den einstigen magyarischen Revolutionär Andrassy sich um den Wiedereintritt der Polen in den österreichischen Reichsrat bemühen. Wie einst Kaiser Franz Josef hatte auch er nach Hohenwarts Sturze jenes Kellerspergsche Projekt, mittels der Ruthenen die Polen zu bekämpfen, verworfen. Gegenüber den beharrlichen Anhängern der tschechischen Fundamentalartikel und eines erklärten Föderalismus trat er für eine regierungsfähige Reichsratsmehrheit in möglichst zentralistischem Sinne, bestehend aus den Deutsch Oesterreichern und

*) Vergl. meinen Aufsatz in Bd. 140, I. Heft der Preuß. Jahrbücher, Oesterr. Polenpolitik.

Digitized by Google

Polen, ein. (Galizien erhielt damals wiederum einen Landmannminister). Zu Schweinitz sprach sich Andrassy ebenso offen über die Zugeständnisse an Galizien aus, wie er es bereits zu Salzburg Bismarck gegenüber getan hatte. Er verwies darauf, daß der Statthalter von Galizien alle Verfügungen bezüglich des Heimatrechtes und der Fremdenpolizei in seiner Hand behalten habe, daß weder Preußen noch Rußland durch einen galizischen Ausgleich beunruhigt werden sollten; ein österreichisch-ungarischer Staatsmann jedoch müsse darauf bedacht sein, den einzigen slawischen Stamm, der der panslawistischen Agitation unzugänglich sei, nicht gewaltsam in das Lager der Gegner zu treiben. Wir ersehen aus den Berichten, die der damalige deutsche Botschafter in Petersburg, Prinz Reuß, nach Berlin sandte, daß man dort Andrassy einen geschworenen Feind Rußlands glaubte. Mit glücklichem Erfolge bekämpfte Bismarck diese Voraussetzung. Das Rundschreiben vom 23. November 1871, das Andrassy an die auswärtigen Vertretungen richtete, wurde daher mit seinen friedlichen Tendenzen in Petersburg sehr freundlich aufgenommen. „Wir wollen Andrassy an der Arbeit sehen", meinte Gortschakow, und der für Petersburg neuernannte österreichisch-ungarische Gesandte, Baron Langenau, erfuhr bei seiner Antrittsaudienz eine Aufnahme, über die er hocherfreut nach Wien berichtete. „Die Welt wird über meine russenfreundliche Politik erstaunen", meinte damals Andrassy zum österreichischen Minister Unger. Die panslawistische Presse in Rußland schlug jedoch gegenüber Andrassy einen entschieden feindseligen Ton an, die Erbitterung der Tschechen über die Entfernung Hohenwarts, die sie mit Recht auf Andrassys Eingriff zurückführten, wirkte hier ersichtlich nach. Auch die preußenfeindlichen österreichischen Ultramontanen und Feudalen deutscher Zunge, die mit den Tschechen im Bunde gewesen waren, versuchten Andrassys Ernennung zum Minister des Aeußern als eine Bedrohung des Friedens hinzustellen. Um so energischer erschien Bismarck bestrebt, das Möglichste zur Befestigung der Stellung Andrassys zu tun. Schon damals vernahm der deutsche Kanzler von Gortschakow die Befürchtung, daß Oesterreich-Ungarn Gebietsteile von Bosnien und der Herzegowina annektieren wolle. Bismarck glaubte dies bestreiten zu können und verwies andererseits auf die zahlreichen Fälle, die in Oesterreich als Beweis für Rußlands feindselige Gesinnung gewertet werden mußten. Durch Karolyi ließ er diese seine Bemühungen nach Wien wissen. Ueber das Berliner Kanzleramt sollten die wichtigen Fäden laufen, die Oesterreich-Ungarn und Ruß-

Digitized by Google

land miteinander zu verknüpfen vermochten. In Paris sollte man sich davon überzeugen, in welch starker Position Deutschland seinen Gegner beobachte. Tatsächlich schien der Verkehr zwischen Petersburg und Wien reger und freundlicher zu werden. Die Aeußerungen Alexanders II. zu Langenau und auch zum Prinzen Reuß bezeugten dies, und bezüglich Galiziens schien man durch die Erklärungen Andrassys einigermaßen beruhigt. Die galizischen Führer ließen ja die berüchtigte „Resolution" fallen, der klugen Verwaltung des Ministeriums Auersperg-Lasser gelang es, sich mit ihnen abzufinden. Faßt man die letzten vier Jahrzehnte österreichischer Politik vom Standpunkte der heikligen Polenfrage ins Auge, so darf man es als keine geringe Leistung der Krone und der Minister veranschlagen, daß trotz aller späteren Gruppenbildungen im österreichischen Parlamente, bei welchen die polnischen Abgeordneten bzw. Delegierten eine wichtige, ja oft ausschlaggebende Rolle innehatten, die Vertreter Galiziens niemals die engen Beziehungen zum Deutschen Reiche gefährdet haben, stets haben Andrassy, Kalnoky und Aehrenthal, wesentlich durch ihren Monarchen unterstützt, die galizischen Parteiführer, die auf die kritischen Stimmungen der Wählerschaften verwiesen, für die Notwendigkeit ihrer auswärtigen Politik zu gewinnen gewußt.

Die gelungene Anbahnung freundlicherer Beziehungen zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn offenbarte sich in der Berliner Drei-Kaiser-Zusammenkunft im September 1872. Wertheimer bringt neue Belege für die ursprünglich nicht bekannte Tatsache, daß Alexander II. gleichsam sich selbst zu der seit längerer Zeit zwischen Kaiser Wilhelm und Franz Josef verabredeten Zusammenkunft eingeladen hat. Allerdings stand in jenen Sommermonaten, während welcher der Entschluß des Zaren heranreifte, Alexander im Banne der Ueberredungskunst Peter Schuwalows, während Gortschakow in der Schweiz weilte. Graf Schuwalow vertrat eine Auffassung, die ein loyales, gutes Verhältnis zu Oesterreich-Ungarn wünschte, während der Staatskanzler, wohl aus Selbsterhaltungstrieb, panslawistischen, Oesterreich feindlichen Tendenzen, die den Weg zu Alexander II. gefunden hatten, nachzugeben jederzeit bereit schien. Der leicht bestimmbare, übernervöse Zar erwies sich in seinen Entschließungen geradezu unberechenbar. Temperamentvolle, agitatorische Diplomaten, wie Ignatiew, wußten über Minister und Generäle hinweg bei ihm sich durchzusetzen. Mit Mühe wahrte der alternde, bei Hofe nicht besonders respektierte Gortschakow nach außen hin die Scheinvor-

Digitized by Google

stellung von Autorität. Ein Rückblick auf die Jahre 1872—78 zeigt, daß alle Beziehungen, aller Meinungsaustausch zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn von der Hofpartei abhängig sind, die im Augenblicke die Stimmung des Zaren für sich auszunützen vermag. Die Entrevue in Berlin, das Erscheinen Alexanders bei der Weltausstellung und der Erwiderungsbesuch Franz Josefs in Petersburg im Februar 1874 offenbaren die Vorherrschaft einer höfischen Auffassung, die sich der panslawistischen Propaganda möglichst ferne hält. Gortschakow konferierte zu Berlin mit Andrassy über die Erhaltung der Türkei und über die Notwendigkeit, eine Einmischung in das Verhältnis der Pforte zu ihren christlichen Untertanen zu vermeiden. Auch darüber waren die beiden Staatsmänner einig, daß im Falle einer Erhebung christlicher Gebiete der Türkei keine Unterstützung zu gewähren sei. Und im Frühsommer 1873, da der Zar, von Gortschakow und dem Feldmarschall Berg begleitet, zum Besuche der Weltausstellung erschien, kam es zu Vertragsverhandlungen, die auf eine dauerhafte Freundschaft hinzuweisen schienen. Eine Bedrohung des europäischen Friedens sollte durch gemeinsames Vorgehen abgewehrt werden. Erzherzog Albrecht und die russischen Generäle berieten über die Heeresmacht, die jeder der beiden Monarchen sofort zur Verfügung stellen solle, falls der Freund von dritter Seite angegriffen würde. Franz Josef und Alexander vereinbarten, „selbst für den Fall, als die Interessen ihrer Länder in einzelnen besonderen Fragen nicht übereinstimmen sollten, sich miteinander zu verständigen; die Gegensätze sollten nicht das Uebergewicht über Rücksichten höherer Ordnung erlangen." Diese Wiener „Entente" entsprach der bekannten, wenige Wochen vorher in Petersburg abgeschlossenen Konvention zwischen Kaiser Wilhelm und dem Zar, und sie wurde sofort nach Berlin gemeldet. (Auch Gorjainow, der sichtlich bemüht ist, die vertrauliche Intimität des diplomatischen Verkehrs, der in der Mitte der siebziger Jahre zwischen Wien und Petersburg bestanden, abzuschwächen, weiß von der Tatsache des Wiener Uebereinkommens.) Freilich fehlte es zur selben Zeit, da die Beziehungen zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn in sichtlicher Steigerung freundlichere, ja sogar intime Formen annahmen, nicht an Zwischenfällen, die eine pessimistische Auffassung im Wiener auswärtigen Amte als bedenkliche Begleiterscheinung zu den Bestrebungen des Ministers buchen konnte. Die eifrigen diplomatischen Agenten Rußlands betätigten sich am Balkan mit deutlich tendenziösen Unternehmungen und Ratschlägen. In den kleinen souveränen

Digitized by Google

Balkanstaaten Serbien und Montenegro wurde beharrlich daran gemahnt, daß nur an der Newa der allgewaltige Helfer, der Befreier wohne. Andrassy blieben selbstverständlich derartige Agitationen und Umtriebe nicht verborgen. Er wußte jedoch, obwohl es seinerseits keineswegs an der erforderlichen Wachsamkeit fehlte, zumeist derlei unliebsame Meldungen, die die angeknüpften Beziehungen zu Rußland zu stören drohten, mit einer vornehmen Geste als unwichtige Klatschereien oder als Mißverständnisse zurückzuweisen. Erschien ihm der Fall ernster, dann war er auch mit einer Gegenagitation rasch zur Hand, aber er sprach damals ein bedeutsames Wort aus, das auch seine Nachfolger bereitwillig zu dem ihrigen gemacht haben. Der Aufenthalt Ristitschs, des serbischen Staatsmannes, in Wien, hatte in St. Petersburg gewisse Befürchtungen erregt. In einer Instruktion, die Andrassy am 21. Mai 1873 an Langenau abgehen ließ, hieß es: „Was uns betrifft, so wird es uns stets ferne liegen, Rußland irgendwie entgegentreten zu wollen, wenn es sich gezwungen sähe, seiner Stellung zu diesem oder jenem seiner kleinen Nachbarländer Nachdruck zu verleihen. Wir würden vielmehr eine solche Geltendmachung seines berechtigten Ansehens überall mit Vergnügen sehen, dürfen aber in analogen Fällen einer ähnlichen Beurteilung uns seinerseits versehen."

Eine wohlberechtigte Haltung, der eine doppelte Absicht zugrunde lag, beobachtete Andrassy während des Besuches, den er im Gefolge seines kaiserlichen Herrn im Winter 1874 in St. Petersburg abstattete. Da kam es zu einer ausführlichen Erörterung zwischen ihm und Gortschakow. Der Wiener Staatsmann hatte die Vorwürfe erwähnt, die ihm wegen der Petersburger Reise des Kaisers gemacht wurden. Er verwies auf die politischen und höfischen Schwierigkeiten, die er überwinden hatte müssen, und er gebrauchte eine glückliche Form freimütiger Mitteilung der Gegengründe, mit denen er gesiegt hätte. Man könne nicht wissen, hätte er den Wiener Gegnern des Petersburger Besuches entgegengehalten, ob nicht einmal die Zeit kommen werde, in der Deutschland es für ersprießlich erachten werde, nicht bloß in seinen Einheitsbestrebungen weiter als bisher zu gehen, sondern seine Machtsphären auf die Deutschen Oesterreichs auszudehnen. Eine unvermeidliche Folge davon wäre, daß die Monarchie immer mehr nach Osten abgedrängt würde, was natürlich wieder Rußland nicht angenehm sein könnte. Zur Verhütung solcher Pläne Deutschlands bliebe nichts anderes übrig, als sich des russischen Einflusses auf das deutsche Kabinett zu bedienen.

Digitized by Google

Wo aber wäre dies leichter zu erreichen, als am Sitze der russischen Regierung selbst .... Der deutsche Botschafter in St. Petersburg, Prinz Reuß, hat diese Ausführungen, die er „aus sicherer Quelle hatte", an Bismarck berichtet. Andrassy hat auch vorausgesetzt, daß dies geschehe. Seit der Berliner Entrevue von 1872 mußte er wissen, welch vertraulicher Verkehr zwischen Berlin und Petersburg von Herrscher zu Herrscher, von Ministerium zu Ministerium bestehe. Bismarck war es gewesen, der Alexander geraten, einen gleich intimen Verkehr zwischen den Petersburger und Wiener Kabinetten einzuleiten. Alexander hatte hierauf durch Erzherzog Albrecht, mit dem ihn eine besondere Freundschaft verband, gelegentlich seines Besuches der Wiener Weltausstellung 1873 anfragen lassen, ob eine rückhaltlose Aussprache willkommen sei. Er hatte eine unbedingt bejahende Antwort erhalten. Und nun befragte der Zar seinen Gastfreund über dessen Gesinnungen bezüglich Preußens: „Hast Du Hintergedanken, sinnst Du auf Revanche? Wenn dies der Fall, schweige ich, denn es wäre unnütz, weiterzusprechen." Die Antwort Kaiser Franz Josephs war eine klar verneinende. „Die schweren Schicksalsschläge und schmerzlichen Erfahrungen seien zwar noch in frischer Erinnerung, er wolle jedoch darüber mit dem Schwamm hinwegfahren und wünsche ein inniges Zusammengehen." Das Gleiche hörte der Zar von Andrassy. Wertheimer führt zwei Schriftstücke an, die den Wortlaut der Gespräche berichten, ein Schreiben des deutschen Botschafters in Wien an Kaiser Wilhelm und ferner einen Brief Alexanders an Kaiser Wilhelm, den Bismarck dem österreichischen Botschafter in Berlin, Karolyi, vorlas. Bei solcher Intimität des Verkehrs also konnte Andrassy darauf rechnen, daß der deutsche Kanzler von seinen Aeußerungen gegenüber Gortschakow unterrichtet werde. Bismarck sollte erfahren, welche Möglichkeiten in Oesterreich der Hohenzollernpolitik zugeschrieben würden. Andererseits konnten der Zar und Gortschakow aus den Eröffnungen Andrassys entnehmen, welchen hohen Wert er einem guten loyalen Verhältnisse mit Rußland beilege. Tatsächlich hatte die Petersburger Reise auf den Zarenhof einen überaus günstigen Eindruck gemacht. Den österreichischen Gästen werden deutliche Sympathiebeweise gegeben. „Am zutulichsten", schreibt Andrassy an seine Frau, „sind die Großfürstinnen, die einen aus lauter Freundlichkeit auffressen möchten; jede von ihnen sagt einem am Ende ein paar Phrasen, aus denen hervorgeht, daß sie uns sehr gerne sehen, aber durchaus nicht die Preußen. Es scheint, als

Digitized by Google

ob das ganze Publikum dieses Gefühl zum Ausdruck bringen wollte ....“ Aus dem Munde des Zaren erhielt Andrassy die gute Versicherung, er mißbillige jede Propaganda, sei es in panslawistischem, nationalem oder religiösem Sinne. Allerdings hat, wie aus einem Berichte des Prinzen Reuß nach Berlin zu entnehmen wäre, Gortschakow bei allen Freundschaftsbeteuerungen es nicht an einer kategorischen Warnung fehlen lassen. Bezüglich Bosniens und der Herzegowina hätte er Andrassy bedeutet, daß eine Annexion oder Unterstützung eines eventuellen Aufstandes daselbst von ihm als ein Casus belli betrachtet werden müsse. Andrassy hätte geantwortet, an eine solche Absicht würde in Wien nicht gedacht. Reuß fügte hinzu, daß Gortschakow in seiner hochfahrenden Art gemeint hätte, es wäre ganz gut, wenn man von Zeit zu Zeit in Wien erinnert würde, wie man über diesen Punkt in Petersburg denke. Ein Vergleich jedoch all der vorliegenden höfischen und diplomatischen Berichte über den Petersburger Besuch Franz Josefs läßt die Annahme zu, daß der eitle Russe dem deutschen Botschafter gegenüber bezüglich der Schärfe seiner Erklärungen merklich übertrieben habe. Mußte ihm doch eben jetzt daran gelegen sein, die denkbar besten Beziehungen zu Wien zu pflegen, jetzt, da er Bismarcks Uebergewicht auf dem diplomatischen Gesamtgebiet mit Beunruhigung und Eifersucht gewahrte und zu erschüttern unternahm. Seit geraumer Zeit schon suchte die geängstigte französische Diplomatie Zuflucht in St. Petersburg. Nur von dort aus konnte etwas gegen Bismarck unternommen und die intim verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Höfe gegen ihn ausgenützt werden. Trefflich kam dann zu statten, wenn man mit Oesterreich vertrauliche Fühlung hatte.

Das Jahr 1875 hat auch Gortschakow den gewünschten Erfolg gebracht. Der damalige Kriegslärm, bei dem alle deutschfeindlichen Diplomaten, Agenten und Journalisten, die zwischen Paris, London, Wien und Petersburg hin- und herflanierten, mittun mußten, vermochte den seiner Sache sicheren Reichskanzler des jungen Deutschen Reiches nicht aus seiner kühl ablehnenden Ruhe zu reizen. Gortschakow erschien aber selbst an der Spree, tat überaus geschäftig und aufgeregt und es gelang ihm, der Oeffentlichkeit vorzutäuschen, sein autoritatives, energisches Auftreten habe die Gefahr beschworen, den Krieg verhindert, Deutschland, Bismarck zum Rückzuge gezwungen. „Maintenant la paix est assurée“, deklamierte er. Er machte Andeutungen, wie nur ihm nach schwerer Mühe dieses große

Digitized by Google

Werk geglückt; Bismarck hätte sich eben vor dem Stärkeren beugen müssen. Der deutsche Kanzler mußte damals auch gewahren, wie der leicht bestimmbare Zar sich völlig dem Beginnen Gortschakows angepaßt hatte. Zu Karolyi äußerte Alexander in Berlin wiederholt, wie er nun Berlin mit einem beruhigten Gefühl verlassen, da er sowohl von Kaiser Wilhelm, als auch vom Kronprinzen und dem Fürsten Bismarck die befriedigendste und bündigste Friedenszusage bekommen habe. Doch damit war diese Scheinaktion Rußlands noch nicht zu Ende. Das Petersburger Korrespondenzbureau berichtete von einer Aeußerung Gortschakows zum französischen Botschafter: Rußland werde Deutschland zu hindern wissen, daß es Frankreich angreife.

Der deutsche Kanzler hatte schon kurze Zeit vorher eine peinliche Erfahrung mit Rußland gemacht. Als er wegen der ganz unberechtigten Füsilierung des Hauptmanns Schmidt gegen die carlistischen Abenteurer energisch vorging und deren dreiste Haltung mit der Anerkennung der spanischen Republik beantworten wollte, begegnete er in St. Petersburg einer prinzipiellen Ablehnung, während Oesterreich-Ungarn einen dankbar begrüßten Mittelweg vorschlug. Auch Kaiser Franz Joseph war nämlich von der Notwendigkeit einer solchen hastigen Parteinahme für die Republik nicht zu überzeugen gewesen. Da hatte Andrassy, der die freundschaftliche Stellung der Monarchie zu Deutschland hier bekunden wollte, beantragt, nicht die Republik, sondern die Regierung Seranos als Exekutivgewalt anzuerkennen. Damit war keine Verpflichtung eingegangen, die sich im Falle eines Wiedererstarkens der monarchistischen Partei als lästig erwiesen hätte. Dieser diplomatische Schritt genügte der von Bismarck beabsichtigten Demonstration, deren Unterbleiben als eine Schlappe hätte ausgelegt werden können. Die boshafte Komödie aber, die jetzt Gortschakow aufgeführt, überzeugte Bismarck von der Unberechenbarkeit des Verhältnisses zu Rußland und gleichzeitig bestärkte es ihn in seiner Absicht, die Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn möglichst zu festigen. Schon im Vorjahre, als er, wie Andrassy richtig berechnet, aus Petersburg von jenen Aeußerungen des österreich-ungarischen Ministers gehört, die sich auf die Möglichkeit einer gegen die Monarchie gerichteten deutschen Annexionspolitik bezogen, hatte er sofort in Wien anfragen lassen, was Andrassy in solche Beunruhigung versetzt haben könne. Er hätte angenommen, meinte er in seinem Schreiben an den Botschafter Schweinitz, daß die in Oesterreich gewohnheitsmäßig verbreiteten Besorgnisse vor

Digitized by Google

einem Uebergreifen Deutschlands bei Andrassy entweder nie vorhanden gewesen seien oder, wenn sie bestanden haben sollten, längst und vollständig beseitigt seien. Er hätte die Einsicht in Wien und Budapest vorwaltend geglaubt, daß die Macht und die Einheit des Deutschen Reiches durch dessen Verschmelzung mit den seit „vierhundert Jahren" tatsächlich von Deutschland getrennten österreichischen Erblanden eher verlieren als gewinnen würde. Aus den Denkwürdigkeiten Bismarcks klingt noch die erbitterte Stimmung nach, in die der Charlatanstreich Gortschakows ihn versetzt hatte. Andrassy fühlte heraus, daß man in Berlin nunmehr ein sicheres Einverständnis mit Rußland nicht mehr als zum Besitzstand der deutschen Politik buchen könnte. „Das Resultat scheint mir für uns befriedigender als für Bismarck", so heißt es in seinem Berichte an Kaiser Franz Joseph, „wir haben den Frieden, die Deutschen eine Lektion erhalten."

Die folgenden vier Jahre zeigen Bismarck mit dem diplomatischen Problem beschäftigt: Rußland an Deutschlands Seite festzuhalten, aber gleichzeitig sich der habsburgischen Macht zu versichern. Es hieße seine Größe verkennen, würde man annehmen, daß sein persönlicher Groll gegen Gortschakow ihn dazu hätte bewegen können, von nun an die intimen Beziehungen mit St. Petersburg aufzugeben oder leichter einzuschätzen, aber die gemachte Erfahrung mag ihm deutlich den schwankenden Grund gezeigt haben, auf dem sie beruhten. Der vertraute Verkehr der verwandten Höfe, gemeinsame Erinnerungen aus älterer Zeit boten keinen genügenden Halt und die wohlwollende, aber nervös schwächliche Persönlichkeit Alexander II. war, wie man leicht ersehen konnte, jedem Günstling, der energischer seine Ziele zu verfolgen wußte, nicht allzuschwer zugänglich. Panslawistische Tendenzen schienen in der Umgebung des Kaisers mit bequemeren, altkonservativen Anschauungen um die Oberhand zu ringen. An den kecken Intriguenstückchen, die damals Ignatiew über Gortschakow und die Kabinettskanzlei hinweg wagen durfte, läßt sich die Unberechenbarkeit der höfischen Verhältnisse ermessen. Nach außen hin aber zählte der herzliche Verkehr mit Berlin zu den festen Normen aller auswärtigen Politik Rußlands, und niemand glaubte fester an ihn als Kaiser Wilhelm. Er pflegte ihn zärtlich als ein teures, ihm überkommenes Erbteil, er wachte über dieses Vermächtnis und wurde verstimmt, wenn von irgendeiner Seite her, und wenn es auch sein bewährter Reichskanzler war, daran gerührt wurde. Geschehnisse und Wandlungen

Digitized by Google

erwiesen sich aber stärker als solch pietätvolles Festhalten. Ueber die leisen Verschiebungen, die sich da vollzogen, über das Reifen einer neuen Formation, die Bismarck für geboten hielt, nachdem er sich bald fördernd, bald zögernd mit ihr beschäftigt hatte, geben die Publikationen Wertheimers reichen Aufschluß. Er hat wahrscheinlich den ganzen brieflichen und Depeschenverkehr zwischen Kaiser Wilhelm und seinem Reichskanzler, sämtliche Botschafterberichte, die Korrespondenz des mit außerordentlicher Mission betrauten Gesandten von Radowitz und auch der Diplomaten zur Verfügung gehabt, die, wie Otto von Bülow, den Kaiser auf dessen Reisen begleiteten. Schade, daß er uns nur durch die von ihm ausgewählten Zitate wissen läßt, welch kostbares Quellenmaterial er zur Hand gehabt. Die Bereitwilligkeit, mit der, bestimmt durch das fruchtbare Beispiel Leopold von Rankes, die Mehrzahl moderner Forscher in einem Anhang die wichtigsten Aktenstücke, auf denen sie ihre Darstellung aufgebaut, dem Leser zu eigener Beurteilung darbieten, hätte den Verfasser bestimmen sollen, ebenfalls diesem guten Brauch zu folgen. Wir vermögen nicht zu übersehen, was ihm zu Gebote gestanden, wir gewahren nur zu unserem Erstaunen, daß diese reich und ergiebig fließenden Quellen in manch' bedeutungsvollem Augenblick gänzlich versagen. Die Darstellung weist dann empfindliche Lücken auf. Professor von Wertheimer scheint darauf verzichtet zu haben, sie durch Bearbeitung des bereits vorhandenen Materials auszufüllen. Damit wird aber auch die Beurteilung der Andrassyschen Tätigkeit arg erschwert. Die Lücken mögen vielleicht die schwungvolle Schilderung eines nationalen Helden nicht beeinträchtigen, bei einem Geschichtswerke verursachen sie den leidigen Eindruck des Fragmentarischen.

Kaum war 1875 die Aufregung wegen der Möglichkeit eines neuen deutsch-französischen Krieges vorüber, als sich die Balkanfrage mit dem Aufstande in Bosnien wiederum geltend machte. Die heillos schlechte Verwaltung, der unversöhnliche Gegensatz zwischen den mohammedanischen Großgrundbesitzern und den christlichen Rajahs hatten dort eine große Menge von Explosivstoff angesammelt. Die Insurrektion erstreckte sich über das ganze Land, sie erregte die christliche Bevölkerung der übrigen Balkangebiete; Serbien, Montenegro erschienen bereit einzugreifen. Man gewahrte die umfassende Tätigkeit einer im Sinne Rußlands wirkenden Agitation. In Serbien bedrohte die südslawische Propaganda die Dynastie Obrenowitsch. Fürst Milan, damals ein Jüngling, stand unter dem

Digitized by Google

Einflusse des ehrgeizigen Ristitsch, von dem es hieß, er werde seinen Schützling dazu bringen, auf seinen Thron zugunsten einer serbischen Republik zu verzichten. Ueberall horchte man mit besorgter Spannung auf die Nachrichten vom Aufstande. Die südslawische Propaganda wurde auch in Berlin mit Aufmerksamkeit verfolgt. Am 18. August äußerte Kaiser Wilhelm zum österreichischen Geschäftsträger: Fürst Milan sei jung und unerfahren, er befinde sich ganz in der Hand seiner Ratgeber und dürfte nicht kräftig genug sein, um der nationalen Richtung mit Erfolg entgegenzutreten. Andrassy ward von den Vorgängen in Bosnien und andererseits in Belgrad gründlich durch seinen Generalkonsul in der serbischen Hauptstadt, den trefflichen Benjamin von Kallay, unterrichtet. Im Konak Milans rangen alle möglichen Einflüsse miteinander um die Herrschaft, die serbischen Parteiführer warben bei den Großmächten, namentlich bei Rußland und Oesterreich-Ungarn, um Unterstützung. Daß man in Petersburg die Machtstellung des Wiener Kabinettes fürchtete, hatte schon vor einigen Monaten die lauernde Aeußerung des russischen Generalkonsuls in Belgrad bewiesen: Er sehe die einzige Lösung der gefährlichen Krisis darin, daß Erzherzog Johann von Toskana (damals Offizier in der k. u. k. Armee, später als Johann Orth verschollen) zum Herrscher von Serbien auszurufen.

Zum Verständnis der Andrassyschen Balkanpolitik muß vor allem ein Leitmotiv hervorgehoben werden, das für einen Staatsmann Ungarns bestimmend war: die Sorge vor einer südslawischen Bewegung, die auf ungarisches und auch auf österreichisches Gebiet übergreifen konnte. Nicht um ein Geringeres, als um die Herrschaft des magyarischen Stammes im Ländergebiete der Stephanskrone handelte es sich hier. Dies hatte auch Déak wie Andrassy veranlaßt, für die deutsche Vorherrschaft in Oesterreich, die ja ebenfalls von den Slawen bekämpft ward, einzutreten. Darum hat Andrassy sich auch die längste Zeit gegen die Idee einer Besitznahme Bosniens und der Herzegowina abwehrend verhalten. Ganz anders urteilten Männer aus jenen Kreisen, die stets vorwiegend einen großösterreichischen Patriotismus gepflegt haben, aus der Armee und der Marine. Aus dem Jahre 1856 ist eine Denkschrift Radetzkys bekannt, die den Besitz von Bosnien und der Herzegowina wegen Istriens und Dalmatiens als wünschenswert bezeichnet. 1866 äußert Tegetthoff ein Aehnliches. Ihn leitet der Standpunkt der Küstenverteidigung. In Tatistschews „Alexander II." findet sich die Mitteilung, daß bald nach den preußischen Siegen von 1866 Bismarck

Digitized by Google

für die Erwerbung der beiden Länder deutsche Bundeshilfe der Habsburger Monarchie in Aussicht gestellt haben soll. In Paris wie in Petersburg schien es damals erwogen worden zu sein, ob und wann Oesterreich-Ungarn sich diesen Ersatz für das verlorene Venetien holen werde wollen, und schon gleich bei seinem Einzug in das auswärtige Amt (November 1871) glaubte Andrassy, wie Gorjainow erwähnt, den russischen Botschafter in Wien mit der Erklärung beruhigen zu müssen, man hege weder bezüglich Bosniens und der Herzegowina, noch gegen die Donaufürstentümer Eroberungspläne. Sicherlich war er von der fortschreitenden Zerrüttung der osmanischen Macht unterrichtet. Der Weiterentwicklung der panslawistischen Agitation zugunsten Rußlands war sein Blick gefolgt. Wie sämtliche führende Persönlichkeiten in der Monarchie schien auch er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß zumindestens das westliche Balkangebiet im Falle einer Aufteilung der Türkei in die Machtsphäre Oesterreich-Ungarns gerückt werden müßte. Eine Besitzergreifung entsprach seiner Auffassung keineswegs. Er, der, wie bereits bemerkt, eine Machtentwicklung des Slawentums mit Sorgen betrachtete, mußte eine Vermehrung des südslawischen Elementes in seinem engeren Vaterlande als wenig wünschenswert erachten und auch gefaßt sein, daß gelegentlich einer militärischen Aktion sich in Oesterreich eine starke oppositionelle Strömung bei den Deutschen ergeben würde. Ein energisches Auftreten Oesterreich-Ungarns, das die bosnische Bewegung durch eine Besetzung des Landes beendigte, hieß die gesamte orientalische Frage aufrollen und Rußland den Freibrief für ein Vorrücken gegen Konstantinopel erteilen. Andrassy — und er wußte dabei Ungarn hinter sich — wollte daher den Zerfall der Türkei soweit als möglich hinausschieben. Seiner Auffassung entsprach eher eine nach Möglichkeit zu bewerkstelligende Wiederherstellung der türkischen Oberherrlichkeit in Bosnien. In einer Denkschrift an den Kaiser meint er, daß man die Türken nicht aus den beiden Provinzen verdrängen, sie vielmehr so lange als möglich dort stützen, ihnen Ratschläge erteilen und Reformen anempfehlen solle; allerdings hätte die Monarchie, wenn ihre Bemühungen schließlich erfolglos blieben, im gegebenen Moment an die Stelle der Pforte zu treten, falls es ihr an der Kraft mangle, ihre Position selbst zu verteidigen. Zeigte sich Oesterreich-Ungarn bemüht, die türkische Regierung zu gründlichen entsprechenden Reformen zu bestimmen, dann würde auch Rußland zurückgehalten, als Angreifer vorzugehen. Vermochte die Türkei nicht, die geforderten Reformen

Digitized by Google

zu verwirklichen und erlangte damit Rußland eine Berechtigung, vorzudringen, dann ergab sich für Oesterreich-Ungarn die Besetzung Bosniens als eine Selbstverständlichkeit, als eine Notwendigkeit. Andrassy hat an diesen seinen Anschauungen festgehalten und sie auch dem Kaiser Franz Josef gegenüber zu vertreten gewußt, solange die Lage im nahen Orient und die Haltung Rußlands es zuließen.

Er hat dabei mit einer erheblichen Gegnerschaft zu tun gehabt; namentlich innerhalb der Generalität, die in Erzherzog Albrecht ihren hochangesehenen Führer sah, ward am Ende der sechziger Jahre der Ruf nach einer Erweiterung des österreichisch-ungarischen Machtgebietes am Balkan immer lauter. Auch die Kurie scheint stets ein Vorrücken der katholischen Monarchie auf diesem Gebiete gewünscht und gefördert zu haben. 1875 unternimmt Kaiser Franz Josef eine Reise nach Dalmatien, die bald die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes auf sich ziehen sollte. Man kolportierte Aeußerungen des Monarchen, die den Einmarsch in Bosnien verhießen. Im kaiserlichen Hoflager erschienen katholische Bischöfe aus der Herzegowina, die Franz Josef als ihren Zaren und Erretter begrüßten. Andrassy mußte von Bismarck die Aeußerung hören, er finde es äußerst befremdlich, daß es einem General (es war der Statthalter von Dalmatien, Feldzeugmeister Baron Rodich gemeint) gelungen sein sollte, den Kaiser zu einer Reise zu bewegen, die Oesterreich-Ungarn in eine so schwierige Situation gegenüber dem christlichen Aufstand bringe. Für die Freunde und Bundesgenossen bedeute dies ein ungemein gefährliches Zeichen. Man sieht, daß der deutsche Reichskanzler darüber genau unterrichtet war, wie fern sein österreichisch-ungarischer Amtsgenosse dieser Unternehmung stehe. Die Aeußerung bedeutete aber auch ein unmutiges Erstaunen wegen des überwiegenden Einflusses der Armeekreise auf die auswärtige Politik. Damals hat Andrassy wohl die ganze überzeugende Kraft seiner Beredsamkeit, sein ganzes Ansehen, das ihm seine bisherige Tätigkeit als Ministerpräsident und dann als Minister des Aeußeren erworben, aufgeboten, um den Kaiser von der Richtigkeit seiner Auffassung und von der Notwendigkeit einer überaus vorsichtigen, jedoch zielbewußten Balkanpolitik zu überzeugen. Er erreichte den gewünschten Erfolg, man gewahrte wiederum die geschickte Hand Andrassys in der Behandlung, die in Wien die heikle Aufstandsfrage erfuhr. Der Minister hat sich auch fortan bis in die Tage des Berliner Kongresses des Vertrauens seines Kaisers sicher fühlen

Digitized by Google

dürfen. Dieser wichtigen Uebereinstimmung verdankte er seine späteren Erfolge, die allerdings auch seine vorsichtige Haltung rechtfertigten. Während Alexander II. verschiedenartigen höfischen Einwirkungen nachgibt, während Bismarck stets auf die pietätvolle Gesinnung seines greisen Herrn gegenüber dem russischen Hofe Rücksicht nehmen muß, vermag der Staatsmann Oesterreich-Ungarns mit ruhiger Sicherheit die eingeschlagene Richtung zu verfolgen. Wertheimer gewährt uns Einsicht in den Briefwechsel zwischen Alexander und Franz Josef, der den Notenwechsel der beiden Mächte begleitet. Bei Alexander gewahrt man dessen gütiges, aber leicht bewegliches Wesen. Man fühlt auch zwischen den Zeilen die wechselnden Einflüsse der einzelnen Diplomaten heraus. Franz Josef wiederum spricht nur mit Worten des Herrschers und des auf vornehmster Höhe stehenden Gentleman aus, was die Noten seines Ministers sachlich erklären.

Von der Reformnote im Dezember 1875 an tritt die feste, zumeist unbeirrbare Haltung Oesterreich-Ungarns gegenüber den Balkanwirren in Sicht. Man verhält sich bei Beobachtung bester freundschaftlicher Formen, mit Rußland auf möglichst gutem Fuße, weiß aber ein Eingehen auf Verpflichtungen, die eine gemeinsame Aktion mit sich bringen könnte, zu vermeiden. Andrassy pflichtet dem Mai-Memorandum Gortschakows von 1876 bei, das allein England nicht annimmt. Dem Vorschlage, ob die britische Macht an die Türkei nötigend heranzutreten habe, tritt Bismarck, dem Andrassy zur Seite steht, entgegen, weil beide Mächte einen russisch-türkischen Krieg vermeiden wollen. Bei Hanotaux, **histoire de la France contemporaine** Bd. IV findet sich ein Bericht der französischen Vertretung, die feststellt, Rußland habe in Berlin einen gewissen Widerstand und eine Uebereinstimmung Deutschlands und Oesterreichs vorgefunden, den es nicht erwartet hatte. Gortschakow veranlaßt nun den Zaren, eine direkte Verständigung mit Oesterreich zu suchen. Am 8. Juni kam es zu der Unterredung zwischen Alexander und Franz Josef auf Schloß Reichstadt, an der Gortschakow und Andrassy und ferner der russische Botschafter am Wiener Hofe beiwohnten. Das Ergebnis der Verhandlungen wurde in einem ausführlichen Schriftstück festgelegt. In jenen Tagen standen bereits serbische Truppen auf bosnischem Boden und die orthodoxen Christen der Herzegowina wollten sich an Montenegro anschließen. Für Oesterreich-Ungarn schien also eine Aktion geboten, die ihre Machtstellung im westlichen Balkangebiete sicherte. Dies erforderte

Digitized by Google

gemäß der pietätvoll erhaltenen Gepflogenheiten des Drei-Kaiser-Verhältnisses (die **entente a trois**, wie es Schuwalow herabmindernd benannt hatte) eine Auseinandersetzung mit Rußland, dessen Eingreifen in die Balkankonflikte gewärtigt werden mußte. Die Hauptpunkte der Reichstädter Verabredungen sind bekannt. Angesichts des Vormarsches der Serben mußte mit dem Falle einer türkischen Katastrophe gerechnet werden. Da sollte nun Rußland seine Gebiete am Schwarzen Meere und in Vorderasien erweitern und auch Bessarabien wiederum erlangen; für Oesterreich-Ungarn Bosnien und die Herzegowina vorbehalten bleiben, bis auf einige wenige Gebietsteile, mit denen Serbien bezw. Montenegro zu befriedigen war. Wahrscheinlich durch eine russische Mitteilung war bereits im März das Aufteilungsprogramm der französischen Regierung bekannt. Eine Aeußerung des Ministers Duc Decazes deutet auf die Herkunft seiner Information: „Bismarck rät Oesterreich", so zitiert Honotaux, „Bosnien und die Herzegowina militärisch zu besetzen und sollte es selbst dauernd dort bleiben." Wir halten bei dem Zeitpunkte, da Andrassy sich gezwungen sah, von seinem Widerstreben gegen eine Besetzung der beiden türkischen Provinzen Abstand zu nehmen. Die Ereignisse auf dem Balkan schienen sich bedrohlich zu gestalten, sie erwiesen sich stärker als die Bedenken, die der ungarische Politiker für sein Vaterland wie für Oesterreich gegen eine Vermehrung der slawischen Elemente in der Monarchie gehegt. Freilich mußte Andrassy gewärtigen, in den Parlamenten der beiden Reichshälften einer gefährlichen Opposition zu begegnen. Aber Andrassy, dies offenbart seine Haltung bis in den russisch-türkischen Krieg hinein, betrachtete die Reichstädter Ergebnisse noch immer nur als eine Art von Versicherung für den schlimmsten Fall. Bei einem Zusammenbruche der Türkei sollte Oesterreich-Ungarn für seine Stellung an der Adria, die 1866 durch den Verlust Venetiens empfindlich geschädigt worden, eine wesentliche Verstärkung erfahren, die auch seine Einflußsphäre bis nach Saloniki hin sichern konnte. Ob diese äußerste Annahme Wirklichkeit wurde, war keineswegs noch ausgemacht. Vielleicht bewies die Türkei noch die notwendige gesunde Widerstandskraft, vielleicht ward Rußland davon abgehalten, seinen vernichtenden Schlag zu tun. Dann konnte ja auch Oesterreich-Ungarn es bei dem Maße von Autorität, über das es bisher am westlichen Balkan verfügte, bewenden lassen. Die Erfolge der türkischen Waffen und die bedrängte Lage, in die Serbien durch die erlittenen Niederlagen ge-

Digitized by Google

raten, ließen in Rußland im Herbste 1876 die Kriegspartei und die panslawistische Agitation zu stärkerer Geltung kommen. Serbien und Montenegro mußten vor dem türkischen Sieger geschützt und die Gelegenheit zu einer großen und breit angelegten Aktion benützt werden. Abermals traten der Zar und Gortschakow an Oesterreich-Ungarn heran, doch die vielbesprochene Mission des Grafen Sumarokow-Elston hatte nicht den gewünschten Erfolg. In Wien lehnte man den Vorschlag eines russischen Einmarsches in Bulgarien und einer gleichzeitigen Besetzung Bosniens durch österreichisch-ungarischen Truppen mit dem Hinweis ab, daß damit die gute Absicht, die Türkei zu ausgiebigen Reformen zu zwingen, schwerlich zu verwirklichen sei. Andrassy wurde von der Ueberzeugung geleitet, daß Rußland, wenn es einmal militärische Positionen in Bulgarien gewonnen, aus dem Lande nicht mehr hinausgehen werde. Eine derartige Schwächung der Türkei wollte er verhüten, zumal er immer noch den dargebotenen Preis der Annexion Bosniens und der Herzegowina recht kühl einschätzte. Am russischen Hofe zu Livadia wurde die spröde Haltung Oesterreich-Ungarns von der Kriegspartei fast wie eine Herausforderung behandelt. Die Frage kam auf, ob man, bevor man gegen die Türkei marschiere, sich nicht mit der Donaumonarchie mit den Waffen auseinandersetzen sollte. Wie schon aus den Denkwürdigkeiten Bismarcks bekannt ist, erging jetzt eine russische Anfrage an den deutschen Freund, ob in diesem Falle auf seine Neutralität zu rechnen sei. Der Bescheid, daß Deutschland es nicht ertragen könne, daß einer von den beiden ihm befreundeten Staaten „so schwer verwundet und geschädigt würde, daß seine Stellung als unabhängige und in Europa mitredende Großmacht gefährdet würde", brachte eine große Enttäuschung. Wertheimer zitiert den Bericht Karolyis über eine Unterredung mit Bismarck: „Gortschakow", so hat ihm Bismarck erzählt, „scheue kein Mittel, um Zwietracht zu erregen. So habe ihm der russische Kanzler in einem nach Varzin gerichteten Privatbrief den Wunsch ausgedrückt, daß sich Deutschland jetzt offen für Rußland erkläre. Obgleich nun er das Schreiben nur mit Phrasen beantwortet hätte, ohne auch nur die Politik zu streifen, hätte Gortschakow trotzdem in London das Gerücht verbreitet, er habe aus Berlin einen für Rußland sehr befriedigenden politischen Bericht erhalten — und dies einzig in der Absicht, das englische und deutsche Kabinett zu verfeinden". In demselben Monat, da der Reichskanzler dem österreichisch-ungarischen Botschafter diese Eröffnung machte, beantwortete

Digitized by Google

er das Liebeswerben der Russen mit dem Schweinitz erteiltem Auftrage, bei Gortschakow anzufragen, ob er gewillt wäre, gegen die Bürgschaft einer Unterstützung im Orient einen Garantievertrag für die Reichslande einzugehen. (Wertheimer zitiert eine Meldung des Botschafters vom 1. November, aus Yalta datiert, ferner den Bericht, den Bismarck am 31. August 1879 seinem Kaiser erstattet, und endlich ein Schreiben Herbert Bismarcks an seinen Bruder, datiert von Trient am 24. August 1879.) Er erhielt eine „rundweg" verneinende Antwort. Der Bericht Karolyis ist vom 28. November datiert. Ganz kurz vorher hatte Bismarck mit dem englischen Minister Salisbury, der auf der Durchreise nach Konstantinopel in Berlin vorsprach, eine Unterredung gehabt. Die Balkanfrage war zu einer europäischen geworden. Dies hatte ein deutlich gegen Rußland gerichteter Trinkspruch des englischen Premiers Beakonsfield und ferner eine kriegerische Ansprache des Zaren an den Moskauer Adel bewiesen. Gegenüber Salisbury betonte nun Bismarck die Notwendigkeit, wenn es zum Bruche mit der Türkei käme, den Krieg zu lokalisieren. Großbritannien habe keinen Grund, zu den Waffen zu greifen, wenn russische Truppen die Donau überschreiten und in die Türkei einrücken sollten. Auf die von Salisbury geäußerte Befürchtung wegen Konstantinopel wies der Kanzler auf die Beteuerung Alexander II. hin, daß er gar nicht daran denke, Konstantinopel zu besetzen. Bismarck erklärte schließlich, daß er in keinem Falle die Hand zu einer Politik bieten werde, die eine Ausbreitung des russisch-türkischen Krieges in Europa zu erleichtern vermöchte. Wir erfahren dies aus einem Schreiben Bismarcks an den damaligen deutschen Botschafter in Wien, Grafen Stolberg, der den Auftrag erhielt, davon Andrassy in Kenntnis zu setzen. Der Botschafter war ferner beauftragt, auf die früher erwähnte Anfrage, die Gorschakow nach Berlin getan hatte, zurückzukommen. Er sollte Andrassy mitteilen, daß Bismarck „es nicht für ersprießlich halte, schon jetzt Rußland gegenüber bezüglich des möglichen Zerwürfnisses mit Oesterreich-Ungarn eine bestimmtere Sprache zu gebrauchen. Es könnte ja sein, daß sie Eindruck machen würde, aber damit wäre die Angelegenheit noch nicht erledigt. Stellte sich Deutschland ins Vordertreffen, so mußte es die freundschaftliche Fühlung mit Rußland einbüßen, deren Erhaltung für alle Teile notwendig sei. Das eine aber könne er versichern, daß die deutsche Regierung bisher dem russischen Kabinette kein bindendes Versprechen gegeben habe und auch nicht geben werde. Noch könne er zu seiner Genugtuung

Digitized by Google

und Beruhigung den Punkt nicht sehen, an dem die Wege von Rußland und Oesterreich-Ungarn auseinander zu gehen drohen. Sollte er jedoch einen solchen wahrnehmen, würde er sich gewiß bemühen, ihn außer Sicht zu bringen .... Deutschland wolle mit Rußland und Oesterreich-Ungarn auf gutem Fuße bleiben und dadurch den Frieden sichern .... Die ganze europäische Lage bestimme ihn im Interesse des Deutschen Reiches zu einer solchen Haltung. Würde er jetzt einseitig gegen Rußland vorgehen, so hätte das nicht nur die Störung des friedlichen Verhältnisses zwischen dem Zarenreiche und Deutschland zur Folge, aller Wahrscheinlichkeit nach könnte es Rußland veranlassen, sich mit England zu verständigen, für einige Zeit seine orientalischen Pläne beiseite zu setzen, um vorerst gegen die nächsten Nachbarn eine Koalition mit Frankreich und Italien einzugehen ... Schwerlich würde sich jemand die Verantwortung aufhalsen wollen, einen solchen Zustand eigens heraufzubeschwören." Solch vertraulichen Eröffnungen gingen Erklärungen, für die Oeffentlichkeit bestimmt, zur Seite. Am 1. Dezember sprach der Fürst ausführlich bei einem parlamentarischen Diner, das er gab, von der Stellungnahme Deutschlands zu den ernsten Ereignissen, die sich am Balkan vorbereiteten. Er betonte da die uneigennützige Auffassung, die das Deutsche Reich hierbei beobachten könne. Weder ein russisch-türkischer Krieg, noch ein Eingreifen Englands könnte die Deutschen nötigen, aus ihrer Reserve herauszutreten. Nur eine Eventualität, die Gefährdung der Integrität Oesterreich-Ungarns, dessen lebensgefährliche Verwundung er nicht dulden könnte, würde Deutschland in die Zwangslage bringen, für die Monarchie einzutreten. Doch benutzte Bismark diese Gelegenheit, um die starke Stellung der habsburgischen Dynastie und besonders die Kaiser Franz Josefs zu kennzeichnen. Der Herrscher habe es in seiner Macht, von sämtlichen Völkern seiner Krone Mittel zur Verfügung zu erhalten, die jedem Angriffe gewachsen wären. In der Reichsratsrede vom 5. Dezember fühlte er sich verpflichtet, eine auf Rußland abzielende Bemerkung Eugen Richters mit einer Sympathiekundgebung für Rußland zu beantworten. Doch klangen seine Ausführungen in den Satz aus, sein Bestreben, gute Beziehungen zu Rußland, Oesterreich-Ungarn und England zu erhalten, könnte nur dadurch gestört werden, „wenn irgendeiner unserer Freunde von uns verlangte, unsere stärkere Freundschaft zu ihm dadurch zu betätigen, daß wir den anderen Freund, der uns ebenfalls nichts getan hat, der im Gegenteil unser Freund bleiben will.

Digitized by Google

feindlich zu behandeln und unsere stärkere Liebe zu dem einen zu beweisen durch den Haß gegen den anderen".

In Livadia wußte man sich also mehr als zureichend darüber orientiert, wie weit man auf die gute Gesinnung Bismarcks rechnen könne. Für einen Krieg gegen Oesterreich-Ungarn reichte die erhaltene Auskunft nicht aus, Gortschakow betrat abermals den Weg der Verhandlungen. Es kamen jene zwei Konventionen zustande, die militärische vom 15. Januar und die „convention additionelle", die am 18. März zu Wien unterzeichnet wurde. Gemäß der erstgenannten hatten Serbien, Montenegro und der Sandschak Novibazar im Falle eines russisch-türkischen Krieges als neutrale Zone zu gelten. Damit war die Möglichkeit ausgeschlossen, daß das westliche Balkangebiet zum Schauplatz strategischer Unternehmungen von Rußland gemacht werde (ein durch unvorhergesehene Ereignisse notwendig gewordenes Beschreiten der Zone durch russische Truppen sollte jedoch nicht als ein gegen Oesterreich-Ungarn gerichtetes Vorgehen aufgefaßt werden). Die convention additionelle bezog sich auf die Umgestaltung der territorialen Verhältnisse am Balkan im Falle der Auflösung der Türkei (Andrassy rügte in der Instruktion an den österreichisch-ungarischen Botschafter zu St. Petersburg die böse Undeutlichkeit dieses Wortes mit treffenden Einwänden). Diese zwei Konventionen sicherten in diesem Falle Oesterreich-Ungarn mit den bosnischen Gebieten und der Herzegowina eine Bevölkerungsvermehrung von 1200000 Seelen zu. Der Sandschak Novibazar sollte an Serbien und Montenegro fallen, an das letzterwähnte Fürstentum auch der Hafen von Antivari. Eine denkwürdige Klausel verlangte Gortschakow noch hinzugefügt: „Die hohen vertragschließenden Mächte gehen die Verpflichtung ein, sich gegenseitig auf diplomatischem Gebiete zu unterstützen für den Fall, daß die territorialen Aenderungen, als Ergebnisse eines die Teilung oder Auflösung des ottomanischen Reiches bewirkenden Krieges, Anlaß zu einer Kollektivberatung der Mächte geben sollten." Andrassy hat den Wunsch seines russischen Kollegen bereitwillig gutgeheißen. Er hat diese Bestimmung mit großem Erfolge, wie sich bald darauf erwies, ausgenützt. Der Abschluß der beiden Konventionen darf als ein ansehnlicher Erfolg Andrassys eingeschätzt werden. Er sicherte der Monarchie für den wahrlich nicht herbeigesehnten Fall einer türkischen Katastrophe den Machtbesitz, den grundsätzlich wohl die allgemeine Auffassung in Oesterreich-Ungarn verlangte. Er hatte dies erreicht ohne kostspielige kriegerische Vorbereitungen, ohne

Digitized by Google

drückende Verpflichtungen gegenüber Rußland, ohne die Preisgabe wohlwollender Gesinnungen für die Türkei. Die Politik Oesterreich-Ungarns konnte sich der freundschaftlichen Gesinnung Deutschlands sicher fühlen und hatte genauen Bescheid über die Grenze des Einverständnisses zwischen den beiden nordischen Kaiserhöfen. Andrassy hatte sich auch während des Verlaufes der letzten diplomatischen Aktionen, namentlich gelegentlich der Konferenzen zu Konstantinopel, wiederum überzeugen müssen, wie sanguinisch seine einstige Rechnung auf ein Zusammengehen mit England gewesen und wie leicht die russische Diplomatie einen Weg nach London und daselbst eine gute Aufnahme gefunden habe. Er hatte sich überzeugt, wie richtig der sorgenvolle Blick des deutschen Kanzlers diese Möglichkeit berechnete.

Wir vermissen in der Darstellung Wertheimers ausführlichere Mitteilungen über das Verhältnis der österreichisch-ungarischen Politik jener Zeit zu Rumänien und dessen Fürsten aus dem Hohenzollernhause. Hier macht sich eine der Lücken der Darstellung bemerkbar, die die Uebersicht der Andrassyschen Politik erschwert. Die Darstellung des wertvollen Buches gewinnt wiederum durch Lebendigkeit und durch den Wert des mitgeteilten neuen Materials gelegentlich der abermaligen Verhandlungen mit England, die zu jenen „Deklarationen" führten, mit denen Andrassy sich vor einem Wortbruch Rußlands schützen wollte. Er hatte den Antrag Beaconsfields betreffend eine gemeinsame Aktion zum Schutze Konstantinopels und der Meerengen mit dem kühlen Bemerken zurückgewiesen, daß er noch keinen Anlaß gehabt hätte, an der Loyalität Alexanders II. irre zu werden; übrigens habe, so wurde den Engländern in sachlicher Hinsicht bedeutet, der Londoner Antrag nur die Interessen Englands, nicht die Oesterreich-Ungarns ins Auge gefaßt. Eine Fortsetzung der Verhandlungen veranlaßte Andrassy zu jenen sieben Punkte umfassenden Deklarationen, die geheim gehalten wurden. Nur Bismarck erfuhr sie durch mündliche Mitteilung Andrassys, der damit dem Kanzler ein deutliches Zeichen seines unbedingten Vertrauens geben wollte. Die Geheimhaltung hatte er von England gefordert, weil Rußland ihm bisher noch keinen Anlaß zum Zweifel gegeben hätte. Die Deklarationen betreffen die Unabhängigkeit Konstantinopels, die Feststellung, daß Rußland am rechten Donauufer keine Erwerbungen machen und, daß keine großslawische Staatenbildung zugelassen werden dürfe; ohne Mitwirkung der Garantiemächte solle keine definitive Regelung der Balkanverhältnisse

Digitized by Google

erfolgen, ein jedes Protektorat über die zu gewärtigenden neuen Staatsbildungen müsse vermieden und auch von irgendeiner russischen wie österreichisch-ungarischen Sekundogenitur abgesehen werden. Die Bestimmungen zeigen auch in diesem Zeitpunkte, wie genau der Staatsmann Oesterreich-Ungarns an der Richtlinie festhielt, die sein Kaiser und er sich vorgezeichnet. Was Rußland zu Reichstadt gewünscht, Befreiung der Christen am Balkan, Rückgewinnung Bessarabiens und Gebietsausdehnung in Asien, blieb durch die Deklarationen unberührt.

Die russischen Waffenerfolge und der Niederbruch der Türkei verleiteten die russische Diplomatie zu dem Wagnis, die mit Oesterreich-Ungarn getroffenen Abmachungen beiseite zu schieben. Trotz aller liebenswürdigen, aber leeren Vertröstungen, die die Briefe Alexanders II. an Franz Josef enthielten, überzeugten die Waffenstillstandspunktationen, ebenso wie die Friedensbedingungen von San Stefano Andrassy von der deutlichen Absicht Rußlands, Oesterreich-Ungarn vorzuenthalten, was es ihm, um gesichert in den Krieg ziehen zu können, zugesprochen hatte. Andrassy trat nun mit scharfer Entschlossenheit auf. Er ließ aus seinen Maßnahmen und Aeußerungen erkennen, daß er selbst die Möglichkeit eines Krieges mit Rußland ins Auge fasse. Er wußte, daß er zumindest mit der Neutralität des Deutschen Reiches rechnen könne; hatte doch Bismarck, gleich nachdem er die Mitteilung über den Frieden von San Stefano erhalten, es als einen Fehler der russischen Staatsmänner bezeichnet, daß sie den türkischen Frieden nicht mit Oesterreich-Ungarn, wie es notwendig gewesen wäre, abgeschlossen hätten. Andrassy mag wohl auch jetzt nüchtern erwogen haben, inwiefern er auch auf das Eintreten Englands zählen könne. Eine gewichtige Gegnerschaft erwuchs ihm in der nächsten Umgebung des Kaisers. Einzelne Generäle von Einfluß zählten zu ihr. Den gefährlichsten Widerpart mußte er aber in dem österreichischen Militärbevollmächtigten am russischen Hofe, Oberst von Bechtolsheim, erblicken, der auch Bismarck als beharrlicher Bekämpfer eines deutsch-österreichischen Einverständnisses geschildert wurde. Andrassy gewahrte, daß Franz Josef ebenso wie er über die arge Täuschung, der sich Rußland schuldig gemacht, denke, daß der Monarch jedoch nicht leichten Herzens sich zu einer Kriegserklärung an Alexander II. entschließen werde. Der Minister sah von Tag zu Tag, wie die feindliche Stimmung sich verschärfte, und er entschloß sich, sein Entlassungsgesuch einzureichen. Der Kaiser beantwortete diesen Schritt mit einer deutlichen Vertrauenskund-

Digitized by Google

gebung. Er bot seinem Minister die Abberufung Bechtolsheims aus St. Petersburg an, auf welche Andrassy jedoch, da sie unnötiges Aufsehen gemacht hätte, verzichtete. Daß Alexander II. den Rücktritt Andrassys betrieben hätte, glaubt Wertheimer verneinen zu können. Er selbst jedoch erwähnt später eine Aeußerung Ignatiews, der in den letzten Tagen des März in Wien verweilte und mit Andrassy verhandelte: „Wenn ich noch einige Zeit keinen Erfolg erringen kann", so drohte er dem deutschen Diplomaten, Baron Ring, „so werde ich Andrassy springen lassen." Jedenfalls schien man in St. Petersburg Andrassy als den eigentlichen Gegner zu betrachten, und schwerlich wurde ein Mittel unversucht gelassen, seine Stellung zu untergraben. Man gewahrte, daß zu gleicher Zeit Bechtolsheim vor seiner Politik warnte, daß der österreichisch-ungarische Botschafter Zichy in Konstantinopel durch schwächliche Ausführung der ihm erteilten Instruktionen und durch Abhängigkeit von seinem englischen Kollegen seinem Chef ernstliche Schwierigkeiten bereitete, und daß auch Beust von London aus es nicht an seinem gewohnten Intriguenspiel fehlen ließ. Dazu kam noch die unruhige, einer Okkupation gänzlich widerstrebende Haltung zahlreicher parlamentarischer Kreise in beiden Reichshälften. Nicht unerwartet kam Andrassy die Mitteilung zu, welche Mühe der deutsche Reichskanzler aufbiete, um Rußland die ernsten Verlegenheiten, in die es durch den Widerstand Englands und Oesterreich-Ungarns gegen den Frieden von San Stefano geraten, zu mildern. Er durfte die Haltung Bismarcks auf dessen stets nach Frankreich hinüberspähende Vorsicht zurückführen und kannte die dankbaren Sympathien des alten Kaisers für das russische Herrscherhaus und besonders für seinen liebenswürdigen Neffen Alexander. Andrassy mußte die außerordentliche Gewandtheit erkennen, mit der Bismarck ein gewisses Gleichgewicht zwischen der Freundschaft Deutschlands für Oesterreich-Ungarn und für Rußland erhielt. Der Reichskanzler zeigte sich unangenehm überrascht, als er wahrnahm, daß Rußland nach San Stefano, statt gleich mit Oesterreich-Ungarn, mit England zu verhandeln unternahm. Er ließ den Botschafter Karolyi wissen, daß er die entschlossene Haltung Andrassys gegenüber den Zumutungen Rußlands billige, allein er beobachtete im offiziellen diplomatischen Verkehr doch eine strenge Reserve. „Das Gewicht der offiziellen Sprache des Berliner Kabinetts wird immer bloß schüchtern und tropfenweise zu unseren Gunsten in die Wagschale gelegt, um sich vor dem Vorwurfe einer zu großen Parteinahme für unsere Interessen zu schützen", meinte Karolyi.

Digitized by Google

Als der österreichisch-ungarische Botschafter diesen Bericht verfaßte, mochte er bereits davon in Kenntnis gesetzt sein, daß Kaiser Wilhelm dem Zaren gegenüber die Erwartung geäußert habe, daß die politischen Verhältnisse bei aller Verworrenheit doch eine friedliche Lösung erfahren würden. An seinem Bemühen werde es nicht fehlen, diese Ziele zu erreichen. Ein solches Wort des greisen Herrschers angesichts der ernsten Meinungsverschiedenheiten zwischen England und Oesterreich-Ungarn einerseits und dem Besieger der Türken, der den Frieden von San Stefano abgeschlossen, andererseits, enthielt eine bedeutungsschwere Zusicherung für den russischen Freund. Allerdings ging damals auch ein beruhigendes Wort Bismarcks an Andrassy von Berlin ab. Staatssekretär Bülow mußte Karolyi davon verständigen, daß der Reichskanzler Andrassy bitten ließe, überzeugt zu sein, daß „sich in unseren Gefühlen zu Ihnen nichts geändert hat, wir bleiben die Alten".

Der Berliner Kongreß war das Ergebnis der vielfachen Verhandlungen Rußlands mit England und Oesterreich-Ungarn. Eine Weile hatte es den Anschein, als ob Alexander und seine Diplomaten um eine gemeinsame Konferenz, in der sämtliche Großmächte vertreten waren, herumkommen würden. Mit England wollte man sich bezüglich Konstantinopels und der Gestaltung am Balkan verständigen und damit kurzweg eine vollendete Tatsache schaffen. Später jedoch verwies der Einspruch Oesterreich-Ungarns, der auch von England willkommen geheißen wurde, auf den Kongreß als den besten, als den einzigen Ausweg, den Rußland einschlagen konnte, wenn es nicht abermals zu den Waffen greifen wollte. Dafür boten sich jedoch keine günstigen Möglichkeiten. Das Heer war zum großen Teile erschöpft, der Rumäne derartig aufgebracht über die bessarabische Frage, daß er nach Wien bestimmte Zusicherungen für den Fall eines russischen Krieges machen ließ. So befreundete man sich denn in St. Petersburg mit der Kongreßidee und traf die bestmöglichen Vorbereitungen, um, gestützt auf die Gewißheit eines bereits gelungenen Einverständnisses mit England, den größten Teil der im Kriege errungenen Erfolge zu behaupten. Die russischen Kongreßdelegierten mußten auch voraussehen, daß Oesterreich-Ungarn vom Kongreß das Mandat für die Okkupation Bosniens und der Herzegowina verlangen werde. Dies entsprach der Reichstädter Abmachung, wie der „convention additionelle", ebenso wie den Verhandlungen, die dem Kongresse vorausgegangen waren. Die Engländer und Andrassy vereitelten bald nach Beginn der Verhandlungen

Digitized by Google

jeden Versuch einer größeren slawischen Staatenbildung am Balkan. England wollte damit Konstantinopel schützen, Oesterreich-Ungarn seinerseits ein Anschwellen des Panslawismus verhüten. Als nach der Erledigung der bulgarischen Territorialfrage am 28. Juni Bismarck die Verhandlungen über Bosnien und die Herzegowina eröffnete, ergriff Andrassy als erster das Wort. Er wandte sich gegen die von Rußland in den Friedensverhandlungen mit der Türkei getroffenen Bestimmungen, daß in Bosnien und der Herzegowina eine autonome Organisation geschaffen werde. Er erklärte diesen Gedanken für undurchführbar und verwarf ihn deswegen als etwaige Bürgschaft dafür, daß damit jene gefährlichen Gärungen gestillt werden sollten, die der Monarchie so große Schwierigkeiten und materielle Opfer verursacht hätten. Nach dem Minister Oesterreich-Ungarns ergriff Lord Salisbury das Wort, um den Antrag zu stellen, durch Kongreßbeschluß sollte Bosnien und die Herzegowina von Oesterreich-Ungarn besetzt und verwaltet werden. Die Unfähigkeit der Türkei zu durchgreifenden Reformen sei erwiesen, Serbien und Montenegro die Provinzen zuzusprechen, hieße unter Bedrohung der übrigen dort wohnenden Rassen eine Kette slawischer Staaten bilden (dies war ein nachdrücklicher Hinweis auf den Erfolg, den eben England und Oesterreich in der bulgarischen Frage errungen). Den Ausführungen Salisbury's schloß sich der deutsche Reichskanzler an. Er erwies Oesterreich-Ungarn damit einen wichtigen Dienst, daß er bei der Okkupation nicht allein ein österreichisch-ungarisches, sondern ein europäisches Interesse feststellte. Die Stimmen Frankreichs und Italiens fielen hierauf ebenfalls Salisburys Antrag zu. Zum Schlusse pflichtete ihm Rußland bei. Dies ist der tatsächliche Verlauf des 28. Juni. Der Kongreß hatte sich für die Okkupation erklärt, mit Ausnahme einer einzigen Macht, der besiegten Türkei.

Wertheimer als Anwalt seines Helden will von den Möglichkeiten einer vollständigen Besitzergreifung der beiden türkischen Provinzen von vornherein nichts wissen. Aus seiner Darstellung läßt sich auch die Ueberzeugung gewinnen, daß Andrassy über die Okkupation, die allerdings tatsächlich einer Besitzergreifung gleichkam, nicht hinauszugehen gewillt war. Er führte jetzt durch, was er seit Reichstadt sich vorgezeichnet und was er seinem Monarchen versprochen hatte. Oesterreich-Ungarn eroberte nicht die beiden türkischen Provinzen, sondern es ließ sich von Europa das Mandat erteilen, dort als verwaltende Macht aufzutreten und sich festzu-

Digitized by Google

setzen. Nach den Tatsachen, die durch den Frieden von San Stefano geschaffen worden, bedurfte Oesterreich-Ungarn einer anderen, stärkeren Machtstellung am westlichen Balkan, als sie bisher gewesen. Verzichtete die Monarchie auf die Besetzung, so fielen diese Gebiete als russische Gnadenbezeigung an Serbien und Montenegro, die beide weder das Ansehen noch die Eignung besaßen, dort geordnete Verhältnisse zu schaffen und damit Europa die Ruhe zu verbürgen. Die Verhandlungen Andrassys, die dem 28. Juni vorausgegangen waren, hatten ihn der Bereitwilligkeit Englands und Deutschlands sicher gemacht. Auch Rußland schien nachgeben zu wollen, trotz einiger Bedenken wegen des Sandschaks. Einen Wunsch des Zaren, dem Fürsten von Montenegro den Hafen von Antivari zuzusprechen, wollte Andrassy bei Kaiser Franz Josef unter gewissen Vorbehalten durchsetzen. Nur die türkischen Diplomaten vermochte der österreichisch-ungarische Staatsmann nicht umzustimmen. Andrassy mußte mit jenem religiös-politischen Grundsatz türkisch-islamitischer Staatsanschauung rechnen, der dem Herrn aller Gläubigen es zu einer schweren Sünde anrechnete, auf ein bisher ihm gehörendes Gebiet zu verzichten, wenn nicht ein feindlicher Sieger es ihm entrissen. Aber auch die mildere Form der Okkupation machte die Türken nicht anderen Sinnes. Sie mochten auch von den Unterströmungen sich etwas erhoffen, die sich am Kongreß bemerkbar machten. Freilich hatte Lord Salisbury, als er seinen Antrag stellte, sich direkt an die türkischen Vertreter gewandt und ihnen empfohlen, freiwillig auf die Provinzen zu verzichten. Er würde dies als einen Akt „weiser Selbsterkenntnis" rühmen. Bismarck, gereizt durch die mannigfachen Verzögerungs- und Ausredekünste, mit denen die türkischen Delegierten schon seit einigen Tagen einer jeden definitiven Antwort auswichen, machte ihnen ungeduldig und barsch schwerwiegende Vorwürfe über ihr Verhalten, das einen Kongreß störe, dem sie eine vorteilhafte Korrigierung des Friedens von San Stefano zu verdanken hätten. Endlich entschloß sich die Pforte zuzustimmen, allerdings mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß sie sich mit Oesterreich-Ungarn noch weiter über die Okkupation verständigen wolle. Dies ward allgemein als ein leidlicher Ausweg angenommen. Allein wiederum hielt Andrassy nicht vor einer fertigen Sache, sondern türkischerseits hatte man nur eine neue Ausflucht gewonnen. Die Pforte suchte keine Verständigung mit Oesterreich-Ungarn, sondern einer ihrer Vertreter eröffnete schließlich Andrassy, daß er und seine Kollegen die Kongreßakte nicht unterzeichnen könnten, wenn Oester-

Digitized by Google

reich-Ungarn nicht eine geheim zu haltende Erklärung über die Aufrechterhaltung der Souveränität des Sultans und ferner über den provisorischen Charakter der Okkupation abgebe. Wir hören, daß der Stab, den Andrassy nach Berlin mitgebracht, über diesen schroffen Gegenzug empört gewesen, daß erfahrene und klarblickende Mitarbeiter ihrem Chef dringende Vorstellungen dagegen gemacht hätten. Der Minister Oesterreich-Ungarns dürfe sich diese Zumutung nicht bieten, er müsse es auf die letzte Möglichkeit ankommen lassen. Trotzdem hat Andrassy den Türken nachgegeben. Für dieses Zurückweichen ließen sich gewiß triftige Gründe anführen: Die Gefahr der Vereitlung des gesamten Kongresses, die Gefahr eines Krieges mit der Türkei lag vor. Die Russen hätten triumphierend Berlin verlassen und die Haltung Englands hätte sich der veränderten Situation ohne Rücksicht auf die Monarchie angepaßt. Andrassy und seine Nachfolger haben auch erfolgreich die Bedeutung der angegebenen Erklärung zunichte gemacht. Damals aber ließ sie sich wie eine empfindliche Schlappe an, die Andrassy und mit ihm Oesterreich-Ungarn im letzten Augenblick einer so glücklich durchgeführten Aktion erlitten. Nachdem man durch ernste Jahre hindurch das Ziel der Großmachtstellung am westlichen Balkan im Auge behalten, nachdem man dem siegreichen Rußland gegenüber sich behauptet, mußte man sich den Preis aller Mühe von der schwächlichsten und unzuverlässigsten aller Mächte empfindlich schmälern lassen. In einem späteren Kapitel erörtert Wertheimer die Gründe, die Andrassy zu seinem Rücktritt 1879 veranlaßt hätten. Er vermag nur Vermutungen anzuführen, aber noch heute hält sich die Annahme aufrecht, daß Kaiser Franz Josef die problematische Form, in der sein Minister das Mandat der Okkupation nach Hause gebracht, als eine schwere Enttäuschung aufgefaßt habe.

Die Haltung Bismarcks in der Okkupationsfrage sollte von fortwirkender Bedeutung für die nächsten Jahre der deutschen Politik werden. Nochmals sei hier darauf verwiesen, daß nach Wertheimers Darstellung Oesterreich-Ungarn auf den Beistand Englands und des Deutschen Reiches und andererseits mit einer schließlichen Umstimmung Rußlands im Sinne Reichstadts rechnen konnte. Der Verlauf der Sitzung und Abstimmung am 28. Juni entsprach auch diesen Erwartungen. Doch berichtet uns der Verfasser, daß die Russen vom Antrag Salisbury peinlich überrascht, geradezu „konsterniert" gewesen, und daß Bismarcks Ausführungen sie ebenfalls verstimmt haben dürften. Er beruft sich dabei auf Aufzeich-

Digitized by Google

nungen Andrassys für eine Ministerratssitzung. Wir dürfen auf bisher nicht bekannte Vorgänge, Gegenvorschläge und Hemmungen vor der Sitzung am 28. Juni schließen. Wertheimer zitiert die Mitteilung eines vertrauten Mitarbeiters Andrassys, den der Minister nach Berlin mitgenommen, um sie als „schier unglaublich" abzuweisen. Nach der Schilderung dieses Gewährsmannes, des Baron Doczi, hat der deutsche Reichskanzler noch im letzten Augenblick seinen österreichisch-ungarischen Kollegen aufgesucht und ihn davon abbringen wollen, vom Kongreß sich das Mandat zur Okkupation zusprechen zu lassen. Die Glaubwürdigkeit der Angaben dieses hohen Beamten im auswärtigen Amte ließe sich schwer anfechten. Sie bringt nur einen neuen Beweis für die ungemein schwierige Stellung Bismarcks zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn. Er sah die Erbitterung der Russen, denen der Kongreß die Ergebnisse des Friedens von San Stefano wesentlich beeinträchtigte, während die Habsburger Monarchie ihren ausbedungenen Preis hereinbringen konnte. Vielleicht haben die russischen Bevollmächtigten ihn dringend um eine ablehnende Haltung gegenüber dem Vorhaben Oesterreich-Ungarns ersucht, ein Wunsch, den er, wenn Oesterreich-Ungarn einmal sein Verlangen geltend gemacht, nicht erfüllen konnte; vielleicht hat Kaiser Wilhelm von seinem Kanzler gefordert, daß er hier eingreife, und daß er die weitgehendste Rücksicht auf die Empfindlichkeit des Zaren, auf die Stimmung in Rußland und die gefährdete Geltung der Dynastie nehme. Vielleicht hielt Bismarck, gestützt auf Aeußerungen früherer Jahre, das Begehren des Ungarn Andrassy nach einer Okkupation Bosniens nicht für so bitterernst gemeint, da ja in beiden Reichshälften sich eine so nachhaltige Opposition zum Worte gemeldet. Der deutsche Kanzler mag also den Versuch einer Umstimmung unternommen und damit sich um die Russen verdient gemacht haben. Freilich, als er Andrassy unerschütterlich gesehen, mußte er bei der Abstimmung für das gute Recht des befreundeten Oesterreich-Ungarns rückhaltslos eintreten. So mögen Gortschakow und die Seinen erst in der Sitzung vom 28. Juni davon überzeugt worden sein, daß weder ihre Sonderunterhandlungen und Fühlungnahmen mit England, noch die Freundschaft zwischen den beiden Kaiserhöfen von St. Petersburg und Berlin sie von der zu Reichstadt eingegangenen Verpflichtung erlösen konnten.

Auf den Kongreß folgte die Okkupation. Der Beginn der Aktion erwies zwar, daß Andrassy das erforderliche Aufgebot an

Digitized by Google

militärischer Macht zu gering angesetzt, man traf auf einen wohlorganisierten Widerstand, der dem Staatsmann die heftigsten Vorwürfe in der Presse und später in den Vertretungskörpern eintrug. Namentlich in der österreichischen Delegation und im österreichischen Abgeordnetenhause mußte er sich eine rücksichtslos hämische Kritik gefallen lassen. Zu Beginn seines Wirkens als Minister des Aeußern hatte ihm die deutschliberale Mehrheit für sein Eintreten in der Hohenwart-Krise dankbares Vertrauen bewiesen. Diese Sympathien mögen jedoch während der schwierigen Verhandlungen für den österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1876, bei denen er keineswegs jene objektive Haltung beobachtet hatte, die dem gemeinsamen Minister vorgeschrieben schien, schwere Einbuße erlitten haben. (Wertheimer hat dieses Kapitel mit einer recht ärmlichen und befangenen Darstellung abgetan.) In Oesterreich mußte wegen der unvernünftig doktrinären Opposition der deutschen Liberalen das Ministerium Auersperg-Unger einer Regierung Platz machen, die bald genug partikularistisch-slawenfreundliche Tendenzen entwickelte. Bald nachdem Andrassy die längst ersehnte Konvention mit der Pforte abgeschlossen und damit die Besetzung der beiden türkischen Provinzen zu einer einstimmig anerkannten Tatsache erhoben hatte, hörte man von seinen Rücktrittsabsichten. Er wäre von der politischen Schaubühne nicht auf der vollen Höhe eines durch Jahre hindurch angestrebten und endlich durchgesetzten Erfolgs abgetreten, wenn ihm, dem bereits nur halb noch im Amte befindlichen Minister, nicht der gewichtige Anteil an einem Abkommen von europäischer Bedeutung, wenn ihm nicht der Abschluß des Bündnisses zwischen dem Deutschen Reiche und seiner Monarchie zugefallen wäre. In Rußland hatte nämlich die Enttäuschung und der Zorn über die empfindliche Beeinträchtigung der Friedensergebnisse von San Stefano und über die von Oesterreich-Ungarn durchgeführte Okkupation Formen angenommen, die die Aufmerksamkeit der deutschen und der österreichisch-ungarischen Regierung auf sich ziehen mußten. Man hörte von vorsichtigen Anfragen, die von der Newa aus nach Paris und Rom für den Fall kriegerischer Ereignisse gerichtet worden, die russische Presse erging sich in grimmigen Ausfällen, namentlich gegen die Haltung Bismarcks, in der Umgebung Alexander II. geboten General Miljutin, Fürst Lobanow und andere deutschfeindliche Persönlichkeiten. Zum deutschen Botschafter äußerte sich der Zar in scharfen Worten über die angeblich Rußland feindliche Stellungnahme der deutschen Politik bezüglich der Orientfragen, der Zar warnte schließlich mit sorgen-

Digitized by Google

voller Miene: „Cela finira d'une manière très sérieuse". Und am 15. August 1879 erhielt Kaiser Wilhelm ein Schreiben, in dem Alexander bei seinem Oheim in nachdrücklichem Tone sich gegen Bismarck wandte. Von da ab vermögen wir das Werden des deutsch-österreichischen Bündnisses an der Hand der Wertheimerschen Publikation Schritt für Schritt zu verfolgen. Wir erhalten urkundliche Hinweise allerersten Ranges. Vielleicht noch reicher und ergiebiger als die ermöglichte Erforschung der Archive und Korrespondenzen in Oesterreich und Ungarn hat sich die Ausbeute erwiesen, die dem Verfasser im Berliner Staatsarchiv geglückt ist. Um die großangelegte Denkschrift des leitenden deutschen Staaatsmannes für seinen Kaiser, die in 62 Bogenseiten die Notwendigkeit des Bündnisses vertritt, gruppiert sich die ausführliche Korrespondenz mit Radowitz, Otto von Bülow und Stollberg und selbstverständlich auch jene Andrassys, ebenso wie seine an Kaiser Franz Joseph gerichteten Meldungen.

Der deutsche Kanzler sah im Frühsommer 1878 sein junges Reich abermals von schwerer Gefahr umdroht. Stets erhob sich von neuem der Revancheruf in Frankreich, sehnsüchtig spähte man dort nach Bundesgenossen aus, und der Rückhalt, auf den bisher der Kaiser und sein wachsamer Staatsmann vertrauen zu können geglaubt, ward zweifelhaft. Die Entwicklung der Orientfrage hatte Oesterreich-Ungarn veranlaßt, an der Seite Englands gegen Rußland Stellung zu nehmen, und auch bei Frankreich hatte die Monarchie durch englische Vermittlung hilfsbereites Entgegenkommen gefunden. Die Zeiten des Dreikaiserbündnisses waren also längst vorüber, nun führte Rußland eine brüsk-feindliche Sprache, trotzdem man in Berlin mit solch ängstlicher Vorsicht und loyalem Bemühen das freundschaftliche Einvernehmen gehütet, und Oesterreich-Ungarn schien andere Wege für die Aufrechterhaltung seiner Balkanstellung wandeln zu wollen. Der russische Freund drohte, wenn der Panslawismus die Oberhand gewann, ein scharfer Gegner zu werden, während Oesterreich-Ungarn noch an der Seite Deutschlands festgehalten werden konnte. Nun kam noch die bedeutungsvolle Nachricht von dem bevorstehenden Rücktritt Andrassys. Hing dies mit der Wendung in der inneren Politik Cisleithaniens zusammen, die wiederum slawenfreundliche Ansätze offenbarte und die Ultramontanen zu Einfluß kommen ließ? Der Kanzler mochte rasches Handeln für geboten halten, er wollte klar sehen und bei günstiger Wahrnehmung rasch sich Oesterreich-Ungarns versichern. Eine Zusammenkunft, die er noch

Digitized by Google

im Sommer mit Andrassy in Gastein hatte, konnte ihn vor allem davon überzeugen, daß man in Wien das gute Verhältnis zum Deutschen Reich fortzuerhalten wünsche. Auch in Wien war die feindselige Gesinnung in Rußland und der diplomatische Eifer, der in St. Petersburg sich bemerkbar machte, die Veranlassung zu einer Fühlung mit England und über London auch mit Frankreich gewesen. Wertheimer nimmt an, daß Bismarck hier schon den Ansatz zu einer Wendung in der auswärtigen Politik Oesterreichs fürchten konnte. Die Orientmacht Oesterreich-Ungarn, die eben die Okkupation vollzogen, sah sich nach einem Rückhalt um, der es gegen Rußlands Revanchepläne sicherte. Von Deutschland war nach den Erfahrungen der letzten Jahre, war angesichts der Traditionen, an denen Kaiser Wilhelm festhielt, eine solche Deckung schwerlich zu erwarten. Drohten aber nicht diese neu angeknüpften Beziehungen der Donaumonarchie sie Deutschland zu entfremden und sie in neuartige Verpflichtungen zu bringen? Bismarck sprach sich jetzt offen gegen Andrassy, der aus dem diplomatischen Verkehr mit London und Paris kein Hehl gemacht, aus. Deutschland sehe sich jetzt genötigt, zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn zu wählen. Was an der Newa sich vorbereiten könne, die dortige animose Stimmung, die auch auf den Zaren ihren Einfluß nicht verfehlt, lasse es nicht mehr zu, gleich nahe sich zu jedem der beiden bisherigen Freunde zu stellen. Er schlug eine engere, festere Knüpfung der Beziehungen zwischen Berlin und Wien vor. Andrassy sah den Augenblick gekommen, den er solange sich herbeigewünscht. Er glaubte Bismarck für die Zustimmung seines Kaisers die besten Zusicherungen geben zu können. Nur einen Bündnisvertrag, den Frankreich als gegen sich gerichtet auffassen konnte, meinte Andrassy nicht befürworten zu können. Ein solches Abkommen stellte ja die Sicherungen in Frage, die Oesterreich-Ungarn für seine Stellung am Balkan sich verschafft. Das abzuschließende Bündnis hätte den Zweck, einen Angriff Rußlands abzuwehren. Gegen diese gemeinsame Gefahr wäre eine Vereinigung geboten. Wir sehen aus dem vorliegenden Quellenmaterial, das Wertheimer benützt, daß Bismarck sich der Auffassung Andrassys nicht verschloß und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er einen weiterausgreifenden und allgemeineren Vertrag nicht erreichen werde können. So erklärte er sich denn für seine Person bereit, den Zielpunkt eines Bündnisses anzunehmen, den Andrassy als den einzig möglichen und wünschenswerten für Oesterreich-Ungarn bezeichnet hatte. Nur sah er voraus, daß er schwer

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm von der Notwendigkeit überzeugen werde, einen Vertrag, der zur Abwehr gegen Rußland geschlossen werde, zu unterzeichnen, die pietätvollen Erinnerungen des greisen Herrschers würden sich gegen eine derartige ausdrückliche Fassung auflehnen.

Trotzdem hat Bismarck seinen Kaiser dazu gebracht, der Unterzeichnung dieses Vertrages zuzustimmen. Schwere, schmerzvolle Wochen waren es, die Bismarck und seine helfenden Freunde durchzumachen hatten. Kaiser Wilhelm glaubte bei der Zusammenkunft mit seinem Neffen Alexander zu Alexandrowo zureichende Versicherungen loyalster, freundschaftlicher Gesinnung erhalten zu haben. Auch Generalfeldmarschall von Manteuffel bestärkte ihn darin. Der vorgeschlagene Vertrag mit Oesterreich-Ungarn erschien dem Sohne Friedrich Wilhelm III. wie ein Frevel gegen ein „heiliges Vermächtnis". Im Sinne Bismarcks arbeiteten in der Umgebung des Kaisers Otto von Bülow, von Radowitz und Generaladjutant von Albedyll. Auch Stollberg leistete dem Kanzler wichtigen Beistand. Zuweilen trat die Möglichkeit des Rücktritts Bismarcks in nahe Sicht. Einen mächtigen Schritt nach vorwärts bewirkte der Vorschlag, den Otto von Bülow dem Kaiser machte. Die beiden Vertragschließenden sollten sich dahin verständigen, daß man Kaiser Alexander von dem abgeschlossenen Defensivbündnis in Kenntnis setze. Gerne stimmten Franz Joseph und Andrassy zu. Als ein besonderer Artikel wurde die Bestimmung in den Entwurf aufgenommen, Andrassy hat die Fassung ausgearbeitet! Trotzdem fühlte Kaiser Wilhelm sein Gewissen gegen den Neffen belastet. Sein Verlangen nach einem generellen Vertrag, in dem Rußland nicht zu erwähnen sei, erfuhr jetzt von seiten Moltkes einen gewichtigen Einwurf. Bestehe man auf solcher Fassung, dann könnte ja das Reich einmal in die Zwangslage geraten, Oesterreich-Ungarn gegen Italien beizustehen. Am 12. Oktober hielt der Feldmarschall auf Bitten Bismarcks und Stolbergs nochmals Kaiser Wilhelm einen Vortrag, in dem er dartat, welch großen Wert das Bündnis mit der Donaumonarchie im Falle eines Angriffes von Osten darstelle, während für einen Krieg im Westen der Beistand Oesterreich-Ungarns weit weniger ins Gewicht falle. Am Hofe von Livadia, so erfuhr Bismarck, der es Andrassy weitermeldete, hatte man bereits Kenntnis von den Gasteiner und Wiener Verhandlungen, man vermutete den Abschluß eines „territorialen Garantievertrages". In den letzten Tagen des September sprach der russische Diplomat Saburow beim Reichskanzler im Auftrage Alexanders vor, er hatte Bismarck zu fragen, ob dessen Gesinnungen gegen Rußland

Digitized by Google

noch die gleichen seien wie im Jahre 1877. Die Antwort zeigt wiederum die Linie, die der deutsche Staatsmann stets eingehalten: Sollte er noch weiterhin der Ratgeber Kaiser Wilhelms bleiben, so würde er seinen Einfluß in dem gleichen Sinne ausüben, wie vor dem Kongresse und während desselben. Nie aber könnte er Bestrebungen unterstützen, durch die Oesterreich-Ungarn gefährdet würde. Am 16. Oktober unterzeichnete Kaiser Wilhelm den Vertrag. Das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn schlossen sich durch ihn fester zusammen, die Weltpolitik mußte mit dieser bedeutsamen Tatsache rechnen. Das Gesamtwirken Andrassys als Minister des Aeußern erhielt mit dem erreichten Bündnis einen Abschluß, der die bösen Eindrücke der letzten Okkupationsphasen verwischte. Andrassy durfte den Vertrag als das endlich erreichte Ergebnis seiner auswärtigen Politik betrachten und auch verlangen, daß es in diesem Sinne gewürdigt werde. Am 8. Oktober richtete Kaiser Franz Josef ein ungemein huldvolles Handschreiben an den scheidenden Minister. Darin war die Hoffnung ausgesprochen, daß Andrassys staatsmännisches Wirken nicht abgeschlossen sei. Wertheimer deutet an, daß der Graf an eine mögliche Wiederkehr in das Ministerpalais am Ballhausplatz gedacht habe. Sie ist nicht erfolgt Etwa sieben Jahre nach seinem Rücktritt im Herbste 1886 entschloß er sich, in die Führung der auswärtigen Politik durch eine an den Kaiser gerichtete Denkschrift einzugreifen. Die gewaltsame Entfernung des Fürsten Alexander von Battenberg aus Bulgarien veranlaßte ihn zu diesem Schritte, er glaubte die allzu vorsichtige Haltung des Grafen Kalnocky bekämpfen zu müssen. Der angegriffene Minister hat die von seinem Vorgänger geäußerten Bedenken ebenfalls in einer ausführlichen Darlegung beantwortet und damit bei seinem kaiserlichen Herrn recht behalten. Auch Bismarck dürfte damals sich die zähe, nüchterne Ruhe, mit der Kalnocky die Interessen seines Staates zu wahren wußte, richtig gewürdigt haben, obwohl er niemals zu diesem Kollegen in so herzlich warme Beziehungen trat, wie sie zwischen ihm und Andrassy sich herausgebildet hatten. Bis auf den heutigen Tag haben aber Kalnoky und alle Nachfolger Andrassys auf der Grundlage weitergewirkt, die er in schöner Uebereinstimmung mit seinem Kaiser 1879 geschaffen hat.

Digitized by Google

Die Beteiligung der höheren Schulen Preußens an der Erhebung im Jahre 1813.

Von

Erich Kuske.

Nirgend lebte der nationale Idealismus im Frühjahr 1813 stärker als in der gebildeten Jugend Preußens, die bewies, daß deutsches Denken und Fühlen in ihren Reihen eine begeisterte Pflegstätte hatten. Die höheren Schulen, in denen diese Jugend erzogen war, zeigten damals, daß sie nicht fernstanden von den politischen Ereignissen der Gegenwart, wie es gelegentlich schien, sondern daß ein lebendiger vaterländischer Geist ihre Glieder, Lehrer wie Schüler, beseelte. Sie hatten ein Geschlecht geschaffen, das mit Verständnis und begeisterter Teilnahme den zeitgenössischen Ereignissen folgte. Darum gebührt auch den höheren Schulen Preußens der damaligen Zeit das Verdienst, an der großen Erhebung des preußischen Volkes vor hundert Jahren tatkräftig mitgewirkt zu haben.

Die patriotische Haltung der höheren Schulen im Zeitalter der Erhebung wird nur dann genügend gewürdigt, wenn man ihre Lage während der napoleonischen Fremdherrschaft berücksichtigt. Fast alle waren, mehr oder minder schwer, in jener Zeit in Mitleidenschaft gezogen. Viele wurden als Lazarette, Magazine, Werkstätten oder zu anderen militärischen Zwecken seitens der Franzosen benutzt oder mußten andere öffentliche Lasten tragen, wodurch kein gedeihlicher Unterricht in jener Zeit möglich war. Sie mußten Einquartierungen und Lieferungen auf sich nehmen, das Schulvermögen wurde von den Franzosen genommen, Steuern wurden von ihnen erhoben, dabei die Gehaltszahlungen an die Lehrer eingeschränkt oder gar aufgehoben. Wenn sich die Schulen finanziell behaupten wollten, mußten sie das Schulgeld erhöhen, wodurch der Schülerbestand zurückging, Lehrerstellen einziehen, was zu Kombinationen von Klassen

Digitized by Google

führte, und auf die Anschaffung von Lehrmitteln verzichten. Um den Unterricht aufrecht zu erhalten, waren die größten Entbehrungen und Opfer besonders seitens der Lehrer notwendig. Da die Schulräume von den französischen Soldaten besetzt waren, mußte der Unterricht in den Dienstwohnungen der Lehrer abgehalten werden. Die Lehrer mußten gelegentlich Wachdienste verrichten, weshalb für Vertretungen gesorgt werden mußte, ja, sogar körperliche Mißhandlungen mußten sie sich von den französischen Soldaten gefallen lassen.

Oft wurden die Schulen verwüstet und ausgeraubt. Dem Gymnasium zu Thorn ging nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau 1807 seine Lehrerbibliothek verloren, die aus 2000 meist wertvollen und seltenen Werken bestand. Das Gymnasium zu Stralsund war der Schauplatz von Kämpfen zwischen Schill und den Franzosen. Besonders hart war das Schicksal der höheren Schulen im Westen Deutschlands. Nur wenige retteten ungeschmälert ihr Schulvermögen in jenen unruhigen Zeiten, häufig wurden sie in andere Gebäude verlegt oder ganz aufgehoben und mit anderen Schulen verschweißt. An ihrer Stelle wurden Anstalten nach französischem Muster geschaffen. In Bonn setzten die Gymnasiallehrer den Unterricht in einer von ihnen begründeten Privatschule fort. Der Rektor des Gymnasiums in Cleve, das 1803 aufgelöst war, starb 1811 in den kümmerlichsten Verhältnissen, da ihm die Pension seit 1807 vorenthalten war.

So ist es kein Wunder, daß sehr viele höhere Schulen damals in Verfall gerieten. Nach dem Abzug der Truppen am 29. September 1813 schrieb der Rektor des Stiftsgymnasiums in Zeitz: „Gott bewahre unsere Stadt und Schule vor ähnlichen Auftritten! Alle Ordnung wird zerstört, der jugendliche Fleiß zerstreut, und viele fremde Schüler eilen nach Hause, um ihren von den Soldaten mißhandelten Eltern beizustehen. **Inter arma silent, immo fugiunt Musae.**“ Nur mit der größten Energie und Opferwilligkeit konnten sich die Schulen behaupten. Viele mußten es aufgeben, Schüler zur Universität zu entlassen. Die Frequenz sank bedeutend. Das Gymnasium zu Tilsit, das 1790 76 Schüler, 1807 209 aufwies, hatte während der Kriegszeit 1807 nur 40 Schüler. Viele Schulen gingen infolge dieser Notlage ein und eröffneten erst nach Jahren wieder ihren Betrieb. Und als im Frühjahr 1813 König Friedrich Wilhelm III. sein Volk zu den Waffen rief, wurden die Schulen wieder einer großen Zahl ihrer Schüler beraubt, so daß viele

Digitized by Google

Klassen leer standen und nur ein beschränkter Unterrichtsbetrieb möglich war.

Stellte schon die wirtschaftliche Notlage der höheren Schulen in den Zeiten der Fremdherrschaft harte Proben an den Patriotismus und die Opferwilligkeit ihrer Leiter und Lehrer, so zeigte sich noch deutlicher nach dem Aufrufe des Königs, welcher Idealismus damals in jenen Kreisen lebte. Im öffentlichen Leben wie innerhalb des Kreises der Schule traten die Lehrer ein für die Pflege vaterländischer Tugenden und arbeiteten mit daran, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Schon der Tugendbund, der 1808 in Königsberg zum Zwecke einer vaterländischen Erziehung von Volk und Jugend gebildet war, verdankte seine Entstehung höheren Lehrern, die auch innerhalb der Mitgliederschaft, die Namen wie Schill und Boyen aufwies, ein großes Kontingent stellten. Wenn dieser Bund bald vom Könige aufgelöst wurde, so bedeutete das kein Nachlassen der vaterländischen Betätigung der Männer, die ihn organisiert hatten. In Flugschriften nationalen und politischen Inhalts suchten sie die öffentliche Meinung gegen die Fremdherrschaft einzunehmen. Die große patriotische Bewegung vom Frühjahr 1813 unterstützten sie mit Rat und Tat, die großen Ereignisse der folgenden Zeit wurden von ihnen poetisch besungen.

Diese vaterländische Gesinnung betätigten die Lehrer auch vom Katheder aus. Vor allen Dingen kam es ja den Geschichtslehrern zu, in ihren Schülern einen patriotischen Sinn zu wecken. Das war damals bedeutend schwieriger als nach den modernen Lehrplänen. Rousseaus Auffassung, die die moderne Geschichte für den Unterricht verwarf und nur die alte Geschichte gelten ließ, war wieder belebt worden im Neuhumanismus, der in Männern wie Klopstock, Winckelmann, Lessing, Herder, Goethe, Schiller und Humboldt eifrige Fürsprecher gefunden hatte. Die Reform, die Friedrich der Große für den Geschichtsunterricht angestrebt hatte, daß besonders die neuere Zeit behandelt werden sollte, war nicht dauernd durchgeführt worden. So vermittelte der Geschichtsunterricht wohl eine reiche Kenntnis der Antike, mit der die gegenwärtigen Zustände nur verglichen wurden, aber über die vaterländische Geschichte erfuhr die Jugend meist nichts. Das wurde oft beklagt. Jahn forderte 1800 in seiner Schrift über die „Beförderung des Patriotismus in Preußen" in scharfen Worten die Einführung des vaterländischen Geschichtsunterrichts, da das Volk „in tiefer Unwissenheit seiner Geschichte" dahinlebte. Er klagt, daß die Hörsäle der Geschichtslehrer

Digitized by Google

auf den Universitäten leer wären. Hatte doch der Professor Krause, der in Halle 1798 über die Geschichte des preußischen Staates las — und dieses Kolleg war seit zehn Jahren nicht gehalten worden —, unter 800 Studierenden nur 12 Zuhörer! Gerade die gegenwärtige stürmische Zeit verlange eine Beschäftigung mit der vaterländischen Geschichte. „Vom Volkslehrer wird zwar verlangt, er soll seinen Zuhörern die Pflichten gegen das Vaterland predigen, er soll der Jugend im Unterricht Patriotismus einflößen. Aber er besitzt keinen Patriotismus, kennt nicht diese Tugend, weil er sein Vaterland nicht kennt."

Diese Schwäche im Unterrichtswesen wurde bald auch von anderen Männern erkannt. Wenn die Steinschen Reformen wirksam durchgeführt sein wollten, wenn das ganze Volk mit einem nationalen und politischen Geiste beseelt werden sollte, mußte auch die höhere Schule mit ihren Mitteln daran mitarbeiten. Von der Regierung wurde hierbei zu wenig getan, so daß viele Lehrer zur Selbsthilfe schritten. Die große Zeit begeisterte Lehrer wie Schüler für die vaterländische Geschichte. Friedrich Kohlrausch trieb in den oberen Klassen des Düsseldorfer Gymnasiums nicht alte, sondern deutsche Geschichte. Er schrieb selbst ein „Lehrbuch der deutschen Geschichte", deren erster Band 1816 gedruckt wurde und die Anerkennung Steins, Gneisenaus, Heerens u. a. fand. Bezeichnend ist, daß dieses Buch später durch ein Ministerialreskript verboten wurde, weil darin die Studentenbewegung und das Wartburgfest als bedeutende Ereignisse geschildert waren.

Nicht allein im zusammenhängenden Unterricht, sondern auch durch gelegentliche Reden und Ansprachen suchten die Lehrer den vaterländischen Sinn ihrer Schüler zu wecken und ihnen ein Verständnis über den beklagenswerten politischen Zustand des deutschen Volkes zu vermitteln. Als der Professor Schulze am Gymnasium zu Weimar 1808 sein Amt antrat, sagte er: „Ein gesunkenes Volk aus seinem Schlummer erheben, alles, was das Leben der Wissenschaft hemmt, sorgsam entfernen und ihre Blüte befördern, den erstorbenen Sinn für Religion wecken und die Kunst mit dem Leben einander versöhnen, solche und ähnliche Bestimmungen erfordern gründliche und kraftvolle, klare und tiefblickende, kenntnisreiche und gefühlvolle Männer, die sich keine einseitige, beschränkte, sondern eine gediegene harmonische Ausbildung geben. Und darum muß jetzt mehr als jemals der deutsche Jüngling eifrigst streben nach Klarheit mit sich und der Welt, nach Gründlichkeit des Wissens, nach Sch-

Digitized by Google

ständigkeit des Gemüts. Darum muß jetzt mehr als jemals der deutsche Jüngling innigst vertraut werden mit der Sprache und Bildung des Altertums, damit er durch diese zur Klarheit des Denkens und Handelns gelange, damit er durch Vergegenwärtigung des hochherzigen griechischen und römischen Lebens, wenn ihm seine nächsten Umgebungen und die unglückliche Gegenwart nur Kleines und Niedriges zeigen, wahre Größe anschauen, bewundern, anbeten lerne." Diese Rede, die die Zuhörer um die persönliche Sicherheit des Lehrers sorgen ließ, erfüllte die Schüler mit Begeisterung für den neuen Lehrer. Sie wurde gedruckt unter dem Titel „Aufruf an die deutschen Jünglinge" und erschien kurz vor der Eröffnung des Erfurter Fürstentages als „ein Protest gegen die Schmach Deutschlands, die sich damals in glänzender Form vollzog". Als Schulze 1812 als Leiter an das Gymnasium zu Hanau berufen wurde, erinnerte er seine Weimarer Schüler in seiner Abschiedsrede an das „Wirken des tiefsinnigen Römers, der voll bitteren Unwillens gegen seine sklavische Zeit in den Trümmern der einst freien Roma schwermütig klagt"; dann fuhr er fort: „Ich suchte euch mit männlichem Haß zu erfüllen gegen ein feiges, an sich selbst verzweifelndes Volk und mit tapferer Liebe für die Selbständigkeit des heimischen Landes, weil der fromme Sinn, den ich euch als Leitstern durch des Lebens viel verschlungene Pfade wünschte, in dem vaterländischen Boden den nächsten und schönsten Spielraum zur Entwicklung seiner Tätigkeit findet und traurig gehemmt ist in seiner liebevollen Offenbarung, wenn das Vaterland unwürdige Fesseln trägt". Diese Rede, die im März 1812 unter Karl August unbeanstandet gehalten wurde, wurde später als Einladungsschrift zur Einweisung Schulzes in Hanau gedruckt, aber vom Polizeiminister des Primas des Rheinbundes im Januar 1813 konfisziert. Darüber beschwerte sich Schulze, er drohte mit der Niederlegung seines Amtes, wenn er seinen patriotischen Grundsätzen nicht huldigen dürfe; alsbald wurde die Rede wieder freigegeben. Immer wieder hält er im Laufe des Jahres 1813 patriotische Reden, dichtet Kriegslieder, bis er wenige Wochen vor der Völkerschlacht beinahe von den Franzosen abgeführt worden wäre. Obwohl er persönlich unter der Schlacht von Hanau zu leiden hatte, trug er aber ruhig sein Geschick in seiner Freude über den Zusammenbruch Napoleons; ja, er erklärte sich noch bereit, freiwillig zu dienen, was ihm aber widerraten wurde. Als er am 15. November 1813 die Lektionen am Gymnasium wiedereröffnete, gab er in seiner Rede dem „allgemeinen Jubel über das gerettete

Digitized by Google

Vaterland, dem Hochgefühl eines ganzen wiedergeborenen Volkes" Ausdruck, und er forderte darin die Eltern der Schüler auf mitzuarbeiten, um einen volkstümlichen Geist in den deutschen Jünglingen zu erziehen. — Auch später noch bewies dieser treffliche Mann, der schließlich in das Ministerium Altenstein berufen wurde, seine patriotische Gesinnung, er wurde der Freund Gneisenaus und hielt 1817 in Koblenz die Grabrede für Max von Schenkendorf.

Noch feuriger wandte sich der jugendliche Konrektor am Gymnasium Prenzlau, Nizze, Ostern 1812 in seiner Einführungsrede über die „Bildung der Jugend nach dem Zeitgeiste" an seine Schüler. Sie schließt mit den Worten: „Ihr aber, junge Freunde, die ich beraten und führen soll, seid ferner folgsam dem treugemeinten Worte! — Ihr Söhne Deutschlands, es hofft das Vaterland auf euch! Es bedarf der rettenden Hand, o daß ihr alle sie ihm freudig reichtet, denn auch im Grabe ließe der Gedanke mich nicht ruhen, den Verräter meines Vaterlandes selber gebildet zu haben. Es ruht des Vaterlandes Heil — oder Elend auf euch — sein Segen oder sein Fluch trifft euch gleich gewiß, je nachdem ihr jetzt gewählt". Nizze beherrschte den Geist der Anstalt im Frühjahr 1813: die meisten Lehrer, Primaner und Sekundaner folgten dem Rufe des Königs. Nizze trat als Oberjäger in das Lützowsche Korps ein, wurde bald Offizier und der Freund Theodor Körners und kehrte schließlich mit einem schweren chronischen Leiden von den Feldzügen heim.

Nizze war nicht der einzige höhere Lehrer, der sich mit seinen Schülern freiwillig zum Kriegsdienst meldete. Wie viele gab es, die sich nicht damit begnügten, allein ideell und indirekt durch ihre Wirkung auf die Schüler an der Erhebung des Volkes mitzuarbeiten, sondern die selbst ihre Schule und ihre Familie verließen, um sich in den Dienst der Kriegsverwaltung zu stellen oder in den heiligen Kampf zu ziehen! Viele mußten zurückgewiesen werden, da sie beruflich unabkömmlich oder gesundheitlich nicht den Strapazen eines Feldzuges gewachsen waren. Unter denen, die hinauszogen, ragen besonders die herrlichen Gestalten von Jahn und Friesen hervor, die seit 1811 Kollegen am Plamannschen Institut in Berlin waren. Sie waren die ersten Freiwilligen der Befreiungskriege, die ersten, die in das Lützowsche Freikorps eintraten. Jahn, der meist infolge Immermanns Zerrbild in den „Memorabilien" und Treitschkes schiefer Beurteilung nicht genügend gewürdigt wird, beweist von seinem frühesten Auftreten im öffentlichen Leben bis in sein Greisen-

Digitized by Google

alter, daß ein gesunder deutscher Geist in ihm lebte, der in seiner Tatkraft und Wahrhaftigkeit das deutsche Volkstum mächtig förderte. Schon 1800 hatte er in seiner Forderung des vaterländischen Geschichtsunterrichts einen Beweis seiner gesunden deutschen Anschauungen gegeben. Als er Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin war, begründete er im Verein mit seinen Kollegen Friesen und Harnisch den „Deutschen Bund", der das Vaterland vom Franzosenjoch befreien wollte und dessen Mitglieder sich aus Schulmännern, Beamten und Offizieren zusammensetzten. Dieser Bund löste sich im Februar 1813 auf, als es galt, von Worten zu Taten zu schreiten. Jahn und Friesen waren es ferner, die 1812 die erste Anregung zur Begründung der deutschen Burschenschaft gaben und hierzu dem Rektor der Universität Berlin, Fichte, einen Plan unterbreiteten. 1811 war Jahn bereits in Mecklenburg umhergestreift, um das Vorrücken der Franzosen zu erkunden. Jahn und Friesen gehörten mit zu den Ersten, mit denen die Idee der Errichtung eines Freikorps seitens der Regierung besprochen wurde, die von ihnen sofort mit der größten Begeisterung aufgenommen und betätigt wurde. Bereits am Tage nach dem Erlaß der Kabinettsordre traten sie in das Freikorps ein, dessen geistiger Schöpfer Jahn genannt wurde. „Mitstifter und Werber der Lützower" nannte sich Jahn selbst in einer Eingabe an den König; als Jahns und Friesens Werk wurde von den Zeitgenossen die „Schwarze Schar" bezeichnet. — Ehe Jahn nach Breslau eilte, hinterließ er ein Vermächtnis für seine Berliner Schüler, eine „Rede des Arminius an die Deutschen vor der Teutoburger Schlacht". Diese Rede las der Schüler Dürre in Gegenwart des Professors Giesebrecht in der Klasse vor. Dürre erzählt darüber: „Mit der mir damals in allen Modulationen zu Gebote stehenden Sprache begann ich sicher und bei der gespanntesten Aufmerksamkeit meiner Mitschüler: „Deutsche Mannen, frisch auf! Waffen und Wehr zur Hand! Nun gilt es Kampf auf Leben und Tod, mit Gut und Blut, um Ehre, Glück und Freiheit!" Mein gutmütiger Professor, der sich auf eine Bank in die Ecke gesetzt, strich die langen schlichten Haare aus dem Gesicht, stützte den Kopf auf den Arm, den Arm aufs Knie und betrachtete mich sichtbar bewegt. Als ich dann geendet — da war eine lange Pause. Als ich auf meinen Platz zurückgekehrt war, stand Giesebrecht auf: Wir wollen beten, sagte er. Die Stunde war noch nicht zu Ende, aber er entließ uns nach dem Gebet. Bald darauf erschien des Königs Aufruf an die Freiwilligen." — Jahn entfaltete dann mit Friesen

Digitized by Google

eine reiche Tätigkeit zur Ausbildung des Lützowschen Korps, nahm an den Gefechten von Mölln und an der Göhrde teil, bis er 1814 nach Berlin zurückkehrte. Hier gab er bald wieder einen Beweis seiner väterlichen Liebe für die höheren Schüler durch seine Schrift: „Ueber die Notwendigkeit eines besonderen Unterrichts für die aus dem Felde zur Wissenschaft zurückgekehrten Freiwilligen"; dieser Vorschlag wurde freilich von der Regierung wegen seiner Undurchführbarkeit abgewiesen.

Tragischer sollte sich das Schicksal seines begeisterten Mitarbeiters gestalten. Friesen wurde nach dem Ueberfall bei Kitzen, in dem Körner schwer verwundet wurde, neben Körner Lützows Adjutant. An den entscheidenden Schlachten des Freiheitskrieges teilzunehmen, war ihm nicht vergönnt. Es war ja das Mißgeschick Lützows und seiner Schar, daß sie unter die Führung des Kosakengenerals von Tettenborn gerieten und dadurch die entscheidenden Wochen tatenlos und meist in „trübseligem Bivouak" in Norddeutschland zubrachten. Somit hatten die Spötter nicht ganz Unrecht, die Lützows wilde verwegene Jagd eine stille verlegene Jagd nannten. — Friesen hoffte auf eine stärkere Beteiligung im Jahre 1814. Aber in den Ardennen sollte sein Heldenleben einen raschen tragischen Abschluß finden: er wurde von französischen Bauern und Nationalgarden gefangen, getötet und verscharrt, so daß man in Deutschland erst nach einigen Jahren sein Schicksal erfuhr. Er wurde dann in Berlin neben Scharnhorst beerdigt. Damit erfuhr dieser Freiheitskämpfer, der das Ideal der damaligen deutschen Jugend verkörperte, eine hohe und gerechte Auszeichnung. Wie verehrt dieser Heldenjüngling von seinen Schülern wurde, zeigt das Wort eines seiner Schüler: „Stets wird dieser Mann ein unerreichbares Vorbild sein, denn ich habe in ihm nur das Höchste und Erhabenste der menschlichen Natur kennen gelernt".

Es ist begreiflich, daß gerade diese beiden Gestalten, Friesen und Jahn, durch ihr von der reinsten vaterländischen Begeisterung getragenes Wirken und durch ihr opferfreudiges Vorbild einen starken Widerhall in der Jugend erweckten. Damit halfen sie die Absichten der Regierung verwirklichen, daß besonders die gebildete Jugend für die großen vaterländischen Fragen und für den Heeresdienst gewonnen werden sollte. Wenn die Armee das Volk in Waffen werden sollte, wenn das Befreiungswerk gelingen sollte, mußte die gebildete Jugend, die bis dahin vom Heeresdienst befreit war, für diesen herangezogen werden. Zu diesem Zwecke erfolgte die „Be-

Digitized by Google

kanntmachung in betreff der zu errichtenden Jägerdetachements" vom 3. Februar 1813. Hierin wurde die gebildete Jugend zur Verteidigung des Vaterlandes aufgerufen. Freiwillige Jäger sollten die Jünglinge werden, die das siebzehnte Lebensjahr erfüllt hätten. Ein Zwang wurde hierbei nur insofern ausgeübt, als die Erlangung von Stellen, Würden und Auszeichnungen im Staatsdienst von solchem Kriegsdienst abhängig gemacht wurde. Dadurch sollte vorzüglich solchen jungen Männern Gelegenheit zur Auszeichnung gegeben werden, „die durch ihre Bildung und ihren Verstand sogleich ohne vorherige Dressur gute Dienste leisten und demnächst geschickte Offiziere und Unteroffiziere abgeben können". Freikorps, wie die von Lützow, Reuß und Reiche, sollten die Freiwilligen aufnehmen und ausbilden.

Diese Bekanntmachung vom 3. Februar und dann der herrliche Aufruf des Königs vom 17. März 1813 fanden in der gebildeten Jugend Deutschlands eine begeisterte Aufnahme. Friedrich Wilhelm III., der nicht glaubte, daß viele Freiwillige erscheinen würden, sollte eine große Ueberraschung erleben. — Mag es auch unter den Freiwilligen manche gegeben haben, die aus unlauteren Motiven, wie Eitelkeit, Strebertum und aus Furcht, als Gemeiner eingestellt zu werden, sich in die Korps aufnehmen ließen, unbestreitbar ist, daß die jüngsten der Freiwilligen, die höheren Schüler, die zu ihnen gehörten, aus reinstem Idealismus dem Vaterlande ihre Dienste weihten. Unter den Kriegsfreiwilligen spielten nämlich auch die Schüler höherer Lehranstalten eine ansehnliche Rolle. Wenn man auch in ihren Kreisen nicht viel wußte vom Staate und seiner Geschichte, seinen gegenwärtigen Zustand ertrug man nur mit der größten Erbitterung. Ja, in manchen Gymnasiastenköpfen war mehrfach der bedenkliche Plan gereift, Napoleon zu ermorden! Mit großer Genugtuung nahm man auf den Schulen das Gottesgericht auf, das Napoleon während des furchtbaren russischen Winters getroffen hatte. War es doch ein Berliner Primaner, der im Dezember 1812 das Lied dichtete, das bald ein Volkslied werden sollte: Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen. Ueber den Geist innerhalb der damaligen Jugend sagt Immermann, der selbst Freiwilliger wurde, in seinen „Memorabilien": „Die Jugend wurde von dem Gewühle disparater Vorstellungen, welche die moderne Völkerwanderung aufstörte, noch inniger ergriffen wie das Alter. Sie war noch nicht durch Reflexion und Erfahrung abgebraucht. Sie hatte das frühere Leben nicht gekannt, sie empfing daher von dem Kriegs- und Weltsturm reine,

Digitized by Google

für ihre ganze Zukunft bestimmende Eindrücke. Das Leben in einer seiner ungeheuersten Entfaltungen half die deutsche Jugend mit erziehen. So war keine frühere, so ist die spätere Generation nicht erzogen worden". „Die damalige Jugend lebte mehr in starken Vorstellungen als in umfassenden, mehr in Gefühl und Entschluß als in Verstand und Betrachtung. Ihren Durchschnittszustand möchte ich eine edle Barbarei nennen. In dieser Verfassung traf sie der Krieg."

Derselbe vaterländische Geist, der die Hörsäle der Universitäten nach den Aufrufen des Königs leerte, lebte auch in den höheren Schulen. Ein großer Teil der Schüler, die das 17. Lebensjahr erreicht hatten, eilte zu den Waffen. Nicht alle konnten mit hinausziehen, da viele körperlich dem Feldzug nicht gewachsen waren, oder es fehlten ihnen die nötigen Mittel, um in ein Freikorps eintreten zu können. Denn wenn man in dem Lützowschen Korps, in das man am liebsten eintrat, dienen wollte, mußte man sich selbst bekleiden, bewaffnen und beritten machen können. Trotzdem stellten sich allein aus Berlin 370 Gymnasiasten. Allein vom Gymnasium zum grauen Kloster folgten dem ersten Aufrufe 134 Jünglinge, beim zweiten Aufrufe 1815 zogen noch 63 zu den königlichen Heeren. Der damalige Direktor dieses Gymnasiums, Bellermann, dessen Sohn, der Lehrer dieser Anstalt war, auch hinauszog, berichtet im Programm des Gymnasiums für 1814: „Ich gedenke noch des Morgens, an dem jene Aufforderung (vom 3. Februar 1813) in den hiesigen Zeitungen erschien (7. Februar) und ich in der ersten Klasse von sämtlichen Mitgliedern derselben feierlicher als je empfangen wurde, und wie dann der primus omnium, Martins, das Wort nahm und erklärte, daß nach dem soeben erschienenen Aufrufe sie alle insgesamt sich verpflichtet hielten, demselben zu folgen, die Waffen zu ergreifen und nach ihren Kräften mitzuwirken. Wen erfreute nicht, solche Zöglinge zu haben? Auf eine herzliche Belobigung, wie sich von selbst versteht, und auf meinen Rat wandte sich ein jeder zuerst an seine Angehörigen wegen aller nötigen Vorbereitungen; die Eltern und Vormünder eines großen Teiles derselben wohnten nicht hier in Berlin; die Söhne reisten zu ihnen oder schrieben an sie, und innerhalb wenig Wochen standen schon 113 von unseren Schülern bewaffnet unter den Vaterlandsstreitern." „Sowie die übrigen das gesetzliche Alter von 17 Jahren und die erforderlichen Kräfte erlangten, folgten sie der neuen Bestimmung als ihrer heiligsten Pflicht." Von den 134 Schülern, die im Frühjahr 1813

Digitized by Google

ausgezogen waren, kehrten nur 17 in ihre Klassen zurück, viele blieben beim Heere oder gingen zur Universität, 10 waren im Kampfe gefallen, 2 waren vermißt.

Und dem Beispiele dieses Gymnasiums folgten alle höheren Lehranstalten Berlins. Lehrer und Schüler wetteiferten in ihrer Opferwilligkeit für das Vaterland. So verließen die Königl. Realschule und das Königl. Friedrich Wilhelm-Gymnasium in Berlin 3 Lehrer und ungefähr 80 Schüler, um am Kriege teilzunehmen; dabei ist zu bedenken, daß das Friedrich Wilhelm-Gymnasium 1811 im ganzen nur 180 Schüler aufwies. Vielsagend ist das Schicksal eines damaligen Schülers des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin, des späteren Regierungs- und Schulrats Crüger. Aus Quarta war er 1813 ins Feld gezogen, bei Leipzig verwundet worden; 1814 zog er mit nach Frankreich, kehrte in demselben Jahre in die Tertia seines Gymnasiums zurück, kam 1815 nach Prima, beteiligte sich wieder am Feldzug, kämpfte bei Belle-Alliance mit und saß dann, mit dem eisernen Kreuz geschmückt, noch bis Michaelis 1816 auf der Schulbank.

Dieselbe Begeisterung läßt sich auch in den Schülerkreisen außerhalb Berlins nachweisen. Vom Gymnasium in Königsberg gingen alle Primaner ins Feld. In einem feierlichen Aktus wurden sie vom Professor Delbrück entlassen. Arndt, der dieser Feierlichkeit beiwohnte, erzählt darüber in seinen „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein“: „Der von Delbrück geordnete actus im Gymnasium war der allerfeierlichste, Klopstockische Oden, Gleimsche Lieder, die Hermannsschlacht und anderes dergleichen überaussiges Deutsches und Preußisches wurden von den Schülern hergesagt; noch erinnert's mich, wie der Klopstock'sche Vers: „Ha! dort kommt er mit Schweiß, mit Römerblute, mit dem Staube der Schlacht bedeckt!“ (aus „Hermann und Thusnelda“) in der Kehle eines Jünglings halb zerbrochen stecken blieb und wie der bei solchen Gelegenheit immer und damals doppelt deutsch begeisterte Delbrück den Vers nun selbst über seine Lippen mit solcher erschütternden Bewegung herausspringen ließ, daß alle Zuhörer miterschüttert in laute Jubeltöne ausbrachen.“

Das Königl. katholische Gymnasium in Breslau zählte im Winter 1812/13 230 Schüler, nach dem Aufrufe des Königs nur noch 165. Das Gymnasium zu St. Maria-Magdalena in Breslau hatte 1813 keine Prima, da sämtliche Primaner zu den Fahnen ge-

Digitized by Google

eilt waren. Von dem dortigen protestantischen Schullehrerseminar traten 10 Seminaristen ins Lützower Freikorps. Im Gymnasium zu Brieg sank 1813 die Schülerzahl von 300 auf 110. Im Gymnasium zu Brandenburg stand dreiviertel Jahr lang eine Prima leer, da 14 Primaner und Sekundaner hinausgezogen waren. Mit diesen las der Rektor Barth die zweite Ode des dritten Buches von Horaz, dieses hohe Lied auf die virtus, womit er ihnen „gleichsam ein Viatikum mit auf den ebenso dornen- als ehrenvollen Weg" geben wollte. Sämtliche Primaner waren auch von den Gymnasien in Neiße, Glogau und Stendal unter den Fahnen. Die Ritterakademie in Brandenburg hörte bis 1815 vollständig auf, da Lehrer und Schüler am Kampfe teilnahmen.

Auch Schüler nichtpreußischer Anstalten ergriffen freiwillig die Waffen, so vom Pädagogium in Halle — Halle war damals westfälisch —, vom Gymnasium in Weimar, das nach dem herzoglichen Aufrufe vom 22. November 1813 13 Primaner in den Kampf schickte, von der Landesschule in Pforta, von der 6 Schüler sich freiwillig im Laufe des Jahres 1813 meldeten.

Diese jungen Freiwilligen wurden rasch für den Feldzug ausgebildet, wobei die Vorgesetzten mit väterlicher Nachsicht und Sorge ihres Amtes walteten. Die Begeisterung, die jene herangewachsenen Knaben erfüllte, die beim Abmarsch oft ihr erstes Abendmahl hielten, erleichterte ihnen die Arbeit. Nur sehr wenige wurden wegen Untauglichkeit zurückgeschickt. Die meisten zeigten sich bald als recht brauchbare Krieger. Napoleon, der die jungen Freiwilligen verächtlich erst die écoliers, dann nach dem ersten Strauß bei Groß-Görschen höhnisch die enfanterie nannte, sollte bald eines Besseren belehrt werden. Auch die freiwillige Jugend, die, „vom Geiste des mustergültigen Altertums erfüllt, mit dem Lebensmark der Deutschheit genährt" war, leistete Herrliches in den Freiheitskriegen. Das beweisen ihre Auszeichnungen und Opfer. Viele kehrten mit dem Eisernen Kreuz geschmückt heim, von den 134 Schülern des Gymnasiums zum grauen Kloster allein 7. Auch der hohe russische St. Georgs-Orden schmückte die Brust manches Gymnasiasten. In den Offizierslisten tauchten bald viele Namen von höheren Schülern auf, die oft schon nach den ersten Treffen in Leutnantsstellen eingerückt waren.

Nicht alle kehrten aus dem Feldzuge zurück. Die großen Schlachten der Kriege von 1813 bis 1815 rissen auch Lücken in der Schülerschaft der höheren Lehranstalten. Allein von den 134

Digitized by Google

Klosteranern erlitten 12 den Heldentod, von den ersten und letzten feindlichen Kugeln dieser Kriege fielen Klosteraner. Daß es den Freiwilligen nicht an Mut und Tapferkeit fehlte, beweisen auch die Verluste des Garderegiments, das von seinen etwa 800 freiwilligen Jägern ungefähr 300 verlor.

Diejenigen, die als Verwundete den Krieg nicht mehr mitmachen konnten, wurden in der Heimat von ihren zurückgebliebenen Mitschülern als Helden verehrt. Nahm man doch in jenen Kreisen den innigsten Anteil an dem Schicksale der Klassenbrüder und an den großen Ereignissen der Zeit. Die Schüler, die das gesetzmäßige Alter im Frühjahr 1813 noch nicht erreicht hatten, blickten mit Neid auf ihre Kameraden, die hinausziehen durften. Parthey, der damals Berliner Gymnasiast war, erzählt in seinen „Lebenserinnerungen“: „Ein tiefer Schmerz schnitt durch meine Seele, wenn einer oder der andere mich fragte: Gehst du nicht mit? und ich antworten mußte: Nein, ich bin erst 15 Jahre alt.“ „Viele warteten nur auf ihren Geburtstag, um nach erfülltem 17. Jahre sogleich zum Heere zu eilen. Manche waren vor Ungeduld nicht zu halten und entfernten sich schon früher.“ Ein Gymnasiast, der das nötige Alter noch nicht erreicht hatte, stiftete fünf Taler, um einen unbemittelten Freiwilligen zu unterstützen. Man exerzierte und suchte den Gebrauch der Feuerwaffen kennen zu lernen, um sich für den Kriegsdienst vorzubereiten, den man kaum erwarten konnte. Ja, Berliner Gymnasiasten bewaffneten sich mit Taschenmesser und Küchenbeil, um ihr Haus verteidigen zu können, falls die aus Berlin abziehenden Franzosen plündern sollten! Freudig begrüßte man hier die russischen Truppen. So oft im März 1813 ein russisches Korps in Berlin einzog, wurden die Klassen freigegeben, weil jeder den Befreiern zujauchzen wollte. Und als es im Werderschen Gymnasium in Berlin an einem Junitage hieß, Jahn stünde unten als Lützower, „da stürzten alle Schüler unaufhaltsam die Treppe hinab und auch den Direktor Spillecke sah man mit wirklich hellster Kriegesfreudigkeit dicht an Jahn gedrängt stehen, während die übrigen Lehrer in Autoritätsrückhaltigkeit auf der Engelsleiter der Schultreppe in den Schwarm der Schüler eingepfercht waren“. Und als dann die Verbündeten von Sieg zu Sieg eilten, da weckten diese patriotischen und militärischen Großtaten begeisterten Widerhall in den Schulen. Mit der größten Spannung verfolgten die Lehrer mit ihren Schülern den Siegeslauf der Truppen. Keine Grenzen kannte schließlich ihre Begeisterung, als bei Leipzig das dämonische Cäsaren-

Digitized by Google

tum Napoleons zerbrach. Die Schulen standen wochenlang unter dem Eindrucke der gewaltigen Völkerschlacht. Um ihren Schülern getreue Schilderungen von dieser herrlichen und fürchterlichen Schlacht geben zu können, reisten manche Lehrer selbst nach Leipzig. Ueberall sprach man es feierlich und begeistert aus, daß Großes geschehen wäre, daß der Morgen einer neuen deutschen Welt angebrochen wäre, daß ein neues Deutsches Reich aus diesen Kämpfen erstehen müsse.

Digitized by Google

Schleiermacher und die Frauen.

Von

Dr. Hermann Walsemann, Oberlyzealdirektor.

Motto: „Duldet keine unvernünftigen Vorurteile, wohin auch ihr schädlicher Einfluß gerichtet sein möge. . . . Ob Ihr mit strengem Ernst oder schonender Sanftmut, mit tiefen Gründen oder mit treffendem Spott streiten sollt, das sei Eurem unterscheidenden Gefühl überlassen; aber streiten müßt ihr." Schleiermacher.

Das Natürlichste am Menschen ist die Entwicklung. In geistiger, wie in körperlicher Hinsicht sehen wir ihn vom ersten Entstehen an bis zum Vergehen unausgesetzt Veränderungen durchmachen, die entweder eine Ausbildung und Vervollkommnung oder eine Rückbildung bedeuten. Ein Vergleich seines Gesamtbildes zu verschiedenen Zeitpunkten seines Lebensganges ergibt infolgedessen stets geringere oder größere Unterschiede. Liegen die Vergleichspunkte weit auseinander, so ist nicht selten unmöglich, im späteren Selbst das frühere wiederzuerkennen. Dieser Fall liegt z. B. vor, wenn jemand Briefe liest, die er vor Jahrzehnten geschrieben hat und sie ihm ganz fremd vorkommen, oder wenn einem Dichter in reiferem Alter ein Jugendwerk so mißfällt, daß er sich nicht gern mehr dazu bekennt. Es liegt in der Natur der Sache, daß solche Ungleichheiten im Entwicklungsbilde am auffallendsten bei solchen Persönlichkeiten hervortreten, die in der Entwicklung am weitesten fortgeschritten sind. Wo man derartiges findet, wird man es demnach nicht sowohl als Mangel, sondern eher als ein Zeichen großer Entwicklungsfähigkeit auffassen müssen.

Wenngleich die Entwicklung immer ein Gegebenes und Beharrendes voraussetzt, so lehrt doch die tausendfache Erfahrung, daß der Gang derselben auch durch äußere Einwirkungen bestimmt wird.

Digitized by Google

Die Macht der letzteren ist auf geistigem Gebiete fast noch größer, als auf körperlichem. Das Individuum erscheint in dieser Hinsicht als „ein Kind seiner Zeit", als ein Produkt der Wechselwirkung seiner Anlagen und Kräfte mit Einwirkungen, die von Personen seiner Umgebung, von Lehrern oder von Schriften ausgehen. Mit dem Wechsel des „Milieus", des Umganges, der Lehrer, der Lektüre wird denn auch jemand nicht selten ein ganz anderer.

Wir wollen im Folgenden den Entwicklungsgedanken auf einen geistig Großen anwenden. Es handelt sich um Schleiermacher und seine Ansichten über die Frauen. In dem Entwicklungsgange dieses hervorragenden Denkers interessieren uns hier zwei Punkte, die ein paar Jahrzehnte auseinander liegen. Um das Jahr 1798 hat sich Schleiermacher zuerst über diesen Gegenstand geäußert; die späteren Aeußerungen gehören der Zeit seiner Lehrtätigkeit an der Universität Berlin an. Daß Schleiermacher in der dazwischen liegenden Zeit eine tiefgehende Entwicklung durchgemacht hat, ist ihm selbst nicht unbekannt geblieben. In den „Monologen" schreibt er darüber folgendes:*)

„Absichtlich muß sie (die Selbstbetrachtung) öfter sich das ganze Tun und Streben und die Geschichte meines Selbst vergegenwärtigen. . . . Zwar scheine ich mir derselbe noch zu sein, der ich gewesen, als mein besseres Leben anfing, nur fester und bestimmter. . . . Was uns nicht selten so erscheint, ist doch gewiß entweder nur Schein, der auf dem Wechsel der äußeren Gegenstände beruht, oder es ist Berichtigung unserer früheren Ansicht."

Als nähere Kennzeichnung seines damaligen und früheren Selbst kann man folgende Sätze ansehen:

„Wer freilich noch in dem äußeren Vorhofe der Sittlichkeit sich aufhält und als Neuling, aus Furcht, sich zu beschränken, noch fester Bestimmung abhold ist, der wird gern beides**) in rohen Versuchen durcheinander werfen, in beiden wenig leistend, und so schwankt auch das Leben der meisten Menschen von einer zu der andern Seite. Doch wer schon tiefer eingedrungen ist in das Heiligtum der Sittlichkeit, wird bald dem einen vorzugsweise nachstreben, und nur sparsame Gemeinschaft bleibt ihm übrig mit dem andern."

---

*) Monologen. Eine Neujahrsausgabe von Friedr. Schleiermacher. Ausgabe von Reclam. S. 23 f.

**) Es ist die Rede von wechselreichem Handeln und kunstreichem Dartun. (Der Verfasser).

Digitized by Google

Wenden wir uns jetzt dem ersten der beiden Vergleichspunkte in der Entwicklung Schleiermachers zu. Als Quellen stehen uns das Athenaeum*) und die Briefe Schleiermachers**) zur Verfügung. Besonders aus den letzteren ersieht man leicht, daß Schleiermacher von Haus aus eine eigenartige Natur war. Ihn beseelte der lebhafteste Drang nach Wissen und Wissenschaft. Auf dem Gebiete der Philosophie, Religion, Ethik, auch der Poesie und Kunst sehen wir ihn in dieser Zeit eifrigen Studien obliegen. Aber fast noch größer als das Streben, sich zu bilden, war das Bedürfnis, sich mitzuteilen und verstanden zu werden. Zu diesem Zwecke suchte und pflegte er die Freundschaft. Besonders eng schloß er sich an Friedr. Schlegel an. Der Besuch desselben in Berlin, wo Schleiermacher damals Prediger an der Charité war, und das Zusammenwohnen mit dem Freunde machten ihn glücklich. Unter dem 31. Dezember 1897 schreibt er darüber folgendes an seine Schwester Charlotte: „Eine herrliche Veränderung in meine Existenz macht Schlegels Wohnen bei mir. . . . Unsere Freunde haben sich das Vergnügen gemacht, unser Zusammenleben eine Ehe zu nennen, und stimmen allgemein darin überein, daß ich die Frau sein müßte, und Scherz und Ernst wird darüber genug gemacht." (I, 173.)**)

Bemerkenswert ist, daß nach der Ansicht der Freunde Schleiermacher in diesem Verhältnis die Frau darstellte. Es muß wohl in seinem Wesen etwas Frauenhaftes gelegen haben. Jedenfalls verspürte er in sich einen lebhaften Zug zu den Frauen. An die Schwester schreibt er darüber: „Es liegt tief in meiner Natur, liebe Lotte, daß ich mich immer genauer an Frauen anschließen werde als an Männer; denn es ist so vieles in meinem Gemüt, was diese selten verstehen." (I, 208.)

Anderseits lernte er im Umgange mit Frauen vieles kennen, was sein Wissen bereicherte, seine Welt- und Lebensanschauung verbesserte. „Die Zeit, die ich mit ihnen zubringe", schreibt er wiederum an seine Schwester, „ist keineswegs bloß dem Vergnügen gewidmet, sondern trägt unmittelbar zur Vermehrung meiner Kenntnisse und zur Anspornung meines Geistes bei" (I, 199). Ja, Schleiermacher

*) Athenaeum. Eine Zeitschrift von Aug. Wilh. Schlegel und Friedr. Schlegel. Berlin 1798 bei Vieweg dem Aelteren.

**) Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. 4 Bände, herausgegeb. von Jonas & Dilthey. Berlin 1860—63. Den Zitaten ist der Band und die Seitenzahl hinzugefügt.

Digitized by Google

behauptet, nur durch die Kenntnis des weiblichen Gemütes die des wahren menschlichen Wertes gewonnen zu haben (I, 335). Den schärfsten Ausdruck der Hinneigung zu den Frauen bildet folgende Stelle aus einem Briefe an seine Schwester: „Mir geht es überall so, wohin ich sehe, daß mir die Natur der Frauen edler erscheint und ihr Leben glücklicher, und wenn ich je mit einem unmöglichen Wunsch spiele, so ist es mit dem, eine Frau zu sein" (I, 417).

Hält man sich nun gegenwärtig, was Schleiermacher im Verkehr mit den Frauen zu gewinnen hoffte, so kann es nicht wundernehmen, daß er Umgang mit reiferen Frauen suchte. Seine näheren Frauenbekanntschaften in Berlin betrafen verheiratete Frauen: Henriette Herz in erster Linie, ferner Dorothea Veit und dann Eleonore Grunow. Die beiden ersteren waren Jüdinnen. Wie er dazu kam, sich bei diesen einführen zu lassen, hören wir am besten wieder von ihm selbst. An seine Schwester schreibt er darüber: „Daß junge Gelehrte und Elegants die hiesigen großen jüdischen Häuser fleißig besuchen, ist sehr natürlich; denn es sind bei weitem die ersten bürgerlichen Familien hier, fast die einzigen, die ein offenes Haus halten und bei denen man wegen ihrer ausgebreiteten Verbindungen Fremde von allen Ständen antrifft. Wer also auf eine recht ungenierte Art gute Gesellschaft sehen will, läßt sich in solche Häuser einführen, wo natürlich jeder Mensch von Talenten, wenn es auch nur gesellige sind, gern gesehen wird und sich gewiß auch amüsiert, weil die jüdischen Frauen — die Männer werden zu früh in den Handel gestürzt — sehr gebildet sind, von allem zu sprechen wissen und gewöhnlich eine oder die andere schöne Kunst in einem hohen Grade besitzen" (III, 191).

Besonders innig gestaltete sich das Verhältnis zwischen Schleiermacher und Henriette Herz. Aus einem Briefe an seine Schwester erfahren wir, daß er jede Woche wenigstens einen Tag bei ihr zubrachte. Er fährt dann fort: „Ich konnte das bei wenig Menschen: aber in einer Abwechslung von Beschäftigung und Vergnügen geht dieser Tag schnell hin. . . . So haben wir es seit dem Anfang des Frühlings getrieben und niemand hat uns gestört. Herz schätzt mich und liebt mich, so sehr wir auch voneinander verschieden sind" (I, 199).

Es konnte jedoch nicht ausbleiben, daß der häufige Umgang mit verheirateten jüdischen Frauen die Kritik herausforderte. Man unterstellte unlautere Dinge und Schleiermacher kam in Gefahr,

Digitized by Google

deswegen in seiner Karriere Schiffbruch zu leiden. Gegenüber der besorgten Schwester rechtfertigte er sich in folgender Ausführung: „Du glaubst mir doch gewiß auf meine bloße Versicherung, daß in meinem Verhältnis zu den Frauen nicht das geringste ist, was auch nur mit einem Anschein von Recht übel gedeutet werden könnte. Du wirst in allem, was ich über sie gesagt habe, nicht eine Spur von Leidenschaft angetroffen haben, und ich versichere Dich, daß ich von jeder Anwandlung dieser Art weit entfernt bin" (I, 199).

Allein das böse Gerede verstummte nicht und erhielt neue Nahrung durch das anstößige Verhalten von Personen aus dem Kreise, in dem Schleiermacher verkehrte. Das unsittliche Verhältnis Friedr. Schlegels zu Dorothea Veit nämlich und die „öffentliche Ausstellung" desselben in der „Lucinde" erregten allgemeines Aergernis und führte schließlich zu Angriffen in der Presse, die sich auch auf Schleiermacher erstreckten. In der „Diogeneslaterne" von 1799 war als künftige Schrift angezeigt: „Demonstrativer Beweis, daß Fichte und Schlegel die größten Männer des 18. Jahrhunderts sind", und es wird dann gesagt: „Diese Schrift des Charitépredigers Schleiermacher, welche derselbe in der literarischen Gesellschaft unter dem lauten Beifall der darin befindlichen Judenweiber vorgelesen, empfehlen wir dem Publikum zum voraus." Ende 1800 brachte Falks „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire" auf dem Titelblatt ein Bild Schleiermachers, das ihn als kleine, verwachsene Gestalt, die „Reden über Religion" aus der Tasche ragend, am Arm von Henriette Herz darstellte. Die „Jenaer Literaturzeitung" denunzierte ihn als den Verfasser der „vertrauten Briefe über die Lucinde" und ließ eine zynische Kritik der Briefe folgen.*)

Zu den literarischen Anfechtungen kam dann noch eine schwere innere Verwicklung: Das Verhältnis zu Eleonore, der Gattin des Predigers Grunow, nahm den Charakter leidenschaftlicher Liebe an. Schleiermacher ging soweit, Eleonore die Scheidung von ihrem Manne anzuraten und ihr die Ehe mit ihm anzutragen. Eleonore widerstrebte indes und entschied sich schließlich, bei ihrem Manne zu bleiben.

Die nächste Folge dieser unerquicklichen Vorgänge war ein Zerwürfnis mit Sack, dem väterlichen Freunde Schleiermachers und Leiter des reformierten Kirchenwesens. Dieser machte ihm den

*) Vergleiche hierzu und zum folgenden: Dilthey, Schleiermachers Leben, S. 529.

Digitized by Google

„Geschmack an vertrauten Verbindungen mit Personen von verdächtigen Grundsätzen und Sitten" zum Vorwurf; zudem erblickte er in seinen Reden über die Religion eine „rednerische Darstellung des pantheistischen Systems". Er hielt Schleiermachers Stellung in Berlin für unhaltbar und forderte ihn dringend auf, die erledigte Hofpredigerstelle in Stolpe anzunehmen. Schleiermacher ging. Der Aufenthalt in Stolpe war für ihn eine Art von Exil; allein er trug wesentlich dazu bei, das „bessere Leben" in ihm zu fördern und ihn die Bahn finden zu lassen, auf der er bald in eine hervorragende Stellung gelangen sollte.

Man muß diese Lebensumstände Schleiermachers kennen, um seine damaligen Ansichten über die Frau, ihre Stellung in der Ehe und ihre Bildung zu verstehen. Nach allgemeiner Meinung sind diese Ansichten niedergelegt in der „Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen".*) Dieses eigenartige literarische Erzeugnis ist im ersten Bande des Athenaeums mit mehreren Fragmenten Schleiermachers zum Abdruck gekommen. Es besteht aus zwei Teilen, den zehn Geboten und dem Glauben. Die ersteren kommen hier hauptsächlich in Betracht. Ich lasse sie im Wortlaut folgen:

1. Du sollst keinen Geliebten haben neben ihm; aber du sollst Freundin sein können, ohne in das Kolorit der Liebe zu spielen und zu kokettieren.
2. Du sollst dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbstgeträumten oder phantasierten; sondern du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn sie, die Natur, deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerei der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle.
3. Du sollst von den Heiligtümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen; denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingibt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden.
4. Merke auf den Sabbath deines Herzens, daß du ihn feierst, und wenn sie dich halten, so mache dich frei oder gehe zugrunde.

*) Athenaeum 1798, zweites Stück, S. 109 f.

Digitized by Google

5. Ehre die Eigentümlichkeiten und die Willkür deiner Kinder, auf daß es ihnen wohl gehe und sie kräftig leben auf Erden.
6. Du sollst nicht absichtlich lebendig machen.
7. Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden muß.
8. Du sollst nicht geliebt sein wollen, wenn du nicht liebst.
9. Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen für die Männer; du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen mit Worten und Werken.
10. Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Weisheit, Kunst und Ehre. (Dilthey: Denkmale der inneren Entwicklung Schleiermachers, 83.)

Man kann zunächst im Zweifel sein, ob Schleiermacher diese Gebote überhaupt verfaßt hat; denn sie entsprechen weit mehr dem Gedankenkreise unglücklich verheirateter Frauen, als demjenigen eines jungen Mannes, der Erfahrungen in der Ehe noch gar nicht besaß und Liebe zu Frauen damals überhaupt nicht empfand. Eine bestimmte Aeußerung Schleiermachers, daß er die Gebote verfaßt habe, liegt nicht vor. Andererseits wird der „Katechismus" allgemein Schleiermacher zugeschrieben.*) Prüfen wir zunächst, ob und mit welchem Recht er als der Urheber desselben bezeichnet werden kann.

Sicher ist zunächst, daß Friedrich Schlegel bei seinem Aufenthalt in Berlin Schleiermacher zu schriftstellerischen Arbeiten bestimmt und zur Mitarbeit am Athenaeum gewonnen hat. Es war dies nach einem Briefe an seine Schwester an seinem 29. Geburtstage: „Ich mußte ihm wirklich feierlich die Hand drauf geben, daß ich noch in diesem Jahr etwas Eignes schreiben wolle — — — ein Versprechen, was mich schwer drückt, weil ich zur Schriftstellerei gar keine Neigung habe." (I, 173)

Sicher ist ferner, daß Schleiermacher Beiträge für das Athenaeum gesandt hat, im ganzen etwa einen Druckbogen. Von Schlegel erging dann folgende Mitteilung: „Die Gemütsfragmente sollen zwischen Deine großen — die Klugheit, der Katechismus, und die

*) So von Schleiermachers Biographen Dilthey, der versucht hat, seine sämtlichen Beiträge zum Athenaeum zusammenzustellen. Vorbehaltlos schreibt auch Dr. Gertrud Bäumer in ihrem Handbuch der Frauenbewegung (daselbst, S. 19) den „Katechismus" Schleiermacher zu. Hermann Mulert („Friedrich Schleiermacher Harmonie") geht so weit, den Katechismus als ein ausgewähltes Stück aus Schleiermachers Werken dem Publikum vorzulegen. Unter der Ueberschrift: „Frauen, Liebe und Ehe" bringt er ihn als die Hauptleistung Schleiermachers zu diesen Problemen. Vorsichtiger ist Helene Lange, die den „Katechismus" zwar in ihrem neuesten Buche zur Frauenbewegung als erstes „Dokument der Frauenbewegung" mit abdruckt als Quelle, aber Dilthey angibt und damit diesem die Verantwortung hinsichtlich der Autorschaft zuschiebt.

Digitized by Google

zyklische Praxis — usw. Lebe wohl, und laß Dich nicht gelüsten, länger zu bleiben." (III, 74.)

Wie man sieht, wird der „Katechismus" hier ausdrücklich als ein größerer Beitrag von Schleiermacher aufgezählt und in der Schlußformel sogar auf das 10. Gebot angespielt. Es steht demnach fest, daß der Herausgeber des Athenaeums den „Katechismus" von Schleiermacher als Beitrag erhalten und ihm denselben bestimmt zugeschrieben hat.

Hiermit könnte man die Autorfrage als erledigt ansehen. Sucht man aber noch nach einer Bestätigung von Schleiermacher selbst, so findet man nur Stellen, in denen er es vermeidet, den Schleier der Anonymität vollständig zu lüften. Einmal schreibt er an seine Schwester: „Die beiden Schlegels geben zusammen ein neues Journal heraus unter dem Titel Athenaeum. In dem zweiten Stück desselben steht unter der Rubrik „Fragmente" eine große Menge einzelner Gedanken — — — Unter diesen sind mehrere von mir, und ich überlasse Dir, herauszufinden, wo Du etwas von meiner Art witterst. Ich dächte, es sollte Dir nicht schwer werden." (I, 235.)

Aehnlich wie hier geht er um die Autorschaft herum, wenn er von Stolpe aus an Eleonore Grunow schreibt: „In einer ganz anderen Absicht bin ich diesen Nachmittag über die Fragmente im Athenaeum geraten. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen einmal die, welche darunter von mir sind, ausgezeichnet habe; es gibt mehrere, in denen ich meine Denkungsart über diese Sache so klar gemacht habe, als ich irgend kann." (I, 317.) Welche es waren, wird aber auch nicht gesagt.

Noch kommt hier ein Brief an Henriette Herz in Betracht, den Schleiermacher von Landsberg aus, wo er seinen Oheim besuchte, an sie gerichtet hat. Er schreibt: „Die „Offenheit" habe ich der Kusine vorgelesen; sie hat aber keinen besonderen Eindruck auf sie gemacht. Einige von meinen kleinen (Beiträgen) haben ihr weit besser gefallen, und gegen den „Katechismus" verschwindet ihr alles." (III, 97.) In dieser Aeußerung scheint sich Schleiermacher zum „Katechismus" als Verfasser zu bekennen. Das einzige Bedenken liegt darin, daß er schreibt: „einige von meinen kleinen (Beiträgen) und dann fortfährt: „gegen den Katechismus". Aus dem Zusammenhange scheint hervorzugehen, daß es sich überhaupt um seine Beiträge gehandelt hat; doch können immerhin auch Stücke gemeint sein, an denen etwa Henriette Herz beteiligt gewesen ist.

Digitized by Google

Nach allem muß hinsichtlich der Autorschaft folgendes festgestellt werden: Der Herausgeber des Athenaeums hat den „Katechismus" ausdrücklich als Beitrag von Schleiermacher bezeichnet; dieser selbst dagegen hat es vermieden, sich als Verfasser desselben zu nennen. Auch den vertrautesten Personen gegenüber hat er mit seiner Autorschaft augenscheinlich zurückgehalten. Als dennoch etwas davon verlautete, schrieb er an Henriette Herz: „Es hat mich weniger affiziert, was Sie mir von der Publizität meiner Autorschaft sagen. Wenn die Leute mit mir davon reden wollen, werde ich sie fragen, ob sie nicht wissen, daß ich inkognito geschrieben habe". (I, 226.) Und drei Monate später schrieb Schleiermacher an seinen alten Freund Brinckmann: „Denke, ich habe meine Unschuld verloren, die literarische nämlich. Zwar vor der Welt nicht; denn es ist im strengsten Inkognito geschehen — — — Ich habe ein kleines Büchlein über Religion geschrieben. (IV, 51.) Also die ein Jahr später erschienenen Reden über die Religion bezeichnet hier Schleiermacher einem vertrauten Freunde gegenüber als das Werk, mit dem er die literarische Unschuld verloren hat; die Fragmente inkl. „Katechismus" werden demnach als sein erstes literarisches Erzeugnis von ihm geradezu verleugnet.

Man fragt wohl nach den Gründen, die Schleiermacher veranlaßt haben können, auch nicht einmal und niemandem offen heraus zu sagen: Den „Katechismus" habe ich verfaßt. In Betracht kommen in erster Linie wohl Rücksichten auf Stellung und Fortkommen. Unter großem Geheimnis wurden später auch die Briefe über die Lucinde gedruckt und ebenfalls anonym veröffentlicht. Es waren beides Erzeugnisse, die Schleiermacher den kirchlichen Behörden gegenüber in eine schiefe Stellung bringen konnten. Dasselbe gilt von den Reden über die Religion; auch diese erschienen ohne Namensnennung. Aber doch haben wir gesehen, daß Schleiermacher einem Freunde ungefragt mitteilte, daß er sie verfaßt habe und daß auch Sack bald nach ihrem Erscheinen um die Autorschaft wußte. Den folgenden „Monologen" fügte dann Schleiermacher seinen vollen Namen bei.

Man kann zur Erklärung dieses unterschiedlichen Verhaltens sagen: Der junge Autor empfand anfangs natürliche Scheu vor dem öffentlichen Auftreten als Schriftsteller; er hat dann diese allmählich überwunden. Allein sehr wahrscheinlich ist doch, daß solche Scheu, wenn sie vorhanden gewesen ist, einen besonderen Grund

Digitized by Google

gehabt hat. Konnte sich denn Schleiermacher mit dem Inhalt des „Katechismus", wie der Lucindebriefe, identifizieren? — Nach seiner besseren Ueberzeugung vermutlich nicht. Eine innere Stimme mag ihn davor gewarnt, sein guter Genius, der ihn zu ganz anderen Wahrheiten führen wollte, davor bewahrt haben. Die Lucindebriefe waren ein großes Opfer, das Schleiermacher dem entgleisten Freunde gebracht hat; im „Katechismus" huldigte er offenbar den ihren Männern entfremdeten Freundinnen. Solcher Dinge konnte er sich öffentlich nicht rühmen. Ganz anders die folgenden Schriften. Es waren eigenste Erzeugnisse, niemand zu Liebe und niemand zu Leide verfaßt, dazu eines zum Höchsten strebenden Genius würdig. Schleiermacher konnte und mußte deshalb an diese auch seinen Namen knüpfen.

Hinsichtlich der „10 Gebote" kommt dann noch wahrscheinlich ein dritter Grund in Betracht, der Schleiermacher veranlaßte, die Autorschaft hartnäckig zu verschweigen. Der „Katechismus" war, im Gegensatz zu „seinen" kleinen Fragmenten, wohl nicht Schleiermachers selbständige Leistung. Zunächst hält es nicht schwer, darin weitgehende Uebereinstimmungen mit Ansichten Friedrich Schlegels nachzuweisen, der ihm damals noch „durchaus supérieur" war. Aber auch die Damen des Berliner Kreises erscheinen an der „Idee", wie an ihrer Umsetzung in Katechismusstücke, beteiligt. In der erwähnten Mitteilung Schlegels heißt es zum Schluß: „In die Glaubensartikel habe ich die Willkür hineingebracht, der Veit zum Possen." Es handelt sich um eine Aenderung des von Schleiermacher eingesandten Textes zum 1. Artikel. Schlegel wußte also, daß Dorothea Veit an seiner Aenderung Anstoß nehmen würde; der Artikel muß demnach Gegenstand einer Unterhaltung mit ihr gewesen sein, und sie muß bei der Gelegenheit die Schleiermacherische Form gebilligt (vielleicht sogar vorgeschlagen) haben.

Sicher hat dann auch Henriette Herz der Abfassung des „Katechismus" nahegestanden. Man kann sogar vermuten, daß sie die eigentliche Verfasserin ist und Schleiermacher nur als Werkzeug zur Veröffentlichung gedient hat. Um die Zeit der Abfassung (1. Januar 1798; am 28. November 1797 hatte Schleiermacher Beiträge zugesagt) schreibt Schleiermacher an die Herz: „Hier haben Sie Ihr Fragment, liebe Freundin; die Ueberzeugungen, die es enthält, stehen für sich; aber die Aussichten für mich mag Ihre fortdauernde Güte wahr machen". (I, 180.) Dilthey (Denkmale 97) bemerkt hierzu, es habe sich um ein ihr gewidmetes Fragment

Digitized by Google

gehandelt, und dies sei ein gesellschaftliches Spiel gewesen. Einen Beleg für die letztere Angabe habe ich nicht finden können. Die Nachsätze passen jedenfalls ganz und gar nicht dazu. Aber sie passen zu den Geboten und dem Wunsche Schleiermachers, dem 1. Gebot gemäß weiter als Freundin im Hause der Herz verkehren zu dürfen. Wie dem aber auch sei, die obige Briefstelle beweist jedenfalls, daß ein Fragment zwischen beiden ausgetauscht worden ist und eine Meinungsäußerung darüber stattgefunden hat. Aehnliches bezeugt auch folgende Stelle aus einem anderen Briefe Schleiermachers an Henriette Herz: „Die Hauptsache ist, daß ich sie (nämlich zwei Essays) in Ihrer Nähe und unter Ihren Auspizien arbeiten muß." (III, 97.) Auch begreifen wir bei dieser Sachlage, daß Schleiermacher, erfüllt von Dankesgefühlen, der Freundin schreiben konnte: „O Sie Fruchtbare, Sie viel Wirkende, eine wahre Ceres sind Sie für die innere Natur." (I, 195.)

Man wird nach allem das Richtige treffen, wenn man annimmt:

Die „Idee" des „Katechismus der Vernunft für edle Frauen" ist aus den Anschauungen und Unterhaltungen des Berliner Kreises geboren; die einzelnen Ueberzeugungen gehörten eben diesem Kreise und zum großen Teile den weiblichen Mitgliedern desselben an. Schleiermacher war wohl im Grunde nicht viel mehr als der Redaktor hinsichtlich der Form, in welche die „Idee" schließlich gebracht wurde. Lag aber die Sache so, dann erforderte die literarische Ehrlichkeit, daß Schleiermacher den „Katechismus" als sein geistiges Eigentum nicht in Anspruch nahm; er konnte und mußte ihn sozusagen als ein literarisches Objekt bestehen lassen, zu dem ein bestimmter Name nicht gehörte. „Ich werde den Leuten sagen, daß ich inkognito geschrieben habe", damit konnte er die Zuerkennung der Autorschaft für dieses Erzeugnis getrost ablehnen. Man muß diese Abweisung auch heute noch allen denen entgegenhalten, die ohne jede Einschränkung von den „10 Geboten Schleiermachers" reden. Man müßte wenigstens hinzufügen: die vermutlich der junge Schleiermacher unter dem Einfluß seines damaligen Berliner Umgangskreises verfaßt hat. Anders läuft man Gefahr, im Bewußtsein der Zeitgenossen den späteren großen Theologen und Universitätslehrer mit diesem Erzeugnis in Zusammenhang zu bringen. Damit würde man nicht nur eine falsche Meinung hervorrufen, sondern auch dem Träger des berühmten Namens Schleiermacher ein bitteres Unrecht zufügen. Wofür er selbst nicht hat

Digitized by Google

verantwortlich sein wollen, dafür sollte man ihn ohne bessere Beweise, als vorliegen, auch nicht verantwortlich machen. Schleiermacher selbst ist seit 1802 nie mehr auf den „Katechismus" zurückgekommen, weder in Briefen, noch in seinen späteren gereiften Darlegungen über die Bildung und Stellung der Frau.

Sehen wir uns nun die „10 Gebote" ihrem Inhalte nach genauer an. Die glatte, prägnante, zum Teil pathetische Form bewirkt, daß man über den eigentlichen Sinn oft erst nachdenken muß. Die Frau in ihrem Verhältnis zum Manne ist der Gegenstand dieser Gebote. Ihr wird zuvörderst das Recht zugesprochen, auch in der Ehe Freundschaft mit anderen Männern zu pflegen; nur müsse vermieden werden, daß Liebe daraus hervorgeht. Wie leicht freilich der Gefühlswechsel bei Freundschaften dieser Art eintritt, hat man an Schleiermacher und Eleonore Grunow, wie vordem schon an Schlegel und Dorothea Veit, zur Genüge gesehen.

Das 2. Gebot stützt sich auf die Erfahrung, daß die Eheschließung nicht selten zu Enttäuschungen führt. Deshalb soll sich das Mädchen von seinem künftigen Manne kein Idealbild machen, vielmehr auf menschliche Fehler desselben von vornherein gefaßt sein. Aber in der „schönen Zeit der jungen Liebe" wird man solchen Rat nicht hören wollen (in der Regel auch ganz gut daran tun), und hinterher kommt er immer zu spät.

Im 3. Gebot wird ein vorsichtiges Umgehen mit den „Heiligtümern der Liebe" angeraten. Ein kluger Rat; doch in einer glücklichen Ehe wird es seiner nicht bedürfen, und die Ehelosen sollten eigentlich auch ohne ihn, nur geleitet vom Schicklichkeitsgefühl, „ihre Gunst nicht entweihen".

Wenn gegenseitige wahre Liebe erwacht, soll nach dem 4. Gebot der „Sabbath des Herzens gefeiert" werden. Ist die Frau in diesem Falle durch die Ehe mit einem andern gebunden, so soll sie sich dadurch nicht behindern lassen, sondern die Scheidung herbeiführen oder zugrunde gehen. Man kann die Frau nicht besser in Konflikte (wirkliche und vermeintliche) hineintreiben, als durch ein solches Gebot.

Das 5. Gebot verlangt eine freie Erziehung der Kinder. Ihre Eigentümlichkeiten soll man ihnen lassen und ihrer Willkür keine Zügel anlegen. Nach diesem Rousseau'schen Rezept sollen die Kinder stark werden und gut durchs Leben kommen. Man muß aber beides mit einem großen Fragezeichen versehen.

Digitized by Google

Das 6. Gebot (vom Lebendigmachen) erscheint mindestens verfänglich. Ich sehe von einer Auslegung ab.

Die Gebote 7 und 8 enthalten Klugheitsregeln, die beide durch ihren Nachsatz bedenklich werden. Man kann nicht zugeben, daß Ehen vorkommen, die „gebrochen" werden müssen; auch darf die verheiratete Frau nicht glauben, daß es für sie sozusagen normal sein könne, ihren Mann nicht zu lieben. Gestände man ihr dieses zu, so würden Wahn und Willkür die meisten Ehen bald zerstören.

Im 9. Gebot ist von der „Barbarei der Männer" die Rede, wie wenn es sich von selbst verstünde, daß sie allgemein besteht. Die mit solchen Vorurteilen und entsprechenden Entschließungen in die Ehe eintreten, werden bald Sträuße genug auszufechten haben und ihre Lage dadurch nur verschlimmern.

Das 10. Gebot endlich betrifft die Stellung und Bildung der Frau. Es wird vorausgesetzt, daß beides derjenigen des Mannes gleich sein müsse. Damit ergeht an die Frau die Aufforderung zum Konkurrenzkampf mit dem Manne um die Schulen und die Stellungen im Leben. Was die Frau dabei gewinnt, wird aber nur zum Teil ihr Gewinn sein, zum anderen Teile einen Verlust der Familie und der Gesamtheit bedeuten.

Die Gebote im ganzen genommen kann man beim besten Willen nicht hoch einschätzen. Es ist Salonweisheit unerfahrener, von romantischen Ideen angekränkelter Elegants in Gemeinschaft mit Frauen, die ihren Männern entfremdet sind und nach Rechtfertigung und Mitteln der Heilung für sich selbst suchen. Frauenegoismus und Frauenklugheit geben den Grundton an; von Unterordnung, Fürsorge, Hingebung und Selbstaufopferung ist nicht die Spur zu finden; mit diesen alten Frauentugenden soll offenbar aufgeräumt werden. Die Frau fordert ihre vermeintlichen Rechte; sie betrachtet sich als gleichberechtigt neben dem Manne stehend, nicht mehr als mit ihm in bezug auf alle Rechte zur Einheit verbunden. Sie erblickt ihre Bestimmung nicht darin, den Mann und die Familie zu fördern, sondern darin, für sich zu erlangen, was ihr als ein Vorzug des Mannes erscheint. „Sabbathe des Herzens zu feiern", erscheint ihr als das Höchste in ihrem Leben.

Wir haben hier den Typus der emanzipierten Frau vor uns. Als „edel" wird man ihn schwerlich bezeichnen können. Die wahrhaft edle Frau wird einem ganz anderen Idealbilde zustreben und sich von diesen Geboten nur angewidert fühlen.

Digitized by Google

Wesentlich anders denkt z. B. Frl. Dr. Bäumer über den „Katechismus". Sie preist ihn als „die abgeklärteste und reinste Form" der romantischen Ethik, als „die Verkörperung der edelsten Seite dieser die Romantik beherrschenden Anschauung von den Beziehungen der Geschlechter" (Handbuch, S. 19). Ein überschwängliches und innerlich nicht gerechtfertigtes Lob. Die 10 Gebote sind jedenfalls eher verfänglich und anstößig zu nennen, als rein. Von Abgeklärtheit kann in bezug auf das Denken des jungen, inneren Verwicklungen ausgesetzten Schleiermacher vollends nicht die Rede sein. Es steckt auch weit mehr Gärung als Abgeklärtheit in den Geboten. Was aber die Ethik der Romantiker betrifft, so sind ihr edle und edelste Seiten schwerlich abzugewinnen. Liest man ihre klassische und sozusagen unbefangene Darstellung in der „Lucinde", so kommt man mit Notwendigkeit zu gegenteiligen Attributen. Der Held vor allem, der famose Julius (ohne Zweifel das Haupt der Romantiker selbst) zeigt u. a. in den „Lehrjahren der Männlichkeit" und hernach in den „Metamorphosen" eine höchst anfechtbare Ethik (die er ja auch später im Beichtstuhl lange gebüßt hat) und die Heldin Lucinde, wie sie im Pavillon den „Sabbath des Herzens feiert", ihren Mann verläßt und ihrem Geliebten folgt, ohne mit ihm verehelicht zu sein, kann man ebensowenig als edel ansehen. Und wenn man dann etwa noch die „Dame Luzifer" (von Schiller so benannt) in Betracht zieht und ihren ehe- und sabbathreichen Lebenslauf verfolgt, so verstärkt sich der Eindruck eines bedenklichen ethischen Tiefstandes im Kreise der Romantiker. Man muß auch sagen, daß die Bekämpfung und baldige Ueberwindung der ganzen Bewegung gerade auf die allgemeine Opposition gegen die sich breit machenden ethischen Grundanschauungen dieser Schule zurückzuführen ist.

Von Schleiermacher muß leider gesagt werden, daß er sich in seiner damaligen Jugendperiode nicht ganz frei gehalten hat von ähnlichen Anschauungen. Irgendwie beteiligt gewesen an dem „Katechismus" ist er sicher auch und nicht, ohne mit den darin zum Ausdruck kommenden Anschauungen zu sympathisieren. Und dann, obgleich mit Widerstreben, verstand er sich doch dazu, die „Lucinde" zu verteidigen und u. a. zu schreiben: „Sollte sie (die Liebe) leichter sein als die Kunst, zu essen und zu trinken? — Auch in der Liebe muß es vorläufige Versuche geben, aus denen nichts Bleibendes entsteht, von denen aber jeder etwas beiträgt, um das Gefühl bestimmter und die Aussicht auf Liebe größer und herrlicher zu machen."

Digitized by Google

„Hier Treue fordern und ein fortdauerndes Verhältnis stiften wollen, ist eine ebenso schädliche als leere Einbildung." (Dilthey, Schleiermachers Leben, 501.) Dilthey, der vortreffliche und pietätvolle Biograph Schleiermachers, findet, daß solche Aeußerungen „schon das Zarteste im echten Gefühl unschonend mißachten". Man kann ihm darin nur beistimmen. —

Schleiermacher hat sich dann beizeiten losgerissen aus dem romantischen Kreise, sein besseres Selbst wiedergefunden und sich durchgerungen zu wissenschaftlicher und sittlicher Größe. Nicht wenig trug dazu bei, daß er noch im Alter von 40 Jahren zu einer harmonischen Ehe gelangte. Seine Gattin wurde Henriette v. Mühlenfels, die junge Witwe seines Freundes v. Willich. Sie brachte ihm zwei Kinder mit in die Ehe, zu denen sich dann noch vier eigene Kinder Schleiermachers gesellten. Ueber sein Familienleben verbreiten die Jugenderinnerungen seines Stiefsohnes Ehrenfried v. Willich ein helles Licht. Der Verfasser spricht von seinem Stiefvater nicht anders, als mit Worten innigster Dankbarkeit und hoher Bewunderung. Er zeugt von ihm, daß er ihm ein Vater gewesen sei „in dem höchsten Sinne, wie es ein Vater nach dem Blute nie mehr sein konnte — -- — So weit meine Erinnerung reicht in meine frühere Kindheit zurück, steht sein Bild mir vor Augen, mit immer gleicher Liebe mich pflegend, so daß ich auch das Bewußtsein davon niemals fand, daß er eigentlich nicht mein Vater sei."*) (2.) Mit der gleichen zärtlichen Liebe umfaßte Schleiermacher alle übrigen Glieder seiner Familie. Auch das Verhältnis zu seiner Frau blieb ungetrübt bis an das Ende seines Lebens. Henriette brachte ihm die gleiche Liebe entgegen; sie schwärmte für ihn, bewunderte ihn, ordnete sich ihm willig unter. Das Verhältnis hätte gestört werden können, zwar nicht durch Männerfreundschaft, aber durch eine somnambule Frau (Fischer), in deren Abhängigkeit Frau Schleiermacher geriet. Allein die Verstimmung, welche infolgedessen zwischen ihr und ihrem Manne entstand, wurde immer wieder überwunden „durch die innige und süße Liebe, die zwischen meinen Eltern herrschte". (59.) „Vor der Art und Weise, wie er (Schleiermacher) auch das überwand, stehe ich noch jetzt im Rückblick voll staunender Bewunderung." (60.) E. v. Willich glaubt zur Erklärung dieses Verhaltens erinnern zu müssen an den „ungeheuren Respekt, den er (Schleiermacher) vor der Eigentümlichkeit eines

*) Aus Schleiermachers Hause. Jugenderinnerungen seines Stiefsohnes Ehrenfried v. Willich. Berlin, bei G. Reimer, 1909.

Digitized by Google

Menschen (hier seiner Frau) hatte und wie er jeden Eingriff in die Freiheit eines andern verabscheute." (60.) Er fährt dann fort: „Auf diesem Zug seines Herzens und auf diesem Grundsatz hatte es beruht, als er, in früherer Zeit wenigstens, die Ehe getrennt wissen wollte, wenn ein anderes Verhältnis mit einem stärkeren und darum in seinen Augen souveränen Anspruch auf innerliche Zusammengehörigkeit dem früheren und — wie sich nun erwies — in Irrtum und Mißverständnis geschlossenen entgegentrat. Hat mein Vater auch diese Ansicht seiner jüngeren Jahre der Ehe gegenüber vollständig aufgegeben, wie seine Predigten zeigen, so ist ihm doch jene Grundanschauung von der Freiheit des Individuums geblieben." (60 f.)

Aber nicht nur seine früheren Anschauungen über die Ehe hat Schleiermacher später vollständig aufgegeben, sondern auch die über die Stellung und Bildung der Frau. Sicheren Aufschluß darüber geben uns zunächst die Vorlesungen über Psychologie und über Pädagogik. Sie sind nach seinem Tode auf Grund erhaltener Manuskripte und Nachschriften ehemaliger Schüler herausgegeben und seinen Werken angereiht worden. In erster Linie interessiert uns hier ein Abschnitt aus der Psychologie Schleiermachers, überschrieben: „Geschlechtsdifferenz."*)

Schleiermacher geht in diesen Darlegungen von der leiblichen Differenz der Geschlechter aus. Die Frage sei, ob auch in bezug auf das psychische Leben eine ursprüngliche Differenz der Geschlechter zuzugeben sei, oder ob die tatsächlich sich zeigenden Differenzen nur auf der verschiedenen Erziehung beruhten. Die Entscheidung dieser Frage könne durch eine Probe gemacht werden, die darin bestehen müßte, daß man in der Erziehung von Anfang an die Differenz der Geschlechter nicht nur ganz vernachlässige, sondern das Verhältnis geradezu umkehre und das weibliche Geschlecht erzöge wie das männliche, und das männliche wie das weibliche. „Wenn dann dieselbe Erscheinung hervorträte, dann könnte man erst sagen, daß keine Verschiedenheit da sei." Aber dieser Versuch werde nie gemacht werden, „weil keine Gesamtheit, die auf einem höheren Standpunkt steht, ihr Fortbestehen auf einen solchen Versuch stellen wird. Aber schon in dieser Abneigung zeigt sich wenigstens ein

*) Psychologie. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlaß und nachgeschriebenen Vorlesungen, herausgegeben von L. George. Berlin bei G. Reimer, 1862. S. 290 ff.

Digitized by Google

sehr tiefes Gefühl davon, daß die Voraussetzung einer psychischen Differenz in der Natur selbst liege" (a. a. O., S. 291).

Die weitere Frage ist, worin die Differenz besteht und ob sie auch eine qualitative oder nur eine quantitative ist. Eine theoretische Beantwortung dieser Frage erschien Schleiermacher „allerdings sehr schwierig". Er ließ deshalb die praktische Erfahrung entscheiden. „Wenn man auf die einzelnen Lebensfunktionen in der Gesamtheit ihrer Entwicklung sieht, wie die Sache uns geschichtlich vorliegt, so erscheint das männliche Geschlecht als das vorausgehende und leitende, das weibliche als das nachfolgende. Wir mögen sehen auf die Funktionen der Denkfähigkeit oder die Kunst, oder auf das, was wir daneben gestellt haben, die Herrschaft über die Natur, so werden wir überall den eigentlichen Entwicklungspunkt von dem männlichen Geschlecht ausgehend finden." (S. 293.)

Wollte man sagen, dies rühre daher, daß das männliche Geschlecht die Leitung des bürgerlichen Lebens in Händen hat und mithin die Impulse zur Entwicklung des geistigen Lebens von diesem ausgehen, so müßte man wieder die Probe auf das Gegenteil machen. „Wenn wir die Sache umkehren und uns also vorstellen, daß die Leitung des bürgerlichen Lebens ebenso in der Gewalt des weiblichen Geschlechtes wäre, wie sie jetzt in der des männlichen ist, und daß alle Impulse zur Entwicklung des geistigen Lebens von ihm ausgingen, werden wir uns das denken können, ohne unser Bild von der ganzen menschlichen Natur zu verändern? —" Die „Weiber" seien zu gewissen Zeiten eines solchen Einflusses auf das Gesamtleben auch gar nicht fähig.

Sind hiernach qualitative Differenzen anzunehmen, so läßt sich, wenn man auf die Gesamtheit sieht, auch sagen, worin die eigentliche Leistung der Frau besteht. Es ist „die Einwirkung des weiblichen Geschlechts auf die Neugeborenen." Schleiermacher schätzt diese ebenso hoch ein, wie die besonderen Leistungen des männlichen Geschlechts; jene Einwirkung auf die Neugeborenen ist nach seiner Meinung „etwas so Großes und Immenses, daß dadurch wieder alles aufgehoben wird, was man als einen Vorzug des männlichen Geschlechts ansehen könnte. Mit dem Einfluß auf die Neugeborenen hat das weibliche Geschlecht im Grunde die Leitung des künftigen männlichen Geschlechts in Händen." (295.) „Dieser Einfluß auf die Gesamtheit des männlichen Geschlechtes ist ein solcher,

Digitized by Google

daß er sich gar nicht berechnen läßt, wiewohl wir allerdings sagen können, daß der weibliche Einfluß sich überwiegend in der regelmäßigen allmählichen Fortentwicklung manifestiert; alles aber, was in der Leitung des bürgerlichen Lebens und der geistigen Funktionen als Entwicklungsknoten erscheint, das hat in dem anderen (Geschlechte) seinen Grund; wenn wir jedoch das ganze Leben in dem Ineinandergreifen beider bestehen lassen und das eine als die Wirkung des weiblichen, das andere als die des männlichen Geschlechtes gelten lassen, so ist die Einwirkung auf das ganze menschliche Geschlecht vollkommen gleich." (S. 296).

Den Typus des weiblichen Geschlechtes sicher zu bestimmen, hält Schleiermacher nicht für angängig, „weil wir den Einfluß der Erziehung und der Sitte nicht wegschaffen oder berechnen können." Als Eigentümlichkeiten desselben in bezug auf die psychologischen Funktionen führt er an: Die überwiegende Beschäftigung mit dem Einzelnen und die Abwendung von dem Großen und Allgemeinen, im besonderen die Konzentration auf das Einzelne im Kreise des Familienlebens." „Wir finden überall als Regel die weibliche Tätigkeit das Hauswesen bestimmend, und dieses bleibt das eigentliche Zentrum derselben" (297). Dahingegen finden wir „in dem männlichen Geschlecht die Richtung auf das öffentliche Leben vorherrschend. Die Frauen gehen in das öffentliche Leben nur ein vermittels der Art, wie der Hausvater davon affiziert wird, also durch das häusliche. Wie das in der Sitte auch modifiziert sein mag, immer bleibt das weibliche Geschlecht in jener Periode von dem öffentlichen Leben abgezogen." (297).

Ausnahmen können die Regel nicht umstoßen. Wo es vorkommt, daß Frauen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten haben, „ist es eine Maxime, die keinen inneren Grund hat". „Nun tritt der Fall auch da, wo er stattfinden kann, nur selten ein. Und wenn einzelne Frauen ausgezeichnet gewesen sind, so brauchen wir daraus nicht zu schließen, daß die Frauen überhaupt ein vorzügliches Talent zum Regieren hätten. Auch kommt der Unterschied hinzu, daß bei solchen alles mehr auffällt und bemerkt wird . . . und wenn wir die Frauen betrachten, die sich am meisten ausgezeichnet haben, so sind sie doch den Ausgezeichneten unter den Männern nicht gleich zu stellen. Es hat noch keine Frau gegeben, die eine philosophische Schule gebildet oder ein neues Gebiet der Kunst zutage gefördert hätte.

Digitized by Google

Ihre Tätigkeit ist hier weniger produktiv, als nachbildend. Das zeigt sich auch darin, daß man sie auszeichnet für Leistungen, für welche man Männer nicht auszeichnen würde."

In quantitativer Hinsicht ist die Frau in mehreren Stücken dem Manne überlegen. Die Ueberlegenheit hat ihren Grund im „subjektiven Bewußtsein". „Sowie wir dies an die Eigentümlichkeit des weiblichen Geschlechts halten, so müssen wir sagen, daß sie auf diesem Gebiet eine Virtuosität besitzen, eine Stärke und Richtigkeit in der Auffassung des Einzelnen durch das Gefühl, die sich besonders in der Menschenkenntnis manifestiert, die ein unleugbarer Vorzug der Frauen ist. Sie haben sie aber nur in der Auffassung des Einzelnen; auf allgemeine Klassifikationen gehen sie nicht ein; aber den Menschen als Einzelnen zu ergreifen, ein bestimmtes Urteil über ihn zu fassen, was er in dieser Beziehung sein oder tun wird, darin haben sie etwas, was man bei Männern nicht antrifft" (299).

Ferner sind die Frauen hervorragend auf dem Gebiet des Religiösen, „welches doch nichts anderes ist, als das Gefühl für die Potenz, wo das Erkennen ist, und ihr ganzes Leben wird überwiegend durch diese große Bestimmtheit des Selbstbewußtseins geleitet" (299).

Sieht man auf das häusliche Leben, so verschwinden auch die quantatitiven Unterschiede wieder, „weil die Frauen von dieser häuslichen Stellung aus einen indirekten Einfluß auf das öffentliche Leben ausüben, welcher in seiner Ausdehnung nicht berechnet werden kann . . . Es ist oft sehr anschaulich, wie die Frauen rein durch das gesellige Leben auf das ganze der allgemeinen Angelegenheiten einwirken, und nur vermittelst des Gefühles und der ausschließlichen Richtung auf das Individuelle" (300).

Die psychische Differenz der Geschlechter besteht nach Schleiermacher auch schon in der Zeit, wo die Persönlichkeit noch nicht zur Ausbildung der Geschlechtsfunktionen gediehen ist, und auch nachher, wo diese aufgehört haben. „Experimente, wie wenn man Knaben mit lauter Mädchen erziehen läßt, und alles unterdrückt, was die Differenz der Geschlechter zum Bewußtsein bringen könnte, würden nichts dagegen beweisen, weil dies nicht Ausnahmen sind, sondern etwas Gemachtes und Widernatürliches (300f). —

Die letzte Bemerkung führt uns auf das Gebiet der Erziehung. Schleiermacher hat dasselbe wiederholt in Vorlesungen behandelt. Ein eigenes Manuskript ist im Winter 1813/14 entstanden.

Digitized by Google

Ausführliche Nachschriften existieren aus dem Jahre 1826.*) In beiden wird übereinstimmend von dem weiblichen Geschlecht behauptet, daß die geistige Tätigkeit der Frau mehr auf Seiten der Rezeptivität liege, nicht auf der der Spontaneität. „Das selbsttätige Eingreifen auf diesen Gebieten (Politik und Religion) erscheint als Unregelmäßigkeit" (a. a. O. S. 224).

Ebenso ist es auf dem Gebiet der gemeinsamen Förderung der Erkenntnis. „Auch in den gebildeteren Regionen der Gesellschaft hat das weibliche Geschlecht nur eine ungleiche Rezeptivität hinsichtlich der Wissenschaften. Manche Wissenschaften bleiben ihm ganz fremd; tritt aber eine ganz besondere Neigung zu einzelnen Wissenschaften hervor, z. B. zur Mathematik, so verwischt das den Charakter des weiblichen Geschlechtes wenigstens zum Teil" (224).

Die den Frauen eigentümliche Selbsttätigkeit erstreckt sich nach Schleiermacher hauptsächlich auf die Familie und die Erziehung der Kinder. „Die Selbsttätigkeit der Frauen offenbart sich am meisten in dem Einfluß, den sie auf die Familie haben, und auch in bezug auf die Erziehung tritt diese Selbsttätigkeit hervor, meist jedoch nur auf der ersten Stufe. Nur im geselligen Leben hat sich eine größere Gleichheit herausgebildet, und unnatürlich erscheint es uns, wenn das weibliche Geschlecht auch im geselligen Leben so zurücktreten sollte, wie im öffentlichen, bürgerlichen. Freilich knüpft sich das gesellige Leben zunächst an die Familie als sein Zentrum" (224).

Mehrfach vertritt Schleiermacher auch hier die Ansicht, daß die Frau für das häusliche, der Mann für das öffentliche Leben bestimmt sei. Hinsichtlich der Ehe fordert er, „eine solche Identifizierung beider Teile, daß sich in der Frau das ganze Leben des Mannes abspiegele" (225). In dem engen Verhältnis zwischen Mutter und Töchtern sollen diese einen geschärften Blick bekommen für die Art, wie sich die Teilnahme des Mannes an allen großen Lebensgemeinschaften in der Mutter abspiegelt, und sie sollen hierdurch die Fähigkeit erlangen, auch selbst das Gemeinwesen zu verstehen und in sich aufzunehmen (225).

Von diesen Grundansichten aus gelangt Schleiermacher dazu, für die Erziehung der beiden Geschlechter zwei verschiedene Formen zu fordern, für die Knaben die Erziehung in der öffent-

*) Erziehungslehre. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlaß und Vorlesungen. Herausgegeben von C. Platz, Berlin bei Reimer, 1849.

Digitized by Google

lichen Schule, für das Mädchen die Erziehung in der Familie. „Die Entwicklung der Gesinnung soll allein bei der weiblichen Jugend innerhalb der Familie vor sich gehen; deshalb wird auch die Entwicklung der Fertigkeit außer der Familie eine nicht zu lange Zeit einnehmen dürfen, weil dadurch ein nicht vorteilhafter Eindruck möchte hervorgerufen werden, der jeden Einfluß der Familie auf die Gesinnung schwächt." Am öffentlichen Unterricht sollten die Töchter nur dann Anteil haben, wenn in der Familie ein Hindernis ist, ihnen die Entwicklung zu geben, deren sie zu ihrer künftigen Bestimmung bedürfen. „Nach den Ständen ist das verschieden. In der Masse sind sehr häufig in den Schulen die beiden Geschlechter miteinander verbunden; das deutet allerdings auf eine gewisse Dürftigkeit dieser Anstalten" (356). „Es gewinnt für uns eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß es nur als Sache der Not anzusehen sei, wenn die Erziehung des weiblichen Geschlechts nicht ganz in der Familie vor sich geht" (226 f).

So ist nach Schleiermacher die Schulerziehung des weiblichen Geschlechts lediglich ein Notbehelf, ein unzureichender Ersatz für das, was eigentlich die Familie in dieser Hinsicht leisten muß. Damit Schädigungen, die daraus hervorgehen können, möglichst vermieden werden, muß im Töchterschulunterricht der ganze Charakter der Behandlung „weit mehr dem häuslichen Unterricht in der Familie ähnlich sein". „In der häuslichen Erziehung wird der eigentliche Typus der weiblichen Fortbildung zu sehen sein" (357). „Die Erziehung der weiblichen Jugend ist immer ein Nachlassen von der Strenge der Ordnung, der Methode in der Erziehung der männlichen Jugend (357). Auch die Vorbildung der Mädchen für das Hauswesen wird von Schleiermacher der Familie zugewiesen, „und wenn man auch diese zum Teil in den öffentlichen Unterricht verpflanzt hat, wenigstens die weiblichen Handarbeiten, so kann doch in den öffentlichen Anstalten eine vollkommene Uebung nicht stattfinden, da es hierbei auf einen kleinen Mechanismus ankommt, bei welchem die spezielle Aufsicht die Hauptaufgabe ist, die in den Schulen nicht erreicht werden kann" (358).

In dem Manuskript über Pädagogik erörtert Schleiermacher noch die Frage, ob die Differenz der Geschlechter begünstigt oder unterdrückt werden soll. Sie braucht nicht begünstigt zu werden; „denn sie wird sich durch eine bloße allgemeine Erziehung bis zum natürlichen Maß ihrer Spannung entwickeln". Aber man solle sie

Digitized by Google

auch nicht begünstigen, „denn je mehr einzelne Vermögen im Menschen zurückbleiben, um desto mehr wird er abhängig, und schließlich wird der Mensch eine Mißgestalt". Unterdrücken soll man diese Differenz auch nicht, „denn dieses würde am Ende die Teilung der Geschäfte unmöglich machen" (619). —

Ueberblicken wir, was der große Denker Schleiermacher über die Differenz der Geschlechter gelehrt und daraus gefolgert hat. Seine Grundansicht ist, daß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht psychische Differenzen bestehen, die von Anfang an auftreten, das ganze Leben hindurch beharren und den verschiedenen Lebenszwecken entsprechen. Demzufolge weist er auch die beiden Geschlechter verschiedenen Lebenskreisen zu, den Mann dem öffentlichen, die Frau dem häuslichen Leben. Anderseits betont Schleiermacher eine gleiche Bewertung der beiden Geschlechter für das Leben der Gesamtheit. Von ihren eigentümlichen Lebenskreisen aus, besonders durch ihren Einfluß auf die neue Generation, erlangt die Frau geradezu einen unermeßlichen Einfluß auf das öffentliche Leben. Das Leben im ganzen ist nach Schleiermacher als ein Ineinandergreifen beider Lebenskreise aufzufassen. Das Zusammenleben in der Ehe stellt eine Identifizierung beider Teile dar. In Uebereinstimmung mit diesen Grundansichten verlangt Schleiermacher eine verschiedene Erziehung für beide Geschlechter. Eine gemeinschaftliche Erziehung von Knaben und Mädchen, bei der die psychischen Differenzen nicht berücksichtigt werden können, erscheint ihm als etwas Gemachtes und Widernatürliches. Sein Ideal für Mädchenerziehung ist die Erziehung in der Familie; öffentliche Mädchenschulen sind ihm nur ein Notbehelf. Damit sie möglichst wenig schaden, müssen sie sich nach Schleiermacher ganz der Familienerziehung anpassen. Die Unterdrückung der Geschlechtsdifferenz in der Erziehung werde schließlich dazu führen, daß eine Teilung der Geschäfte nicht mehr möglich ist.

Wo sind hier die Spuren jener Gedanken und Denkweise, die uns in den „10 Geboten" entgegengetreten sind? Sie sind schlechterdings nicht zu finden. Oder sollte die Betonung der gleichen Bedeutung beider Geschlechter für das Leben der Gesamtheit als ein Anklang an jenes literarische Erzeugnis aufzufassen sein? Es mag sein, obgleich die damit zusammenhängende Zuweisung verschiedener Lebensgebiete in den Geboten ganz fehlt. Unverkennbar sind aber scharfe Gegensätze zwischen dem, was der junge Schleiermacher rich-

Digitized by Google

leicht geschrieben*), und dem, was der alte tatsächlich gelehrt hat. Der Ton der Klugheit und Opposition der Frau gegenüber dem Manne ist verschwunden; die Ausführungen sind hier ganz auf Ergänzung und Streben zur Einheit gestimmt. Der Verfasser selbst erscheint (der Frau gegenüber) aus der Sphäre der subjektiven Parteinahme herausgetreten und auf den Boden des objektiven Denkens und Urteilens gestellt. Er läßt die Tatsachen reden, ohne Rücksicht darauf, zu wessen Gunsten sie entscheiden. Da psychische Differenzen und Tüchtigkeit auf verschiedenen Lebensgebieten sich zeigen und immer gezeigt haben, so fordert Schleiermacher eine dem angepaßte Verschiedenheit der Erziehung. In ein Gebot gebracht, könnte die Forderung nicht heißen: Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung usw., sondern sie müßte etwa lauten: Laß dich nicht gelüsten nach dem, was des Mannes ist und der Männer Art entspricht; aber entwickle in dir, was Frauenart und Frauengröße bedeutet! —

Der vollständige Wechsel in den Ansichten Schleiermachers über die Stellung der Frau tritt uns aber noch in anderen Werken aus seiner späteren Berliner Zeit mit größter Deutlichkeit entgegen. Ich meine seine Ethik und die bereits oben erwähnten Predigten. Ziehen wir zunächst die Ethik in Betracht.

Eine Ausgabe der Vorlesungen Schleiermachers über christliche Ethik ist auf Grund hinterlassener Manuskripte und Nachschriften dieser Vorlesungen nach seinem Tode veranstaltet worden.**) Nach einer Einleitung wird ausführlich behandelt das reinigende, das verbreitende und das darstellende Handeln. Im zweiten Hauptabschnitt (das verbreitende Handeln) wird die Geschlechtsgemeinschaft erörtert. Schleiermacher betrachtet sie als die ursprüngliche Form des verbreitenden Handelns. „Sie bedingt nicht weniger das Fortbestehen der bürgerlichen Gesellschaft, als das der Kirche" (a. a. O. S. 338). Deshalb dürfe die Kirche eine Geschlechtsverbindung nicht stören, wo sie schon vor dem Eintreten der christlichen Gesinnung besteht; auch wenn der eine Teil die christliche

*) In meinen „Grundzügen der Pädagogik" Band 1, Teil 2, S. 162 habe ich selbst das 10. Gebot angeführt und, nach anderen, als Ausspruch Schleiermachers bezeichnet. Die obige Einschränkung möge zugleich auch für die angegebene Stelle gelten. D. V.

**) Die christliche Ethik. Nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von Dr. Friedrich Schleiermacher. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlaß und nachgeschriebenen Vorlesungen herausgegeben von L. Jonas. Berlin bei G. Reimer, 1843.

Digitized by Google

Gesinnung aufnimmt, der andere nicht, müsse die Ehe fortbestehen (338). „Berechtigt nun nicht einmal die größte Differenz, die zwischen Ehegatten denkbar ist, nämlich der gänzliche Mangel der christlichen Gesinnung in dem einen Teile, den christlichen Teil dazu, von seinem Rechte, die Geschlechtsgemeinschaft als Element des Staates aufzulösen, Gebrauch zu machen, so folgt, daß ihn nichts dazu berechtigen kann, und daß in der christlichen Kirche die Ehe schlechthin unauflöslich ist" (340). Die Unauflöslichkeit der Ehe lehre auch Paulus (1. Cor. 7, 10 u. 11) und zwar ausdrücklich als Christi Gebot, und „wo Christus die Trennung zuzulassen scheint, wenn nämlich der eine Teil die Ehe gebrochen hat (Matth. 5, 32), da spricht er eben nicht von der Ehe unter Christen, wie Paulus, sondern von der Ehe unter Juden" (340).

Als Grund für die Unauflöslichkeit der Ehe führt Schleiermacher u. a. an, daß Erzeugung und Erziehung gar nicht zu trennen, sondern ein und derselbe Prozeß seien. Deshalb ist es göttliche Ordnung, daß die Erzeuger des Kindes auch die Erziehung desselben übernehmen. „Ein absolutes Aussetzen der Kinder darf in der christlichen Gemeinde nicht vorkommen" (341).

Mit Lebhaftigkeit verteidigt Schleiermacher die Monogamie als „die ursprüngliche, von Gott geordnete Form der Ehe" (341). Das erste Menschenpaar weise darauf hin, ebenso der Vergleich des Verhältnisses zwischen Mann und Weib mit dem Verhältnis zwischen Christo und der Gemeinde; „denn offenbar ist dem Apostel die Kirche nur Eine" (343).

In einem späteren Zusatz zu dieser Vorlesung aus dem Jahre 1826/27 wirft Schleiermacher noch die Frage auf, ob jede außereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes als unsittlich anzusehen und zu verwerfen ist. Das Charakteristische derselben findet er darin, daß sie Erzeugung und Erziehung nicht anstrebe. Außerhalb des Christentums werde diese Form zwar geduldet; aber innerhalb desselben müsse man sie „absolut mißbilligen" (344). „Die Geschlechtsgemeinschaft ist ihm (dem Christen) heilig als eine göttliche Ordnung zur Erhaltung des Stoffes für den göttlichen Geist; offenbar also genehmigt und erzeugt es (das Christentum) eine Verbindung zur Erzeugung und Erziehung, die identisch ist mit der Gründung eines Hauswesens. Aber die Befriedigung des Geschlechtstriebes ohne Beziehung auf Erzeugung und Erziehung und Hauswesen kann es nicht denken, weil in dem vom Geiste

Digitized by Google

Gottes durchdrungenen Menschen kein Impuls dazu gedacht werden kann, den Naturtrieb anders in Tätigkeit zu setzen, als in Beziehung auf die göttliche Ordnung" (344).

Noch wird der Fall in Betracht gezogen, daß eine Ehe unfruchtbar ist. Auch dann soll sie nach Schleiermachers Meinung nicht aufgelöst werden. „Vom christlichen Standpunkt aus kann es also auch nie gebilligt werden, wenn der Staat Kinderlosigkeit zu einem gesetzlichen Ehescheidungsgrunde macht. Allerdings ist eine kinderlose Ehe immer ein Unglück; aber es darf uns nie anders erscheinen, denn als eine göttliche Schickung. . . . Die christlich geschlossene Ehe ist als Element der Kirche, des Staates und des freien geselligen Verkehrs eine solche Einheit und gegenseitige Ergänzung der Eigentümlichkeit zweier Personen verschiedenen Geschlechts für das gesamte darstellende und wirksame Handeln, daß sie nicht gelöst werden kann, wenn auch einer ihrer Zwecke nicht erreicht wird." (345.)

Das Resultat dieser Betrachtung faßt Schleiermacher in folgende Sätze zusammen: „Es gibt keine sittliche Befriedigung des Geschlechtstriebes, als in der Ehe; es gibt keine sittliche Ehe, als die monogamische; und selbst die Unvollkommenheit in ihr kann kein Grund sein, ihre Form zu ändern oder sie ganz aufzulösen." (345.)

Um die Fälle, in denen die Auflösung der Ehe gewünscht wird, zu vermindern, müsse die Kirche Einfluß auf die Ehe zu gewinnen suchen und jene Fälle der Eheschließung verhindern, wo die Leidenschaft oder fremde Motive sie veranlassen. Bis dahin sei die Möglichkeit der Scheidung als „ein Dokument der Unvollkommenheit der Kirche in ihrer Erscheinung anzusehen. . . . „Dahin trachten muß das ganze kirchliche Leben, auch in dieser Hinsicht alle Unvollkommenheit immer mehr aufzuheben; das wird der einzig rechte Weg sein, die Ehescheidungen immer seltener zu machen und das eheliche Leben dem rein und echt christlichen immer mehr anzunähern." (352.)

Schließlich betont Schleiermacher noch die für alle Christen bestehende Pflicht der Eheschließung; denn da die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts ein wesentlicher Teil des ganzen verbreitenden Prozesses und dieser Prozeß allgemeine Pflicht sei, so dürfe sich kein Christ der Ehe entziehen, „eben weil er sich keinem wesentlichen Elemente der ganzen sittlichen Aufgabe entziehen darf."

Digitized by Google

(354.) Möglich ist freilich, daß jemand zu der Ueberzeugung kommt, mit einer bestimmten Person eine der Idee entsprechende Ehe nicht eingehen zu können. Infolgedessen kann Ehelosigkeit unverschuldet vorkommen. „Desto fester aber müssen wir dabei beharren, daß es Prinzip unserer evangelischen Kirche ist, daß niemand darf außer der Ehe bleiben wollen; schon die Pflicht, Anteil zu nehmen an der extensiven Verbreitung des Christentums in der Zeit, darf solchen Willen niemals aufkommen lassen, ganz abgesehen davon, daß das christliche Familienleben von unersetzlichem Werte ist für den gesamten intensiven Verbreitungsprozeß." (354.)

Schleiermacher hat in diesen Ausführungen, wie in seinem wissenschaftlichen Denken überhaupt, der „10 Gebote" nicht mehr gedacht. Aber schärfer, als hier geschieht, können einige derselben (Feiere den Sabbath Deines Herzens, mache Dich frei, Du sollst nicht absichtlich lebendig machen) nicht zurückgewiesen werden. —

Gehen wir jetzt noch auf Schleiermachers Predigten ein wenig näher ein. Es liegen mehrere Bände von Predigtsammlungen vor, die teils noch von ihm selbst, teils von anderen nach seinem Tode herausgegeben worden sind. Im allgemeinen sind die Predigten Schleiermachers wirklich beweiskräftige Dokumente für den Vollzug tiefgehendster Wandlungen in seinem Innenleben. Die Predigten bis 1794 und die seit 1810 sind einander ganz unähnlich. In jenen findet man ein nüchternes Reden über Schriftworte mit modern wissenschaftlichem Anstrich, hier dagegen ein begeistertes Predigen aus der Schrift als Folge innigsten Hineinlebens in den Geist und die Anschauungsweise der Darsteller. Wählte der Kandidat und Charitéprediger einzelne Bibelstellen aus, die ihm für bestimmte Lehrzwecke geeignet erschienen, so legte der Dreifaltigkeitsprediger zusammenhängende Texte, ja ganze biblische Bücher seinen Ausführungen zugrunde, um sie als Zeugnisse des göttlichen Geistes im ganzen wirken zu lassen. Die biblischen Schriften wurden ihm mehr und mehr ein heiliger Besitz für alle nachfolgenden Geschlechter. „Wie sehr auch der dem Christentum feindliche Geist diese Bücher hat zu verändern und herabzuwürdigen gesucht: sie werden, wie bisher so auch künftig, alles überstehen. Das Wort sie sollen lassen stahn und kein'n Dank dazu haben."*) Da haben wir den Grundton, auf den alle Predigten der späteren Entwicklungsperiode Schleiermachers gestimmt sind. Dem Sinn und Geiste nach hätte

*) Predigt am Himmelfahrtstage. Siebente Sammlung, S. 425.

Digitized by Google

auch Luther oder Francke diese Predigten halten können, und den Kirchenoberen müssen sie zur besonderen Befriedigung gereicht haben. Schleiermacher tritt uns in ihnen entgegen „als der gläubige, helle, lautere, mutige Geist, dessen Erscheinung er war" (Vorrede zum dritten Bande). Besonders versteht es Schleiermacher, bei seinen Schriftauslegungen etwaige Ungereimtheiten zu reimen, Menschliches und Vergängliches scharf abzusondern und aus den Zeitumständen zu erklären, bleibende Werte sicher zu finden und zu heben.

Wie wird sich nun dieser schriftkundige und schriftbegeisterte Prediger auf der Kanzel über die Ehe und die Stellung der Frau äußern? — Man muß nach allem vermuten, daß er streng biblische, im besonderen Christi und der Apostel Ansichten über diesen Gegenstand vertreten wird. Es ist auch wirklich so. In Betracht kommt hier zunächst eine von den Predigten über das Marcusevangelium*) und sodann eine der Predigten über den Brief an die Colosser.**) Dort (Marcus 10, 1–12) handelt es sich um die von den Pharisäern veranlaßte Stellungnahme Jesu zu der Frage der Ehescheidung („Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden — — — Wer sich scheidet von seinem Weibe und freiet eine andere, der bricht die Ehe an ihr" — — —), hier (Col. 3, 18 ff.) um Vorschriften des Apostels für das christliche Familienleben. („Ihr Weiber, seid untertan Euren Männern in dem Herrn, wie sich's gebühret. Ihr Männer, liebet Eure Weiber und seid nicht bitter gegen sie.")

In der zuerst angeführten Predigt macht Schleiermacher einleitend darauf aufmerksam, daß Jesus, im Gegensatz zu Johannes dem Täufer, nicht Bezug darauf nimmt, was gerade dieser oder jener getan; vielmehr geht er auf die erste Quelle zurück, ohne sich auf ein einzelnes Beispiel zu beziehen, ohne zu tadeln, aber auch ohne etwas zu sagen, was zur Entschuldigung gebraucht werden könnte. „Und anders als so haben wir es auch nicht zu halten in der christlichen Kirche" (54 f.). Die Zulassung der Ehescheidung durch Moses sei eine bürgerliche Ordnung gewesen und sei so festgesetzt worden, um der damaligen Herzenshärtigkeit willen. Durch eine größere Strenge würde er nur erreicht haben, daß auf eine regellose Weise alle Ordnung durchbrochen worden sei. „Darum konnte der Erlöser keinen anderen Aufschluß geben, als daß er sagte,

*) Friedrich Schleiermachers literarischer Nachlaß. Predigten, zweiter Band. Herausgegeben von F. Zabel. Berlin, bei G. Reimer, 1835. S. 52 ff.
**) In demselben Bande, S. 350 ff.

Digitized by Google

Moses konnte nicht anders, er mußte das tun, um der Herzenshärtigkeit willen. Das ist ein großer Vorzug des Christentums, daß beides, das göttliche Wort und das bürgerliche Gesetz, vollkommen geschieden ist. Wo es noch nicht geschieden ist, da ist eine Unvollkommenheit, sei es nun des kirchlichen oder des bürgerlichen Zustandes." (56 f.) Das göttliche Gebot verlange aber, daß vereinigt bleibe, was Gott zusammengefügt, und wenn dem gegenüber die bürgerliche Ordnung eine Scheidung zuläßt, so müssen wir das als eine allgemeine Schuld ansehen. Die Erkenntnis des Rechten, wie der Erlöser es vorschreibt, habe auch schon allgemein Wurzel gefaßt; dies gehe daraus hervor, daß es mit Schmerz ausgesprochen wird, wenn in der christlichen Gemeinde Ehen aufgelöst werden. (59.) Damit Fälle der Art immer seltener werden, müsse die christliche Liebe darüber wachen, daß keine Ehen geschlossen werden, „welche nicht hätten geschlossen werden sollen." (60.) Wo es trotzdem geschieht, da müsse wieder die christliche Liebe von allen Seiten herzutreten und sie (die Ehegatten) darauf aufmerksam machen, wie sie miteinander umgehen müssen, damit sie nicht trennen, was nach göttlicher Ordnung zusammengefügt ist. „Und so mögen wir auch dazu beitragen, daß dieser wichtige Gegenstand in die Ordnung komme. — — — Wenn wir das immer mehr in unsere Herzen einschließen, aber gerade so, wie der Erlöser das Beispiel hier gibt, nicht indem wir, sei es auf strafende oder auf richtende Weise, uns an das Einzelne hängen, wo nichts mehr zu ändern ist, sondern daran, daß wir den Grund des Evangeliums recht festhalten, das bei jeder Gelegenheit in Erinnerung bringen und für die Ausführung sorgen nach besten Kräften, so lange es noch Zeit ist, und unsere Liebe dabei eintreten lassen: dann, indem so unser Herz durch die Uebung reicher geworden ist gegen das bürgerliche Gesetz, werden sich auch die Erweisungen der Liebe reichlicher zeigen und das Wort der heiligen Schrift wahr werden, daß dies Verhältnis der Ehe sich überall zeigt als ein heiliges Bild im kleinen von dem Verhältnis des Erlösers zu seiner Gemeinde im großen, und dann werden wir erst sagen, daß die wahre göttliche Ordnung ihre Vollkommenheit erreicht habe, und dann wird auch das bürgerliche Gesetz sich verbessern." (61 f.)

Liest man diese Predigt und denkt zurück an die „10 Gebote", so machen sich wieder größte Gegensätze bemerkbar. Selbst das 7. Gebot („Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden muß")

Digitized by Google

erfährt hier eine wesentliche Aenderung im Nachsatze („welche nicht hätte geschlossen werden sollen"), die den völlig anderen Standpunkt Schleiermachers in das hellste Licht rückt. Ehen, die „gebrochen werden müssen", soll es seiner reiferen Auffassung nach in der christlichen Gemeinschaft überhaupt nicht geben; vielmehr soll christliche Liebe das Miteinanderauskommen vermitteln und die Scheidung vermeiden helfen, im schlimmsten Falle nach der bürgerlichen Ordnung die legale Scheidung den Ehebruch verhindern. — Auch das 8. Gebot („Du sollst nicht geliebt sein wollen, wo Du nicht liebst") erscheint im Nachsatze dahin korrigiert, daß vermeintliches oder wirkliches Nichtlieben lediglich als Folge von Herzenshärtigkeit anzusehen ist, die unter dem Einfluß der christlichen Gesinnung überwunden werden muß. —

Die zweite hier in Betracht kommende Predigt über den Text Col. 3, 18 u. 4, 1*) bietet Schleiermacher Gelegenheit, sich über die Stellung der Frau gegenüber dem Manne zu äußern. Er sagt darüber folgendes: „Wenn der Apostel damit anfängt, die Weiber zu ermahnen, „daß sie sollen untertan sein ihren Männern in dem Herrn, wie sich's gebühret", und die Männer zu ermahnen, „daß sie ihre Weiber sollen lieben und nicht bitter gegen sie sein", so hat er allerdings dabei vor Augen eine gewisse Ungleichheit beider auf so innige Weise miteinander verbundener Teile, die aber auf nichts anderem ruht, als auf dem Verhältnis zwischen dem Innern eines Hauswesens und den größeren Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft. In der letzteren ist es **der Mann allein**, welcher sein Hauswesen vertritt und der für das Beste der menschlichen Gesellschaft sorgt; und deswegen hat sich diese Ungleichheit gebildet von selbst, daß es ein Untertansein gibt der Weiber gegen die Männer." Wenn auch die größere Durchbildung des häuslichen und menschlichen Lebens überhaupt durch den Geist des Christentums zur Folge gehabt hat, daß die Liebe, welche in ihm liegt, alle Ungleichheiten überstrahlt und verbirgt, „so bleibt doch dabei der Sinn dieses Verhältnisses in Beziehung auf diese Ungleichheit einer und derselbe. . . . Aber die Männer sollen eben diese Ueberlegenheit nicht auf solche Weise verwalten und ausüben, daß es verletzend sei, daß sie von Augenblicken, in welchen sie hervortritt, nicht solchen Nachgeschmack zurücklasse, wie es das eigentümliche Wesen des Bittern ist." (353 f.)

*) a. a. O., S. 350 ff.

Digitized by Google

Wie man sieht, wird „eine gewisse Ungleichheit“ in dem Verhältnis zwischen Mann und Frau als der Ansicht des Apostels entsprechend festgestellt, aus der Verschiedenheit der Bestimmung beider erklärt und für die christliche Gemeinschaft akzeptiert. Nur soll die Liebe diese Ungleichheit überstrahlen und „aus dem Wege räumen, was als Uebertreibung und Auswuchs sich leicht einschleicht“ (354).

Wie so ganz anders klingen auch diese Ausführungen, als etwa das Gebot: Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen für die Männer ꝛc. Dem Manne wird hier zwar zur Pflicht gemacht, jede unzarte Behandlung der Frau zu vermeiden; aber die Frau soll seine Ueberlegenheit willig anerkennen und etwaige Fehler des Mannes statt durch Anklagen durch Liebe zu überwinden suchen. —

In seinen Predigten über das Johannesevangelium*) findet Schleiermacher noch einmal Gelegenheit, sich über die Stellung der Frau im allgemeinen zu äußern. Es geschieht in der Predigt über das Gespräch Jesu mit der Samariterin (Joh. 4, 25—34)**). Anknüpfend an die Verwunderung der Jünger darüber, daß der Herr mit einem Weibe redete, stellt Schleiermacher zunächst fest, daß die damaligen Lehrer des Volkes sich immer nur an die Männer wandten und das andere Geschlecht von allem, was den Unterricht im göttlichen Worte und die Uebungen des Gottesdienstes betraf, viel weiter entfernt war, als das männliche. „Diese Ordnung konnte der Erlöser in seinem Reiche nicht bestehen lassen. Da das, worauf er das Heil der Menschen gründen wollte, so ganz das Innerste des Gemütes betraf, so konnte er diejenigen nicht übersehen oder zurückstellen hinter die anderen, welche den ersten bedeutenden Einfluß auf das menschliche Gemüt ausüben, sondern er mußte darin eine neue Ordnung stiften und eine größere Gleichheit herstellen zwischen beiden Teilen des menschlichen Geschlechts. Dazu hat er denn den Anfang gemacht ganz still im kleinen und einzelnen, indem er sich, wo hinreichende Gründe und dringende Veranlassung dazu waren, auch im einzelnen mit Frauen einließ und sie in den Kreis seiner Bekanntschaft und Freundschaft hineinzog“ (a. a. O., S. 284). Die andere Ordnung Jesu, die auf eine „größere“ Gleichheit hinausläuft, wird dann mit augenscheinlicher Absicht und Festigkeit eingeschränkt und in die

*) Homilien über das Evangelium des Johannes, in den Jahren 1823 und 1824 gesprochen von Friedrich Schleiermacher. Aus wortgetreuen Nachschriften herausgegeben von Ad. Sydow. Berlin bei G. Reimer 1837.

**) Daselbst S. 282 ff.

Digitized by Google

apostolischen Formen gebracht. Schleiermacher sagt: „Dabei soll bestehen und besteht immer noch in der christlichen Kirche die Ordnung, welche der Apostel Paulus, wie er sagt, gestiftet hat, daß nämlich die Frauen schweigen sollen in der Gemeinde (1. Tim. 2,12, 1. Kor. 14,24). In dem Kreise des häuslichen Lebens sollen sie ihre Wirksamkeit ausüben; die Belehrung können sie schöpfen aus derselben Quelle*), und sie haben gleiches Recht an allen göttlichen Gnadenerweisungen und an allem, was helfen kann, das menschliche Herz erbauen auf dem Grunde des Glaubens; ihre Wirksamkeit aber, die darf keine öffentliche sein, sondern muß auf den Kreis sich beschränken, der ihnen durch die Natur angewiesen ist" (285).

Man wird hier unwillkürlich noch einmal an das „10. Gebot" erinnert. In vorstehenden Predigten gibt Schleiermacher grundverschiedene Anweisungen. Statt sich gelüsten zu lassen nach den Vorzügen der Männer, soll sich die Frau ihrem besonderen Lebens- und Pflichtenkreise zuwenden und im übrigen nicht mehr für sich in Anspruch nehmen, als die Belehrung aus dem göttlichen Worte und vollen Anteil am christlichen Gemeindeleben.

Ueberblicken wir zum Schluß, was Schleiermacher über die Bildung der Frau, ihre Stellung in der Ehe und im sozialen Leben gedacht und gelehrt hat, so erscheinen uns seine bezüglichen Ansichten im ganzen genommen als streng biblisch und so wenig modern, daß die häufige Berufung der Frauenrechtlerinnen auf ihn wirklich wundernehmen muß. In Wahrheit hat unter den großen Denkern der Vergangenheit kaum einer die Frau so nachdrücklich auf das Haus und ihren häuslichen Pflichtenkreis hingewiesen als Schleiermacher, kaum einer ihr so wenig Anteil am öffentlichen Leben zugestanden, als er, kaum einer die Pflicht der Ehe und die lebenslängliche Einheit von Mann und Frau in dieser geheiligten Form der Geschlechtsgemeinschaft so betont, wie er, kaum einer eine spezifische Frauenbildung, bei der die Geschlechtsdifferenz berücksichtigt wird, für alle Stufen so bestimmt gefordert, als dieser große Denker. Den Emanzipationsgelüsten der Frau wird die „göttliche Ordnung" der Lebensverhältnisse als ein fester Damm entgegengesetzt.

*) Aus dem Zusammenhange ergibt sich, daß Schleiermacher hier die religiösen Belehrungen im Auge hat. D. V.

Digitized by Google

Freilich, in ihrem besonderen Lebenskreise wird der Frau der weitgehendste Einfluß eingeräumt; die Erziehung und Bildung der Neugeborenen, im besonderen der heranwachsenden Töchter, wird in ihre Hand gelegt. Von diesem Angriffspunkte aus soll sie einen „immensen" Einfluß auch auf das öffentliche Leben gewinnen. Die Wertung der Anteile beider Geschlechter am Gesamtleben läuft bei Schleiermacher auf völlige Gleichschätzung hinaus.

Wenn die Frauenrechtlerinnen Schleiermacher für sich ins Feld führen, operieren sie ja allerdings immer nur mit dem „Katechismus der Vernunft für edle Frauen", allenfalls mit einigen Stellen aus den Lucindebriefen. Allein wer sucht die wirklichen Ansichten eines großen Denkers in ersten Jugendprodukten, die außerdem noch unter starken Beeinflussungen zustande gekommen sind? — Wer ehrlich suchen will, kann und darf sich nicht darauf beschränken. Die bloße Tatsache geistiger Entwicklungen verbietet es und nötigt zum Suchen und Forschen in den späteren reifen Werken des Autors. Geschieht dieses nicht, so wird die Geschichte der Frauenbewegung gröblich gefälscht; schärfste Gegner werden in warme Förderer verkehrt. —

Ich habe in Vorstehendem mit einer eigenen Stellungnahme zu den erörterten Problemen möglichst zurückgehalten. Es sollte zur Hauptsache nur gezeigt werden, wie Schleiermacher über die Frauensache wirklich gedacht hat. Wenn er die heutige Frauenbewegung miterlebt hätte, möchte er die eine oder andere Ansicht möglicherweise etwas modifiziert haben, so vielleicht die über die Bildung der Frau in Schulen oder die über den Anteil der Frau, soweit sie nicht zur Ehe gelangt, am Berufsleben. Als sicher erscheint jedoch, daß er an der Bestimmung der Frau für das häusliche Leben festgehalten und ihren Wert für das Leben der Gesamtheit nach der Erfüllung des häuslichen Pflichtenkreises bemessen hätte. Auch die Forderung einer spezifischen Frauenbildung (nicht Männerbildung) ist eine so notwendige Konsequenz seiner psychologischen Ansichten über die Differenz der Geschlechter, daß jede spätere Aenderung seiner Lehre in diesem Punkte ausgeschlossen erscheint. Ich meine, daß Schleiermacher in diesen Hauptpunkten Notwendiges im Zufälligen, Beharrendes im Fließenden, des menschlichen Kulturlebens gefunden und bloßgelegt hat. —

Digitized by Google

Gottfried Keller, der Epiker.

Von

Hans Dünnebier.

Gottfried Keller hat sich zeitlebens mit innerlicher Empfindlichkeit und äußerer Schroffheit den Titel eines großen Dichters vom Leibe gehalten. Dennoch ist er's, ist, was er im Munde seines jungen Verehrers Adolf Frey nicht billigen wollte, vielleicht doch „der größte Novellist aller Zeiten und Völker". Nur wer den tiefen und doch nie gestillten Drang des Dichters nach dem Drama nachfühlen kann, findet für die Geringschätzung, mit der er auf seine epischen Schöpfungen herabsah, eine Erklärung, eben weil alle diese von ihm nur als eine Vorstufe einer höheren Kunst betrachtet wurden, in der er sich mit den Besten seiner Zeit, mit Hebbel, Grillparzer, Otto Ludwig, zu messen gedachte. Gibt es irgendeine Tragik im Leben eines Dichters, so ist es die, daß ein episches Genie in Verkennung, ja zeitweiliger Mißachtung seiner ursprünglichen Kraft um eine ihm fremde Kunstform ringt, in unausgesprochener Sehnsucht, voll stummer Qual und Scham, die vermeintliche Schwäche doch am Ende eingestehen zu müssen. Wer das Bittere im alternden Keller begreifen will, von hier aus wird vieles begreiflich.

Keller ist ein großer Epiker, ist es in engerem, aber auch höherem Sinne als Goethe, zu dem sein Verhältnis, auch sein künstlerisches, durchaus nicht so innig ist, wie unsere Literaturgeschichten es glauben machen.

Wenn irgendwo, so liegt der Anfang seiner Epik bei Jeremias Gotthelfs urwüchsig naturgewaltigen Schöpfungen, mit denen sich der Dreißigjährige eingehend beschäftigte, um sich bald darauf schlagfertig mit ihnen in den bekannten Rezensionen auseinanderzusetzen; das geschieht nicht ohne Voreingenommenheit, da er bei dieser Gelegenheit die eigene, eben noch in Bildung begriffene Lebensanschau-

Digitized by Google

ung dem orthodoxen Konservativismus des Berner Pfarrers entgegengesetzt. Trotzalledem kann nicht übersehen und darf nicht unterschätzt werden, daß ihm sein Gegner in politicis wie kein anderer Poet seiner Zeit in litteris etwas zu sagen hatte, ebensowenig aber die Tatsache, daß der Jüngere dann schließlich als fertiger Mann und Dichter seinen Landsmann überragt, sowohl als Künstler, wie als spezifischer Epiker. Dies keineswegs, weil Gotthelfs Bauernwelt stofflich enger begrenzt wäre, als die Kellers, scheinbar enger begrenzt, denn im wesentlichen handelt es sich hier wie dort um die gleichen menschlichen Leidenschaften, wie sie aus sozialen Gegensätzen, aus dem Kampfe um den realen Besitz, aus der Sehnsucht nach dem „Glück" hervorgehen, bestehe dies nun in der Liebe eines Weibes oder in bewußter Charakterfestigung, handelt es sich um die Sitten und Gebräuche eines germanischen Volksstammes, um Essen und Trinken, um die tägliche Arbeit und festtägliches Ausruhen. Angesichts dieser Welt stellt ein Adolf Pichler entrüstet fest, daß sich alles um „Saufen und Raufen" drehe, wie das leider, wollen wir getrost hinzufügen, noch auf jeden echten Epiker zutrifft, auf Gotthelf so gut, wie auf Homer. Ein unersprießliches Beharren im Rohstoffe, welches allenfalls einen derartigen Vorwurf rechtfertigen könnte, läßt sich bei Keller höchstens in einzelnen Partien des „Grünen Heinrich" und des „Martin Salander" nachweisen. Im übrigen hat seine feine Künstlerhand, und dies auch trotzalledem in den eben angeführten Werken, den gemeinen Stoff in die gewählteste Poesie verwandelt, ohne ihn romantisch zu vernichten.

Auch die edelste Form läßt noch das reine Material, einen „volksmäßigpoetischen Ur- und Grundstoff", sehen. Keller konnte sich keinen Dichter ohne ein Stück Heimat unter den Füßen denken; aber ebenso gewiß ist auch kein großer Dichter möglich, der diesem Heimatboden nicht einen allgemein gültigen Gehalt abzugewinnen weiß. Heinrich Lee ist Schweizer, ebenso aber auch ein bestimmter Typus des deutschen Jünglings. Seldwyla liegt bekanntlich nicht nur in der Schweiz. Der im „Martin Salander" dargestellte Sittenverfall soll sich nach des Dichters ausdrücklicher Versicherung nicht auf die besonderen schweizerischen Zustände beschränken: C'est tout, comme chez nous! Selbst in den „Züricher Novellen" hat die lokale Gebundenheit der Gestalten gegenüber den reinmenschlichen Zuständen wenig zu bedeuten. Diese völlige Auflösung des realistischen Grundstoffes in freie, scheinbar sogar ungebundene Poesie mag Fontane empfunden haben, als er über Kellers Dichtungen

Digitized by Google

schrieb, sie seien nicht aus einem bestimmten Jahrhundert, kaum aus einem bestimmten Lande erzählt, Historie, Kultur und Sittengeschichte seien darin nicht zu finden, mit einem Wort, sie seien „Märchen". Auf die Legenden angewandt, hat das Urteil viel für sich, im übrigen ist es unhaltbar. Die poetischen Einfälle Kellers sind nicht bodenlos, sondern wurzeln fest in unserm Kulturleben. Diese Zauber- und Märchenwelt enthält Realitäten, sogar die tausend kleineren Realitäten unseres bürgerlichen Daseins. Wenn dann Fontane ferner bemerkt, Keller ordne alles dem poetischen Einfall unter, so kann das nicht bedeuten, er suche mit Aufbietung seiner glänzenden Erfindungsgabe alles bisher Dagewesene in den Schatten zu stellen. Seine bescheidene Ueberzeugung geht ja dahin, daß es nichts menschlich Neues unter der Sonne geben kann; darum will seine Poesie auch nur „der gelungene Ausdruck des Innerlichen und Zuständlichen und Notwendigen sein, das jeweilig in einer Zeit und in einem Volke steckt". Mehr nicht; das aber ist sie auch. Wahrscheinlich wird das einmal eine spätere Generation besser würdigen, als wir, und die von uns mit Fleiß und Treue überlieferten Historienbücher und sittengeschichtlichen Kompendien sehr gelangweilt aus der Hand legen, um in diesen „Märchen" zu erkennen, was wir gewesen und wie wir gelebt haben. Deshalb trifft die letzte Schlußfolgerung Fontanes, dieser Märchenerzähler gehöre als ein Verwandter Arnims zu den Romantikern, ebenfalls nicht in dem Maße die Wahrheit, wie sie will. Eher dürfte man das feinere Urteil Ricarda Huchs, er sei der größte Vollender der Romantik, gelten lassen, ließe sich nicht von der anderen Seite her die Realistik, seiner Darstellung so stark hervorheben. Zeitlich steht ja der Dichter auch innerhalb der realistischen Bewegung, die, von Goethe herkommend, sich durch das ganze 19. Jahrhundert zieht. Gewiß suchte Keller, auch dies ist verbürgte Wahrheit, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit das Reale selbst in der zufälligen Erscheinung auf; dennoch scheidet ihn von den „Realisten" seiner Zeit eine ganze Welt, nämlich Phantasie. So macht dieser Dichter seine gefällige „Einordnung" in einen ansprechenden Verwandtenkreis dem Literarhistoriker auch so schwer, wie kaum ein anderer. Ein Loch für ihn findet sich allenfalls da, wo Romantik und Realismus zusammengehen, und hier erscheint er denn auch meistens unter der Spitzmarke eines „poetischen Realisten". Was er tatsächlich dem Realismus seiner Tage verdankt, inwieweit er anderseits von der Romantik abhängt, ist sicherlich untersuchenswert, wenn man schließlich nicht

Digitized by Google

übersieht, daß es sich hier um einen „Einzigen" handelt, den nicht jedes Jahrhundert haben kann, um einen **großen Epiker**. Als solcher ist Keller allerdings Romantiker — gleich Dante — und kein geringerer Realist als Homer, mag nun nebenhin zugegeben oder verneint werden, daß eben die Durchdringung von Romantik und Realismus die Geburt des reinen Epos begünstigt habe.

Das Wesen des Epos liegt, um einem Worte Kellers zu folgen, in seiner **Anschaulichkeit**; diese so verstanden, daß „die Erscheinung und das Geschehende ineinander aufgehen" oder, wie Hebbel einmal sagt, daß das Aeußere und Innere zugleich, eines durch das andere gezeigt wird. Für den Zuschauer bedeutet dies volle Befriedigung in dem Geschauten, ohne abschweifende Sehnsucht nach dem Nichtdargestellten, ohne jede den Dingen vorauseilende Neugier. Das Epos scheint daher die ganze unendliche Welt in den Umkreis seiner Darstellung hereinzuziehen, wenigstens weckt es nie durch leere Andeutungen unbestimmte Ahnungen von fremden Regionen, die außerhalb und jenseits dieser einen anschaubar gemachten Welt liegen mögen. Diese unmittelbare Anschaulichkeit der Dinge ist im „Grünen Heinrich" nicht durchweg erreicht, besonders in der ersten Fassung nicht. Unbefriedigt läßt uns ferner das vielerörterte Ende des Romans; das der ersten Fassung, weil der gewaltsame Abbruch des Geschehens mit dem unvermittelten Tode des Helden in uns ein schöpferisches Ergänzungsvermögen voraussetzt, damit das Nichtanschaulichgemachte einigermaßen anschaulich und begreiflich werde; unbefriedigt läßt uns der nachmalige Schluß, der, seiner künstlerischen Gestaltung ungeachtet, dennoch kein Abschluß ist, sondern der Ausgang in eine neue Welt, die wir nicht nur ahnen, sondern schauen möchten. Mit diesen Mängeln ist der Roman dennoch ein reineres Epos als z. B. „Wilhelm Meister", denn der birgt die gleichen Fehler in noch größerem Maße. Beide Werke aber suchen die Aufgabe des Epos zu lösen: das Abbild einer Gesamtheit im einzelnen, eines ganzen Volkes, einer Zeit, einer Kultur in der Geschichte eines Individuums zu geben.

Zur epischen Meisterschaft bringt es Keller erst in seinen Novellen, besser gesagt, seinen **Novellen-Zyklen**, denn während unsere eigentlichen Novellisten wie Heyse und Storm in ihren Dichtungen einem seltsamen Spezialfall Gestalt geben, greift Keller, der Epiker, nach ganz einfachen und sehr alten Lebensfragen, das heißt, sucht sie im neuen Stoff auf, um sie dann in **ihrem ganzen Umfange** zu betrachten und abzuwandeln. Zwar merkwürdig genug

Digitized by Google

mutet uns jede einzelne Novelle an, herausgelöst aus ihrem Kreise, in dem sie als Teil zum Ganzen wirkt und wirken soll, denn zuletzt handelt es sich nicht nur um das Schicksal der gerechten Kammacher oder Salis und Vrenchens, sondern auch um die Leute von Seldwyla, um jenes allzu vergnügte, leichtlebige Völkchen, das abseits vom großen Weltgetriebe seinen Spaß macht und alle höheren Lebensaufgaben sein läßt, um sie uns, die wir das heitere Schauspiel genießen, um so eindrücklicher empfinden zu lassen und im fernsten Hintergrund den Ausblick auf ein Staatswesen der Arbeit und Ordnung zu gewähren. Diese hier wie überall angestrebte große Form architektonischer Gliederung und fester Geschlossenheit verrät sich nicht dem ersten Blicke, erst wer das Ganze überschauen kann, sieht, wie in ihm die einzelnen Teile sich gegenseitig ergänzen, stützen und tragen. Darum bleibt die einzelne Legende nur eine zierliche Kapelle, während alle sieben sich zu einem herrlichen Bau zusammenfügen, worin jede wie eine Seitenkapelle dem Plane des Ganzen dient. Das Gleiche gilt für das Sinngedicht. Es kann gar keinen feineren Genuß geben, als den reizenden Verflechtungen dieses einzigen Novellenkranzes nachzugehen. Etwas lockerer ist der innere Zusammenhalt der „Züricher Novellen"; die lückenhafte Form schmiegt sich nur notdürftig dem weitgefaßten Grundthema an, mit dem allerdings, wie Fontane irgendwo bemerkt, nur ein Gott vollkommen glücklich zustande gekommen sein würde. Aehnlich verhält es sich mit dem „Martin Salander". Die geplante, durch den Tod leider verhinderte Fortsetzung des Werkes hätte ihm wohl eine seiner großen Anlage angemessene Abrundung und Vollendung gegeben. Aber auch ohnedem ist das Alterswerk nicht nur voll auserlesener Schönheiten, sondern auch von epischer Größe, und es verdient nicht die Zurücksetzung, die es erfährt.

In der Schule des Lebens ist Keller zu jener „Objektivität" durchgedrungen, in der, vom allerpersönlichsten Wohlergehen oder Mißgeschick absehend, er auch das ihm Fremde und Feindliche mit „Weisheit und Gerechtigkeit" betrachten und begreifen lernt. Das Epos setzt dieses Sichausschließenkönnen der eigenen Person mit ihren besonderen Wünschen und Bedürfnissen, setzt einen Menschen voraus, der mehr ist als Individuum, nämlich Volk. Eine leidenschaftliche Kämpfernatur, wie es Gotthelf ist, gibt sich darum in seinen Dichtungen mitunter zu deutlich als Sprecher einer bestimmten Parteirichtung, als daß er überall „gerecht" in epischer Bedeutung sein könnte: er hat daher auch genug Gegner, die seine Darstellung

Digitized by Google

des Volkes trotz der ihr innewohnenden Kraft der Anschauung nicht gelten lassen wollen. Darf man aber irgendeinen Dichter einen „freien Geist" nennen, so ist es Gottfried Keller. Gotthelf, im Erkennen des Menschlichen und als Menschengestalter ihm ebenbürtig, muß in diesem Punkte hinter ihm zurückstehen. Schon aus dieser freien und vornehmen Weltbetrachtung schöpfte Keller, ganz abgesehen von aller ästhetischen Selbstzucht, jene heitere und höchste epische Sachlichkeit, die der Pfarrer von Lützelflüh in der Enge seines allzu politischen Wirkens nicht durchweg zu erringen vermag und bei seiner streng pädagogischen Tendenz zu erringen auch nicht den Ehrgeiz hat. Angesichts der unpoetischen „Putsche" des streitbaren Volkspädagogen gegen den „Zeitgeist" und seine verderblichen Erscheinungen nimmt sich Keller um so strenger zusammen, denn in seiner Natur lag nicht minder der Trieb zu lehrhaften Exkursen, und diesem auch in der Poesie nachzugeben, war Gefahr vorhanden (siehe die erste Fassung von „Romeo und Julia"), da er, mit einem Schlage für „die Philosophie der Zukunft" Ludwig Feuerbachs gewonnen, in sich eben den abgestandenen Liberalismus seiner Jugend in eine neue Auffassung der Dinge übergehen ließ.

Nachdem das eingeborene Ethos hier auf neuem philosophischen Boden einmal Wurzeln gefaßt hat, werden alle pädagogischen Tendenzen von kleinlicher Wirkung beschnitten, um nur der einen sittlichen Aufgabe Licht zu verschaffen: In der gemeinen Wirklichkeit eine schönere Welt herzustellen, das will heißen, alles bestehende Gute im Glanz der Poesie soweit zu verschönen, daß das naive Volk im treuen Glauben an dies schöne Gute ihm alle Kraft und Liebe zuwendet, so daß es in der Zukunft sich reicher und vollkommener entwickeln kann. So umkleiden die tausend geschauten Herrlichkeiten die gleiche erzieherische Absicht, von der Homer erfüllt ein heldisches Geschlecht bildete, das seinem Volke soweit ähnelte, daß es in Sehnsucht daran wachsen konnte. Einen Volksdichter in diesem edelsten Sinne verehrte Keller in Schiller, weil er in seinem „Tell" den Schweizer mitsamt seinem Heimatboden in die Sphäre des Schönen emporgehoben habe, ohne in diese reale Welt eine ideale hineinzupfuschen, ohne sie um ein schöngefärbtes Nirgendwo preiszugeben. Keller als Erzieher — und er ist es immer, wo er Epiker ist — will mit seinen Dichtungen „eine Blöße im Getriebe der Kultur decken". Gleich Gotthelf steht auch er als Politiker — wie als religiöser Mensch in einem ganz bestimmten Anschauungskreise. Wie frei er sich aber als Dichter über die Gegensätze erhebt,

Digitized by Google

das beweist die Anerkennung, die ihm, ungeachtet seiner persönlichen Stellungnahme zum politischen Leben, von links wie von rechts geworden ist, ohne daß man ihm je ängstliches Zurückhalten der eigenen Meinung oder gar Verschliffenheit der Grundsätze hätte vorwerfen können. Diese seltene Gabe ist das Geheimnis einer reichen Persönlichkeit, die, in sich selbst schon alle Gegensätze auskämpfend, nach außen hin die dem ganzen Volke gemeinsamen „Vorstellungen vom rechten und kräftigen Leben" darbietet, so daß jeder redlich Strebende von seinem Standpunkte aus die ihm und seinem nächsten Kreise angemessenen Ideale verkörpert sieht.

Zweierlei eignet dieser Anschauungsweise: Vornehmheit und Wohlwollen. Beides hat man Keller, dem Menschen, absprechen wollen und damit nur das Paradoxon in die Welt gesetzt, daß dem Menschen fehlen soll, was dem Dichter nicht geraubt werden kann. Damit steht entweder unsere ganze Literaturwissenschaft auf hohlem Boden, oder Kellers Schaffen ist eitel Lug und Trug gewesen. Dann ist es nur logisch, wenn man Wohlwollen und Vornehmheit auch bei dem Künstler vermißt. Und dies ist geschehen. Adolf Pichler z. B. faßt seine abfällige Kritik in dem Richterspruch zusammen: „Eine rohe, plebejische Natur." Hat man nur etwas Gefühl für die voraussetzungslose Gerechtigkeit, mit der Keller jedes Ding in seiner Eigentümlichkeit auf sich wirken, jeden Menschen als eine Einzigkeit gelten läßt, so wird man diese Weltanschauung wohl auch als „vornehm" bezeichnen. Selbst wo er die nackte Gemeinheit, das ihm von Grund aus Verhaßte rücksichtslos angreift, sucht er, ehe er's tut, leidenschaftslos die Wurzel des Uebels auf. Das goldne Bändchen, mit dem auch noch jedes Unwesen an die Menschheit gebunden ist, übersieht er nicht. Dies ist Vornehmheit. Und diese ist Wohlwollen, wahrhaft episches Wohlwollen, ohne das, hätte es ihm tatsächlich gefehlt, sein episches Dichten in Rauch aufgegangen wäre. Allerdings handelt es sich hier nicht um sentimentale Ergriffenheit, die nur zu häufig den Lyrikern, sobald sie einmal die Wege des Epikers wandeln, dessen Gerechtigkeit ersetzen soll, es handelt sich aber auch ebensowenig um die blinde, kalte Objektivität des Dramatikers, der ohne jegliche Aeußerung seiner Herzensteilnahme den Dingen ihren Lauf lassen muß.

Keller, der Epiker, läßt seine eigene Meinung in wohlwollenden oder ironisch-gefärbten Bemerkungen und Werturteilen durchschimmern; ganz selten geschiehts, daß sie einmal nackt hervortritt. Epos heißt das „Wort", der Epiker will darum auch das Wort haben,

Digitized by Google

das erste und das letzte. Die Form des fortlaufenden Dialogs, die, sobald sie ins Breite geht, leicht zu einer dramatisch-epischen Mischkunst führt, hat Keller, obwohl sie in epische Dienste treten kann, so gut wie nicht gebraucht; nicht einmal im „Sinngedicht", das als ein Turnier zweier Erzählertalente doch reichlich Anlaß zu den geistreichsten Wortgefechten bot. Aber für das „geflügelte Wort", für große Fest- und Volksreden, herrlich aufgebaute Predigten, dummkluge Tiraden, ist immer Raum und Zeit vorhanden. Auch hier jedoch zieht der Epiker, zuweilen unmerklich, das Gespräch an sich, um in seinem Stile das Nötige vorzubringen, das heißt, um das Pathos der Leidenschaft, die Seufzer der Liebe abzuschwächen, die Stockungen der natürlichen Redeweise zu beseitigen. „Wir wollen, heißt es im „Landvogt von Greifensee", die Geschichte nacherzählen, doch alles ordentlich einteilen, abrunden und für unser Verständnis einrichten." So behält der Dichter alle Fäden fest in der Hand, um die Geschichte im ruhigsten Behagen der Welt abspinnen zu können, genau wie sie verlaufen ist, ohne Unterbrechungen, ohne Ueberraschungen, weder erfreuliche noch böse, ohne Erregung übermäßiger Spannung auf das, was da alles noch kommen soll. Im Gegenteil, das zu durchschreitende Gebiet wird eingangs deutlich abgesteckt, wie dies nicht anders im homerischen und deutschen Volksepos geschieht. Keine halben Andeutungen, keine abgebrochenen Sätze, keine Hast des Vortrags, worin sich das heftige Mitspielen des Erzählers gewöhnlich kundgibt, kann den ruhig epischen Fluß dieser Sprache beschleunigen.

In diesem leidenschaftslosen „monotonen Vortrag" wirkt als höchstes künstlerisches Prinzip die „Ruhe", die sich leidend und zuwartend verhält und die Dinge an sich vorüberziehen läßt. Gott ist die „Ruhe", und wie dieser sich mäuschenstill inmitten des Weltenwirbels hält, so der Dichter auf seinem erhabenen Sitz, auf den ganzen Weltkreis und was er birgt, auf Tier, Mensch, selbst auf Gott in Ruhe herablächelnd. Das Emporschauen fällt allen Epikern schwer, nicht nur einem Homer. Man hat Keller, besonders anläßlich der Legenden, der Frivolität bezichtet, mit bedauerndem Achselzucken auf seinen „Unglauben" hingewiesen, weil er in Gottes Namen weder den Gott der Christenheit kannte, noch ein geistiges Gottwesen pantheistisch verehrte. Solange in diesen letzten Fragen des Glaubens der Glaube immer noch gewaltsam auf den Gottesglauben hinausgeführt wird, läßt sich, darüber hat Keller selbst Wahrheiten genug gesagt, über diesen Punkt nicht disputieren. Wer

Digitized by Google

so im gläubigen Vertrauen zum guten Wesen und Willen des Menschen lebt, wer als Dichter die tiefe Fähigkeit besitzt, Kraft, Gesundheit, Güte, Würde der Menschheit auch in der Ausschweifung und Verwirrung zu entdecken und dahin zurückzuführen, wo ein Aufschwung möglich ist, der ist bei aller Gottlosigkeit nicht gottlos in des Wortes gehässiger Bedeutung. Kellers innerstes Wesen ist Glaube und ist, hier gehen die höchsten Begriffe ineinander über, Liebe, die „hingebende Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet". Diese Liebe gibt uns episch gestaltend Mensch und Ding, Menschheit und Weltall nicht nur in glänzender Gegenständlichkeit, sondern ihr ganzes Wesen im Werden, gibt uns Geschichte.

Des Menschen typische Geschichte, wie sie die wunderbaren Schicksale des grünen Heinrich, die heiteren und tragischen Lebensläufe in den Novellen widerspiegeln, welche gleichsam nur zur Erweiterung und tieferen Ausdeutung des einen Grundthemas: Werde, der du bist! um den großen Roman gestellt sind. Es ist der „Rhythmus des Sinkens und Erhebens", den Keller im Gewirre des Menschentums beobachtet, sei's als harmonische Entwicklung eines gesunden, natürlichen Bürgerkindes, sei's als krankhafte Abirrung eines törichten Wesens von seinem besseren Selbst. Nicht jeder steigt erleuchtet mit geklärtem Schicksal aus der Dämmerung seines Irrsals empor zu sich selbst, um endlich in der sichergestellten Zukunft seiner Kinder und Kindeskinder den Sinn seines Lebens zu begreifen, denn die Toren und Narren verlieren sich im Rausche der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit und werden zuletzt andere Wesen, als sie eigentlich zu sein wünschen, aber auch noch über ihrem verpfuschten Leben schwebt die stummgewordene Sehnsucht nach einem würdigen Dasein; auch der gemeinste und verworrenste Mensch weist sich immer noch mit einem Zuge der Menschlichkeit aus, wenn ihm auch das „höchste Glück der Erdenkinder" versagt bleibt, die Persönlichkeit, während andererseits über das Treiben der Aufrechten „die ewigen Menschlichkeiten wie leise Schatten" hinweglaufen. Kellers „kleine Welt" hat keine Gewalthaber und Uebermenschen nötig und auf der anderen Seite keine Unmenschen und Scheusäler, um das Leben, das wir leben, in seiner Allseitigkeit und Tiefe, mit seinen Widersprüchen darzustellen. Drum dürfen wir der Judith getrost die Worte aus dem Munde nehmen: „O kluger Mann, ja, so geht es zu, so sind die Menschen und ihr Leben, so sind wir selbst, wir Narren."

Digitized by Google

Wir sind nicht mehr das Kriegervolk Homers und müssen unbillig an unsern Kämpfen ums bürgerliche Auskommen genügen lassen, an unsern, ach nur zu oft trivialen Liebesaffären, an unblutigen Wahlschlachten statt blutiger Feldschlachten, froh darüber, daß ein Dichter in dieser „Misère" für uns das ewige Menschentum rettet, so daß wir uns am Ende nicht schwächer und ärmlicher vorkommen als die Helden vor Ilion. Wir lieben uns und unsere Zeit mehr als jede größere Vergangenheit und geben den Schild Achills gern hin für einen silbernen Ehrenbecher, einen Stiefelknecht, ein Papptempelchen und noch geringere Dinge, sofern sie nur, von unserem allernächsten Leben erfüllt, uns vertraut ansprechen. Und mehr als die Homers locken uns die Kellerschen Festmahle und Zechgelage, im „schönsten Bürgersaale" abgehalten, unter blühenden Bäumen. Keller hat nie eine behagliche Häuslichkeit geschildert; so sehr bedürfen seine Menschen des weiten Ausblickes und der frischen Luft. Selbst seine Frauen sind bei allen Hausfrauentugenden „Töchter der freien Luft" und verlieben und verloben sich, feiern ihre Hochzeit im Garten unter Bäumen sitzend. Aber Züs Bünzlin, die Kammacher, der Herr Litumlei in seinem Ulmer Palast, das sind die Stubenhocker. Wer von Berufs wegen ins Haus gebannt ist, der legt sich wenigstens ein Gärtchen an, sei's auch ein ganz bescheidenes auf dem Fensterbrett, läßt Birnen und Trauben, wie der Schuster im „Sinngedicht", am Fenster ranken oder macht's wie der Schulmeister Wilhelm, der sein Stübchen im Winter mit Baumrinde, buntem Laub, Vogelbeeren und glänzendem Gestein austapeziert. Trotzdem hat die so heimlich gewordene Hütte nicht Raum für ein verliebtes Paar; es kann sich — wie alle Verliebten bei Keller — nur unter freiem Himmel lieben und küssen, nicht weil dazu unbedingt „Frühling" oder „Stimmung" nötig ist, sondern weil sie freie Luft zum Atmen brauchen und den unbegrenzten Teppich der grünen Erde, auf dem sie sich nach Herzenslust ergehen können.

Die Natur verehrt Keller nicht wie die Romantiker, die zurückkehrend zu ihr wie ein verirrtes Kind sich an ihren Busen werfen, er tritt ihr entgegen, wie der Mann dem Weibe, selbstbewußt und frei, aber in ihr die Ergänzung seines Wesens fühlend. Judith ist die Natur und die Natur ist ihm Judith, vor der die männliche Scham jeden anbetenden Kniefall verbietet. Den müßigen, empfindungsseligen, sich selbst vergessenden Naturgenuß hielt er für verweichlichend, darum verherrlicht er auch ihn so wenig, wie den

Digitized by Google

auflösenden Liebestaumel. Dennoch umschlingt seine Geschöpfe und die Natur, in der sie leben, eine wunderbare metaphysische Gefühlsgemeinschaft, so daß wir in der Natur ein seelisches Wesen ahnen, das an den Freuden und Schmerzen, Stimmungen und Leidenschaften der Menschheit teilnimmt und, unser Geschick betrachtend und beachtend, sich ausströmt in herrlichen Wolkengebilden, seligen Dämmerungen, in rauschenden Gewittergüssen und Herbststürmen. Die Natur ist Symbol. Wo dagegen die Naturseele schweigt, da sucht sie der Mensch, als beunruhige ihn die große Stille, mit Jauchzen und Liedern, mit Jagdhornschall, Musik und Glockenklang aufzuwecken.

Als Künstler schaut Keller die Natur nicht einseitig mit Malerangen an, wie man immer wieder behauptet, vielmehr als der, so er ist, als Epiker, sie mit allen Sinnen in ihrer ganzen Gegenständlichkeit erfassend, also nicht nur als den farbigen Grund, von dem sich das Spiel des Lebens abhebt, sondern ebensosehr als den festen Erdengrund, der es trägt. Die immer wiederkehrenden Fernsichten auf bläuliche Gebirgszüge, auf langhingestreckte grüne Waldungen, die das bewegte Leben zusammenhalten, sind, mit knappen stilisierten Linien umrissen, aufs sparsamste mit ganz einfachen Farben angelegt. Der Sinn für Licht und Farbe ist ihm nicht erst aufgegangen, nachdem er sich jahrelang als Maler versucht hatte, da ihn ja eben der offene Sinn dafür zur bildenden Kunst verlockt hatte, in der er nur einen Teil seiner Anschauung geben konnte. Das Auge ist auch Organ des Dichters und die ganze bunte Vorstellungswelt, die in und hinter demselben liegt, gehört ihm. Und mehr noch! Meyer, durch das sichere Urteil Kellers in musikalischen Dingen in Erstaunen gesetzt, sagt einmal: „Er war ebenso fein auf das Ohr, als auf das Auge organisiert, wenn er auch jenes weniger geübt hat.“ Vom tiefen Wohlklang und Tonfall Kellerscher Wortreihen, vom Rhythmus seiner Lyrik ganz abgesehen, allein das Musizieren bei jeder guten Gelegenheit, die prächtigen Gesänge, die auf der Höhe festlicher Stimmung aufbrausen und verklingen, sagen's. Geschaut sind die goldenen Kornfelder, mit den besonnten Wolkenbergen darüber, die glänzenden Ströme und grünen Wälder, aber das leise Ziehen des Flusses, das Brausen in den Baumkronen, die Glockenklänge, dies alles ist gehört und will mit dem Ohr nachempfunden werden, ebenso wie das Zusammenklingen der blitzenden Becher, mit „schönfarbigem“ Wein gefüllt, wie das schöne Lachen anmutiger Frauenwesen, das der Dichter

Digitized by Google

in vielen reizenden Wendungen wiederzugeben sucht, und alle laufen sie, das ist charakteristisch und durchaus keine Manier, vergleichsweise auf „silbernes Geklingel" oder das volle Läuten der Glocken hinaus, das Keller bei aller Abneigung gegen Kirche und Kirchenkult so sehr geliebt hat. Von den positiven malerischen Fähigkeiten Kellers hegte Böcklin eine sehr hohe Meinung, vielleicht, weil, wie jener einen Maler, er ein Stück Poetennatur in sich trug. Auch standen sich die beiden Männer nicht nur äußerlich, sondern auch im Geist ihrer Kunst nahe genug, daß man Böcklins Wertschätzung nach jener Richtung hin erklärlich findet. Mit dem Blick aufs Reinstoffliche muß man den jüngeren Verwandten Böcklins, nämlich Albert Welti, noch näher als ersten zu Keller stellen, zumal er auf ganz ähnliche Wirkungen ausgeht, wie der Dichter. Auch dieser gibt — wie die beiden Schweizer Maler — seinen geschauten Farben meist eine über die zufällige Zusammenstellung hinauszielende Bedeutung, legt ihnen symbolischen Wert bei. Nicht zufällig kleidet sich Dörtchen Schönfund in schwarzen Atlas, der kindische Litumlei in scharlachroten Samt, die verbrecherische Donna Feniza mitsamt ihrem Gefolge in Rot und Schwarz. Die gleiche auf das innere Wesen deutende Symbolik waltet in der Verteilung von Licht und Schatten, im weitesten Sinne überhaupt in der Beziehung der Gegensätze zueinander. Dem sonnigen Seldwyla mit seinen allzu lebenslustigen Bewohnern gegenüber, liegt auf der Schattenseite des Berghanges das finstere Ruechenstein, doch sitzt in humoristischer Verkehrung des Sinnbildlichen zuweilen auch der freundliche Geist auf einem Schwarzwasserstelz und die rußige, mürrische Person auf Weißwasserstelz. Kontrastwirkungen in der Gegenüberstellung von Gestalten, die sich gegenseitig ergänzen und erklären, wie ganz deutlich Anna und Judith oder Gilgus und der Kaplan, bringt Keller später mit so feinen Mitteln hervor, daß man ihren Reiz empfindet, ehe man die Ursache kennt. Hauptsächlich diese abgewogenen Gegensätze sind es, die den bildartig gesammelten Eindruck ausmachen, so daß man Kellers Darstellungsweise mit einer Zusammenstellung geschmackvoll ausgewählter Tableaus vergleichen konnte. Man darf diesen Vergleich auch gelten lassen, wenn er sich auf jene Höhepunkte der Geschichte bezieht, wo alles Geschehen, gleichsam tief Atem holend, einmal stille steht. Hier ergötzt sich der Dichter sichtbarlich am Zuständlichen, schildernd und ausmalend, doch knüpfen starke Bewegungsmotive auch diese ausruhenden bildmäßigen Momente wieder in den fortscheitenden Wandel epischen Geschehens.

Digitized by Google

Als Otto Ludwig gelegentlich das „wundervolle Kolorit" Kellers pries und dabei Zeichnung und Komposition völlig in seinem Dienste stehend erblickte, wies der Gelobte dieses Lob als unzutreffend zurück. Denn was er als Epiker mit allen aufgewandten Mitteln immer wieder geben will, ist das bewegte Geschehen zwischen handelnden Menschen. Wer das einsieht, wird ebenso verstehen können, wie derselbe Epiker einem mutwilligen Schnörkel zuliebe ästhetische Gesetze scheinbar oder tatsächlich verletzen kann. Nicht nur Storm war über die Roheit empört, der sich ein Mann schuldig macht, indem er seiner jungen Frau die verlumpten Brüder in einem Fastnachtszuge, wenn auch unerkannt, vorführt, wie dies in der „Baronin" geschieht. Keller verspricht sich viel zu viel von den Tollheiten eines bacchantisch bewegten Menschenhaufens, als daß er sich die Gelegenheit, das zu gestalten, entgehen ließe, selbst wenn dabei der Held der Novelle keine gerade rühmliche Rolle spielt. Trotzdem brauchte das letztere nicht der Fall zu sein, aber da hat er wieder am Belohnen und Strafen ein wahrhaft göttliches Vergnügen, ein viel größeres, als am beiläufigen Loben und Zürnen. Darum verschafft er auch den tüchtigen Leuten hübsche Weiber, die ihnen schöne und kräftige Kinder schenken, und verkuppelt die miserablen Gesellen mit säuerlichen alten Jungfern, wenn er nicht vorzieht, sie am nächstbesten Pflaumenbaum aufzuhängen. Dies alles geschieht auf eine so unsentimentale Weise, daß freilich ein verzärteltes Geschlecht darin eine Gefühlsroheit spüren mag; diese Feinheit des Fühlens ist jedoch nie am Platze, wenn Thersites mit Backpfeifen traktiert wird oder ein unnützer Gerechter ein grausam-grausiges Ende findet. Kellers über das Alltägliche hinausschweifende Phantasie läßt sich auch in der zornigen Vernichtung des Gemeinen nicht binden und macht hier, wie überall, das Unmögliche wahr und das Unwahrscheinliche natürlich. In der Erfindung seiner Schwänke, im weiteren Ausspinnen derselben verfährt er so naiv und unbekümmert launig wie das Volk, das einem Eulenspiegel die unterschiedlichsten Streiche auf den Rücken lädt. Storm hat deshalb diese Kellerschen „Spezialerfindungen" nicht unzutreffend „Lalenburger Geschichten" getauft, aber mehr konnte er dabei des Dichters Absicht nicht verkennen, wenn er meinte, dieser mache mit seinen Schnurren sich einen Spaß auf eigene Kosten, frage darüber gar nichts nach den Anforderungen des Gesamtbedürfnisses, als ob der fröhliche Kampf um den Farbenkübel in „Dietegen" nicht das gleiche epische Leben in sich trüge, wie ein Stück individuelle Charakter-

Digitized by Google

entwicklung, als ob die Fabel ferner nicht auf ganz gelungene An die zwischen Seldwyla und Ruechenstein schwebenden Händel aus drückte, als ob zuletzt, im Namen der Phantasie sei's gesagt, der ganze Einfall überhaupt dem allgemeinen Verständnis entrückt sei. Daß ein Stimmführer des seligen Naturalismus Keller einst sehr obenhin als „verzwickten Phantasten und Possenreißer" abtun konnte, lag hauptsächlich an der derzeitigen Problempfuscherei, in der das Epos kläglich zugrunde gehen mußte. Der treffliche Erzähler Storm dagegen kommt in seinem Gesamturteil über Keller überhaupt nie aus seiner eignen idyllischen, lyrischsentimentalen Welt heraus. —

Dem Epiker liegt nichts an der Schilderung des allerliebsten Kleinkrams, nichts an einer Charakterentwicklung, nichts an der Behandlung sozialer und Weltanschauungsfragen, wenn ihn nicht der kuriose Gang wunderbarer Geschehnisse an sich dazu treibt. Das Leben erscheint ihm nicht als Idyll, erfüllt von schönen Gefühlen, gewürzt mit weisen Sprüchen, sondern als ein Stück Handlung, in der eine tüchtige Prügelei mehr wert ist, als ein witzig geführter Dialog, sofern dieser nicht auch eine Handlung, besser gesagt, ein Fortschritt des Geschehens ist, denn das Geschehen schließt auch das geheime Walten des Zufalles in sich. Der Zufall, versteht sich der poetischgestaltete, spielt nun in Kellers Epen die hervorragendste Rolle. Wie ein von hundert Zufälligkeiten erfülltes Geschick dazu dienen kann, den einen Menschen zum sittlich Guten hinzuführen, um ihm hier die innere Herrschaft über das Spiel des Zufalles zu gewähren und den andern als einen Schuldigen fallen zu lassen, wie mit einem Worte das Schicksal notwendige Entwicklung wird, in der Darstellung dieses dunklen Zusammenhanges von Welt und Menschheit als eines natürlichen, wirkt Keller so überzeugend wie leuchtend und klar gewordene Mystik, wie eine Offenbarung der Gnadenwahl. Wo alles vom Zufälligen erlöst ist, erhält auch der Zufall Sinn. Es ist, als hätte ein alles durchdringender Geist der Willkür des Weltgeschehens seine Einsicht, seinen Willen aufgezwungen, so daß nun diese Welt lauter Ordnung, Weisheit und Gesetzmäßigkeit ist.

Innerhalb derselben haben die fabelhaften Ausschweifungen der Phantasie einen weit bestimmteren und tieferen Sinn als bei Hoffmann und Brentano. Sie haben vor allem eine symbolische Sendung zu erfüllen im Dienste der Komposition. So im „Grünen Heinrich" das merkwürdige Meretlein als leibhaft gewordene, nicht zu bändigende Natur für das allgemeine Erziehungsthema, der Schlangen-

Digitized by Google

fresser als lebendiges Sinnbild verirrten und nichtsnutzig gewordenen Kunsttriebes im Sinne der sehr wichtigen Frage über Talent und Erwerb, so der seltsame Dualist Zwiehan, die schwankende Haltung Heinrichs zwischen Anna und Judith, zwischen Gott und Natur charakterisierend. So verhält es sich mit fast allen vom Hauche der Romantik umwitterten Geschöpfen, mit Wurmlinger, mit dem schwarzen Geiger, der Oelhexe, dem Volksliederdichter im „Hadlaub", dem Narren auf Manegg. Sie sind immer nur „sonderbar", um ein Wort zu gebrauchen, das Keller für seine Dichtungen nicht gelten ließ, solange sie gesondert betrachtet werden, denn, näher hingeschaut, hat auch das abenteuerlichste Geschöpf eine seinem Wesen entsprechende Aufgabe zu erfüllen. Das gleiche gilt für die barocken Einfälle oder sogenannten „närrischen Vorstellungen", mit denen Keller seine Erfindungen umwindet. Auch diese sitzen wie organische Schmuckformen überall an der rechten Stelle, wiewohl sogar ein Vischer diese „Knubben und Knorze" als Wucherungen phantastischer Willkür weggeputzt haben wollte, als wenn ein gotischer Dom von seinen Krabben gesäubert werden müßte! Gottlob, hat Keller die slawischen Nasenzöpfe „Maus des Zahllosen" stehen gelassen, gleich allen übrigen freundschaftlich beanstandeten „Sauereien", sogar mit dem größten Vergnügen, wie er einmal sagt, an der Verstimmung des Philisters darüber. Dennoch läuft sein „Zynismus" gar nicht von Anfang an aufs Aergern und Aergerniserregen hinaus, da es sich nicht um auftrumpfende Derbheiten, sondern um eine bis zur Derbheit gesteigerte Naivität handelt; so z. B. in all den drastischen und doch ganz treuherzig gemeinten Bildern und Vergleichen. Wer freilich die darin liegende Charakterisierungskunst geringschätzt oder mit landläufigen Vorstellungen die in der Dichtung ruhenden zudeckt, der wird den Vergleich eines schönen Weibes mit einem jungen Hunde oder einem Kaninchen „roh" finden. Können es einmal die homerischen Löwen, Adler und Wölfe nicht mehr sein, so sind es aus einer bescheideneren Tierwelt immer noch stattliche Hirsche, Falken und schöne Schlangen, und wenn es auch einmal eine ganz simple Wanze ist, so tritt sie mit einer so wichtigen Mission ins Menschendasein ein, daß wir sie mit dem wohlwollenden Humor betrachten können, dem sie ihre Existenz verdankt.

Der Humor, ohne den die Kellerschen Epen gar nicht gedacht werden können, da sie alle bis in die Poren hinein mit ihm gesättigt sind, ist nirgends zu so spezifisch-epischer Wirkung gebracht

Digitized by Google

worden. Goethes Wort, keinem Humoristen könne es bitter ernst mit dem Leben sein, wäre wohl ungesprochen geblieben, hätte er anstatt eines Jean Pauls, Keller neben sich haben können. Jean Paulscher Humor strömt aus einem wunden Herzen, welches den unüberbrückbaren Riß, der das Unendliche vom Irdischen trennt, bis in die kleinsten Teilchen des Kosmos mitempfindet und in unersättlicher Sehnsucht dem ewigfernen Ideal nachweint, während es zur Aufhebung des Gegensatzes zwischen Ideal und Wirklichkeit nichts weiter tun kann, als das Unzulänglichvergängliche lächelnd zu entschuldigen. Das ist nicht der Humor Kellers und seine Ironie darum auch nicht das Kunstprinzip der Romantiker, weil, um einem Worte Schlegels zu folgen, der romantischen Ironie ebenfalls das Gefühl von einem unauflöslichen Widerstreit zwischen Unbedingtem und Bedingtem, zwischen der Weite des Ideals und der Enge und Kleinlichkeit der wirklichen Welt zugrunde liegt. Die Lösung eines Widerstreites unternimmt, wie jeder Humor, allerdings auch der Kellersche, aber nicht den zwischen Idee und Wirklichkeit, sondern, indem das romantische Verhältnis des Bedingten zum Unbedingten umgekehrt wird, den zwischen *Schein* und *Wesen*, dem, was der Mensch zu sein scheint und scheinen möchte und dem, was er wesentlich ist und sein kann. Dadurch wird gerade der ins Grenzenlose strebende „Idealismus" der Romantiker als Trübung des Selbstbewußtseins, wenn nicht gar als *Irrung*, *Abirrung* und *Verirrung* des eingeborenen Selbstes ironisiert und dabei doch, wie es manchem Romantiker vorgeschwebt haben mag, ein „Ideal" verwirklicht, insofern *Charakter* eines ist, ein sehr irdisches freilich, das nimmermehr aus der Ueberzeugung von der Nichtigkeit des Daseins hervorgehen kann, als welche die romantische Ironie „Unglaube in ihrem Kern", sich selbst erkannt hatte. Kellers Ironie blüht aus seinem Glauben an diese sichtbare und einzigwahre Welt und muß daher, wie es im anmutigsten Uebermut in den Legenden geschieht, eben den romantischen Unglauben, das heißt den Glauben an eine „bessere Welt", zu vernichten suchen. Daß dies nicht mit schneidendem Hohne gegen das Jenseits geschieht — und andererseits auch wieder nicht in philiströser Zufriedenheit mit dem Zuständlichen, führt unsre Erkenntnis wieder auf die Quelle alles Sittlichen zurück, auf eine *tiefgerechte Weltanschauung*.

Darum birgt das Urteil, mit Keller erhebe sich der Humor zum ersten Male zur *Weltanschauung* schlechthin, eine weit bessere Weisheit, als der ununterbrochene Lobgesang auf seinen „Optimis-

Digitized by Google

mus". Jedenfalls bedeutet dieser Optimismus keine fade Abschwächung, noch weniger ein Wegleugnen des Schmerzes, sondern die seltene Gabe, das bißchen Wohlergehen und Mißgeschick des Einzelnen und zuletzt auch die tieftragischen Wendungen im Schicksale einzelner Menschen in der Folgerichtigkeit des Weltlaufes miteinzubegreifen, so daß die Welt als Ganzes in ungebrochener Heiterkeit dasteht, eine leuchtende Sommerlandschaft mit und trotz allen Wolkenschatten. Wenn dieser Humor je einmal Person geworden ist, dann in der einzigen Figura Leu, dem gar so lustigen Hanswurstel, im Herzen jene stille Grundtrauer hütend, ohne die, wie es in einem Briefe des Dichters heißt, „es keine rechte Freude gibt und welche, selbst wo sie der Reflex eines körperlichen Leidens ist, als ein Schutz gegen triviale Ruchlosigkeit angesehen werden muß."

Der melancholische Zug, der sich immer tiefer in das Antlitz des alternden Dichters eingrub, läßt uns ein seelisches Leiden ahnen, dessen Deutung leider so manches ungerechte Urteil hervorgerufen hat. Keller klagte nie oder doch nur, falls es die Ehre der Wahrheit galt, die er nicht verdunkeln wollte, auf männliche Art, die das eigentliche Leid mit sich selbst ausmachte unter unzweideutiger Zurückweisung alles berufenen und unberufenen Mitleides. Seine Eheloſigkeit erklärt viel, wenn er auch resignierte. Ein Teil des Leides aber geht, wie schon eingangs angedeutet, auf das gänzliche Scheitern aller, auch der bescheidensten dramatischen Pläne zurück. Zu spät, erst kurz vor seinem Tode, kommt der immer Entsagende auch hier zur Resignation; will nun dramatisch Geschautes noch der epischen Form anbequemen. Zu spät, das Ende ist da.

Das Unerreichte höher schätzend als das Erreichte, hat Keller in seinem Lebenswerke nicht erkannt, was es uns ist, ein großes deutsches Epos vom deutschen Volke.

Digitized by Google

Hesiod, der Vater der griechischen Demokratie.

Von

Emil Daniels.

Bertha Kern-von Hartmann: Hesiods Werke. Uebersetzt von Johann Heinrich Voß. Neu herausgegeben. Tübingen bei J. C. B. Mohr (Paul Siebert) 1911.

Christ: Geschichte der griechischen Literatur. 6. Auflage. Bearbeitet von Schmid. München 1912.

Rudolf Peppmüller: Hesiodos. Ins Deutsche übertragen und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen. Mit zwei Tafeln. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1896.

A. Kirchhoff: Hesiodos Mahnlieder an Perses. Berlin 1889.

Alle Hesiod-Kritik, die zu vernünftigen und fruchtbaren Ergebnissen gelangen will, muß von der oben zitierten Untersuchung Kirchhoffs über die Mahnlieder an Perses ausgehen. Leider hat die philologische Wissenschaft die Kirchhoffsche Studie bisher nicht zu würdigen verstanden. Die neuesten Darsteller der Geschichte Griechenlands sind dem Verdienst der Kirchhoffschen Beschäftigung mit dem Poeten von Askra ebensowenig gerecht geworden. Es ist übrigens vielleicht auffallend, daß es gerade ein Historiker ist, welcher sich so entschieden zugunsten einer Kirchhoffschen Arbeit ausspricht, denn im allgemeinen haben gerade die Historiker oft genug Grund, der Methode Kirchhoffs Widerspruch entgegenzustellen. Aber die Resultate, zu welchen seine Hesiodischen Forschungen den gelehrten Philologen geführt haben, scheinen mir sowohl unumstößlich als auch von großer Bedeutung für die griechische Geschichte zu sein. Die Reproduktion der Hesiod-Uebersetzung von Johann Heinrich Voß durch Bertha Kern-von Hartmann sowie die neue Auflage der weitverbreiteten griechischen Literaturgeschichte von Christ geben mir den äußeren Anlaß dazu, den Lesern dieser Zeitschrift das von nebelhafter Verschwommenheit gereinigte Bild vorzuführen, das wir uns dank Kirchhoff von Hesiods Persönlichkeit machen können.

Digitized by Google

Eine ganze Anzahl von Dichtungen gehen unter dem Namen Hesiods. „Die alexandrinischen Philologen erklärten diese Ueberlieferung für unglaubwürdig; keines der Poeme sei wirklich von Hesiod verfaßt, ausgenommen die Perses-Lieder. Soweit ich als Nichtphilologe darüber urteilen kann, haben die Kritiker des Altertums recht gehabt. Die neue Philologie ist geteilter Meinung. Schömann, Welcker u. a. verwerfen mit den Alexandrinern die Tradition und sprechen das Gedicht, auf das es im wesentlichen ankommt, die Theogonie, dem Hesiod ab, während Kirchhoff in diesem Punkt dem konservativen Grundzug seines philologischen Charakters treugeblieben ist. Er streicht dagegen in seinem Buch über die Lieder an Perses in dem überlieferten Text radikal, und eben diese Kühnheit ist, wie die Dinge hier liegen, sein Hauptverdienst. Wie es aber öfter vorkommt, ist sich Kirchhoff nicht deutlich aller Errungenschaften bewußt geworden, welche die Früchte seines eigenen Nachdenkens sind. Diese letzteren Erkenntnisse liegen im übrigen auch nicht eigentlich im Bereich der Philologie, sondern auf ihrem Grenzgebiet zur Historie, und die Geschichtsforschung ist berufen, die Philologen bei der Ziehung jener wichtigen Konsequenzen zu unterstützen.

Im schroffen Gegensatz zu der ästhetisch wertlosen, unerträglich langweiligen Theogonie sind die meisten Perses-Lieder echte Poesie von hoher Anmut. Durch Kirchhoffs Streichungen ist auch die vorher vermißte innere Einheit des Gedichtes hergestellt und springt uns nun förmlich in die Augen.

Der Dichter der Perses-Lieder war der erste demokratische Agitator der griechischen Geschichte. Er schuf ursprünglich keine zusammenhängende Dichtung, sondern diese ist erst nachträglich zusammengestellt worden aus einer Anzahl von demokratischen Kampfliedern, welche — trotz des tendenziösen Beigeschmacks, wahre lebendige Kunst — im Munde des Rhapsoden Hesiod erklungen waren. Mit feinstem philologischen Takt hat Kirchhoff aus der Zusammenschweißung die einzelnen Stücke wieder herausgeschält.

Vielfach pflegt man Homer und Hesiod in Einem Atem zu nennen. Dabei wird aber weniger an den Verfasser der demagogischen Lieder des Perses gedacht, als an den uralten mythologischen Gehalt der Theogonie. In Wahrheit entspricht der innere Unterschied zwischen Homer und Hesiod — wie sich die Individualität des letzteren auf getreue Weise in seinen Agitationsliedern spiegelt — durchaus dem Abstand der von dem einen bis zum anderen Dichter verflossenen Zeit. Zwischen Homer und Hesiod, der nach 700 gelebt hat, liegen

Digitized by Google

viele Generationen, während derer die Denkweise des griechischen Volks sowie die Zustände innerhalb desselben sich ganz bedeutend veränderten. Dieser nationalen Entwicklung gemäß steht die Hesiodische Kunst zu dem heroischen Charakter der Homerschen Gedichte in einem schroffen Gegensatz. Die Homerischen Sänger verachteten die wirtschaftliche Arbeit. Sie dachten wie Euryalos, Sohn des Alkinoos, der zu Odysseus sagte:

„Nein wahrhaftig! O Fremdling! Du scheinst mir kein Mann, der auf Kämpfe
Sich versteht, so viele bei edlen Männern bekannt sind;
Sondern so einer, der stets vielrudrichte Schiffe befähret,
Etwa ein Führer des Schiffs, das wegen der Handlung umherkreuzt,
Wo Du die Ladung besorgst und jegliche Ware verzeichnest
Und den ersparten Gewinn."

Eine derartige, herb aristokratische Gesinnung konnte Hesiod unmöglich hegen, denn er war selber der Sohn eines Schiffskapitäns und Kaufmanns, der aus den kleinasiatischen Kolonien nach Böotien gekommen war und sich dort angesiedelt hatte. Hesiod bewirtschaftete ein kleines Bauerngut in dem Dorfe Askra. Eben das war nicht die geringste unter den vielen Veränderungen, welche sich nach dem Entstehen der Odyssee in Griechenland vollzogen hatten, daß jetzt auch die nichtaristokratischen Stände etwas bedeuteten und immer weiter um sich griffen. Der erste für uns erkennbare Vertreter der demokratischen Tendenzen ist der Rhapsode Hesiod. Seine, die bestehenden öffentlichen Zustände angreifenden Lieder trug er auf den Gassen Askras und Thespiäs, der Kommune, zu welcher jenes Dorf gehörte, der zusammenlaufenden Menge vor. Die gebundene Rede übernahm so Funktionen, welche heute die Leitartikel der Tagespresse erfüllen. Wahrscheinlich hat er noch selber seine Gesänge zu einem Zyklus zusammengestellt; jedenfalls hat sich dieses Buch im Laufe des 7. Jahrhunderts über die ganze griechisch sprechende Welt verbreitet*) und einen außerordentlichen Einfluß gewonnen. Wer öfter die Produktionen begabter, moderner Journalisten, in Buchform zusammengefaßt, gelesen hat, wird wissen, daß derartige Bücher fast niemals befriedigen. Was in der Literatur für den Tag bestimmt ist, erhält von der Natur die Kraft, seine Wirkung zu tun, gewöhnlich nur unter der Bedingung, daß es

*) Vgl. Kirchhoff Seite 82. Kirchhoff erwähnt speziell das Eindringen der Sammlung in Kleinasien und auf Lesbos; aber es versteht sich von selbst, daß diese geographischen Grenzen der Verbreitung Hesiods bald überschritten worden sein müssen.

Digitized by Google

binnen 24 Stunden abstirbt. Darum machen zu Büchern zusammengestellte Zeitungsartikel, wenn sie auch von sehr geistreichen Verfassern herrühren, nur zu oft einen langweilenden Eindruck auf den Geist des Lesers. Sind sie doch nicht mehr das Bild des Lebens, sondern des Todes. Von den Versen Hesiods aber kann niemand behaupten, daß sie bei der Lektüre des Liederkranzes ermüden, trotzdem sie der Tagespolitik gewidmet sind. Es versteht sich von selbst, daß Hesiod nicht zu den Dichtern allerersten Ranges gehört; mit Homer wird ihn kein Kunstrichter vergleichen wollen. Andererseits aber darf jetzt, wo wir den Poeten von Askra erst wirklich kennen gelernt haben, mit Bestimmtheit ausgesprochen werden, daß der Verse machende böotische Bauer des 8. vorchristlichen Jahrhunderts eine der charaktervollsten Erscheinungen in der gesamten Geschichte der Dichtkunst ist. Das strenge Urteil, daß die Aesthetik über politische Lieder gefällt hat, wird wie durch manche anderen dichterischen Erzeugnisse auch durch die feurigen Rhapsodien Hesiods widerlegt.

Den äußeren Anstoß zu denselben empfing Hesiod größtenteils durch eine Begebenheit aus seinem Privatleben, nämlich durch einen Prozeß, welchen der Dichter mit seinem Bruder Perses über das väterliche Erbe führte. Perses gehörte zur Partei der Aristokraten, während Hesiod auf der Gegenseite stand. Seine Lieder sind gerichtet an den δῆμος, den er zuerst als politischen Begriff in die Weltgeschichte einführt. (Vers 257). Die Regierung Thespiäs lag noch in der Hand des Adels, der sich aber schon genötigt gesehen hatte, den demokratischen Agitatoren eine außerordentliche Redefreiheit einzuräumen. Hesiod machte von derselben im antiaristokratischen Sinne einen sehr weitgehenden Gebrauch. Seine temperamentvollen Verse machen den Eindruck, als ob er an sein Recht geglaubt habe, sowohl in der Prozeßsache als auch als Führer der Opposition gegen das Patriziat von Thespiä. Um so nachhaltiger war die Wirkung der Brandschrift, als welche die Sammlung der Hesiodischen Lieder charakterisiert werden kann. Ganz ohne Zweifel muß der malkontente Dorfpoet von Askra als einer von den ideellen Urhebern jener Revolution angesehen werden, welche ein paar Jahrzehnte nach ihm, im Zeitalter der Tyrannen, Hellas erschütterte.

Die Homerischen Gesänge spielten an den Höfen der Könige, unter Edelleuten, Priestern und Dichtern, Hesiod dagegen führt uns unter Bauern, Händler und Seeleute. Besonders den klein-

Digitized by Google

bäuerlichen Berufsstand verherrlicht sein Lied. Die Tugenden, deren der Landmann für sein Gehöft bedarf, werden voller Begeisterung gepriesen. Nichts kann unhomerischer gedacht sein, als wenn der Vorläufer der griechischen Demokratie in einer Tonart, die zum Teil schon beinahe sozialistisch klingt, sagt:

„Der ist Göttern verhaßt und Sterblichen, welcher ohne Arbeit
Fortlebt, gleich an Muthe den ungewafneten Drohnen,
Die der emsigen Bienen Gewirk aufzehren in Trägheit.
Nur Miteifer. Doch Dir sei erwünscht die gemessene Arbeit,
Daß mit reifem Ertrage sich Dir anfüllen die Scheuern.
Arbeit segnet mit Hab' und wimmelnden Heerden die Männer
Und durch fleißiges Thun wirst Du den unsterblichen Göttern
Angenehm und den Menschen, doch müßige sehn sie mit Abscheu.
Arbeit schändet mitnichten, nur Arbeitslosigkeit schändet."

Von der Liebe zum Gelderwerb ganz eingenommen, hat Hesiod für politische Arbeit jedweder Art nichts übrig. Wie sein Zeitgenosse Jesaja ist auch Hesiod Pazifist. Aber die grandiosen Visionen des jüdischen Propheten vom ewigen Frieden liegen ganz außerhalb des Hesiodischen Gesichtskreises. Die Beweggründe der Friedensliebe Hesiods sind die denkbar nüchternsten. Für die Freude, welche das Homerische Zeitalter an dem Waffenhandwerk hatte, fehlt ihm jedes Verständnis. Der Krieg ist nach der Empfindung des Bauern von Askra schlechthin etwas Verderbliches, womit Zeus die Staaten heimsucht, wenn sie ungerecht regiert werden, eine Art unlauterer Konkurrenz, während alle wirtschaftliche Konkurrenz lauter ist:

Nicht ward Eines Geschlechts die Beeiferung (ἔρις), nein auf dem Erdreich
Walten zwo — — —
Eine pflegt nur Hader und schädlichen Krieg zu erregen
Unhold! nicht liebt solche der Mensch — — —
Aber die andere nahm aus der Nacht Schoß früher den Ursprung.
— — — — — — — — — — — — — —
Sei unthätig ein Mann, sie erweckt ihn dennoch zur Arbeit.
Denn so den anderen etwa ein Arbeitsloser im Wohlstand
Schauete, flugs dann strebt er, den Acker zu bauen und zu pflanzen,
Wohl auch zu ordnen sein Haus; mit dem Nachbar eifert der Nachbar
Um den Ertrag; gut ist den Sterblichen solche Beeif'rung.

Daß auch die wirtschaftliche Eris „Hader und schädlichen Krieg" erregen kann, davon läßt sich der demokratische Optimismus Hesiods nichts träumen. Er spricht beinahe wie Frédéric Bastiat, ist schlechthin entzückt von dem freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte und

Digitized by Google

glaubt an die natürliche Harmonie aller materiellen Interessen. Ebenso wie der Krieg entzieht sich das Handanlegen des Bürgers bei der inneren Politik dem Verständnis Hesiods, der auch in dieser Hinsicht denkt, wie viele Liberale und Demokraten des vorigen Jahrhunderts. Der Dichter läßt seinem Gesichtskreis durch das wirtschaftliche Interesse sehr enge Grenzen ziehen; er will in vulgärdemokratischer Einseitigkeit keine Tätigkeit als berechtigt anerkennen, abgesehen von dem Kampf wider die Nahrungssorgen.

„Laß Dich nie schadfrohe Beeiferung locken von Arbeit,
Daß Du den Zank angaffst, des Markts aufmerksamer Horcher,
Wenige Zeit hat übrig für Zank und Getümmel des Marktes,
Wer nicht Habe daheim auf ein völliges Jahr sich gesammelt,
Reife Frucht des Gefildes, den lauteren Kern der Demeter."

Hesiod, welcher vom Staate fordert, daß er ihn nicht belästigen soll, befindet sich, da das Gemeinwesen jenem Anspruch nicht nachkommen kann, in ausgeprägt unzufriedener politischer Stimmung. Das Adelsregiment, welches, wie oben bereits bemerkt, in Askra und überhaupt in Griechenland noch bestand, erscheint dem bäuerlichen Poeten als willkürlich, und er glaubt, unter seiner Verderbtheit so schwer gelitten zu haben, daß er, der Sänger, sich der Nachtigall vergleicht, den Adel aber dem Habicht, welcher jene mit seinen spitzigen Krallen gefaßt hat und die wohllautreiche durch hohe Wolken fortträgt, um sie dann zu verschlingen. Wiederum berührt sich Hesiod mit Jesaja darin, daß er den Beherrschern des Gemeinwesens den Vorwurf der Käuflichkeit der Justiz macht. Wie der jüdische Prophet, so appelliert auch der griechische Rhapsode an das Gewissen der Machthaber, indem er die δωροφάγους βασιλῆας, die korrupten Aristokraten, Toren schilt, weil sie nicht bedächten, daß die Hälfte mehr sei als das Ganze. Aber anders als in der Predigt des orientalischen Gottesmannes läuft bei Hesiod die Invektive gegen die Vornehmen in eine demokratische Spitze aus. Aehnlich dem Abgeordneten Hoffmann, als dieser in der preußischen Volksvertretung einmal sagte, die Kinder der Reichen müßten an schlichte Kost gewöhnt werden, fordert der Agitator von Askra, die δωροφάγοι βασιλῆες sollten durch Beschneidung ihrer unrechtmäßigen Einkünfte zu der Erkenntnis gebracht werden, daß auch wohlfeile vegetabilische Nahrung für den ehrlich arbeitenden Mann ein köstliches Labsal sei.

Die öffentliche Betätigung Hesiods hat unzweifelhaft einen Anflug von Demagogentum. Die Gestalt des Thersites, welche die

Digitized by Google

Phantasie der aristokratisch gesinnten Rhapsoden der vergangenen Jahrhunderte geschaffen hatte, wurde in dem böotischen Zunftgenossen zu wirklichem Fleisch und Blut. Manchmal machen seine Dichtungen den Eindruck, als ob wir in Hesiod einen Vorläufer Kleons erblicken müssen. Jedenfalls war Hesiod durch seine Natur der Versuchung ausgesetzt, in reine Negation zu verfallen und auf alles, schlechthin auf alles zu schimpfen. Schallendes Beifallklatschen mag es dem „Wühler" wohl eingetragen haben von seiten derjenigen Askräer und Thespier, welche wirtschaftlich nicht auf Rosen gebettet und politisch unzufrieden waren, wenn er sang:

„Nahe dem Helikon wohnt er im traurigen Flecken des Elends,
Askra, wo bös ist der Winter und schlecht auch der Sommer und nichts gut."

Wie in dem Thespiä des Jahres 700 der demokratischen Kritik freier Lauf gelassen wurde, selbst wenn sie in einigermaßen mißbräuchlicher Weise geübt wurde, so kann auch der Unterschied der Stände in der kleinen Republik kein sehr schroffer mehr gewesen sein. Geld ersetzte den Adel der Geburt, wie sich das später in der Weltgeschichte immer wiederholt hat, sowohl im alten Rom, bei der Verschmelzung der Patrizier mit den großen plebejischen Familien, als auch während der neueren Jahrhunderte, bis zum heutigen Tage. Auch Hesiod muß in dem Staat, dessen Verwaltung er so scharf kritisierte, self made men in die oberste Schicht der sozialen Pyramide emporklimmen gesehen haben:

„Schaffst Du thätig Dein Werk, bald schaun Unthätige neidisch,
Wie Du gedeihst; dem Gedeihn folgt Trefflichkeit, Ehr' und Ansehen,
Und Du erscheinst wie ein Gott."

Reichtum macht in Hesiods Augen, welche begehrlich den guten Dingen dieser Welt zugewendet sind, den Besitzer unbedingt glücklich, Armut aber erscheint diesem zum Demagogen geborenen poetischen Talent als das Schrecklichste auf Erden, das er uns beredt zu schildern weiß, wenn im Winter die Hände des Darbenden abmagern und seine Füße anschwellen. Johann, den munteren Seifensieder, und sein Lob der zufriedenen Armut würde weder der dichtende Bauer von Askra verstanden haben noch das über die Regierung murrende Volk, welches jener durch seine Verse für seine idealen Ueberzeugungen und materiellen Interessen zu gewinnen strebte. In dem Griechenland des 7. Jahrhunderts wollte eben jedermann wirtschaftlich und sozial vorwärts. Wie leidenschaftlich aber auch Hesiod ersehnen mag, in die Reihen der besitzen-

Digitized by Google

den Klassen aufzusteigen — Gefahr zu laufen, um ein Vermögen zu machen, das ist nicht seine Sinnesart. Der politische Himmelstürmer ist in seiner privaten Lebensführung ein ängstlicher Mann. Die Schiffahrt, vermittelst deren die Nation reich wurde und sich immer weiter ausbreitete, widerstrebt dem böotischen Ackerbürger, weil Wasser keine Balken hat. Ironisch bemerkt er, sein Vater, der Schiffskapitän, habe seine Heimat Kyme nicht mit dem Bord des Schiffes vertauscht, um dem Wohlstand und Reichtum zu entfliehen. Wer es nicht nötig hat, soll zu Hause bleiben; ja es ist sogar zweifelhaft, ob man nicht lieber Schulden und Hunger ertragen, als im Seehandel Leib und Leben wagen soll. Hesiod selber ist ein einziges Mal zur See gewesen, und zwar hat er nur die Fahrt über den Euripos gemacht, den schmalen Sund zwischen Aulis und Chalcis. In der letzteren Stadt finden Spiele statt, und unser Dichter gewann in seiner Kunst den Preis, einen gehenkelten Dreifuß, welchen er den Musen des Helikon weihte. Trotz seiner geringen nautischen Erfahrung, so äußert Hesiod mit naiver Selbstgefälligkeit, vermöge er, was andere weiter Herumgekommene vielleicht nicht könnten, Steuerkunde und Seehandel zu beschreiben, weil er ein Dichter sei. Es versteht sich nun freilich bei dem Charakter unseres Poeten von selber, daß in Wahrheit seine Schilderung jener Gegenstände der Großartigkeit des kommerziellen und kolonisatorischen Aufschwungs, dessen Zeitgenosse er war, in keiner Weise gerecht wird. So wenig wie Hesiod für die wirtschaftlichen Unternehmungen in jenen Zeiten notwendigerweise anhaftende Lebensgefahr Nerven hat, vermag er auch, weder zu Wasser noch zu Lande, die Pein des geschäftlichen Risikos zu ertragen.

„— — — — — — — — — — —
So im Frühlinge beut sich die Schiffahrt. Selber fürwahr nicht
Geb ich ihr Lob; denn sie dünkt nicht meinem Sinne gefällig,
Schleunig gerafft: schwer fliehst Du die Schrecknisse! Aber sogar das
Pflegen die Männer zu thun, mit Unverstande des Geistes.
Habe ja gilt für Seele den unglückseligen Menschen.
Doch ist gräßlich der Tod in den Brandungen. Auf, Dich ermahn' ich
Alles genau zu erwägen im Innersten, was ich Dir sage.
Auch nicht alle Besitzung in räumige Schiffe geleget.
Mehreres laß Du daheim und das Mindere wag in dem Handel.
Schlimm ja, unter des Meeres Aufbrandungen Schaden zu treffen:
Schlimm auch, wenn Du dem Wagen zu mächtige Lasten emporhubst,
Daß er die Achse zerbrach und in Wust umrollte die Ladung.
Maß in Allem bewahrt! — — —"

Digitized by Google

Die Warnung vor verwegenem Uebermut entsprach ja durchaus der Denkweise der besten Griechen jener Zeiten, aber man würde doch wohl dem Dorfpoeten von Askra eine Ehre erweisen, welche ihm nicht zukommt, wenn man den dichterischen Verherrlicher der klugen kaufmännischen Vorsicht in ihm erblicken wollte. Eher ist es die kleinere Tugend der spießbürgerlichen Solidität, welche von Hesiod poetisch verklärt wird. Wenn er behauptet, die Musen, welchen er das schöne Geschenk des Dreifußes gemacht hatte, hätten ihm zum Dank die Fähigkeit verliehen, in seinen Versen den Großhandel darzustellen, so überschätzt er sich oder seine Muse. Sein Gesichtskreis ist viel zu beschränkt, um so weite Verhältnisse zu umfassen.

Nur von seinem eigenen Gewerbe, der Landwirtschaft, versteht er etwas. Seiner Poesie hat allerdings auch das lediglich zum Schaden gereicht. Das umfangreichste Lied, welches Kirchhoff aus der Sammlung herausgeschält hat, beschreibt den Ackerbau und seine Werke; daher der Name ἔργα, welchen die Tradition dem ganzen Liederkranz beilegt. Hesiod ist der Vater, wie der Demokratie, so auch der didaktischen Dichtung. Dies Genre ist langweilig und, anders als die politische Poesie, wirklich eine ästhetische Verirrung. Auch Hesiods künstlerisches Talent hat den der belehrenden Gattung der Dichtkunst innewohnenden Widerspruch nicht zu versöhnen vermocht. Seine agrarischen Verse sind im allgemeinen matt und eindruckslos; nur hier und da gelingt es dem Poeten, den prosaischen Gegenstand wirklich in die Sphäre der Schönheit zu erheben.

Als ein echter Landmann hat Hesiod viel Sinn für Religion. Der religiöse Gehalt seiner Poeme ist ein anderer als der Homers. Und zwar hat seit den Tagen des heroischen Epos ein Reifen der religiös-sittlichen Empfindungen stattgefunden. Hesiod kennt gewissermaßen die Lehre vom Sündenfall, welcher nach ihm dadurch herbeigeführt wurde, daß der Mensch sich zum Nutznießer des Prometheischen Diebstahls machte. Seitdem muß der Mensch sein Brot im Schweiße seines Angesichts essen:

„Denn tief bargen die Götter den sterblichen Menschen die Nahrung.
Leicht ja schafftest Du sonst mit Einem Tage der Arbeit,
Daß auf ein völliges Jahr Du versorgt wärst, selber geschäftlos.
Bald dann ruhte das Steuer des Meerschiffs über dem Rauche,
Und hin schwänden die Werke der Stier' und lastbaren Mäuler.
Aber es barg Zeus selber mit zürnendem Geiste die Nahrung,
Weil ihn getäuscht der Betrug des schlaugewandten Prometheus."

Hesiod, in weltlichen Angelegenheiten ein stark verneinend angelegter Geist, zeigt sich andererseits durchdrungen von sittlich-reli-

Digitized by Google

giösem Pathos. Wie er eine Ahnung vom Dogma des Sündenfalls hat, so lebt in ihm auch der Glaube, daß die Sünden der Väter an den Nachkommen gerächt werden, während es den Kindern der guten Menschen wohlergeht:

„ . . . . Denn redet ein Mann das Gerechte zum Volke,
So wie er weiß, den segnet mit Heil Zeus waltende Vorsicht.
Welcher jedoch vorsätzlich mit falsch beschworenem Zeugnis
Lügt und Gerechtigkeit schändet, verflucht ist solcher unheilbar;
Und ihm sinkt im Dunkel der Stamm nachlebender Kinder,
Doch wer Wahres beschwor, des Stamm wird herrlicher aufblühn."

Es ist viel aus der Tiefe des Herzens strömendes warmes Gefühl in Hesiods Frömmigkeit. Fast das einzige menschliche Tun, welches er als ernstes Schaffen anerkennt, ist, wie wir wissen, die wirtschaftliche Arbeit, diese aber wird in seinen Augen geadelt durch die Religion. Daß Fleiß und Sparsamkeit Gebote der Götter seien, ist für Hesiod selbsterlebte, unverrückbare Wahrheit. Diejenigen Verse des Dichters, welche, an den dem Ruin seines Hauses entgegentaumelnden Bruder Perses zur Warnung gerichtet, noch heute von allen gekannt werden, atmen jene gediegene, gesunde, wenn auch, wie der Dichter den Begriff der Arbeit faßt, etwas beschränkte Frömmigkeit:

Siehe, das Böse vermagst Du auch schaarenweis Dir zu gewinnen,
Ohne Bemühn, denn kurz ist der Weg, und nahe Dir wohnt es.
Vor die Trefflichkeit setzten den Schweiß die unsterblichen Götter.
Lang auch windet und steil die Bahn zur Tugend sich aufwärts
Und sehr rauh im Beginn, doch wenn Du zur Höhe gelangt bist,
Leicht dann wird sie hinfort und bequem, wie schwer sie zuvor war.

Die Schönheit dieser berühmten Stelle ist durch ihre häufige Wiederholung etwas verblaßt, aber kein Leser mit unverdorbenem Geschmack wird sich der Wirkung entziehen, welche die durch das ganze Gedicht hin, immer von neuem erklingende feurige Verherrlichung von Arbeitsamkeit und Redlichkeit ausstrahlt. Die Nüchternheit, welche unserem Dorfpoeten in den agrarischen Teilen seiner Dichtung eigentümlich ist, verschwindet, wenn er das Sittengesetz feiert, welches unter dem Schutz der Götter steht.

Im Aufblick zu Zeus Kronion verabscheut er Ungerechtigkeit und Gewalt:

„Fische der Fluth, Raubthier und krallichte Vögel des Himmels
Hieß er fressen einander, dieweil sie des Rechtes ermangeln.
Aber den Menschen verlieh er Gerechtigkeit, welche der Güter
Edelstes ist — — —"

Digitized by Google

Dreißigtausend unsterbliche göttliche Wesen, so singt der Dichter, schweben, dicht in Nebel verhüllt, auf dem Erdkreis umher und schauen zu, ob jemand das Recht eines anderen ruchlos verletzt: „Heilige Diener des Zeus, der sterblichen Menschen Behüter.“ Sie melden das begangene Unrecht nach dem Olymp, ebenso wie die Göttin Dike, die jungfräuliche Tochter des Zeus, welche sich, unten auf der Erde hin und hergezerrt, weinend nach dem Sitz der Himmlischen begibt, zum Vater setzt, und Anklage gegen den Frevler erhebt. Das Sittengesetz Hesiods ist von demjenigen der Homerischen Gesänge im wesentlichen dadurch unterschieden, daß es die wirtschaftliche Arbeit für himmlischen Ursprungs anerkennt und hoch ehrt. Natürlich verschaffte eine derartige Denkungsart, indem sie sich Bahn brach, auch den Trägern der wirtschaftlichen Arbeit eine gehobene Stellung in der Gesellschaft. Auch hierin liegt ein Grund, um dessentwillen die Dichtung Hesiods in ganz Griechenland populär wurde. Einer der besten Beweise für die lebendige Anteilnahme, welche die sich immer stärker demokratisierende Nation den Gedichten Hesiods entgegenbrachte, sind die zahlreichen Einschiebungen. Gerade die tiefsinnigen Mythen und weltklugen Gnomen, die in Altertum und Neuzeit Hesiods Dichtung vorzugsweise berühmt gemacht hatten, sind heute aus der literarischen Produktion des böotischen Bauern für immer gestrichen. Der reflektierende Hesiod verschwindet aus der Geschichte und der agitierende nimmt seinen Platz ein. An Lebendigkeit und Kraft hat die Physiognomie des ersten konkreten Menschen in den Annalen von Hellas dadurch wahrhaftig nichts verloren. Wenn einer unserer Leser, der vielleicht bisher von der Dichtung Hesiods nichts mehr gekannt hat, als den Vers τῆς δ' ἀρετῆς ἱδρῶτα nunmehr Interesse an den ἔργα gewonnen haben sollte, so rate ich ihm, sich nicht an die neue zu Eingang dieses Aufsatzes angezeigte Hesiodübersetzung von Peppmüller zu halten, sondern an die oben gleichfalls zitierte Reproduktion der Voßschen Verdeutschung, welche mit nur ganz leisen Verbesserungen Berta Kern- von Hartmann veranstaltet hat. Vor zwei Jahren brachten die „Preußischen Jahrbücher“ (im 145. Bande) einen Aufsatz des Herrn Thassilo von Scheffer: „Prinzipien einer neuen deutschen Homerübersetzung“. Der Autor zeigte die Mängel, welche Johann Heinrich Voß als Uebersetzer Homers anhaften, konstatierte jedoch gleichzeitig, daß alle Versuche anderer, ihn zu übertreffen und zu verdrängen, gescheitert seien. Auch die Uebertragung Hesiods durch den Dichter der „Luise“ bleibt nach wie vor unerreicht.

Digitized by Google

Die deutschen Jesuiten und die deutschnationalen Interessen.

Zeitgemäße Randglossen.

Von

Professor Dr. Faßbender,
Mitglied des deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses.*)

Daß der katholische Volksteil in Deutschland die Bestimmungen des Jesuitengesetzes bitter empfindet, erscheint wohl begreiflich. Man liest so häufig in den Zeitungen, wie von Sozialdemokraten und Gesinnungs-Anarchisten gegen die staatliche Ordnung aufreizende Reden, auch Aufforderungen zum Massenaustritt aus der Landeskirche in öffentlichen Versammlungen geduldet werden. In einer Schrift, die bei Leibe nicht als Pamphlet betrachtet werden will, wird der Gedanke verteidigt, daß die Jesuiten viel eher eine Ausweisung aus dem Vaterlande verdienten, wie Verbrecher und Zuhälter, denn — so heißt es dann wörtlich — „Verbrecher, Dirnen, Zuhälter sind keine internationale Organisation, verkünden nicht im Beichtstuhl und in Exerzitienhäusern Lehren, welche die Souveränität des Staates leugnen und ihn dem römischen Papste unterstellen, sie sehen ihren Beruf nicht in gegenseitiger Verhetzung der Konfessionen". Die Köln. Volkszeitung brachte vor einiger Zeit einen Bericht über eine Berliner Versammlung, in der das Thema behandelt worden sei: „Die sexuelle Not der Studenten". Hier habe ein aus der Landeskirche ausgetretener Theologe in unverblümter Form und öffentlicher Rede sexualethische Grundsätze entwickelt, die einer Aufforderung zur Unzucht völlig gleichgekommen seien. Die Köln. Volkszeitung fährt dann fort: „Wenn an der Stelle des der Landeskirche ab-

---

Anmerkung der Redaktion. Daß der Torso des Jesuitengesetzes, wie es heute noch besteht, weder praktisch noch politisch haltbar ist, ist in den „Preußischen Jahrbüchern" schon vor längst dargelegt worden. Die nächste Reichstagssession wird sich zweifellos wieder damit zu beschäftigen haben. Wir haben deshalb dem Wunsch eines katholischen Abgeordneten, auch den Lesern der „Preußischen Jahrbücher" einmal die sachlichen Gründe darlegen zu dürfen, weshalb das Zentrum die Aufhebung fordert, stattgeben zu sollen geglaubt. Unsere eigenen Gesichtspunkte sind freilich völlig andere. Der Herausgeber wird in der „Politischen Korrespondenz" selber noch den Gegenstand behandeln.

Digitized by Google

trünnig gewordenen Geistlichen, der geradezu zur Unzucht aufforderte, ein Jesuitenpater einen Vortrag gehalten hätte, in dem er die jungen Studenten mit dem eindringlichen Ernste, den die Sexualpädagogik in unserer heutigen Studentenwelt beansprucht, zum Kampf gegen die sinnlichen Triebe, zur Manneszucht und zur Unterordnung unter die Gebote der altchristlichen Sittlichkeit aufgefordert hätte, sein Tun wäre religiöse Einwirkung gegenüber anderen gewesen und — gesetzwidrig im Sinne des Bundesratsbeschlusses. Soll uns Katholiken bei dieser so naheliegenden und einleuchtenden Erwägung nicht der Menschheit ganzer Jammer anfassen? Wir haben es herrlich weit gebracht in unserem lieben deutschen Vaterlande!"

Hier kommt ganz klar zum Ausdruck, weshalb das Jesuitengesetz die Katholiken so sehr erbittert. Man sagt sich: alle möglichen umstürzlerischen Bestrebungen, die an den Grundfesten der Gesellschaftsordnung rütteln, die Thron und Altar bedrohen, die Gesetz und Sitte verhöhnen, sie dürfen sich heute ungestört breit machen. Katholische Priester aber, die dem Jesuitenorden angehören, sollen durch gesetzliche Maßnahmen selbst in ihrer individuellen seelsorgerlichen Wirksamkeit behindert werden, nur weil sie Jesuiten sind, d. h. also: allein infolge ihrer Zugehörigkeit zu einer Vereinigung, welche von einem in der katholischen Kirche als Heiligen verehrten Manne gegründet, den Namen „Gesellschaft Jesu" trägt und von dem katholischen Volke wegen ihrer segensreichen Wirksamkeit hochgeschätzt wird. Was sodann den in der Bundesratsentscheidung zum Ausdruck gekommenen Gedanken der religiösen Betätigung gegenüber anderen angeht, so wird man es den Katholiken auch nicht verdenken können, wenn sie darüber erbittert sind, daß z. B. kurz nach der erwähnten Entscheidung des Bundesrates, im Zirkus Busch in Berlin eine große Methodistenversammlung stattfand, in welcher der in Zürich ansässige Bischof der europäischen Methodistengemeinden — also doch ein Ausländer — einen religiöse Fragen behandelnden Vortrag hielt. Einem Jesuiten aber, selbst wenn er der Sohn unseres deutschen Vaterlandes gewesen, wäre das Wort an dieser Stelle nicht verstattet worden. Auch die Heilsarmee, die nach Herkunft und Leitung unzweideutig englischen Charakter verrät, darf öffentlich religiöse Versammlungen veranstalten. Es liegt mir sicherlich ganz fern, das ernstgemeinte Streben in dem Methodismus und Salutismus verkennen zu wollen — über die Salutistenbewegung habe ich mit rein sachlicher Wertung der darin enthaltenen religiösen und sozialen Momente einen größeren Aufsatz in dem „Hochland" veröffentlicht —, aber der aggressive und internationale Charakter beider Bewegungen ist deutlich erkennbar. Sie wollen eine Werbetätigkeit unter allen Völkern ausüben. Während diese allgemeine Tätigkeit Methodisten und Salutisten in Deutschland aber gestattet ist, ist den Jesuiten religiöse Einwirkung selbst gegenüber den eigenen Glaubensgenossen verboten.

Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die Wertung der Jesuiten in katholischen und nichtkatholischen Kreisen eine ganz verschiedene, ja, man möchte sagen, eine vollständig entgegengesetzte ist. Zu dem Schlusse, daß

Digitized by Google

wenn die Katholiken die Jesuiten so hoch schätzen, wie es tatsächlich der Fall ist, müsse man schon deshalb, weil es sich hier um eine rein innerkirchliche Angelegenheit handle, die Jesuiten in ihrer priesterlichen Tätigkeit unbehindert lassen, kann man sich in nichtkatholischen Kreisen selten durchringen. Und was ist es nun, das das klare Denken in der Jesuitenfrage so völlig auszuschalten scheint? Es ist der Popanz der Jesuitenfurcht, der in der Geschichte nur ein Analogon im Hexenwahn findet. Das den Jesuiten abgeneigte Volksempfinden nichtkatholischer Kreise ist nichts anderes als eine auf Massensuggestion beruhende geistige Epidemie, eine psychische Zwangsvorstellung, wie es einstmals die Hexenangst gewesen ist. Wir sind heute ja kaum mehr imstande, die mutige Tat derjenigen Männer, die zuerst gegen den Hexenwahn angingen, unter denen bekanntlich der Jesuit Spee einer der bahnbrechenden Pioniere war, richtig einschätzen zu können, weil uns diese ganze Hexenangst so entsetzlich blödsinnig vorkommt. Wo ist aber der Säkularmensch in nichtkatholischen Kreisen der Gegenwart, der wie einstmals Friedrich der Große den Vorurteilen einer Welt entgegenzutreten wagte? Dieser König ließ sich nicht beirren dadurch, daß Papst Clemens XIV., dem Drängen der unter dem Einfluß einer christusfeindlichen Weltanschauung stehenden bourbonischen Höfe nachgebend, den Orden aufgehoben hatte. Friedrich der Große war sich darüber klar, wie aus einem Briefe des Königs an d'Alembert vom 4. Dezember 1772 hervorgeht, daß der Papst, eine weiche, etwas ängstliche Natur, sich von jenen Höfen hatte einschüchtern lassen, als man ihm die Bedingung stellte, die Aufhebung des Ordens zu verfügen, wenn er die Besetzung des Kirchenstaates verhüten wolle. Der Jesuitenorden blieb so unter dem Schutze des großen Königs in Preußen unbehelligt, indem dieser „das kostbare Saatkorn bewahren wollte, um später denen davon mitzuteilen, die Lust haben, das seltene Gewächs zu kultivieren." Auch Voltaire, der erbitterte Jesuitengegner, hatte bezüglich der „verwünschten Zärtlichkeit für die lieben Ignatianer" keinen Einfluß auf den König. Es liegt ein Brief vom 24. Oktober 1773 an Voltaire vor, in dem Friedrich sagt, daß er sich die armen Ignatianer in seinen Landen erhalten und dem Staate nützlich machen wolle, indem sie sich nun ganz dem Unterricht der Jugend widmen könnten. Bemerkenswert ist auch noch des Königs Schreiben vom 27. September 1775 an den Fürstbischof von Ermeland folgenden Inhalts: „Da ich von der Jugend Eurer Religion rede, habe ich mit Verdruß wargenommen, daß meinem Erziehungsplan eine völlige Zernichtung bevorgestanden, als man den Jesuitenorden zernichten wollte, welcher mir dennoch so tauglich zur Bildung und Führung der Jugend bei Erlernung der Wissenschaften vorkam. Ich habe deswegen zur Beibehaltung des Ordens in Meinen Landen alles Mögliche getan und der Papst selbst hat den Grundursachen, die mich veranlaßet, dergleichen Lehrmeister zu begünstigen, seinen Beifall nicht versagen können. Seine Heiligkeit haben vielmehr darob Ihren Wohlgefallen geäußert und Mir zu wissen getan, welchergestalt Hochdieselben, was diese in meinen Staaten befindlichen

Digitized by Google

Patres anlangt, sich von aller Irregularitätserklärung gegen dieselben enthalten würden, angesehen ich einmal die Vorteile erkenne, die zu meinem Ziel und Zweck dienlich."

So sehen wir bei dem großen König eine aufrichtige Schätzung der Jesuiten, aber keine Spur von jener Jesuitenfurcht, wie wir sie bei unseren Zeitgenossen heute so reichlich vertreten finden. Den Ursprung dieser Furcht zeigt am besten die Polemik, welche mit dem Rüstzeug früherer Jahrhunderte selbstbewußt einherschreitet, da nur selten ihr die Frage entgegengehalten wird: Was haben wir Heutigen mit diesen Jahrhunderte alten Ausgrabungen zu schaffen? Wer sich etwas in der antijesuitischen Literatur auskennt, trifft bei so manchem Anwurf, der heute mit einer Wichtigkeit auftritt, als handle es sich um einen funkelnagelneuen Gedanken, auf alte Bekannte, die sich bereits bei Elias Hasenmüller, Zahorowski, Jarrige — Renegaten und abgefallenen Jesuiten aus der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege — oder in den 1657 erschienenen Provinzialbriefen von Pascal schon finden. In anschaulicher Weise hat der bekannte protestantische Schriftsteller Viktor Naumann in einem kleinen Büchlein die Entstehung der modernen Jesuitenfurcht an der Hand historischer Ueberlieferung geschildert und kommt dann zu folgendem treffenden Ausspruch: „Man lasse auf beiden Seiten (bei Protestanten und Katholiken) die Beschuldigung gegen die Moral der Ahnen, die lächerlich schon aus dem Grunde ist, weil diese Ahnen nach dem Geist und Recht ihrer Zeit gehandelt haben, die in dieser Beziehung von dem der unseren sich sehr stark unterscheidet. Was würde man sagen, wenn man einem Fürsten vorhalten wollte, du bist unwert im Lande zu bleiben oder gar zu herrschen, denn deine Vorfahren haben sich vor vielen hundert Jahren schwer gegen die Moral und das Recht vergangen. Und es gibt gar manche sehr erlauchte Fürstenhäuser, deren weiland regierende Mitglieder sich nicht nur gegen das Sittengesetz unserer Tage, sondern gegen das Sittengesetz verfehlt haben, das durch alle Zeiten gleichmäßig hindurchgeht. Die Enkel heute für die Sünden der Väter verantwortlich machen zu wollen, wäre ebenso ungerecht wie töricht! Daher wende man die gleiche Maxime auf den Katholizismus und den Protestantismus an, sie nämlich nur aus der jeweiligen Zeit heraus zu beurteilen, und sehr viel Grund zu Zwist, Hader und Mißverständnissen wird ganz von selbst fortfallen; und man wende auch diese Maxime auf die Jesuiten an, man wird sehen, wie sehr bald der Popanz ihres Namens seine Schrecken einbüßt. Man wird dann in ihnen sehr fleißige, sehr eifrige Ordensmänner erkennen, deren Weltanschauung durchaus auf dem gleichen Boden, wie der Katholizismus überhaupt steht, deren Methode zu lehren man subjektiv für verfehlt halten mag, deren Prinzipien und Tätigkeit, was den Orden als solchen, wie seine einzelnen Mitglieder betrifft, dem Staate aber nicht auch nur ein Grund Berechtigung geben, das schwere Geschütz eines Ausnahmegesetzes gegen sie aufzufahren und liberale Kanoniere zur Bedienung dieser Geschütze im Namen der bedrohten Freiheit sich anzuwerben."

Digitized by Google

In der Tat, was die deutschen Jesuiten verlangen können und müssen, ist: die Gleichstellung und Gleichberechtigung mit jedem anderen deutschen Staatsbürger, sowohl in ihrer Betätigung im allgemeinen, wie bezüglich der religiösen Einwirkung gegenüber anderen. Diese Gleichstellung ist auch vom Standpunkte der deutsch-nationalen Interessen der Gegenwart geboten. Wohl bemerkt: ich spreche ausdrücklich von den deutschen Jesuiten, also von jenen Jesuiten, die Söhne unseres deutschen Volkes sind. Das ist so zu verstehen: Der Orden der Jesuiten ist, gerade so wie alle anderen Orden der katholischen Kirche, in Abteilungen nach den einzelnen großen Nationen gegliedert, um den berechtigten nationalen Eigentümlichkeiten der Mitglieder nach Möglichkeit Rechnung tragen zu können. Diejenigen Jesuiten, welche der deutschen Nation angehören und in der deutschen Ordensabteilung zusammengefaßt sind, müssen die Berechtigung haben, nicht allein sich in Deutschland aufhalten zu dürfen, sondern sie müssen auch alle jene Freiheiten genießen, in deren Besitz sich jeder andere Deutsche befindet. Man kann dagegen nicht einwenden, es mangele dem Jesuiten das nationale Empfinden, ein Vorwurf, der ja bekanntlich von einzelnen überspannten Leuten den Katholiken überhaupt gemacht, ja stellenweise sogar gegen das Christentum im allgemeinen erhoben wird, mit der Begründung, eine religiöse Einigung der Deutschen sei nur herbeizuführen durch „eine Ausgestaltung der heimischen Götter- und Heldensage, des eingeborenen germanisch-nordischen Mythos". Wie mit echt katholischer Gesinnung auch wahrhaft national-deutsches Empfinden gepaart sein kann, dafür fand ich unlängst in dem 1912 erschienenen Buche des Jesuiten Huber, welches von der „Nachahmung der Heiligen" handelt, einen treffenden Beleg. Huber führt aus, daß derjenige, der einen Heiligen zum Vorbild in seinem Leben nehmen wolle, am besten tue, wenn er unter sonst gleichen Umständen einen Heiligen seiner Nationalität wähle, da jede Nation ihre Eigentümlichkeit und ihren besonderen Charakter besitze. An den Heiligen der eigenen Nation werde man auch lernen, wie man löbliche nationale Eigentümlichkeiten bewahren und veredeln könne, dagegen charakteristische nationale Fehler zu überwinden habe. Dieser letztere Gesichtspunkt sei auch beim Gebrauch von Gebetsformularen, die von Heiligen stammen, zu beachten. Kurz und bündig fährt Huber fort: „Für Deutsche hat nun einmal die Ausdrucksweise der Italiener und Franzosen etwas Fremdartiges, manchmal sogar etwas Widerwärtiges und Abstoßendes. Daraus folgt, daß Gebete romanischer Heiligen uns Deutschen nur entsprechen, wenn sie uns mundgerecht gemacht sind, d. h. wenn aus ihnen alles entfernt ist, was nicht mit unserem Denken, Fühlen und Sprechen übereinstimmt . . . Es wird aber vielleicht jemand entgegnen: „Mir sind die Gebete der Heiligen in ihrer ursprünglichen Form lieber als Bearbeitungen." Nun ja, über den Geschmack ist schwer zu streiten. Jedenfalls muß der Deutsche, welcher so spricht und danach handelt, eine Lichtseite des deutschen Nationalcharakters hingeben für eine fremde Eigentümlichkeit, die für uns und an uns eine

Digitized by Google

Schattenseite bedeutet; und dieser Tausch ist sicher nicht zum Vorteil." Für die Tatsache, daß deutsche Jesuiten warmes nationales Empfinden beherrscht, finden sich interessante Belege in der „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts" von Bernhard Duhr. Dort sehen wir, wie an dem Kampfe gegen krankhafte Ausländerei und Fremdsucht in Tracht und Sprache, also gegen allamodische Trachten und Sprachmengerei, mehrere deutsche Jesuiten einen ruhmvollen Anteil genommen haben. Und Karl Adolf Menzel sagt von den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts in seiner „Geschichte der Deutschen seit der Reformation", daß nur wenige Deutsche ahnten, daß in einer Zeit, die für die trübste des deutschen Geistes gelte, ein deutscher Jesuit, ein Mann von edler, echt vaterländischer Gesinnung, ein großes Stück der Geschichte des Jahrhunderts in der Weise beschrieben habe, daß er scharf gegen die französische Politik und die französische Modesucht Stellung nehme. Für die Gegenwart besitzen wir aber ein Buch von Camerlander unter dem Titel „Sind die Jesuiten deutschfeindlich?" (Caritasverlag, Freiburg i. Br.), wo ein reichhaltiges Material zusammengetragen ist zum Erweis dessen, was die Jesuiten für das Deutschtum im Auslande gegenwärtig leisten. Es ist äußerst schwierig, eine Auswahl aus der Menge der dort geschilderten Tatsachen zu treffen. Hier nur einige Tatsachen! Wir werden zuerst in die belgischen Städte Verviers, Lüttich, Antwerpen geführt, wo die Jesuiten unter den deutschen Arbeitern und in den deutschen Ansiedlungen die Seelsorge ausüben. Da finden wir auch eine Rede, welche der protestantische Generalkonsul in Antwerpen im Jahre 1911 an dem Grabe des Jesuitenpaters Müller gehalten hat und in der sich folgende Wendungen finden: „Tiefbewegten Herzens stehen wir hier an der Bahre eines wahrhaft deutschen Mannes . . . . Seinem toleranten Charakter ist es zuzuschreiben, daß zwischen den verschiedenen Konfessionen der Deutschen stets Friede geherrscht hat . . . . Dem schlichten, einfachen Manne, dem großen Patrioten weihen wir unsere deutschen Farben." Wir wandern weiter nach Paris, wo die Jesuiten schon seit etwa 60 Jahren unter den Deutschen seelsorgerisch tätig sind. Wir hören, wie an Sonn- und Festtagen dreimal ausschließlich deutsche Predigt und deutsche Singmesse gehalten wird und die Patres geben dem Gedanken Ausdruck: „Indem wir die Jugend am deutschen Katechismus und deutschen Gottesdienst halten, bleibt sie in der deutschen Gewohnheit ihrer Eltern, behält deutschen Geist und übt die Religion wie die Deutschen." Auch in Marseille und Lyon unterhalten die Jesuiten deutsche Stationen und bemühen sich hier in hingebungsvoller Arbeit um die moralische Hebung der Deutschen. Wir wenden uns nach Italien. Um die deutsche Seelsorge in Genua hat sich namentlich P. Jansen eifrig bemüht. Er führte 1903 die grauen Schwestern dort ein und stellte damit das deutsche Mädchenheim auf festeren Boden. Er leitete mit großer Hingabe die deutschen Mütter- und Jungfrauen-Vereine, legte den Grund zum deutschen Seemannsheim, übte die Krankenseelsorge unter

Digitized by Google

den Deutschen an der Riviera, wie in Nervi, St. Marguerita und Rapallo, kurz, er war nach dem Zeugnis der Liguria del Popolo „unablässig um das Wohl seiner Landsleute besorgt". In Mailand sehen wir den P. Fell an verschiedenen Punkten der Stadt die in italienischen Volksschulen zerstreuten deutschen Kinder sammeln, um ihnen die Anfangsgründe des Katechismus in der fast vergessenen oder nur oberflächlich erlernten Muttersprache beizubringen und so neben der religiösen Erziehung auch deutsches Wesen zu pflegen. Unter anderen Einrichtungen findet sich dort auch eine deutsche Bücherei mit guten Jugendschriften. Deutsches Geistesleben auf Grundlage der Religion ist offensichtlich das Ziel aller unter der Leitung der Jesuiten stehenden Vereine in Mailand. Ueber das Collegium Germanicum in Rom, welches ebenfalls unter Leitung von Jesuiten steht, sagt ein früherer Schüler desselben, der verstorbene Universitätsprofessor Dr. Hettinger-Würzburg: „Ich kann behaupten, daß nicht einer war, der nicht deutsche Art und Sitte hochgehalten, dem nicht das Kollegium als eine vaterländische Insel erschienen wäre im fremden Lande." Interessant sind die Berichte über das Wirken der Jesuiten in Nordamerika, besonders über ihre Tätigkeit zur Förderung der deutschen Schulen. Eine Reihe deutscher Patres, in Besitz deutscher Universitätsbildung, haben das Ansehen deutscher Wissenschaft in Amerika mächtig gefördert. Da ist zu erwähnen der Mathematiker und Astronom P. Johannes Hagen, der lange Jahre am Colleg von Prairie du Chien tätig war, später einen Ruf an die Universität Georgetown als Direktor der dortigen Sternwarte erhielt. Dann P. Friedrich Hillig, der Erfinder einer Anzahl wertvoller neuer physikalischer Beobachtungsinstrumente, deren Herstellung und Verkaufsrecht deutschen Firmen überlassen wurde. Weiter P. Odenbach, Professor der Physik in Cleveland, gleichfalls Erfinder wichtiger Apparate und Direktor der 16 sämtlich von Collegien der Gesellschaft Jesu geleiteten seismologischen Beobachtungsstationen an der nordatlantischen Küste. Zahlreiche nichtdeutsche Amerikaner haben in den Lehranstalten der Jesuiten ihre Vorurteile gegen das Deutschtum abgelegt, haben deutsche Art und deutsches Wesen, deutsche Sprache und Literatur lieben und schätzen gelernt. Ich gehe auf die in dem erwähnten Buche enthaltenen Berichte über das Wirken der deutschen Jesuiten in Rußland, dem Orient, in Brasilien, Argentinien, Chile, in Indien, ihre Verdienste um die deutsche Flotte durch die Observatorien in Zikawei (China) und Manila (Philippinen), sowie um die deutschen Expeditionstruppen in Ostasien nicht näher ein. Ich kann es aber nicht unterlassen, auf die echt freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen hochgestellten deutschen Beamten und Offizieren und einer ganzen Anzahl im Auslande tätiger Jesuitenpatres sich entwickelt haben, hinzuweisen. Bemerkenswert erscheint mir vor allem ein Brief des Admirals Graf Baudissin an den Jesuitenpater Scherer, der mit den Worten beginnt: „Es ist recht lange her, daß ich von mir hören ließ und ich könnte es Ihnen nicht verübeln, wenn Sie mich für treulos hielten.

Digitized by Google

Aber ich fürchte mich nicht davor, denn wir haben uns zu sehr in die Augen gesehen und wissen genau, was wir voneinander zu halten haben. So werden Sie denn auch versichert sein, daß ich weder Sie noch den P. Froc, noch ganz Zikawai vergessen habe und daß ich vielmehr mit freundlicher und dankbarer Gesinnung an Sie alle denke."

Wenn wir hier nun von dem Nationalempfinden der Jesuiten sprechen, so darf auch nicht unerwähnt bleiben, was die Jesuiten in den Kriegen 1866 und 1870/71 für Deutschlands Wohl in christlicher Nächstenliebe geleistet haben. Zahlreiche Patres waren während der beiden Feldzüge in der Militärseelsorge, eine große Anzahl von Brüdern in der Krankenpflege tätig. Vor Metz, bei Sedan, vor Belfort, an der Loire, an der Somme, vor Paris sind Verwundete in großer Menge von Jesuiten mit hingebender Liebe und Aufopferung gepflegt worden. Daneben haben noch die Jesuiten in ihren deutschen Niederlassungen Lazarette errichtet, und zwar in Maria-Laach, im Hause der Jesuiten zu Bonn, auf der Friedrichsburg bei Münster und auf dem Bergdrisch in Aachen. Ihre Tätigkeit wurde vom kgl. Kommissar und Militärinspektor der freiwilligen Krankenpflege rühmend anerkannt. Hervorragende Chirurgen sprachen mit großer Hochachtung und Anerkennung von ihren Leistungen, vor allem aber scheint mir erwähnenswert, was der große Menschenfreund Pfarrer Friedrich v. Bodelschwingh in seinen Tagebuchaufzeichnungen über seine Erlebnisse in Ars sur Moselle schreibt: „Es ist etwas Wehmütiges und zugleich Erhebendes um eine allmählich zusammenschmelzende Schar eines Schlachtfeldlazarettes. . . . In der großen Markthalle fand ich von hundert, die in den ersten Tagen hier lagen, nur noch etwa dreißig, meist Amputierte oder sonst sehr schwer Verwundete, von katholischen Brüdern aus dem Jesuitenorden — ich muß der Wahrheit die Ehre geben — ohne Proselytenmacherei mit rühmlicher Liebe und Treue, wie alle Kranken bezeugten, gepflegt." Zwei Jesuiten zogen hoch zu Roß mit den deutschen Truppen in Berlin ein. Einer erhielt das Eiserne Kreuz. 168 anderen wurde die Kriegsdenkmünze „in Anerkennung der freiwilligen Leistungen bei der Pflege Verwundeter und Kranker während des siegreichen Feldzuges 1870/71" verliehen und mußte ihnen Ende 1872 in die Verbannung nachgeschickt werden. Dieses alles und noch vieles andere findet sich anschaulich geschildert in einer Sammlung von Briefen und Berichten, herausgegeben von M. Rist unter dem Titel „Die deutschen Jesuiten auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten 1870/71" (Herdersche Verlagshandlung in Freiburg). Als ein Belag für das nationale Empfinden deutscher Jesuiten kann auch eine Stelle des P. von Nostitz-Rieneck in einem kürzlich erschienenen Aufsatz der Laacher Stimmen betrachtet werden, der den schlichten Titel „1813" trägt. Hier wird versucht, der von einigen Historikern aufgebrachten Herabsetzung König Friedrich Wilhelms III. entgegenzutreten und darzulegen, daß das bekannte Wort „Der König rief und alle kamen" nicht, wie behauptet wird, widergeschichtlich ist, sondern historische Wahrheit bietet. In der Wiener militärischen Zeitschrift „Danzers Armeezeitung" ist gerade des

Digitized by Google

hervorgehoben worden. Im „Tag" las ich vor einiger Zeit folgenden Ausspruch des deutschen Jesuiten Max Pribilla: „Wenn ich aus meiner eigenen Erfahrung sprechen darf, in Köln a. Rh., wo ich geboren und erzogen wurde, habe ich die Liebe zur Heimat gelernt. Keine Verbannung und kein Jesuitengesetz haben sie mir geraubt, und keinem Ordensoberen ist es je beigekommen, diese Gesinnung zu beanstanden. Die deutschen Jesuiten beanspruchen ebenso gute Deutsche zu sein, wie ihre Gegner." Und endlich heißt es in einem Büchlein des P. Kratz, welches sich betitelt „Katholische Urteile über Jesuiten?" am Schlusse folgendermaßen: „Ich bin kein Ausländer, sondern ein Deutscher von Geburt, ein Deutscher von Erziehung, ein Deutscher nach meinem ganzen Denken und Fühlen, und meine deutsch-vaterländische Gesinnung lasse ich mir von keinem Menschen absprechen, er mag heißen, wie er will. Und so wie ich denken und fühlen alle meine deutschen Ordensbrüder. Wir sind keine Internationale, wir sind keine Ausländer, wir sind deutsche Jesuiten, und deutsche Jesuiten wollen und werden wir bleiben." Sind das nicht alles Aeußerungen und Handlungen aus der Gegenwart, die eine ganz andere Beachtung verdienen, wie im Haß gegen die Jesuiten aus Jahrhunderte alten Schmökern aufgestöberte Spintisiereien und aller Bedeutung für die Gegenwart bare Doktorfragen über moralische Probleme?

Daß die Aufhebung des Jesuitengesetzes den deutschnationalen Interessen widerspreche, weil es den heutigen Jesuiten an deutschem Geist mangele, wird man nach dem Gesagten wohl nicht behaupten können. Auch bezüglich des Verhältnisses zwischen den Konfessionen in Deutschland — dieses zu einem friedlichen zu gestalten, ist auch eine wichtige nationale Angelegenheit — möchte ich hier noch auf einen Ausspruch hinweisen, den der deutsche Jesuitenpater Lippert in seiner im vorigen Jahre erschienenen Schrift „Zur Psychologie des Jesuitenordens" (Kösels Verlag in Kempten) tut: „Die Jesuiten haben heute keine Veranlassung, auf dem Standpunkt des mittelalterlichen Glaubensstaates zu verharren oder gar die religiöse Verfolgungswut und den Glaubenshaß des 16. und 17. Jahrhunderts heraufzubeschwören. Die Jesuiten von heute sehen in den christlich gesinnten Protestanten ihre Brüder und Waffengenossen in dem großen Geisteskampfe gegen die antichristliche Bewegung der Neuzeit. Darum soll auch kein Mißtrauen und kein bitteres Gedenken mehr zwischen ihnen stehen, und einzelne Uebereifrige und unduldsame Geister, wie sie immer auf beiden Seiten sich finden werden, sollen dieses Verhältnis christlicher Duldung und Milde nicht stören dürfen. Wohl sollen die Ideen miteinander ringen, ein frischer Kampf der Geister, mit geistigen Waffen und Kräften geführt, soll herrschen, denn die freie Konkurrenz ist noch lange keine Intoleranz und keine Verfolgung. Aber über die Produkte eines weltfremden, eingesponnenen Denkens soll man beiderseits mit ritterlicher Noblesse hinwegsehen und hinweggehen." Würden bei uns in Deutschland überall diese vernünftigen Anschauungen Platz greifen, so würde bald ein anderer Ton in der Presse

Digitized by Google

und in Volksversammlungen herrschen. Sollten aber Elemente unter den deutschen Jesuiten sich finden, welche nicht eine so vornehme Gesinnung, wie der vorgenannte P. Lippert, hegen, zu illoyaler Hetze wird ihnen in der Gegenwart keine Möglichkeit bleiben. Man mache sich einmal den Geist der heutigen Umwelt, in die die Jesuiten gestellt sind, psychologisch klar. Wie sollten sie, selbst bei Uebelwollen, Schaden anzurichten imstande sein? Bei freier Ausgestaltung ihrer Tätigkeit unter Gleichstellung mit allen anderen Deutschen wird ihr Wirken nur nach zwei Richtungen hin sich entfalten können. Ein Teil wird, wie bislang, sich der Wissenschaft widmen, und ein anderer Teil der Pflege religiös-sittlichen Lebens unter ihren Glaubensgenossen. Daß die Jesuiten durchweg eine viel bessere und umfassendere Allgemein- und Fachbildung besitzen als der durchschnittliche Weltklerus, das weiß jeder, der den Bildungsgang der Jesuiten kennt. Es liegt aber eine gute Bildung des Klerus unzweifelhaft im deutschnationalen Interesse. Eine Anzahl der deutschen Patres arbeitet aber auch sehr erfolgreich auf einer Reihe von wissenschaftlichen Sondergebieten. Ueber einen Besuch in dem deutschen Gelehrtenheim in Valkenburg habe ich im „Tag" (1912, Nr. 245) berichtet und meine persönlichen Eindrücke geschildert. Auf diese will ich hier nicht näher eingehen, sondern lieber hinweisen auf die Worte, die der bekannte Professor der Mathematik und Astronomie an der Berliner Universität Geheimrat Wilhelm Foerster, ein freisinniger Mann, im „Tag" geschrieben hat: „Mir fehlt die Kompetenz dazu, eine vollständige Bilanz der Leistungen der Jesuiten auf dem Gebiete der gesamten Kulturentwicklung zu ziehen. Ich kann nur als Astronom und als Mitarbeiter an der Geschichte der Kultur die Behauptung aufstellen, daß meines Wissens die volle Gerechtigkeit der Würdigung alles dessen noch fehlt, was die Jesuiten zu der umfassenden Erkenntnis und Verwaltung des Erdenlebens beigetragen haben. . . . Nicht selten ist von ihnen auch das Wort ergriffen worden im Sinne einer friedensvollen Stellung der Kirche zur Wissenschaft." Die deutschen Jesuiten haben unter ihren Mitgliedern aber Leute, die nicht nur in Mathematik und Astronomie, sondern auch in Physik und Chemie, Biologie, Geographie, Statistik und Geschichte, Archäologie, Literatur und Kunstgeschichte, Assyriologie, Orientalistik sehr beachtenswerte Leistungen aufzuweisen haben — von dem weitverzweigten Gebiete der Theologie und ihrer Hilfswissenschaften gar nicht zu reden. Auch die Förderung der Wissenschaft liegt im deutschnationalen Interesse.

Das Gebiet, auf dem die Jesuiten in der Gegenwart sich hauptsächlich jedoch zu betätigen haben würden, wäre der Kampf gegen den Umsturz, doch wohl ein Wirken deutschnationalen Interesses im erhöhten Sinne des Wortes. Daß sich der katholische Volksteil im allgemeinen gegen die Sozialdemokratie bislang ziemlich widerstandsfähig erwiesen hat, ist festgestellt. In einer beim Volksverein in M.-Gladbach erschienenen Arbeit von Dr. Alois Klöcker ist der statistische Nachweis erbracht, daß mit dem Steigen der Prozentanteile der evangelischen Wahlkreisbevölkerung organisch und in un-

Digitized by Google

unterbrochener Linie die Zahl der Sozialdemokraten in Stimmen und Mandaten steigt, um mit den höchsten evangelischen Bevölkerungsprozenten ihren Höhepunkt zu erreichen, während mit dem Steigen der Prozentanteile der katholischen Konfession an der Wahlkreisbevölkerung das gerade Gegenteil der Fall ist. Lehrreich sind in dieser Beziehung auch noch die neuesten Badischen Landtagswahlen mit der interessanten Tatsache, daß von den 37 Wahlkreisen, die eine vorwiegend (über 50 %) katholische Bevölkerung aufweisen, 30 dem Zentrum gehören, aber nicht ein einziger der Sozialdemokratie; daß ferner in diesen 30 Zentrumswahlkreisen für die Sozialdemokratie nur je 7 % der gültigen Stimmen abgegeben wurden, für das Zentrum aber 67 %. So erfreulich diese Tatsachen für die Katholiken sind, so läßt sich auf der anderen Seite aber auch die andere Tatsache nicht leugnen, daß die Widerstandsfähigkeit der katholischen Bevölkerung gegen die Sozialdemokratie nur so weit reicht, als das religiöse Leben in ihr ein reges ist. Daß es sich hierbei nicht um eine einfache Vermutung, sondern um eine offensichtliche Wirklichkeitserscheinung handelt, wird jeder Kenner der Verhältnisse zugeben. Es ziehen jährlich Tausende von katholischen Arbeitern in die großen Städte, leiden Schiffbruch an ihrem religiösen Glauben, werden ihrer Kirche entfremdet und verfallen der Sozialdemokratie. Dieses traurige Ergebnis wird zum großen Teil dadurch herbeigeführt, daß die Kräfte der geordneten Seelsorge nicht ausreichen. Wie nun für die evangelische Bevölkerung der Großstädte eine Ergänzung der geordneten Seelsorge durch Einrichtungen der Inneren Mission, in Berlin z. B. durch die Stadtmission, geboten wird, in der Theologen und Laienarbeiter organisatorisch zusammengefaßt sind, so bedarf auch die katholische Kirche zur Lösung der Aufgaben der Großstadtseelsorge einer hilfreichen Ergänzung der überbürdeten Pfarrgeistlichkeit. Hier würden die Jesuiten eine hervorragend deutschnationale Arbeit zu leisten imstande sein, ebensowohl durch Abhaltung von Missionen, wie auch durch Hausseelsorge und Vortragstätigkeit in Arbeitervereinen. Was könnten die guten Patres hier Segen stiften! Man lese doch einmal die von Duhr gesammelten „Aktenstücke zur Geschichte der Jesuitenmissionen in Deutschland 1848 bis 1872" (Herders Verlag in Freiburg), wie den Jesuiten von den verschiedensten Seiten bestätigt wird, daß sie sich von jeglicher Verletzung Andersgläubiger ferngehalten, nur der Verkündigung der religiösen Wahrheiten sich gewidmet und den Kampf gegen Laster und Sünde als ihre einzige Aufgabe erblickt haben. Es ist besonders in der Zeit nach dem Revolutionsjahr 1848 für die Jesuitenmissionen eine große Aufgabe gewesen, Frieden in die beunruhigten Gemüter zu bringen. Riehl erwähnt in seinem Buche „Land und Leute" aus eigener Anschauung die merkwürdige Erscheinung bei den Jesuitenmissionen: „Wir sahen die seltsame Bekehrung, daß viele Tausende von jenen Leuten, die eben erst im Aufruhr ihre Reife kund gegeben, als Büßer vor dem Missionskreuz niedersanken." Die Förderung des religiös-sittlichen Lebens unter den Katholiken ist eine deutschnationale Aufgabe,

Digitized by Google

die bei Aufhebung des Jesuitengesetzes die deutschen Jesuiten so außerordentlich in Anspruch nehmen würde, daß ihnen zum Kampf gegen Andersgläubige, selbst bei der größten Kampfeslust, keine Zeit bleiben würde.

Erwägt man nun die vorstehend entwickelten Gesichtspunkte, so wird man gerade vom deutschnationalen Standpunkte aus sagen müssen, daß der Vorschlag, den der freikonservative Abgeordnete von Dewitz in einem Aufsatz des Neuen Deutschland und ähnlich auch der Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher" schon vor längerer Zeit gemacht haben, dringend einer schleunigen Verwirklichung bedarf. — Allerdings auch das Geringste, was die deutschen Katholiken bezüglich der gesetzlichen Regelung der Jesuitenfrage erwarten müssen. Die beiden genannten Politiker wollen den einzelnen Jesuiten als Individuum jedem anderen deutschen Staatsbürger, auch bezüglich der „religiösen Einwirkung gegenüber anderen" vollkommen gleichstellen und nur für den Fall, daß die Jesuiten tatsächlich das friedliche Verhältnis der Konfessionen trüben sollten, den Bundesrat ermächtigen, das alte Jesuitengesetz wieder aufleben zu lassen. Das bedeutet allerdings noch lange nicht die Erfüllung der Wünsche der deutschen Katholiken, welche auch die Aufhebung des Verbotes von genossenschaftlichen Niederlassungen der Jesuiten stetig fordern werden und auch fordern müssen. Aber mit der Verwirklichung des erwähnten Vorschlages wären doch wenigstens die schreiendsten Widersprüche aus unserer Gesetzgebung beseitigt, jene Widersprüche, auf die der protestantische Vorsitzende der bayerischen Reichspartei, Freiherr von Pechmann, kurz und treffend mit den Worten einmal hinwies: „Man halte sich den Widerspruch vor Augen, der darin liegt, daß Monisten, Freidenker, Sozialdemokraten, praktisch gesprochen auch Anarchisten, in unbegrenzter Bewegungsfreiheit reden und schreiben, Propaganda treiben und aufwiegeln und verhetzen dürfen, wie sie wollen, während nicht nur die Niederlassungen des Jesuitenordens vom Reichsgebiet ausgeschlossen, sondern auch die einzelnen Jesuiten weitgehenden Beschränkungen unterworfen sind . . . . Und auch das wird nicht in Abrede gestellt werden können, daß der Widerspruch besonders stark hervortritt, seitdem das Sozialistengesetz gefallen ist und seitdem wir es unter der Herrschaft der radikalen Phrase dahin gebracht haben, daß unsere öffentliche Meinung vor nichts so sehr zurückschaudert, wir vor irgendeinem Gesetze, das auch nur mit einem Schein von Recht als Ausnahmegesetz bezeichnet werden kann." Diesen Widerspruch empfinden die Katholiken in Deutschland als einen Stachel, der im Herzen jedes einzelnen schmerzt. Und es dürfte in der Tat eine deutsch-nationale Aufgabe des Bundesrates sein, die Wünsche der Katholiken in der Jesuitenfrage zu erfüllen und damit dem ebenso ersehnten wie notwendigen Frieden in der deutschen Nation zu dienen.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Theologie.

Gott oder Mensch? Eine falsche Alternative.

„Wenn man den Unterschied zwischen positiver und liberaler Theologie auf eine kurze Formel bringen wollte, so könnte man sagen, daß die positive Theologie von dem Satze ausgeht: ‚Jesus war Gott', und die liberale von dem Gegenteil: ‚Jesus war Mensch'". — Diese Worte nimmt P. C. Schmidt zum Ausgangspunkt seiner Abhandlung über „Unsere Kirchenparteien und den Stifter des Christentums" (Novemberheft der Preußischen Jahrbücher). Diese summarische Formulierung ist empirisch richtig: so wird die Sachlage von vielen Beteiligten empfunden, das ist die landläufige Meinung.

Aber gerade daß diese Formulierung empirisch richtig ist, ist das Unheil; denn sie ist prinzipiell falsch. Sobald die Erörterung von der Alternative ausgeht: „Gott oder Mensch?", verliert sie den Zusammenhang mit dem Zentralgedanken des Christentums und muß notwendig unfruchtbar bleiben.*) Die Lehre der christlichen Kirche ist ja nie gewesen: Jesus Christus ist Gott, sondern sie hat immer gelautet: er ist Gott und Mensch. Und der Akzent hat dabei von Anfang an auf der Kopula gelegen: Gott und Mensch, Gottmensch.

„Aber dies", höre ich die Majorität der heutigen Gebildeten und auch nicht wenige liberale Theologen antworten, „dies ist ja gerade der Unsinn, den wir bekämpfen, oder den wir eigentlich gar nicht erst zu bekämpfen brauchen, weil der formulierte Widerspruch sich von selbst aufhebt."

Gemach! Ein Widerspruch vielleicht für den Verstand, aber nicht für die Vernunft. Die Kirche wollte, als sie diese Formel bildete, gar keine philosophischen Rätsel lösen, sie wollte eine religiöse Wahrheit zum Ausdruck bringen, und die religiösen Wahrheiten sind — im Christentum wenigstens

*) Auch C. Schmidt übernimmt die Alternative nur als gegeben, ohne sie, wie es scheint, zu billigen. Denn auf S. 303 sagt er: „Wenn man diesen Gedanken festhalten würde, daß der Mensch von Gott geschaffen und darum ihm in seinem Wesen gleich ist, so würde mehr Friede sein. Dann würde auch in vielen Punkten kein Unterschied mehr sein zwischen liberaler und positiver Theologie."

Digitized by Google

— alle paradox. Daß die Leidenden selig gepriesen werden, daß der Weg zum Siege nur durch Opfer geht, daß sittliche Handlungen den Menschen nicht fromm machen, daß nur der Sünder von Gott angenommen wird — das alles ist ja eine einzige große Paradoxie. Es erweckt also nur ein gutes Vorurteil für den Wert des kirchlichen Dogmas, wenn es paradox ist, wenn es verkündet: das Unmögliche — ist Wirklichkeit geworden, Gott und Mensch sind unlöslich, sind wesenhaft verbunden.

Der heutige Widerspruch richtet sich vor allen Dingen gegen die präzise Formulierung, welche das Dogma zu Nicäa gefunden hat: daß der Sohn ὁμοούσιος τῷ πατρί sei. Da scheint doch die damals als Ketzerei verworfene Lehre des Arius immer noch einleuchtender und in sich klarer gewesen zu sein. Ja, der Widerwille gegen das ὁμοούσιος geht so weit, so wenig kann man sich denken, daß die Menschen früher anders empfunden haben, daß sogar ein Krypto-Arianismus unter der Hülle der orthodoxen Formel als ganz selbstverständlich statuiert wird: „Die Mehrzahl der Christen sind zu allen Zeiten Arianer gewesen, die in Christus den Gott am nächsten stehenden Menschen verehrt haben" (S. 281). O nein! Diesen Vorwurf brauchen wir gegen die Frömmigkeit unserer Altvorderen nicht zu erheben; es wäre tatsächlich das schärfste Verdammungsurteil. Denn der Arianismus ist seinem Wesen nach — darüber sind sich der Vater der Orthodoxie, Athanasius, und der Vater der Heterodoxie, Lessing, völlig einig — Rückfall ins Heidentum.*) Und warum? Weil er in Christus einen geschaffenen Gott sieht, nach Art der polytheistischen Götter, und weil er der Kreatur eine Verehrung erweist, die nur Gott selbst zukommt.**) Wir Protestanten haben ja eine leicht begreifliche Sympathie für alles Anti-Orthodoxe und besonders dann, wenn es sich, wie beim Arianismus, um eine anti-katholische Lehre handelt, welche von den germanischen Völkern aufgegriffen ist. Wir wittern da leicht etwas wie Vorboten der deutschen Reformation. Davon kann hier nicht im entferntesten die Rede sein. Vielmehr lag ihnen der Arianismus deshalb näher, weil der polytheistisch gedachte geschaffene Gott Christus ihren heimischen polytheistischen Göttern verwandter war als die streng monotheistische Lehre von Nicäa. Der Arianismus wurde ihnen die Vorhalle zum wirklichen Christentum.

Alle Religion aber ist eine praktische Angelegenheit des Menschen, auch hinter dem scheinbar so gänzlich unpraktischen nicänischen Dogma steht das brennende religiöse Interesse des Menschen. Aus all den dogmatischen Kämpfen tönt uns als Leitmotiv das Wort des Athanasius entgegen: Gott wurde Mensch, damit wir Gott würden.

---

*) Für Athanasius siehe am bequemsten das schöne Buch von Krüger, Das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit. 1905, S. 195; für Lessing siehe dessen Aufsatz „Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit"; Hempelsche Ausgabe, Bd. XVIII, S. 101—133.

**) Schmidt gebraucht den Ausdruck in einem abgeblaßten Sinn.

Digitized by Google

Was aber wurde daraus, wenn Arius recht hatte? wenn nur Halbgöttliches in Jesus Christus war? — Dann mußte die Seele, die sich nach Vereinigung mit Gott selbst sehnte, sich mit einem Surrogat begnügen, und die große Kluft zwischen Gott und Mensch blieb bestehen, nichts Vollgöttliches konnte dann in die Seele eingehen.

Nur wenn der λόγος, der sich mit dem Menschen Jesus verband, dem Vater wesensgleich war, war das religiöse Interesse der Menschheit gesichert. Darum ist es ein großes Verdienst, welches sich Athanasius um die Religion, nicht bloß um die Theologie, erworben hat, wenn er das prinzipiell Neue, welches das Christentum in der Religionsgeschichte bedeutet, nämlich die Vereinigung von Gott und Mensch, in seiner Formel zum präzisen Ausdruck brachte: Jesus Christus ist Gott und Mensch und seiner Gottheit nach dem Vater wesensgleich.

Das religiöse Interesse zog dann die selbstverständliche Konsequenz, die sich nun, nachdem das verkappte Heidentum im Arianismus definitiv aus der Kirche gedrängt war, ohne Kampf durchsetzte; es erklärte (auf dem Konzil zu Konstantinopel, 381) auch den heiligen Geist für Gott wesensgleich. Das heißt, der heilige Geist, der von dem Wiedergeborenen Besitz ergreift, macht den Menschen als Gotteskind — seiner Gottheit nach — dem Vater wesensgleich. Dieser tief religiöse Gedanke liegt dem Dogma von der Homoousie zugrunde. Wollen wir den wirklich verwerfen?

Ja, aber die Form! Diese spröde, ungenießbare Schale!

Allerdings konnte das Dogma nur die Sprache seiner Zeit sprechen. Es hat denjenigen, an dem der Menschheit die Vereinigung von Gottheit und Menschheit aufgegangen ist, singularisiert und metaphysiziert. Dadurch ist, während dem Dogma ja alles darauf ankam, Gottheit und Menschheit zusammenzuklammern, die Gefahr entstanden, daß dieser Christus, der die Stätte der grundsätzlichen Vereinigung von Gott und Mensch ist, doch wieder von der Menschheit losgerissen wurde. Dieser Gefahr wurde aber durch die Lehre vom heiligen Geist immer einigermaßen begegnet Und es ist nur nötig, den Gottmenschen Christus von der Verabsolutierung zu befreien, so tritt der alte Grundgedanke des Christentums in frischer Kraft zutage und es wird deutlich, daß es sich in der Lehre von der Gottmenschheit nicht um einen einmaligen Vorgang handelt, der isoliert bliebe, sondern um einen religiösen Prozeß, der die ganze Menschheit ergreift, jeden Menschen mit dem heiligen Geist, der dem Vater wesensgleich ist, erfüllen und ihn so zu einem Gotteskinde machen will, das seiner göttlichen Natur nach dem Vater wesensgleich ist.

Ich denke, es steckt sehr viel religiöse Vernunft in diesem alten Dogma. Man muß nur die selbstverständlichen Schranken seiner Ausdrucksweise nicht für sein Wesen halten.

Hat man aber die Vernunft darin erst einmal erfaßt, so erschließt sich auch der Sinn der weiteren Dogmenbildung, auch des Dogmas von Chalcedon, das sich in der protestantischen Kirchengeschichtsschreibung einer

Digitized by Google

besonders ungünstigen Beurteilung erfreut. Ein „unklarer Kompromiß", ein „direkter logischer Widerspruch" und ähnlich lauten die Titulaturen, mit denen es bedacht und beiseite geschoben wird, die uns aber nicht mehr schrecken. Denn wir wissen schon, daß die Dogmen keine Rätsel lösen wollen, und erwarten von vornherein auch im Chalcedonense — zu seiner Ehre — eine Paradoxie. Und es enttäuscht uns nicht, es ist wirklich paradox. Es beantwortet die Frage, wie es möglich sei, daß eine einheitliche Daseinsform (ὑπόστασις), ein einheitliches Personleben Christi, bei zwei verschiedenen Naturen zustande komme, dahin, daß es sowohl die Selbstständigmachung beider Naturen, als auch die Auffaugung der schwächeren durch die stärkere ablehnt und erklärt, beide Naturen existierten in der Einheitlichkeit des Personlebens, „ohne Vermischung, ohne Verwandlung, ohne Zerreißung und ohne Zertrennung" — oder wie man diese vier Formeln meist zusammenzieht: „unvermischt nnd ungetrennt". In dieser Weise ist Christus sowohl Gott als auch dem Menschen wesensgleich. Es ist damit — wenn wir gleich die Singularisierung aufheben und den allgemeinen religiösen Prozeß ins Auge fassen — gesagt, daß in dem Gotteskinde ein neues einheitliches Personleben entsteht, in dem göttliche und menschliche Natur ihre Sonderexistenz behalten („unvermischt"), aber zugleich aufs engste verbunden („ungetrennt") sind. Diesem Geheimnis suchen die heutigen Theologen mit dem Begriff der Persönlichkeit beizukommen — dieselbe Sache, nur andere Worte.

Der monotheletische Streit, der die Dogmenentwicklung geradlinig weiterführte, konnte nach allem Gesagten gar nicht anders enden, als mit dem Siege des Dyotheletismus: der Gottmensch hat einen persönlichen Willen, in dem aber jeder Natur ihr eigener Wille erhalten bleibt; der Person-Wille kommt zustande durch die Harmonie des Willens der beiden Naturen — wie? das läßt sich nicht sagen.

Es ist verblüffend zu sehen, mit welcher Genauigkeit ein neuerer Denker, dem dies Dogma völlig fern lag, vom religiösen Interesse aus zu derselben Formulierung des Problems gelangt ist: Lessing in der wertvollsten Szene seiner religiösen Dichtung „Nathan der Weise" (IV. 7). Dort hat Nathan, nachdem ihn der grausamste Schicksalsschlag, der Verlust seiner gesamten Familie, ins Herz getroffen hat, sich aufgelehnt gegen die Vorsehung, „mit Gott auch wohl gerechtet, gezürnt, getobt" — es ist die vollendete Entzweiung des menschlichen und göttlichen Willens. Allmählich kehrt dann die Vernunft zurück, er ringt um Ergebung in den göttlichen Willen. „Doch war auch Gottes Ratschluß das!" Aber wie von dem Wunsch zur Verwirklichung des Wunsches gelangen? Nathan deutet das im Hintergrund ruhende Problem an, wenn er sagt:

> Ich stand und rief zu Gott: Ich will!
> Willst du nur, daß ich will!

Und seinem Wunsche wird Erfüllung zuteil: er kommt zur Vollendung, in seinem Gemüt werden göttlicher und menschlicher Wille zu einem Willen

Digitized by Google

der Person. „2 Willen = 1 Wille“ — in dieser Paradoxie stimmt Lessing mit den Vätern von Chalcedon überein. Wohlweislich hat sich Lessing damit begnügt, das Unerforschliche als unerforschlich stehen zu lassen. Und den Vätern von Chalcedon sollte man es zum Vorwurf machen, daß sie nicht so naseweis waren, den Schleier lüften zu wollen?

In der Konsequenz der Lehrbildung hätte es nun gelegen, daß, wie früher das Dogma von der Homoousie, so jetzt die Dogmen von den zwei Naturen in einer Daseinsform und von den zwei Willen in einem Person-Willen auf den heiligen Geist übertragen wären. Dann wäre es zum unzweideutigen Ausdruck gekommen, daß auch diese Lehren nur Aussagen über einen allgemein menschlichen religiösen Prozeß sind. Warum es nicht dazu gekommen ist, ist leicht zu sehen. Die Isolierung des Gottmenschen Jesus Christus machte es unmöglich. Da man bei ihm die Gottheit auch metaphysisch faßte (und nach Lage der Zeit nicht anders fassen konnte), durfte man das, was man von der Gottheit im Gottmenschen aussagte, nicht auf die göttliche Natur in jedem menschlichen Gotteskinde übertragen. Diese Schranke hat nach dem Vorspiel der mittelalterlichen Mystik der Protestantismus endlich beseitigt, er hat die Gottheit aus der Objektivierung in das Gemüt des Menschen hineingezogen und so den Grundgedanken des Christentums zur Vollendung gebracht.

Dabei ist aber festzuhalten, daß der Nerv dieses Gedankens in seiner Paradoxie liegt. Wer ihn anerkennen, aber die Paradoxie leugnen wollte, verhielte sich zu diesem protestantischen (oder neuprotestantischen) Christentum wie die freien Geister des Mittelalters zu den Mystikern: sie sprachen dieselbe Sprache wie die Mystiker, waren aber ihre Todfeinde. Wer die Paradoxie leugnen wollte, würde damit sagen, daß der Mensch naturhaft göttlichen Wesens und ohne neuen Lebensanfang der Gottmenschheit teilhaftig sei, er würde — wie die freien Geister des Mittelalters — die „Vergottung“ des alten Adam proklamieren. Das wäre aber die Verkehrung der Lehre von der Gottmenschheit in ihr Gegenteil; denn die hat zur Voraussetzung die Lehre von der Gottwidrigkeit des empirischen Menschen, daß er nämlich — der Anlage nach zwar zum Ebenbild Gottes bestimmt — tatsächlich im Widerspruch zu diesem Ideal sich befindet. Ob das mit dem augustinisch-lutherischen Unbegriff der Erbsünde oder dem — doch auch nicht schwierigkeitslosen — kantischen Begriff des radikalen Bösen ausgedrückt wird, verschlägt wenig, gemeint ist beide Male dasselbe: daß der empirische Mensch böse ist. Um so stärker tritt die Paradoxie der Lehre von der Gottmenschheit in die Erscheinung: Gott und Gottwidriges ist eins geworden.

Hundert Jahre sind seit der Entstehung des deutschen Idealismus in die Lande gegangen. Vielleicht wird es nun möglich, daß seine Ergebnisse Allgemeingut werden und der Streit um veraltete Fragestellungen zur Ruhe kommt.

Gottfried Fittbogen.

Digitized by Google

Literatur.

Heinrich Spiero: Gerhart Hauptmann. — Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Velhagen und Klasings „Volksbücher", zu denen diese kleine Monographie gehört und die man mit ihren bunten, bildgeschmückten Deckeln jetzt in allen Schaufenstern prangen sieht, sind ein getreuer Ausdruck für das Bildungsstreben der breiteren Massen in unseren Tagen. Unstreitig ist das Interesse für Literatur, Kunst und Wissenschaft im „Volke" in letzter Zeit gewachsen. Man will nicht ganz ungebildet sein, sondern nach Möglichkeit teilnehmen am Geistesleben der Zeit. Freilich, man hat nicht allzuviel Zeit und auch das Interesse ist nicht gar so tief. Man wünscht daher möglichst angenehm und in möglichst kurzer Form unterrichtet zu werden. So kommt es, daß die Abbildungen verhältnismäßig immer zahlreicher werden und die Bändchen immer dünner. Aus Bänden von ungefähr 150 Seiten, den trefflichen Monographien, die Velhagen und Klasing zum Preise von durchschnittlich drei Mark anfangs allein herausgab, sind jetzt Hefte von 30 Seiten geworden, die nur 60 Pfennig kosten und die man auf einer Fahrt von Berlin O. nach Berlin W. durchlesen kann, wenn man sich nicht gar nur aufs Durchblättern und Bilderbesehen beschränken will. Auf seine Kosten kommt man schon hierbei. Denn die beigegebenen Abbildungen sind gut. Der geistreiche Kopf unseres größten lebenden Dichters mit dem edel geschnittenen Profil und dem träumerisch versonnenen Ausdruck verträgt es ganz gewiß, in dreizehn verschiedenen, z. T. vortrefflichen Abbildungen der Betrachtung dargeboten zu werden. Auch die übrigen Illustrationen — hauptsächlich Schauspieler und Schauspielerinnen in Hauptmannschen Rollen — besieht man mit Vergnügen. Und dabei ist auch der Text des Bändchens keineswegs schlecht. Soweit es möglich ist, auf 20 Seiten — mindestens 10 Seiten kommen auf die Illustrationen — einen Begriff von G. Hauptmanns reichem Schaffen und seiner dichterischen Entwicklung zu geben, ist das hier geschehen. Freilich, für wen ist ein solches Heft eigentlich geschrieben? Wer Hauptmanns Werke kennt, dem wird diese knappe Charakteristik nicht viel sagen — die ausgesprochenen Urteile erscheinen z. T. unbegründet, die aufgezeigten Zusammenhänge z. T. konstruiert —, wer sie aber nicht kennt, kann damit noch weniger anfangen. In jedem Falle, scheint mir, wäre es besser gewesen, mehr von Hauptmanns Leben zu sagen und weniger von seinen Werken.

Kurt Martens: Deutschland marschiert. Ein Roman von 1813. — Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin 1913.

Keine eigenwilligere und selbstherrlichere Göttin gibt es als die Poesie. Sie kommt mit ihren Gaben nur, wenn es ihr gefällt, nicht, wenn wir sie rufen und zu uns bitten. Am allerwenigsten leistet sie offiziellen Einladungen Folge. Sie weiß, wo es steif und abgezirkelt hergeht, da kann

Digitized by Google

sie es nicht drei Minuten aushalten, da fällt sie sofort in Ohnmacht. Denn ihr innerstes Wesen ist die Ursprünglichkeit, Natürlichkeit und Ungezwungenheit. Alles Berechnete und Berechenbare ist ihr entgegengesetzt und zuwider. Daher hat sie auch keinen Kalender und kümmert sich absolut nicht um unsere Jubiläen. Sie bekommt es fertig, ein paar Jahre vor oder nach einem großen nationalen Feiertage das zu feiernde Ereignis aufs schönste zu verherrlichen, an dem Feiertage selbst aber ihre Mitwirkung gänzlich zu versagen.

Je näher nun ein Dichter seiner Göttin steht, um so vertrauter ist ihm dies ihr freiherrliches Wesen, und um so weniger wird er den Versuch machen, ihr zu einem bestimmten Festtage eine Gabe abzudringen. Man hat Mühe gehabt, Gerhart Hauptmann zur Abfassung des Jahrhundertfestspiels zu überreden, das man ihm dann so schlecht gelohnt hat. Joseph v. Lauff hätte sich gewiß eher bereit finden lassen, das Gewünschte zu schreiben. Andere haben gar auf eigene Faust die Poesie kommandiert, um die große Zeit vor hundert Jahren dichterisch wieder auferstehen zu lassen. Sie haben jedoch, wie zu erwarten, kein Glück damit gehabt. Von dem, was mir zu Gesichte gekommen ist, wird nichts das Jubiläumsjahr lange überdauern. Auch E. Lissauers Rhetorik wird bald verhallen. Seine Lieder sind mit viel mehr Klugheit als Talent nach den heute herrschenden Begriffen von Poesie kunstvoll gemacht und finden daher mit Recht trotz aller kollegialen Lobeserhebungen keine Leser. Auch „Deutschland marschiert" ist keine echte Dichtung. Soviel Martens sich von dem zunutze gemacht hat, was die Geschichte dem Dichter hier an eindrucksvollen Gestalten und Ereignissen bietet, er hat doch nichts wirklich Fesselndes, die Phantasie Beschäftigendes zustande gebracht. Er läßt fast alle Großen der Zeit persönlich auftreten, Napoleon und seine Marschälle, Stein und Hardenberg, Körner Vater und Sohn, Arndt und den phantastischen Musikerpoeten E. T. A. Hoffmann, ja, selbst Goethes Schatten beschwört er bei Gelegenheit einer Teegesellschaft im Körnerschen Hause. Man sollte meinen, da müßten wir warm werden und dem Erzähler mit Spannung und Teilnahme folgen. Und doch bleiben wir ziemlich kühl und unbewegt. Denn auch die größten Schatten werden nur lebendig, wenn man sie mit Blut, mit dem eigenen Blut, speist. Das hat Martens versäumt, und so sind die Geister der Vergangenheit bei ihm farblose Schemen geblieben, historische Gespenster, aber keine dichterischen Gestalten. Der ganze Roman ist matt und saftlos, es fehlt ihm die Temperatur, die alles Lebendige haben muß, um zu bestehen. Darum mangelt es ihm auch an Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Nur ein Kunstwerk, das aus innerem Erleben herauswächst, wird ein Organismus. Alles bloß Gedachte und Gemachte ist in der Kunst gestaltlos und unorganisch. Bei Martens' Roman fehlt durchaus die Einheit der Handlung, soweit sie auch in einer epischen Dichtung erforderlich ist. Er zeigt uns eigentlich nur — schemenhaft, wie gesagt — einen großen Hintergrund, vor dem sich eine ganze Reihe von Gestalten

Digitized by Google

bewegt, darunter so abenteuerliche wie die der Mademoiselle Viktoire, die sich vor jenem großen Hintergrunde sehr seltsam ausnimmt und ohne die der Dichter in einem ernsthaft historischen Roman unbedingt hätte auskommen müssen.

Um die ganze Minderwertigkeit dieses Produkts zu erkennen, halte man es neben Th. Fontanes „Vor dem Sturm". In dieser herrlichen Dichtung wird keine einzige der großen Gestalten jener Zeit zitiert, und doch wird uns die große Zeit hundertmal lebendiger als in „Deutschland marschiert".

Walter Bloem: Volk wider Volk. — Roman. Verlag von Grethlein & Co. in Leipzig.

Walter Bloem verdankt den großen Erfolg, den er mit diesem Roman wie schon mit seinem Vorgänger, dem „eisernen Jahr", beim Publikum gehabt hat, ohne Zweifel hauptsächlich der Wahl seines Stoffes. Der letzte Krieg mit Frankreich steht uns zeitlich immer noch so nah, daß unsere Herzen erzittern, wenn wir auch nur einigermaßen anschaulich davon erzählen hören. Ein Buch, durch das die Donner der Schlachten um Metz rollen, macht sich leicht bemerkbar und findet Leser und Freunde. Und Bloem versteht es, die Vorteile seines Stoffes auszunutzen. Er läßt die Geschütze dröhnen, die Granaten zerkrachen und die eisernen Hagelschauer niederprasseln, daß uns schon beim Lesen manchmal schier Hören und Sehen vergeht und wir kaum begreifen, wie aus einer solchen Hölle auch nur ein Mann lebendig wieder herauskommen konnte. Aber wenn auch oft übertrieben, anschaulich sind seine Schilderungen stets. Denn er beschränkt sich niemals auf allgemeine Angaben über den Verlauf einer Schlacht, sondern läßt uns überall die Vorgänge aus dem Gesichtswinkel einzelner Personen sehen, deren Schicksale wir miterleben. Dabei wechselt er häufig den Standort der Betrachtung, führt uns bald in das belagerte Paris, bald zu seinen Belagerern, bald zu dem „Volk in Waffen", das sich, von Gambetta zum Kampfe gerufen, bei Orleans sammelte, bald zu den Truppen des „roten Prinzen", die den versuchten Vorstoß auf Paris so blutig zurückschlugen, und vermeidet es so, uns ein einseitiges Bild des großen Völkerringens zu geben. Wer also den Krieg nur aus rein historischen Darstellungen kennt, denen ja die volle, am Konkreten haftende Anschaulichkeit naturgemäß mangelt, der kann hier eine schätzenswerte Ergänzung und Belebung seiner Vorstellungen finden. Freilich aber muß er dabei manches in Kauf nehmen, was, für sich betrachtet, die Lektüre keineswegs lohnt. Die eigentliche Handlung des Romans, die sich auf der feuerspeienden Bühne des Kriegsschauplatzes abspielt, oder vielmehr die Handlungen — denn es sind mehrere, die nebeneinander herlaufen — zeigen, daß Bloem durchaus nur zu den Unterhaltungsschriftstellern zu rechnen ist. Sie sind sämtlich allzu romanhaft in dem üblichen tadelnden Sinne, um ein tieferes Interesse zu erregen. Zwei deutsche Mädchen aus

Digitized by Google

guter Familie, die das Unglück haben, an einem Vertreter der grande nation Gefallen zu finden und in einer sehr unzeitgemäßen Feindesliebe zu entbrennen; ein junger Klaviervirtuose — wohl die beste Figur —, den die Sorge um seine Hände, die Organe seines Künstlertums, zuerst zum Feigling und Drückeberger macht; endlich ein württembergischer Offizier, der wegen schlimmer Streiche den Dienst und die Heimat hat verlassen müssen, in Paris als Kellner lebt und nach einem vergeblichen Versuch, als Gemeiner ins deutsche Heer wieder einzutreten und sich so zu rehabilitieren, französischer Soldat und Offizier wird und als solcher im Kampfe mit seinen alten Regimentskameraden zusammenstößt — das sind auf deutscher Seite die Hauptpersonen des Romans: Beweis genug, wie sehr Bloems Phantasie das Abenteuerliche liebt und sucht. Letzten Endes freilich geht er die gewöhnlichen Wege. Er weiß, was dem Durchschnittsleser wohl und wehe tut, und hütet sich, ihn zu enttäuschen. Schließlich kommt alles, wie es in einem „Roman" eben kommen muß. Herr von Ponchalon, der Mariannens Leidenschaft mißbraucht, stirbt, daß aber der Vicomte von Perceval, der Leonore ritterlich umwirbt, am Leben bleibt und sein Ziel erreicht, darauf gehe ich jede Wette ein. Dies Problem wird nämlich in „Volk wider Volk" noch nicht gelöst, sondern erst in dem dritten Roman dieser Serie, „Die Schmiede der Zukunft", der inzwischen auch schon erschienen ist, (den ich aber noch nicht gelesen habe). Und das ist auch etwas, worüber ich Klage zu führen habe. Wer eine Reihe von Romanen schreibt, die innerlich zusammenhängen, der soll dies im Titel deutlich sagen. Sonst nasführt er den Leser, der in dem Roman ein selbständiges Ganzes zu haben glaubt, um am Schlusse vor lauter abgerissenen Fäden zu stehen. Dieses Abreißen kommt übrigens auch innerhalb des Romans vor. Bloem hat die schlechte Manier, eine Szene bis zum Höhepunkt zu führen und dann plötzlich abzubrechen und den Schauplatz zu wechseln. Diesem groben Mittel, den Leser in Spannung zu halten, entspricht im ganzen die sprachliche Form des Romans. Sie ist stark rhetorisch, vielfach abgerissen und von dem Streben nach Effekt beherrscht. Das verrät sich schon äußerlich in der seltsamen Häufung der drei Punkte, die auf jeder Seite ein paar mal, ja viele Male statt anderer Interpunktionszeichen stehen. „Vorwärts . . . vorwärts . . . Teufel . . . was da zur Rechten auf der Chaussee als dicker, schwarzer Wurm herankroch, das mußte schon Feind sein . . . Zum Glück entfernte sich der Feldsteig immer mehr von der Landstraße . . ." So geht es das ganze Buch hindurch.

Martin Havenstein.

Herrmann Bang.

Von dem jüngst verstorbenen dänischen Dichter Herrmann Bang wissen die, die ihn persönlich gekannt haben, viel Närrisches und viel wenig Sympathisches zu erzählen. Sie schildern ihn als einen merkwürdig exzentrischen Menschen, als schwächlich und haltlos. Immer wieder wird daran er-

Digitized by Google

innert, wie er bei öffentlichen Vorlesungen aus seinen Werken nicht weniger als im privaten Gespräch jedes seiner Worte sogleich mimisch darstellte. Er erzählt oder liest: „Karl setzte sich", so setzt sich Herrmann Bang. „Fritz stand auf", Herrmann Bang steht auf, „aß, trank, zog den Rock aus . . .", alles spielt sogleich Herrmann Bang. Als ein Kranker wird er von solchen, die sich einer besseren Gesundheit und, dank ihrer Eltern, frischerer Nerven erfreuen, nicht eben liebevoll als ein degenerierter Kerl hingestellt. Liest man seine Werke, so wird die Ansicht über den Zustand des Dichters kaum eine andere werden. Melancholie der Lebensschwäche gibt die Klangfarbe, der Jammer lebensunfähiger letzter Sprößlinge alter Familien im großen und ganzen den Inhalt. Ueberall Traurigkeit, Untergang, Schwäche, Hilf- und Hoffnungslosigkeit. Nirgends zeigt sich des Geistes Kraft, die selbst über den körperlichen Verfall hinüber triumphiert Selbst das künstlerische oder schriftstellerische Können ist nicht derart, daß es mit dem Segen stolzen Kraftgefühls belohnte. Lebensgier und Verlangen nach allen Früchten des Daseins, nach Genuß sowohl und weltmännischem Glanz wie nach trauter, warmer Güte und einfacher Herzlichkeit treiben den Untergehenden vorwärts, wie es bei Schwindsüchtigen so oft der Fall ist, und immer schaukelt er zwischen zwei Extremen, dem glänzenden Scheinen in der Lebewelt und der wehmütigen Sehnsucht nach der schlichten Schönheit seiner Kinderheimat. Nirgends ein siegendes Wollen, nirgends eine befreiende Hingabe, sei es eine Leidenschaft, sei es eine Idee, immer nur die Projektionen eines ohnmächtig leidenden Ich. Gewiß eine tieftraurige Erscheinung.

Und gleichwohl, wenn es auch seine Landsleute bestreiten, hat man bei Herrmann Bang den Eindruck, daß er in seinen Werken wirklich Däne ist, durch und durch, und der eigentliche Vertreter des gegenwärtigen Dänemarks, dieses Landes und Volkes mit der prächtigen, kraftvollen, ruhmreich-stolzen Vergangenheit, das aufgehört hat, eine Rolle zu spielen, und uns Fremden nur noch als eine reizende Sehenswürdigkeit erscheint, fein, zart, erinnerungsvoll, geadelt durch seine Vergangenheit und lebenssüchtig ohne Lebensaufgabe. Oder hat uns erst Herrmann Bang diese Ansicht über sein Vaterland suggeriert? Ist es in Wirklichkeit anders, als es uns, den fremden, gelegentlichen Besuchern, scheint? Ist Kopenhagen n i c h t das Klein-Paris, ein Ort verfeinerten Genusses anstatt das Gehirn einer zu fürchtenden Volksmacht? Der letztvergangenen Generation sang Jakobsen sein wunderschönes, wehmütiges Lied, der jetzigen hält Herrmann Wied den fürchterlichen Spiegel vor und leiht Herrmann Bang Wort und Stimme zu Klage und Selbstanklage. Dann wäre auch diese Schwäche keine zufällige Erscheinung, an der man vorübergehen dürfte. Dann gebührte Herrmann Bang als einem Repräsentanten seines Volkes sein fester Platz in der dänischen Literatur und in der Geschichte Dänemarks. Was wir an ihm auszusetzen haben, wäre Schicksal und käme auf die Rechnung seines Volkes und seiner Zeit, sein Schaffen aber wäre eine Erscheinung von allgemeiner Bedeutung. —

Digitized by Google

Fünfzehn Bände seiner Werke sind in deutscher Sprache bei S. Fischer in Berlin erschienen. Acht Romane, zahlreiche Novellen und Skizzen, ein Band Gedichte und ein Band Aufsätze zum Theater, mit dem Titel: „Menschen und Masken". Dieses Buch ist das einzige, das eine gewisse Vollkommenheit in sich aufzuweisen hat. Einzig und allein hier zeigt sich eine gewisse, vom Leid des Ich befreite, auf Objekte gerichtete Geistigkeit, allein aus diesem Buch weht ein Hauch von Kraft und Freude. Hier galt es, andere, wenn auch nicht glückliche, so doch erfolgreich tätige, fruchtbare Menschen bis in ihre Seele hinein sie verfolgend, zu verstehen und ihr Wesen auseinanderzulegen. Es sind Aufsätze, die von hervorragenden Schauspielern und Schauspielerinnen handeln, und man hat den Eindruck, daß sich der Autor hier durch seine Hingabe an die Leistung anderer gewissermaßen selbst erlöst und reinigt. Wiederum ist vielleicht nur ein Leidender imstande, so tief in andere hineinzusteigen, und so muß man vielleicht in diesem einen Falle der Schwäche und dem Elend Herrmann Bangs ein Verdienst zusprechen (so, wie wir einen Teil unserer Romantiker gelten lassen), insofern uns seine Schwäche und sein Elend die beiden Aufsätze über Hamletvorstellungen geschenkt haben. Hamlet sagt: „So pflegt es zu sein; je weniger eine Hand verrichtet, desto zarter ist ihr Gefühl." —

Der Literatur gehört an, was irgendwie literarische Qualitäten aufweist, d. h. in irgendeiner Weise unsere Art, die Welt zu sehen, um eine besondere Nuance bereichert. Eine solche Bereicherung bringen aber nur einige von Bangs Erzählungen. Trotz ihres gewissen stofflichen Interesses, insofern sie in Lebenskreisen spielen, die uns ferner liegen und deshalb unsere Neugier reizen, wie etwa die Welt der Artisten, wird die Mehrzahl seiner Novellen kaum eine dauernde Vermehrung der dänischen Literatur bilden. Auch von den Romanen scheinen einige, durchaus durch fremde Vorbilder angeregt, nicht einem eigentlich künstlerischen Schöpferakt zu entspringen. „Am Wege" z. B. verrät sich allzu deutlich als Abkömmling von Flauberts „Madame Bovary". Ein anderer, ebenfalls recht bekannt gewordener Roman, „Hoffnungslose Geschlechter", wirkt langweilig, wie eine nicht recht gelungene, dabei sentimental erzählte Selbstbiographie, bei der des Autors persönliches Interesse an seinen eigenen Schicksalen das künstlerische überwiegt. Auch „Michael" möchte ich nicht unter die gelungensten Schöpfungen Bangs rechnen. Gewiß ist Geist und recht viel Talent hier tätig. Aber der Versuch einer gewissen pointillistischen Technik wirkt nicht als Kraft, sondern als Schwäche, als ein unzulänglicher Ersatz für wirkliche Erzählerkraft, den langen Atem und die unnervöse geistige Herrschaft über den Stoff. Zu lange Zeit haben wir von diesen Versuchen einen Fortschritt erhofft, der doch nur kommen kann, wo der Geist sicher und stark die Herrschaft behauptet. Zudem kommt hier eine weltmännische Allüre dazu, die den beabsichtigten Ernst des tragischen Hauptthemas fast aufhebt. Es ist das eine Stillosigkeit, die verrät, daß weder die Tragik

Digitized by Google

wirklich echt und rein empfunden, noch der Weltmannston wirkliche Ueberlegenheit ist. Es wirkt wie ein zusammengeleimtes Theater, welches alle Mittel heranzieht, um den sensationellen Effekt zustande zu bringen. Auch „Das weiße Haus“ erreicht seinen Zweck nicht und bleibt im Sentimentalen stecken. Bangs Jugendheimat und seine Mutter wären wohl ein stärkeres Denkmal wert gewesen. Aber allzugerührt, verliert der Verfasser die Haltung. Das Buch ist, bei seinem schönen Inhalt, kein Kunstwerk, sondern vielfach in peinlicher Weise dilettantisch. Einen höheren Wert scheint die Schilderung der alten, verstaubten Vornehmheit Kopenhagens, die so wurmzerfressen ist, in „Das graue Haus“ zu haben. Vielleicht kann man diesem Buche eher Fortdauer versprechen.

Auch von Bangs letztem Werk, dem Roman „Die Vaterlandslosen“, möchte ich absehen, um zwei andere herauszugreifen, die Bangs spezifische Eigenart als Künstler am meisten zeigen und somit wahrscheinlich ihren Platz in der Literatur behaupten werden. Es sind die Romane „Tine“ und „Ludwigshöhe“.

„Tine“ spielt im dänischen Schreckensjahr 1864. Der Schauplatz des Romans liegt auf der Insel Alsen, unmittelbar hinter den Düppeler Schanzen. Die Kämpfe um Düppel spielen in schauerlicher Weise in die Ereignisse hinein: Diesen Zeiten der Aufregung und Not, zuletzt des verzweifelten Elends, fällt ein junges Mädchen zum Opfer. Heldin in „Ludwigshöhe“ ist gleichfalls ein junges Mädchen, Ida Brandt, der Lehrertochter Tine Bölting nah verwandt in ihrer Ursprünglichkeit und Wärme des Gefühls und ihrer selbstlosen Hingabe. Aber die Verhältnisse, in denen ihr kleines Schicksal sich abspielt, sind friedlich und behaglich, und der Mann, dem sie sich opfert, hat nicht die Glorie des Helden. Auch hier am Ende Ueberdruß des Mannes an seinem Opfer, aber die unheroische Umgebung verbietet das Pathos einer erlösenden Katastrophe. Ida Brandt lebt weiter, während Tine den Tod sucht.

Aber auch hier ist die Erzählung nicht epische Kunst im Sinne überlegener, geistiger Verarbeitung der Ereignisse, Kunst, die einen Sieg bedeutet. Vielmehr klagt auch hier die gequälte, hilflos leidende Kreatur, die in ihrer dumpfen Trauer schon keinen Sieg mehr anstrebt. Aber auch die Klage ist nicht rein. Sie müßte denn unmittelbar, kindlich, einfach sein. Aber die Bücher sind bewußt und mit Wirkungen rechnend, durchaus nach künstlerischen Gesetzen aufgebaut. Es ist das Leiden, so gemalt, um auf dem Markt für Geld gezeigt zu werden.

Dies Urteil wäre von ungerechter Härte, käme es nicht darauf an, gerade der hohen Schönheit dieser Bücher gegenüber Stellung und Haltung nicht zu verlieren. Daß sie einmal existieren, ist gewiß Gewinn und ganz und gar kein Schaden. Sie bringen ein Mehr an Schönheit in die Welt. Aber wenn sie Schule machten oder das Urteil beeinflußten, wenn sie Erich hätten mit ihrer angestrebten Gefühlsverwirrung und Nervenerschütterung, so wäre der Schaden unheilbar. Indessen, nur den ansteckend Kranken

Digitized by Google

isoliert man. Das Unvollkommene richtig genießen zu können, setzt freilich um so vollkommenere Leser voraus.

„Tine", noch mehr als „Ludwigshöhe", ist im Gegensatz zu manchem anderen Werke Bangs eine richtige, wohl komponierte Geschichte mit richtig Anfang, Mitt' und Ende, gut entwickelt und gut zu Ende geführt. Nur sind sie beide eben nicht erzählt, wie der Dichter erzählt, dem alles Vergängliche ein Gleichnis ist und der über alles Leid hinaus die Idee leuchten sieht, sondern mit jener, ich möchte sagen heidnischen, Prostitution der inneren Verzweiflung, der das schöne Traurige nur das Mittel ist, den eigenen traurigen Seelenzustand zu offenbaren. Insofern ist es Dilettantismus, nicht die Ausübung einer beherrschten Kunst.

Die Schönheit des Erzählten aber — und hiermit komme ich überhaupt auf jenes Merkmal, das Bangs Werken Literaturwürdigkeit verleiht — liegt in dieser seltsam markierten, um nicht zu sagen vertieften, Auffassung eben vom Menschen als Naturwesen, als Unterworfenen unter die Gesetze der Natur, ohne bewußtes Wollen, und nicht erleuchtet durch den Geist. Diese Menschen sind widerstandslos der Spielball und das Opfer der Naturkräfte außer ihnen und in ihnen, und das Interesse müßte an ihnen vorübergehen, insofern der Menschheit Stolz das Menschliche ist, ihr Mut zum Fortschritt und zum Kampf um die Herrschaft über die Naturgewalt, und nur das den Menschen interessiert, was seinen Stolz berührt, dichtet man doch, wenn man von Tieren dichtet, in diese noch Menschen hinein, nicht umgekehrt. Aber was hier in rührender Weise anzieht, ist, daß diese Naturwesen eine lange und reiche menschliche Vergangenheit hinter sich haben. Es sind wieder Natur gewordene Menschen, nicht vertierte, sondern zu einer seltsam süßen Schönheit verwandelte Menschen, wie edle Rosen, die in alten Gärten verwildernd wieder breitere Blätter bekommen und seltsam verarmte Blüten tragen. Wer wird nicht bei solchem lieblichen Verfall stehen bleiben und verweilen mögen!

Eine gewissermaßen hohe ländliche Kultur, durch viel Bewußtsein im Laufe von Jahrhunderten geschaffen, ist wieder zum Naturzustand geworden. Was wir vom Mittelalter kennen als ein allmähliches Tagwerden, wenn die Geselligkeit Formen annimmt und die Körperarbeit vergeistigt wird durch Lieder und Bräuche, erscheint hier wie im Abendrot. Man ißt und trinkt, kocht und wäscht, ackert und pflegt sein Vieh mit einer zärtlichen Inbrunst, die nicht mehr, wie einst, die harte Pflichterfüllung auf dem Wege zu Höherem ist, sondern, indem man vor dem nächsten Gedanken sich scheu verbirgt, ein süßes Sichhinwegtäuschen mit dem Altgewohnten, ein Sichverstecken hinter dem Mittel, um nach dem verlorenen Zweck nicht mehr suchen zu müssen. Diese Menschen denken nicht mehr, oder wenn sie denken, ist es qualvoll vergebliche Mühe. Aber in ihren Seelen steigen Gefühle und Empfindungen auf von unendlicher Zartheit, Güte und Vornehmheit, wie Resultate des Denkens früherer Geschlechter, die noch um Nächstenliebe und das Verstehen anderer zu kämpfen hatten, bei denen es

Digitized by Google

noch einen Sieg des Geistes über das Fleisch bedeutete. Mit der feinen Aufmerksamkeit edler und treuer Hunde entdecken sie, selbst leidend, was den anderen Leidenden eine Freude sein könnte, und haben in ihrem gedankenlosen Stillehalten oft Erkenntnisse über sich und andere von erschütternder Tiefe und Wahrheit, gleichzeitig mit der Liebe zärtlicher Tiere den Schmerz zu lindern suchend, der ihrem aufmerksamen Auge überall begegnet. Wie die Blumen auf dem Felde führen diese so überaus guten Menschen auf dem Lande ihr verfeinertes sinnliches Leben bei ihrer Arbeit in Feld und Garten, im Stall und in der so wohlversehenen Küche, so führen jene altaristokratischen Familien in der Stadt fein, sorgfältig und unbewußt ihr gesellschaftliches Leben in ehrfürchtig zarter Pflege altgewohnter Bräuche, vorsichtig das Wort und den Gedanken umschiffend, die ihnen ihr ganzes Dasein vernichten würden, nicht um ihrer selbst, sondern um der geliebten Menschen willen, für die sie das Opfer innerer Wahrhaftigkeit und innerer Würde bringen, denen zu Liebe sie ein Schemendasein leben. Und diesen Gedankenscheuen ist die Liebe nicht eine Tat, sondern ein Geschehen. Es geschieht das Süße und geschieht das Traurige mit ihnen, sie halten still, rührend klaglos wie Tiere, die das ihre erdulden. —

Man wird diese Bücher lieben können, ohne ihren Wert zu überschätzen. Dr. Siegfried Krebs.

Deutsche Erinnerungen von Sidney Whitman. Mit 16 Bildnissen. Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt 1913.

Daß eine erfreuliche Entspannung zwischen England und Deutschland eingetreten ist und man jenseits des Kanals die Schuld der Entfremdung zwischen den beiden stammverwandten Völkern nicht mehr ausschließlich auf unserer Seite sucht, sondern zugibt, daß man hüben und drüben gefehlt hat, ist gewiß nicht nur auf die politischen Erfahrungen während der Balkankrisis allein zurückzuführen, sondern auch auf den Einfluß von Männern, die sich wiederholt längere Zeit in Deutschland aufgehalten und durch gesellschaftliche und wissenschaftliche Beziehungen Gelegenheit gehabt haben, es besser kennen zu lernen, als auf Vergnügungsfahrten möglich ist. Zu den Engländern, die unsere Vorzüge und Schattenseiten wirklich kennen und uns zu schätzen wissen, gehört Sidney Whitmann, dessen Deutsche Erinnerungen sich vom Jahre 1859 bis auf die Gegenwart erstrecken. Schon als Schüler, dann durch geschäftliche Tätigkeit und später als Korrespondent des New-York-Herald ist er mit den verschiedensten Kreisen in Berührung gekommen. Er hat mit kleinen Leuten verkehrt und ist Gast gewesen in den vornehmsten adligen Häusern; auch auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet ist ihm kaum einer unserer Großen unbekannt geblieben. Daß er in Friedrichsruh gern gesehen war, dürfte durch seine Personal Remini-

Digitized by Google

cences of Prince Bismarck ziemlich allgemein bekannt sein; aus seinen „Deutschen Erinnerungen" erfahren wir, daß er auch den großen Schweiger Moltke und den Grafen Blumenthal gut gekannt hat. Zu den Künstlern, deren Freundschaft er viele genußreiche Stunden verdankt, gehört der Maler der Könige und der König der Maler: Lenbach. Von diesen und zahlreichen anderen interessanten Persönlichkeiten weiß er in äußerst fesselnder Weise zu erzählen. Außerdem schildert er Zustände, Sitten und Bräuche, wie sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in verschiedenen deutschen Staaten geherrscht haben, ebenso vorurteilslos wie anschaulich, und wenn seine „Erinnerungen" die Aktualität schon lange verloren haben werden, können sie noch eine wertvolle Quelle bilden für das Studium der Kultur dieser Zeit. Gleich das erste Kapitel, „Schulerinnerungen" überschrieben, wird späteren Lesern Veranlassung bieten zu allerhand lehrreichen Vergleichen zwischen Einst und Jetzt. Die Schule, in die Sidney Whitman, als er elf Jahre alt war, geschickt wurde, war das berühmte Vitzthumsche Gymnasium in Dresden, in dem die Söhne des angesehensten Adels, sogar solche regierender Häuser, erzogen wurden und das sich weit über die Grenzen Deutschlands hinaus eines großen Rufs erfreute. Spiel und Sport, von denen die heutige Sportmanie soviel Heil für die Entwicklung der Persönlichkeit erwartet, waren damals noch unbekannt, doch sah man dort bereits in der Abhärtung des Körpers durch Turnen und Schwimmen ein notwendiges Mittel zur Charakterbildung. Das ganze Erziehungssystem war nach den jetzigen zimperlichen Begriffen zum Teil geradezu barbarisch; jedenfalls war es so strenge, daß es schwache Charaktere beinahe zerbrach, während es die starken zu tüchtigen, kerngesunden Männern machte. Sehr interessant ist auch das Kapitel über die berühmte Glasfabrik Josephinenhütte in Schreiberhau durch die Schilderung der noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durchaus patriarchalischen Verhältnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern; es war auf beiden Seiten viel schönes und reines Menschentum zu finden. Die meisten Arbeiter wohnten in eigenen, von Gärten umgebenen Häusern, die auf den Hügeln zerstreut lagen, und arbeiteten willig bis spät in die Nacht, wenn es galt, einen wichtigen Auftrag zu einer bestimmten Zeit auszuführen: das Achtstunden-Evangelium war noch unbekannt, und sie waren voll Eifer und stolz auf ihre Arbeit. Daraus ergaben sich von selbst freundliche Beziehungen zwischen ihnen und dem Direktor. Sie waren fast alle gute Musiker und gute Schützen und feierten Musik- und Schützenfeste, an denen er ganz kameradschaftlich teilnahm. Ueber Mangel an Takt von ihrer Seite hatte er sich dabei ebenso wenig zu beklagen, wie bei den Festlichkeiten, die er veranstaltete und zu denen er sie einlud, obgleich Leute aus anderen Lebenssphären die Hauptgäste waren. Jetzt ist auch dort vieles anders geworden; aber die ältesten Arbeiter, die sich der patriarchalischen Verhältnisse noch erinnern, bedauern trotz der höheren Löhne den Umschwung, der sich vollzogen hat, und denken mit Sehnsucht an die ver-

Digitized by Google

gangenen Tage zurück. — Wohltuend berührt auch Sidney Whitmans Anerkennung der Tüchtigkeit unseres hohen und höchsten Beamtentums: selbst die deutschen Diplomaten, über die in unseren Zeitungen oft so abfällig geurteilt wird, kommen bei ihm gut weg. Er rühmt ihnen im allgemeinen politischen Instinkt, kluges Urteil und großes Feingefühl bei der Behandlung von Staatsgeschäften nach und manchen auch noch Güte des Herzens und Ritterlichkeit. Er hat, wie er im Vorwort sagt, sein Buch im Geiste des Goetheschen Wortes geschrieben: „Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß", und jede Seite bezeugt, daß er das getan hat. Bei der Auswahl und Behandlung seiner deutschen Erinnerungen ist, da er sie für englische Leser geschrieben hat, die Rücksicht auf diese natürlich maßgebend gewesen, und so enthalten sie manches, was deutschen Lesern bekannt ist, aber seinen Landsleuten wohl kaum. Er wünscht, daß diese das Gute, das er bei uns zu finden gewußt hat, kennen und anerkennen lernen, und daß dadurch die Kluft überbrückt werde, die sich durch Unkenntnisse und Mißverständnisse zwischen den beiden Völkern aufgetan hat, deren Eintracht und friedliches Geben und Nehmen nicht nur für sie und die eigene Kultur, sondern für alle Völker der Erde so wichtig ist. Möchte dieser Wunsch in Erfüllung gehen!

Die Mode. Menschen und Moden im siebzehnten Jahrhundert, nach Bildern und Stichen der Zeit ausgewählt von Max von Boehn. 1913. F. Bruckmann A.-G., München.

Der Verfasser dieses Buches will im Spiegel der Kunst zeigen, wie die äußere Erscheinung der Menschen im 17. Jahrhundert gewesen ist, und führt uns zu diesem Zweck in reicher Fülle Bilder vor, deren Originale sich in Museen und Gemäldegalerien oder auch im Privatbesitz befinden. Es sind nur solche Bilder ausgewählt, die im 17. Jahrhundert gemalt worden sind, und zwar von Meistern, wie Velasquez, Rembrandt, Rubens und van Dyck, ohne jedoch solche ganz auszuschließen, die künstlerisch nicht auf so hohem Niveau stehen. Soweit es möglich gewesen ist, sind die Bilder, deren Feinheit und technisch vollendete Reproduktion einen wirklichen Genuß gewährt, datiert und nach der Zeitfolge geordnet. Nicht nur wer sich für Trachten, sondern auch wer sich für Kulturgeschichte interessiert, findet darin einen ebenso ergötzlichen wie lehrreichen Zeitspiegel und einen wohlunterrichteten Führer durch das so komplizierte Jahrhundert und wird seine Freude haben an der Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Schilderungen und der Findigkeit und Geschicklichkeit, mit der das Wichtigste und Interessanteste herangezogen und zusammengefaßt ist. Dem Kundigen bringt das Buch kaum etwas Neues; er weiß, daß das 17. Jahrhundert in keiner Hinsicht zu der sogenannten guten alten Zeit gerechnet werden kann, und daß die, welche es auf Kosten der Gegenwart in bengalischer Beleuchtung erblicken, seine Sitten und Bräuche einfach nicht kennen. Wer aus ästhetischen wie aus ethischen Gründen über manche Auswüchse der

Digitized by Google

heutigen Mode klagt, wird staunend den Kopf schütteln, wenn er aus den Bildern ersieht, wie sich die oberen Tausende damals gekleidet haben. Läßt sich auf dem Gebiete der Frauentrachten etwas Häßlicheres denken, als die mühlsteinartige Halskrause, bei deren bloßem Anblick man eine Genickstarre bekommen kann, die Hüftenwülste, die tannenförmigen Röcke und die brettartigen Schnürbrüste, welche die Körperformen nicht einmal ahnen, geschweige denn erkennen lassen? Man sehe sich nur gleich auf der ersten Seite das Bildnis der Königin Elisabeth von England von Crispin de Passe, oder die Bildnisse der spanischen Königin Maria Anna und der Infantin Maria Thereſe aus den Jahren 1658 u. 59 von Velasquez an. Auch die Tracht der Männer, an der die kugelförmig ausgestopften kurzen Beinkleider, die nur die Hälfte des Oberschenkels bedecken, ganz besonders häßlich sind, kann man nicht ohne Grausen betrachten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts trat infolge der politischen Konstellation an Stelle der spanischen Mode die französische, und die Frauentracht wurde damit um vieles natürlicher und anmutiger, aber die Tracht der Männer mit ihren vielen Spitzen und Bandschleifen, Stickereien und Edelsteinen war im höchsten Grade weibisch und von sinnloser Verschwendung; trug doch der Sonnenkönig einmal bei einer Audienz, die er einem Gesandten gewährte, für vierzehn Millionen Edelsteine auf seinem Gewande. Auch die Lockenperücken sind eine Errungenschaft des à la mode-Zeitalters, in dem der französische Kleiderteufel und die französische Genußsucht in ganz Europa siegten und trotz aller politischen Feindschaft auch in Deutschland. Daß das mit Recht soviel geschmähte Zeitalter dennoch kulturfördernd gewirkt hat, indem es die Sitten verfeinerte und gefälligere Formen des Umgangs einführte, ist dem steigenden Einfluß der Frau zuzuschreiben, der sich nicht nur am Hofe Ludwigs XIV., sondern auch in Deutschland mehr und mehr geltend machte; wir brauchen nur an die Gemahlin des Großen Kurfürsten, Luise Henriette, und an die erste preußische Königin, Sophie Charlotte, zu denken. Wie das alles schrittweise vor sich gegangen ist und die Menschen und Moden sich im Laufe des 17. Jahrhunderts nach und nach verändert haben, das erläutern die Bilder des vorliegenden Buches und der sie begleitende Text in ebenso belehrender wie fesselnder Weise. M. Fuhrmann.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Ueber die Nationalität hinaus.

Higher Nationality. A Study in Law and Ethics. An address delivered before the American Bar Association at Montreal on 1st September 1913 by Viscount Haldane of Cloan, Lord Chancellor of Great Britain. London, John Murray. 1913. 45 Seiten.

Auf der diesjährigen Jahresversammlung der Juristen der Vereinigten Staaten und Kanadas zu Montreal, vor einem Kreise von führenden Männern des amerikanischen öffentlichen Lebens — ich entnehme dem „Outlook", daß der Chief Justice White und der frühere Präsident Taft, der kanadische Premierminister Robert L. Borden und Maître Labori von Paris ihm angehörten — hat Lord Haldane vor einigen Monaten eine Rede gehalten, die von der Tagespresse nicht unbeachtet geblieben ist, aber in mehrfacher Beziehung auf eine dauernde Bedeutung Anspruch erheben darf. Schon das Außergewöhnliche des äußeren Vorgangs weist ihr eine besondere Stellung zu. Als Lordkanzler von Großbritannien, der als custos sigilli England nicht verlassen darf, bedurfte der englische Staatsmann einer besonderen Erlaubnis des Königs, die ihm für diesen Zweck allein huldvoll gewährt wurde; es mag sein, daß die bevorstehende Jahrhundertfeier des Friedens von Gent (1814) zwischen England und Amerika, ebenso wie die gegenwärtige leichte Spannung diesen Entschluß von politischer Nebenbedeutung gezeitigt hat; und an der klugen und großzügigen Art, in der Lord Haldane die Vereinigten Staaten, Kanada und Großbritannien als Glieder einer einzigartigen Gruppe von Staaten nebeneinander nennt, erkennt man, daß Kanada in diesen Beziehungen nicht mehr die Trennung, sondern die Brücke bedeutet.

Vor allem aber der innere Gehalt der Rede verdient die höchste Aufmerksamkeit. Er erhärtet von neuem, daß der Redner nicht zu den Politikern gehört, die allein auf den vergänglichen Moment eingestellt sind, sondern daß er in der langen Reihe seiner Vorgänger sich gerade den Männern würdig anreiht, die nach höheren und allgemeineren Idealen in der Zukunft gestrebt haben. Er unterliegt nicht — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — „the deadening effect of that conventional atmosphere

Digitized by Google

out of which few men in public life succeed in completely escaping", sondern bewegt sich auf einer Höhe, auf der auch der Staatsmann erfolgreich mit dem Denker zusammengehen kann. Seine politischen Ideen hängen in ihrem Ursprung mit der deutschen idealistischen Philosophie zusammen, als deren vertrauter Kenner und Freund der Lordkanzler einen Namen hat; sie betreffen die deutsche Politik nicht unmittelbar, aber geben jedem, der über die Stunde hinwegsieht, auch bei uns zu denken. So wird es, meine ich, auch für das deutsche Publikum sich lohnen, von dem kunstvoll verschlungenen und doch von innerer Klarheit getragenen Gedankengange der Rede Kenntnis zu nehmen.

Das gemeinsame Erbteil an Traditionen und Idealen, vermöge dessen die Vereinigten Staaten, Kanada und Großbritannien eine ganz einzigartige Gruppe unter den Völkern bilden, kommt gerade auf dem Gebiete des Rechts — davon geht Lord Haldane aus — zum sichtbarsten Ausdruck. Es ist eine Identität des Geistes, aus der Vergangenheit stammend und von dem verschiedenen Buchstaben des Rechts unberührt, die den Juristen dieser drei Länder eine Sonderstellung zuweist, wie man sie in ähnlicher Bedeutung in anderen Nationen kaum wiederfindet: der besondere Einfluß aber, den sie auf die Bildung und den öffentlichen Geist ausüben, verpflichtet sie auch zu einer besonderen Verantwortlichkeit für die Zukunft ihrer Nationen. Wenn aber solche Sondergruppen der Nationen sich bilden können, sollten sie nicht die Grundlage für einen neuen Typus internationaler Staatenverhältnisse abgeben können? Für einen wahren und inneren Einklang zwischen souveränen und in ihrer individuellen Bewegung unbehinderten Staaten, wie er durch Verträge allein nicht erzeugt werden kann, sondern auf einem tieferen Grunde ruhen müßte? Und sollte, wenn das möglich ist, nicht darin wenigstens eine erreichbare Vorstufe zu dem fernen Ziel einer allgemeinen Annäherung der Völker enthalten sein?

Das ist das Thema, das Lord Haldane sich in seiner Rede gesetzt hat, und als Jurist vor Juristen entwickelt er nun zunächst die Vorfrage, wodurch die Gemeinsamkeit der Denkgewohnheiten im Gebiet des englischen Rechts entstanden ist, dieses Rechts, das den Völkern aller anderen Rechtsgebiete so fremd, so unverständlich, ja barbarisch erscheint, das von Richtern geschaffen (judge-made), auf Präzedenzfällen und Erfahrung, nicht aber auf einer wissenschaftlich begründeten Kodifikation beruht. Er durchfliegt die Geschichte des englischen Common Law, um sich seine Entstehung klar zu machen, und zeigt in einer Weise, die durchaus an die Hegel-Savignysche Theorie erinnert, daß sie mit der Entwicklung des Volksgeistes in allen seinen Aeußerungen zusammenhängt und ohne die Geschichte nicht verstanden werden kann. Und zwar gilt das sowohl für die Entwicklung des Common Law, als auch für die Entwicklung der Billigkeitsgerichtsbarkeit (Equity). In reizvoller Weise erläutert er gerade an der Entwicklung des Amtes, dessen Träger er selbst ist, wie sich aus der Praxis des Lordkanzlers im Court of Conscience allmählich ein völliges System des Billigkeits-

Digitized by Google

rechtes herausbildet und wie schließlich die beiden Sphären in den Händen von Kanzlern aus dem Laienstande zu einer einzigen zusammenfließen. So erscheint die englische Rechtsgeschichte als eine Geschichte der großen Richter, der führenden Praktiker: der Geist dieser Männer hat ein — trotz aller Unterschiede im Einzelnen — doch einheitliches Recht geschaffen. Es ist nur natürlich, daß diese Macht, Recht zu schaffen, zu entwickeln, zu ändern, ihren Einfluß auf das weitere Feld des politischen Lebens ausdehnt; anders als auf dem europäischen Kontinent, wo sich die abgesonderte Profession der fachlichen Interpreten des Rechts herausbildet, stehen sie — in Amerika und Kanada noch mehr als in England — in dem eigentlichen Kern des öffentlichen Lebens: Juristen als Staatsmänner, nach dem Worte des Präsidenten Wilson: „Lawyers who can think in the terms of society." Sie tragen somit eine große Verantwortung und sind die wahrhaft Berufenen, jene Einheitlichkeit in der Gewohnheit des Denkens und Fühlens herbeizuführen, die die erste Voraussetzung alles gemeinsamen Handelns ist. An sie wendet sich darum der Redner mit seinen eigentlichen Ideen, die den Hauptteil seiner Rede ausmachen.

Er zeigt, daß es außer dem Recht im engeren Sinne, das in einem Staate die Handlungen der Bürger mit Zwangsgewalt regelt, noch ein höheres Recht gibt; dieses steht mit dem Gewissen des Einzelnen, vor allem aber mit dem Gesamtwillen der Gesellschaft im Zusammenhange. Ausdrücklich lehnt Lord Haldane den Individualismus Benthams ab; er fordert noch mehr als den kategorischen Imperativ, auf den ein Denker, wie Immanuel Kant, sein ethisches System zu gründen suchte; über die festen Normen des Gesetzes und die innere Stimme der Individualmoral hinweg, postuliert er als etwas Höheres das soziale Sittengesetz der Gemeinschaft. Und da er für diesen Begriff keine englische Bezeichnung findet, so ersetzt er sie im Anschluß an den „Zweck im Recht" Iherings (zu dessen Füßen der Redner vor vierzig Jahren in Göttingen saß) durch den deutschen Namen: Sittlichkeit. Er definiert dieses ungeschriebene Gesetz als „the system of habitual or customary conducts, ethical rather than legal, which embraces all those obligations of the citizens, which it is »bad form« or »not the thing« to disregard": es ist die von der Gemeinschaft anerkannte und instinktiv befolgte Summe der sozialen Verpflichtungen, die die Grundlage aller Gesellschaft ist. Die bürgerliche Gemeinschaft ist mehr als eine politische Fabrik. Sie schließt alle sozialen Institutionen ein, von denen das Leben des Einzelnen beeinflußt wird, Familie, Schule, Kirche, Gesetzgebung, Verwaltung: keine davon kann in Isolierung leben, das Ganze vielmehr füllt den Organismus aus, den wir als Nation bezeichnen. Der Geist aber, der in diesem Organismus lebt, ist die „Sittlichkeit". Ihren Begriff definiert Lord Haldane mit einer Reihe von Sätzen aus Fichtes „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters (1804)".

Es ist die vertraute Luft der deutschen Philosophie, in der Lord Haldane sich hier bewegt. Seine wiederholten Absagen an Bentham und

Digitized by Google

sein Bekenntnis zu der deutschen Idealphilosophie führen uns zum Bewußtsein, welche Umbildungen der moderne englische Liberalismus durchlaufen hat. Es ist nicht Lloyd George allein, dessen Sozialpolitik den alten liberalen Individualismus völlig beiseite geworfen hat. In einem denkenden Staatsmann, wie es Lord Haldane ist, ist das Bedürfnis, die neue Staats- und Weltanschauung auch philosophisch zu unterbauen, so lebendig, daß es ihn, den Hegelianer, zu Fichte zurücktreibt. Gedankenreihen, deren Keime schon bei Burke vorliegen, hier aber von dem englischen Liberalen von heute kaum aufgesucht werden dürften, werden in ihrer deutschen Vertiefung und Fortführung in das moderne englische Denken über Staat und Gesellschaft eingeführt.

Dieses System ethischer Gewohnheiten in einer Gemeinschaft, so fährt der Redner fort, ist von der höchsten Bedeutung, weil der individuelle Wille in ihm verankert ist und von ihm beeinflußt wird. Mag der Sittlichkeitsbegriff der verschiedenen Nationen auch verschieden sein, höher oder tiefer stehen, wir alle empfinden seine Macht in den überindividuellen Gemeinschaften, in denen wir leben, und werden durch dieses Band zu höherer Leistung, über unsere Kraft hinaus, beflügelt. Das eine Beispiel des Redners ist das unvergeßliche aus der Weltgeschichte des Geistes, aus Platos „Kriton": Sokrates, der die Flucht aus dem Kerker kraft dieses Sittengesetzes der Gemeinschaft verschmäht. Ein anderes Beispiel entnimmt er aus einem Gedicht aus den „Indischen Versen" von Sir Alfred Lyall (Theology in Extremis). Ein im indischen Aufstand gefangener Engländer kann sein Leben retten, wenn er einige Worte aus dem Koran nachspricht; er könnte es tun, denn kein Europäer würde es hören; er würde nicht einmal etwas verleugnen, da er selbst kein gläubiger Christ ist. Aber er weigert sich, er geht in den Tod, ohne eine Hoffnung auf ein Jenseits, ungehört von denen, um deren willen er auf das süße Leben verzichtet: er will sich nicht – man mag einmal selber die ergreifenden Verse nachlesen — aus der nationalen Gemeinschaft des Sittengesetzes herauslösen. Er stirbt als ein Märtyrer der Idee.

Menschen solcher Art handeln so in großen Krisen, weil sie sich als mehr denn bloße Individuen fühlen und den Willen einer überindividuellen Gemeinschaft unterwerfen: sie haben sich im Laufe ihrer Entwicklung dazu gesteigert, das Leben des sozialen Ganzen, in dem sie wurzeln, zu ihrem eigenen Leben zu machen, sie fühlen in sich den Pulsschlag des ganzen Systems: es ist in ihnen und sie in ihm. Das Individuum ist eben nicht die höchste Form des Wirklichen, wie Hobbes und Bentham wollten, es untersteht dem Gemeinschaftswillen, den schon Rousseau von der „volonté de tons", von den Zufallstrieben einer bloßen Ansammlung von Stimmen, von dem Willen eines Mob unterschied. So erst können wir Höhen erreichen, welche die meisten von uns in der Isolierung nicht würden erreichen können; so wird jene wundervolle Einheit und Konzentration des Wollens erzeugt, die eine Nation in Zeiten der Krisis zu entfalten vermag. Zu den Bei-

Digitized by Google

spielen, die Lord Haldane aus den jüngsten Kriegen im nahen und fernen Osten wählt, wird der Deutsche auch die unvergeßlichen Erinnerungen seiner Geschichte, die dieses Jahr von neuem heraufgeführt hat, mit höchstem Rechte hinzufügen dürfen.

Die Geschichte lehrt nun weiter, daß heroische Führergestalten — das Beispiel des Themistoklo bei Plutarch wird angezogen — fähig sind, große Entschlüsse, höhere Ideale in die Seele der Gemeinschaft zu pflanzen, sie mit einem die Sphäre der Individualmoral überhöhenden Idealismus zu erfüllen und einer sittlichen Verpflichtung zu unterwerfen, die weniger als gesetzlich, aber mehr als nur moralisch bindend ist.

Und damit hat Lord Haldane den Punkt erreicht, von dem aus er, dem letzten Teil seiner Rede sich zuwendend und seinen Ausgangspunkt wieder aufnehmend, von der philosophischen Höhe in das Gebiet einer im höchsten Sinne politischen Nutzanwendung hinübertritt. Er wirft die Frage auf: Können Nationen Gruppen oder Gemeinschaften bilden, in denen eine Zielsetzung zu gleichen Idealen so stark werden kann, daß sie einen verbindlichen Gemeinwillen hervorbringen? Der Weg zu einer kosmopolitischen Gemeinschaft der führenden Geister, von der Männer wie Goethe, Matthew Arnold, Renan geträumt haben, ist weiter als man dachte. Zwischen den Nationen entwickelt sich ein gleicher Geist nicht so leicht wie innerhalb einer Nation. Trotzdem sind auch dazu die Ansätze sichtbar, ein höheres Ideal in den internationalen Beziehungen zu erstreben. In der wachsenden Erkenntnis, daß eine Nation dem Nachbar gegenüber ebensogut Pflichten wie Rechte hat, ist ein Geist bemerkbar, der mit der Zeit zu einer wahren internationalen „Sittlichkeit" sich entfalten kann. Eine günstige Aussicht ist für die Kreise von Nationen gegeben, die bereits eine besondere Beziehung untereinander haben: in ihnen läßt gleiches Interesse auch gleiche soziale Denkgewohnheiten entstehen, findet einen Niederschlag in Verträgen, die wiederum ihrerseits auf die Förderung des Prozesses zurückwirken. Die folgenden Worte, die in nicht genauer Form auch in die Tagespresse übergegangen waren, will ich versuchen, wörtlich zu übersetzen: „Wir sehen dies an dem Beispiel von Deutschland und Oesterreich, und an dem von Frankreich und Rußland. Zuweilen entwickelt sich auch eine freundliche Beziehung, ohne einen Niederschlag in einem allgemeinen Vertragsverhältnis zu finden: so ist es zwischen meinem eigenen Vaterlande und Frankreich der Fall gewesen. Wir haben keine vertragsmäßige Abmachung, außer der einen, die sich auf die Regelung alter Streitfragen über besondere Gegenstände beschränkte, eine Abmachung, die nichts mit Krieg zu tun hat. Nichtsdestoweniger hat sich, seit in dieser Abmachung die Bereitwilligkeit verkörpert war, sowohl zu geben als zu nehmen und wechselseitig, verständnisvoll und hilfsbereit zu sein, zwischen England und Frankreich eine neue Art von Fühlung herausgebildet, die ein wirkliches Band bildet. Sie ist noch jung, sie mag stillstehen oder sich vermindern. Aber ebensowohl mag sie — und das ist ernstlich zu hoffen — Fortschritte machen und weiterwachsen."

Digitized by Google

Nachdem der Redner noch einen Blick auf das Zusammenwirken aller Mächte während der letzten Balkankrise geworfen hat, in der die ethischen Möglichkeiten eines solchen Gruppensystems und eines höheren Maßes von gegenseitigen internationalen Verpflichtungen bereits hervorgetreten seien, wendet er sich noch einmal dem besonderen Kreise zu, in dem er die Völker der angelsächsischen Gruppe aus jenen tieferen Ursachen vereinigt sieht. Und indem er an den Frieden von Gent anknüpft, preist er das wachsende Gemeinschaftsgefühl, das sich in diesen hundert Jahren zwischen den Völkern der angelsächsischen Gruppe trotz aller Meinungsverschiedenheiten herausgebildet und die früheren Reibungsflächen und Empfindlichkeiten beseitigt hat. In diesem Kreise aber hat nach ihm gerade die Gesamtheit der Juristen englischen Rechts den hohen Beruf, die Gesellschaft zur Anerkennung der neuen Ideale zu erziehen. —

Selbst eine magere Analyse, wie ich sie hier versucht habe, vermag vielleicht eine Vorstellung davon zu geben, daß es sich in der Rede Lord Haldanes um ein kleines Kunstwerk philosophischen und politischen Denkens handelt, zugleich aber um die Entfaltung von neuen Perspektiven zukünftigen Völkerlebens, die ernste Beachtung verdient. Gewiß, es stehen Ideale und Realitäten nebeneinander; die Realitäten werden idealisiert, aber es können auch die Ideale realisiert werden. Auch verhehle ich mir nicht, daß diesen Gedanken eine Kombination von allgemeinen Weltanschauungsidealen und spezifisch englischen Nutzanwendungen zugrunde liegt; und schließlich wird jeder politisch geschulte Mann eben darum sich sagen, daß die einfache Uebertragung auf die besonderen Lebensbedingungen Deutschlands nicht möglich ist. Aber wir können von dem Ganzen lernen. Wir fahren als Volk, nach dem gelobten Lande unserer nationalen Zukunft in der Welt, noch immer auf dem Schiffe des Odysseus. Zwischen der Scylla eines ideenarmen, einfach draufgängerischen und phrasenhaften Nationalismus und der Charybdis eines wirklichkeitsfremden, schlaffmachenden und ebenso phrasenhaften Pazifizismus. Es ist gut, zu zeigen, daß man auch auf feineren Instrumenten spielen kann. Und wer nur gefährliche Sirenenklänge heraushören will, wird sich doch dagegen nicht verschließen dürfen, daß die deutsche Geistesarbeit mit die Bausteine zu einem Unternehmen geliefert hat, das Wesen des Nationalitätsbegriffes nach innen zu vertiefen und nach außen zu erweitern.

An solcher Vertiefung und Erweiterung haben auch wir zu arbeiten. Wie sich im besonderen die Möglichkeiten und Aufgaben eines nationalen Gruppensystems für uns Deutsche darstellen würden, das soll hier nicht erörtert werden: genug, daß wir nicht aufhören dürfen, das Zwingende dieser Problemstellung zu erkennen. Aber auch über die Beziehung zu unserem nächsten Gruppengenossen reichen diese Aufgaben hinaus. Wahre Nationalpolitik läßt sich nur im Rahmen und im Geiste einer Weltanschauung betreiben: nicht allein mit Kanonen, Diplomaten und Leitartikeln. Sorgen wir, daß das edlere Teil unseres Erbes nicht zu klein werde!

Digitized by Google

Aus der Rede Lord Haldanes klingt nicht der vage Kosmopolitismus früherer Zeiten und noch weniger der herausfordernde Nationalismus Lord Palmerstons. Die Aufgaben nationaler Machtpolitik und nationaler Wohlfahrtspolitik sind in einer höheren und realistischen Synthese zusammengebunden, die gewiß spezifisch englisch, aber eine Weltanschauung und eine Macht ist. Und eben darum haben wir sie anzuerkennen und zu achten. Mit diesem Geiste ist für uns Deutsche eine Verständigung möglich. Daß diese auch praktisch erreichbar ist, lehrt der Ernst der englisch-deutschen Verhandlungen, die sich allmählich ihrem Ende nähern. Wenn auch diese bevorstehende Abmachung, um die Worte Lord Haldanes zu wiederholen, „the testimony of willingness to give as well as to take and to be mutually understanding and helpful" zum Ausdruck bringt, so wird sie den nationalen Interessen Deutschlands und dem Weltfrieden in gleicher Weise dienen, und auch uns bereit finden, an den höheren Idealen internationaler Sittlichkeit mitzuarbeiten.

Hermann Oncken.

Die Ostsibirische Ausstellung in Chabarowsk.

„Ausstellung des Amurgebietes zur Erinnerung an die 300jährige Herrschaft des Zarenhauses Romanoff" steht in Russisch, Chinesisch und Englisch auf den Plakaten, die jetzt auf allen ostsibirischen Bahnhöfen hängen. Eine deutsche Aufschrift fehlt, obschon in den gebildeten russischen Kreisen Ostasiens das Deutsche ziemlich bekannt ist und in Ostsibirien mehr Deutsche leben, als Engländer und Amerikaner. Das Plakat ist auch sonst charakteristisch. Im oberen Felde schwebt vor der strahlenden Sonne der zweiköpfige russische Adler mit der Kaiserkrone. Im linken Mittelfelde dreht sich die Erdkugel, wobei die Sonnenstrahlen hell auf Sibirien fallen, während Mongolei und Mandschurei halb beleuchtet, Japan in Nacht getaucht und die politische Undurchsichtigkeit Chinas durch dichte Wolken verhüllt ist; scharf hervor treten die Schienenstränge einschließlich der unvollendeten Amurbahn, die Ostsibirien an Rußland binden. Das rechte Mittelfeld zeigt den Hafen von Wladiwostock nebst einigen Kriegsschiffen und die weithin sichtbare Denkmalssäule des Admirals Newelsky, der als junger Seeoffizier eigenmächtig die Amurmündung in russischen Besitz nahm; Zar Nikolaus erklärte sich nachträglich damit einverstanden, denn „wo einmal die russische Flagge weht, soll sie nicht wieder sinken", wie auf dem Denkmal steht. Das untere Feld des Ausstellungsplakates gibt die Aussicht wieder vom Steilufer des Amur bei Chabarowsk auf den breitgedehnten Strom nebst Hafen und Schornstein des Elektrizitätswerkes und läßt im Vordergrunde, wie die Newelskysäule von den Sonnenstrahlen beleuchtet, das Denkmal des Grafen Murawiew-Amurskij hervortreten, der in Ostsibirien erst die russische Herrschaft gefestigt hat. Wenn man die Errichtung und Festigung

Digitized by Google

der russischen Herrschaft in Ostsibirien darstellen wollte, so ist es durch dies Ausstellungsplakat wirksam gelungen.

In die rechte obere Ecke des Plakates ist das Stadtwappen von Chabarowsk gesetzt. Wie man seine Verknüpfung mit den anderen Bildern vermißt, so sucht man nach der Verbindung, warum die Ausstellung der Amur- und Ussuriprovinz gerade nach Chabarowsk gelegt ist; denn daß vor zwei und einhalb Jahrhunderten der Kasakenataman Jerofei Pawlowitsch Chabarow, nach dem die Stadt ihren Namen trägt, bis hierher vorgedrungen ist und das Amurland für drei Jahrzehnte in russischen Besitz genommen hat, kann allein nicht der Grund sein. Chabarowsk steht an Größe wie an wirtschaftlicher Bedeutung hinter Blagowjeschtschensk und Wladiwostok weit zurück. Gewiß, seit es 1858 am Einfluß des Ussurij in den Amur vom Grafen Murawiew gegründet wurde, hat es sich zu einer ansehnlichen Stadt mit 40000 Einwohnern entwickelt. Aber andere ostsibirische Plätze, wie Charbin, das auf russischen Karten zu Beginn des japanischen Krieges nicht zu finden war und der Hauptstützpunkt des russischen Heeres wurde, hat in $1^1/_2$ Jahrzehnten eine stärkere Entwicklung und höhere Einwohnerzahl erreicht.

Von dem hohen Amurufer aus gesehen, bietet der Chabarowsker Hafen ein anziehendes, buntes Bild, wo die großen Nordchinesen mit ihren blauen Gewändern und den lang herabhängenden Zöpfen, und die schlanken Koreaner mit ihren schmutzig weißen Kleidern und den steil nach oben aufgewirbelten Schöpfen die Lasten von und nach den Schiffen schleppen, wo auf den unergründlich ausgefahrenen und schmutzigen Wegen sich zahlreiche Wagen und Karren winden, wo russische Beamte und Soldaten mit ihren Uniformen und weißen Röcken aus dem Gewimmel hervorleuchten, wo neben den Dampfern in kleinen Fischerbooten die eingeborenen Golden, die Chinesen und einige Russen große Amurfische für ein paar Kopeken anbieten, wo chinesische Krämer Waren aller Art mit Geschrei feilbieten und wo die Dampfer mit ihren hohen Wasserrädern am Heck landen und dann die Fahrgäste die steile Treppe zum Ufer hinaufsteigen, um durch den Triumphbogen in die Stadt zu gehen, der für den Besuch des gegenwärtigen Zaren einst errichtet wurde. Aber dieser ganze Verkehr, der ohne jeden Kran abgewickelt werden kann, spielt nur 4 Monate im Jahre und ist teilweise bloß Durchgangsverkehr zwischen den Amurstädten und der Ussuribahn, die durch ein 7 km langes Stichgleis mit dem Chabarowsker Hafen verbunden ist. Um Chabarowsk sieht man wenig Ansiedlungen, während die Umgegend von Blagowjeschtschensk verhältnismäßig dicht mit Kasaken- und Bauerndörfern besetzt und Wladiwostok mit einem Kranz von Datschen und Ortschaften umringt ist. Beide Städte haben im Unterschied von Chabarowsk einige Gewerbebetriebe und Handel und daher eigenes geschäftliches Leben, wozu für Wladiwostok noch der beträchtliche Ueberseehandel kommt. Chabarowsk lebt wirtschaftlich von den Summen, die aus Rußland an Gehältern hierhin fließen. Hier sitzt der Generalgouverneur mit

Digitized by Google

seiner starken Beamtenschaft, die Ansiedlungsbehörde, die Behörde für Bauernangelegenheiten, die ärztliche und die tierärztliche Abteilung usw.; hier liegt das Generalkommando des 5. sibirischen Armeekorps und die Stäbe der 6. und 7. sibirischen Schützendivision; hier stehen drei Regimenter, drei Batterien, ein Eisenbahnbataillon; hier ist ein Artilleriedepot, eine Artilleriewerkstatt, Montierungsdepot, Proviantmagazin u. dgl. Für die Familien dieser zahlreichen Beamten und Militärs ist durch ein ausgedehntes staatliches Schulwesen gesorgt, wie Kadettenkorps, Realschule, technische Eisenbahnschule, Mädchengymnasium usw., so daß Chabarowsk mehr Schulen und Lehrer hat, als das fast dreifach so große Wladiwostok. Diese Beamten-, Militär- und Schulstadt ist sonach ein Konsumtionsplatz, wo viel Geld ausgegeben wird; gewerblich ist es tot und wirtschaftlich ist eine Ausstellung hier nicht am Platze.

Die Stadt selbst, der man noch ansieht, daß hier früher jeder bauen konnte, wo er Lust hatte, liegt in drei parallel gestreckten Stadtteilen auf drei durch zwei Gewässer geschiedenen Rücken, die rechtwinklig auf den Amur stoßen und untereinander durch steile Querstraßen und für Fußgänger stellenweise durch Treppen verbunden sind. Die in „Linden"-Breite angelegte Hauptstraße ist teilweise mit Bäumchen bepflanzt, die der nächsten Generation Schatten spenden werden, und in der Mitte auf Zwei-Karrenbreite mit kleinen Steinen gepflastert; dann folgt auf jeder Seite ein Sommerweg und vor den Häusern beiderseits ein aus Bohlen gebildeter Bürgersteig. Bei feuchtem Wetter ist sie, wie alle ungepflasterten Nebenstraßen, von einem lehmigen, zähen Schmutz überzogen, so daß man sofort begreift, warum in Ostsibirien die Männer stets Schaftstiefel und die Frauen stets Gummischuhe tragen. Diese Murawjew-Amurskaja ist durch öffentliche Gebäude sowie große Geschäftshäuser geschmückt und führt von der Höhe über dem Amurhafen und der neuen Kathedrale, die zu Ehren der Kasakentaten in der Mandschurei errichtet ist, geradenwegs durch die Stadt auf das Ausstellungsgelände, das zwischen Stadt und Bahnhof liegt. Außer der städtischen Wasserleitung, woran es in der Festung Wladiwostok noch fehlt, gibt es in Chabarowsk ein Elektrizitätswerk, das für das Kw. 40 Kopeken nimmt, und einen Stadtpark, der sich oben am Amurufer hinzieht. So schön dies für die Bewohner in Ostsibirien ist, für eine Ausstellungsstadt bietet es doch zu wenig Anziehung. Auch hierin kann sich Chabarowsk gar nicht vergleichen mit Wladiwostoks prächtiger Lage an den blauen Wogen des Stillen Meeres mit seinen Buchten und Bergen, mit seinen reizvollen Ausblicken und seinem Schiffsverkehr im bunt bewegten Hafen. Ueber Wladiwostok flutet, auch nachdem die japanische Südmandschurei-Eisenbahn einen wachsenden Teil des Verkehrs für sich abgezweigt hat, ein großer Reisendenstrom zwischen Europa und Japan wie Amerika. Viele dieser Durchreisenden würden dem Besuch einer ostsibirischen Ausstellung in Wladiwostok gern einen oder zwei Tage geopfert haben, zumal Wladiwostok auch sonst mancherlei Sehenswertes aufweisen kann. Wer die Ausstellung

Digitized by Google

in Chabarowsk besuchen will, muß von Wladiwostok aus $1^1/_2$ Tage allein auf die Hinreise verwenden und von Nikolajewsk-Ussurijsk 23 Stunden im russischen Zug fahren, wo keine fremde Sprache verstanden wird; der Ausstellungsbesuch zu Schiff kommt vollends für niemand in Frage, der mit der Zeit rechnet.

Der Gedanke, trotz so ungünstiger Umstände in Chabarowsk eine Ausstellung zu veranstalten, ist sicherlich nicht im Rathaus der Stadt gekeimt, das sich wuchtig an der Hauptstraße ausbreitet und dessen Erdgeschoß von den haushälterischen Stadtvätern durch Vermietung als Läden nutzbar gemacht ist. Die Ausstellung ist vielmehr gänzlich das Werk des Generalgouverneurs Nikolai Lwowitsch Gondatti, der durch seine mongolenfeindliche Politik und durch seine Maßnahmen zur Zurückdrängung der Fremden auch im Ausland bekannt geworden ist. Aber die vergebliche Austreibung der Chinesen aus Wladiwostok oder die Schließung der 50 Werst-Zone und des porto franco in Wladiwostok, woran man bei dem Namen Gondatti zunächst denkt, charakterisieren diesen tatkräftigen Mann nicht ausreichend. Er hat die physiko-mathematische Fakultät der Universität Moskau durchgemacht, hat dann fünf Jahre auf weiten Reisen zugebracht, ist seit 1893 ständig in Ostasien tätig, darunter vier Jahre lang als Leiter des Ansiedlungswesens, und ist 1910 zum Generalgouverneur des Amur- und Ussurijgebietes ernannt worden, womit zum ersten Male ein Zivilbeamter in diese Stellung einrückte. Aber der Ehrgeiz des gerade 50jährigen Mannes fliegt höher. Er hat mit den Militärs und besonders den Kasakenatamanen unangenehme Konflikte gehabt, die zu Zeitungsaufrufen geführt haben. Nach dem einstimmigen Urteil vieler Ostsibirier erstrebt er nun die Stellung eines Vizekönigs, dem also auch das Militär unterstellt ist. Und zu diesem Behufe soll die Ausstellung zeigen, welche Entwicklung der Amurbezirk unter russischer Herrschaft und besonders in den letzten Jahren Gondattischer Verwaltung genommen hat, und daß er schon heute wirtschaftlich so leistungsfähig ist, daß alle Fremden füglich entbehrt werden können. Daher ist auch die Ausstellung in das sonst ungeeignete Chabarowsk, als den Sitz des Generalgouverneurs, gelegt, der durch sie nach Petersburg wirken will.

Die sibirische Presse und besonders die Charbiner, die Herrn N. L. Gondatti wegen seiner Judengegnerschaft nicht wohl will, hat ihm die Ausstellung übel ausgelegt. Es ist aber doch auch sonst nicht unerhört, daß Begründer von Ausstellungen oder Betreiber von Ausstellungsbeschickung dabei persönliche Ziele im Auge haben; der patriotische Mantel läßt sich über manche Schulter hängen und kleidet für Unkundige immer nett. Warum soll das im fernen Osten anders sein, wo der schöne Ausdruck des showpidgin beheimatet ist? N. L. Gondatti verfolgt außerdem ein hohes politisches Ziel, die Sicherung der russischen Herrschaft über Ostsibirien, und glaubt dies durch seine Politik der Zurückdrängung oder Russifizierung aller Fremden erreichen zu können. In der Tat ist angestrengte Arbeit nach

Digitized by Google

diesem Ziel vom russischen Standpunkt aus wichtig und nötig. Wer beobachtet, wie trotz der zahlreichen hineingesteckten Millionen Rubel die russische Herrschaft aus Dalny und der Südmandschurei in wenigen Jahren bis auf die Stadtanlagen und die Baulichkeiten spurlos verschwunden ist, wer aus Gesprächen mit ostsibirischen Beamten und Militärs immer wieder hört, wie sie trotz höherer Gehälter und anderer Vergünstigungen den Aufenthalt im fernen Osten nur als unbequeme Uebergangszeit auffassen, wo man aus dem Koffer lebt und möglichst seine Familie nicht nachkommen läßt; wer aus der Statistik erkennt, daß im letzten Jahrzehnt die Mongolen hier sich schneller vermehrt haben wie die Russen und daß auf einen erwachsenen Russen ein erwachsener Mongole kommt; wer von vielen Seiten erfährt, daß die Geschäftsleute hier nur Geld machen wollen, um dann diesem Lande schnell den Rücken zu kehren; wer in Familien, in Geschäften und in den Straßen auf Schritt und Tritt die Unentbehrlichkeit der Chinesen als Dienstboten, als Handwerker und Arbeiter bemerkt, der wird Gondatti zugeben, daß er sein Ziel richtig erkannt hat, wenn er auch die gewählten negativen Mittel zu diesem Ziele schwerlich als zweckmäßig billigen wird.

Wenn nun die Ausstellung dazu dienen soll, die Wirksamkeit dieser Mittel und zugleich deren Urheber nach Petersburg in augenfällige Beleuchtung zu rücken, so ist Chabarowsk, wo diese Politik ihren Ursprung hat, der richtige Platz für die politische Ausstellung und ihr Besuch daneben ebenso gleichgültig, wie er bei Ausstellungen, die auf wirtschaftliche Wirkung angelegt sind, die Hauptsache bildet. Damit stimmt zusammen, daß die Ausstellung gut angelegt ist, daß aber bereits nach 6 Wochen die Wege nicht mehr unterhalten und daher teilweise kaum gangbar waren. Damit steht in Einklang, daß die Ausstellung keine Vergnügungsabteilung hat, man müßte denn ein Rentierpaar und einige angekettete Bären, die in einem Seitental untergebracht sind, als Ersatz gelten lassen. Dem entspricht, daß die Ausstellung keinen sogenannten Clou oder sonstige Veranstaltung zur Anziehung des Publikums aufweist; denn daß ein Gewässer durch einen Querdamm zu einem Teich aufgestaut ist, auf dem einige unbenutzte Gondeln schwimmen und gelegentlich von Soldaten mit Platzpatronen Kampfspiele aufgeführt werden, kann wenig Besucher locken. Aus demselben Gedanken heraus ist nichts geschehen, um durch billige Sonderzüge und -schiffe oder Fahrpreisermäßigungen den Ausstellungsbesuch zu erleichtern; nur Schulkinder sind häufig gegen geringe Gebühr in die Ausstellung geführt worden, darunter auch die Kinder der Beamten und Militärs, die an ihre Verwandten nach Rußland hierüber schreiben werden. Dazu stimmt endlich auch die erstaunliche Zurückhaltung, die man sich in der Ausstellungsreklame auferlegt hat, so daß man sich auf wenige kurze Anzeigen und das Aushängen des beschriebenen Plakates und eines zweiten auf den sibirischen Bahnhöfen beschränkt hat; bisher hat noch keine der großen fremdländischen Zeitungen des Ostens die Ausstellung besprochen.

Digitized by Google

Infolge dieser Unterlassungen ist die auf 8 Wochen berechnete Ausstellung in den ersten 6 Wochen insgesamt von 40000 Menschen besucht worden, wobei wahrscheinlich die Angestellten der Aussteller, die täglich das Gelände betreten, vielfach gezählt sind. Die wenigen Ausstellungswirtschaften gähnen vor Leere, und ein Fehlbetrag ist sicher, der aber angeblich von dem Generalgouverneur aus seinen nächstjährigen Mitteln gedeckt werden wird, wenn erst die Ausstellung die gewünschte Wirkung getan hat.

Diese Wirkung scheint der gut aufgemachten Ausstellung bei flüchtigem Anblick auch sicher. Die Raumverteilung und Anordnung der Baulichkeiten in dem Ausstellungsrechteck ist übersichlich und zweckmäßig, wie denn überhaupt die russische Verwaltung sich hierdurch in den sonst etwas einförmig geratenen Städteanlagen Ostsibiriens auszeichnet. Dagegen bietet die Ausstellung baulich wenig Originelles und wenig Erfreuliches. Die große Eingangshalle, welche die Geschäftsräume der Leitung enthält, ist wohl das gelungenste Gebäude; sie steht mit ihren Aufbauten und Türmen keck und sicher vornan und trägt ihren Holzcharakter fröhlich zur Schau. Die drei Pavillons der staatlichen Forst- und Fischereiverwaltung in Form sibirischer Blockhäuser und die Hallen des kaiserlichen Haushaltes und der Landwirtschaftsverwaltung sind ebenfalls ansprechende Holzbauten, die gut nach Ostsibirien passen. Russischen Baustil zeigen außerdem noch das Gebäude von Kunst & Albers, neben Tschurin dem größten Handelsgeschäft in Ostsibirien, das sich in seinen merkwürdigen Kuppeln Moskauer Bauten zum Vorwurf genommen hat. Sonst stellt an Originellem der Pavillon einer Amurschiffahrtsgesellschaft ein halbes Schiff dar, und eine Brauerei ist auf den bequemen Gedanken verfallen, ihren Ausschank in Flaschenform zu bauen. Allen übrigen Gebäuden fehlt jeder eigene, wenn auch schiefe Gedanke; sie ahmen mit ihrem weißgetünchten Holz griechische Säulenhallen oder massiv steinerne Renaissancebauten nach, die hier fehl am Ort sind. Eine eigene Baukunst, die nach Klima, Baustoff und Landescharakter ostsibirisch wäre, ist unter der russischen Herrschaft noch nicht entstanden.

Ebenso fehlt es an Ausstellungskunst, die freilich nach dem Ausstellungszweck entbehrlich ist. Obwohl die Ausstellung nicht auf internationale Vergleichung angelegt ist, finden sich die gleichen Gegenstände in drei oder vier Hallen wieder, Milchverarbeitungsmaschinen z. B. wenigstens in sechs Hallen. Das ermüdet zwar den Besucher, läßt aber die ostsibirische Wirtschaftskraft reichhaltiger erscheinen. Diesem Zweck dienen auch die vielen vorzüglich ausgeführten Modelle von Tunnelbauten und Brückenfundamentierungen, von Ansiedlungsdörfern, Blockhäusern, Schulen, Krankenstationen, Sägemühlen, Fischsalzereien, von Dampfschiffen und Eisenbahnen, von ganzen Flußstrecken usw.; Arbeitsverfahren, wie sie das Publikum liebt, werden kaum vorgeführt; ich habe nur einen Handwebstuhl mit mechanischer Vorrichtung für das Durchschießen des Schiffchens und eine Lanz-Dreschmaschine nebst Lokomobile in Tätigkeit gesehen, dicht umdrängt von einer staunenden Mädchenklasse und den wenigen anderen Besuchern.

Digitized by Google

Außerdem hat der Harvestertrust Pflüge und andere landwirtschaftliche Maschinen im Betrieb vorgeführt, hat sie aber schon nach vier Wochen weggenommen, weil ihm der Besuch zu gering war. Dagegen ist eine Ueberfülle von statistischen Tafeln und meist geschickt gemachten graphischen Darstellungen ausgehängt. Wenn russische Zeitungen demgegenüber wünschen, daß weniger Tabellen und mehr Maschinen im Betriebe vorgeführt würden, so würde das dem Ausstellungszwecke widersprechen, da erstere gut in einen Bericht eingefügt, letztere aber von Petersburg aus nicht gesehen werden können, und da letztere amtlichen Besuchern nicht neu, erstere aber wichtig sind. Die verschiedenen Gegenstände sind anscheinend in den meisten Hallen nach der Zeit der Einlieferung aufgestellt; wenigstens sind systematische und belehrende Gesichtspunkte nur in den Pavillons des kaiserlichen Haushaltes und der Ueberseidlungsbehörde leitend gewesen und künstlerische dekorative Absichten eigentlich nur in dem Bau von Kunst und Albers erkennbar.

Natürlich für diese politische Ausstellung ist die starke Beteiligung öffentlicher Verwaltungen. Der kaiserliche Haushalt, das Generalgouvernement, die staatliche Forstverwaltung, die staatliche Fischereiverwaltung, die Behörde für bäuerliche Angelegenheiten, die Ueberseidlungsbehörde, die Bauverwaltung der Amurbahn beherbergen in ihren Hallen etwa drei Viertel aller Ausstellungsgegenstände. Hierher gehört auch noch das gemeinschaftliche Haus, zu dem sich die drei Städte des Bezirks haben bereit finden lassen; die hierin gezeigten Feuerwehreinrichtungen und Bebauungspläne, sowie die Pläne für zwei kleine Parks und ein Krankenhaus geben zwar kein vollständiges, aber auch kein unrichtiges Bild ostsibirischer Stadtverwaltung, die wesentlich für die Bedürfnisse der Beamten und Offiziere tätig ist. Diese vielen gut beschickten Hallen öffentlicher Verwaltungen zeigen augenfällig die Größe der Staatsleistung für Ostsibirien, obgleich die Haupttätigkeit des russischen Staates, die militärische Beherrschung und Sicherung, nicht vorgeführt wird.

Wer das Eingangstor der Ausstellung durchschreitet, kommt gradenwegs in die große Schulhalle. Hier führen anscheinend alle vorhandenen Volksschulen, Mittelschulen, Fachschulen und höheren Schulen ihre recht guten Lehrmittel, besonders anschauliche Karten, sowie Hefte, Leistungen und Arbeiten ihrer Schüler vor. Da diese Schulen vielfach denselben Lehrplan haben, so wiederholen sich die Ausstellungsgegenstände häufig, aber als Gesamteindruck ergibt sich doch, daß in Ostsibirien erhebliche Mühe und Mittel für Schulen aufgewendet werden, freilich fast nur für Schulen mit russischen Kindern, weil der Generalgouverneur die Zurückdrängung aller Fremden erstrebt, und unverhältnismäßig viel für höhere Schulen, in die Beamte und Militärs ihre Kinder schicken. Hierzu gehören auch noch die Modelle von Schulblockhäusern nebst Lehrerwohnung, wie sie die Ansiedlungsbehörde baut und in ihrer Halle ausstellt.

Gut ist die Tätigkeit der Fischereiverwaltung von der Fischzüchtung bis zur Fischkonservierung dargestellt. In der Fischerei, von der die ein-

Digitized by Google

geborenen Golden und Giljaken einst lebten und großenteils noch leben, steckt ein wirtschaftlicher Reichtum Ostsibiriens, dessen Erträgnisse auf mehrere Millionen Rubel geschätzt werden. Die Fischausfuhr ist nicht gering und geht größtenteils nach Japan, wo die Fische zur Nahrung wie zur Düngung in großen Mengen gebraucht werden. Nach anderen Ländern gehen Kaviar etwa für $^1/_2$ Million Rubel, und neuerdings, wie die Ausstellung zeigt, auch gefrorene Fische in besonderen Wagen der sibirischen Bahn. Die Beteiligung am Fischfang ist im Amurgebiet Ausländern bei hohen Strafen verboten, doch liegt der Fischhandel nach Japan fast ganz in japanischen Händen.

Das Blockhaus der Forstverwaltung gibt ein erstaunliches Bild von den Holzschätzen Ostsibiriens, freilich größtenteils ungehobenen und bei dem Mangel an Wegen und Verkehrsmitteln auf absehbare Zeit unhebbaren Schätzen. Wo es hieran nicht fehlt, also im Bahngelände z. B., sieht man große, kahl geschlagene Flächen, die anscheinend nicht angeschont werden. Daß man die Forsten finanziell zu verwerten versteht, ist fraglos; ob man eine wirkliche vorsorgende Forstwirtschaft treibt, erscheint fraglich, obschon einige Umtriebspläne in der Ausstellung darauf hindeuten. Bisher hat man, wie mancher Sibirienreisende selbst gesehen hat, nicht einmal die palü, die absichtlichen Waldbrände der Ansiedler und Chinesen, ausrotten können, und es macht auch sonst den Eindruck, als würde sorglos von dem riesigen Waldkapital gewirtschaftet. Für Bau und Beheizen ihrer Häuser schlagen die Bewohner sich die geeigneten Stämme heraus, so daß kranke Bäume zwischen dem wild aufschießenden Nachwuchs stehen und auf ihn ihre Käfer und Krankheiten übertragen. Ebenso regellos wird das Holz für die Schneidemühlen geschlagen, die übrigens vielfach mit Absatzschwierigkeiten zu kämpfen haben und, nach den Modellen zu urteilen, technisch nicht gerade musterhaft eingerichtet sind. Der Hauptholzkonsument ist die ostchinesische Bahn für ihren Schwellen- und Heizbedarf; sie frißt den ostsibirischen Wald.

Zurzeit können sie ihre Lokomotiven billiger mit Holz heizen als mit den Kohlen der Staatsgruben am Sutschan. Die Kohlenförderung dieser Bergwerke, die ihre Tätigkeit in Tafeln, Modellen, Kohlen- und Koksproben sowie mit einer kleinen Unter-Tage-Anlage vorführen, ist nicht bedeutend (200000 t) und hat erst jüngst wieder die Höhe erreicht, die sie vor dem japanischen Kriege hatte. Anscheinend fehlt es am Kohlenabsatz, teils aus Mangel an Industrie, teils wegen der hohen Versandkosten. Da die Kohlengruben mit dem Kriegshafen Wladiwostock, der $^3/_4$ ihrer Förderung für die Flotte abnimmt, aus strategischen Gründen nicht unter Benutzung des billigen Seeweges, sondern ganz durch eine teure Ueberlandbahn verbunden sind, so stellt sich die Sutschankohle loco Wladiwostok etwa 50% teurer, als die japanische Kohle. Unter diesen Umständen sind trotz der reichen Kohlenfunde die Aussichten für eine industrielle Entwicklung Ostsibiriens nicht günstig.

Die nicht unbedeutende Goldgewinnung (etwa 800 Pud jährlich) ist auf der Ausstellung fast nicht vertreten. In den Goldbergwerken und

Digitized by Google

Goldwäschereien sollen etwa 20000 Menschen, darunter viele Chinesen und Koreaner, tätig sein. Doch ist der Betrieb im allgemeinen roh und daher weder zweckmäßig noch lohnend; technisch gut eingerichtete Betriebe sind wenig vorhanden, weil der Betätigung ausländischen Kapitals und der Verwendung mongolischer Arbeitskräfte Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden. Im übrigen steht ihrer Ausdehnung der Mangel an Verkehrsmitteln und Sicherheit entgegen.

Nach dieser Richtung erhofft man nun von der Amurbahn, die vielleicht den interessantesten Pavillon auf der Ausstellung hat, wesentliche Besserungen. Dieser große Bau wird unter ungünstigem Klima, das im Sommer bis zu + 49° C steigt, feucht und ungezieferreich ist und im Winter bis zu — 55° C fällt, in teilweise menschenleeren Gegenden ausgeführt, wohin Arbeitsstoffe und Nahrungsmittel mühsam durch Maultiere geschleppt werden müssen. Auch für sie müssen zuvor Pfade durch die Taiga, den ostsibirischen Urwald, gehauen oder durch Moräste geschüttet werden. Die Feldmesser und Ingenieure, wie die Arbeiter wohnen in mongolischen Jurten, die auf der Ausstellung zur Schau stehen, oder in Erdhütten. Der Bahnbau erfordert zahlreiche Tunnel- und Brückenbauten, die wegen der kurzen Bauperiode sehr erschwert sind und besondere Anforderungen, z. B. an die Fundamente, stellen. Wie man dieser und mancher anderer technischer Schwierigkeiten unter großen Opfern an Menschen und Mitteln in zäher Arbeit Herr wird, macht die Ausstellung an Plänen, Tafeln und vielen Modellen anschaulich, während die wirtschaftliche Seite des Unternehmens in wohlwollendem Dunkel belassen ist. Die Baukosten werden auf $1/2$ bis $1\,1/2$ Milliarden Rubel geschätzt und werden kaum hinter der letzten Summe zurückbleiben, weniger wegen der daneben fallenden Millionen, als weil nur russische Arbeiter hierbei beschäftigt werden dürfen, die viel höhere Löhne nötig haben und erst mit großen Kosten aus dem Innern Rußlands herbeschafft werden müssen. Dies gewaltige Bauwerk wird aus politischen und strategischen Zwecken gebaut. Wenn es in zwei Jahren fertig ist, wird die russische Herrschaft über Ostsibirien durch diesen nur in russischem Gebiet liegenden Schienenstrang erheblich gesicherter und stärker sein. Hat doch Rußlands Gegner in Ostasien bereits angefangen, die Folgerungen aus dieser Machtverschiebung zu ziehen und zwei neue Divisionen in Korea aufzustellen, wenn es auch darüber im letzten Winter zu zweimaligem Ministerwechsel und Straßenaufrührchen in Tokio und Osaka gekommen ist. Daß die Amurbahn daneben den von ihr durchschnittenen Landstreifen wirtschaftlich heben wird, ist außer Zweifel und schon jetzt an der Entwicklung von Blagowjeschtschensk sichtbar. Ebensowenig aber ist zu bezweifeln, daß eine nach wirtschaftlichen Rücksichten geführte Linie sehr viel größere Wirkung haben würde, als diese, unbekümmert hierum, dem Amur parallel laufende Strecke, von der aus dieser Grenzstrom stets militärisch beherrschbar sein soll. Würde man gar dieselbe Summe oder auch nur die Hälfte dazu verwenden, von der bald zweigleisigen ostchinesischen Bahn aus zahlreich

Digitized by Google

Stichbahnen in die weiten Gebiete Ostsibiriens hineinzubauen und diese so wirtschaftlich zu erschließen und an die Hauptbahn anzuknüpfen, so würde der wirtschaftliche Erfolg unvergleichlich größer und die finanzielle Belastung des russischen Staates erheblich geringer ausfallen. Gewiß gehen hohe politische Ziele wirtschaftlichen vor; man darf sich aber über die Folgen nicht täuschen. Die militärische Amurbahn wird schwerlich in absehbarer Zeit ihre Betriebskosten decken, noch gar die großen in sie gesetzten Erwartungen für die wirtschaftliche Hebung Ostsibiriens erfüllen.

Der gewaltige Amurstrom mit seinen mächtigen Nebenflüssen, dem Ussurij, der Seja und der Bureja, bildet ein natürliches Verkehrsmittel von etwa 8000 km Länge. Auf seinen Wassern drangen einst die kasakischen Eroberer vor, an ihm geboten die Chinesen im Frieden von Nertschinsk 1689 dem russischen Vordringen Halt, auf ihm eroberte Graf Murawiew Ostsibirien von neuem, das nach ihm seinen Zunamen trägt. Damals begann die Dampfschiffahrt auf dem Amur, die seit 1871 vom Staat unterstützt wurde. Aber erst als man für den Bau der sibirischen Bahn den Amur zur Heranschaffung der Baustoffe nötig hatte, begann man Fahrtzeichen anzubringen und die Fahrstraße zu verbessern. Damals wurde die Amurgesellschaft für Dampfschiffahrt und Handel mit Staatshilfe begründet, die jetzt in einem eigenen Pavillon Schiffsmodelle, Tabellen und Bilder über ihren steigenden Verkehr ausstellt. Ausreichendes ist noch immer nicht geschehen; noch heute leidet die Schiffahrt, die überhaupt nur für vier Monate sicher offen ist, während dieser Zeit durch Sandbänke und ungenügenden Wasserstand, weil man die Flüsse sich beliebig, oft auf mehrere Kilometer, erbreitern läßt. Die Fahrt von Chabarowsk nach Charbin z. B. dauert dann statt 6 Tage drei bis vier Wochen; sie wird dadurch, wie ich selbst erfahren habe, für Fahrgäste unmöglich, aber auch für viel Frachtgut unbenutzbar. Dagegen hat der russische Staat die Kosten nicht gescheut, um eine Amurflotte von kleinen Kriegsschiffen und eine Amur- und Ussuri-Kasaken-Flottille zu schaffen. Anscheinend liegt heute der größte Teil der Flußschiffahrt in den Händen der Chinesen, die seit sechs Jahren auch Dampfer laufen lassen.

„Die wichtigste staatliche Angelegenheit in Sibirien ist das Ansiedlungswesen; Sibirien ist reich an allem, nur nicht an Menschen." Mit diesem kräftigen Satze, der freilich für die russische Politik kein Leitsatz gewesen ist, beginnt die Denkschrift der Minister Stolypin und Kriwoschëin, die sie nach gemeinschaftlicher Bereisung vor zwei Jahren veröffentlicht haben. Die erste staatliche Tätigkeit auf diesem Gebiet war die zwangsweise Ueberführung von 150 Kasakenfamilien, die 1857 als Grenzschutz, sowie zur Gestellung von Postpferden und Lieferung von Brennholz in Abständen, wie sie der Postdienst erforderte, auf landwirtschaftlich ungeeignetem Gelände angesiedelt wurden. Durch die zu starke Belastung mit jenen Frohnden, durch die Einreihung bestrafter Soldaten unter sie und besonders durch die Mangelhaftigkeit der ihnen zugewiesenen Güter kamen sie trotz großer Entbehrungen

Digitized by Google

und Mühen in so schlechte Lage, daß ihnen durch Ausscheiden der Sträflinge, durch Verpflanzung eines Teiles in geeignetere Gebiete und durch große Schuldenniederschlagung geholfen werden mußte; sollen doch einzelne bereits ihre Frauen und Kinder an Mansen, abenteuernde Chinesen, verkauft haben. In den Jahren 1895 und folgende wurden dann durch Vereinbarung mit den Kasakenatamanen etwa 1000 Donkasakenfamilien hier angesiedelt unter Aufwendung von $1^1/_2$ Millionen Rubel. Der Erfolg dieser Kasakenansiedlung ist militärisch zufriedenstellend, obschon es nicht an Kritikern fehlt, die ihre Leistungen gegenüber modern ausgebildeten Truppen nicht für ausreichend halten; jedenfalls haben sie, wie eine Tafel zeigt, im japanischen Kriege verhältnismäßig viel Soldaten gestellt; auch hat man ihnen in Chabarowsk eine Ehrenkathredale gebaut. Wirtschaftlich ist der Erfolg aber fraglich. Zunächst bedürfen die Kasaken nach den Ausstellungstafeln viel mehr Land und größere Unterstützungen, wie die bäuerlichen Ansiedler; hierfür liegt die Schuld zum Teil am Staate. Um die Kasakeneinwanderung zu fördern, soll der Generalgouverneur Duchowsky 1894 den Ussurijkasaken durch einen Federstrich 9 Millionen Deßjätinen zugesprochen haben, wovon heute etwa $^1/_9$ bebaut ist. Die Ansiedlungsbehörde hat jetzt große Schwierigkeiten, auf das unbenutzte Land zwischen die Kasakenstanitzen bäuerliche Ansiedler einzuschieben. Dann soll aber auch ihr landwirtschaftlicher Betrieb im ganzen mangelhaft sein und ungenügende Erträge bringen. Am Amur sollen die Kasaken teilweise in wirtschaftliche Abhängigkeit von den am rechten Ufer sitzenden Chinesen geraten sein; im Ussurijgebiet haben sie vielfach den Landwirtschaftsbetrieb aufgegeben und ihr Land an Koreaner verpachtet, so daß sie von dem als Pachtrente abgelieferten halben Ernteertrag als bequeme Herren leben.

Besser sind die Ergebnisse der bäuerlichen Ansiedlung, wie sie in der Halle der Ansiedlungsbehörde in Tabellen, Tafeln, Modellen und Drucksachen vorgeführt werden. Ohne Wissen und oft gegen den Willen der Regierung sind abenteuerlich veranlagte Leute als erste Ansiedler in diese Einöden gedrungen, und noch heute ist trotz aller staatlichen Organisierung und Leitung die Uebersiedlung von Bauern nach Ostsibirien im Grunde eine naturwüchsige Bewegung der russischen Bauernschaft. Einzelne Tafeln auf der Ausstellung zeigen deutlich, wie die Uebersiedlerzahl anschwillt, wenn im europäischen Rußland die Ernte schlecht geraten ist, wie sie dagegen bei gutem Ernteausfall abfällt und bei großen Mißernten in Sibirien stark abbricht. Freilich nur die Bewegung und ihr jährliches Ausmaß ist naturwüchsig, alles andere daran ist Staatswerk, das in der Halle eingehend und interessant dargestellt ist. Da sind Landkarten, welche die besiedelten Gebiete zeigen, die Ansiedlungen mitunter in mehreren Dörfern zusammen, meistens aber zu einzelnen Dorfanlagen in die Taiga hineingestreut, ohne erkennbaren Zweck; man müßte denn in ihnen nur Stützpunkte für die Landbeherrschung sehen wollen. Der große Nachteil dieser Siedlungsart ist Mangel an Wegen und an Absatzmöglichkeit. Da hängen Flurkarten, auf

Digitized by Google

denen die Besitzungen der verschiedenen Ansiedler numeriert sind und die großen Ausscheidungen für Kirchenland und für künftig einzuschiebende Siedler farbig hervorgehoben sind. Warum ein Dorf nicht sofort fertig besiedelt wird, ist nicht ersichtlich. Noch auffallender ist, wie unregelmäßig die einzelnen Flurstücke geschnitten werden, und daß jeder Siedler sein Land in fünf oder sechs verschieden gelegenen Streifen erhält. Eine zweckmäßige Bewirtschaftung, wie sie bei uns durch die Zusammenlegung ermöglicht ist, wird so im Amurgebiet durch staatliche Tätigkeit von vornherein sehr erschwert. Jede Ansiedlerfamilie erhält für jedes männliche Mitglied 15 Deßjätinen, durchschnittlich also 30 bis 40, von denen sie etwa 20 bis 25 bebaut. Andere Tafeln zeigen die Hilfe, die der Staat den Ansiedlern in Darlehen, Getreidelieferungen und Unterstützungen zuwendet. Aber lassen wir nun die Einzelheiten und fragen nach dem Ergebnis dieser seit 3 bis 4 Jahrzehnten planmäßig betriebenen Ansiedlung, so sind nach den Tafeln in den letzten 34 Jahren insgesamt in 203 Dörfern 154 139 Männer, Weiber und Kinder übersiedelt worden, also etwa 17 000 Familien, davon in den letzten 6 Jahren allein 3000. Da das Land unentgeltlich zur Verfügung steht, so sind die Kosten, für die ich freilich keine Gesamtsumme habe finden können, nicht allzu bedeutend, wenn auch der weite Transport viel verschlingt. Das Ergebnis ist mager, zumal im Verhältnis zu den 2,5 Millionen qkm, die verfügbar und wenigstens zur Hälfte besiedelbar sind. Eingewandert sind wohl erheblich mehr, aber die jährliche Rückwanderung schwankt nach den Tafeln zwischen 10 und 20 % und ist in den letzten Jahren gestiegen*).

Auf die Frage, warum keine größere Wirkung erreicht ist, verraten die Tafeln und Tabellen mancherlei. Zunächst fehlt es an Technikern zur ausreichenden Vorbereitung; wenn zurzeit nur 51 Techniker und früher noch erheblich weniger in diesem großen Gelände tätig sind, begreift es sich leicht, warum Ansiedler oft solange auf Zuweisung ihres Landes warten müssen bis ihre Spargroschen aufgebraucht sind. Dann fehlt es anscheinend an richtigem Mitarbeiten der Bahnbehörden, so daß die Ansiedler allzulang unterwegs sind und nach 40 tägiger Eisenbahnfahrt in überfüllten und oft mangelhaften Wagen zu erheblichem Teile krank ankommen; nun stehen zwar im Modell gezeigte Krankenbaracken bereit, aber nur an einzelnen Bahnhöfen und nicht in genügender Größe. Ferner werden die Güter den Ansiedlern im Urzustande zugeteilt, so daß sie sich erst in die Taiga hineinhauen müssen; auch erhalten sie nach den Tafeln wenig kulturfähiges Land, sondern zum größten Teil Moraſt und Buschland, das erst nach

*) Der Herr Verfasser unterschätzt wohl die politische Bedeutung dieser Kolonisation. Kanada hat heute 2 Millionen französisch sprechender Bewohner, obwohl im 17. und 18. Jahrhundert nur 10 000 Kolonisten aus Frankreich herübergekommen sein sollen. 155 000 Russen, mit Nachwanderung, wenn auch von wechselnder Stärke, können der Embryo eines Neurußland von vielen Millionen Menschen sein. Daniels.

Digitized by Google

langjährigen Mühen Erträge bringt. Ihre Häuser müssen sie sich vielfach selbst bauen und können dies aus Mangel an Mitteln in den ersten Jahren oft nicht dem Klima entsprechend. Nicht selten ist das Trinkwasser sumpfig oder sonst gesundheitsschädlich. Dabei fehlt es nach den Tafeln an Aerzten und sogar an Feldscheren, so daß Sterblichkeit unter der an das rauhe Klima noch nicht gewöhnten Bevölkerung hoch ist; in einzelnen Jahren hat sie im Ussurijbezirk z. B. 10 % betragen. Es mangelt sehr an Wegen, so daß sich manche Ansiedler den Zugang zu ihrem Gut mit der Axt bahnen müssen. Wo aus den Staatsmitteln Wege erbaut sind, haben sie oft keine Verbindung untereinander, sondern sind anscheinend systemlos über das Land verstreut. So haben die Dörfer in größerer Entfernung von Blagowjeschtschensk einige Wege untereinander, aber es fehlt gerade das wichtigste Verbindungsstück zur Stadt.

Aehnliche Ausstellungen sind seit Jahren in der Duma erhoben worden. Aber alle Aenderungen, die unter diesem Druck und auf Grund ministerieller Reisen durchgeführt sind, haben anscheinend wenig gewirkt. Wenigstens ist die Zahl der Ansiedler zurückgegangen: 1910:21000, 1911:5000, 1912:4000. Wenn ich meine flüchtigen Beobachtungen in dieser schwierigen Sache zusammenfasse, so halte ich die Ursache für tiefer liegend, als daß sie durch die freilich nötige Abstellung jener Mängel behoben werden könnte. Diese „wichtigste staatliche Aufgabe in Sibirien" ist zu einseitig als Aufgabe für das staatliche Interesse angesehen und hauptsächlich nach politischen und militärischen, statt nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten betrieben worden. Der russische Offizier und der russische Soldat haben in Ostsibirien wirkliche Pionierarbeit geleistet, sie haben die ersten Wege durch Sumpf und Wald gebahnt, sie haben Telegraphen gelegt, sie haben Städte gegründet und für die nachkommenden Zivilisten Häuser gebaut; sie haben Häfen angelegt und Jahrzehnte lang für Sicherheit gesorgt sowie die geringe Verwaltungsarbeit geleistet. Aber nun hat man diese militärischen Grundsätze auf alles ausgedehnt, hat die Verkehrsmittel nach strategischen Zwecken gebaut, hat Kasaken als Ansiedler nach militärischen Gesichtspunkten angesetzt, usw. Noch vor wenigen Jahren hat der Kriegsminister zur Begründung der Amurbahnvorlage in der Duma dargelegt, daß die Bauernsiedlung in Ostsibirien von großer militärischer Bedeutung im Kriegsfalle sei, da sie in jenen dünn bewohnten Gebieten Menschenreserven zur Ausfüllung entstandener Lücken und Proviantvorräte an Ort und Stelle bereit halte. Diese militärische Zwecksetzung der Uebersiedlung scheint maßgebend geblieben zu sein, auch seitdem ein Zivilbeamter an der Spitze als Generalgouverneur des Amurbezirkes steht; wenigstens sind die Klagen über Zuweisung ungeeigneter Ländereien, über schematische Gewährung von Darlehn usw. nicht verstummt. Man will Russen nach Sibirien als Mittel zur Beherrschung schaffen, aber fragt weniger danach, ob und wie sie dort leben und vorankommen können, und leitet so jene „natürliche Strömung des russischen Volkes, deren Grenze nur der Ozean ist", in ungeeigneter Weise oft in ein unbrauchbares Bett.

Digitized by Google

Solange aber die Ansiedlung in erster Linie als Mittel zur Beherrschung dieser weiten Gebiete angesehen und daher nach politischen Rücksichten geleitet wird, statt daß man sie zuvörderst als große wirtschaftliche Aufgabe zur Bepflanzung dieser Länder mit blühenden Bauerndörfern behandelte und daher der ganzen Bewegung gewisse Freiheit und Entfaltungsmöglichkeit ließe, solange wird das Ansiedlungswerk zu keinem wirklich großen Umfang und Erfolg gelangen, aber auch jenes politische Ziel nicht erreicht werden. Die Verpflanzung von einigen Tausend Leuten an politisch wichtige Orte, wie einst nach Dalny und Port Arthur, reicht nicht aus zur Sicherung des Landes; sie sind schnell weggeblasen. Der mit seinem Boden verwachsene und auf ihn vorankommende Bauer sitzt fest. Nachdem der alte Grundsatz der Mandschu-Dynastie, Grenzlande durch Einöden zu sichern, aufgegeben war, haben die Chinesen in die menschenleeren Gebiete bis zum rechten Amurufer hin still und langsam ihre Menschenmassen vorgeschoben, so daß heute das chinesische Grenzland mit zahlreichen Dörfern bestanden ist und sechsmal soviel Einwohner haben soll, wie die russischen Nachbargebiete. Dies Land ist chinesisch, mag es auch vorübergehend unter fremde Herrschaft geraten. Eine freie Ansiedlungsbewegung, die natürlichen wirtschaftlichen Rücksichten folgt, hat ohne große Aufwendungen dies zuwege gebracht und wird künftig noch mehr erreichen; sollen doch, wie erwähnt, schon manche Kasakenstanitzen in wirtschaftliche Abhängigkeit von den Chinesendörfern am anderen Amurufer geraten sein.

Von dem anderen Wege, Ostsibirien mit Russen zu bevölkern, nämlich von der Arbeiterübersiedlung ist auf der Ausstellung nur in der Amurbahnhalle etwas zu sehen, obschon Herr L. N. Gondatti grade diesen Weg mit besonderem Eifer verfolgt. Er weist jeden chinesischen Dienstboten und Arbeiter aus, der nicht einen mit Photographie versehenen Paß seines Heimatskonsulates besitzt und jährlich eine bestimmte Gebühr entrichtet. Er schreibt dem Bergbau bei der Genehmigung in der 100-Werst-Küstenzone die Verwendung russischer Arbeiter vor und hemmt dadurch dessen Entwicklung. Er erlaubt der Amurdampfschiffahrt nur noch für drei Jahre, $^1/_4$ ihrer Bemannung aus Chinesen zu nehmen, so daß die Gesellschaften nicht wissen, wie sie ihren Betrieb aufrecht erhalten sollen. Als Ergebnis dieser Ausschließungspolitik ist bisher außer der Belästigung des Publikums nur ein Steigen der Löhne für chinesische Arbeiter und Dienstleute erkennbar; aber sie stehen hierin angeblich noch ebensoweit hinter den Russen zurück, wie sie diese an Leistungsfähigkeit übertreffen. Zurzeit sind die fremden Arbeitskräfte so unentbehrlich, daß z. B. eine Kirche in Wladiwostok von gelben Bauhandwerkern ausgebessert wird. Uebrigens soll die griechische Kirche, die ihre Sonne über Gerechte und Ungerechte scheinen läßt, ihren Landbesitz mit Vorliebe an Chinesen und Koreaner verpachten, weil diese höhere Renten erbringen. Das einzige, was von dieser Arbeiterpolitik bisher zu zeigen ist, beherbergt in der Tat die Amurbahnhalle mit ihren Tafeln und Modellen. Zum Bau der Ussurij-Bahn hatte man bereits ver-

Digitized by Google

sucht, russische Arbeiter zu verwenden; aber man mußte die unter großen Kosten hergeschafften Arbeiter als unbrauchbar durch Chinesen und Koreaner sowie durch Strafgefangene und Soldaten ersetzen. Jetzt ist es gelungen, die Amurbahn nur mit russischen Arbeitern zu bauen, die mit großen Kosten aus Rußland beschafft sind und gegen hohe Löhne beschäftigt werden. Wo Geld nicht geschont und nach Wirtschaftlichkeit nicht gefragt wird, läßt sich Vieles machen. Auch begreift es sich leicht, daß die Militärverwaltungen im Kriegsfalle nicht allein auf eine rassefremde Arbeiterschaft angewiesen sein will. Daß aber diese Arbeiter nach Vollendung der Bahn in Ostsibirien bleiben und den Keim für eine russische Arbeiterschaft bilden, ist nicht wahrscheinlich. Wo sollten sie hier Arbeit finden? Die Landwirtschaft kann bei solchen Löhnen nicht bestehen; Industrie fehlt oder bedarf, soweit sie vorhanden ist, leistungsfähigerer und billigerer Arbeitskräfte.

Charakteristisch für die ostsibirische Landwirtschaft ist die starke Verwendung von Maschinen. Weil russische Arbeitskräfte zu teuer sind, die Benutzung fremdländischer aber manche Schwierigkeiten mit sich bringt, so muß der Betrieb mit den Kräften der Familie bestritten werden, die nun durch viele Maschinen leistungsfähiger gemacht werden. Daher sieht man auf der Ausstellung Dampfpflüge, Sämaschinen, Mäher und Binder, Heuwender, Dreschmaschinen u. s. w. Wem zur Maschinenbeschaffung die Mittel fehlen oder der Kredit, der bis zu zwei Jahren gewährt wird, verpachtet sein Land ganz oder teilweise an Koreaner, die nach Erwerb der russischen Staatsangehörigkeit zugelassen werden. Die Landwirtschaft, die wohl $^9/_{10}$ der produktiven Bevölkerung ernährt, ist auf der Ausstellung gut vertreten. Da wird die Staatstätigkeit gezeigt, die Bodenuntersuchungen vornimmt und sogar auf dem Ausstellungsgelände Versuchsfelder zur Beleuchtung von Düngungsarten angelegt hat u. s. w. Aber solche Einzelheiten bedeuten wenig für die Landwirte, solange es an Schulen und Wanderlehrern zur Verbreitung der daraus folgenden Kenntnisse mangelt. Die ausgestellten landwirtschaftlichen Erzeugnisse sind trotz der kurzen Vegetationsperiode in Stroh und Korn nicht schlecht; freilich wird überall nur das Beste ausgestellt. Hafer, Sommerweizen und Kartoffeln sind die Haupterzeugnisse, dann Roggen, Flachs, Buchweizen und Hirse; selbst Honigzucht, Tabakbau und sogar Weinkultur und Seidenzucht wird gezeigt, die nur in vereinzelten Gebieten Ostsibiriens vorkommen können. In Vergleichung mit den bebauten Flächen sind die Erträge gering, so daß wenig über den eigenen Bedarf der Familie hinaus erzeugt wird. Ueberhaupt scheint es an zweckmäßigem Betrieb vielfach noch zu fehlen. Jedem Durchfahrenden müssen z. B. die vielen Brachfelder im russischen Gebiet zum Unterschied von der chinesischen Mandschurei auffallen. Daß von ihr aus jährlich etwa 12 bis 15 Millionen Pud nach Ostsibirien eingeführt werden sollen, ist für die Leistungsfähigkeit der dortigen und die Mängel der ostsibirischen Landwirtschaft bezeichnend. Die Ursache wird teilweise in der eigentümlichen Art der Landvergebung liegen, indem aus den riesigen Kron-

Digitized by Google

ländereien und kaiserlichen Ländereien dem Ansiedler seine Felder auf 12 Jahre zugewiesen und dann von neuem verteilt werden. So hat jeder das Interesse, sein Land in dieser Frist möglichst auszubeuten, aber niemand, es zu verbessern.

Die Tierschau soll erst gegen Ende der Ausstellungszeit abgehalten werden, so daß dieser wichtigere Zweig der ostsibirischen Landwirtschaft nur durch Tafeln, Tabellen und Bilder jetzt zur Geltung kommt. Die Pferde machen einen vorzüglichen Eindruck, sind kräftig und ausdauernd, sowie fast durchweg gut erhalten, was im Unterschied zu den japanischen oder koreanischen Pferden angenehm berührt. Auch das Rindvieh sieht gut aus; seine große Bedeutung für die ostsibirische Landwirtschaft wird durch die vielen Milchverarbeitungsmaschinen auf der Ausstellung augenfällig. Dies hängt auch mit den Absatzschwierigkeiten infolge Wegemangels zusammen; Butter ist bei kleinem Umfang ziemlich wertvoll und im sibirischen Klima fast das ganze Jahr hindurch gut versendbar, und das Rindvieh ist dasjenige landwirtschaftliche Erzeugnis, dessen Transport auch bei Umwegen am ehesten und billigsten möglich ist, denn es transportiert sich selbst zum Schlachthaus oder zum Versandbahnhof. Schweine und Geflügel werden dagegen anscheinend nur zum eigenen Bedarf gezogen.

Bei dieser Wirtschaftsweise und dem Mangel an Absatz verkauft die ostsibirische Bauernfamilie wenig und kann daher auch wenig kaufen, sondern fertigt sich die meisten Bedarfsgegenstände selbst an. Infolge davon haben sich ein eigentliches Handwerk oder gar eine Industrie dort nicht entwickelt. Die wenigen in den Städten vorhandenen Handwerker, namentlich Bauhandwerker, aber auch Schneider, Schuster, Tischler usw. sind meistens Chinesen; die russischen Stadtbürger leben vielfach vom Fuhrmannsgewerbe. An industriellen Betrieben zeigt die Ausstellung in Modellen nur Mahlmühlen und Schneidemühlen, die freilich mit ihrer Wasserkraft wenig über 6 Monate arbeiten können. Mahlmühlen sind verhältnismäßig zahlreich, doch wird nicht wenig amerikanisches Mehl eingeführt. Ferner gibt es Betriebe, die Eiernudeln und Gräupchen herstellen, auch eine Konservenfabrik ist vertreten. Zu diesen natürlich gegebenen Gewerben, die landwirtschaftliche Erzeugnisse verarbeiten, gehören auch die wenigen Branntweinbrennereien, die guten örtlichen Absatz haben, und Bierbrauereien, die manche Rohstoffe von auswärts beziehen müssen. Für den Bau von Steinhäusern in den Städten sind einige Ziegeleien und Kalkbrennereien tätig. Bei der nicht unbedeutenden Viehzucht und besonders bei dem Wildreichtum des Landes sind Kürschnerei sowie Gerberei und Lederverarbeitung gut entwickelt. Ob freilich die schönen Lederwaren, die auf der Ausstellung zu sehen sind, sämtlich in Blagowjeschtschensk hergestellt sind, wie die Aufschrift besagt, ist zweifelhaft, weil die Ausstellung, ihren politischen Zwecken entsprechend, zwischen Gewerbe und Handel nicht scheidet; wenn etwa dadurch die gewerbliche Leistungsfähigkeit Ostsibiriens größer erscheint, als sie wirklich ist, so fördert das nur jene Zwecke. Aehnliche Bedenken steigen auf beim Be-

Digitized by Google

trachten der prächtigen und kostbaren Pelze aller Art, die ein Geschäft aus derselben Amurstadt vorführt. Dann werden im Amurbezirk Lichter und Seifen hergestellt, darunter besonders feine Toilettenseifen. Auch eine Glasfabrik ist vertreten mit guten Flaschen und vielen dekorativen Glasarbeiten, die zwar teuer, dafür aber auch musterhaft häßlich sind. Einige anscheinend kleine Gießereien haben ausgestellt, doch sehen ihre Erzeugnisse weder exakt gearbeitet noch sehr haltbar aus. Möglicherweise haben wir noch den einen oder den anderen kleinen Betrieb auf der Ausstellung übersehen, doch kann dies auf das Gesamtbild der ostsibirischen Gewerbetätigkeit keinen Einfluß haben. Uebersehen darf man dagegen nicht, daß ein paar Maschinen zum Lichtziehen, oder zur Fabrikation von Eiergraupen leicht aufgestellt sind, und daß man den ausgestellten Waren meistens nicht ansehen kann, ob sie aus einer kleinen Quetsche oder aus einer großen Fabrik hervorgegangen sind. Ebensowenig verraten die Waren darüber etwas, ob sie in der ostsibirischen Fabrik von russischen oder — was nicht selten der Fall sein wird — von chinesischen Arbeitern hergestellt sind. Die Amurindustrie erscheint daher in dem Bilde, das die Ausstellung unter geschickter Zulassung gewissen Hell-Dunkels gibt, allzu günstig beleuchtet und vergrößert. Trotzdem geht daraus hervor, daß eine eigentliche Industrie mangelt. Es fehlt z. B. ganz an Textilfabrikation, es fehlt an Metallverarbeitung und an Fabrikation von Maschinen und Instrumenten, es fehlt an chemischer Industrie, es fehlt auffallenderweise trotz des Holzreichtums an Papierfabrikation und Holzindustrie; nur ein Geschäft hat feine Salonmöbel und Schulbänke ausgestellt. Die vorhandenen Fabriken dienen hauptsächlich der Weiterverarbeitung landwirtschaftlicher und forstwirtschaftlicher Erträgnisse; daneben gibt es noch eine gewisse Luxusindustrie von teuren Glaswaren, kostbaren Pelzen, feinen Seifen eleganten Möbeln u. a. m. für die kaufkräftige dünne Schicht russischer Beamten und Militärs. Dies Ergebnis ist nicht verwunderlich. Wie erwähnt, mangelt es an Arbeitskräften, da man Mongolen nicht zulassen will. Wenn man von dem nicht zu allen Zwecken verwendbaren Holz absieht, mangelt es an mechanischer Kraft, da Kohle zu teuer ist und Wasserkraft nur wenige Monate des Jahres ausreichend zur Verfügung steht. Es mangelt an Kapital und Ingenieuren, zumal man fremdem Kapital Schwierigkeiten macht und alles dem russischen vorbehält; auch ist bezeichnend, daß der eine Inhaber der altangesessenen Firma Kunst & Albers die russische Staatsangehörigkeit erworben hat. Endlich mangelt es an Absatz, da für den inneren Markt die kaufkräftigen Massen fehlen und für den äußeren Markt die Verfrachtung zu teuer und der Verkehrsmittel zu wenig sind. Solange aber die Voraussetzungen für industrielle Entwicklung in Ostsibirien fehlen, sind ihre Aussichten dort schwach.

Wie sehr es an Gewerbe dort mangelt, ist übrigens unmittelbar aus dieser sibirischen Ausstellung selbst zu sehen, die fast in allen Hallen zahlreiche fremdländische Waren beherbergt. Von der altrussischen Industrie, die Textilwaren, Alkohol, Zigaretten, Metallwaren von Nägeln bis zu Loko-

Digitized by Google

motiven usw. liefert, sehe ich hierbei ab. Die Vereinigten Staaten sind besonders durch viele landwirtschaftliche Maschinen vertreten, die vom Harvestertrust mit weitgehender Kreditgewährung in Mengen abgesetzt werden. England hat z. B. Dreschmaschinen und Schreibmaschinen, Frankreich hat Pflanzenspritzen und feine Parfümerien, Schweden hat Milchseparatoren geliefert usw. Besonders viele Waren stammen von deutschen Fabriken, die in Ostsibirien durch russische Firmen, wie Tschurin & Co., oder deutsche Firmen, wie Kunst & Albers, vertreten sind, teils dort, wie Orenstein & Koppel, ihre eigene Vertretung halten, teils, wie Siemens-Schuckert, in Rußland eigene Fabriken betreiben. Nur von der ersten und der dritten Gruppe sind Waren auf der Ausstellung zu finden, die zweite Gruppe ist nicht zugelassen; Preise sollen angeblich auch der ersten Gruppe nicht zuerkannt werden, die man zur Füllung der Räume nötig hatte. Auch trotz dieser Einschränkung ist das Bild, das die Ausstellung von dem Absatz deutscher Waren im Amurgebiet zeigt, sehr reichhaltig. Es ist in der Tat eine stattliche Heerschau deutscher Industrie, die nebenher in dieser ostsibirischen Ausstellung zutage tritt und augenfällig zeigt, wieviel die russische Arbeit im Amurbezirk deutscher industrieller Hilfe zu danken hat. Und das ist auch ein interessantes Ergebnis, das diese politische Ausstellung unbeabsichtigt nebenher liefert.

Ostsibirien ist zweimal durch kühnes Zugreifen unter glücklichen Umständen von Rußland besetzt worden. Das erste Mal ist es nach drei Jahrzehnten militärisch wieder an die Chinesen verloren gegangen. Diesmal ist Rußland für die militärische Sicherung seiner Herrschaft im fernen Osten eifrig seit sechs Jahrzehnten bemüht. Daß in dieser Zeit russischer Herrschaft in Ostsibirien erhebliche Fortschritte erreicht worden sind, leuchtet auch kritischem Blick in Chabarowsk ein. Ihm wird ferner in den vielen Hallen öffentlicher Verwaltungen auf dieser Jubelausstellung augenfällig, welchen hervorragenden Anteil hieran der russische Staat hat. Seine Haupttätigkeit, die militärische Sicherung, ist dabei auf dem Ausstellungsplakat gebührend in den Vordergrund gerückt, in der Ausstellung selbst aber im Hintergrund belassen und nur mittelbar oder in den Wirkungen zu erkennen. Militärische Gesichtspunkte beherrschen die russische Wirtschaftspolitik in Ostsibirien, machen die großen aufgewendeten Mittel und Mühen häufig unfruchtbar und beeinträchtigen die wirtschaftliche Entwicklung. Der Bergbau leidet unter Erschwerung fremden Kapitals und Ausschließung mongolischer Arbeitskräfte. Die Forstverwaltung hat keinen entsprechenden Absatz und zehrt unwirtschaftlich vom Waldkapital. Die Landwirtschaft wird aus Unkenntnis, Absatz- und Arbeitermangel vielfach nicht zweckmäßig betrieben und reicht zur Ernährung der geringen Bevölkerung nicht hin. Kleingewerbe ist aus Absatzmangel wenig vorhanden oder in den Händen von Chinesen. Von Industrie bestehen nur geringe Ansätze und bei dem Fehlen ihrer Vorbedingungen auch keine Aussichten auf schnelle Entwicklung. Die Ausstellung zeigt sonach, entgegen den Absichten ihres Urhebers, wie unentwickelt

Digitized by Google

die Wirtschaftskräfte Ostsibiriens noch sind und wie ausgiebig sie fremder Hilfe bedürfen, die man aus politischen Gründen fernzuhalten bestrebt ist. Der Bau der großen Verkehrswege hat infolge ihrer militärischen Zwecke nicht die wirtschaftlichen Wirkungen gezeitigt, die sie bei Beachtung wirtschaftlicher Rücksichten gehabt hätten. Die landwirtschaftliche Ansiedlung, das andere große Werk der russischen Verwaltung, leidet unter demselben Zurücktreten wirtschaftlicher und dem Vorherrschen militärischer Ziele. Ein russischer Arbeiterstamm ist nicht hochgekommen. Diese militärische Wirtschaftspolitik zeigt den einheimischen Stämmen gegenüber eine gleichgültige Zurückhaltung, unter der diese eingehen, und gegen die Mongolen feindliche Ausschließung, unter der die ostsibirische Volkswirtschaft mehr leidet, als die Angegriffenen. Sie bringen ungeachtet der militärischen Beherrschung wirtschaftlich vor. Wenn die russische Politik künftig hier nicht geeignetere Kräfte und wirksamere Mittel ins Spiel bringt, wird eines nicht zu fernen Tages Ostsibirien gelben Mannes Land sein. Wie.

Rückblick auf den Krupp-Prozeß.

Als Herr Liebknecht mit seinen Enthüllungen im Reichstag aufgetreten war, habe ich den Zwischenfall sofort an dieser Stelle eingehend behandelt (Maiheft) und will mit kurzen Worten an das damals Gesagte erinnern. Ich stellte zunächst fest, daß derartige Sensationen von je alle paar Jahre oder sogar alle Jahr in Deutschland vorgekommen sind, ohne je eine tiefere Spur zu hinterlassen. Die „Judenflinten" Herrn Ahlwardts, die „geflickten Eisenbahnschienen", das „verseuchte Leitungswasser in Hamburg", „der Begnadigungsapparat im Kaiserl. Kabinett", „die ins Meer geworfenen Vorräte der Kaiserl. Marine", das und manches andere sind Dinge, die ihrer Zeit das ungeheuerste Aufsehen erregten und heute bereits so gut wie völlig vergessen sind, selbst dasjenige, was sich in dem einen oder anderen Falle wirklich als wahr herausgestellt hat. Denn in einem so großen Reich wie Deutschland kommt natürlich hier oder da auch mal eine Unsauberkeit vor. Von der Affäre Krupp schien es mir von Anfang an klar zu sein, daß es sich nur um höchst geringfügige Dinge handele. So geringfügig sie aber auch seien, fügte ich hinzu, so müßten sie moralisch doch sehr ernst genommen werden, denn die Gefahr, daß ein solches Uebel weiterfresse, sei sehr groß. Die hochmütige Art, mit der der Vorsitzende des Krupp-Direktoriums die Angelegenheit glaubte abtun zu können, sei deshalb ganz und gar nicht angebracht; im Gegenteil, Herr v. Bohlen-Krupp und ebenso der Aufsichtsrat der „Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken", gegen die ja auch eine Anschuldigung vorlag, seien, ganz abgesehen von einer kriminellen Ahndung, dem deutschen Volk eine Genugtuung schuldig. Für diese

Digitized by Google

Genugtuung dürfte als Muster dienen die Methode, die in der Armee angewandt werde, wo man nämlich stets die Vorgesetzten als verantwortlich ansehe.

Nachdem der Prozeß nunmehr zu Ende geführt, ist meine Auffassung unverändert geblieben bis auf zwei Punkte, über die ich nachher sprechen werde. Es hat sich zunächst völlig bestätigt, daß die praktischen Dinge, in denen Recht und gute Sitten verletzt worden sind, höchst geringfügig waren. Wenn mit einem so ungeheuren Apparat und solcher Rücksichtslosigkeit nachgeforscht wird, und es kommt nicht mehr zutage, als es hier geschehen ist, so darf man in der Tat mit dem Staatsanwalt und dem vorsitzenden Richter sagen, daß das Ergebnis des Prozesses dem preußischen Beamtentum, als Ganzes genommen, ein direktes Ehrenzeugnis ausgestellt hat. Ich habe, damit mir ja nichts entginge, den Prozeß auch im „Vorwärts" regelmäßig verfolgt, aber es ist wirklich nichts, gar nichts Greifbares zutage gekommen. Man sah ordentlich, wie Herr Liebknecht sich die Flanken peitschte, um zu seinem leidenschaftlich ersehnten „Panama" zu gelangen. Aber mehr als immer erneute Verdächtigungen und luftige Kombinationen hat er nicht herausgebracht.

Dem unbedeutenden Tatbestande scheint ja nun auch die mäßige Strafe zu entsprechen. Bei Brandt vier Monate Gefängnis, verbüßt durch die Untersuchungshaft; bei dem schuldig befundenen Direktor Eccius 1200 Mk. Geldstrafe. Wohin ich gehört habe, hat man das Strafmaß als der Sachlage entsprechend anerkannt.

Neben der vom Gerichtshof erkannten Strafe ist nun aber eine andere hergegangen, die, wie mir scheint, von der öffentlichen Meinung bei weitem nicht genügend eingeschätzt worden ist. Dreiviertel Jahr hat das Verfahren gedauert und schließlich mit der 14tägigen Verhandlung geradezu in einer Tortur für den angeklagten Direktor Eccius geendet. Was ist die Gefängnisstrafe selbst, und besonders für robustere Naturen, gegen die Qual die Herr Eccius hat ausstehen müssen! Ein gewisses Verschulden war da, und keineswegs bloß eine Fahrlässigkeit, aber es war so geringfügig, daß es mit einer bloßen Geldstrafe genügend gebüßt schien und das Ansehen, der Charakter, die Ehre des Verurteilten davon nicht berührt werden konnten. Unzählige Menschen und Ehrenmänner haben auf diesem oder jenem Gebiete irgendwelche kleine Verfehlungen auf dem Gewissen. Behandelt jedermann nach seinem Verdienst und wer ist vor Schlägen sicher? sagt Hamlet. Der aber, bei dem durch irgend einen Zufall die Sache anhängig wird, muß bestraft werden, und diese Bestrafung wird dann leicht zu einer solchen kaum erträglichen Grausamkeit, wie wir es eben hier erlebt haben. Aber wie ist die gesellschaftliche Ordnung anders aufrecht zu erhalten? Wen es trifft, der muß es leiden. An tausend Stellen verlangt täglich die menschliche Gemeinsamkeit, daß Einzelne ihr zum Opfer gebracht werden.

Digitized by Google

Herr Eccius ist der einzige von den Krupp-Direktoren, der schließlich angeklagt und mit einer Strafe belegt worden ist. Aber das, was die eigentliche Strafe war, die öffentliche Bloßstellung, ist auch über vier andere Herren, und zwar in der allerhärtesten Weise, verhängt worden. Sie sind als Zeugen geladen, dann aber wegen Verdachts der Mitschuld nicht vereidigt worden. Das ist keine Strafe, sondern ein einfacher prozessualischer Vorgang. Die Welt hat kaum davon Notiz genommen. Aber man versetze sich einmal in die Seele dieser Herren! Einer von ihnen soll bei der Verkündigung des Gerichtsbeschlusses ganz außer sich ausgerufen haben: „Die bürgerliche Ehre abgeschnitten!" Das ist ja nun ganz und gar nicht der Fall. Kein Mensch draußen hat es so aufgefaßt oder kann es so aufgefaßt haben. Aber der, den es trifft, wenn er ein Mann von feinem Ehrgefühl ist, empfindet es anders. Man muß dergleichen nur einmal an sich selbst erlebt haben. Als mir der Disziplinarprozeß gemacht wurde, hatte der Ankläger sich herausgenommen, zu sagen, ich hätte dies oder das „gestanden". Wie fuhr ich auf! „Gestanden? Ich habe zugestanden! Nicht gestanden! Ein Mann wie ich hat nichts zu „gestehen"! Eine Kleinigkeit, gar nicht der Rede wert, bei der der Ankläger sich vermutlich gar nichts gedacht hat, aber sie ist mir wieder eingefallen, als ich den verzweifelten Ausruf des Landrats Rötger las. Wie muß dieser Mann leiden, sagte ich mir, der schon seit 1909 nicht mehr bei Krupp, im Jahre 1906 einmal ganz von fern, vertretungsweise mit der Brandtschen Sache in Berührung gekommen ist, und dem nun versagt wird, seine Aussage mit dem Eide bekräftigen zu dürfen, eine Aussage dazu, die völlig bedeutungslos war, so daß man fragen konnte, weshalb er überhaupt geladen war.

Ich will damit nicht etwa gegen das Gericht einen Vorwurf erheben. In dieser Nicht-Zulassung zum Eide für alle die geladenen Direktoren lag sogar eine gewisse ausgleichende Gerechtigkeit — nämlich Herrn Eccius gegenüber. Soweit überhaupt Schuld vorhanden war, war er ja nur formell schuldiger als die anderen Herren. Indem die Seelenpein nun auch über diese verhängt wurde, steht Herr Eccius wenigstens nicht mehr isoliert da.

Diese, wie ich glaube, zutreffende Einschätzung der seelischen Martern, die der Prozeß als solcher über die Kruppschen Beamten verhängt hat, hat mich nun zu der schon angedeuteten Aenderung in meiner ersten Auffassung geführt. Ich forderte, daß Herr v. Bohlen-Krupp sich in einem deutlichen und weithin sichtbaren Akt von den schuldigen Beamten lossage und sich von ihnen trenne. Es ist heute wahrlich nicht mehr nötig, dergleichen zu verlangen. Die Strafe ist ohnehin so überaus hart gewesen, daß das Memento für die Kruppsche Beamtenschaft für lange Zeit genügen wird.

Auch bezüglich der „Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken" muß ich heute jene Forderung zurücknehmen, freilich aus einem ganz anderen Grunde. Man erinnere sich, was vorlag. Das Direktorium dieser Fabrik

Digitized by Google

hatte versucht (über den Versuch, ja eigentlich über den Entwurf dazu ist es nicht hinausgekommen), durch einen Agenten eine falsche Nachricht über den Bau französischer Maschinengewehre in den „Figaro" zu bringen, wie es schien, um damit auch in Deutschland Stimmung für die Beschaffung dieser Waffen zu machen, die sie eben selber fabrizierte. Der Kriegsminister v. Heeringen erklärte, der Trick habe nach der Aussage der Beteiligten nur dazu dienen sollen, herauszukriegen, wie weit die Franzosen eigentlich mit der Herstellung ihrer Maschinengewehre seien. Aber der Eindruck, den diese Erklärung machte, war der, daß es sich um nichts als um eine durchsichtige Ausrede handle.

Es hat sich aber herausgestellt, wie ich mich überzeugt habe, daß es wirklich nicht eine Ausrede, sondern die Wahrheit gewesen ist, und das erklärt sich so.

Fortwährend haben wir in dem Krupp-Prozeß die Redewendung gehört, „für Krupp gibt es im Kriegsministerium keine Geheimnisse". Der Prozeß hat bewiesen, daß das nicht richtig ist. Wozu hätte Brandt das kameradschaftliche Aushorchen, unterstützt von Freibier und warmem Abendbrot, nötig gehabt, wenn wirklich „Alles" durch einen Besuch über die Vordertreppe zu erfahren war? Trotzdem ist in jenem Satz ein gutes Stück Wahrheit und muß es sein. Das Kriegsministerium, das Reichsmarineamt und die großen Waffenfabriken müssen notwendig in einem Verhältnis des Vertrauens und der gegenseitigen Unterstützung zueinander stehen. Die Referenten in den Ministerien und die Vertreter der Fabriken können sich unmöglich auf das Aktenmäßige beschränken, sondern müssen sich in persönlicher Aussprache gegenseitig Vielerlei mitteilen. Unzweifelhaft haben dabei die Industriellen den Beamten oft mehr „Geheimnisse" mitzuteilen, als umgekehrt. Die Grenze, wo die Offenheit aufhört und das Geschäftsprinzip des „Teuer-Verkaufens und Billig-Kaufens" einsetzt, ist gewiß oft nicht leicht zu finden, aber es ist sicher, daß tatsächlich beides nebeneinander besteht, einerseits ein sehr weitgehendes Vertrauen, andererseits ein gegenseitiges Anknurren. Nichts ist verkehrter, als der Vorschlag, alle Waffenfabriken zu verstaatlichen. Das jetzige System staatlicher und privater Betriebe nebeneinander ist das einzig Richtige, und daraus, daß, wie ich persönlich bezeugen kann, die Leiter staatlicher wie privater Betriebe gleich entrüstet sind über die Art, wie die Staatsaufträge verteilt werden, nämlich über den zu geringen Antheil, der ihnen selber zufällt, möchte ich schließen, daß die Ministerien doch wohl so im ganzen das Richtige treffen. Wie dem auch sei, die Ministerialbeamten und Offiziere wahren bei den geschäftlichen Transaktionen so sehr ihre Stellung und das Interesse des Staates, daß es oft arge Verstimmungen gibt; gleichzeitig aber arbeitet man sich gegenseitig in die Hand, namentlich in technischer Beziehung. Aber nicht nur darin, sondern auch z. B. in der gemeinschaftlichen Beobachtung der Weltverhältnisse in bezug auf Bewaffnung, Ausrüstung und Waffentechnik. Diese großen Institute, wie Krupp und die Deutschen Waffen-

Digitized by Google

und Munitionsfabriken, erfahren in den fremden Staaten oft mehr und früher als die Militärbevollmächtigten, die gerade durch ihre amtliche Stellung vielfältig gebunden sind. Was kann es für unsere Kriegsverwaltung Wichtigeres geben, als immer zu wissen, in welchem Stadium einer technischen Entwicklung, einer Verbesserung der Waffen die Franzosen, Russen oder Engländer sind?

Von diesem Punkt aus versteht man nun auch, wie die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken zu dem Gedanken der Lancierung jener Nachricht über die französischen Maschinengewehre in den „Figaro" gekommen sind, zu einer Zeit, wo sie selber an der Fabrikation in Deutschland kaum noch ein Interesse hatten, da man bereits übereingekommen war, sie in der Hauptsache an die Staatsfabrik übergehen zu lassen. Der Kriegsminister v. Heeringen konnte den Schleier, der über solchen Dingen liegt, nicht wohl lüften, und so ist jene Fabrik auch bei mir in den falschen Verdacht gekommen, jener Artikel habe eine nationale Verhetzung beabsichtigt, den ich jetzt, nachdem ich den Dingen nähergetreten bin, gern zurücknehme. Es bleibt nichts übrig als eine freilich ziemlich schwere taktische Ungeschicklichkeit.

Auch die Vorstellung, daß die großen Waffenfabriken ihre Monopolstellung oder ihre Intimität mit den Kriegsverwaltungen ausnutzten, um unerhörte Preise durchzusetzen, ist zurückzuweisen. Richtig ist, daß die Firma Krupp in zwei Generationen ein Vermögen von über 200 Millionen Mark erworben hat und daß die Aktien der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken auf 500 bis 600 stehen. Aber der Wert dieser beiden Institute und ihre Leistungen für die deutsche Volkswirtschaft wie für die Wehrkraft des Deutschen Reiches sind so groß, daß mir diese Entlohnung zwar reichlich, aber nicht als zu hoch erscheint. Es ist natürlich, billig und zuletzt für die Allgemeinheit nützlich, wenn derartige Institute, die mit solchem Risiko eingerichtet werden und soviel technisches Ingenium für ihre Ausbildung erfordert haben, auch hoch bezahlt werden. Jede einzelne neue Erfindung bedeutet für diese Institute nicht nur eine große geistige Leistung, sondern auch eine sehr große Kapitalauslage, die verzinst und schnell abgeschrieben werden muß, da niemand wissen kann, wie schnell sie überholt und veraltet sein wird. An der Firma Krupp kann sich jedermann leicht ausrechnen, wie hoch ihr Verdienst ist und ob man es als angemessen gelten lassen will. Herr v. Bohlen-Krupp versteuert einige 20 Millionen Mark Einkommen; seine Firma beschäftigt gegen 80 000 Beamte und Arbeiter; ist es zu viel, wenn die Firma selbst auf den Kopf jedes Arbeiters im Jahre 300 Mark gewinnt? Ich habe diesen Vergleich schon einmal gezogen; damals, um die Absurdität sozialistischer Gleichmacherei zu beweisen. Wäre das sozialwirtschaftliche Bild so von Grund aus verändert, wenn das Kruppsche Institut morgen der Arbeiterschaft zum Eigentum überwiesen würde und ein Arbeiter, der heute 1800 Mark im Jahre hat, statt dessen 2100 hätte? Ganz gewiß aber würde er diese 2100 nicht lange behalten, denn die

Digitized by Google

Fabrik würde unter der sozialistischen Verwaltung soviel teurer arbeiten und technisch soviel weniger leisten, daß die Arbeiter binnen kurzem nicht besser, sondern sehr viel schlechter sich stehen würden. Ganz ebenso ist auch vom Standpunkt des Staatsinteresses kein Grund vorhanden, Herrn v. Bohlen-Krupp seine hohe Einnahme zu beneiden, um so weniger, da gar nicht einmal gesagt ist, daß sie vorwiegend aus den Staatsaufträgen und besonders aus den Waffenlieferungen stamme. Im Gegenteil, mir ist glaubwürdig versichert worden, daß die beiden genannten großen Institute in ihren Friedensabteilungen viel mehr verdienten, als gerade in den Kriegsabteilungen. Es mag sein, daß Krupp, wie behauptet wird, einmal Panzerplatten viel billiger ans Ausland abgegeben hat, als an unsere eigene Kriegsverwaltung. Das beweist gar nichts. Die wechselnden Konjunkturen und der Wunsch, in irgendein Geschäft hineinzukommen oder einen Konkurrenten herauszudrängen, bringen es sehr häufig mit sich, daß Industrielle an einer Stelle billiger liefern als an einer anderen. Alle diese Erwägungen sollen natürlich nicht sagen, daß jeder einzelne Fall in diesen Geschäften nichts als Korrektheit und Lauterkeit gewesen sei. Das weiß ich nicht, kann ich nicht wissen, will ich auch nicht wissen, denn ich verstehe nichts davon; soviel aber kann jedermann sagen, der mit wirklicher Unbefangenheit die offen zutage liegenden Tatsachen betrachtet, daß von irgendeinem groben Mißbrauch, einem prinzipiellen Mißstand nicht die Rede sein kann.

Ich will nicht unterlassen hinzuzufügen, daß noch ein Vorwurf gegen die Firma Krupp erhoben wird, der mit diesem Prozeß nicht zusammenhängt. Sie soll die Konkurrenz des genialen Konstrukteurs Ehrhardt mit nicht ganz loyalen Mitteln zu unterdrücken unternommen haben. Widerlegt ist dieser Vorwurf bisher nicht, und die Allgemeinheit hat natürlich ein großes Interesse daran, daß jene Konkurrenz nicht ausgeschaltet werde. Eben lese ich übrigens in der „Frankfurter Zeitung", daß die Firma Krupp sich in diesem Punkt eines Besseren besonnen habe.

Wenn es nun feststeht, daß die Objekte in der Brandtschen Beamten-Bestechungssache minimal waren, so könnte man die Frage aufwerfen, ob es richtig war, einen so gewaltigen Apparat in Bewegung zu setzen, eine große Anzahl trefflicher Männer in schweres Ungemach zu bringen und die ganze öffentliche Meinung wochenlang in Aufregung zu versetzen.

Die Antwort muß lauten: es war trotz allem durchaus notwendig, und wie notwendig es war, wird uns sofort eine sehr merkwürdige Kundgebung zeigen.

Herr Geh. Reg.-Rat Richard Witting, Direktor der Nationalbank für Deutschland, hat einen Artikel in die Welt gesandt, in dem es heißt, der Krupp-Prozeß hätte nicht geführt werden dürfen aus Rücksicht auf das Staatswohl. Wo ist denn das Staatswohl geschädigt worden? Freilich, während des Prozesses war eine interessierte ausländische Presse eifrig bemüht, die Firma Krupp zu diskreditieren, und es wird behauptet, daß

Digitized by Google

einige große Bestellungen aus dem Ausland deshalb nicht nach Deutschland gekommen seien. Aber ist das die Schuld des Prozesses? Hätten jene Presse und ihre Hintermänner etwa weniger gegen Krupp gearbeitet, wenn der Prozeß unterdrückt und den Verdächtigungen der Sozialdemokraten in der Presse und im Reichstag ganz freier Spielraum gelassen worden wäre? Im Gegenteil, der Prozeß hat ja nun für alle einigermaßen Unbefangene im Inland und Ausland dargetan, wie unbedeutend die Vergehungen waren und wie rein unser Beamtentum dasteht. Der Prozeß hat also wohl einige Persönlichkeiten schwer geschädigt, dem Staatswohl aber genützt, indem er einen tatsächlich vorhandenen Schaden ausbrannte, ehe er weiter um sich griff, und die volle Gesundheit des Staatskörpers im Ganzen bewies.

Herr Witting verlangt weiter, man solle den Staat als Träger von Hoheitsrechten und als wirtschaftlichen Unternehmer unterscheiden. „In der Rechtsfrage", sagt er, „kann das Beamtentum allenfalls von der Außenwelt abgeschlossen werden, in der Verwaltung kann es das nicht und darf es nicht. Wie sollten Reich, Staat, Provinz, Gemeinde graben, bauen, fabrizieren, ohne daß eine Art von Symbiose entsteht zwischen den behördlichen Organen und dem Unternehmer, die sich ja in gewisser Hinsicht als gleichberechtigte Kontrahenten gegenüberstehen! Und diese Symbiose ist fast niemals bloß amtlich. Sie zeigt sich auch sehr häufig menschlich und gesellschaftlich; sie nimmt zwischen höheren Beamten einerseits und großen Geschäftsleuten andererseits nicht dieselbe Form an wie zwischen Subalternen. Aber vorhanden ist sie überall auf der ganzen Erde. Da Reich, Staat und Gemeinde die größten Arbeitgeber in Deutschland sind, so entwickeln sich Hunderttausende von Beziehungen, und Heil unserem Staate, wenn sie alle so harmlos sind wie zwischen Brandt und den Zeugleutnants. Das Kriegsministerium ist als Besteller von Waffen und Kriegsmaterial Auftraggeber. Krupp ist Unternehmer. Und in dieser oder jener Form hat wohl mancher Unternehmer, der mit Behörden zu tun hat, solche Brandts zur Verfügung und muß sie haben. In der Selbstverwaltung sind es ungezählte Verbindungen durch Stadtverordnete und Ehrenbeamte. Für die Staatsverwaltung kommen andere Beziehungen und Kameradschaften in Frage."

Was in dieser Darlegung richtig ist, habe ich oben selber ebenfalls gesagt. Aber was soll es heißen, daß ein Unternehmer, der mit Behörden arbeite, seinen „Brandt" zur Verfügung haben müsse, d. h. durch kleine Geschenke dem Vertrauen der Beamten nachhelfen? Sollte man es für möglich halten, daß ein Vertreter unserer Großbankwelt, ehemaliger preußischer Beamter und Haupt eines großen Gemeinwesens, solche Anschauungen und Grundsätze öffentlich predigt? Daß er Dinge, die als Mißbrauch freilich tagtäglich vorkommen, als grundsätzlich berechtigt proklamiert? Daß er zwischen den verschiedenen Beamten in der Erfüllung der geschworenen Amtspflicht Unterschiede zu machen wagt?

Digitized by Google

Lassen wir Herrn Wittings Lehren aufkommen, so haben wir in kurzer Frist in Berlin ein Tammany-Hall wie in New York.

Eben darum, weil zu besorgen ist, daß Herr Witting mit seinem Moralkodex nicht allein steht, war dieser Krupp-Prozeß nicht nur unvermeidlich, sondern schließlich, so peinlich er in seinem Verlauf war, so schmerzhaft für Männer, die eine solche öffentliche Folterung denn doch nicht verdient hatten, eine Wohltat für unsere Volksgesundheit. Das soll nicht etwa gar eine Ehrenerklärung für Herrn Liebknecht sein. Als die Denunziation bei ihm eingegangen war, hat er sie ja zunächst stillschweigend an den Kriegsminister weitergegeben und dieser hat mit durchgreifender Energie die Untersuchung in Gang gesetzt. Hätte Herr Liebknecht sich mit der sozusagen Kontrolle des Verfahrens und des Prozesses begnügt, so hätte er sich wirklich einen Dank verdient. Aber die grenzenlose Gehässigkeit, die ungeheuerlichen Uebertreibungen, mit denen er nun den Zwischenfall parteitaktisch ausschlachtete, konnten nur Widerwillen gegen ihn selbst hervorrufen und die öffentliche Sympathie wieder den Angeschuldigten zuwenden. Umgekehrt die Kundgebung des Herrn Witting zeigt, wie groß die Gefahr ist, daß das „Schmiergelderunwesen", das sonst von der Geschäftswelt selbst so sehr beklagt wird, auch im Verkehr mit Staatsbeamten sich zu einem anerkannten System entwickele. Darum sei schließlich allen den beteiligten Behörden gedankt, daß sie ohne jede Rücksicht auf persönliches Verdienst und angebliches Staatswohl das Gesetz haben walten lassen.

Delbrück.

Das Jesuitengesetz.

Die Preußischen Jahrbücher bringen in diesem Heft den Aufsatz eines Mitgliedes des Zentrums über den Jesuitenorden, dessen Wert wir einmal darin erblicken, daß den Lesern, die das Problem auch einmal von der anderen Seite ansehen wollen, hier die Gelegenheit dazu in gedrungener Form geboten wird; und ganz besonders darin, daß der Verfasser sich schließlich mit dem von Herrn von Dewitz vorgeschlagenen und auch von mir schon in unserem Januarheft vertretenen Kompromiß einverstanden erklärt. Ich will die Gründe, weshalb ich einen solchen Kompromiß für geboten halte, mit kurzen Worten wiederholen.

Den Vergleich, auf den Herr Faßbender besonderen Wert legt, daß doch Anarchisten, Atheisten und fremde Sekten aller Art in Deutschland freien Spielraum hätten und die loyale Konsequenz deshalb auch verlange, auch den Jesuiten diesen Spielraum zu gewähren, lehne ich ab. Denn der Jesuitenorden ist ein Institut der katholischen Kirche, und die katholische Kirche ist in Deutschland keine Privatgesellschaft, sondern eine öffentliche Korporation mit großen staatlichen Privilegien, besonders in der Volkserziehung; einer Korporation, der der Staat solche positive Stellung gibt,

Digitized by Google

kann er, wenn er es praktisch für nötig findet, dafür auch wieder Beschränkungen auferlegen. Mit dem Prinzip der formalen Gleichberechtigung kommt man nicht durch, man muß in eine sachliche Prüfung eintreten, und zwar unter dem Gesichtspunkt sowohl der protestantischen Bevölkerung Deutschlands, wie der katholischen Kirche selbst.

Was die furchtbare Tätigkeit der Jesuitenorden im 16. und 17. Jahrhundert verschuldet hat, erfüllt noch heute den ganzen Protestantismus mit Grauen, und die jesuitische Ethik ist uns in ihrem Grundprinzip das Widerspiel wahrer Sittlichkeit. Trotzdem ist die gesetzliche Ausschließung der Tätigkeit des Ordens aus dem Deutschen Reich vom protestantischen Standpunkt nicht mehr als ein Bedürfnis anzusehen, weil der Katholizismus überhaupt heute nicht mehr in der Offensive, sondern in der Defensive ist. Die Furcht, daß die Jesuiten wieder zu einer Angriffspropaganda auf den Protestantismus vorgehen könnten, ist offenbar unbegründet. Die Stellung der katholischen Kirche ist heute von so vielen Seiten bedrängt und angefochten, daß ihre Anhänger froh sein können, wenn es ihnen gelingt, eine leidliche Verteidigungsstellung zu behaupten. Von Offensive kann gar keine Rede sein.

Die eigentliche Frage liegt in dem Verhältnis des Jesuitenordens zur katholischen Kirche selbst, und hier bringt Herr Faßbender Darlegungen, die eine ernste Prüfung verdienen. Er behauptet, der Orden sei und denke heute vielfach anders als vor 250 Jahren, und er behauptet weiter, daß der Orden heute auch der Pflege nationaler Gesinnung einen erheblichen Spielraum einräume. Wer will es abmessen, wird man einwenden, wie weit das wirklich der Fall ist? Wer sichert uns davor, daß die gute Gesinnung nicht wieder verschwindet, sobald der Orden erst einmal wieder im Sattel sitzt? Immerhin ist es nicht zu übersehen, daß solche Lehren heute im Orden tatsächlich verbreitet werden. Wir können in der katholischen Kirche heute deutlich zwei Strömungen unterscheiden; die eine, die auf Grund des nationalen Gedankens ein friedliches konfessionelles Zusammenleben wünscht; die andere, die den harten, bösen, exklusiven Standpunkt, der außerhalb der Kirche kein Heil sehen will, mit aller Kraft aufrecht zu erhalten strebt. Sogar im Jesuitenorden selber scheinen die beiden Richtungen miteinander zu kämpfen.

Wenn viele Protestanten uns die Jesuiten fernzuhalten wünschen, so geschieht es in der Vorstellung, daß dadurch unseren katholischen Mitbürgern selber geholfen werde, ihrer besseren Natur zu folgen. Wenn es nun aber wahr ist, daß es heute nicht sowohl die Jesuiten, als umgekehrt, einige Bischöfe sind, die dem Zentrum in seinen nationalen Bestrebungen Schwierigkeiten machen? Im Zentrum wie in den katholischen Gewerksvereinen hat die nationale, konfessionell-friedliche Richtung die Oberhand. Wenn nun die Führer dieser Richtung von uns fordern, das Jesuitengesetz zu beseitigen, so müssen sie selber am besten wissen, ob sie ihre Tendenz damit fördern oder schädigen. Man nimmt an, daß mit

Digitized by Google

wenige Katholiken selber mit der Ausschließung des Ordens in Deutschland ganz einverstanden seien. Aber die Darlegung Herrn Faßbenders, daß der katholische Klerus bei den heutigen sozialen Kämpfen der Unterstützung durch die besser geschulten Jesuiten nicht entbehren könne, hat doch auch wieder etwas sehr Einleuchtendes.

Sehr erleichtert wird die Situation dadurch, daß Herr Faßbender nicht die vollständige Aufhebung des Gesetzes verlangt, sondern in Aussicht stellt, daß das Zentrum sich vorläufig mit einem Kompromiß zufrieden geben werde. Der jetzige Rechtszustand ist ja ohnehin unhaltbar. Den Jesuiten sind die Seelsorge und religiöse Vorträge verboten, wissenschaftliche Vorträge aber erlaubt. Wo ist die Grenze zwischen einem wissenschaftlichen und einem religiösen Vortrag? Ueberdies gibt es keinen Strafparagraphen mehr, falls das Verbot übertreten wird. Die Polizei ist in den größten Verlegenheiten, wenn ein katholischer Priester einen Vortrag anmeldet und sie weder weiß, ob er etwa ein Jesuit ist, noch ob der Vortrag etwa eine religiöse Wendung nehmen wird.

Ich habe in unserem Januarheft bereits formuliert, wie etwa ein reformiertes Jesuiten-Gesetz lauten müßte. Der Inhalt wäre, daß Niederlassungen und etwaige Gründung von Erziehungsanstalten nach wie vor verboten bleiben, daß aber den einzelnen Jesuiten volle Bewegungsfreiheit gewährt wird; sollten die Jesuiten diese Bewegungsfreiheit zu konfessionellen Hetzereien mißbrauchen, so bleibt dem Bundesrat die Befugnis, ihre Tätigkeit wieder zu verbieten. Delbrück.

Die Alldeutschen.

Die „Post" ist außer sich, daß ich gesagt habe, die Gefahr für die Zukunft Deutschlands liege nicht in der Sozialdemokratie und nicht im Zentrum, sondern bei den Alldeutschen. Sie droht mir einerseits wegen dieser Aeußerung mit dem Staatsanwalt und „schwerer Freiheitsstrafe", andererseits zählt sie die verdienten Männer auf, die an der Spitze des „Alldeutschen Verbandes" stehen, und fragt, ob diese eine solche Beleidigung verdient hätten. Sie will anderswo eine derartige Aeußerung noch niemals gehört haben, und auch die „Tägliche Rundschau" sieht darin eine Entgleisung.

Ich sehe nicht einmal in der freilich sehr scharfen Formulierung eine Entgleisung und in der Sache selbst eine Wahrheit von solcher Bedrohlichkeit, daß gar nicht oft genug auf sie aufmerksam gemacht werden kann.

Zunächst sind „Alldeutsche" und „Alldeutscher Verband" noch nicht dasselbe. Es gibt auch eine „alldeutsche Presse", die ihre eigene Politik macht und sich von dem „Alldeutschen Verbande" und auch unter sich doch noch um manche Grade unterscheidet. Daß der „Alldeutsche Verband" und im besonderen seine Vorstandsmitglieder treue und auch opfer-

Digitized by Google

fähige Patrioten sind, bedarf keines Beweises — aber corruptio optimi pessima. Eben deshalb, weil hier gute Gesinnung vorhanden ist, diese gute Gesinnung Deutschland aber auf einen falschen Weg zu drängen sucht, deshalb bringt sie unsere Zukunft in größere Gefahr als die Sozialdemokratie oder das Zentrum.

Vom Zentrum braucht man heute nicht mehr zu sprechen. Es ist — man mag über eine spätere Zukunft sich Beängstigungen hingeben oder nicht — heute nicht mehr der „Reichsfeind", sondern ist das Zentrum der regierungsfreundlichen Parteien. Ueber die Gefahren, die uns von der Sozialdemokratie drohen, kann man verschiedener Ansicht sein. Revolutionär ist sie nicht mehr. Diese Auffassung lebt nur noch bei den Scharfmachern oder den Hysterischen hüben und drüben. Daß sie uns auf dem parlamentarischen Wege, vermöge des allgemeinen Stimmrechts und des Zwiespalts unter den bürgerlichen Parteien noch viele Ungelegenheiten bereiten wird, ist sicher. Die Zersetzung der überlieferten sittlichen Begriffe und die Untergrabung der nationalen Ideale in den breiten Massen ist noch wichtiger und verderblicher. Aber eine eigentliche Gefahr sehe ich doch meinerseits darin nicht. Kampf genug wird es kosten, aber nur solche Kämpfe, die einem gesunden Volke gesund sind.

Die einzig wirklich große Gefahr für die Zukunft des Deutschen Reiches liegt in der auswärtigen Politik. Wir könnten uns einmal zu einem Kriege verleiten lassen, der nicht nur, weil überflüssig, ein unsagbares Unglück für uns und für die ganze Kulturwelt bedeuten würde, sondern dessen Ausgang, so wie die Dinge in Europa liegen, keineswegs sicher ist. Zu einem solchen Kriege darf man nur treiben, wenn die Not oder die Ehre dazu zwingen, oder die Zukunft der Nation auf dem Spiel steht. Das ist nicht der Fall.

Frankreich ist so gut gerüstet, daß auch bei einem isolierten Waffengang zwischen uns der Erfolg uns sehr hart bestritten werden würde. Wir würden den westlichen Nachbar gewiß schließlich niederringen, aber nur nach einem langen, sehr hartnäckigen Widerstand. An einen isolierten Kampf aber zwischen uns und Frankreich ist gar nicht zu denken. Gehen wir in einen französischen Krieg, so haben wir es unzweifelhaft auch mit Rußland und wahrscheinlich auch mit England zu tun. Rußland hat sich unglaublich schnell von den Schäden des mandschurischen Krieges und der Revolution erholt. Seine Friedensarmee ist stärker als die Deutschlands, Oesterreichs und Italiens zusammengenommen. Die militärische Kraft unserer eigenen Bundesgenossen ist nicht so sehr groß und in sich mannigfach behindert.

Die politische Aufgabe Deutschlands kann bei solcher Weltlage gar keine andere sein, als zwar dem Ziel eines größeren Kolonialreichs unbeirrt zuzustreben und nicht zu dulden, daß weitere „Aufteilungen" oder Absteckung von „Interessensphären" in der Welt vor sich gehen, ohne daß wir beteiligt werden, zugleich, um den genügenden Druck auszuüben.

Digitized by Google

eine so hochgetriebene Kriegsrüstung wie nur möglich zu unterhalten, den Krieg selbst aber nur zu führen, wenn ein anderer Ausweg mit Ehren durchaus nicht mehr übrig bleibt. Die deutsche Politik muß zielstrebig und zäh, aber auch mit Geduld gewappnet sein. Ein unnötiger oder auch schon ein zur Unzeit, bei nicht sehr günstiger Weltlage uns auferlegter Krieg ist das Gefährlichste und Furchtbarste, was uns treffen kann. Die höchste Aufgabe eines nationalgesinnten Mannes ist es heute, was an ihm ist, zu tun, damit die Regierung unsere Geschicke nach diesen Grundsätzen lenke.

In der Verstärkung unserer Kriegsrüstung und in der Idee, daß diese Rüstung nicht bloß der Erhaltung des Friedens, sondern auch der Erreichung positiver Ziele zu dienen hat, bin ich mit den Alldeutschen einig, ich klage diese aber an, daß sie, die einen mehr, die anderen weniger, sich hiermit nicht begnügen, sondern durch fortwährende Drohungen und Reizungen, oft geradezu Verhetzungen, die Durchführung einer Politik, wie ich sie oben geschildert habe, stören und uns in Kriegsabenteuer zu verwickeln drohen.

Bedarf es hierfür der Belege? Erst vor wenigen Wochen hat ein führendes Mitglied des Alldeutschen Verbandes einen Artikel über „Deutsche Helden und deutsches Epigonentum" geschrieben, in dem es heißt: „Die deutsche Politik hat den Frieden zu wahren gewußt, aber die Nationalgesinnten, die Besten im Volke, sind mit dieser Politik wenig zufrieden, weil die anderen Großmächte sich ausdehnen und beständig an Macht gewinnen, weil die Weltgeschichte und Weltentwicklung über uns hinweggeht. Für die Rolle des Nurfriedensstifters sind die Opfer zu groß, die wir Deutschen Jahrzehnt auf Jahrzehnt an Geld und Person bringen. Entweder treibt das Reich eine Politik wie Holland oder Schweden, dann bedarf es nicht einer Riesenarmee und einer großen Kriegsflotte, oder es treibt Machtpolitik wie die übrigen Großmächte; Deutschland würde schnell eine ganz andere Stellung unter ihnen einnehmen, sobald es den Willen zur Tat zeigte."

Aehnliches, aber in noch viel schärferer Tonart, ist in der Alldeutschen Presse hundertfach gesagt worden und hat uns in der ganzen Welt in den Ruf gebracht, daß unsere Rüstungen zu Lande und zur See bestimmt seien, nächstens einen großen Angriffskrieg in Szene zu setzen. Statt daß die Welt sich durch solche Drohungen hätte einschüchtern und sich zur Nachgiebigkeit bestimmen lassen, hat sie sich nur um so fester gegen uns zusammengeschlossen. Wenn wir bei dem Marokko-Kongo-Austausch nicht soviel erlangt haben, wie wir hätten erwarten dürfen, so ist daran das Toben der Alldeutschen nicht ohne Mitschuld. Wie ich jüngst schon hier mitgeteilt habe, habe ich in England aus ganz zuverlässigen Quellen festgestellt, daß das englische Ministerium wirklich des Glaubens gewesen ist, wir seien im Begriff, einen Krieg mit Frankreich zu beginnen. Das war der Grund, weshalb England an die Seite Frankreichs trat. Hätte England nicht hinter Frankreich gestanden, hätten wir einen viel größeren Druck ausgeübt

Digitized by Google

und sicherlich ein viel größeres Stück des Kongo schließlich davongetragen. Die Hauptschuld an dem mäßigen Erfolg trägt natürlich die Diplomatie, sei es der Staatssekretär, sei es der Botschafter. Aber eine erhebliche Mitschuld trägt auch die Presse, die dazu beitrug, die allgemeine Meinung sowohl in Deutschland wie in der Welt über die Ziele, die wir verfolgten, in die Irre zu führen. Hier ist es vollkommen deutlich, wie eine hypernationale Presse die nationalen Ziele nicht gefördert, sondern geschädigt hat.

Nicht weniger schädlich wirken diese Fanatiker des Patriotismus im Innern. Sie rühmen sich, staatserhaltend und monarchisch gesinnt zu sein. In Wirklichkeit untergraben gerade sie die monarchische Autorität am allerwirksamsten. Die Sozialdemokraten verwerfen die Monarchie grundsätzlich und betreiben nur ihr Geschäft, indem sie sie bekämpfen. Was aber soll man sagen, von Monarchisten, die im Volke die Meinung verbreiten, das Reich würde nicht nach dem wohlerwogenen Staatsinteresse, sondern nach dynastischen Familien-Rücksichten regiert? Wenn fortwährend nicht bloß angedeutet, sondern ausgesprochen wird, daß es in der obersten Leitung des Reiches an der rechten Willenskraft und Entschlossenheit fehle! Der sozialdemokratischen Verhetzung werden wir zu widerstehen wissen, aber die schleichende Erregung des Volkes gegen die Regierung durch die Alldeutschen ist viel schwerer niederzuhalten, und gerade die „Post" hat sich mehrfach darin ausgezeichnet.

Daß diese Zurückweisung der alldeutschen Demagogie nicht heißen soll, man müsse sich der Kritik überhaupt enthalten, ist selbstverständlich. Jede einzelne Maßregel der Regierung mag man nach Bedürfnis kritisieren, und ich selber habe das oft genug getan. Was zu verwerfen und zu bekämpfen ist, das ist die systematische Nährung des Mißtrauens und die damit verbundene nationale Verhetzung.

Früher hat man sich wohl getröstet, die Alldeutschen seien eine kleine, halbkomische Sekte ohne Einfluß. Man kann das heute nicht mehr sagen. Die Alldeutsche Presse ist weit verbreitet und hat einen sehr eifrigen Anhang. Die „Post" ist zwar nicht das direkte Organ der Reichs- und Freikonservativen Partei, steht aber doch zu ihr in naher Beziehung. Was Wunder, daß die Besorgnis vor den Erfolgen der Alldeutschen Agitation weite Kreise ergriffen hat. Bei einer Versammlung des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie hat der Vorsitzende, Herr v. Dirksen, geklagt, daß der Verband so wenig Unterstützung finde. Die Tatsache ist ganz richtig, aber auch der Grund liegt klar auf der Hand. In weiten Kreisen unseres Volkes will man so wenig von der nationalen wie von der sozialen Verhetzung etwas wissen. Man sieht, daß die Gefahr keineswegs mehr bloß in der Sozialdemokratie liegt, sondern daß auch auf der anderen Seite eine Gefahr aufgetaucht ist und sogar eine sehr große. Dadurch ist die Aufmerksamkeit von der Bekämpfung der Sozialdemokratie stark abgelenkt worden. Die Herren, die an der Spitze der verschiedenen Verbände und der großen Alldeutschen Blätter stehen, sollten es sich einmal

Digitized by Google

klar machen, wie sehr sie durch ihre Uebertreibung ihren eigenen Zwecken und Zielen entgegen wirken. Die fürchterliche Blamage, die sie sich jetzt in der braunschweigischen Frage zugezogen haben, wird ja hoffentlich etwas abkühlend wirken. Ein Entrüstungssturm sollte das deutsche Volk durchtoben, wie er noch nicht erlebt worden ist. Wo ist der Entrüstungssturm geblieben? Die Braunschweiger haben mit ungeheucheltem Jubel ihr junges Herzogspaar begrüßt und ganz Deutschland hat mit freundlichen Mienen zugeschaut.

Ich weiß, daß man vielerseits rät, den alldeutschen Lärm nicht so tragisch zu nehmen; freilich erscheine hier der nationale Gedanke in einer Art Karikatur, aber es sei nicht anders möglich; dem Volke müsse es dick aufgetragen werden, wenn es mit fortgerissen werden soll. Das ist vielleicht nicht so unrichtig, aber wenn dem so ist, so sind auf der anderen Seite auch solche Warnungen, wie ich sie hier vortrage, notwendig. Durch chauvinistische Strömungen, denen die Besonnenen nicht rechtzeitig entgegengetreten waren, sind die Franzosen 1870 ins Unglück gestürzt worden. Nicht die sozialdemokratische Revolution, sondern ein europäischer Krieg ohne innere Nothwendigkeit ist die Gefahr der Zukunft.

Den Beweis, daß solche Warnungen notwendig geworden sind, habe ich ja schon im vorigen Heft geliefert. Ich habe darauf aufmerksam gemacht, daß bei den großen Festreden dieses Jahres ein Redner nach dem anderen sich gedrungen gefühlt hat, dieselben Warnungen auszusprechen. Sollte etwa eine allgemeine Professoren-Verschwörung stattgefunden haben, die Jubelfeier von 1813 zu solchem Zwecke zu benutzen? Das ist kaum zu glauben. Man wird doch wohl annehmen müssen, daß bei allen diesen Rednern und vermutlich auch im Kreise ihrer Zuhörer die Meinung jetzt verbreitet ist, der nationale Idealismus in Deutschland sei in Gefahr, in nationalen Fanatismus umzuschlagen, und das ist die größte Gefahr für die Gesundheit der Volksseele, die es gibt. Darum, ihr Führer des Volkes, aufgemerkt! Es gilt etwas sehr Wichtiges. Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

The American Economic Review — published by the American Economic Association. Boston, Mars, 491 Boylston Street.

Anales De Instruccion Primaria. — Montevideo, Imperenta El Siglo. Montevideo, Imprenta El Siglo Ilustradó de Gregorio V. Marino.

Angeln, Hans v. — Moderne Soldatenerziehung. Die Forderung des Tages für die Armee. Albert Langen, München.

D'Aurevilly, J., Barbey. — Goethe et Diderot. Frcs. 8.50. Paris, Librairie Alphonse Lemerre.

Biedermann, Erhard. — Studien zur ägyptischen Verwaltungsgeschichte in ptolomäisch-römischer Zeit. Berlin 1913, Weidmannsche Buchhandlung.

Birt, Theodor. — Römische Charakterköpfe. Ein Weltbild in Biographien. Leipzig 1913. Verlag, Quelle & Meyer.

Bloch, L. — Soziale Kämpfe im alten Rom. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 22. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Bode, Wilhelm. — Goethes Lebenskunst, sechste, neu bearbeitete Auflage mit zahlreichen Abbildungen in Text und auf Tafeln. Berlin 1913 gedruckt und verlegt bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Boehn, M. v. — Die Mode, Menschen und Moden im 17. Jahrhundert. München, F. Bruckmann, A. G.

Digitized by Google

Bölsche, W. — Stirb und Werde! Brosch. Mk. 5.—, gebd. Mk. 6.—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Böttticher, Hans. — Ein Jeder lebt's. Novellen. Geh. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—. München 1913. Verlag Albert Langen.
Borght, Dr. — Wehrbeitrag und Deckungsgesetz vom 3. 7. 13. Finanzwirtschaftliche Zeitfragen, Heft 6. Mk. 2.80. Stuttgart, Ferd. Encke.
Braun, Heinrich. — Annalen für Sozial-Politik und Gesetzgebung III. Band, erstes und zweites Heft. Berlin, Verlag von Justus Springer.
Brausewetter, Artur. — Gedanken über den Tod Stuttgart, Verlag von W. Spemann.
Brieger, Theodor. — Die Reformation. Ein Stück aus Deutschlands Weltgeschichte. Mk. 5.—. Berlin, Ullstein & Co.
Brugbacher, Fritz. — Marx und Bakunin. Ein Beitrag zur Geschichte der internationalen Arbeitersozialtion. München bei B. Lück & Co. m. b. H.
Bryss, Simon. — Das Ding an sich und die empirische Anschauung in Kants Philosophie. Dissertation Berlin. Erhardt Karras, Halle a. S.
Berggraf, Julius. — Goethepredigten. Preis Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—. Giessen, Alfred Töpelmann.
Castell, Alexander. — Capriccio. Novellen. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—, in Leder Mk. 10.—. München 1913. Verlag Albert Langen.
Dauthendey, Max. — Gedankengut aus meinen Wanderjahren, I. II. Verlag Albert Langen, München.
Dreihundert berühmte Deutsche. — Bildnisse in Holzschnitte von M. Klintricht. Lebensbeschreibungen von Dr. K. Seebert. Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.
Droysen, J. G. — Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. I. II. Brosch. Mk. 11.—, gebd. Mk. 14.—. Leipzig, Insel-Verlag.
Uebersberger, Hans. — Russlands Orientpolitik in den letzten zwei Jahrhunderten. I. Band bis zum Frieden von Jassy. Geh. Mk. 7.—, gebd. Mk. 8.—. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart 1913.
Untersuchungen für das Versicherungswesen in Deutschland. Herausgegeben vom Verein für Sozialpolitik. Band 137, IV. Band. Verlag Duncker & Humblot, München und Leipzig 1913.
Verhandlungen des zweiten Deutschen Soziologentages. Geh. Mk. 4.40, gebd. Mk. 6.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Vesper, Will. — Die Liebesmesse und andere Gedichte. Gebd. Mk 3.50. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.
Vogels Karte des Deutschen Reichs und der Alpenländer im Massstab 1 : 500 000, ausgeführt in Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha. Neu bearbeitet und erweitert unter Leitung von Prof. Paul Langhans. 33 Blätter in Kupferstich. Lieferung 1: enthaltend die Blätter Berlin und Wien. Preis Mk. 3.—. Die Abnahme der 1. Lieferung verpflichtet zum Kauf des vollständigen Kartenwerkes. Einzelne Blätter kosten Mk. 2.—.
Volksheim Hamburg — Bericht über das 12. Vereinsjahr 1912/13. Mk. 0.30. Hamburg, Volksheim.
Volbach, F. — Die Instrumente des Orchesters. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 394. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Vossler, Dr. Karl. — Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. Brosch. Mk. 4.20 gebd. Mk. 5.20. Heidelberg, Carl Winter, Buchhandlung.
Wagner, Oskar. — Die Frau im Dienste der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung. Brosch. Mk. 4.80, gebd. Mk. 5.40. Leipzig, B. G. Teubner.
Wächtler, D. A. — Zur Jahrhundertfeier. Mk. 0.30. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhaus.
Weber, Batty. — Fenn Kass, der Roman eines Erlösten. Brosch. Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
Weber-Luthow — Longwood des Allgewaltigen Niedergang. Eine Bühnendichtung in drei Bildern. Wien 1913. Verlag von F. Schalk.
Weigand, Wilh. — Der Hof Ludwigs XIV. Mk. 12.—, gebunden Mk. 16.—. Leipzig, Insel-Verlag.
West, Robert. — Einst und heute. Essays. Borussia, Druck- u. Verlagsanstalt Berlin.
Witkop, Ph. — Die neuere deutsche Lyrik, II. Band. Mk. 5.—, gebunden Mk. 6.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Wile, Frederic W. — Men around the Kaiser, the makers of modern Germany. London 1913. William Heinemann.
Winterstetten, Dr. K. von — Berlin-Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik. Preis Mk. 1.—. J. F. Lehmanns Verlag, München 1913.
Wunder, L. — Chemische Plaudereien. Dr. Bastian Schmidts Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek. Mk. 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.
—„—. Physikalische Plaudereien. Dr. Bastian Schmidts Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek. Mk. 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Wyneken, G. — Schule und Jugendkultur. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Heft 1, 2, 3, 4 und 3. Beiheft. Der Unterricht in den einstigen württembergischen Klosterschulen von 1556—1806 von Dr. Ephorus u. Dr. J. Eitle. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.
Zoff, Otto. — Das Haus am Wege. Geh. Mk. 3.—. gebd. Mk. 4.—. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Digitized by Google

Dezember 1913. Band 154. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

558

Inhalt: Seite

Dr. Heinrich Scholz, Privatdozent a. d. Universität Berlin:
Diesseitigkeit oder Innerlichkeit? 389
Dr. phil. Franz Zweybrück, Wien:
Julius Andrassy und die auswärtige Politik 400
Oberrealschullehrer Erich Kuske, Meerane i. Sachsen:
Die Beteiligung der höheren Schulen Preußens an der Erhebung im Jahre 1813 437
Dr. Hermann Wallemann, Direktor des Oberlyzeums in Schleswig:
Schleiermacher und die Frauen 451
Dr. Hans Dünnebier, Weinböhla bei Dresden:
Gottfried Keller, der Epiker 483
Dr. Emil Daniels, Berlin:
Hesiod, der Vater der griechischen Demokratie . . . 500
Prof. Dr. M. Fahbender, M. d. Reichst. u. Abg., Südende-Berlin:
Die deutschen Jesuiten und die deutschnationalen Interessen 511

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin

Verlag von Georg Stilke,

Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.

1913.

Ausgegeben den 26. November 1913.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Theologie. G. Fittbogen, Neukölln: Gott oder Mensch? Eine falsche Alternative. (S. 53[illegible]

Literatur. Martin Havenstein, Schmargendorf: Besprechung von H. Spiero, Gerhart Hauptmann. (S. 528.) — K. Martens, Deutschland marschiert. (S. 528.) — W. [illegible] Volk wider Volk. (S. 530.) — Dr. Siegfried Krebs, Charlottenburg: Hermann Bang. (S. 531.) — M. Fuhrmann, Greifswald: Besprechung von Sidney Whitman, Deutsche Erinnerungen. (S. 536.) — M. v. Boehn, Die Mode. (S. 538.)

Politische Korrespondenz.

Hermann Oncken: Ueber die Nationalität hinaus. (S. 540.)

Wie.: Die Ostsibirische Ausstellung in Chabarowsk. (S. 546.)

Delbrück: Rückblick auf den Krupp-Prozeß. (S. 564.) — Das Jesuiten-Gesetz. (S. 571.) — Die Alldeutschen. (S. 573.)

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Eine der wichtigsten Neuerscheinungen des Jahres ist das Werk:

Fürst Bismarck 1890–1898.

Nach persönlichen Mitteilungen des Fürsten und eigenen Aufzeichnungen des Verfassers, nebst einer authentischen Ausgabe aller vom Fürsten Bismarck herrührenden Artikel in den „Hamburger Nachrichten". Von Hermann Hofmann, früherem leitenden politischen Redakteur der „Hamburger Nachrichten". Mit einem Porträt des Fürsten Bismarck. Zwei Bände. In Leinen 16 Mark, in Halbleder 18 Mark 50 Pf.

Einiges aus dem Inhaltsverzeichnis: Fürst Bismarck und der Kaiser nach der Entlassung. — Das Verhältnis des Fürsten Bismarck nach seiner Entlassung zur Regierung. — Die „Enthüllungen" betreffend den deutsch-russischen Neutralitätsvertrag. — Die Emser Depesche und der Deutsch-Französische Krieg. — Der Russisch-Türkische Krieg. — Aussprüche und Mitteilungen des Fürsten über historische berühmte und bekannte Persönlichkeiten usw. usw.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Staats-Quelle KÖNIGL. FACHINGEN Natürliches Mineralwasser

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)
Gegründet 1854.
Versicherungsstand . . . 1 Milliarde 78 Mill. M.
Seither für die Versicherten erzielte Überschüsse 217 Millionen M.

Digitized by Google

Mit ein Titelzeichen der Deutschen Gasglühlicht-Aktiengesellschaft (Auergesellschaft), Berlin O. 17, ferner Beilagen vom Bibliographischen Institut, Leipzig; Gustav Fischer, Verlag, Jena; Robert Luh, Verlag, Stuttgart; Protestantischen Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin; Erich Reiß, Verlag, Berlin W. 62; Richard Carl Schmidt & Co., Verlag, Berlin W. 62; L. Staackmann, Verlag, Leipzig; Verlag Georg Müller, München.

H. Meyen & Co.

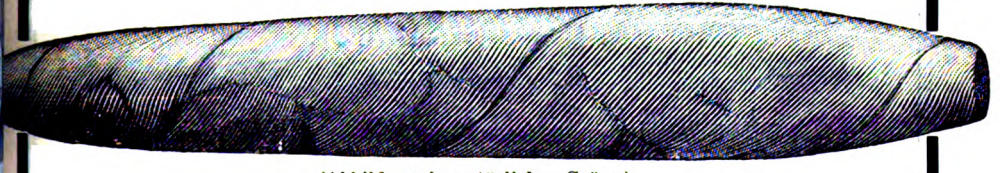
Königliche Hoflieferanten

Silberwaren-Fabrik

Sebastian-Str. 20 Berlin S.

5% Rabatt bei Barbezug von Originalkisten.

Deutsche Cigarren. Importen.



(Abbildung in natürlicher Grösse)

10 Pf. **Zeus,** Regalia de Alemania

50 Stück M. 5.—

Eine sehr beliebte tägliche Gebrauchscigarre

(In Deutschland aus überseeischen Tabaken gearbeitet)

OTTO BOENICKE

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs

BERLIN W 8, Französische Strasse 21 Eckhaus der Friedrichstr.

Von Mk. 20.— an portofreie Lieferung innerhalb Deutschlands.

Digitized by Google

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7

Geschichte der Kriegskunst

im Rahmen der politischen Geschichte

von HANS DELBRÜCK

I. Teil: DAS ALTERTUM

Zweite neu durchgearbeitete und vervollständigte Auflage

39½ Bogen Gross-Oktav. Broschiert M. 12.—, halbfranz geb. M. 14.—

II. Teil: DIE GERMANEN

Zweite neu durchgearbeitete und vervollständigte Auflage

32 Bogen Gross-Oktav. Broschiert M. 10.—, halbfranz geb. M. 12.—

III. Teil: MITTELALTER

45 Bogen Gross-Oktav. Broschiert M. 13.—, halbfranz geb. M. 15.—

Erinnerungen, Aufsätze u. Reden

von HANS DELBRÜCK

Dritte Auflage

625 Seiten elegant broschiert M. 5.—, in Leinwand gebunden M. 6.—

Historische u. Politische Aufsätze

von HANS DELBRÜCK

Zweite Auflage

broschiert M. 6.—, elegant gebunden M. 7.—

Das Leben des Feldmarschalls

Grafen Neidhardt v. Gneisenau

von HANS DELBRÜCK

Dritte durchgesehene und verbesserte Auflage

51 Bogen Gross-Oktav. 2 Bände broschiert M. 10.—, in einem Band eleg. geb. M. 11.—

Der erste Band enthält ein Bildnis Gneisenaus und einen Plan von Kolberg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Digitized by Google

Ullsteins Weltgeschichte

Herausgegeben von

Prof. Dr. J. von Pflugk-Harttung

in Verbindung mit achtundzwanzig Univers.-Professoren

Nach dem einstimmigen Urteil der gesamten Presse ist „Ullsteins Weltgeschichte" ein hervorragendes Denkmal deutscher Geschichtsschreibung und in Ausstattung eines der prächtigsten Werke, die deutsche Buchtechnik je hervorgebracht hat.

6 Bände in weiß Buckram oder in Halbfranz **je 20 Mark**

Illustr. Spezialprospekt kostenlos. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und vom Verlag

Ullstein & Co, Berlin SW 68, Kochstraße 22-26

Digitized by Google

Verlag von GEORG STILKE, Berlin NW. 7.

Soeben erschienen:

Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913

von

Wirkl. Legationsrat Dr. K. HELFFERICH,
Direktor der Deutschen Bank.

Sonderabdruck aus dem Jubiläums-Prachtwerk „Soziale Kultur u. Volkswohlfahrt während der ersten 25 Regierungsjahre Kaiser Wilhelm II".

Deutsche Ausgabe: Preis Mk. 1.— broschiert, Mk. 1.70 gebunden.

Der Verfasser geht in seinen sehr bemerkenswerten Darlegungen von der Bevölkerung aus und weist nach, wie die Vermehrung der Bevölkerung und die Verschiebung in der berufsständigen Schichtung auf Handel, Industrie und Landwirtschaft eingewirkt haben. Er zeigt weiter in eingehender Weise, welchen Anteil an der wirtschaftlichen Entwicklung die Vervollkommnung der gesamten Technik hatte und wie Deutschland im Ausbau der sogenannten wissenschaftlichen Industrien zu seiner jetzigen führenden Stellung gelangt ist. Die technische Entwicklung findet ihre Ergänzung in einer straffen wirtschaftlichen Organisation, in der Mobilisierung des Kapitals und durch die Entwicklung des Kredits. Eingehende zahlenmässige Nachweisungen über Produktion und Verkehr zeigen den gewaltigen Aufschwung der deutschen Volkswirtschaft während der letzten 25 Jahre. Dieser Entwicklung entspricht der gesteigerte Verbrauch, der für die wichtigsten Massenartikel statistisch dargestellt wird.

Ganz besondere Beachtung verdienen die Ausführungen über Volkseinkommen und Volksvermögen. Auf Grund von Berechnungen und sachkundigen Schätzungen wird unter Anwendung verschiedener Methoden das deutsche Volkseinkommen und Volksvermögen statistisch zu erfassen gesucht.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Digitized by Google

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Geschichte der brandenburgisch-preussischen Politik

Von Reinhold Koser

Erster Band:

Geschichte der brandenburgischen Politik bis zum Westfälischen Frieden von 1648

Mit einer Karte — 1. und 2. Auflage

Geheftet M. 12.—, in Halbfranzband M. 14.50

Wertvolle Beiträge zur Kriegs-, Kultur- u. Völkergeschichte

Die Serben im Balkankrieg

Auf Grund amtlicher Quellen bearbeitet von **A. KUTSCHBACH.**
Mit vielen Plänen und Karten reich illustriert, gebunden **Mark 4,—.**

Der als Kriegskorrespondent rühmlichst bekannte Verfasser weilte während des Krieges in Serbien und hat den Feldzug gegen Bulgarien selbst mitgemacht. Das serbische Ministerium hat die Erlaubnis erteilt, zur Bearbeitung des Buches das **amtliche Aktenmaterial** zu benützen, so dass das Werk das einzige sein wird, das auf Grund der amtlichen Quellen geschrieben ist.

Geschichte der Türken

von Privatdozent **Dr. A. WIRTH**
Ein reich illustr. Band geb. **Mark 2,80**

Der Verfasser hat eine bedeutende Kenntnis des Orients, und es ist ihm gelungen, ein wirkliches Bild der Türken und der Türkei klassisch vor uns hinzustellen.

Geschichte der Bulgaren

von **Dr. KURT FLOERICKE**
gebunden **Mark 2,40**

Ein starker, mit 8 doppelseitigen Kunstdrucktafeln geschmückter Band, der in überaus fesselnder Darstellung über Volksleben und Geschichte Auskunft gibt.

Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart 13.

Digitized by Google

Leuchtende Stunden

Eine Reihe schöner Bücher. Herausgegeben von Franz Goerke, Direktor d. Urania in Berlin.

Joh. Trojan:
Unsere deutschen Wälder.
(Stimmungsvolle Naturaufnahmen.) Mit 106 Bildern und einem farb. Kunstblatt.

Georg Hermann:
Aus guter alter Zeit.
(Malerische Winkel a. schön. deutschen Städten.) Mit 97 Bildern und einem farbig. Kunstblatt.

Artur Fürst:
Das Reich der Kraft.
Mit einem Anhang: Die Poesie der Eisenbahn. Von Hans Baluschek Mit 85 Bildern u. 2 farb. Wiederg. Gemälde namh. Künstler.

Walter Bloem:
An heimischen Ufern.
(Deutsche Ströme und Seen.) Mit 130 Bildern und einem farbigen Kunstblatt.

Georg Engel:
Auf hoher See.
(Die Deutsche Flotte in Bild und Wort.) Mit 150 Bildern und einem farbigen Kunstblatt

Ernst Haeckel:
Die Natur als Künstlerin.
(Nebst Dr. W. Breitenbach, Formenschatz der Schöpfung.) Mit ca. 80 Bildertafeln, darunter 2 farbige.

Ein Urteil: Die Herausgabe dieser schönen Bücher kann eine Kulturtat zugleich von soz. Bedeutung werden, unsere abgehetzten, fast ausschließlich auf praktische Interessen gerichteten Zeitgenossen für den Genuß der wahren Schönheiten wieder gewinnen. (Die Hochwacht.)

Jeder Bd. eleg. kart. M. 1,75, Kr. 2,10, jeder Bd. gebunden M. 2,80, Kr. 3,35

Leo Frobenius: Unter den unsträflichen Aethiopen.
Mit vielen Bildern Geb. Mk. 20,00.

Und Afrika sprach . . .
Allgemeine Ausgabe. Reich illustriert. Geb. Mk. 12,00. :-: „Das Frobenius tatsächlich ein neues Kapitel der Weltgeschichte aufgeschlagen hat. (Münch. N. Nachr.)

Carl Hagenbeck:
Von Tieren und Menschen.
Mit 34 zum Teil farbigen Bildern. Eleg. geb. Mk. 6,00. In fast 100 000 Exempl. verbreitet.

Artur Fürst:
Die Wunder um uns.
Neue Einblicke in Natur und Technik. Mit 103 Bild. Geb. Mk. 6,00. :-: „Gleich wertvoll in den Händen erwachsener Leser wie in denen der reiferen Jugend." (Hamb. Fremdenbl.)

Franz Adam Beyerlein:
Das Jahr des Erwachens.
Karton Mk. 1,50, geb. Mk. 2,50. :-: Der Verfasser von „Jena oder Sedan?" läßt hier die große Zeit des deutschen Weckens und Erwachens vor 100 Jahren vor uns erstehen.

Hans Baluschek: Spreeluft.
Berliner Geschichten.
Mit 9 Zeichnungen vom Verfasser,
geh. Mk. 3,00, geb. Mk. 4,00.
In Pergamentband mit Namenszug Mk. 12,00. Der bekannte Maler, der zu den Führern der ehemaligen Secession gehört, schildert markante Typen aus dem „großen Dorf an der Spree" — der Weltstadt Berlin.

H. v. Hippel
(ein Nachkomme des Verfassers vom „Aufruf an mein Volk")
Der unbekannte Gott.
Roman. 4,00, geb. 5,50. Numer. Liebhaberband in Leder 10,00. :-: Ein erschütterndes und erhebendes nationales Dokument.

Rudyard Kipling:
Spiel und Gegenspiel.
Geh. Mk. 4,00, geb. Mk. 5,50. :-: In seinem neuesten Buch führt uns der gefeierte Dichter in sein geliebtes Indien, aber auch die englische Heimat liefert ihm originelle Stoffe für seine meisterhafte Erzählungskunst.

Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google

Verlag von Georg Stilke in Berlin N.W. 7.

Demnächst erscheint:

Regierung
und
Volkswille

von

Professor Hans Delbrück

Das Thema wird in der Behandlung des universalen Historikers und Politikers zu einem grossartigen Gemälde des modernen politischen Lebens überhaupt. Die verschiedene Entwicklung der Völker, ihre Aussichten für die Zukunft werden in leicht fliessender Darstellung gegeneinander abgewogen; die wissenschaftliche Exaktheit wird an diesem Gegenstand zur spannenden Pikanterie. Alles spitzt sich auf den Vergleich zwischen den gegenwärtigen Verfassungskämpfen in Deutschland und den konkurrierenden Grossmächten zu. Da der Verfasser aus seinem eigenen Anteil an den Ereignissen schöpft, so wird das Buch selber zu einem Stück lebendiger politischer Geschichte.

Theoretisch ist es von ausserordentlicher Bedeutung als ein neuer Versuch von grosser originaler Kraft, die Politik wissenschaftlich in die Schule zu nehmen; den praktischen Politikern werden seine überraschenden Gedanken um so mehr Anregung zu Widerspruch und Zustimmung bringen, als auf die Tagesmeinung so gar keine Rücksicht genommen wird.

Preis kartoniert Mk. 1,20.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Digitized by Google

Verbandstoff- u. Krankenmöbel-Fabrik

M. PECH, G. M. B. H., **BERLIN W 35**

Am Karlsbad 15. **20 eigene Geschäfte in Groß-Berlin.**

Gummiwaren ▪ Bandagen
Artikel zur Krankenpflege

Bruchbänder, Leibbinden, künstliche Glieder werden in eigenen Werkstätten hergestellt.

Gummi-Strümpfe :: gegen Krampfadern. :: | **Gummi-Wäsche** äusserst vorteilhaft im Gebrauch.

Gesundheitsbinden für Damen p. Dzd. M. 0.50, bei 10 Dzd. 1 Gürtel gratis.

Isolierflasche
hält 24 Stunden Getränke heiss
Deckel mit Verschraubung
M. 2.50
vernickelt.

Gummi-Schuhe
Bestes Fabrikat

für Damen
pro Paar
M. 2.75

Aus unserer **Mietsabteilung** erhältlich:
Elektrisier-Apparate, Heissluft-Apparate, Massage- und Vibrations-Apparate, Sauerstoff-Inhalierapparate, Babywagen, Personenwagen, Fahrstühle f. Strasse u. Zimmer, Badewannen.

Eugen Marcus
Hofjuwelier
Berlin W. Unter den Linden 31

Digitized by Google

Biographien von Dichtern und Denkern

Goethe / Sein Leben und seine Werke. Von Albert Bielschowsky

26. u. 27. Aufl. Zwei Bände. In Leinwd. gebd. M 14.–, in Liebhaberhalbfranzbd. M 19.–, in Ganzleder M. 36.–

„Bielschowsky gehört in jedes Deutschen Haus, der überhaupt befähigt ist, Goethe geistig mitzubesitzen." Kunstwart.

Schiller / Sein Leben und seine Werke. Von Karl Berger

7. u. 8. Aufl.: 20. bis 27. Tausend. 2 Bände. In Leinwd. M. 6.– u. 8.–, in Liebhaberhalbfranzbd. M. 8.50 u. 10.50

„Diese Biographie dürfte ‚der Schiller' für das gebildete deutsche Haus werden."
Preußische Jahrbücher.

Shakespeare / Der Dichter und sein Werk. Von Max J. Wolff

3., durchgesehene Aufl. 7. bis 10. Tausend. 2 Bände. In Leinwand je M. 6.–, in Liebhaberhalbfranzband je M. 8.50

„Wolff hat uns die deutsche Shakespeare-Biographie geschenkt."
Literaturblatt f. german. u. roman. Philologie.

Kleist / Sein Leben und sein Werk. Von Wilhelm Herzog

2. Auflage: 4. bis 6. Tausend. In Leinwand M. 7.50, in Liebhaberhalbfranzband M 10.–

„Dieses Werk hat uns das unverlierbare Bild eines neuen großen Klassikers geschenkt."
München-Augsb. Abend-Ztg.

Kant / Sein Leben und seine Lehre. Von M. Kronenberg

4. Auflage. In Leinwand gebunden M 4.80

„Das Werk steht gewissermaßen einzig da und wird auch ferner seinen Platz behaupten."
Liter. Zentralbl.

Herder / Von Eugen Kühnemann

2., völlig neu bearbeitete Auflage. In Leinwand gebunden M 8.–

„Ein bedeutendes Buch, eine mächtige Predigt in der Form eines Lebensbildes."
Theologische Literaturztg.

Grillparzer / Sein Leben und seine Werke. Von Ehrhard-Necker

2., neu bearbeitete und vermehrte Auflage. In Leinwand gebunden M 7.50

„Das umfangreichste und zweifellos auch das beste Werk über Österreichs größten Dichter."
Türmerjahrbuch.

Nietzsche / Sein Leben und seine Werke. Von Richard M. Meyer

Neu erschienen. In Leinwand gebunden M 10.–, in Liebhaberhalbfranzband M 12.50

„Richard M. Meyer führt uns so nahe an Nietzsche heran, wie noch keiner vor ihm."
Paul Schlenther (Berl. Tagebl.)

Ibsen / Der Dichter und sein Werk. Von Roman Woerner

2., auf Grund von Ibsens Nachlass neu bearbeitete Auflage. Zwei Bände. Gebunden je M 9.–

„Woerners Buch ist das beste und tiefste, das über den Dichter existiert."
Germanisch-romanische Monatschrift.

Moliere / Der Dichter und sein Werk. Von Max J. Wolff

In Leinwand gebunden M 10.–, in Liebhaberhalbfranzband M 12.50

„Man unterbricht die Lektüre nicht weniger ungern als die eines spannenden Romans."
Geheimr. Dr. Max Dreßler.

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung · Oskar Beck München

Digitized by Google

Verlag von GEORG STILKE in Berlin NW. 7

General von Schlichting
und sein Lebenswerk

Herausgegeben von

E. Freiherr von Gayl, General der Infanterie z. D.

28 Bogen Gross-Oktav, mit einem Bildnis Schlichtings und 4 Übersichtskarten

General von Schlichting hat sich durch sein epochemachendes Werk: „Taktische und strategische Grundsätze der Gegenwart" in der Militärliteratur einen bedeutenden und für lange Zeit geltenden Namen gemacht. Er ist der Vertreter und Vorkämpfer Moltkescher Kriegskunst gegenüber den Strömungen, die auch heute noch Napoleonischen Vorbildern für die Heerführung den Vorzug geben, und hat es in dem besagten Werke mit anerkanntem Erfolg unternommen, ein für die Neuzeit geltendes Lehrbuch vom Kriege im grossen wie im kleinen zu schreiben. Ist dies ein bleibendes und grosses Verdienst unseres Generals, so ist daneben doch namentlich auch **die Art vorbildlich, wie er seine Truppen ausbildete und seine Offiziere belehrte und förderte.** — Es ist aus dem Nachlass des Generals aus zahlreichen Briefen, Manuskripten etc. zusammengestellt und in 6 Abschnitte geteilt: Schlichtings mititärische Bedeutung, sein Wirken in der Zeit bis zum Regimentskommandeur, als solcher und als Chef des Generalstabs des Garde-Corps, als Divisionskommandeur, als kommandierender General XIV. Armeekorps und im Ruhestande. — Wir sehen ein langes, unermüdlich tätiges, äusserst vielseitiges Soldatenleben sich abspinnen, das die höchste Sympathie und gleichzeitig lebhaftes Interesse erweckt und

jedem Offizier als ein Vademekum bei seiner eigenen Tätigkeit empfohlen

werden kann; denn es wendet sich so gut an den jungen Offizier, wie an den gereiften General und selbst an den Feldherrn. Es enthält höchst beachtenswerte Ausführungen über alle grossen militärischen Fragen, wie über alle Ausbildungsprobleme, es gibt die verschiedensten Uebungsanlagen für Kriegsspiele, Uebungsritte, Generalstabsreisen, Gebirgsübungen und Manöver und eingehende Besprechungen darüber, und beschäftigt sich im letzten Kapitel, im Ruhestande, vorwiegend mit kritischen, höchst geistvollen und belehrenden Bemerkungen zu allen grösseren militärischen Erscheinungen der Zeit bis 1909.

PREIS: broschiert **M.7.—**, im Halbfranzband **M. 9.—**

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Digitized by Google

Verlag von Georg Stilke,
Berlin NW. 7.

Märchenstrauß
für
Kind und Haus

Mit Bildern
von Prof. Paul Mohn

Quart-Format, 45 Illustrationen
in Chromolithographie mit Text
in farbigem Original-Einband.

Preis Mark 5,00

Elftes bis fünfzehntes Tausend

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Königl. Preuss.
230. Klassen-Lotterie

Zur **I. Klasse** Ziehung
12. u. 18. Januar 1914 empfehle

1/8	1/4	1/2	1/1 Lose
5.—	10.—	20.—	40.— M.

Stilke,
Königl. Preussischer
Lotterie-Einnehmer
Berlin W. 8, Unt. d. Linden 14.

Verlage von Otto Janke, Berlin SW. 11

Hans Janke: Umgestaltung der Welt. Preis 1.50 Mk., gebd. 2 Mk.

Das Gebiet der neuen deutschen Religion — des Monismus — ist noch zum großen Teil ein unbestellter Acker. Ein kurzes, ganz populär geschriebenes Buch, das in streng wissenschaftlicher Weise eine zusammenfassende monistische Weltanschauung gibt, fehlt heute noch ganz. Diesem Bedürfnis will das vorliegende Werkchen abhelfen.

Fedor v. Zobeltitz: Die Intriganten. Historischer Roman. 2 Aufl. Preis 4.— Mk., gebd. 5.— Mk.

Die Betrügereien des Abenteurers Clement, welche dieser streng historische Roman behandelt, haben dem König Friedrich Wilhelm I. viel Verdruß gemacht. Offenbar anfangs im sächsischen Solde des Ministers Flemming stehend, hatte es Clement verstanden, durch geschickt nachgeahmte Handschriften das volle Vertrauen des Königs zu gewinnen, so daß der sonst so sparsame Monarch ihn mit ungeheuren Summen als außerordentlichen Gesandten nach dem Haag sandte. Die Betrügereien kamen aber ans Tageslicht und der König ließ, wiewohl schweren Herzens — dem Abenteurer noch immer zugetan —, denselben am 18. April 1720 auf dem Neuen Markt in Berlin hinrichten.

Dietrich Darenberg: Die roten Riesen. Roman. Preis 4 Mk., gebunden 5.— Mk.

Es ist die Invasion der roten Riesen, der Fabrikschornsteine in den Bereich der Landwirtschaft; der Gegensatz und Kampf zwischen beiden. Mit ihnen ist eine neue Zeit angebrochen, die den „Stillen", „Schlafenden" ein grollender Mahner ist, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben. Gewaltige Herrscher sind die roten Riesen, Könige mit ehernem Willen, wie sie ein Volk in den Tagen des Elends erfleht, wenn Sein oder Nichtsein von der Schärfe des Schwertes und der Kraft der Faust abhängen. Aber der Ausklang des Romans ist harmonisch, denn der Verfasser sucht und findet eine Vermittlung zwischen beiden zum Wohle des Vaterlandes.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Digitized by Google

Neuerscheinungen der Philosophischen Bibliothek

1911—1913.

Die Ausgaben zeichnen sich aus durch ausführliche Einleitungen sowie zweckdienliche Anmerkungen und genaue Namen- und Sachregister.

Aristoteles. Politik. Neu übersetzt von Dr. theol. Eug. Rolfes. 1912. Preis M. 4.40, geb. M. 5,—

— **Drei Bücher über die Seele.** Neu übersetzt von Gymn.-Direktor Dr. A. Busse. 1911. Preis M. 2,20, geb. M. 2,70

— **Nikomachische Ethik.** Neu übersetzt von Dr. theol. Eug. Rolfes. 1911. Preis M. 3,20, geb. M. 3,80

Berkeley. Theorie der Gesichtswahrnehmung. Mit Vorwort von Prof. Dr. Paul Barth herausgegeben von R. Schmidt. 1912. . . . . Preis M. 3,20, geb. M. 3,80

— **Siris.** Herausgegeben von Dr. F. Raab. 1913. . . . . Preis M. 3,50, geb. M. 4,—

d'Alembert. Einleitung in die französische Enzyklopädie von 1751 (Discours préliminaire). Herausgegeben und erläutert von Dr. Eugen Hirschberg. 1912.
I. Teil: Text. Preis M. 2,50, geb. M. 3,—
II. Teil: Erläuterungen. . . Preis M. 1,50
} Beide Teile in 1 Band gebunden M. 4,50

Damaskios aus Damaskos. Das Leben des Philosophen Isidoros. Wiederhergestellt, übersetzt und erklärt von Rudolf Asmus. 1911. . . . Preis M. 7,50, geb. M. 8,50

Descartes. Ueber die Leidenschaften der Seele. Neu übersetzt von Dr. A. Buchenau. Mit dem Register der Gesamtausgabe. 1911. . . . . Preis M. 2,20, geb. M. 2,80

Fichtes Werke. Herausgegeb. von F. Medicus. 6 Bände. Preis je M. 7,—, geb. in Hfz. je M. 9,50

— **Staatslehre.** 1912. . . . . Preis M. 3,—, geb. M. 4,—

— **Sittenlehre von 1812.** 1912. . . . . Preis M. 1,60, geb. M. 2,20

— **Transzendentale Logik.** 1912. . . . . Preis M. 4,—, geb. M. 5,—

— **Drei Schriften über den Gelehrten.** 1911. . . . . Preis M. 3,—, geb. M. 4.—

— **Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre.** Mit Einleitung von F. Medicus. 1911. Preis M. 3,—, geb. M. 4,—

Fries. Philosophische Rechtslehre. Herausgegeben von der Jak. Friedr. Fries-Gesellschaft. 1913. . . . . Preis M. 2,50, geb. M. 3,—

Hegel. Schriften zur Politik und Rechtsphilosophie. Herausgegeben von Georg Lasson. 1913. Preis M. 7,—, geb. M. 8,—, in Hfz. geb. M. 9,—

— **Grundlinien der Philosophie des Rechts.** Mit den von Gans redigierten Zusätzen aus Hegels Vorlesungen neu herausgb. v. Georg Lasson. 1911. Preis M. 5,40, gb. M. 6,—, in Hfz. gb. 7,—

Herbart. Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie. Mit ausführl. Einleitung, herausgegeben von K. Häntsch. 1912. . . . . Preis M. 5,—, geb. M. 5,90

Kant. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. 5. Auflage. Neu herausgegeben von Karl Vorländer. 1912. . . . . Preis M. 3,80, geb. M. 4,40

— **Kritik der reinen Vernunft.** 10. Auflage. Neu herausgegeben von Th. Valentiner. Mit Sachregister. 1913. Ausg. A: auf Dünndruckpapier in biegsamer Leinwand. Preis M. 5,— Ausg. B: auf stärkerem Papier . . . . . Preis M. 4,60, geb. M. 5,—

— **Kleine Schriften zur Geschichtsphilosophie, Ethik und Politik.** In 2. Auflage neu herausgegeben von Karl Vorländer. 1913. . . . . Preis M. 3,—, geb. M. 3,60

— **Kritik der Urteilskraft.** 4. Auflage. Neu herausgegeben von Karl Vorländer. 1913. Preis M. 3,80, geb. M. 4.40

Kants Leben. Dargestellt von Karl Vorländer. 1911. Preis M. 3,—, geb. M. 3.60. Geschenkband M. 4,—

Lotze. Geschichte der Ästhetik in Deutschland. Mit Namen- und Sachregister. 1913. Preis M. 9,—, geb. M. 10.—

— **System der Philosophie.** Bd. I. Logik. Mit Namen- und Sachregister und ausführlicher Einleitung von Georg Misch. . . . . Preis M. 7,50, geb. M. 8.5.

— — Bd. II. Metaphysik. Mit dem Aufsatz: Die Prinzipien der Ethik. Namen- und Sachregister . . . . . Preis M. 7,50, geb. M. 8,50

Platon. Phaidon oder „Ueber die Unsterblichkeit der Seele" von Otto Apelt. 1913. Preis M. 1,80, geb. M. 2.4.

— **Gastmahl.** Neu übertragen und eingeleitet von Curt Hildebrandt. 1912. Preis M. 2,—, gb. M. 2.50. Luxusausgabe in Halbpergament M. 4,—

— **Philebos.** Herausgegeben von Otto Apelt. 1912. . . . Preis M. 2.80, geb. M. 3.40

— **Gorgias.** Neu übersetzt von Otto Apelt. 1913. . . . . Preis M. 2,40, geb. M. 3.—

Verlag von FELIX MEINER in Leipzig.

Digitized by Google

Soeben wurde der **II. u. III.** (Schluß-) **Band** ausgegeben von:

Graf Julius Andrassy

Sein Leben und seine Zeit

Nach ungedruckten Quellen von **Eduard von Wertheimer**

Preis beider Bände geh. M. 20.—, in Halbfranzband M. 25.—

Als vor zwei Jahren der I. Band dieses Geschichtswerkes erschien, machte er geradezu Aufsehen. Aus diesen beiden Bänden gewinnt man noch mehr als bisher die Ueberzeugung, daß hier nicht nur die Biographie eines bedeutenden Mannes, sondern geradezu eine

Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie

in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und darüber hinaus ein Stück europäische Geschichte geboten wird. — Daß Bismarcks Freundschaft mit Andrássy einen breiten Raum einnimmt, liegt in der Natur der Dinge und macht das Werk auch für reichsdeutsche Leser besonders interessant. Daneben werden die Kapitel, die die orientalische Frage und besonders Rußlands Verhalten im Jahre 1876 behandeln, bei der Aktualität, die diese Dinge heute wieder gewonnen haben, besonders interessieren, zumal hier zum ersten Male authentisch über diese Vorgänge berichtet wird.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Verlag von Georg Stilke, Berlin N.W. 7

Hans Karl von Winterfeldt

Des Großen Königs Generalstabschef

Von

A. von Janson

29 Bogen Groß-Oktav, mit einem Gravure-Bildnis Winterfeldts, einem faksimilierten Briefe und 16 Skizzen.

Das Buch schildert den bedeutendsten, leider zu früh gestorbenen Paladin Friedrichs des Großen und ergänzt die über letzteren und seine Kriege vorhandenen Werke in mehrfacher Weise. Ganz besonderes Interesse wird es für die Herren Offiziere des Generalstabes haben; denn Winterfeldt war, wenn auch ohne Titel, des Großen Königs Generalstabschef.

Digitized by Google

Neuigkeiten des Jahres 1913

Arthur Achleitner: Jagdparadiese in Wort und Bild. Schilderungen. Lexikon-Oktav. Mit 238 Abbildungen im Text. In Originaleinband M. 12.—.

Arthur Achleitner: Reisen im slavischen Süden (Dalmatien und Montenegro). Mit einem Bildnis Sr. Majestät des Königs von Montenegro in Lichtdruck. Oktav. In Leinen gebunden M. 7.—.

Arthur Achleitner: Themis und Diana. Erzählung aus Slavonien. Oktav. Elegant gebunden M. 5.—.

Anton Bettelheim: Biographenwege. Groß-Oktav. Mit 20 Abbildungen im Text. In Leinen gebunden M. 7.—.

Margarete Böing: Lotte von Brobergen. Geschichte einer Liebe in Briefen aus der Werther-Zeit. Nach Originalen herausgegeben. Oktav. In Leinen gebunden M. 3.—.

Hermann Freiherr von Egloffstein: Carl August während des Krieges von 1813. Oktav. Mit einer Abbildung. In Leinen geb. M. 4.—.

Benno Erdmann: Die Funktionen der Phantasie im wissenschaftlichen Denken. Oktav. Geheftet M. 1.20.

Prälat Dr. Engelbert Lorenz Fischer: Die populär- und wissenschaftlich-christliche Weltanschauung. Ein Buch zum Frieden für gebildete Kreise. Oktav. In Leinen gebunden M. 5.—.

Freiherr von der Goltz, Generalfeldmarschall: Der jungen Türkei Niederlage und die Möglichkeit ihrer Wiedererhebung. Oktav. Geheftet M. 1.—.

Georg Hirschfeld: Onkel und Tante Vantee. Roman. Oktav. In Leinen gebunden M. 5.—.

Ruth Waldstetter: Das Haus „Zum großen Kefig". Roman. Oktav. In Leinen gebunden M. 4.—.

Digitized by Google

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W., Linkstraße 16

Clara Viebig: Das Eisen im Feuer

Roman. Preis geh. Mk. 5,—; geb. Mk. 6,—; Büttenexemplar in Leder geb. Mk. 12,—

„Das Eisen im Feuer", aus dem Bismarck das Deutsche Reich schmiedete, Clara Viebig läßt es erglühen, bis es endlich zum großen Werke bereit liegt. Sie schenkte uns mit diesem Buche einen nationalen Roman; dem Deutschtum und zugleich sich selber zum bleibenden Denkmal. („Magdeburgische Zeitung.")

Hermann Stegemann: Die Krafft von Illzach

Roman. Preis geh. Mk. 4,--; geb. Mk 5,50; Büttenexemplar in Pergament geb. Mk. 12,—

Meisterlich schildert der Verfasser in diesem Werke die inneren Kämpfe und äußeren Lebensschicksale, die der Krieg von 1870/71 über eine Familie von starker Kultur und Eigenart brachte, eine Familie, die im Elsaß angesessen, nach Frankreich und Deutschland verwandtschaftliche Beziehungen gesponnen hatte. An epischem Aufbau, an Geschlossenheit der Handlung und Schönheit der Sprache hat Stegemann hier sein Höchstes geleistet. Wir dürfen den Roman ohne Uebertreibung als das reifste Werk eines echten und großen Dichters bezeichnen. („Die Gartenlaube.")

Nanny Lambrecht: Die tolle Herzogin

Roman. Preis geh. Mk. 4,—; geb. Mk. 5,50.

Jakobe von Baden, die tolle Herzogin, deren unruhiger Geist im alten Düsseldorfer Schlosse spukt und die Knabenphantasie Heinrich Heines mit geheimnisvollen Schauern erfüllt hat, ist die Heldin dieses Buches. Die leidenschaftliche, impressionistische Art der Schilderung der hervorragenden Künstlerin hebt das Werk weit hinaus aus der Reihe der üblichen historischen Erzählungen. Es ist ein durch und durch moderner Roman und von dem gewaltigen Hintergrunde hebt sich ab: das Schicksal einer schönen Frau von heute oder gestern, der viel verziehen wird, weil sie viel geliebt hat.

Lene Haase: Die märkischen Lienows

Roman. Preis geheftet Mk. 4,—; geb. Mk. 5,50

Dieses neue Werk der Verfasserin von „Raggys Fahrt nach Südwest" spielt zum großen Teil in der exklusiven Potsdamer Luft und den Wäldern der Mark. Nicht in der spannenden und figurenreichen Handlung liegt der Hauptwert des Romans, er ist vielmehr in der poetischen Verklärung, die die Verfasserin über die märkische Landschaft und die märkischen Bewohner auszugießen weiß, zu suchen. Es ist etwas von dem liebenden Auge Walter Leistikows in ihrer Landschaftsmalerei, etwas von dem milden verstehenden Herzen Theodor Fontanes in ihrer Menschenschilderung.

Die angezeigten Bücher sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Prospekte über unsere weiteren Neuerscheinungen direkt durch den

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W., Linkstraße 16

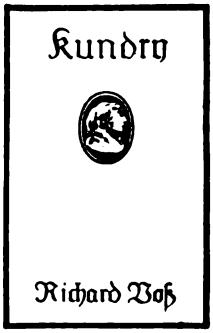
Digitized by Google

Neuigkeiten des Verlags J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart 1913

Elegant gebund. Mk. 5,—

Ein liebenswürdiges, ehrliches Buch voll reicher und bunter Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben, an dem jeder seine Freude haben und das sich besonders die Sympathie der Damen zu erwerben wissen wird.

Berlin. Tageblatt



Elegant gebund. Mk. 4,—

Gerade in diesem Wagner- und Parsifaljahr wird das Milieu dieses neuesten Romans des berühmten Dichters besonders interessieren. Die Flammen schlägt es aus dem von wilder Leidenschaft erfüllten Buch empor.

Elegant gebund. Mk. 5,—

Ein Meisterwerk phantasievoller Erzählungskunst und voll trefflicher Charakteristik. Der Leser hat eine Freude und einen Genuß an dem Buch, das sich weit über das Niveau der üblichen Romanliteratur erhebt.

Mannh. Generalanz.

Elegant gebund. Mk. 5,—

Wohl eine der besten und spannendsten Majoratsgeschichten, die je geschrieben worden sind! Prachtvoll derzig sind diese pommerschen Naturen gezeichnet, Typen, denen man im Leben schon oft begegnet zu sein glaubt.

Fünf neue Lebensbücher

Gesamtauflage der „Lebensbücher" jetzt über eine Viertelmillion

Ralph Waldo Trine

Vom köstlichsten Gewinn

10. Tausend. Eleg. geb. M. 2.—

Ein Buch religiösen Friedens, des frohen Gottvertrauens, das da vor uns liegt, so recht geeignet, den Menschen, der die Unvollkommenheit unseres Erdendaseins in etwas zu starken Dosen genossen, zu beruhigen, ihn wieder aufzurichten. — Das Buch ist aufs wärmste zu empfehlen.

Typographische Jahrbücher.

□□□

Gedanken vom Wege

Elegant kartoniert M. 1,—

Eine glückliche Auswahl von Perlen aus Trines „Lebensbüchern", die jeden Verehrer Trines erfreuen wird.

Dr. Heinrich Lhotzky

Vom Ich und vom Du

Gedanken über Liebe, Sinnlichkeit und Sittlichkeit

10. Tausend. Eleg. geb. M. 2,—

Das vorliegende Buch behandelt in einer mustergültig lichtvollen Darstellung eines der wichtigsten Probleme — man könnte es beinahe das menschliche Urproblem nennen. — Bei der großen Unklarheit, die hierüber in den meisten Köpfen herrscht, kann es nur größten Segen stiften, und wir möchten manchem Fanatiker wie auch manchem Gedankenlosen beiderlei Geschlechts, ja jedem ernsten Menschen wünschen, daß er sich von Lhotzky ein Stück Wegs geleiten läßt.

Orison Swett Marden

Der Angestellte wie er sein soll

Elegant gebunden M. 2,—

□□□

Der Prinzipal wie er sein soll

Elegant gebunden M. 2,—

Auch hier ist die Frische und Männlichkeit, die alle Schriften Mardens auszeichnet, die alte geblieben, aber die besondere Zuspitzung all der prächtigen Lehren und Mahnungen auf den Kaufmannsstand verleiht den Büchern doch noch einen eigenartigen Reiz gegenüber den früheren.

Digitized by Google

WALES

Resultat und gedruckte Einzelposten mit einem Blick sichtbar.

*

Korrekturen werden durch einfachen Druck auf die gewünschte richtige Taste vorgenommen — also keine Spezial-Korrektur-Tasten.

Das "Klarzeichen" garantiert für Genauigkeit; wird automatisch mit dem ersten auf die Schlußaddition folgenden Posten gedruckt.

*

Druckt in zwei Farben und in einer oder mehreren Kolonnen; automatische Queradditionen.

*

Für die mechanische Vollkommenheit der sichtbar selbstschreibenden "WALES, welche durch uns verkauft werden, wird

fünfjährige Garantie geleistet.

Die

WALES sichtbar selbstschreibende Additionsmaschine

arbeitet schneller als jede andere Additionsmaschine (durch Wettbewerbungen bewiesen).

*

Breite Bogen oder Papierrollen können wie bei der Schreibmaschine benutzt werden.

*

Einige der größten Käufer der Welt verglichen die Wales mit allen anderen Fabrikaten und kauften dann die Wales.

*

Modelle für alle Geschäftszweige mit Hand- oder elektrischem Antrieb.

Bitte verlangen Sie weitere Prospekte u. Anerkennungsschreiben über die Wales (unverbindlich für Sie).

Auf Wunsch kostenlose Probeaufstellung einer Ihren Arbeiten entsprechenden Maschine.

FABRIK UND HAUPTBÜROS:

THE ADDER MACHINE CO., WILKES-BARRE, PA., U. S.

HAUPTBÜRO FÜR EUROPA:

VINCENT A. DODIS, BERLIN C. 2, BURGSTRASSE 26.

Digitized by Google

HERRMANN HOFFMANN

BERLIN FRIEDRICHSTR. 50/51

Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14, Dresdenerstr. 43.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

BOUND IN LIBRARY

APR 25 1914

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03507 8271

Digitized by Google

Digitized by Google